

# DIE ROMANWELT

## INHALT






JAHRGANG V. HEFT No 52.

DAS VIERTELJAHR MK 3,75 DAS HEFT 30 PF

VITA

DEUTSCHES VERLAGSHAUS G·M·B·H·

BERLIN·W·50

VERLAG DER ROMANWELT


HB

# Die Romanwelt

## Zeitschrift

für die erzählende Litteratur aller Völker

Herausgegeben von

Felix Heinemann

## Fünfter Jahrgang

Zweiter Band

Berlin
VITA, Deutsches Verlagshaus
G. m. b. H.
1898.

# Inhalts-Verzeichnis.

## V. Jahrgang, II. Halbjahrsband.

### Romane, Novellen.



### Feuilletons.

## Allerlei.

JAHRGANG V. BAND II. 27. HEFT

DIE ROMANWELT

ZEITSCHRIFT FÜR DIE ERZÄHLENDE LITTERATUR ALLER VÖLKER

HERAUSGEGEBEN VON FELIX HEINEMANN

# Der Zug nach dem Osten.

Roman

von

**Franz Sperber.**

[1]

## I.

In der sengenden Glut des fast übernatürlich heißen Junitages lagen Park und Schlößchen von Buchenwalde im tiefen Schlummer da.

Die lange Reihe der halb hinter kriechendem Grün verborgenen und von innen verhängten Fenster sahen aus wie so viele festgeschlossene Augen, und die mächtigen Bäume des Parkes, an denen auch nicht ein Blättchen sich regte, schienen wie erstarrt im Banne des festen Schlafes, während die acht kleinen Fensterchen des Gärtnerhauses aus ihrer üppigen Umrahmung tiefroter, verwilderter Kletterrosen halb scheu, halb schläfrig hervorblinzelten.

Ein tiefes, sonores Summen von Bienen erfüllte die Luft, schlaftrunken gaukelten ein paar weiße Schmetterlinge herum, müde schlich ein kleiner weißer Pudel über die grasbewachsenen Steine vor dem Schlosse und legte sich alsbald nieder in dem Schatten einer großen Trauereſche, deren bis zur Erde herabhängende Zweige ein luftiges grünes Zelt bildeten, die Schnauze zierlich auf seine beiden Vorderpfötchen gelegt, bereit zu schlafen.

Sonst regte sich nichts.

Jenseits des schönen, schmiedeeisernen Parkgitters lag der große Gutshof fast ebenso schweigend da wie Park und Schloß.

Die Sonne brütete hier förmlich auf den weißen Pflastersteinen. Die beiden gewaltigen Kettenhunde hatten sich aus Furcht vor der großen Hitze in ihre höhlenartigen Löcher in der Parkmauer zurückgezogen und schauten von hier aus mit verbissenem Ingrimm dem winzigen Exemplar eines schwarzhaarigen Pudels zu, der sich unbekümmert um die Sonnenglut ganz ungeniert über den großen, beinahe noch vollen Futternapf seiner beiden fahnenflüchtigen Kollegen hermachte.

Es war das einzige im Hof sichtbare lebende Wesen.

Aus den Ställen, deren breite Thüren jetzt fast ganz geschlossen waren, ertönte ab und zu das Blöken eines Kalbes, das Brüllen eines Ochsen, das Wiehern eines Pferdes.

Scheunen und Schuppen standen verödet da. Die Leute mochten wohl alle draußen auf den Feldern sein.

Doch jetzt wurden die beiden Kettenhunde lebendig. Heulend und mit ihren Ketten klirrend, schossen beide wie auf ein gegebenes Zeichen so plötzlich aus ihren Höhlen hervor, daß der kleine schwarze Pudel dabei unversehens von dem einen einen kräftigen Tritt erhielt und jammernd ein ganzes Stück in den Hof hineinflog, wo er sitzen blieb und tückisch nach seinem Übelthäter, sowie nach dem so zwangsweise verlassenen Futternapf hinüberschielte.

Die Aufregung der beiden vierfüßigen Hofwächter war eine sehr natürliche gewesen.

Durch das breite Hofthor kam ein schäbiges kleines Mietsfuhrwerk hereingerollt, in dem außer dem Kutscher nur noch ein Mann saß, mit einer Reisetasche in der Hand.

Das Rollen des Fuhrwerks schien das ganze Besitztum aus seinem Dornröschenschlaf zu erwecken.

Aus dem Pferdestall kam ein halbwüchsiger Junge auf bloßen Füßen gelaufen.

Er hatte wohl im Heu oder Stroh geschlafen, denn er strich mit der einen Hand vorsichtig einige verräterische Halme aus seinem dichten, schwarzen Haarschopf hinweg, während er in der anderen seine graue Jacke hielt, noch unschlüssig, ob die Gelegenheit von genügender Bedeutung sein würde, um dieses Kleidungsstück anzulegen oder nicht.

An dem einen Fenster des Seitengebäudes zeigten sich die Köpfe einiger neugieriger Dienstmägde, und aus dem turmartigen Quergebäude in der Mitte des großen Hofes trat eine junge, nur wenig bekleidete Frau heraus, mit einem kleinen Kinde an der Brust.

Als er den barfüßigen Jungen erblickte, ließ der Fremde seinen Wagen halten.

„Ist der Herr Verwalter zu Hause?"

Der Junge kratzte sich den Kopf.

„Ich . . . weiß . . . nicht," sagte er schläfrig und langgedehnt.

„So sieh nach. Wo sind die Büreaux?"

„Da."

Der Junge wies nach dem Seitengebäude hin, das wie ein seitlicher Auswuchs des Schlößchens in den Hof hineinragte, und dessen um einige Stufen vom Boden erhöhte Eingangsthür so üppig von wildem Weingelände überrankt war, daß sie einem uneingeweihten Auge zunächst überhaupt unsichtbar blieb.

„Schön!"

Der Fremde stieg vom Wagen herab und bezahlte den Kutscher, worauf der sogleich wieder umwandte und ohne weiteren Gruß von dannen fuhr.

Hierauf nahm der Fremde sein Ränzel in die Hand und sagte zu dem Jungen in ziemlich befehlshaberischem Tone:

„Geh voraus und sieh nach, ob der Herr Verwalter im Büreau ist."

Der Ton schien dem Jungen einigermaßen zu imponieren, oder bestimmte vielleicht der Umstand, daß er das Büreau betreten sollte, seine Handlungsweise?

Genug, er fuhr jetzt, während er vor dem Fremden herging, rasch in seine Jackenärmel hinein und strich dann noch einmal wie suchend mit beiden Händen durch sein dichtes Haar, wobei er glücklich den letzten Strohhalm entfernte der sich darin noch befand.

Er schritt dem Fremden die vier hölzernen Stufen hinauf voraus, hob die Weinranken ein wenig empor, um ihm den Durchgang zu erleichtern, und sagte linkisch und mit unverfälscht polnischem Accent:

„Ich werd' mal nachsehen."

Der Fremde befand sich auf diesem kleinen Vorbau inmitten des dichten grünen Rankenwerks so völlig im Dunkeln nach dem blendenden Sonnenlichte draußen, daß er zuerst garnichts zu unterscheiden vermochte.

Erst nach und nach entdeckte er, daß hier zwei schmale, schlichte Holzbänke standen, und nahm mit einem hörbaren Seufzer der Erleichterung auf einer dieser Bänke Platz.

Gleich darauf klappten Thüren, ein junger Mann kam heraus. Er trug die lose graue Jacke und die hohen, festen Stiefel des Landwirts; sein Haar war strohfarben, sein Gesicht rund, frisch und ausdruckslos.

Er lüftete die Mütze vor dem Fremden und

verneigte sich kurz. „Inspektor Müller," sagte er, sich vorstellend.

Der Fremde erhob sich.

„Ist der Herr Verwalter zu Hause?"

Zum drittenmal stellte er die Frage, und noch immer hatte er keine Antwort darauf erhalten.

„Bedaure, nein; er ist vor zwei Stunden fortgeritten. Darf ich fragen, mit wem ich —"

„Jawohl."

Der Fremde fuhr instinktiv mit der Hand nach der Brusttasche, zog sie jedoch wieder zurück.

„Ich komme aus Posen," sagte er. „Mein Name ist Waldmann. Ich bin zur außerordentlichen Revision hergeschickt worden."

Die Augen des jungen Mannes waren ganz rund geworden vor Staunen.

„Außer — or — dent — liche Re — vi — sion," kam es fast stammelnd von seinen Lippen.

„Jawohl, sie ist angeordnet worden," der Fremde zuckte leise, wie entschuldigend die Achseln. „Ich weiß wohl, ich komme als ungebetener Gast; indessen — —"

Wieder zuckte er die Achseln.

„Oh bitte ... das ... das ... macht ja ... nichts ..." Der junge Inspektor konnte sich noch immer nicht erholen von seinem Erstaunen.

Dann war er mit einem Satz an den Stufen, die zum Hof hinabführten.

„Entschuldigen Sie. Ich ... ich ... will den Ober-Inspektor rufen."

Fort stürmte er in die Gluthitze hinaus.

Der Revisor sah ihm lächelnd nach. Dann schüttelte er den Kopf, und dann setzte er sich wieder nieder in den kühldunkeln Schatten des Weinlaubes.

Längere Zeit saß er hier allein, sein Ränzel neben sich. Auf dem Hof war völlige Stille wieder eingekehrt. Einmal nur hörte er ein Paar derber Holzpantinen auf den Pflastersteinen klappern; es war der Junge von vorher; die Holzpantinen hatte er angelegt, die Jacke jedoch wieder abgelegt; er schlenkerte sie wie vorher in der Hand und eilte mit hastigen Schritten dem Pferdestall zu, vermutlich, um sein vorher unterbrochenes Mittagsschläfchen fortzusetzen.

Der Fremde hatte die Augen geschlossen; den Kopf tief zurückgelehnt in das grüne Gerank, war er eben auf dem schönsten Wege einzuschlummern, als der Klang von Stimmen in nächster Nähe ihn wieder erweckte.

Eine weibliche und eine männliche Stimme:

„Was soll denn das heißen: außerordentliche Revision?" fragte eine strenge, herbe Stimme ... die der Frau. „Will man meinem Sohne etwa mißtrauen?"

Die Stimme klang halb klagend, halb vorwurfsvoll.

„Das ist wohl kaum anzunehmen, gnädige Frau," erwiderte die männliche Stimme. „Das müssen wir nun schon hinnehmen. Diese neuen Histörchen, die die Herren da in Posen ab und zu erfinden, schaden keinem Menschen was; am allerwenigsten dem Herrn Baron. Diesmal ist's 'ne äußerordentliche Revision, ein andermal ist's wieder —"

„— Was anderes. Ich weiß ... ich weiß," unterbrach die weibliche Stimme ungeduldig. „Eines aber sag' ich Ihnen, Herr Oberinspektor, ich kümmere mich um den Menschen nicht. Will ihn garnicht sehen. Und Sie können ja auch nichts mit ihm anfangen, bevor mein Sohn zurückkommt. Laß er warten. Wer weiß, ob es überhaupt ein Revisor ist. Hat er sich denn legitimiert? Vielleicht ist es irgend so ein —"

„Pst!" machte der andere. Und der Fremde, der neugierig ein wenig zwischen den Ranken hindurchlugte, sah, wie er zur Vorsicht den Finger warnend auf die Lippen legte.

Die Dame, von deren Gesichtszügen der Fremde unter dem großen, schwarzen Sonnenhut, den sie trug, nichts sehen konnte, schüttelte wie ärgerlich den Kopf.

„Was denn? Wo ist er denn?"

„Dort."

Der Oberinspektor wies mit dem Finger nach dem Versteck des solche Aufregung hervorrufenden Fremden.

„Äh! Meinetwegen."

Die Dame nahm ihr Kleid auf und ging

weiter über den Hof. Der Oberinspektor aber sprang schnell die vier Stufen hinauf.

Er war ein großer, starker, fast zu korpulenter Herr von sechs- bis achtunddreißig Jahren. Breitschultrig, starkknochig, langgliedrig, und etwas rot im Gesicht. Aber mit freundlichem, biederem Ausdruck in den hellblauen Augen.

Auch seine Begrüßung des Fremden war eine sehr freundliche.

„Guten Tag," sagte er. „Sie haben sich einen heißen Tag zur Fahrt ausgesucht ... hm ... Pardon," unterbrach er sich selber und verneigte sich leicht. „Damm ist mein Name ... Oberinspektor Damm."

Dabei streckte er dem Gaste die Hand hin.

Der hatte sich erhoben und ergriff die dargereichte Hand.

„Mein Name ist Waldmann. Ich komme aus Posen. Bin hergesandt zur —"

Wieder wollte er sein Sprüchlein hersagen, doch der große, dicke Inspektor winkte ab.

„Weiß, weiß, weiß schon alles. Unser kleiner Müller hat mir schon alles gesagt. Das 's 'n dummer Junge. Dem haben die Worte 'außerordentliche Revision' 'n förmlichen Schrecken eingejagt. Hahahaha!" Er lachte lange und laut. „Ganz schlotterbeinig kam er 'raus aufs Feld gelaufen, um mir's zu melden. Dummer Junge."

Er lachte wieder, spie aus, zog eine kurze Pfeife aus der Brusttasche, schob sie gewohnheitsmäßig zwischen die Zähne, obwohl gar nichts darin war, und begann daran zu kauen. Dabei musterte er den Revisor mit seinen hellen, freundlichen Augen.

„Ich bedaure unendlich," begann dieser noch einmal, „solchen Schrecken hervorgerufen zu haben."

Aber wieder unterbrach ihn der Inspektor.

„Schrecken? — wieso denn? Gar kein' Spur. Bei mir wenigstens nicht — na und die anderen —"

Er brach ab und fuhr mit der rechten Hand durch die Luft, als wollte er dabei andeuten, daß die überhaupt nicht mitzählten.

„Aber mordsmäßig heiß ist's hier," begann er dann wieder. „Wissen Sie was, Herr — Herr —"

„Waldmann."

„Waldmann. Ganz recht, also, Herr Waldmann, kommen Sie mit mir auf meine Bude; da ist's kühl und gut jetzt. Kommen Sie."

Er hatte während des Sprechens die leere, kurze Pfeife aus dem Munde genommen. Jetzt steckte er sie wieder zwischen die Lippen zurück, ergriff das Ränzel des Fremden und forderte ihn durch eine neue energische Handbewegung auf, ihm zu folgen.

Sie betraten den Hausflur, gingen etwa fünfzig Schritt diesen entlang, bogen um eine Ecke und blieben dann stehen.

„Hier ist's," sagte der Inspektor, „aber wahrhaftig, es ist so dunkel, daß man seine eigene Thürklinke nicht findet. Was die verflixten Weibsbilder bloß immer nötig haben, alles so dunkel zu machen!"

Er fuchtelte mit beiden Händen an der Thür herum.

„Wohl wegen der großen Hitze," meinte der Fremde.

„Wahrscheinlich — so —"

Er stieß die Thür auf, und sie traten ein in einen großen zweifenstrigen Raum, in dem, wie Herr Damm es vorausgesagt, Schatten und Kühle herrschten.

„So — nun machen Sie sich's mal bequem," sagte der Inspektor und warf gleichgiltig eine Handvoll Stiefel und andere Kleidungsstücke von dem großen, alten, schwarzen Ledersofa herunter auf die Erde.

„Bitte."

Wie um mit gutem Beispiel vorauszugehen, warf er sich mit solcher Wucht in eine Ecke des Sofas nieder, daß das alte Möbel ächzte und krachte.

Doch gleich darauf sprang er wieder empor. Trotz seiner Größe und Schwere war er ungemein beweglich.

„Was wollen Sie trinken?" fragte er den Fremden. „Es ist zwar nicht Kaffeestunde ... aber wollen Sie Kaffee haben, oder ziehen Sie Bier vor?"

Er ging dabei auf den langen, altmodischen Glockenzug zu, der an der dem Sofa gegenüberliegenden Wand hing.

„Aber ich bitte Sie," wehrte der Revisor

„Sie sind wirklich sehr freundlich . . . aber . . . nur keine Umstände meinetwegen.“

„Herrje! Das sind doch noch keine Umstände. Glas Bier oder Tasse Kaffee . . . na, was ist gefällig?“

„Nun, dann möchte ich wohl um ein Glas Bier bitten. Es war heiß unterwegs.“

„Das glaub' ich. Die Sonne brennt einem heut' was ordentliches auf den Pelz. Bring' uns Bier, Naska,“ sagte der Inspektor zu dem jungen Dienstmädchen, welches eintrat und gleich nach seinem Befehl auch wieder verschwand.

Keine fünf Minuten dauerte es, da standen die schäumenden Gläser vor ihnen, und die brennenden Zigarren erhöhten noch das Wohlbehagen dieser Stunde.

„Nun sagen Sie mal,“ begann Inspektor Damm die Unterhaltung wieder, „was fällt denn den Herren in Posen eigentlich ein? Wozu ist diese außerordentliche Revision? Ist's Ihnen an der ordentlichen nicht mehr genug?“

„Nein! Es soll von jetzt ab jährlich auch noch eine außerordentliche stattfinden.“

„Die nicht vorher angemeldet wird?“

„Nein . . . eben . . . ich mußte so . . . so ganz unvermutet ankommen.“

„So gewissermaßen als Überraschung . . . was?“

„Jawohl.“

Beide lachten.

Der Oberinspektor trank sein Seidel leer und schlug behaglich ein Bein übers andere.

„Na . . . uns kann's ja recht sein —“ meinte er dann gleichmütig. „Bei uns ist alles in schönster Ordnung; wie immer.“

„Wie immer!“ bestätigte schnell Herr Waldmann. „Es ist wirklich sehr . . . sehr anerkennenswert, wie gut der Herr Baron sich in die veränderten Verhältnisse hineingefunden hat. Wirklich. Man hatte das bei uns in Posen kaum erwartet.“

Der Oberinspektor machte auf einmal ein viel ernsteres Gesicht.

„Wieso? Warum hatte man das nicht erwartet?“

„Nun . . . ich bitte Sie . . .“

Der Revisor lächelte vielsagend und trank einen Schluck aus seinem Seidel.

„Ich versteh' schon,“ sagte der Oberinspektor. „Aber da möcht' ich doch wirklich fragen, warum, wenn man es nicht erwartet hat, man dem Baron Buchenwalde übergeben hat?“

„Nun . . . weil . . . man wird wohl gehofft haben . . . und dann auch . . . Die Kommission kam dem Baron gern entgegen . . . der Wunsch war ja doch auch so deutlich ausgesprochen worden, daß . . .“

„Daß die Herren von der Ansiedlungs-Kommission plötzlich ein menschlich Rühren fühlten und aus reiner Liebenswürdigkeit dem Baron Graach gefällig sein wollten. Nicht wahr?“ spottete der Oberinspektor. „Nein, mein werter Herr, nicht darum hat man ihm die Verwaltung von Buchenwalde übergeben, sondern weil man genau wußte, daß Baron Felix aus 'nem anderen Teig geknetet ist, als sein Vater und Bruder es gewesen. Und das beweist er doch auch, so wahr mir Gott helfe. Unermüdlich ist er, unermüdlich fleißig bei Tag und bei Nacht. Immer an der Arbeit. Weiß Gott, 'ne Schande ist's, wenn man das so mitansieht, daß . . . so . . .“

Oberinspektor Damm hatte sich ordentlich in Eifer geredet und brach nun plötzlich ab.

Herr Waldmann sah ihn fragend an.

„Wie? Sie nennen es eine Schande fleißig zu sein?“

„Nee, nee, so meint' ich es natürlich nicht . . . aber so . . . es ist doch wirklich so . . . da rackert sich der Mann nun ab, was nur das Zeug hält, 'n junger, forscher Mensch, und schließlich, wofür? Damit ihm das Gut je eher, je besser überm Kopfe weg parzelliert ist, und dann . . . na ja . . . dann hat er eben 's Nachsehen. So ist 's doch, und nicht anders.“

„So ist es . . . natürlich. Wenn man Beamter ist bei der Ansiedlungs-Kommission . . . da kann man natürlich auch nur deren Interesse verfolgen.“

Der Oberinspektor war aufgestanden und ging mit langen, wuchtigen Schritten im Zimmer hin und her.

„Interesse verfolgen! Interesse verfolgen!“ polterte er dabei. — „Das ist alles ganz gut und schön . . . jawohl . . . und . . . na ja . . . wir sind eben hier alle, wie Sie's ganz richtig nennen, Beamte von der Kommission, aber der Teufel

soll mich holen, Herr, wenn ich sagen sollt', daß mir die ganze Geschichte gefällt oder sympathisch ist. 'n Jammer ist's, wenn man das mitansieht, wie so 'n schöner, prachtvoller Grundbesitz in lauter kleine, elende Stückchen zerteilt wird! — Wenn Sie glauben, daß einem dabei nicht das Herz im Leibe sich umdreht! 's ist 'ne Sünd' und Schande! Das ist's! Wahrhaftig."

„Da kann ich Ihnen nicht Unrecht geben. Schade ist es schon um so ein famoses Gut wie Buchenwalde. Aber was wollen Sie? Wenn die Kommission ein Gut kauft, so thut sie's doch eben nur zu dem Zweck. Die Polen müssen 'raus ... Die Westdeutschen müssen 'rein! Hilft nichts ... es muß so sein."

Oberinspektor Damm zog ein großes, buntes Taschentuch hervor, wischte sich den Schweiß von dem großen, runden Gesicht und brach dann in ein lautes, gutmütiges Lachen aus.

„Zu dumm ... zu dumm! Sich bei der Hitze noch so zu ereifern."

Darauf nahm er wieder seinen vorherigen Platz in der Sofaecke ein und fragte völlig gutgelaunt:

„Na nu sagen Sie bloß mal, Herr Revisor, was sollen Sie denn eigentlich so recht hier revidieren?"

Herr Waldmann geriet ein wenig in Verlegenheit.

„Was? Nun ... so wie immer ... die Kasse ... und ... die ... Bücher ... und ..."

„Vielleicht auch 'n paar ausgekämmte Pferdehaare und 'n halb Dutzend Schweinsborsten ... zwei abgebrochene Stuhlbeine, paar Dutzend 'runtergefallene Tannenzapfen, oder ... na ja ... kann mir's schon denken; die Herren da oben in Posen ... hahaha ..."

Der Revisor rückte unruhig hin und her.

„Freilich, ein bißchen sehr genau sind die Herren ja, und das macht oft Schreibereien um rein garnichts ... da sitzt man manchmal so 'nen ganzen Tag, um irgend 'ne Kleinigkeit herauszurechnen ... ja ..."

Er seufzte.

„Ja, das kann ich mir denken," sagte Oberinspektor Damm, „so was von Kleinlichkeit ... da bei Birkenfeld neulich — Birkenfeld auf Neuhausen, Sie wissen ja ... da ist doch vor vier Wochen rein der Teufel losgewesen, von wegen drei Scheffel Hafer ..."

„Oh nein!" Der Revisor fuhr empor aus seiner Ruhe. „Da sind Sie denn doch schlecht unterrichtet, Herr Oberinspektor. Nicht drei Scheffel Hafer waren's, die auf Neuhausen fehlten, sondern — im Vertrauen selbstverständlich ... bei Herrn von Birkenfeld stimmte die Kasse nicht."

„Was Teufel? Ist das wahr?"

„Wenn ich's Ihnen sage. Und noch dazu war's nicht das erste Mal."

Der Oberinspektor schwieg sehr nachdenklich. Dann griff er nach seinem Seidel, guckte hinein, sah, daß nichts mehr darin war, schlug den blanken Deckel zu und warf sich in die Sofaecke zurück.

„Ich bin baff," sagte er.

Und man sah ihm an, daß er dies in der That war.

„Ja" — Herr Waldmann zuckte wie bedauernd die Achseln.

„Es ist 'ne böse Sache."

„Und ... und was für Folgen wird das haben?"

„Das ist ziemlich klar. Er wird zweifellos die Stelle verlieren."

Der Oberinspektor pfiff leise vor sich hin.

Doch er kam nicht dazu, seinem Erstaunen noch weiteren Ausdruck zu verleihen, denn das junge Mädchen, das vorher das Bier gebracht, erschien jetzt noch einmal und sagte:

„Es wird zu Tisch gebeten."

„Aha."

Der Oberinspektor zog die Uhr.

„Wirklich, schon eins durch. Weiß die Mamsell," wandte er sich an das junge Mädchen, „daß der Herr hier ist?"

„Ja. Es ist gedeckt für den Herrn."

Mit gleichgiltiger Miene wandte sie sich ab und ging.

„Na, dann kommen Sie man, Herr Revisor."

„Ach bitte ... nur ein wenig Wasser ... die Hände ... und auch die Kleider" — der Revisor blickte an seinem grauen Anzug herunter — „auf der Chaussee war ein Staub —"

„Ja, ja, kommen Sie man; hier nebenan in meiner Schlafstube."

Der Oberinspektor führte den Revisor in das andere Zimmer, und während beide damit beschäftigt waren, die Hände zu waschen und die Kleider abzubürsten, wobei sie einander gegenseitig einen gefälligen Bürstenstrich verliehen, klärte der Oberinspektor den Fremden über die Gesellschaft auf, in die er nun gleich treten sollte.

„Kennen Sie die alte Baronin? Nein? Na, dann werden Sie was erleben. Gott soll mich strafen, wenn es auf dem ganzen Erdboden noch 'n zweites, so verdammt stolzes, ewig unzufriedenes, keifendes Weibsbild giebt. Der wahre Deiwel in Unterröcken. So kann man sie gut nennen. Wenn Sie eben Glück haben, bändelt sie gleich mit Ihnen an. Ich steh' gut mit ihr. Vor mir hat sie Respekt. Aber den Inspektor, unsern dummen kleinen Müller, den hat sie auf 'm Korn. Fast alle Mittag kriegt der sein Fett ab. So gewiß wie's Amen in der Kirche."

„Muß ja 'ne liebenswürdige Dame sein!"

„Jawohl . . . liebenswürdig! Liebenswürdig ist anders. Aber wieso soll sie denn auch liebenswürdig sein? Hat sie garnicht nötig. Sie ist die Baronin Graach, geborene Gräfin Dombrowska, was hat so 'n Hochgeborene es wohl nötig, zu gewöhnlichen Sterblichen liebenswürdig zu sein? Na . . . was soll denn das? Ist was los?" rief er nach dem andern Zimmer hin, als man dort laut und vernehmlich an die Thür klopfte.

„Fräulein läßt sagen, Sie möchten zu Tisch kommen, gnädige Frau wär auch schon da," erscholl die Stimme Naskas.

„Herrjeses, ja; wir kommen ja schon. Na kommen Sie man, sonst blüht Ihnen am Ende doch was Nettes zum ersten Empfang."

Fast mit Gewalt schleppte er den Revisor aus dem Zimmer. Der wollte sich noch sträuben.

„Muß ich denn eigentlich mit an den Tisch?" fragte er beinahe zaghaft.

„Na nu . . . was soll denn das heißen? Wo wollen Sie denn sonst was zu essen herkriegen? Hotels und Restaurants giebt's hier in der Gegend keine."

„Mir kommt's so vor, als hätte ich vorher im Vorbeifahren so was wie 'nen Gasthof gesehen."

„Schöne Spelunke das! Außerdem kriegen Sie da jetzt keinen Bissen mehr. Er ist vermutlich besoffen . . . und sie auch so gleich nach Tisch. Und der Baron möcht' mich schön ansehen, wenn ich Sie da hingehen ließe. Nee, nee, kommen Sie man mit mir, beißen Sie ruhig in den sauren Apfel 'rein."

Sie gingen zusammen den langen Gang hinab, blieben vor einer Thür stehen, an die der Oberinspektor kurz klopfte, bevor er sie öffnete, und betraten das Speisezimmer.

Herr Waldmann war durch die Worte des großen Oberinspektors thatsächlich so sehr eingeschüchtert worden, daß er kaum den Mut hatte, den Kopf zu erheben und die Gesellschaft zu mustern, in deren Gegenwart er sich so plötzlich befand.

Erst als er hörte, daß Damm vorstellend seinen Namen mehrmals hintereinander nannte, verbeugte er sich mechanisch jedes Mal.

Und dann, froh sich endlich setzen zu können, nahm er den Platz neben Damm ein, den dieser ihm anwies. Während er seine schon vor ihm stehende Suppe rasch und hastig auslöffelte, musterte er verstohlen die Gesellschaft. Der Stuhl ganz oben am Tisch, vermutlich, wie er sich dachte, der Platz des Hausherrn, war leer.

Rechts davon saß die alte Baronin, der 'Deiwel in Weiberröcken', wie der Oberinspektor sie vorher genannt. Sie sah in ihrem schwarzen Kleide, mit schwarzem Spitzenhäubchen auf den ganz grauen Haaren, sehr würdig und vornehm aus, und da sie mit dem Rücken gegen das Fenster saß, konnte der Revisor nicht den harten, stechenden Blick ihrer großen blauen Augen, sowie den herben, verachtungsvollen Zug um den schmalen, festgeschlossenen Mund sehen, der ihm die vorherige Erläuterung des Oberinspektors bestätigt haben würde.

Ihr gegenüber, auf der anderen Seite des Hausherrn, saß ein ältliches Fräulein, der gewöhnliche Typus einer Anstands- oder Gesellschaftsdame. Sie war lang, hager und vierzigjährig,

mit dünnem, blondem Haar, zwei seitlichen Zahnlücken, die man gewahr wurde, wenn sie lachte, und künstlich rotgefärbten Wangen.

Sie war eine Cousine der Baronin, Cousine in sechster oder achter Linie; gerade weitläufig genug verwandt mit der adelsstolzen Dame, um von ihr schon in die Stellung einer Bediensteten verwiesen werden zu können, doch nicht zu weitläufig, um von dem Haus- und sonstigen Gesinde immerhin noch als Familienmitglied angesehen und respektiert zu werden.

Es folgte dann auf der rechten Seite der Baronin, auf der linken ihrer Cousine, ein künstlich hergestellter, ziemlich breiter Zwischenraum; und jenseits dieses Zwischenraums waren die Plätze des jungen Inspektors Müller, der Wirtschaftsmamsell, Fräulein Born, des Oberinspektors, der dem Hausherrn gegenüber am unteren Ende der Tafel saß, sowie eines mittelgroßen, schmächtigen Mannes mit schwarzem Haar, schwarzen Augen, schwarzem Schnurrbart, glattrasiertem Kinn und Wangen, und auffallend kleinen Händen, mit denen er fast damenhaft zierlich mit Messer, Gabel und Löffel beim Essen hantierte.

Dieser Herr, dessen Äußeres des Revisors Augen fortwährend auf sich zog, wurde ihm vorgestellt als Herr von Kornatschewski. Was er außerdem noch sei, konnte der Fremde sich nicht sogleich zurechtlegen; nachher erst erfuhr er, daß sein Vater ein intimer Freund des alten verstorbenen Barons gewesen; aus welchem Grunde der junge Baron ihn in Buchenwalde aufgenommen habe und ihn hier nun durchfüttere.

Sprechen that während dieses Mahles eigentlich niemand als der Oberinspektor, der, unbekümmert um das eisige Schweigen der Baronin, bald an diesen, bald an jenen das Wort richtete.

„Nach Tische müssen Sie sich den Park hier ansehen," sagte er zu dem Revisor. „Er ist sehr schön. Famose Baumgruppen darin."

„Ich habe davon gehört. Er soll sehr schön sein," erwiderte der Revisor.

Die alte Baronin heftete ihre hellen, stechenden Augen zum erstenmale voll auf den Fremden.

„Der Buchenwalder Park war eine Berühmtheit," sagte sie.

„Gewiß, gewiß," beeilte der fremde Gast sich ihr beizustimmen. „Ich habe schon sehr viel davon gehört — sehr viel."

Doch wenn er gedacht hatte, ihr mit seinen Worten zu schmeicheln, ihr überhaupt irgend welchen Eindruck zu machen, so sah er sich getäuscht, denn noch während er sprach, wandte sie den Kopf wie gelangweilt hinweg von ihm und sagte leise etwas zu ihrer Gesellschafterin.

Hierauf wandte sie ihre eisigen, seltsam starren Augen auf den Inspektor Müller, der anscheinend durch ihren Blick erschreckt ein riesiges Stück Brot so rasch und gewaltsam hinunterzuwürgen versuchte, daß er puterrot im Gesicht wurde und einen solchen Erstickungsanfall bekam, daß er hustend und prustend, die Serviette vor dem Gesicht, aus dem Zimmer eilte.

Die blauen Augen, die diese entsetzliche Wirkung ausgeübt hatten, richteten sich nun auf den Oberinspektor, der über den komischen Zwischenfall so herzlich lachte, daß er sich fast schüttelte.

„Ich sah heute früh um fünf wieder den rotbraunen Ackergaul schweißbedeckt im Hof herumgeführt werden," sagte die Baronin, „der Junge führte ihn. Was hat das zu bedeuten? Ich habe den Bengel im Verdacht, daß er heimlich reitet. Sie sollten sich wohl etwas mehr darum kümmern, Herr Oberinspektor, denn jedenfalls wissen Sie doch garnichts davon."

„Im Gegenteil, gnädige Frau, ich weiß es ganz genau," antwortete der Oberinspektor, um dessen Mund immer noch ein Lächeln zuckte. — „Aber es ist nicht der Marcel, der ist unschuldig daran."

„Wer hat denn den Ackergaul geritten?"

„Ach — bloß der kleine Inspektor. Unser Müller ist's. Er sitzt noch nicht allzu fest im Sattel. Da läßt er sich jeden Morgen vom Januschewsky Reitstunde geben."

„Ah so! Und Sie haben das genehmigt?"

„Jawohl, gnädige Frau."

Die hellen, scharfen Augen flogen zu dem Platz des jungen Müller hinüber, und es war ganz unzweifelhaft, daß er jetzt 'sein Fett abgekriegt haben würde,' wie der Oberinspektor es nannte, wenn sein Stuhl nicht glücklicherweise leer gewesen wäre.

So wanderten denn die scharfen Augen weiter und blieben endlich auf dem Antlitz des Fremden haften.

„Werden Sie lange hier bleiben?“ fragte die Dame in einem Tone, als hätte sie lieber gesagt: ‘Machen Sie doch schon endlich, daß Sie wieder rauskommen.’

„Ich — ich —“ Der Revisor war ein wenig schüchtern und geriet bei dieser Frage und diesem Blick beinahe in Verwirrung.

Doch der Oberinspektor kam ihm zu Hilfe.

„Einige Tage wohl. So lange dauert die Revision ja immer,“ sagte er.

„So? Ein paar Tage?“

Die Baronin nickte hochmütig.

„Nun, bevor mein Sohn zurückkommt, können Sie ja natürlich nicht beginnen. Und vor dem Abend wird er schwerlich zu Hause sein.“

Nach dieser tröstlichen Bemerkung erhob sich die Dame, ein Zeichen, daß die Tafel aufgehoben war. Alles erhob sich mit ihr, verbeugte sich und sagte ‘Gesegnete Mahlzeit’, worauf sie, von ihrer Gesellschafterin gefolgt, hinausging.

Erst jetzt wagte Herr Waldmann es, sich ordentlich in dem Speisesaal umzusehen. Bis jetzt hatte er dagesessen wie erstarrt unter dem Bann der großen, kalten Augen.

Er sah nun, daß die lange Tafel in einem Speisesaal von wahrhaft fürstlichen Dimensionen stand.

Ein mächtig langer, weiter und hoher Raum, mit runder, kuppelartiger Erhöhung in der Mitte des Plafonds.

In der Mitte der einen Längswand befand sich eine sehr breite Doppelthür, deren zurückgeschlagene Flügel die Aussicht auf ein weites, sanft wogendes Meer von Grün eröffneten.

Schier unbegrenzt erstreckte sich dies Meer von Grün nach allen Seiten hin und floß weich hinüber in das strahlend lichte Blau des Horizonts.

Der Revisor starrte wie geblendet hinein in diese seinem an Stubenluft und Lampenlicht gewöhnten Auge so unendlich wohlthuende Farbenmischung, da tippte ihn der Oberinspektor leise auf die Achsel.

„Na, wollen wir mal ’rausgehen? Ich werd’ Ihnen ein paar schöne Punkte vom Buchenwalder Park zeigen.“

Sie gingen hinaus auf die den ganzen Saal entlang sich erstreckende, breite Sandsteinterrasse, von der eine schöngeschwungene Freitreppe in die grüne Wildnis hinabführte.

Herr von Kornatschewski ging mit ihnen.

Am Fuß der Treppe begegnete ihnen ein kleiner, gedrungener, kurzhalsiger Mann im langen, schwarzen Priesterrock.

Als er ihn erblickte, stieß der Oberinspektor einen leisen Pfiff zwischen den Zähnen hervor, und mit beinahe gesuchter Nachlässigkeit erwiderte er den Gruß des neuen Ankömmlings.

Als der Geistliche die Treppe und Terrasse überschritten hatte und im Saal verschwunden war, sagte der Oberinspektor:

„Das, Herr Revisor, ist unser wunder Punkt.“

„Wieso?“

„Das war Pfarrer Bruddowo.“

„Von Friedrichs-Aue?“

„Eben der.“

„Aha! Ja, ja . . . ich weiß . . . ich weiß!“

„Der Mann muß weg von hier.“

„Muß? Ja, du lieber Gott!“

Herr Waldmann zuckte die Achseln.

„Na ja . . . daß Sie persönlich vielleicht nichts dabei thun können . . . das will ich Ihnen gerne glauben . . . aber mal ’n Wort darüber reden in Posen . . . das können Sie ja wohl . . . was?“

„Das . . . ja . . . das könnt’ ich schon . . . aber ob’s was nützen würde?“

„Ja hm! Na aber . . . es geht hier so nicht weiter. Ganz entschieden nicht. Sie wissen doch . . . der Krawall neulich . . . der hat genug gesagt, mein’ ich. Das war ja doch wahrhaftig . . .“

Der Revisor machte eine leise abwehrende, fast flehende Handbewegung.

„Ach bitte, Herr Oberinspektor, ich möchte lieber nicht davon sprechen.“

„Nicht? Na, wie Sie wollen. Mir auch recht. Sprechen wir also nicht davon. Aber besser wird die Sache davon auch nicht werden, daß man sie totschweigt. Das können Sie mir glauben. Aber wie Sie wollen . . . wie Sie wollen . . . sprechen wir also nicht davon.“

Er ging einige Augenblicke schweigend neben dem Revisor her. Dann schien er unmöglich noch länger auf dem Herzen behalten zu können, was er sagen wollte, denn er polterte plötzlich los:

„Und helfen wird's ihnen doch nichts. 'Ran werden sie doch mal müssen. Den Kopf in den Sand stecken und so thun, als ob man nichts sieht von dem, was passiert, das ist ganz schön, und kann auch 'ne ganze Weile gehen, aber auf die Dauer hilft das alles nichts. An die Sache da müssen sie mal 'ran ... davor wird ihnen kein Gott helfen und auch kein Teufel ... und was den biederen Schwarzrock anbelangt, an dem wir da eben vorbeigingen, an dem werden sie dann nicht viel Freude erleben; das ist so sicher wie nur was."

„Ich weiß gar nicht, was Sie immer gegen unseren guten Pfarrer Brudbowo haben, Herr Oberinspektor," unterbrach ihn hier die ölweiche, sanfte Stimme des Herrn von Kornatschewski. „Er ist tüchtig in seinem Amt, er ... er ist sehr beliebt bei der Frau Baronin, das wissen Sie ja."

„Jawohl, das weiß ich," knurrte der Oberinspektor; und der Revisor merkte es ihm an, wie unangenehm ihm diese Kenntnis war.

Dann blieb er stehen und zog seine mächtige, dicke Taschenuhr.

„Wissen Sie," sagte er, „der Anblick dieses Kerls hat mir wieder mal alles verleidet. Und ich muß sowieso an die Arbeit. Es ist zwar heut' so 'n halber Feiertag ... dies verdammte Polackengesindel hat ja fortwährend so 'ne Ausrede bei der Hand, um dem lieben Gott die Tage wegzustehlen ... aber darum hab' ich doch immer feste zu thun. Wollen Sie sich den Park allein ansehen, oder wollen Sie jetzt lieber auf Ihr Zimmer gehen? Die Mamsell wird's inzwischen wohl haben herrichten lassen."

Des Revisors Blick hatte unwillkürlich das Gesicht Kornatschewskis gestreift, als Damm so unverblümt verächtlich von dem 'verdammten Polackengesindel' gesprochen, und das höhnische Lächeln, das dabei den Mund des Polen umspielte, hatte ihm nicht gefallen.

Damm jedoch that so, als wäre der Pole Luft für ihn. Er schien ihn überhaupt nicht zu beachten, sonst hätte er wohl die Frage stellen können, ob jener nicht Lust habe, den Fremden durch den Park zu geleiten.

„Scheinen nicht gut mit einander zu stehen, die Herren," dachte der Revisor und äußerte den Wunsch, sein Zimmer aufsuchen zu dürfen.

„Na, dann kommen Sie," sagte der Oberinspektor. „Servus, Herr von Kornatschewski."

Er wandte sich kurz auf den Hacken und marschierte mit langen Schritten davon. Der Revisor mußte fast laufen, um nur an seiner Seite bleiben zu können.

Sie gingen jetzt nach links um das Schloß herum, unter einem dichten, grünen Bogengang hindurch, über einen ehemals wohl schön gehaltenen, jetzt jedoch halb verwilderten Rasenplatz, an einem Teiche vorbei. Aus dem verschilften Wasser heraus drang ab und zu ein seltsam tiefer, glockenartiger Ton, dem stets in rhythmischem Abstande ein zweiter, etwas hellerer folgte.

Der Revisor blieb einen Moment stehen und blickte in die trüben Fluten hinein.

„Was ist das?"

„Kennen Sie's nicht? Das sind Unken."

„Ah! Das klingt ja ganz seltsam schauerlich."

„Finden Sie? Bah, nur für den, der's nicht gewöhnt ist."

Sie schritten weiter.

„Übrigens," begann der Oberinspektor wieder, „können Sie auch recht haben. Vielleicht hat das Unkengeschrei wirklich was Schauriges an sich. Alte Weiber behaupten ja sogar, daß die Unken in diesem Teich nur dann so jämmerlich schreien, wenn Buchenwalde ein Unglück bevorsteht."

Er lachte.

„Oh!"

Der Revisor zuckte die Achseln; und das 'oh' von seinen Lippen hatte fast bedauernd geklungen.

„Glauben Sie etwa daran?" sagte er ziemlich überlegen. „Das sind doch natürlich alles bloß Ammenmärchen."

„Hm! Wie man's nehmen will. Ihr Stadtmenschen, ihr könnt natürlich an so was nicht glauben. Ihr seid überhaupt alle so verdammt gescheit und blasiert. Ihr wißt natürlich alles am besten. Wer so wie unsereins immer nur draußen in der Natur lebt, der glaubt doch, wenn er auch noch so alt wird, bis zu seinem Ende an dies und jenes Ammenmärchen."

„Soso! Nun ... dann müßte Buchenwalde jetzt ein Unglück bevorstehen."

„Ich will Ihnen was sagen, Herr Revisor.“

Der Oberinspektor blieb stehen, wie um so eindringlicher reden zu können.

„Wenn ich das Unkengeschrei sonst auch nicht weiter viel beachte ... man ist ja doch schließlich kein altes Weib ... so ist mir doch so was ... wissen Sie was? ich bin ein offener, ehrlicher Kerl, und red' immer frei von der Leber weg ... Ihr unerwarteter Besuch heut' ... der will mir nicht so recht gefallen.“

„Sie meinen doch nicht, daß ich Buchenwalde ein Unglück brächte?“

Auch der Revisor blieb jetzt stehen.

Der Oberinspektor furchte seine starken, buschigen Brauen und sah ihn fest an.

„Bringen Sie keines?“

„Ich denke nicht. Ich habe allerdings den Auftrag, über einige ernste Dinge mit dem Baron zu sprechen. Aber ein Unglück? Oh nein. Denn wenn Baron Graach der vernünftige Mann ist, als der er mir geschildert wurde ... so wird er mit sich reden lassen.“

„Was Teufel vernünftig! Natürlich ist er vernünftig. Das heißt, notabene so vernünftig, wie ein heißblütiger, feuriger Mensch von achtundzwanzig Jahren eben sein kann. Wunder fallen keine vom Himmel 'runter ... und Baron von Graach ist eben auch keines ... dagegen ist er ... horch ... was ist das?“ Er horchte nach dem Hofe hin. „Mir scheint, er kommt schon. Die Hunde schlagen an.“

Beide horchten auf.

In der That hatten die beiden Kettenhunde jetzt wieder ein mächtiges Geheul angestimmt, in das sich das helle Kläffen einiger kleinerer Hunde hineinmischte ... Das ganze mochte Freude, mochte auch Wut ausdrücken ... jedenfalls bekundete es eine gewaltige Aufregung unter dem Getier ... und durch diesen Lärm hindurch vernahm man die festen Hufschläge eines Pferdes auf dem Pflaster des Hofes.

Dann eine Stimme, kräftig, jung, metallreich:

„Was ist denn das wieder mal für 'ne verfluchte Schweinerei, Kerls? Seit wann werden die besten Leiterwagen genommen, um den Dünger zu fahren? Ist's noch nicht genug an den sechs Düngerwagen? Was? He ... und warum kommt denn der Bengel nicht, mein Pferd halten? Was — du verflixter Teufelsjunge, du! warum warst du nicht sogleich da? Seit wann ist's Sitte geworden, daß ich auf dich zu warten hab'? He? Warte ... du!“

Dann hörte man eine Gerte durch die Luft sausen ... und gleich darauf den schrillen Aufschrei eines Jungen.

Der Oberinspektor hatte ein breites Schmunzeln um die Mundwinkel.

„Der hat sein Fett weg,“ sagte er. „Geschieht ihm ganz recht, dem faulen Bengel.“

Die beiden Männer hatten das Gitter erreicht, das vom Park in den Gutshof hinausführte; hier kam ihnen der Stallbube Marcel entgegen.

Mit der einen Hand führte er einen prächtigen Goldfuchs am Zügel, mit der anderen rieb er sich die Schulter, auf die wohl der Schlag von der Peitsche des erzürnten Herrn gefallen sein mochte.

Der Herr selbst aber, der hier so plötzlich und geräuschvoll wie ein Donnergott in den Hof hineingesaust kam und seine Donnerkeile ohne Zögern und Erbarmen niederfallen ließ, wo er einen Schuldigen bemerkte, stand noch immer mitten im Hof und hielt dem Kutscher — einem großen, stattlichen Manne mit imponierend langem Schnurrbart — eine lautpolternde Standrede, weil er den Stallbuben nicht scharf genug zu seinen Pflichtenan halte.

„Wer hat das Recht, seine Pflichten zu versäumen?“ zürnte er. „Erlaube ich's mir etwa? Warum also denn ihr? Müßt ihr's durchaus besser haben, als eure Vorgesetzten? Ich bitte mir aus, daß so was nicht wieder vorkommt. Ihr seid mir verantwortlich dafür, daß der Marcel thut, was zu seiner Arbeit gehört. Euch zieh' ich dafür zur Rechenschaft, wenn es nicht geschieht. Versteht Ihr mich, Januschewski?“

Der stattliche Kutscher wollte etwas antworten, vermutlich um sich zu rechtfertigen, doch der Herr schnitt ihm kurz das Wort ab:

„Genug. Ihr wißt nun Bescheid. Sorgt dafür, daß das nicht wieder vorkommt. So. Nun seht zu, daß er die Wanda gut abreibt. Sie ist schwitzig.“

Damit wandte er sich weg, und der Kutscher ging beschämt ab, quer über den Hof dem Stalle zu.

(Fortsetzung folgt.)

# Agnes Vittrup.

Roman
von
**Erik Skram.**

Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von **Mathilde Mann.**

[3]

Sie saßen noch immer in derselben Stellung. Es durchrieselte sie, fast zu ihrem Schrecken, ein Wohlbehagen, das den Rest der Qual von ihrem Herzen nahm. — — Es war wirklich der Friede des Augenblicks, der sie überkam inmitten all des —

„Ich entsinne mich noch,“ sagte er, „wie ich mich als junger Mensch, wenn ich Romane las, im stillen über die Männer lustig machte, die, weil eine Frau sie getäuscht hatte, das ganze weibliche Geschlecht mit ihrem Haß verfolgten. Das erschien mir so unlogisch. Und jetzt bin ich nahe daran gewesen, es genau so zu machen wie die Männer in den Romanen. Ich suchte eine Art Waffe gegen mich selber, als ich hier draußen das Bedürfnis empfand, mit Ihnen zu reden. Aber das geschah allerdings unter der Voraussetzung, daß Sie glücklich seien und in Harmonie mit sich selber lebten. Und nun helfen sie mir trotzdem.“

„Sie helfen auch mir!“

„Das war's, was ich so gern wollte.“

„— Lieben Sie die Dame nicht mehr?“ fragte sie.

„Ich weiß, daß ich sie jetzt nicht liebe, und daß ich sie nie wieder lieben kann; hätte sie mir gleich die volle Wahrheit gesagt, so hätte ich meine Verliebtheit zwischen den Fingern erstickt, wie kluge Ärzte die Mißgeburt ersticken, die sie zur Welt kommen sehen.“

„Ich glaube, Sie hätten gehofft, bis es unmöglich war, länger zu hoffen.“

„Das glaube ich nicht.“

„Solche Frauen können ja trotzdem lieben, — können es lernen, zu lieben.“

„Ja, das ist die Angst bei ihnen, hätte ich beinahe gesagt, die letzte Angst, — denn nur sehr wenige von ihnen kommen ins Himmelreich. Und dann geschieht es nicht durch meine Hilfe! — Ich meine, daß allemal der, der hinterher kommt, den Lohn erntet. Das war gerade die Tragödie bei meinem kleinen Bruder, daß er die Hoffnung nicht aufgeben konnte.“

„Darin besteht wohl das Geheimnis der Liebe.“

„Das müssen Sie nicht sagen, Fräulein Agnes. Die Liebe sollte doch etwas Gesundes sein. Sie meinten vorhin, daß sie Glück schaffen müsse. Ich will sagen, sie muß Gegenliebe schaffen. Kann sie das nicht, so muß sie sterben! — Ich traure über meine tote Liebe. Das darf ich, das ist natürlich, das kann mir im Laufe der Zeit vielleicht sogar Nutzen bringen. Aber gegen mein Wissen, gegen Sinn und Verstand zu lieben, — das ist ja krankhaft! — Krank will ich nicht sein.“

Er erhob sich ziemlich schnell. Sie folgte langsamer seinem Beispiel.

„Ich habe ein Gefühl, als wenn ich nicht wieder gesund werde,“ sagte sie und nahm seinen Arm. „Aber wir müssen jetzt hinaufgehen, Fenger, es ist schon spät.“

Sie gingen wieder unter die Bäume, in die Dunkelheit hinein.

„— — Ich finde, Sie sollten versuchen, wieder gesund zu werden,“ sagte er. „Das Leben ist so jung!“

Dieser Vorschlag kam im Dunkeln zu ihr, getragen von dem Klang seiner Stimme und von dem Druck, den sie von seinem Arm empfand, ruhig wie die Stille der Augustnacht selber.

„Ich habe, wie Sie, den Wunsch, gesund zu sein,“ sagte sie. „Aber darüber bestimmt man nicht.“

„Doch, ein wenig,“ erwiderte er. Und abermals waren sie draußen in dem offenen Raum unter den Sternen, wo der Rasen sich vor der

Terrasse ausbreitete. Es knisterte förmlich Licht von dem schwarzen Himmel herab.

Am Fuß der Treppe gab sie seinen Arm frei, stieg ein paar Stufen vor ihm hinan und wandte sich um, indem sie flüchtig ihre Hand, sich stützend, auf seine Schulter legte.

„Gute Nacht, Fenger, ich gehe jetzt direkt in mein Zimmer."

„Gute Nacht, Agnes," sagte er und drückte ihre ausgestreckte Hand, „in der wirklich alten Zeit nannten wir uns beim Vornamen."

„Gute Nacht, Hugo, und vielen Dank für heute abend."

„Gute Nacht, Agnes, und — vielen Dank für heute abend."

Sie ging schnell die Treppe hinauf, während er unten stehen blieb, den einen Fuß auf die erste Stufe gesetzt. Er hörte ihren Schritt über die Terrasse hin, bis die Glasthür, die zu dem großen Korridor führte, geöffnet und geschlossen war. Dann begann er langsam hinaufzugehen.

* * *

„Nein, aber Fenger, wo sind denn Sie gewesen? Agnes läßt grüßen, sie hatte Kopfschmerzen, Römer ist aus dem Grunde verschwunden, — oder vielleicht war auch die Reihenfolge eine umgekehrte, ich weiß nicht mehr, wie es war. Aber welchen Grund hatten denn Sie, anderwärts als hier zu schwärmen, wenn ich fragen darf?"

Es war Frau Wanda, die Fenger lächelnd anhielt, als er gerade in den stark erleuchteten Rokokosaal treten wollte.

„Ich sehnte mich nach ein wenig Einsamkeit," erwiderte Fenger; „die Eindrücke hier oben wurden mir zu überwältigend."

An Frau Wanda von Rosens Seite stand der kleine dicke Rittmeister Holck von den Husaren und glänzte vor Champagner. „Fenger macht sich interessant," sagte er, „als ob wir anderen nicht unser ganzes Leben lang an unglücklicher Liebe gelitten hätten, ha, ha!" Sein Lachen waren zwei kurze Stöße, danach ein leises Blasen aus den Nasenlöchern, das einige Zeit anhielt. „Ich bitte Ew. Gnaden, überzeugt zu sein, daß es wahr ist. Sie glauben, daß ich ein munterer Soldat bin, eines Tages werden Sie hören, daß ich eine Dummheit begangen habe."

„Das wird mich nun gerade nicht sonderlich überraschen," meinte Frau von Rosen, noch immer lächelnd. „Sie haben mich schon früher darauf aufmerksam gemacht. Kommen Sie jetzt her und setzen Sie sich zu uns, Fenger, es ist fast eine Ewigkeit, seit wir zusammen gesprochen haben, und in einer kleinen Weile fahren wir. — Lieber Holck, was wohl mein Mann vor hat? Ob er garnicht daran denkt, aufzubrechen?"

„Ich will den Herrn Gemahl gleich einmal aufsuchen," erwiderte Holck und entfernte sich.

„Kennen Sie Holcks Dummheit?" fragte Frau von Rosen. „Mein Mann behauptet, es sei eine Schauspielerin. Aber der bedient sich stets zierlicher Umschreibungen, wir müssen sicher viel tiefer hinabsteigen. Arme Frau Holck! Aber jetzt zu Ihnen, Fenger, was ist denn Ihre Dummheit?"

„Muß ich denn durchaus eine haben?"

„Ich fürchte, ja! — Lieber Fenger, bedenken Sie, was ich gesagt habe: es ist nichts Besonderes an den Frauen."

„— Eine Hand, die sich plötzlich auf eine Schulter legt, kann etwas Besonderes sein —"

„Nehmen Sie sich in acht! Es sähe Ihnen ähnlich, daß Sie eines Tages plötzlich über die Barriere setzen. Sie sind zu lange Muttersöhnchen gewesen. Und irgend etwas ist da im Anmarsch. Der Herr Premierleutnant haben mir heute Abend nicht hübsch artig den Hof gemacht. — Und Sie antworteten zerstreut, als ich nach Tische fragte, ob wir auf das Vergnügen Ihres Besuches rechnen dürften."

Fenger starrte die schöne Frau an. Sollte er sich wirklich gezwungen sehen, die Gabe der Sprache zu benutzen, um diese langweilige Situation fortzusetzen?

Glücklicherweise kam ihm Kammerherr Fugl zu Hilfe. Elastisch, trotz seines Alters, wie ein glatthariger Luchs näherte er sich Frau von Rosen, indem er hastig über das Parkett hinglitt, schon im voraus den Rücken wie zum Sprunge krümmte und seine Beute in einem wirbelnden Tanz entführte. Fenger folgte ihnen mit dem Blick und wunderte sich über den Mut, der ihnen beiden aus den Augen strahlte.

Worauf hofften die beiden denn noch? Auf etwas mehr oder weniger raffinierten Genuß hier und da. Großer Gott, es war beinahe rührend, daß dieses kleine, zufällig arrangierte Tanzvergnügen sie so ergötzen konnte.

Er fühlte eine Hand auf seiner Schulter. Es war die des Hausherrn, des alten Gutsbesitzers, der seine gewohnte letzte Runde durch die Zimmer machte — seit Olyms Zeiten das Zeichen, daß jetzt alles aufhören müsse, daß man sich in seine respektiven Schlafräume zu verfügen oder wegzufahren habe: Der Befehl zum Anspannen war bereits erteilt. Die Wirtin saß auf ihrem Platz im Wohnzimmer und wartete auf die sich verabschiedenden Gäste.

Das Ehepaar Petträus stand plötzlich da, glühend vor Freude und Tanzergötzung.

„Es ist entzückend hier!" sagte die junge Frau, und Sie sind der beste Gutsherr in ganz Dänemark!"

Die Hand der jungen Frau in der seinen, verneigte der alte Herr sich zierlich:

„Lob von so frischen Lippen ist besser als ein Kranz auf meinem Grabe," sagte er lächelnd. „Schlafen Sie jetzt süß, Kind, und machen Sie mir die Freude, morgen früh zu mir hereinzukommen."

Es war die höchste Auszeichnung, der man auf Bustrup teilhaftig werden konnte, zu einem Morgenbesuch beim Gutsherrn aufgefordert zu werden. Frau Petträus verneigte sich tief errötend, und ihr Mann machte eine Verbeugung wie vor dem König. Am nächsten Morgen ging auf Bustrup die Sage, daß aus dem Zimmer, wo das Ehepaar Petträus spät eingeschlafen war, in der Stille der Nacht folgende Worte erklungen seien: „Nein, Karl, mein liebster Freund, jetzt muß ich aber wirklich schlafen, bedenk' doch, daß ich morgen früh zum Gutsherrn kommen soll."

Jägermeister Espe hatte dies Gerücht verbreitet, denn, wie er sagte, es thut dem Herzen gut, sich zu rächen, wenn man keine nächtliche Ruhe bekommen kann. Das junge Paar war neben ihm einquartiert worden.

Es war derselbe alternde Kavalier — von dem man sich übrigens erzählte, daß er sein Gut in feiner Wäsche durchgebracht habe, so geschniegelt und gebügelt war er, der, seit 'die kleinen Petträussens' angelangt waren, allabendlich zu Fenger flüchtete, um dort seine Schlafengehenszigarre zu rauchen.

„Ich kann mit dem besten Willen dadrinnen gewissen Anfechtungen nicht entgehen, denn mein Gehör ist tadellos, Sie müssen mir wirklich auf eine Stunde Obdach gewähren, lieber Fenger. Ich halte strenge darauf, la sérénité dans l'âme, einzuschlafen."

„Es fängt an, hier im Hause ein wenig sonderbar herzugehen," sagte er an diesem Abend, als er sich's im Schaukelstuhl bequem gemacht hatte, dessen knarrender Laut diskret seine Worte begleitete. „Was soll das heißen, daß Agnes mir nichts, dir nichts den Bescheid schickt, sie habe Kopfschmerzen, wenn so viele auswärtige Gäste da sind, wie es heute abend der Fall war? Der alte Vittrup muß doch ein wenig schlaff geworden sein, noch vor einem Jahr würde Agnes es nicht gewagt haben. Ich glaube, weiß Gott, dieser Maurermeister bringt es allmählich fertig, den Ton hier auf dem Gut zu verderben.

„Es ist auch wirklich eine Idee von Agnes, sich mit ihm zu affichieren. Es ist eine Mesalliance. Er ist ein Grobian.

„Ich hab' nichts dagegen, daß man uns allesamt für Narren hält, aber ich bitte mir aus, daß es mir auf anständige Manier mitgeteilt wird. Ich habe die Ehre gehabt, im Reichstag zu sitzen, es will mir scheinen, daß wir uns von den Herren auf der andern Seite nichts sagen zu lassen brauchen.

„— — Mit Römer komme ich übrigens sehr gut aus — er hat bei mir gebaut, meine Gläubiger hatten freilich das Vergnügen davon, — aber ich habe gehört, wie er den Landrat abgefertigt hat, als wäre es ein Stallknecht. Nun ja, der Landrat verstand kein Wort von dem, um das es sich handelte, aber wenn man aus dem Grunde unangenehm gegen unsern Beamtenstand sein wollte, müßte man sich ja förmlich ein grobes Maulwerk angewöhnen, und das schabet einem selber.

„Davon hat aber Römer keinen Begriff. — Ich verstehe Agnes nicht."

„Sie ist wohl von ihm auf gleiche Weise

gefesselt wie wir andern, — durch die Fahrt und die Kraft, die in ihm steckt. Und dann ist er ja ein schöner Mensch. Auf mich macht er einen liebenswürdigen und bedeutenden Eindruck."

„Ich sage nicht das Geringste gegen den Mann, wenn er nur nicht dazu gekommen wäre, diese sonderbare Rolle hier im Hause zu spielen. Es ist noch ein wahres Glück, daß er vor dem Alten bange ist, denn das ist er.

„Ich weiß nicht, auf welchem Fuß Sie mit der Poesie stehen, Herr Leutnant. — Ich schätze sie sehr. Nicht dies Gewäsch, das geschrieben wird. Ich meine diese wirklichen kleinen Feinheiten ringsumher, geheime Sachen, — große Dinge natürlich auch. Als Römer bei mir wohnte, dachte ich, daß ich einige Unterhaltungen über all das würde anknüpfen können, was man so lange schweigend mit sich herumträgt, bis es schließlich wahrscheinlich gar nicht mehr existiert. Ich hätte ebenso gut meinen Molkereiinspektor zu Tische einladen können. Das ist auch ein positiver Mann. — Sie wissen vielleicht, daß ich einen ganz leidlichen Weinkeller habe, — gehabt habe — meine ich. Wir tranken von den besten Jahrgängen. Das pflegt den Sinn für gewisse Gesichtspunkte empfänglich zu machen. Er trank tüchtig. Aber offen gestanden, ich fand, daß er ein Zänker war. So boshaft wie er über andere Leute sprechen konnte! — Nein, amüsant war er nicht. Ich wurde schließlich beinahe bange vor ihm. — Arme kleine Agnes, — er frißt sie eines schönen Tages mit Haut und Haar auf. Sie ist in ihrem Leben viel zu mutig gewesen. — — Er ist ein Grobian.

„Und dann ist bei dem Ganzen gleichsam etwas Forziertes. Ich habe ja Agnes von ihrer Geburt an gekannt. — Entsinnen Sie sich ihrer wohl noch als kleines Mädchen? Sommersprossig und ziemlich naseweis, — aber weich. Sie ist von ganz anderm Stoff als er. — Sie hatte eine Warze am Halse, nach der rechten Schulter hin; wie die sie im Heranwachsen quälte! Sie träumte natürlich wie alle Mädchen davon, schön zu werden. Das ist sie übrigens auch geworden, — welch eine Figur! Was sagen Sie dazu?"

„Auf mich wirkt sie außerordentlich anziehend."

„Ja, das ist das rechte Wort! Stoßen Sie den Maurermeister vom Thron, lieber Freund! Es wäre doch ein Jammer, wenn die Hälfte der Erbschaft in die Tasche des Feindes wandern sollte. — Sie hat die Sache verkehrt angegriffen. Es ist kein Sinn darin, daß ein junges Mädchen in ihren Verhältnissen hingeht und 'modern' wird. Wenn man da geboren ist, wo Agnes geboren ist, soll man sich einigermaßen den Dingen unterordnen, so wie sie sind. Ich habe ihr das auch gesagt. Auf das Unglück, das dann kommt, verstehen sich ja alle, sie mit eingerechnet, und dann ist es keine Kunst zu helfen. Aber wenn sie erst über die Stränge schlägt, wer soll dann helfen? Kein Mensch versteht auch nur das Geringste von der ganzen Sache. — — Wenn es durchaus sein mußte, hätte sie sich ja längst verheiraten können. Es giebt hier doch Idioten genug, die sich für den Zweck eignen."

„Haben Sie Agnes den Rat gegeben?"

„Beinahe."

„Hatten Sie Glück damit?"

„Nein."

Fenger saß schweigend da. Auch der Jägermeister schwieg lange.

„Es ist eine ganze Reihe von kleinen Eigenschaften, die Agnes abgehen," sagte er endlich, „nämlich die, mit denen die jungen Damen sich durchschlagen. Hat man die nicht, so geht es einem in der Regel schlecht. Man kann von Bustrup sagen, was man will, — und es giebt Menschen genug, die von dem Ton und von der Familie hier Schlechtes reden, — ich halte große Stücke auf das Haus, man verdummt hier nicht; aber einen Fehler hat der Alte gehabt, und wohl auch sein Vater vor ihm, — sie glauben, daß Bustrup der Mittelpunkt der Welt ist, und daß die Leute sich eventuell ihre Anschauungen von hier holen werden. Aber das thun sie nicht. Agnes wird eines Tages große Enttäuschungen erleben, bei der Erziehung, die sie bekommen hat. Die Menschen sind über einen ganz andern Leisten geschnitten, als sie meint, und in sofern ist es allerdings ziemlich gleichgiltig, worauf sie verfällt, ob sie sich mit dem jungen Grafen Kaas verheiratet, wie es einmal hieß, oder mit Römer. Aber ich bin dafür, daß wir da bleiben sollen, wo unsere Nase hingehört. Nichts ist auf die

Dauer unleidlicher, als zwischen Leute zu geraten, die anders riechen, als man erwartet hat. Das führt immer zum Schlimmen.

„Ich machte in meinen jungen Tagen einmal einen Versuch, liberal zu werden, — der Geruch hinderte mich daran.

„— — Nun, es ist ja übrigens ziemlich gleichgiltig, was wir darüber reden. Das Leben geht seinen Gang, — Agnes bekommt ihren Knacks, — den bekommen wir alle. Es handelt sich dann nur darum, es so einzurichten, daß man ihn da bekommt, wo man ihn vertragen kann.

„Agnes bekommt ihn ins Herz, und dahin hätte sie ihn eigentlich nicht haben sollen.

„Ich will heute abend versuchen, in einem der Betten des reichen Gutsherrn einzuschlafen. Es würde mir besser gepaßt haben, wenn der reiche Gutsherr in einem meiner Betten geschlafen hätte.“

* * *

Als Jägermeister Espe eine halbe Stunde später Gutenacht gesagt hatte, blieb Fenger an dem offnen Fenster stehen. Er schaute zu den Sternen empor und wunderte sich, daß sie nicht mehr beruhigend auf sein Gemüt wirkten. Er war ja doch fertig mit der Geschichte.

Es war nicht sicher, daß Agnes einen Knacks bekam.

Das Leben war so jung.

(Fortsetzung folgt.)

# Liebes-Rebellen.

Roman

von

**Roy Tellet.**

Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Lise Landau.

[2]

## IV.

Einige Minuten lang blieb es still im Zimmer. Carolath hatte sich noch einmal sein Glas gefüllt und trank jetzt mechanisch, den Blick starr vor sich hingerichtet. Dr. Vipan betrachtete ihn prüfend, wie um seine innerste Gemütsverfassung zu ergründen. „Der erste Verzweiflungsanfall ist nun wohl vorüber,“ sagte er bei sich, „seine Jugend hat jetzt das Wort. Der Selbstmord hat nichts Verlockendes mehr für ihn, er möchte gern leben, wenn er nur wüßte, wie er das anfangen soll. Nun, ich kann ihm ja dabei behilflich sein, und als Gegendienst nehme ich seine Bereitwilligkeit in Anspruch. Alles steht günstig für meinen Plan.“

„Sie sind gar zu ungestüm,“ sagte der Doktor dann laut. „Die Natur pflegt nichts ohne Vorbedacht zu thun; gerade solche Menschen wie Sie erwählt sie oft zu ihrem Werkzeug.“

„Ich verstehe Sie wirklich nicht,“ entgegnete Carolath ein wenig verwundert.

„Nun, ich will es Ihnen gleich deutlicher machen: Sie haben schwer gelitten, Ihr Leben hat einen Riß bekommen; Sie sind jetzt nicht mehr wie andere junge Leute in Ihren Jahren.“.

„Nein, wahrhaftig nicht,“ sagte Carolath bitter. „Und ich habe doch so viel vom Leben erwartet.“

„Nun, so sollten Sie Ihre Vergangenheit nicht als ein unglückliches Schicksal betrachten, sondern als notwendige Stufe zu einem hohen Ziel.“

Der junge Mann schaute dem Sprecher mit seinen verträumten Augen erstaunt ins Angesicht.

„Sie sprechen wirklich immer noch in Rätseln," meinte er. „Aber Sie haben meine Neugier wach gerufen. Bitte, erklären Sie sich doch ein wenig deutlicher!"

Dr. Vipans Augen waren fest auf Carolaths Antlitz gerichtet, während er mit ruhiger, kalter Stimme, aus der nur ein sehr geübtes Ohr etwas wie bange Angst herausgehört hätte, seine Auseinandersetzung begann:

„Menschen wie Sie und ich besitzen Einsicht genug, um zwischen einem fatalen Verhängnis und dem, was die Leute gemeinhin mit dem Worte 'Verbrechen' bezeichnen, die rechte Grenze zu finden. In den Augen der Welt stehen Sie nun einmal mit Schuld und Verbrechen beladen da. Sie haben Ihre Freunde betrogen, indem Sie Geld von ihnen borgten, während Sie doch wußten, daß Sie es nicht zurückzahlen konnten. Sie haben einen Diebstahl begangen und Blutschuld auf sich geladen."

Er hielt inne. Bei jedem Punkt der fürchterlichen Anklage war Carolaths Antlitz um einen Schatten bleicher geworden. Seine Hand bebte, während sie nach dem Weinglas griff. Es ist ein gar gewaltiger Unterschied, ob man sich schuldig weiß und sogar seine Schuld bekennt, oder ob man sich verurteilt hört durch eine Stimme, welche die menschliche Gesellschaft vertritt, in der man ein Ausgestoßener ist.

Dr. Vipan fuhr jetzt unbeirrt fort:

„Ich wiederhole: Die Natur thut nichts ohne Absicht, und ebenso macht es das Schicksal. Wie wären Sie gerad' an den Hampstead-See gekommen, als Sie Ihrem Leben ein Ende machen wollten — gerade an den Ort, an welchem Sie die Bekanntschaft des einzigen Mannes machen sollten, der Sie nicht verurteilt und Sie begreift?"

„Aber aus welchem Grunde verurteilen Sie mich nicht?" fragte Carolath, der mit gespannter Aufmerksamkeit den Worten seines Wirtes folgte.

„Weil ich ein Mann der Wissenschaft bin und die menschliche Natur zu erforschen trachte. Was Sie gethan haben, geschah unter dem Einfluß einer Leidenschaft, die Sie jeder vernünftigen Überlegung beraubte. Sie sind nicht mehr verantwortlich als ein Felsblock, der einmal losgelöst vom Bergabhang, verderbenbringend unaufhaltsam in die Tiefe rollen muß. Aber ich gehe weiter. Ein Schwächling schaut zurück auf seine Vergangenheit — auf das, was die Welt Mißgeschick und Verbrechen nennt — und geht unter in Verzweiflung. Der gescheite Mensch aber erkennt all das mit klarem Bewußtsein und sagt sich: Was geschehen, kann vielleicht noch zum guten Ende geführt werden; wie fange ich das nur an?"

„Das ist eine sonderbare Philosophie," meinte Carolath nachdenklich, „die aber zweierlei voraussetzt."

„Und das wäre?" fragte Dr. Vipan.

„Den Mangel an einem Gewissen, und die Abschaffung der Polizei."

„Nun," sagte der Doktor, „das Gewissen haben Sie in Ihrer Macht; Sie können sich davon frei machen, wenn Sie nur wollen. Und was die Polizei anbelangt, so will ich Sie gern schützen. Bei mir hier sind Sie ganz sicher. Es wird niemandem einfallen, in meinem Hause nach Ihnen zu suchen. Sie müßten freilich Ihren Namen ändern, und dann müßte ich einen plausiblen Grund finden, um Ihren Aufenthalt hier zu erklären."

„Es ist wirklich sehr gütig von Ihnen, daß Sie mir auf diese Weise beistehen wollen," bemerkte Carolath zögernd, „aber weshalb wollen Sie das alles thun?"

„Das sollen Sie gleich hören: Ich war bis jetzt ganz offen mit Ihnen, und ich will es auch weiter bleiben. So wenig wahrscheinlich es Ihnen scheinen mag, so sind Sie doch imstande, mir einen großen Dienst zu leisten."

„Ich wüßte wirklich nicht, wie ich das vermöchte. Wir sind einander ja noch ganz fremd."

„Nun, eigentlich doch wohl nicht mehr so ganz. Ich sollte meinen, wir wüßten schon ziemlich viel von einander. Sie müßten schon wissen, ob Sie imstande wären, hier bei mir eine Zeitlang behaglich zu leben, und ich meinerseits bin überzeugt davon, daß Sie mir den Dienst, von dem ich Ihnen sprach, leisten könnten, wenn Sie nur wollten."

„Was für ein Dienst ist das denn?“

„Die Zumutung wird Ihnen sonderbar erscheinen, aber nur, weil sie Ihnen überraschend kommt. Ich bin unverheiratet und wohne hier mit meiner Schwester und unserer Nichte zusammen. Ich habe meine bestimmten Gründe, um eine baldige Verheiratung dieser Nichte zu wünschen.“

„Nun, weiter?“ fragte Carolath, als der Doktor eine kleine Pause machte.

„Mir kam nun der Gedanke, daß Sie, wenn ich Ihnen hier in meinem Hause Schutz und Obdach biete, darein willigen könnten, meine Nichte zu heiraten.“

„Zu heiraten!“ wiederholte Carolath bestürzt zurückprallend. Er hatte jetzt einen Haß auf die Weiber. Eine Frau hatte ihn zu Grunde gerichtet, und nun verabscheute er das ganze Geschlecht. Übrigens was konnte es dem Doktor wohl nutzen, wenn Carolath seine Nichte heiratete? Mißtrauisch blickte er den Alten an; hatte er es mit einem Verrückten zu thun?

„Ich dächte, Sie sollten begreifen,“ begann Carolath endlich, „daß einem Weibe Liebeserklärungen zu machen, das letzte wäre, wozu ich jetzt Neigung verspürte.“

„Oh, das verstehe ich sehr wohl,“ entgegnete der Doktor. „Natürlich müssen Sie, nach dem, was vorgefallen, die Weiber hassen; das ist ja ganz erklärlich. Nun, ich gebe Ihnen Gelegenheit, sich zu rächen. Ich verlange nicht, daß Sie sich in meine Nichte verlieben. Sie sollen nur so thun, als liebten Sie das Mädchen, damit sie in eine Heirat mit Ihnen willigt. Sie hätten einen Zeitvertreib, und mir wär's von höchster Wichtigkeit. Ich biete Ihnen dafür Rettung, Sicherheit und Behagen. Gehen Sie darauf ein?“

„Ich möchte gern erst noch mehr darüber hören,“ sagte Carolath. „Mir erscheint das alles so geheimnisvoll. Ich glaube zu träumen.“

Er wies also das Ansinnen nicht schroff zurück. Wenn er vor kurzem noch den Tod als einzigen für ihn möglichen Ausweg betrachtet hatte, so stieg jetzt etwas wie neue Hoffnung in ihm auf, da sich ihm die Möglichkeit bot, sein Leben zu erhalten. Weshalb auch sollte er des Doktors Ansinnen zurückweisen, vorausgesetzt natürlich, daß es wirklich ernst gemeint, und nicht die Halluzination eines Wahnsinnigen war! Wie behaglich sah es hier im Zimmer aus! Er dachte an den See, und ein Schauer durchrieselte seinen Körper. Schließlich — das Leben war doch nicht ohne Reiz. Und er mit seinen zweiundzwanzig Jahren! — Der See blieb ihm ja immer noch, wenn er durchaus nicht leben konnte! Jetzt, da er hier eine Zuflucht gefunden hatte, brauchte er nichts zu übereilen. Nun, er wollte sich Dr. Vipans Anerbieten reiflich überlegen; nur die näheren Einzelheiten hätte er gern erfahren, ehe er seine Einwilligung gab.

Während er diesen Gedanken nachhing, hatten des Doktors durchdringende Augen forschend auf ihm geruht. Die Prüfung war befriedigend ausgefallen. Es hielt nicht schwer, in Carolaths Zügen zu lesen. Wenn er auch, wie er selbst zugestand, ein Verbrechen begangen hatte, so zeigte sein Antlitz, wenn auch einen leidenschaftlichen, so doch einen guten, reinen Ausdruck, wie das eines Knaben. „Es ist alles in schönster Ordnung,“ sagte der Doktor zu sich, „er weist meinen Vorschlag nicht zurück, er denkt vielmehr darüber nach und sucht sich mit dem Gedanken vertraut zu machen. Das genügt mir fürs erste vollkommen; die Zeit wird das übrige thun, denn seine Jugend ist mein bester Fürsprecher. Wenn er auch heute Nacht noch entschlossen war, sich das Leben zu nehmen, so würde ihm die Ausführung seines Entschlusses doch von Tag zu Tag schwerer fallen. Und wenn er erst wieder Freude am Leben findet, ist er ganz in meiner Macht. Bin ich doch Mitwisser seines gefährlichen Geheimnisses.“

Das Gesicht des Alten blieb ruhig, aber innerlich triumphierte er; die Beute war ihm sicher.

„Ich finde es ganz natürlich,“ sagte er dann freundlich, „daß Sie eine Aufklärung wünschen. Ich könnte sie Ihnen auch geben, aber sie würde Ihre Entscheidung in keiner Weise beeinflussen. Lassen Sie doch meinen Vorschlag für sich selbst sprechen. Sie befinden sich in einer peinlichen, schwierigen Lage; ich biete Ihnen die Mittel,

sich daraus zu befreien, und verlange dafür nur, daß Sie die Neigung meiner Nichte zu gewinnen suchen. Und das dürfte Ihnen nicht schwer fallen; Sie sind ein Gentleman, dazu jung und hübsch. Wenn Sie das Mädchen binnen drei Monaten heiraten, gebe ich Ihnen tausend Pfund."

Tausend Pfund! Und Carolath besaß kaum einige Schilling! Das Anerbieten war wirklich verlockend.

„Aber müßte ich dann mit ihr zusammen leben, wenn wir verheiratet sind?" fragte Carolath.

„Das können Sie halten, wie Sie wollen. Wenn Sie bei Ihrer Frau bleiben, so würde ich Ihnen eine Rente aussetzen. Wollen Sie aber Ihre Frau verlassen, dann können Sie unter einem fremden Namen irgendwo in der Welt ein neues Leben beginnen. Man wird bis dahin Ihre Angelegenheit vergessen haben, und Sie können ungefährdet ins Ausland gelangen. Das einzige, was ich Ihnen zur Bedingung mache, ist, daß binnen drei Monaten das Mädchen Ihre Frau ist."

„Aber wie dürfte ich sie unter meinem eigenen Namen heiraten, wenn ich nicht Gefahr laufen will, entdeckt zu werden?"

„Sie können ja einen anderen Namen wählen. Die Ehe bleibt doch rechtsgiltig, wenn Sie sie auch unter einem falschen Namen schließen. Freilich würden Sie sich einer gesetzwidrigen Handlung schuldig machen; aber im Vergleich zu dem, was Sie schon begangen, spielt das hier nur eine kleine Rolle."

Carolath verhielt sich eine Zeitlang schweigsam. Er erwog den wunderlichen Vorschlag und zermarterte sein Hirn mit der Frage, welchen Zweck der Alte mit der Heirat wohl verfolgen möge.

„Ich muß gestehen," begann er endlich, „daß ich am liebsten mit Weibern nichts mehr zu thun hätte. Ich hasse sie nicht nur, sondern ich verabscheue sie geradezu. Nur mit Widerwillen kann ich ihrer gedenken. Durch eine Frau habe ich die Achtung vor mir selbst verloren."

„Nun, wenn eine Frau Sie genarrt hat, so können Sie Ihrerseits jetzt eine Frau zum besten haben," meinte Dr. Vipan. Carolath schwieg; des Doktors Rat war ihm zuwider, wenngleich er durchaus kein Mitleid mit seinem künftigen Opfer empfand. Aber der Gedanke an eine Frau war ihm wirklich unangenehm, und deshalb zögerte er noch, auf des Doktors Vorschlag einzugehen. Und doch konnte er ihn nicht zurückweisen, wenn er am Leben bleiben wollte! Und er verspürte schon jetzt den lebhaften Wunsch, auf dieser Welt noch länger zu weilen. „Besser der See als der Galgen," hatte er vorher gesagt. Aber wenn er den Galgen nicht mehr zu fürchten brauchte, so hatte er ja auch mit dem See nichts mehr zu thun! Und beiden konnte er leicht entgehen, wenn er nur dem Wunsche seines Wirtes entsprach.

Dr. Vipan hatte ihn unausgesetzt beobachtet.

„Nun," fragte er endlich, „was meinen Sie? Willigen Sie ein? Gilt unser Vertrag?"

„Ja," entgegnete Carolath kalt. Der Vorschlag war nicht nach seinem Sinn, aber als einzigen Ausweg nahm er ihn an.

„Das wäre also abgemacht," sagte der Doktor. „Aber nun wollen wir auch zu Bette gehen. Es ist schon sehr spät. Morgen früh will ich Sie mit meiner Schwester, welche mir die Wirtschaft führt, und mit dem jungen Mädchen bekannt machen. Sie müssen sich natürlich anders nennen, nur Ihre Initialen sollten Sie beibehalten, da Ihre Wäsche wahrscheinlich so gezeichnet ist. Wie fänden Sie z. B. Charles Edwardes? — Und — warten Sie — auch für Ihre Anwesenheit hier im Hause müssen wir eine Erklärung bereit halten. Sie könnten vielleicht ein nervöser Patient sein, der mir zur Beobachtung übergeben ist. Aber nein — das würde meine Nichte gegen Sie einnehmen! Das beste ist, wir sagen, Sie befanden sich auf dem Wege zu mir, als Ihnen ein Unfall zustieß, durch den Sie sich den Fuß ernstlich verletzten. Sie wollten nun hier bleiben, bis der Fuß wieder geheilt sein würde. Wir können erzählen, Sie wären vom Zweirad gestürzt, und dann hätte man Ihnen den Mantelsack geraubt. Ihr Unfall wird erstens die Teilname des jungen Mädchens wecken und dann auch Ihr Zuhausebleiben erklären. Denn auf längere Zeit hinaus wird es wohl das sicherste für Sie sein, wenn Sie das Haus nicht verlassen."

„Aber ich fürchte," sagte Carolath, jetzt zum erstenmale wieder lächelnd, „daß ich mich sehr

bald vergessen werde. Ich bin ein gar schlechter Komödiant, und mein Lahmsein dürfte mit verdächtiger Schnelligkeit geheilt sein."

„Ganz recht, aber das will ich schon verhindern. Hier, nehmen Sie das Stück Schnur. Wenn Sie morgen früh aufstehen, befestigen Sie das eine Ende der Schnur über dem Knie, und das andere unten am Fußgelenk. Dann ziehen Sie die Schnur so fest an, daß Sie nur hinkend zu gehen vermögen. Sie werden einen ganz unbedeutenden Schmerz verspüren, natürlich nur, wenn Sie das Bein bewegen. Ihr Anzug wird unsere kleine List verbergen. Und nun wollen wir zur Ruhe gehen."

---

## V.

Erst gegen zehn Uhr erwachte Carolath am nächsten Morgen. Todesmatt von geistiger und körperlicher Übermüdung hatte er sich gestern Abend zur Ruhe begeben. Den ganzen vorhergegangenen Tag und die Nacht zuvor war er auf den Füßen gewesen, war unstät umhergeirrt, immer getrieben von der furchtbaren Erinnerung an seine That. All' seine Kräfte hatte er aufs höchste angespannt gehabt, aber nun kam auch der Rückschlag. Nach dem vortrefflichen Abendessen und dem schweren Wein hatte sich seiner eine Müdigkeit bemächtigt, der die düsteren, grauenvollen Vorstellungen, die ihn bisher gepeinigt, nicht mehr standhielten; sie verschwammen zu leichten Nebeln, noch ehe er sein Lager aufgesucht. Kaum hatte er sich auf das Bett geworfen, als er auch schon in einen tiefen Schlummer fiel, aus dem er erst durch die helle Morgensonne geweckt wurde, die durch die unverhüllten Fenster blendend sein Gesicht beschien.

Mit jenem dumpfen Bewußtsein öffnete er die Augen, das Menschen zu empfinden pflegen, die tags zuvor schweres Leid durchkämpft. Anfangs hat man keine klare Vorstellung von dem Durchlebten, man fühlt nur einen Schatten auf dem Gemüt, schwer und bedrückend. Dann allmählich nimmt er festere Form an, bis die Vergangenheit wieder klar und schreckenerregend emporgestiegen ist.

Träumerisch schaute Carolath im Zimmer um sich. Wo befand er sich nur? Anfangs vermochte er nicht, sich zu erinnern. Sein Geist, der sich noch auf der Grenze zwischen Wachen und Träumen hielt, vermochte nicht, sich in der neuen Umgebung zurechtzufinden. Erst allmählich wurde die Vergangenheit wieder lebendig vor ihm, aber sie schien ihm so sonderbar und schaurig, daß er sie kaum zu fassen vermochte. War er denn wirklich ein Mörder — er, der hier so behaglich in den schwellenden Kissen ruhte? Es erschien ihm so unfaßbar! Wie hell die Sonne hereinschien, wie munter die Vöglein sangen! Und er — war er denn wirklich der Flüchtling, der dem Galgen zu entgehen suchte? Anfangs hatte er die jungen Glieder mit Behagen auf dem weichen Lager gestreckt; jetzt durchschauerte es ihn, denn es war Wirklichkeit: er war ein Mörder! Die ganze schaurige Szene stieg jetzt wieder vor ihm auf, Coras Gestalt, wie sie bei seinem Hereinbringen erschreckt emporgefahren war, wie er dann hastig nach ihr stach — ihr Schrei, als sie zu Boden stürzte, ihr leblos hingestreckter Körper, das totenblasse Antlitz! Wie hatte er das Furchtbare nur vollbringen können, er, der eher einen Überfluß an weichen, sanften Gefühlen besaß. Er hatte die unselige That nur in einem Anfall wilder Raserei verübt, sie war nicht beabsichtigt. Eine äußere Macht, die ihn in diesem Augenblick beherrschte, hatte ihn dazu getrieben. Er haßte und verabscheute die Frau, die so schmählich an ihm gehandelt, aber alles in der Welt hätte er darum geben mögen, seine That ungeschehen zu machen. Aber das war nun einmal unmöglich. Ein Augenblick der Thorheit wog in der Wagschale des Schicksals schwerer, als all' die Jahre seiner Unschuld. Er war ein Mörder und würde es bleiben bis in alle Ewigkeit! Ein Gefühl der Bitterkeit und des Zornes stieg in ihm auf gegen das Schicksal, das so ungerecht gegen ihn war. Warum durfte es ihn in jenem kurzen Augenblick für immer unglücklich machen? Galten denn all' die Jahre, während welcher ihn nur sanfte, gute Gefühle beherrscht, für nichts?

Und nun begann er an die Zukunft zu denken. Von seinem Lager aus vermochte er zum Fenster hinaus zu schauen. Hell schien die Sonne, der Himmel strahlte in leuchtendem Blau, hier und da schwebten leichte, weiße Wölkchen darüber hin. Jetzt empfand er nicht mehr das Verlangen zu sterben; — nein, leben wollte er, leben um jeden

Preis. Noch rollte ja junges Blut durch seine Adern, noch lag das Leben vor ihm, und die Möglichkeit, trotz seines großen Verbrechens als freier Mensch weiter zu leben, war ihm geboten. Er gedachte der Unterhaltung, die er in der vergangenen Nacht mit dem Doktor geführt, und wieder erschien ihm das alles so traumhaft. Ihm war Obdach und Schutz zugesichert worden, während der Doktor dafür einen Gegendienst verlangte, den er ihm doch wirklich ohne große Opfer leisten konnte. Freilich — jetzt, da er den sonderbaren Vorschlag im hellen Tageslicht überdachte, erschien er ihm wie die Zumutung eines Verrückten. Welcher Vorteil mochte dem Doktor aus der Verheiratung seiner Nichte wohl erwachsen? Vielleicht war Dr. Vipan wirklich verrückt; die dauernd große geistige Anstrengung hatte ihm vielleicht den Verstand gestört! Aber was machte das aus? Was Carolath versprochen hatte, war ja einfach genug. Er fand zwar keine Freude an dem Plan — wurde er doch dadurch in nähere Beziehungen zu einer Frau gebracht; und er haßte die Weiber. Aber immerhin war der Preis für seine Lebensrettung nicht zu hoch, und er wollte ihn zahlen. So viel war das Leben am Ende wert.

Er verspürte noch keine Lust, aufzustehen. Das physische Behagen, so in den weichen Kissen zu ruhen und das pulsierende Leben in den Adern zu verspüren, war ihm ein unbeschreiblich wohlthuendes Gefühl. Wenn man jung ist, empfindet man die Müdigkeit als etwas Angenehmes; erst im Alter erscheint sie einem so dumpf bedrückend, daß nur das enge Bett unter der Erde Erlösung dafür zu bringen vermag.

Endlich entschloß sich Carolath doch, aufzustehen. Gepäck hatte er nicht mit sich geführt; aber man hatte, während er schlief, für ihn gesorgt. Seine schmutzigen Stiefel waren fort, dafür standen ein paar Morgenschuhe vor seinem Bett. Auf dem Toilettentische fand er Kamm, Bürsten, kurz alles, dessen er zum Ankleiden bedurfte.

Carolath war an einen gewissen Luxus gewöhnt. Seine Kleider hielt er immer peinlich sauber, und jetzt lagen sie, sorgfältig gebürstet, auf einem Stuhl. Mit einer gewissen Befriedigung zog er sie an. „Wenn ich nur noch einen reinen Kragen hätte!“ sagte er für sich und wunderte sich dann selbst, daß er — der Mörder — sich über solch eine Äußerlichkeit beunruhigen konnte.

Als er seine Toilette beendet hatte, sah er trotz des nicht ganz sauberen Kragens doch frisch und hübsch aus. Sein klares Gesicht, die sanften Augen verliehen ihm etwas überaus Sympathisches. Man hatte ihm oft gesagt, daß er hübsch sei, und er wußte es, ohne sich besonders viel drauf einzubilden. Im Gegensatz zu den meisten jungen Leuten seiner Bekanntschaft hatte er sich von allen gemeinen, sinnlichen Vergnügungen ferngehalten. Freilich hatte er sich amüsiert, aber seine Zerstreuungen waren immer edlerer Art gewesen. Er hatte ein wenig geraucht — aber nur die besten Zigarren, er hatte ein wenig getrunken — aber nur Weine der besten Sorte, er hatte Theater besucht — aber nur die vornehmeren. Das Leben und Treiben in den ‘Music-Halls’ hatte ihn von jeher angewidert. Mochte er immerhin schlechte Eigenschaften besitzen — von Roheit und Gemeinheit lag nichts in seiner Natur. Sogar seine Beziehungen zu Cora waren rein geblieben. Er hatte sie wie sein Ideal verehrt. Und sie war schlau genug gewesen, die Rolle, die er ihr zuerteilt, auch durchzuführen. Wie die leibhaftige Unschuld benahm sie sich ihm gegenüber, und er hatte an sie geglaubt. Ganz natürlich schien ihm dieser Glaube; wie sollte auch körperliche Schönheit nicht das Gefäß moralischer Reinheit sein? Er hatte den sehnlichen Wunsch gehabt, Cora zu seiner Frau zu machen. Aber bis dahin wollte er sie nur anbeten wie seine Göttin, mit einer Verehrung, die alle niederen Instinkte ausschloß. Und deshalb hatte auch seine ganze Natur sich empört, als er die Angebetete in den Armen eines anderen fand. Nicht nur niedrige Eifersucht hatte ihn in Raserei versetzt; es war die Raserei der Verzweiflung, als er sein Götterbild in Trümmer stürzen sah. Mit einem Schlage war für ihn alles verloren: Seine Illusionen waren zerstört, die Poesie seines Lebens vergiftet, das Leben selbst erschien ihm plötzlich gemein und brutal. Alle Frauen beurteilte er jetzt nach Cora und meinte, die niedrigste Behandlung sei nicht schlecht genug für sie. Auch jetzt fühlte er kein Mitleid für Cora; sie hatte ihr Schicksal verdient; nur sich

selbst bedauerte und verwünschte er abwechselnd, weil er sich zu ihrem Mörder erniedrigt. Nur der feste Glaube, daß alle Frauen wären wie die Treulose, ließ ihn in die Ausführung des grausamen Planes willigen, der er sich nun widmen sollte.

Beim Ankleiden hatte er nicht vergessen, die Schnur anzuwenden, wie Dr. Vipan ihm geraten. Er hatte sie gerade kurz genug gemacht, um nur hinkend auftreten zu können. Jetzt öffnete er die Thür seines Schlafzimmers und suchte den Weg hinunter. (Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton.

# Jung sein!

Von

**Adalbert Meinhardt.**

Im Schnee. Eigentlich ist's nicht besonders vergnüglich so zu stehen, Gewehr im Arm, die Füße erstarrt, in den Fingern ein Kribbeln vor Kälte, der graue Soldatenmantel riecht nach Tuch und Feuchtigkeit und Tabak und Kasernendunst, in das Schilderhäuschen bläst just der Ostwind hinein und bläst die Schneeflocken eisig schneidend einem um die frierende Nase. Und dazu die Musik aus dem Schloß her! Da rum tum tum, da rum tum tum. Und nicht tanzen dürfen! Schauderhaftestes Pech! Daß die da droben auch gerade diesen Walzer spielen müssen, den aus Boccaccio! Und mit wem sie den wohl tanzt?

Der Posten tritt aus seinem Häuschen und geht vor dem Schloßportal vorbei, so weit sein Dienst es ihm erlaubt, und wieder zurück. — Nein, das hilft doch nichts. Nach dieser Seitenstraße hinaus sind ja die Ballsäle garnicht gelegen. Und wenn auch — was hätte er schließlich davon, sähe er selbst an den erleuchteten hohen Fenstern farblose Schatten vorüberfliegen? Seine beiden Kameraden vor dem Hauptportal, zum Platz zu, sehen sie wahrscheinlich. Aber die, was die sich daraus machen! Sind ja Dreijährige! Ob die Tänzerin droben alt oder jung ist, hübsch oder häßlich, ob sie Hofdame ist oder nicht, das gilt ihnen gleich. Sie kennen sie garnicht! Und wenn man einem von ihnen sagte: Da, in dieser selben Sekunde tanzt Lilli Waltershofen vorüber, der Mensch bliebe gleichgiltig dabei.

Der junge Posten stampft mit den Füßen, — das ist nämlich erlaubt, — erst links, dann rechts, erst links, dann rechts, nach dem Takt der Musik. Aber er thut's nicht, um den Schnee sich abzuschütteln, nicht einmal, um sich zu erwärmen. Nur so, weil es mit dem Tanzen hier nichts ist und weil die Musik doch nicht so ganz unbenutzt und vergebens verklingen darf.

Verzogen von seiner guten Mama, als ihr und des berühmten, großen Professor Könnemann einziger Sohn überall bekannt und wohlgelitten in dieser ehrsamen Residenzstadt, bei Hofe wie bei jedem Bürger und besonders bei Damen, alten und jungen; als Primus der Prima mit den höchsten Ehren entlassen und nun im Handumdrehen urplötzlich so garnichts sein, ein Anfänger, unter Geringern nur einer ihresgleichen, willenlos, ganz und gar Maschine, und Schildwache stehen, hier in der Kälte, während droben andere tanzen! —

So ist also die Welt eingerichtet, das nennt man die Gleichheit, von der Kamerad Brömmer, der Sozialist und Pessimist ist, ihm immer vorschwärmt als von einem höchsten Strebensziele! — Die Bauernsöhne vorn am Schloßportal haben die Wagen hineinfahren sehen und konnten, falls sie scharfe Augen hatten, so scharfe wie er, die Damen hinter den Scheiben erkennen. Und er, Karl Könnemann, der Bevorzugte, der Glückliche, einer aus der Bildungselite, dem das Leben nur

lächeln sollte, er bleibt hier in der Nebengasse, wo kein Mensch vorbeikommt, sich nichts ereignet, wo er nicht gesehen wird, nichts sieht und nichts hört. —

„Posten!"

„Zu Befehl! Herr Major." Wie angedonnert, kerzengerade steht er, mit beiden Händen das Gewehr präsentierend. Das kommt also doch einmal vor, selbst hier, daß jemand vorübergeht, jemand sogar, der ihn sieht und bei einem ganz unreglementsmäßigen Hinaufstarren zu den stummen Schloßfenstern ertappt.

„Ach, Sie finds, Könnemann!" — Der Major lacht halblaut und nickt dazu vertraulich, gemütlich und geht ins Schloßthor hinein, und im Gäßchen herrscht wieder Stille.

Die Sterne funkeln, und der Schnee fällt leiser. Es ist sehr kalt, sehr kalt. Der Posten steht und horcht hinauf. Die Musik klingt heller, lauter durch die eisige Stille. Da rum tum tum, da rum tum tum. Jetzt hat der Major über die Treppe wohl das Vestibül erreicht. Jetzt legt er den Mantel ab und sieht in den Spiegel, streicht den Schnurrbart etwas auf und das Haar zurück — unwillkürlich rückt der Posten auch an seinem keimenden Schnurrbart und drückt sich den Helm fest und greift in den Gürtel, ihn strammer zu ziehen, und steht in Positur: die Saalthüren fliegen auseinander, das Licht blendet förmlich. Im ersten Augenblick sieht man garnichts, erkennt man niemanden in dem Gewimmel. Und dann — Lichter, Blumen, Ordenssterne, helle Schultern, strahlende Augen, Rauschen von Seidenkleidern, Fächerwedeln und Musik und Lachen und Flüstern — und in all dem Rauschen und Flimmern weiß man doch, fühlt am besten am eigenen Herzschlag, wo die eine ist: — Sie! — Das heißt — wenn man Soldat ist, der auf Posten in der Nacht steht, würde man sie sicher sofort entdecken. — Aber wenn man es bereits bis zum Major gebracht hat, zum Adjutanten und dazu noch ihr Onkel ist, ob man dann auch sein Herz so klopfen fühlt, so hämmern, hämmern, wenn aus dem Gewühl von weißen, rosa, lichtblauen Kleidern eines sich löst und auf einen zuschwebt? — Das ist doch die ärgste Ungerechtigkeit und Ungleichheit in dieser schlecht geordneten, auf Gleichheit so viel pochenden Welt: der, dem das Herz klopft, der in allen zehn Fingerspitzen die Tanzmusik spürt und ihre Nähe spüren würde, käme sie jetzt, der steht hier im Schnee. Und der andere, — weil er alt und kalt und gleichgiltig und zufällig Major ist, der geht in den Ballsaal, und Lilli kommt auf ihn zugeflogen: Onkel Karl! und küßt ihn wohl gar. — Wer jetzt mit ihm tauschen könnte! —

Der Posten hält bei seinem raschen Auf- und Niedergehen inne, — wirklich tauschen? Major sein, ihr Onkel, von so hohem Adel wie sie und droben im Ballsaal sein und sie küssen, — das wär' alles schon recht. Aber dazu alt sein, nichts fühlen, nichts fühlen, wenn sie kommt, nichts empfinden, wenn sie einem in die Augen blickt, nicht in den eigenen Augen ein Leuchten, etwas Heißes, etwas Helles, das einem das Blut in die Wangen treibt und den ganzen Menschen erfaßt und erschüttert, — nein, das nicht. Dann lieber nicht tauschen, lieber die Ungleichheit vollbewußt leiden und jeden Augenblick es empfinden, daß etwas da ist, etwas zu wünschen, zu ersehnen, das man nicht hat, aber haben könnte und das, wenn man es haben dürfte, man — jung und heiß, — genießen könnte, fühlen, wissen, halten, anders, so anders, als so ein alter, kalter Major oder als irgend ein Mensch in der Welt!'

Man ist eben man. Und ich bin ich. Nur ich allein. Und nur ich allein weiß, was ich brauche, will und wünsche, und wie mein Glück aussehen müßte.

Der Posten ist wieder am Schilderhause und steht wieder still und sieht hinauf. Graue Mauern, dunkle Fenster, die schmale Straße, Schneetreiben und Ostwind. Aber zwischen dem Schneewehen manchmal ein Stückchen Himmel und zwinkernde Sterne. Und die scheinen ihm, ihm allein und funkeln ihm gerade ins Herz hinein. Da der große Bär, den kennt er von Kindertagen her. Jeder einzelne von den drei Fixsternen, die des Wagens Achse bilden, hat für ihn ein eigenes Gesicht und redet seine eigene Sprache. Und jedes von den vier Wagenrädern rollt eine andere Melodie. Im Anblick des lichten Sternflimmerns

aber vergißt er beinahe die scharfe Kälte, das Kribbeln in den steifen Fingern, das feuchte Gruseln, wenn im Nacken eine Schneeflocke sich zwischen Mantel und Haut hineinschiebt und eisig und unheimlich den Rücken hinabrinnt; und dazu Müdigkeit, Durst und Hunger.

Dennoch leidet er von dem allen, oh ja, sehr beträchtlich, vielleicht mehr als ein anderer darunter leidet, weil er verwöhnter ist und verweichlicht. Aber er hat seine Gedanken und seine eigene Kraft dazu, sich über das Unbehagen hinaus des Zwecks bewußt an der Überwindung von Hunger und Durst und Kälte zu freuen. Nicht nur, weil er muß, als einer von vielen, als des Deutschen Reiches Verteidiger, sondern weil er will. Er ist Freiwilliger. Das heißt mit anderen Worten, er hat ohne Zwang noch Muß, aus Liebe zu seinem Vaterlande, aus Ehrfurcht vor dem großen Ganzen, als Zeichen, daß er nunmehr ein Mann und sich dessen bewußt ist, wie die erste Notwendigkeit der Mannheit, das Herrschen, nur durch Gehorchen, Sichunterordnen erlernt werden kann, gestrebt, geochst, sich prüfen lassen, um nun endlich das Recht zu erlangen, dieses Gewehr hier diese Nacht bei dieser Hundekälte zu tragen und Posten zu stehen vor dem alten Schlosse, damit in dem weit entlegenen Saale sie ruhig tanze. Somit ist die scheinbar ungerechte Gleichheit zu einer, wie ihm scheint gerechten Ungleichheit geworden, denn er will selbst, was jene nur müssen.

Es packt ihn inmitten des Schneegetriebes eine Lustigkeit, ein Stolz, daß er er selbst ist. Ihm kann's ja nicht fehlen, ihm! — Eh' die Ablösung kommt, müßte er von Rechtswegen hier in der düstern, engen Gasse noch etwas erleben und erfahren, irgend ein köstliches Abenteuer, irgend ein lachend lustiges Glück!

„Karl, Karl Könnemann!“

Der Posten steht. Geschieht so etwas, weil man es dachte? weil man es sich wünschte? Oder hat er es auch nur in seinen Gedanken gehört, wie im Traum? —

„Karl, aber Karl!“

Da — noch einmal! Und jetzt weiß er auch, woher der Ruf kam und wessen Stimme es war. Er weiß alles. Stumm steht er, die Augen emporgerichtet zu dem nur wenig geöffneten Fenster, stramm salutierend. —

Und die oben lacht: „Aber Karl, wie Sie drollig dastehen. Sind Sie nicht halb erstarrt von der Kälte? Wir könnten ein wenig Schneeball spielen, wissen Sie noch, wie früher als Kinder. Ja, warum antworten Sie mir denn garnichts? Ach so, das dürfen Sie nicht. Gut, ich komme hinunter, ich bringe Ihnen auch was vom Ball mit.“

Das Fenster klirrt, da es zugeschlagen wird. Stille. Karl Könneman steht und horcht. Sie wird doch nicht? Imstande wäre sie dazu, zu allem, die! Hieß sie doch als Kind schon die tolle Lilli. Die Leute erzählen, sie hätte ihre Gouvernante, da die ein wenig schlummern wollte, an den Stuhl festgenäht. Und einer Bettelfrau hatte sie ihre Pelzkappe und den neuen Weihnachtsmantel gegeben, sich dafür mit dem schwarzen, zerrissenen Wolltuch der Armen bekleidet. Und zweimal schon war sie ins Wasser gesprungen, ihren Blacki herauszuholen, den kleinen, häßlichen Affenpintscher. Es hieß in der Stadt, die alte Herzogin habe die Komtesse Waltershofen nicht nur, weil sie arm sei und eine Waise, sich zur Hofdame genommen, sondern hauptsächlich, damit sie durch ihre unsinnigen Streiche sich nicht kompromittiere. Das schießt ihm so durch die Erinnerung, wie er dasteht und horcht. Und wie sie als Kind sich von ihres Onkels Hof aus über die Planke mit ihm geschneeballt hat. Und wie sie auf dem Gymnasiastenballe mit ihm tanzte. Und dann am Tage, nachdem er als Freiwilliger eingetreten war, wie sie ihn auf der Straße gegrüßt hat, als sie vorüberfuhr im Wagen der Herzogin. Ob sie es ahnt, was ihr Gruß ihm bedeutet hat, ob sie es weiß und will und auch ihn ... Es ist doch kaum denkbar! Aber wenn, wenn das möglich wäre! ...

Da geht die Thür. Wirklich und wahrhaftig das hölzerne Pförtchen im großen schweren Flügel des Hofthors, durch welches der Major hineinging. Und knarrt. Und thut sich auf, und heraus tritt ... Ihm stockt der Atem! So ein weißes, schlankes Gespenst sah wohl noch kein Posten hier. Das gleitet so leicht und lautlos

über den Schnee hin, als wär' es nur eine Schneeflocke selber, und kommt heran und steht vor ihm —:

„Karl Könnemann!"

Wie sie lacht über sein verdutztes Gesicht! Wie silberhell und lustig übermütig das klingt! Nur zu hell. Wenn sie jemand hier hörte oder sähe!

„Ach was," sagt sie mit leiserer Stimme, da sie sein Umherspähen merkt, „seien Sie nicht so bange, Karl Könnemann. Sie kommen dafür nicht gleich in Arrest."

„Ich!" — er ruft es nicht hörbar, aber seine blitzenden Augen sagen ihr deutlich, wie ihn dieser Gedanke beleidigt.

„Nun, ich vielleicht? Wenn jemand sich nähert, mache ich so" — sie zieht ihre schwanbesetzte Kapuze fester um die Wangen zusammen — „möcht' nur wissen, wer mich dann erkennen sollte? Übrigens, Sie sind wirklich eklig. Ich hatte von Ihnen Dank erwartet. Gleich, als Onkel Karl mir erzählte, Sie ständen hier in der Schloßgasse auf Wache, da dachte ich mir, Sie müßten frieren, hungern, sich langweilen, so allein in der Nacht. Und ich stahl mich davon — Kopfschmerzen habe ich der Oberhofmeisterin vorgelogen! Nämlich, was die Langeweile betrifft, die ist da oben im heißen Saal viel ärger als hier in dem köstlichen Schnee. Mögen Sie auch den Schnee so gern, was? Wissen Sie, wir sollten ein kleines Tänzchen arrangieren, Sie und ich. — Ach so, Sie dürfen wohl Ihr Gewehr nicht beiseite legen. So ein Reglementsmensch sind Sie! Ich dachte immer, Sie wären auch lustig. Wir sind doch gleich alt, beide achtzehn. Wissen Sie noch auf dem Gymnasiastenball vorigen Winter, wie wir zwei tanzten? Sie tanzen gut. Bei Hof giebt's nur so alte Herren, so gerade, so steif, entsetzlich steif! Man sehnt sich ordentlich nach einem Menschen, mit dem man einmal lachen könnte. Und nun sind Sie so!"

Sie hält diesen Monolog wie für sich, denn er steht und schaut sie an und spricht kein Wort. Ob aus Gehorsam für das Reglement und Angst vor Strafe oder — oder aus allerlei anderen Gründen, die ihm die Kehle wunderlich zusammenschnüren? Er weiß es selbst nicht. Aber am Ende merkt sie doch auch wohl, daß er nicht ganz undankbar ist. Es ist irgend etwas in der Luft, das es ihr sagt, in aller Dunkelheit und ohne Worte, wie dem armen Burschen zu Mut ist. Sie lacht auf einmal wieder ihr leises, kicherndes, übermütiges Lachen:

„Seien Sie doch nicht so stumm und verlegen. Sie sind ja garnicht so ein Neuling. Alle jungen Damen der Stadt haben Sie immer schon verzogen. Ich thu' das übrigens nicht; ich kam überhaupt nur zu meinem Pläsier her, um eine kleine Unterbrechung in all der steifen Öde zu haben. Aber ein bißchen höflich bedanken könnten Sie sich zum mindesten doch. Denn — da sehen Sie her, was ich für Sie gethan habe." Und sie hebt mit der Linken den bisher ängstlich fest zusammengehaltenen schloßweißen Mantel — ihr Schwanenkleid, denkt Karl Könnemann — und streckt in der weißbehandschuhten Rechten ihm etwas entgegen: ein Glas erkennt er, mit gelbem Wein, ängstlich auf einem silbernen Tellerchen festgehalten und daneben auf diesem Teller ein kleines nettes Kaviarbrötchen, ein anderes mit Zunge und ein Kuchen. Aber zugleich erkennt, nein, ahnt er die schlanke Gestalt im weißen Kleide, die schimmernden Arme, den jungen Hals...

„Hu, ist das kalt!" Schon hat sie wieder, im Wind erschauernd, ihren Mantel zusammengezogen, und nur die eine Hand mit Glas und Teller streckt sich noch vor.

„Nun, so essen Sie doch. Was, auch das nicht einmal? Ist auch vom Reglement verboten? Und ich werde für Sie zum Dieb. Was soll ich nun machen? All die Sachen zurücktragen, dahin, woher ich sie mir eben holte? Das thu' ich aber nicht. Eher — eher vertilge ich sie selber." — Und behend schlüpft wieder die zweite Hand aus dem weißen Schwanengewand vor und führt das Sherryglas zum Munde. Sie nippt und lächelt über den Rand hin, dem stummen Wachthabenden mit ihren spöttisch zwinkernden Augen durch das Dunkel gerad' in die Augen. Und da . . .

Ja, so ein Reglement! Das kann vieles verbieten: essen, trinken, schwatzen, während man auf Posten steht und desertieren. Alles aber bedenkt und verbietet auch das strengste Reglement nicht. So zum Beispiel das, was er jetzt thut.

Er nämlich hat das Glas ergriffen, so heftig, daß er das Restchen Wein dabei in den Schnee verschüttet, und nun legt er seine Lippen an den Glasrand genau dahin, wo die ihren getrunken haben. Und dann . . .

„Karl, aber Karl Könnenmann, bist du denn plötzlich ganz toll geworden!“ flüstert sie. Denn er küßt sie so unsinnig, auf den Mund, auf die Augen, auf die blonden Härchen, die unter der Kapuze sich hervorgekräuselt haben, daß ihr dabei der Atem vergehen will. „Du, laß das jetzt,“ sagt sie.

Sie haben sich geduzt als Kinder, seitdem nicht wieder. Aber es überrascht ihn nicht weiter, daß sie so mit ihm redet.

„Da, sei vernünftig,“ fährt sie fort und hält ihm das Brötchen an die Lippen. Er schüttelt den Kopf, noch immer stumm, und nimmt das Brot und hält es ihr hin. Sie beißt erst ab, giebt's dann ihm wieder und ebenso gerecht und praktisch wird das übrige geteilt.

„So, nun muß ich wieder gehen,“ sagt das süße, weiße Gespenst, als das Tellerchen leer ist, „gute Nacht, mein Jung'.“

Er hält sie zurück, er nimmt sie noch einmal in die Arme, sie, ihren weißen Schwanenpelz, den Teller, das Glas und sein Gewehr, das umfaßt er alles zusammen und drückt es an den groben, verschneiten, feuchtriechenden Soldatenmantel. Sie lacht dabei leise.

„Das war doch ein richtiges Abenteuer! So, nun muß ich aber wieder zum Ball zurück.“ Ehe er sie hindern kann, ist sie fort.

Und dann?

Dann ist die Ablösung gekommen, und die Wache war aus.

* * *

In der halbdunkeln Wachtstube lag Karl Könnenmanns bester Freund, der sozialistische Philosoph, schlafend auf seiner schmalen Pritsche, als es ihn an der Schulter packte und rüttelte. Er fuhr in die Höhe: „Was ist los, was willst du, was hat's denn gegeben?“

„Du,“ flüsterte Karl, „ich glaube, ich habe mich eben verlobt.“

„Unsinn, auf Wache wohl? Laß mich mit deinen Possen in Frieden. Schlafen will ich, leg' dich auch hin.“

„Ich kann eben nicht, ich kann nicht schlafen jetzt, ganz unmöglich. Ich sage dir, daß ich mich verlobte mit ihr, mit ihr!“

„Was, mit der Hofdame Ihrer Hoheit, die du so anschwärmst? mit der lustigen Komteß Waltershofen?“

„Mit wem denn sonst?!“

„Nun, so will ich dir etwas sagen, Karl, mein Söhning, die kriegst du nicht und daraus wird nichts. Das glaube du mir. Und wenn sie auch arm ist und wenn sie auch kein anderer nähme, sie nimmt dich doch nicht! Ja, was noch schlimmer ist: du nimmst sie auch nicht! Denn, bis du so weit bist, in acht, zehn Jahren, ist sie viel zu alt. Sie bekommt einen Herrn vom Hofe oder aus der Garnison, einen alten, würdigen, hochadeligen. Und du, du nimmst dir ein blondes Mädel deines Standes, aus guter, bürgerlicher Familie, wohlhäbig, brav und appetitlich.“

„Brömmer! wenn ich dir aber sage . .“

„Könnenmann! ich sage dir aber . . .“

„Denn,“ flüstert Karl, dem die Brust so von Stolz und von Wonne geschwellt ist, daß er ganz unmöglich dies Entzücken für sich allein behalten kann, „denn, du mußt wissen, ich . . . ich habe sie geküßt. Wenn das nicht Verloben ist, wie willst du's nennen?“

„Oho! Du Säugling, du! Wie ich das nennen will? Einfach jung sein! Weiter garnichts. Und nun laß mich schlafen.“ Damit kehrt sich der welterfahrene Philosoph wieder der Wand zu, den Mantel bis über die Ohren gezogen, zum Zeichen, daß er gehört und geredet, und daß nun keine Macht der Erden ihm ein Wort mehr entlocken soll.

Und Karl Könnenmann steht und seufzt.

„Nur jung sein? weiter nichts, weiter garnichts?“

# Die Ueberwindung der guten Stube.

Von
Dr. Felix Poppenberg.

An der Wand die grelle Tapete mit den großen Blumenbouquets als Hintergrund für die symmetrisch aufgehängten und gerahmten Familienbilder; auf dem Fußboden der Brüsseler Teppich; auf der Breitseite des Zimmers die rote Plüschgarnitur mit gehäkelten Deckchen um den Mahagonitisch herum, den das große Album und die Alabastervase schmückt; an der Thür die perlenbestickte Klingelschnur, das ist das Bild der 'guten Stube' ausgangs der sechziger, anfangs der siebziger Jahre in Deutschland. Der Empirestil vom Anfang des Jahrhunderts war in den dreißiger Jahren zum Biedermeiergeschmack aufgeschwellt worden, war dann allmählich ganz vernüchtert und zu einer dürftig-frostigen Kleinbürgerlichkeit herabgesunken. Es ging damals nicht üppig zu. Das Gefühl für den Komfort des Lebens, die sichere Beherrschung einer genußfrohen Lebenskunst, die sich bestrebt, die Existenz des Menschen zu verfeinern, durch edle Reize zu steigern; der reife Geschmack, der sorgsam wählt und prüft, der weithin anregt und den Produzierenden in Kunst und Handwerk neue Wege weist, ward kaum geahnt. Woher sollte er auch kommen. Die beiden wichtigsten Fundamente fehlten, die alte Kultur und der aus dem vollen greifende Wohlstand, der über die dringlichsten Bedürfnisse hinaus weitere Wünsche zu befriedigen imstande ist. Ja, es fehlte sogar an den Wünschen. Man sah nichts anderes, man war es nicht anders gewöhnt, man hatte viel zu viel mit anderen notwendigen Dingen, mit Handel und Wandel, mit Soll und Haben, mit Politik und Wirtschaft zu thun.

Das war künstlerisch eine karge Zeit.

Da kam der siegreiche Krieg mit seinem Begeisterungsaufschwung, dem goldenen Regen. Das Volk fühlte sich gehoben, besitzender. Neue Bedürfnisse erwachten, die so lang gedämpfte Wunschbegierde fing an, sich aller Orten stark zu regen. Es sollte vieles anders werden, reicher, glänzender. Berlin war eine Kaiserstadt geworden, und jeder Bürger fühlte sich avanciert. Man wollte repräsentieren, zeigen, was man konnte. Jetzt war man in der Lage, sich etwas leisten zu können.

Der große Umschwung, der nun folgt, äußert sich echt parvenumäßig. Kein Vorwurf ist das, sondern eine einfache Konstatierung des historisch Betrachtenden und Verstehenden. Es war unmöglich, daß es anders zugehen konnte.

Wie der einzelne, der aus engem Verhältnisse plötzlich in eine reichere und weitere Position gelangt, nicht den nötigen inneren Takt haben wird, nicht den unzweifelhaften Geschmack; wie er zweifellos das blendende Unechte dem schlichten, unauffälligen Echten vorziehen wird, so macht es auch ein ganzes Volk in gleicher Lage.

Wir kommen ausgangs der siebziger, anfangs der achtziger Jahre in eine Periode des schlimmen Surrogatluxus, äußerlich blendenden Talmiaufwandes.

Menzel, der damals in unerschütterter Ruhe auf dem herben Pfad seiner ehrlichen, schlichten Wahrheitskunst fortschritt, wurde kaum vom großen Publikum gekannt. Der Held des Geschmacks war Makart, der mit seinen Farben, seinem Fleisch, dem glitzernden Rauschen seiner Stoffe die Leute betrunken machte.

Und das Symbol der dekorativen Bewegung dieser Tage war das unfruchtbare tote Makartbouquet, das auf einer fabrikmäßig gedrechselten Säule in einer Ecke sanft verstaubte. Die Säule war roh, aber es war eine Säule. Das fand man stilvoll.

Stilvoll sollte nun die ganze Zimmerdekoration sein. Was für ein Stil konnte den Familiensophastil ablösen?

Das neugestärkte nationale Bewußtsein führte auf die deutsche Renaissance. Das war im Gefühl folgerichtig, zeigte aber auch, wie wenig geschmacksicher man war.

Die schweren Eichenmöbel, der Schmuck mit Waffen, Tellern lockte. Doch bedachte man nicht, daß das, was die Renaissance damals gemacht hatte, ein organisch Gewordenes war, während hier einfach in archaistischer Spielerei plötzlich ein alter Stil neu kreiert werden sollte.

Man bedachte auch nicht, wie verderblich

gerade der Renaissancestil zur Züchtung einer Surrogatsmache beiträgt.

Wenn sich jemand wirklich innerlich zum Stil der Renaissance hingezogen fühlt, wenn er sich mit alten echten Stücken dieser Zeit umgiebt oder sich künstlerisch vollendete Kopien fertigen läßt, so ist das völlig einwandfrei. Aber dieser Stil in Massenfabrikation führt zur Talmiproduktion, die mit billigen, unehrlichen Mitteln eine täuschende äußere Wirkung erzielt. Die edlen, alten Schnitzereien werden fabrikmäßig hergestellt; was organisch aus dem vollen Holz herausgeschnitten wurde, wird aufgeleimt. Die alten getriebenen Stücke werden durch roh gegossene und gepreßte vertreten.

Nun sah man allerorten das altdeutsche Speisezimmer mit den rohen Dutzendhumpen aus Steingut, den Cuivrepolitellern, den imitierten Waffen, Lanzen und Schwertern.

Jetzt erkennt man klar das Verkehrte dieser Art. Die Unehrlichkeit dieses Geschmacks, der noch nicht den Mut der ästhetisch schönen Einfachheit gefunden und das äußerlich Protzende, den Schein vorzog; die grenzenlose Verkennung, die, ohne Anpassung an die neue Zeit, ganz verständnislos, etwas Altes ausgrub, ohne daran zu denken, daß eine Wohnung persönlich eingerichtet sein müsse, und sich eines nicht für alle schicke.

Diese Erkenntnis dämmert in unseren Tagen stärker und stärker. Die Parvenukinderkrankheit fängt langsam zwar und allmählich, aber doch unverkennbar an zu weichen. Mannigfache Faktoren spielen dabei mit.

Man ist im Besitz sicherer geworden. Der allgemeine Wohlstand hat sich gehoben. Das Reisen hat zugenommen, den Blick erweitert. Nicht nur die Erinnerungsstücke aus andern Ländern, die zu der heimischen Einrichtung so gar nicht passen wollten; auch die Beobachtungen und Eindrücke, die man mitbrachte, regten innerhalb der häuslichen vier Pfähle zum Nachdenken an.

Nicht zuletzt, wie man weiterhin noch sehen wird, wirkten die großen Fortschritte der Technik, die neuen Erfindungen und Entdeckungen auf eine Umbildung des Geschmacks. Bevor wir aber in das neue deutsche Zimmer treten, das die Erbschaft der guten Stube mit der Plüschgarnitur, und der Cuivrepolikemmenate angetreten, müssen wir einen Abstecher in das Ausland machen, von dem uns fruchtbare Anregung gekommen.

* * *

Die moderne dekorative Bewegung ging von England aus. Eine Gruppe von feinfühligen Künstlern wollte den Geschmack, den sie in sich trugen, äußerlich verkörpern. Ihr reizbarer Sinn wurde beleidigt durch den falschen Prunk, durch die harten, rohen Farben, durch den verwahrlosten Möbelstil der allgemeinen Fabrikation. Sie beschlossen, selbst zum Handwerk zu gehen, zu veredeln, zu reformieren. In ihren Bildern hatten sie sehnsüchtig nach Schönheit gestrebt, nach schmiegsamen Linien, nach weichen, dämmernden, symphonischen Farben. Diese Schönheit, die sie im täglichen Leben, in ihrer äußeren Umgebung entbehrten, wollten sie nun ins Leben führen. Es waren Dante Gabriel Rosetti, Burne-Jones, Madox Brown, Morris vor allem; nahe steht ihnen Walter Crane. Sie nannten sich, da ihnen die Botticellizeit mit ihren gebrochenen Farben, ihren süchtigen Gestalten, ihren aparten Finessen sympathischer war, als die glattharmonische, ruhevolle Epoche Rafaels, Praerafaeliten. Der Ästhetiker und Führer der Gruppe war J. Ruskin.

Sie stellten ihre Kunst in den Dienst der gesamten Innendekoration. Sie zeichneten Tapeten; entwarfen Muster für Stoffe; komponierten Möbel und Beleuchtungskörper.

Auf ihren Schöpfungen beruht das moderne englische Kunstgewerbe, das international vorbildlich geworden ist.

Seine Hauptstärke beruht in einem überaus gesunden Prinzip, dem Prinzip der ästhetischen Ehrlichkeit. Nichts soll mehr vorstellen, als es wirklich ist. Alle Wirkung soll sich sachlich, organisch aus dem Material ergeben, nichts soll durch künstliche unorganische Accidentien kommen. Es ist eine rein empirische Ästhetik. Früher war erst der theoretische Stil, die durch den Gedanken ausgebrütete Form; dahinein wurden dann die Dinge gepreßt. Jetzt ist es durchaus umgekehrt. Erst kommt das Material, der Zweck

eines Gegenstandes, — kein 'Stil' wird vorausgesetzt, — und nun erst probt man aus Material und Zweck, welch dekorativer Schmuck ihm von Material und Zwecks wegen gebührt.

Konsequenterweise kam man in dem Zeitalter der Naturwissenschaften darauf, für die Dekoration sich nicht auf alte Museumsformen zu stützen, sondern aus der Natur sich dekorative Anregung zu schöpfen.

Beispiele sind hierfür klärender, als Auseinandersetzungen. Man erkannte z. B., welch feiner Reiz in dem Maserungsspiel edler Hölzer liegt; in dem eleganten graziösen Rhythmus der Linien im Eichenholz. Das beschloß man sofort dekorativ zu verwerten. Man erprobte Beizen, die das schöne Maserungsbild wirkungsvoll herausbrachten. So kam man auf die grünen Möbel.

Künstlerisch geschnitzte Möbel sind im Großbetriebe zu teuer. Maschinenfabrikmäßig geschnitzte ein banales Surrogat. Was thun? Man macht eben glatte, ohne jede aufgeleimte Zierate; man sucht neue Reize durch originelle Proportionen, eigenartigen Aufbau. Man macht einen zierlichen Schrank, dessen Anmut in seinem hübschen Holzbild besteht, in seinen aparten Thüren mit farbiger Glasfüllung, seinen offenen Fächern, vor denen eine zarte Portiere aus indischer Seide schwebt.

Alles Überladene, zufällig Aufgepfropfte, — wie bei Möbeln der siebziger Jahre der Muschelaufsatz — ward sorgsam vermieden; man bekam den Eindruck, daß der Schmuck, den das Möbel hatte, etwas ihm Notwendiges, Eigentümliches war.

Das einleuchtendste Beispiel für diese Zweckmäßigkeitsästhetik findet man unter den modernen Beleuchtungskörpern.

Das elektrische Licht brachte nicht nur technisch, sondern auch ästhetisch einen Umschwung. Die Beleuchtung war in ihrer Form, in ihrer Anwendung nicht mehr an das Einerlei gebunden, sie konnte vielseitiger angebracht werden. Der Arm, der den Lichtkörper trug, brauchte sich nicht mehr nur nach oben zu krümmen, er konnte sich nach unten, seitlings biegen. Als ein etwas lästiger Übelstand erschien, wenigstens den Deutschen, die Leitungsschnur. Sie wurde möglichst verborgen im Innern des Rohres angebracht.

Ganz anders verfuhren die Engländer, und ihre Art ist überaus lehrreich für den modernen Geschmacksstandpunkt, der das praktisch Organische, Sinnentsprechende dem künstlichen Schein vorzieht. Der Engländer Benson, die erste Autorität auf dem Gebiet des Beleuchtungswesens, erfand etwas absolut Neues. Die Leitungsschnur, die das wichtigste für den Lichtkörper ist, läßt sich schwer verborgen anbringen. Warum sie aber überhaupt verbergen? Im Gegenteil, sie, die Hauptsache muß durchaus betont werden, sie muß ein dekorativer Bestandteil werden. So konstruierte er seine höchst einfachen und dabei eigenartig reizvollen Kronen und Wandarme. Frei schweben an ihren Schnüren die Glühlichtkörper herunter. Sie laufen durch zierliche Kupferspiralen und werden von graziösen Armen so freihängend gehalten, daß eine anmutige weiche Linie entsteht. Wie ein lustiges helles Glockenspiel hängt es schlank und frei herab, und darüber wölbt sich aus leicht gewelltem Blätterschmuck eine Kupferbedachung. Dies praktische Beispiel illustriert klarer als lange Abhandlung, was der moderne Geschmack eigentlich erstrebt: Keine Kaschierung, kein unnatürliches, unorganisches Aufpfropfen von Zieraten, die zweck- und ziellos sind; absolute Ehrlichkeit der Mittel, Wirkung durch tadelloses Material und vollendete Arbeit, und vor allem Einfachheit, kein Schwulst. Man soll den Dingen kein schmückendes Mäntelchen, keine blendende Fournitur geben, sondern sich bemühen, aus ihnen heraus die ihnen eigentümliche Schönheit mit richtiger Erkennung ihrer Eigenart herauszuarbeiten.

Noch einen anderen Hauptsatz enthält der moderne Geschmackskatechismus. Seine ideale Forderung betrifft die Veredelung des Alltagsgerätes. Nicht nur die großen Stücke im Intérieur, die Schränke, Tische und Stühle sollen den Sinnen schmeicheln, sondern auch die kleinen vorher ganz vernachlässigten Sachen, die Aschbecher, Tintenfässer, die Kalender, die Streichholzbüchsen. Diese Kleinkunst ward besonders in Frankreich gefördert. Charpentier nahm sich sofort einer beschämend vernachlässigten Sache an. Er fertigte künstlerische Thürklinken und Fenstergriffe. Den Reiz seiner grazievollendeten Zinngefäße übertrug er auf diese Utensilien. Auf den letzten Dresdner Ausstellungen sah man diese entzückenden Thür

schloßplatten mit ihren zarten Basreliefs, schlanken, lieblichen Figuren, die den Geigenbogen führen; zierliche Plaquetten von einem unerhörten Reiz der hingehauchten Linien. In ähnlicher Art machte er auch einen Briefkasten, Brotkörbe, Bürstenrücken. Neuerdings legte er sich auf die Lederarbeit. Carabin, der Bildhauer, schuf andere Geräte, ein Tintenfaß aus Fayence, einen Felsen darstellend. Ein Weib sitzt darauf, das einen Tintenfisch zwischen ihren Knien festhält und ihm das Maul öffnet.

Eine ganze Gruppe von Künstlern in England, Frankreich und Belgien beschäftigte sich mit den Möbelbeschlägen. Eisen, Kupfer, poliertes Messing ward verwendet. Auch hier verlangte man durchaus Einfachheit, Reiz durch Linienführung. Reicher verzierte Stücke mußten Handarbeit sein, Produkte der Treib- und Schmiedekunst, die besonders in Ahsbees Guild of Handicraft in London neue Pflegestätten fand.

Eine ungeheure Ausdehnung nahm die Keramik. Die Künstler fingen selbst an zu töpfern. Auch hier blieb das oft betonte Prinzip der Natürlichkeitsästhetik siegreich. Am konsequentesten betont es Bigot. Er macht Steingutgefäße mit überlaufenen Tropfenlasuren. Man sieht deutlich, daß er das Spiel des Zufalls dabei benutzt. Er bedient sich der dekorativen Wirkung, die die Natur selbst übt. Die Japaner, von denen das ganze moderne Kunstgewerbe so unendlich viel gelernt hat, erkannten diese Natürlichkeitsreize schon vor Jahrhunderten. Auf der keramischen Ausstellung in Paris, im Berliner Kunstgewerbemuseum, bei Pächter in Berlin sieht man die Ahnen dieser Bigotpoterien.

In dieser Zeit siegten auch die Kopenhagener Porzellangefäße in ihrer edlen Einfachheit, ihren milchigen blaugrauen Tönen, darauf hingeweht ein paar Blütenzweige und Blätter, über den Bombast und der fossilen Schwulst Meißens (das neuerdings die Kopenhagener Bahnen einschlägt) und über die frostigen mythologischen Dekors Alt-Wiens, das unserem Fühlen so gar nichts mehr zu sagen hat.

In den Hauptstädten entstanden jetzt große Geschmacksmagazine, halb Kaufhäuser, halb Ausstellungen. In Newyork Tiffany; in London Liberty und Morris; in Paris l'Art Nouveau In Berlin hatte früh, ehe man allgemein noch etwas von dem Wehen einer neuen Geschmacksperiode ahnte, Hirschwald den Mut, vorsichtig ein ähnliches Unternehmen anzufangen.

* * *

Seit zwei Jahren aber fängt es sich an, kräftig blühend, auch bei uns zu regen.

Deutschland, das sonst im Ausland als besonders leistungsfähig für die Massenfabrikation des Mittelgutes galt, beginnt jetzt in der angewandten Kunst, in den Dingen, die nicht nur Utensilien, sondern auch Schmuck des Lebens sind, mitzureden. Das ist ein unverkennbares Wohlstandssymptom.

Erst wenn die notwendigen Bedürfnisse selbstverständlich gedeckt sind, entwickelt sich der Sinn für Schmuck und Komfort. Zu dem Wohlstand kommt noch eins. Deutschland hat überraschend schnell in den letzten zehn Jahren gelernt. Die Kunstanschauungen haben sich geläutert, verfeinert. Welcher Umschwung in Litteratur, Malerei, Skulptur gegen die siebziger und achtziger Jahre. Man braucht darum noch nicht gesättigt sich zu freuen, wie herrlich weit wir's gebracht. Die Wissenden und Eingeweihten erkennen gut, wie vieles unvollkommen und unsicher; wie es auf manchen Gebieten stagniert; wie der Durchschnittsgeschmack noch tief steht; aber eine langsam stetig aufsteigende Entwicklungslinie ist nicht zu verkennen.

Vor zehn Jahren war die große litterarische Umwälzung, die ihre Früchte unverkennbar getragen. Man verlangte von da ab von der Bühnen- und Erzählungskunst ernstere, vollere Nahrung, als sie die Unterhaltungsmacher und Amateure boten.

Die Gründung der Romanwelt war mit ein Symptom dafür.

Die litterarischen Kämpfe sind nun ausgetragen.

Jetzt geht es mit Elan im Kunstgewerbe vorwärts. Auch hier soll es neu werden. Auch hier will man sich nicht damit begnügen, einfach von dem Alten, Überkommenen zu zehren. Wie man aus unseren Zeitanschauungen, aus unserer

Existenz in der Epoche der Technik, der Naturwissenschaft sich eine individuelle Litteratur gewann, so will man nun ein Kunstgewerbe, das ein Ausdruck unseres Wesens ist. Das Prinzip dieses Kunstgewerbes, das vorher oft betont wurde, ist international. Die Nuancen sollen sich, das steht zu wünschen, möglichst national entwickeln. Daß Deutschland vorläufig noch in Abhängigkeit von den Ideen des Auslands steht, ist zu begreifen. Doch das wird auch überwunden werden.

Aller Orten treibt nun die Bewegung ihre Sprossen. Eine Fülle von Zeitschriften wurde gegründet.

Die besten und instruktivsten sind die hier schon manchesmal angezeigten: 'Dekorative Kunst' in München und die 'Deutsche Kunst und Dekoration' in Darmstadt, die noch eine Schwester in der illustrativ gleichfalls guten 'Zeitschrift für Innendekoration' hat. Diese Zeitschriften geben ausgezeichnetes Bildermaterial. Sie gehen erfolgreich auf den Wegen des englischen 'Studio.'

In Berlin ist unter günstiger Konstellation eine junge Kunsthandlung erstanden, von den Herren Keller und Reiner begründet. In den instruktiven Ausstellungen, die sie mit großem Geschick veranstalteten, sah man all die Schöpfungen des Auslandes, deren hier gedacht wurde.

Das beste Symptom für die Hebung des Kunstgewerbes war aber die Teilnahme der bildenden Künstler. Die Künstler, die sich in Deutschland noch vor zehn Jahren für zu gut gehalten hatten, gewerblich zu arbeiten, sahen hier mit einemmal einen neuen, auch wirtschaftlich wichtigen Beruf. Sie thaten es ihren Kollegen im Ausland nach, die lange das thörichte Vorurteil überwunden hatten und einen Stolz darin fanden, ihre Kunst so öffentlich und allgemein wie möglich in Plakaten, Buchumschlägen, Möbeln, Gefäßen, Stoffen zu bethätigen. Jetzt ging es bei uns hochflutgleich los. Vieles, vieles schoß am Ziel vorbei. Vieles, ach nur allzuvieles war nur geeignet, die neue Kunst bei denen zu diskreditieren, die nicht Geduld genug mit dem Gärenden und sich absurd Gebärdenden haben.

Aber ein sichtbarer Fortschritt ward doch erreicht; zum mindesten eine starke Interessebelebung. Es giebt jetzt auch in Deutschland einige gute Plakate; in der Buchausstattung schreitet man vorwärts. In der Schmiede- und Ledertreibekunst stehen wir sogar ziemlich hoch.

Den führenden Kunstgewerklern des Auslandes stehen einige deutsche Persönlichkeiten ebenbürtig gegenüber.

Melchior Lechter ist ein schöpferisch begnadeter Künstler, dessen wunderbar tiefe, leuchtende Glasfenster, gleichhoch in dichterischer Konzeption und technisch raffiniertem Können, sich vollwertig neben den großen Werken der Vergangenheit und des Auslandes sehen lassen können. Mit Recht ist ihm der interessante Auftrag geworden, einem Kunstgewerbe-Museum ein Zimmer einzurichten, das dem Geschmack und dem Wesen unserer Epoche Ausdruck giebt. Otto Eckmann, der Künstler der graziösen Linie, der von den Japanern nicht nur den Reiz einfacher Pflanzenmotive gelernt hat, sondern vor allem durch sie auf eigenes Studium in der Natur hingewiesen wurde, hat sich um Buch- und Schriftwesen große Verdienste erworben.

Neuerdings komponierte er Beleuchtungskörper aus Schmiedeeisen, die aus einem fein beobachtenden Naturgefühl hervorgingen.

Universal wie die Ausländer gab er sich auch mit der textilen Kunst ab. Er wirkte mit zur Begründung der Webschule zu Scherrebeck, für deren Handbetrieb er und Alfred Mohrbutter künstlerische Entwürfe zu Wandteppichen, Kissenbezügen, Decken lieferte. Sehr reizvolle Motive sind da gegeben: ein Möwenschwarm, Schwäne, ein Apfelzweig, Tulpen, Kastanien.

Das neue an diesen Stücken war, daß alle Vorwürfe nicht aus Buchanregung, nicht aus Vorbilderentlehnung entstanden, sondern, daß sie auf treuem Naturstudium beruhten. Diese Künstler sind eben wirklich moderne Menschen, Söhne einer sachlichen helläugigen Zeit, die mit Mikroskop und Analyse arbeitet und den Dingen direkt zu Leibe geht. In diesen Künstlern steckt etwas vom Naturforscher, vom botanisierenden Forscher. Sie sind keine Buch- und Ateliermenschen, sondern Freilichtnaturen. Etwas anderes kommt noch dazu. Sie haben die Sachlichkeit und Ehrlichkeit des künstlerischen Sinns und den sicheren Takt, der von

einem Material nicht mehr verlangt, als es geben kann; der die latente Schönheit jedes Stoffes instinktiv erkennt und ihn treu und liebevoll herauszuentwickeln sich müht.

So arbeitet auch Köpping, der Dichter jener zarthauchigen Glaswunderblumen auf schwanken, launisch kapriziösen Stengeln Der geschmackvolle Radierer Hirzel, der die glänzende Idee hatte, die rhythmischen Ranken und Zweige seiner Zierleisten in Gold als Schmucksache, Broschen und Nadeln, arbeiten zu lassen. Das sind moderne Stücke, diese einfachen und graziösen Goldranken, diese zierlichen Mohnköpfe auf leichten Stengeln, das feindurchbrochene Blätterwerk, so natürlich sicher und echt. Diese Schmucksachen haben kein Vorbild. Auch nicht im Ausland. Sie sind ganz auf deutschem Boden gewachsen und wirken viel reiner als die schwelgerische Phantastik der französischen Gold- und Juwelenkunst, wie sie z. B. Lalique mit seinen an Sesamschätze mahnenden Märchenstücken vertritt.

Nicht vergessen darf Obrist werden, der den schablonenmäßigen Stickereivorlagen neue Belebung zuführte, natürlich auch durch frisch aus der Natur geschaute Pflanzenmotive, die mit feinem künstlerischen Sinn zu Flachmustern stilisiert wurden.

In der Keramik wirken fruchtbar Läuger, Schmutz-Baudiß, die Familie von Heider.

Wenn solche Kräfte uns helfen, dann baut sich wie von selbst ein neues Intérieur uns auf.

Einfarbige Tapeten, als weicher, ruhiger Hintergrund für die Bilder, bedecken die Wände. Harmonisch stimmt in ihrem Ton die Fensterbekleidung, die nicht mehr in tapezierstilvollem Faltenwurf sich bauscht, sondern in glatten, einfachen Linien fällt und ihren Schmuck eben in dem rhythmischen Fall des weichen Materials hat. Die schönen lüsterhaltigen Velvets eignen sich dazu am besten. Die Möbel haben keine abnehmbaren Muschelaufsätze und Eckknöpfe mehr [illegible] aufgeleimten Schnitzfüllung[illegible] aus Zinkbronze mit über[illegible] Schmuckwerk. Sie sind wesentlich einfach[illegible] geworden, aber echter, sie zeigen einen Geschmack, der den äußeren unechten Schein überwunden hat.

Die internationale Reisebildung und den künstlerisch geschulten Blick verraten die exotischen Ingredienzien, die farbenleuchtenden Teppiche des Orients, die Divane mit ihren breiten, weichen Kissenlagen. Man will jetzt eben Möbel, die gebraucht werden können. Sitzstätten, die kein Zierat sondern wirklich Ruheplätze sind; die nicht geschont, sondern gebraucht werden.

Und mit Lächeln denkt man an die Kinderzeit, da sich niemand auf das unbequeme, sorgsam gehütete Salonsofa wagen durfte, auf daß sich die Deckchen nicht verrutschten. Die moderne Ästhetik ist nicht nur schönheitsverstehend[illegible], sondern auch menschlich-rücksichtsvoller geworden. bei ihr kommt zuerst der Mensch und sein Bedürfnis, und dann die Sache.

So wandelt an der Wende des Jahrhunderts die gute Stube sich zum 'home.'

---

☛ Redaktionelle Zuschriften sind nicht an den Herausgeber, sondern an die „Redaktion der Romanwelt", Berlin W., Rankestr. 28, zu adressieren.



Verantwortlicher Redakteur Paul Schettler, Berlin-Charlottenburg. — Verlag der Romanwelt, G. m. b. H., Berlin W. 50, Rankestr.
Verantw. f. d. Inseratenteil H. Lürßen, Gräfenhainichen. — Druck von C. H. Schulze & Co. Gräfenhainichen.
Papier von Paul Herzberg Berlin SW.

JAHRGANG V. BAND II. 28. HEFT




# Der Zug nach dem Osten.

## Roman

von

**Franz Sperber.**

[2]

---

Der junge Gutsverwalter wandte sich dem grünumsponnenen Seitengebäude zu; da traten ihm die beiden Männer in den Weg.

Sie lüfteten beide höflich die Hüte, doch auch ihnen wurde kein freundlicher Gruß zu teil.

Das bleiche, sensitive Gesicht des breitschultrigen, schlanken, prachtvoll und hochgewachsenen jungen Mannes sah noch sehr erregt aus, und die großen, dunklen Augen sprühten förmlich Funken, während die linke Hand mit nervöser Bewegung an dem kleinen braunen Schnurrbart drehte, und die Rechte von Zeit zu Zeit ungeduldig die Reitgerte durch die Luft sausen ließ.

„Sagen Sie mal, Oberinspektor," rief der junge Mann ohne weiteren Gruß seinem Untergebenen zu — „warum wird nicht darauf geachtet, daß die Leute zur betreffenden Arbeit auch immer die betreffenden Leiterwagen nehmen? Find' ich da die faulen Kerls dabei, den Stalldünger auf unseren besten Getreidewagen zu fahren! Kein Vogt dabei . . . Niemand! Wo sind die Vögte? Wo ist Müller? Wo zum Teufel sind Sie? Was habt ihr denn alle so Wichtiges zu thun, daß keiner dabei bleibt, um aufzupassen?"

„Inspektor Müller sollte meines Wissens dabei bleiben," erwiderte der Oberinspektor.

„Inspektor Müller! Inspektor Müller! Sie wissen doch eben so gut wie ich, daß Inspektor Müller ein großer Esel . . . äh . . . hm!"

Sein Blick fiel plötzlich auf den etwas in den Hintergrund zurückgetretenen Fremden, und er brach kurz ab, mitten in dem für Inspektor Müller so wenig schmeichelhaften Satze.

„Wer ist denn das?" fragte er halblaut. Und der Oberinspektor erteilte in dem gleichen Ton die gewünschte Erklärung.

Da hob der junge Herr die weiße Reitmütze von seinem leichtgelockten, hellbraunen Haar, trat dem Fremden näher und sagte artig:

„Sie wollen mich sprechen, mein Herr? Mein Name ist Graach. Felix von Graach."

Herr Waldmann verbeugte sich sehr tief vor

diesen großen, imponierend blickenden, dunkeln Augen des jungen Verwalters.

„Gestatten Sie, Herr Baron, daß auch ich mich Ihnen vorstelle. Mein Name ist Waldmann. Ich komme aus Posen. Erlauben Sie ...“ er versenkte die Hand in die Tiefe seiner Brusttasche — „daß ich Ihnen meine Vollmacht überreiche.“

Baron Graach aber winkte ab.

„Oh bitte, bitte, lassen Sie ruhig stecken. Glaub's Ihnen auch so. Also Sie kommen aus Posen. Freut mich, Sie bei uns zu sehen. Das vorige Mal war ein anderer Herr hier ...“

„Jawohl. Kollege Brandt.“

„Richtig. Herr Brandt. Ein liebenswürdiger Mann. Wie geht es ihm? Gut? Ja? Und den Herren Räten? Auch gut? Nun bitte, kommen Sie mit herein. Also, lieber Damm,“ wandte er sich wieder an den Oberinspektor, „sehen Sie nach den Leuten. Daß die uns nicht wieder so 'ne Geschichte machen. Weiß gar nicht, was dem Müller nur eingefallen sein muß. Bitte, Herr Waldmann.“

Er schritt dem Revisor voraus, die grünberankten Stufen empor, die zu den Büreaux führten, und dieser konnte dabei die schlanke, zugleich elegant gebaute und doch kernige Gestalt in der grünen Landwirtsjoppe, den weißen Reithosen und den bis übers Knie hinauf reichenden hohen Lederstiefeln bewundern.

„Eine famose Erscheinung,“ dachte er dabei. „Aber etwas von dem mütterlichen Hochmut hat er doch auch im Gesicht ... trotz aller Liebenswürdigkeit. So 'ne gewisse Portion gnädiger Herablassung. Na ... wir werden ja sehen.“

„Wollen wir nun gleich mit der Arbeit beginnen?“ fragte Herr von Graach, als sie durch die Büreauxräume gegangen und nun in seinem privaten Arbeitszimmer angekommen waren. „Oder wollen wir heute noch feiern und erst morgen früh anfangen?“

Dabei nötigte er seinen Gast Platz zu nehmen, bot ihm eine Zigarre an und streifte die Reithandschuhe von den Fingern.

Mit nachlässig-eleganter Bewegung ließ er seine schöne Gestalt in die etwas fadenscheinigen Polster eines Sessels sinken.

„Mir wär's beinahe lieber, erst morgen damit anzufangen,“ sagte er und schlug leicht mit der Reitgerte, die er in der Hand behalten hatte, an seinen Stiefel. „Ich habe einen dreistündigen Ritt hinter mir und bin infolgedessen verteufelt müde.“

„Ganz wie Sie wünschen, Herr Baron.“

„Sie haben Zeit, nicht wahr?“

„Oh ... ich ... ein paar Tage habe ich ja für Buchenwalde bekommen. Und schließlich, wenn Sie heute zu müde sind ... so ... wir arbeiten dann morgen um so eifriger.“

„Sehr richtig. Ganz meine Meinung. Man muß stets ganz und gar bei einer Sache sein. Sei es nun Arbeit oder sei es Vergnügen. Nur nie mit halbem Kopf und halbem Herzen.“

Der Revisor ließ seine Blicke forschend auf dem jungen Manne ruhen.

Eigentlich wär' es ihm jetzt lieber gewesen, wenn man irgend einen anderen mit der ihm übergebenen Mission betraut hätte. Denn diesem Vollblutmenschen da ... daß er das war, sah Herr Waldmann auf den ersten Blick, trotz seiner kurzsichtigen Augen ... unangenehme Dinge zu sagen, wie er es sollte und mußte ... wahrlich, es war keine beneidenswerte Aufgabe.

Diesem Aristokratengesicht gegenüber, mit den feingeschnittenen, unbeweglichen Zügen und dem leisen Ausdruck von Spott um den Mund, würde es nicht leicht sein die richtigen Worte zu finden.

Er hatte gut sich innerlich wiederholen und einschärfen, daß Baron Felix Graach ja doch im Grunde garnichts anderes sei als auch er, Karl Waldmann, ein Beamter im Dienste der königlichen Ansiedlungs-Kommission ... in diesem Moment hätte er dennoch 'ne ganze Menge darum gegeben, wenn Kollege Brandt, oder sonst ein anderer von den Kollegen statt seiner hier gesessen hätte.

Darum war es ihm ganz lieb, als Baron Graach sich jetzt erhob, an das Fenster trat, und dort mit dem Rücken zu ihm hingewandt, eine geraume Weile stehen blieb.

Zu dem schlanken Rücken redete sich's schon leichter. Darum besann er sich nicht länger und begann:

„Nur eines möchte ich Ihnen doch lieber gleich heute sagen, Herr Baron —“

Gleich darauf ärgerte er sich über sich selbst, weil er 'Herr Baron' gesagt; der Mann war Verwalter, einfach Verwalter von Buchenwalde ... um seine Privattitel brauchte er sich nicht zu kümmern. Warum also that er es?

„Ja" ... fuhr er fort ... „ich ... ich bin nämlich nicht lediglich der Revision wegen hier. Ich bin ... vielmehr in einer etwas ...," da Graach ihn jetzt überrascht ansah, begann er schon wieder unwillkürlich nach den feinsten Ausdrücken zu suchen — „in einer etwas delikaten Mission bin ich hierher geschickt worden."

Die großen, dunklen Augen verwirrten ihn beinahe, mit solch herausforderndem Spott blickten sie ihn an.

Er erhob sich und legte seine brennende Zigarre nieder.

„Ich stehe hier als Abgesandter der königlichen Ansiedlungs-Kommission; ich habe einen Auftrag an Sie, Herr ... Verwalter ... gestatten Sie mir, mich dieses Auftrages Wort für Wort zu entledigen."

Die dunkeln Augen ruhten immer noch auf ihm. Als er jetzt zu sprechen aufhörte, machte Baron Felix eine gleichsam ermunternde Handbewegung.

„Bitte!" sagte er. Und die Arme über der Brust kreuzend wartete er mit vollkommener äußerer Ruhe das weitere ab.

„Mein Auftrag ist der, Ihnen zu sagen, daß man ... daß man ... man ist in Posen nicht zufrieden mit Ihnen, Herr Baron."

„So?"

Kein weiteres Wort.

Doch als auch der Revisor nichts weiter sagte, fügte er hinzu:

„Bitte weiter ... ich höre."

„So muß ich mich also nun wohl näher erklären."

„Ich muß dringend darum bitten."

„Sie sind jetzt zwei Jahre Verwalter des königlichen Ansiedlungsgutes Buchenwalde ... in diesen zwei Jahren sind jedoch nur vier Ansiedlerfamilien hergezogen, obwohl, Ihren eigenen Angaben zufolge, mehr als die dreifache Anzahl von Applikanten sich gemeldet haben und auch hier gewesen sind."

Felix von Graach strich mit der Hand nachdenklich über sein Haar.

Dann warf er den Kopf empor mit jener hochmütigen Bewegung, die lebhaft an seine Mutter erinnerte.

„Ah! das also ist's."

„Ja. Das ... und noch anderes. Vorzugsweise jedoch das. Es geht den Herren zu langsam. In den Regierungsbezirken Posen, Bromberg und Marienwerder ist es sonst überall mit den Ansiedlern so schnell und leicht gegangen, daß es die Herren von der Kommission in Erstaunen setzt, wie gerade die Parzellen von Buchenwalde sich so schwer nur an den Mann bringen lassen."

Er schwieg und holte tief Atem. Das Schwerste war nun heraus.

Auch Felix sagte nichts. Er hatte sich wieder gesetzt, ein Bein übers andere gelegt, und spielte nervös mit dem Sporenrädchen an seinem Stiefel. Dann sagte er, langsam und ohne aufzublicken:

„Will man mir den Vorwurf machen, daß ich die Applikanten verscheuche?"

„Ich glaube nicht. Nein, das nicht ... das ganz gewiß nicht ... aber man meint, daß Sie vielleicht etwas zu wenig ... zu wenig eifrig dahinter sind, das ..."

„— das Bauernvolk auf Buchenwalde einzunisten? Meinten Sie das? Nun, mein Herr, ich glaube sicher, daß man mir mit diesem Vorwurf unrecht thut. Ich thue und habe stets mein Möglichstes gethan, von Anbeginn bis auf den heutigen Tag; freilich, wenn die Leute nicht wollen ... bei den Haaren herbeiziehen ... das allerdings ..."

Achselzuckend brach er ab.

„Man meint in Posen, daß Sie vielleicht nicht entgegenkommend genug wären ... oder ..."

Der junge Verwalter stand auf. In seiner vollen, prächtigen Höhe stand er da vor dem Revisor und reckte die Arme hoch über dem Kopfe empor, wodurch er noch größer erschien.

„So? Meint man das in Posen? Nun ... hm ... war dies Ihr ganzer Auftrag? Oder haben Sie mir noch mehr zu sagen?"

„Vor allem dieses: es dauert den Herren zu lange. Auf diese Weise ... alle zwei Jahre

vier Ansiedler ... kann die Parzellierung von Buchenwalde zehn bis zwölf Jahre dauern.“

„Wir werden morgen zusammen die gesamten Briefschaften durchsehen. Ich weiß nicht, ob Sie dies alles in Ihren Akten haben, ich kann Ihnen jedoch nicht allein mündlich wiederholen, sondern will es Ihnen morgen schriftlich beweisen, daß ich mein Möglichstes thue. Nur darf man mir von Posen aus die Applikanten nicht verscheuchen.“

„Thut man das?“

„Man hat es im Zeitraum von drei Monaten zwei Mal gethan. In beiden Fällen war es mir äußerst peinlich. In beiden Fällen war schon alles in schönster Ordnung. Ich hatte die Parzellen versprochen, die Leute hatten ihr Geld bereit ... es fehlte nur noch die endgiltige Zustimmung der Kommission ... sie wurde verweigert.“

„Ja, ja ... ich weiß.“

„Sie kennen die beiden Fälle. Es war die Sache mit Drewitz und mit Johannsen.“

„Ich weiß. Die Kommission hatte in diesen beiden Fällen aber doch recht, ihre Zustimmung zu verweigern.“

„Recht? Wieso?“

„Weil es sich in beiden Fällen um Polen handelte.“

„Polen? Weder Drewitz noch Johannsen sind Polen.“

„Sie sind, so viel ich weiß, von polnischer Abstammung.“

Beide Familien leben seit mehr als fünfzig Jahren in Sachsen.“

„Trotzdem bleiben sie doch polnischen Ursprungs.“

„Nun, mein Herr, dies Wortgefecht zwischen uns beiden wird keinesfalls zu einem wünschenswerten Resultat führen. Wenn wirklich Drewitz und Johannsen, die beide darauf brannten, sich in Buchenwalde anzusiedeln, polnischen Ursprungs sind und infolgedessen den Herren von der Kommission nicht erwünscht, so ist dies doch höchstens mein Pech ... nicht aber mein böser Wille. Wie kommt man dann aber dazu, unzufrieden mit mir zu sein? Ja, mir durch Sie den deutlichen Ausdruck dieser Unzufriedenheit mitteilen zu lassen?“

„Ich bitte Sie noch einmal, mir das nicht übel zu nehmen. Ich bin Beamter ...“

„Ich weiß ... ich weiß. Auch ich bin Beamter. Ich weiß also sehr wohl, daß Sie ihre Pflicht thun müssen. Mehr als seine Pflicht kann aber kein Mensch thun. Ich auch nicht. Dies bitte ich Sie den Herren in Posen von mir zu sagen.“

Man hat mir noch eine Beschwerde gegen Sie aufgetragen, Herr Baron.“

„So? Noch eine? Ich bin begierig.“

„Der Krawall am Sonntag vor acht Tagen in Friedrichs-Aue hat böses Blut gemacht.“

„Sieh, sieh! Der Krawall in Friedrichs-Aue! Will man mir den auch zur Last legen?“

„Je nachdem; zum großen Teil allerdings.“

„Das ist stark; warum denn mir?“

„Weil Pfarrer Bruddowo in Buchenwalde verkehrt ... intim verkehrt.“

Der Baron biß sich auf die Lippen.

„Allerdings,“ sagte er langsam. „Doch ich ... verstehe nicht ... was hat das eine mit dem anderen zu thun?“

„Nicht wenig, Herr Baron. Es wird nicht eben wohl vermerkt, daß der katholische Pfarrer aus der katholischen Gemeinde gar so häufige Besuche in der evangelischen Gemeinde abstattet.“

„In der Gemeinde? Pfarrer Bruddowo verkehrt nur hier im Schloß. Er kommt zu meiner Mutter.“

„Versucht er nicht auch gelegentlich Konvertiten zu machen?“

„Davon ist mir nicht das Mindeste bekannt.“

„Man weiß aber, daß die polnisch-katholischen Pfarrer dies gerne thun ... zum mindesten zu thun versuchen.“

„So? Nun, wenn man das weiß, warum erfüllt man dann nicht endlich den Wunsch der Gemeinde Friedrichs-Aue und stellt einen Pfarrer aus der Gegend dieser Leute an? Es ist ihr sehnlichster Wunsch. Das weiß ich ... das wissen die Herren in Posen.“

„Hm!“

Der Revisor wiegte das Haupt.

„Ja,“ sprach Felix rasch weiter. „Das will ich Ihnen sagen, da wir doch schon einmal dabei sind. Drewitz und Johannsen hat man die

Parzellen verweigert, weil sie und ihre Familien polnischen Ursprungs waren, obwohl beide schon seit mehr als dreißig Jahren evangelische Deutsche sind. Doch selbst wenn diese beiden Leute ihre Parzellen hier erhalten hätten, würden sie auch nicht die mindeste Gefahr für das Germanisierungs-System dieses Kreises geboten haben. Eben, weil sie evangelisch sind ... und weil Buchenwalde eine evangelische Gemeinde wird. Dort aber, wo die Herren es nicht zu bemerken scheinen, in Friedrichs-Aue sitzt die Gefahr für die Kommission — für uns alle."

Der Revisor schritt nachdenklich auf und ab im Zimmer.

„Daß es eine gewisse Gefahr in sich barg, überhaupt katholische Kolonien zu gründen, ist wohlbekannt. Es ging aber nicht anders. Es war dies ein Zugeständnis seitens der Kommission, das dem Zentrum gemacht werden mußte!"

„Sehr richtig. Die katholische Kolonie war also nötig; warum aber mußte man sie auch gleich polnisch machen, indem man ihr einen polnischen Pfarrer zuerteilte? Katholisch und Polnisch ist hier an der Grenze ohnehin schon fast ein und dasselbe ... sowie auch evangelisch und deutsch ... ein polnischer Pfarrer jedoch bietet die allerbeste Garantie dafür, daß die Leute wieder polnisch werden. Daß man hier gerade, so nahe an der polnischen Grenze, eine katholische Ansiedlung machen mußte, war ein, wie ich fürchte, verhängnisvoller Irrtum, der noch verhängnisvolle Folgen haben kann und wird."

„Sie mögen vielleicht recht haben, Herr Baron. Um so mehr, meint man in Posen aber, müßte es Ihre Sorge sein, Ruhe und Frieden zu halten, oder aber ... zu schaffen."

„Schön gesagt, mein Herr. Katholiken und Lutheraner hier in dieser Gegend kennen keine Übereinstimmung, kennen keinen Frieden. Und dennoch ... dennoch ... es wäre vielleicht möglich, wenn —"

„— wenn?"

„Wenn Pfarrer Bruddowo abgesetzt und an seine Stelle ein deutsch-katholischer Prediger auf Friedrichs-Aue gesetzt würde."

„Und wenn das nicht geht?"

„Es wird gehen; es muß gehen! Die Ansiedler von Friedrichs-Aue haben beschlossen, eine Petition an den Kaiser selbst zu richten. Sie wollen einen Prediger aus ihrer Gegend haben. Man thut bitter unrecht daran, ihnen diesen Wunsch abzuschlagen. Auch jener Krawall, von dem Sie vorher sprachen, hatte lediglich hierin seinen Ursprung."

„Hierin?"

„Jawohl. Die Leute ... drei waren's von Buchenwalde, sieben oder acht von Friedrichs-Aue, saßen an jenem Sonntag Abend in Schmidts Gasthof zusammen. Es kam die Rede auf die Kinder von Matthias und Bromme, die, wie Schlegel von uns hier behauptete, mehr polnisch als deutsch sprächen. Matthias nahm das übel. Er behauptete, ein ebenso guter Deutscher zu sein wie Schlegel. Schlegel verneinte dies. Matthias wurde aufgeregt; Schlegel nicht minder. Er nannte Matthias einen Polacken. Andere mischten sich hinein. Daraus entstand die Schlägerei. Säße auf Friedrichs-Aue aber ein deutscher Pfarrer ..."

„Oder verkehrte der polnische Pfarrer nicht auf Buchenwalde! Herr Baron, nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich Ihnen das so offen sage; aber ich habe den ganz speziellen Auftrag bekommen, Sie hierin zu warnen. Pfarrer Bruddowo darf keinen so intimen Verkehr pflegen mit der Ansiedlung Buchenwalde."

„Der Pfarrer von Friedrichs-Aue wird mir in meinem Hause stets willkommen sein. Daß er ein Pole ist, ist nicht meine Schuld. Mit meinen Ansiedlern hat er natürlich nichts zu schaffen."

„Ist das auch ganz sicher, Herr Baron? Man will in Posen zu merken beginnen, daß auch Ihnen hier auf Buchenwalde katholische Ansiedler lieber wären als evangelische."

Ein breites, warmes Rot überflog das Gesicht des jungen Mannes.

„Wer ... will das behaupten?" fragte er rasch.

„Man sucht den Beweis dafür in der Angelegenheit des Mannes Schlaf."

„Ah!"

„Ja. Der Mann war vor vier Wochen hier, nicht wahr?"

„Jawohl."

„Er ist ein kleiner Grundbesitzer in der Mark,

und wollte die Grundstücke hier ansehen, um eventuell dann hieher zu übersiedeln. Dieser Mann war Deutscher, war evangelisch. Er hat sich in Posen beschwert. Er behauptete, hier nicht allein höchst unfreundlich empfangen worden zu sein, sondern man soll im Hofe die Hunde auf ihn gehetzt haben. Diese Nachricht hat selbstverständlich in Posen nur wenig oder gar keinen Glauben gefunden. Man hat angenommen, daß der Mann stark übertreibe; immerhin können derartig unliebsame Gerüchte der Ansiedlungs-Kommission sehr schaden. Es wäre mir lieb, wenn Sie mir nun sagten, wieviel an der Sache wahr, wieviel erfunden war."

Baron Graach hatte die Stirn gefurcht und nagte heftig an seinem Schnurrbart.

„Die Sache —", sagte er dann langsam, „verhält sich allerdings ungefähr so, und doch im wesentlichen ganz anders. Ich war an jenem Tage nicht zu Hause; die beiden Inspektoren waren draußen auf den Feldern; der Mann selbst aber soll nach allem, was ich hörte, so sehr wenig reputierlich ausgesehen haben, daß man ihn für einen Bettler hielt und ihn ... davon jagte."

„Immerhin will man Sie dafür verantwortlich machen."

„Das thäte man mit Unrecht. Ich würde keinen Menschen, auch keinen Bettler, von meinem Hofe jagen."

„Das glaub' ich Ihnen gerne. Aber die Sache hat in der Heimatsgegend des Schlaf viel Unliebsames von sich reden gemacht und die Leute gegen die Ansiedlungs-Kommission im allgemeinen ... hauptsächlich aber gegen die hiesige Gegend sehr aufgebracht."

Felix blickte immer noch starr vor sich hin. Er that es schon, seit der Revisor von dieser Sache zu reden begonnen hatte; finster und brütend haftete sein Blick am Boden.

Dann erhob er die Augen wieder und sah den Revisor an.

„Dieses Vorkommnis beruhte auf einem Irrtum ... natürlich ... ein Mißverständnis ... sonst ... wie könnte man auch glauben ..."

Er brach kurz ab und strich sich ein paar mal mit der Hand über die niedere, sonnengebräunte Stirn.

Dann kam ein leises, erzwungenes Lachen von seinen Lippen.

„Ich bin heute wirklich müde," sagte er. „Und Sie ... Sie haben auch in der Gluthitze ein ordentliches Stück zu fahren gehabt. Wie sind Sie denn gekommen? Über Graudenz?"

„Jawohl."

„Und von dort nach hier?"

„Oh ... in Graudenz fand ich glücklicherweise ein Fuhrwerk. Nicht schön zwar ... aber ... schlecht und gerecht."

„Da können Sie wirklich von Glück sagen. Die Fahrgelegenheiten in Graudenz sind sonst rar genug. Es thut mir leid, daß ich nichts von Ihrem Kommen wußte, sonst hätte ich Ihnen natürlich mit Vergnügen einen Wagen an die Bahn geschickt."

„Ich durfte mich ja nicht vorher anmelden."

„Ja. Richtig."

Der junge Verwalter zog kräftig an der Klingelschnur.

„Ich werde Sie jetzt auf Ihr Zimmer führen lassen. Die Fremdenzimmer liegen im oberen Stockwerk. Auf eines muß ich Sie vorher aber noch aufmerksam machen" — er lächelte jetzt, und dieses Lächeln erhellte ganz seltsam sein junges, sonst auffallend ernstes Gesicht — „es spukt in unserem alten Schlosse hier."

„Aha! Das ist ja aber sehr interessant."

„Ja, nicht wahr? Ich selber hab' es zwar noch nie vernommen, doch die Weiber behaupten steif und fest, daß es spuke. Nicht wahr, Naska?" rief er dem jungen polnischen Dienstmädchen zu, das nach seinen Befehlen fragen kam.

Sie nickte sehr ernst, fast feierlich mit dem Kopfe.

„Jawohl, gnäd'ger Herr."

„Beschreib' es einmal; was thut es? In welcher Weise spukt es? Ruhig ... oder geräuschvoll?"

„Erst schleicht es ganz leise ... und dann ..."

„Nun ... dann ...?"

„Dann bringt's Ketten an ... ganz schwere ... die schleppt es ... so ... so hinter sich her ... und die klirren und klappern ... und da, wo es geht ... da wird's ganz kalt und ganz hell ... und wenn es einen berührt ... dann ..."

Sie brach ab und machte eine Bewegung mit der Hand, als vermöchte sie das Schreckliche nicht auszudrücken.

Der junge Baron lachte hell auf.

„Na, also? Weiter, Naska ... was geschieht dem, den es berührt?"

Er lachte noch immer.

Das Mädchen heftete ihre großen, dunkeln Augen fest auf ihn. Dann faltete sie wie beschwörend die Hände.

„Ich kann's nicht sagen, wenn der gnädige Herr so lachen."

„Dummes Schaf! Warum denn nicht?"

Sie hielt die Hände noch immer gefaltet.

„Weil ... weil das ... zu schrecklich ist."

„Sag's ruhig. Der Herr da und ich, wir haben keine Furcht. Also?"

„Wen's berührt, der stirbt," murmelte sie mit dumpfer, klagender Stimme.

Und wieder lachte Baron Felix hell auf.

„Wen's nicht berührt, der stirbt auch," sagte er, ohne auf ihre angstvoll abwehrende Bewegung zu achten.

Er trat ganz nahe an sie heran.

„Arbeit'st du eigentlich nicht mehr draußen? Seit wann bedienst du hier im Hause?"

„Seit acht Tagen."

„Auf wessen Anordnung?"

„Gnädige Frau Baronin haben's gewollt. Seit die Rosa krank geworden ist ..."

„Ah so! Du bist an Rosas Stelle?"

Er sah ihr noch einmal prüfend ins Gesicht. Dann wandte er sich auf den Hacken um.

„Zeig' diesem Herrn oben sein Zimmer."

Er warf ihr die Worte gleichsam verächtlich über die Schulter zu ... nachlässig und doch herrisch. „Fräulein Born hat doch schon eins herrichten lassen?" fügte er noch hinzu.

„Ja; wir haben's schon gerichtet."

Er achtete schon nicht mehr auf sie. Er sah auf seine Uhr, griff nach Mütze und Reitpeitsche und sagte zu dem Revisor:

„Ich muß Sie jetzt bitten, mich zu entschuldigen. Es ist die Stunde, zu der ich täglich durch die Felder reite. Wenn Sie übrigens Lust hätten mitzukommen ... wir können dann fahren ... in wenigen Minuten ist angespannt."

Der Revisor dankte.

Nein, er wollte sich lieber ein wenig ausruhen und nachher den Park ansehen gehen.

„Wie Sie wollen," sagte der Hausherr und reichte ihm die schmale, kräftige, braune Hand. „Beim Abendessen sehen wir uns wieder. Führe den Herrn, Naska."

Mit leichter Verbeugung verließ er das Zimmer.

---

## II.

Felix ritt heute gedankenvoller als sonst durch die Felder. Er sah alles wie sonst, und doch sah es ihm anders aus. Ernsthafte Gedanken beschäftigten ihn.

Die Worte des Revisors, so kühl er sie auch äußerlich entgegengenommen hatte, sie verließen ihn doch keine Sekunde mehr; und je länger und intensiver er darüber nachsann, um so ernster und sorgenvoller ward sein junges Antlitz.

Noch mehr Sorgen! Noch mehr Kämpfe! Noch mehr Ängste und Aufregungen! Als ob er nicht schon genug davon hatte! Wahrlich, er kannte eigentlich kaum mehr etwas anderes.

Er war das Oberhaupt dieser unglücklichen Familie von Graach. Er war die einzige und letzte Stütze seiner Mutter. —

Seine Mutter!

Er liebte sie sehr. Ihr zu Liebe hatte er hauptsächlich diese Verwalter-Stellung angenommen; ihr hatte er die beiden kolossallen Opfer seines Stolzes und seiner Unabhängigkeit gebracht! Und nun sollte sie, gerade sie es sein, die ihm von neuem Hindernisse vor die Füße warf, die ihm den halb schon geebneten Weg von neuem versperrte, die ihn, beinahe schon am Ziel angelangt, zum Straucheln und Fallen brachte.

Nein, das durfte nicht sein! Er mußte mit ihr reden. Noch in dieser Stunde wollte er zu ihr hin, um ein ernstes Wort mit ihr zu reden. —

Er wandte sein Pferd und ritt zurück dem Schlosse zu. Es ward wieder klarer in seinem Kopfe, als er erst so weit war, einzusehen, daß von dem guten Willen seiner Mutter sein und auch ihr ganzes Wohl und Wehe abhing.

Das würde er ihr heute abend noch genau

auseinandersetzen; ein gutes Resultat würde sicherlich die Folge dieser Auseinandersetzung sein; denn nicht allein, daß seine Mutter ihn liebte, ihn, den einzig ihr übrig gebliebenen Sohn, nein, er kannte sie auch als kluge Frau und wußte, daß Vernunftsgründe nie ungehört an ihrem Ohr verhallten.

Darum wollte er sofort zu ihr hin.

Er kam an einem Rübenfeld vorbei. Eine ganze Reihe von Frauen und Mädchen kauerte da am Boden und riß die allzu üppig wuchernden, unnützen grünen Blätter aus dem Erdreich heraus, um der Frucht mehr Platz zur Entfaltung zu lassen.

Ein Vogt stand daneben, auf seinen Krückstock mit eiserner Spitze gestützt, und überwachte die Weiber bei ihrer Arbeit.

Felix winkte ihn zu sich heran.

„Was meint Ihr? Werden die Mädchen morgen fertig werden mit dem Felde?"

Der Vogt nickte bejahend.

„Dann laßt nur heute abend und auch morgen früh noch tüchtig gießen; denn ob es regnen wird" — er sandte einen prüfenden Blick zum Himmel hinauf, der in wolkenlosem Blau sich über der Erde wölbte.

„Kaum zu erwarten," meinte der Vogt.

„Nun eben. Das mein' ich auch; also laß die Jungens ordentlich Wasser holen und gießen; auf den Regen können wir schon nicht mehr warten."

Er nickte und ritt weiter.

Er war wieder ruhig geworden, und dadurch war auch sein klarer, scharfer Blick ihm zurückgekehrt. Er sah wieder alles und sah es genau.

Auf einem Kleefelde fuhr soeben der letzte, hochbeladene Wagen davon, der Scheune zu.

Der junge Inspektor Müller stand hier als Oberaufseher.

Baron Felix ritt mitten auf das jetzt kahle, nackte Feld hin.

„Verflucht schlecht nachgeharkt, Müller," rief er dem Inspektor zu, beugte sich ein wenig herab und nahm mit seiner Reitgerte einen ganzen Wust liegen gebliebener, langer Halme auf, die er ihm hinhielt. „Wo sind die Mädels? Warum lassen Sie nicht sofort nachharken, möcht' ich wissen?"

„Es wird sofort geschehen," entschuldigte sich Inspektor Müller, der bis unter die Augen rot geworden war, unter dem Verweis seines obersten Vorgesetzten.

„Na ja . . . immer alles 'sofort'. Aber wenn man nicht selber nach allem sieht, so geschieht's schließlich doch nicht," schalt der Verwalter. „Ich muß Sie doch wirklich bitten, bißchen umsichtiger zu sein."

Er berührte den Rand seiner Mütze und ritt davon.

Noch zweimal hatte er Verweise zu erteilen, während er jetzt die Chaussee entlang ritt, die zum Park führte.

Zwei kleine Gehöfte lagen an dieser Chaussee. Es waren zwei von den Buchenwaldner Ansiedlungen. Das eine Gehöft war sehr klein. Das Wohnhaus war klein und niedrig, Stall und Schuppen in den kleinmöglichsten Dimensionen erbaut, die Scheune noch nicht einmal ganz fertig gedeckt.

Aus dem Hause heraus ertönte lautes Hämmern; im Hof kläfften zwei kleine, zottige, festgebundene Hunde, und über den Brunnenrand gebeugt saß ein kleines, etwa sechsjähriges Mädchen mit nackten Beinen und Füßen.

„Fall' nicht rein, mein Kind," rief Felix dem Kinde zu, dessen Stellung ihm wirklich ängstlich erschien.

Das Kind glotzte ihn verständnislos an und steckte zwei Finger in den Mund. Aber es rührte sich nicht.

„Hörst du nicht?" rief er noch einmal. „Geh fort da vom Brunnenloch. Ist denn deine Mutter nicht da?"

„Nein. Mutter ist weg," antwortete jetzt endlich das Kind. Dabei rückte es unruhig hin und her.

Das konnte Felix nicht sehen. Das Kind verstand natürlich nichts von der Gefahr, da mußte er ihm helfen.

Er stieg herab vom Pferde und schlang den Zügel lose um den Stamm einer jungen Birke. Dann ging er, um es nicht zu erschrecken, langsamen Schritts auf das Kind zu.

Es rührte sich nicht; sah ihm nur mit großen, fragenden Augen entgegen.

Als er es erreicht hatte, bückte er sich hernieder, faßte es an der Hand und zog das Mädchen freundlich empor. Dann deutete er mit der Hand auf das schwarze, tiefe Brunnenloch.

„Siehst du, wie das tief ist und finster?" sagte er. „Wenn du da 'reinfällst, kann dich keiner mehr herausholen. Dann bist du ganz fort und kommst nicht mehr wieder. Da mußt du niemals sitzen, mein Kind, hörst du wohl?"

Das Kind mochte sich wohl erschrocken haben, als der fremde Herr es so plötzlich angesprochen, denn es sah ihn noch einen Augenblick starr an und brach dann in ein lautes, angstvolles Gebrüll aus.

Felix ließ aber die kleine Hand nicht los, sondern zog das Kind sanft mit sich dem Hause zu.

Da kam auch schon eine Frau aus dem Kuhstall herausgelaufen. Eine noch junge Frau; um die blonden Haare trug sie ein Kopftuch, und die Ärmel ihrer Kattunbluse hatte sie fast bis zur Schulter hinaufgestreift.

„Was schreist denn so, Mariechen?" rief sie noch von der Thür aus dem Kinde zu. Dann, als sie sah, daß Felix es war, der das Mädchen an der Hand hielt, knixte sie und wurde verlegen.

„Ach, der Herr Baron!" murmelte sie.

„Guten Abend, Frau Schlegel," sagte Felix freundlich. „Nehmen Sie mir's nicht übel, daß ich mich in Ihre Angelegenheiten mische, aber im Vorbeireiten sah ich das Kind da am Brunnenrand sitzen ... es sah ganz gefährlich aus. Warum decken Sie den Brunnen nicht wenigstens zu?"

„Ja ... das ist wahr. Dabran hat aber nur mein Mann Schuld. Er deckt 'n immer ab, und nachher da deckt er 'n nicht mehr zu. Und was so die Kinder sind, die laufen natürlich 'raus, und gehen wo sie wollen; und unsereiner hat alle Händ' voll zu thun, da kann man sich nicht immer so drum kümmern. Heul' nu bloß nicht mehr, Mädel ... schönen'n Dank auch, Herr Baron, daß Sie so freundlich gewesen sind und haben aufs Kind gesehen. Die is' Ihnen doch so'n Nichtsnutz wie kein' Zweite. Hundert dumme Streich' macht sie am Tag, das is gewiß."

„So?" Felix lächelte. „Na, aber mit dem Brunnenloch müssen Sie wirklich vorsichtiger sein, daß da nicht mal 'n Unglück passiert. Wie geht's denn sonst, Frau Schlegel?"

„Ich dank' schön, Herr Baron. Es geht ja, und man kann schon zufrieden sein. Bloß die vielen Fliegen ... das 's schon 'n wahres Kreuz."

„So? Immer noch? Wo sind sie denn am schlimmsten?"

„In der Küche. Rein ganz schwarz, wie da alles aussieht vor lauter Fliegen."

„Zeigen Sie mal."

Felix schritt der Frau voraus die drei Stufen hinauf, die zur Hausthür führten.

Hier war ein schmaler, weißgescheuerter Hausflur, durch den man geradeaus in die kleine Küche kam.

Rechts führte eine schmale Holzstiege ins obere Stockwerk hinauf, links befanden sich zwei kleine Zimmer.

„Sie haben unsere Stuben noch nicht fertig eingerichtet gesehen, Herr Baron," sagte die junge Frau halb stolz, halb verschämt, und zupfte an ihrer Schürze.

„Nein, das ist wahr, wollen Sie mir's zeigen?"

Der junge Mann hatte einen fast väterlichen Ton dieser Ansiedlersfrau gegenüber, obwohl sie beinahe eben so alt war wie er.

Darauf stieß die Frau die Thür auf.

„Unsere Schlafkammer," sagte sie und deutete auf den kleinen, aber sehr sauberen Raum, der von zwei Betten und einem rot angestrichenen Kinderbettchen, einer Kommode, einem Waschtisch und einem Reisekorb ganz angefüllt war. „Und da ist die Thür, da geht's rein in die gute Stube."

Felix warf aus Freundlichkeit einen Blick hinein in die ‚gute Stube.'

Sie war noch kleiner und noch voller, als die Schlafkammer. Ein großes, altmodisches Sofa, ein Tisch davor, ein Kleiderschrank, ein kleiner Spiegel an der Wand, ein paar Stühle und ein Kachelofen füllten den winzigen Raum

so an, daß zwei Menschen dazwischen wohl noch stehen, aber nicht mehr sich bewegen konnten.

„Sehr hübsch, sehr hübsch, Frau Schlegel," sagte Felix freundlich. Dann wandte er sich wieder der Thür zu.

„Wegen der Fliegen, da werde ich mal Fräulein Born fragen; die wird schon etwas wissen; dann lass' ich's Ihnen sagen."

Er trat hinaus in den Flur, die junge Frau mit ihm.

„Und neulich in Friedrichs-Aue die Geschichte, wie war denn die? Daß Ihr Mann auch gleich so hitzig werden mußte! Kann er sich denn gar nicht ein bißchen zügeln? Muß immer gleich gehauen werden?"

„Ach nein, Herr Baron; er ist ja sonst gar nicht so. Ein seelenguter Mann ist mein Mann sonst. Aber über die Kathol'schen, da kann er sich gar zu sehr ärgern, er kann sie mal nicht leiden, die Kathol'schen . . . und . . . und . . . da wird er dann immer gleich so wild . . . und . . ."

„Zu Ihnen kommt Pfarrer Bruddowo nicht?"

„Zu uns? Nee . . . wie sollt' er? Wir sind doch keine Kathol'schen . . . und Zeit haben wir auch nicht für die Pfarrer . . . was sollt' er da? Nee, nee, zu uns kommt er nicht."

„Das wäre auch nicht gut."

Felix war die Stufen hinabgestiegen und stand jetzt wieder vor dem Hause. Er reichte der Frau die Hand.

„Lassen Sie sich's gut gehen, Frau Schlegel, und . . . ja . . . sagen Sie doch Ihrem Manne, er möchte morgen im Laufe des Tages mal zu mir ins Büreau kommen; ich hab' was mit ihm zu sprechen. Vergessen Sie es aber nicht."

„Nein, Herr Baron."

„Also dann guten Abend."

Felix schritt über den kleinen Hof, auf dem noch herumliegende Mörtel- und Steinhaufen, Bretter und Späne, sowie Handwerkszeug aller Art den kaum erst vollendeten Bau des Hauses verrieten; er band sein Pferd los und bestieg es. Dann ritt er wieder in den Sommerabend hinaus.

Es war kühler geworden, jetzt, da die Sonne nicht mehr im Zenith stand. Ein leichter Wind strich über die Felder her und berührte wohlthuend des jungen Mannes heißes Antlitz. Rechts und links auf den Feldern und Äckern waren Gruppen von Menschen noch emsig beschäftigt. Von Zeit zu Zeit blickten einzelne unter ihnen spähend nach dem westlichen Horizont hinüber, um nach dem Stande der Sonne zu sehen. Erst wenn sie ganz hinabgesunken, war ihr hartes Tagewerk beendet; konnten sie nach Hause gehen in ihre Hütten und der Ruhe pflegen.

Wie weit sich das hindehnte zu beiden Seiten der Chaussee, diese Äcker und Wiesen und Felder, wellenförmig; einem grünschillernden Meere gleich.

Morgen auf Morgen des schönen fruchtbaren Landes, das zur Herrschaft von Buchenwalde gehörte.

Und dort, geradeaus vor ihm, wenn auch noch ein tüchtiges Ende entfernt, lag, wie ein undurchdringlich dichter Wald anzusehen, der prächtige Park.

Wie es dem Auge wohlthat, selbst schon von weitem hineinzuschauen in diese saftige, grüne Blätterwildnis!

Gedankenvoll blickte Felix um sich herum, während er jetzt so dahinritt.

Wie schön war das alles, wie schön!

Und dies alles würde bald aufhören ein einheitliches Ganzes zu bilden. In Stücke zerrissen, zerfetzt würde es werden, um Bauern aufzunehmen, die da ihre Hütten errichten, ihre Äcker pflügen und bebauen würden.

Sein müßte es alles sein! Alles . . . alles sein! Sein väterliches Erbteil!

Aber es war nicht sein. Man hatte ihn darum betrogen. Man hatte ihn beraubt. Und er durfte sich noch glücklich schätzen, daß gerade er und kein anderer noch die Zügel der Herrschaft in Händen hielt.

Wenn auch nicht für sich . . . wenn auch nur für andere!

Wie hätte er arbeiten, wie gerne schaffen, wirken und denken wollen dafür . . . wie alles noch verbessern und verschönern wollen . . . wenn man es nur ganz gelassen hätte, so wie es gewesen, ein großes, stattliches Besitztum. Aber nein; er sollte es, im Gegenteil, zerreißen und zerstückeln helfen; und . . . heute nachmittag erst

hatte er es ja ganz deutlich gehört ... je mehr er dafür that, Buchenwalde in kleine Stückchen zu zerreißen, je schneller es ihm gelang, diese kleinen Stückchen an den Mann zu bringen, um so größer würde er dastehen in den Augen seiner Brotherren, der königlichen Ansiedlungs-Kommission. Zwischen hochstehenden Roggenfeldern, zwischen golden leuchtenden Gerstenfeldern, zwischen dichten Feldern schwankender, gelber Weizenähren hindurch führte ihn sein Weg. Alles lag da vor und neben ihm wie vergoldet von den heißen Strahlen der langsam herniedersinkenden Sommersonne. Alles stand da in voller Pracht, in leuchtendem Reichtum ... ein Werk, auf das man stolz sein konnte, sein Werk!

Das hatte Fleiß und Arbeit gekostet, das vernachlässigte, durch schlechte, liederliche, unehrliche Inspektoren herabgewirtschaftete Gut wieder zu dieser Höhe hinaufzubringen! ... Und doch ... wozu? Für wen??

Die Zähne mußte er fest zusammenbeißen vor Zorn, wenn er daran dachte.

Sonst im Drange der Arbeit, im geregelten Laufe des vollbesetzten Tages dachte er kaum an diese Dinge, heute war er nur allzu rauh, allzu deutlich daran erinnert worden.

Sein Werk sollte es sein ... seine Arbeit mußte es sein ... doch nicht für ihn waren die Früchte dieser Arbeit bestimmt; Fremde würden danach greifen mit gierigen Fingern; und er hatte noch die Pflicht, es ihnen so mundgerecht als möglich vorzusetzen, damit sie auch nur ordentlichen Appetit darauf bekamen.

Das war sein Amt; dazu saß er hier auf Buchenwalde. Und daran war nichts zu ändern.

Er hatte, in Gedanken versunken, der Fuchsstute seit einigen Minuten allzusehr den Willen gelassen. Sie ging einen faulen, gemächlichen Trab dahin, und auch auf sein Zungenschnalzen, seinen leisen Zuruf schien sie nicht parieren zu wollen.

Er aber war jetzt nicht in der Laune nachzugeben. Er zog ihr den Zügel scharf an und preßte die Schenkel ihr derb in die Seiten. Doch sie gehorchte noch immer nicht, zu lange hatte er ihr den Willen gelassen. Anstatt, wie er es verlangte, in eine schnellere, leichtere Gangart zu verfallen, machte sie Miene sich hoch aufzubäumen, rebellisch, zum erstenmale seit er sie ritt, ward sie rebellisch. — Da stieg Felix das Blut zu Kopf, und ein rascher, scharfer Hieb mit der Gerte war seine Antwort auf ihre Ungebärdigkeit. Und als sie auch jetzt noch nicht parieren wollte, setzte es noch einen Hieb und noch einen, und er preßte ihr die Sporen scharf in die Flanken hinein.

Da warf sie den Kopf zurück, wieherte einmal auf und machte Miene davonzurasen.

Er aber hielt sie mit eiserner Faust zurück. Und wieder und wieder die Sporen ihr in die Weichen bohrend, zwang er sie dazu, den leichten Galopp einzuschlagen, den er von ihr verlangte.

Gebändigt, besiegt ließ das schöne Tier den Kopf hängen und that nun endlich, was er gewollt. Beide waren von dem heftigen Kampfe und der damit verbundenen Anstrengung in Schweiß gebadet, sowohl Reiter wie Pferd. Und eine dicke Zornesader, die die gebräunte Stirn des jungen Mannes durchschnitt, ließ deutlich auf seine erregte Gemütsverfassung schließen. —

(Fortsetzung folgt.)

# Agnes Vittrup.

## Roman

von

**Erik Skram.**

Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von **Mathilde Mann.**

[4]

---

II.

Henger legte zögernd die Hand auf den Drücker, der die Thür zum Eßzimmer schloß. Juno, die ihn auf der kurzen Morgenwanderung nach dem Bade begleitet hatte, trippelte ungeduldig, um zu ihrer Herrin hineinzukommen.

„Ja, ja, Juno, laß mir doch ein wenig Zeit —"

Agnes saß vermutlich nun allein da drinnen. Von den Gästen war er ja der einzige, der des Morgens zu gebrauchen war.

Die Situation war unmöglich.

Wenn Römer heute kam, und alles beim alten blieb, würde es nur wie ein Alb auf Agnes lasten, daß sie gestern Abend so gesprochen hatte, wie sie es gethan.

Hier war ja auch keine Zeit mehr zu irgend etwas, morgen mußte er reisen.

Er konnte Agnes nicht einmal sagen, wie sehr ihr Schicksal ihm nahe ging. — — Alle die Gedanken, die auf ihn eingestürmt waren, von dem Augenblick an, wo er heute die Augen aufgeschlagen hatte — diese wunderliche Unruhe, die er ihretwegen empfand —

Unmöglich.

Und wenn Römer nicht kam —? Dann wurde das ganze erst recht peinlich. — — — Nein, so naiv wollte er nicht in die Schlinge geraten, die zu seinen Füßen ausgebreitet lag, in diesen Ausweg aller unglücklich Verliebten! Das letzte, was geschehen durfte, war, daß er sich in Agnes verliebte.

Wußte er denn überhaupt, ob er ein freier Mann war?

Er hörte das Klirren von Theegerät drinnen aus dem Eßzimmer, Juno richtete sich auf den Hinterbeinen auf und legte flehend die Vorderpfoten auf seinen Arm. Schnell drehte er das Schloß um und trat ein.

Am Ende des langen Tisches saß Agnes. Neben ihr stand die Mamsell und stattete Bericht ab. Er sagte Guten Morgen.

„Guten Morgen, Hugo!"

Agnes streckte ihm mit einem Lächeln, das in dem dunklen Zimmer förmlich strahlte, die Hand entgegen und ließ sie einen Augenblick in der seinen, während er den Gruß der Mamsell erwiderte und Agnes die Augen wieder zuwandte.

„Sie sehen so aus, als wenn Sie die Nacht über gut geschlafen hätten," sagte er.

„Das habe ich auch."

Er blieb stehen und blickte in ihr morgenfrisches Gesicht mit dem rötlichen Haar, das an den Ohren lose zurückgestrichen war.

„Ich habe die Nacht gut geschlafen, glauben Sie das nicht?" Sie lächelte ihn abermals an.

„Ja," erwiderte er ein wenig verwirrt und setzte sich. Er ertappte sich darauf, sie mit einem Gefühl angesehen zu haben, als habe er jetzt entdeckt, daß sie wirklich hübsch war, nicht nur anziehend. Nicht den geringsten Druck verursachte ihm sein Verhältnis als Mitwisser! Er war nicht verliebt, weder in sie noch in sonst jemand.

Die Mamsell schenkte ihm Thee ein und verließ dann das Zimmer, und noch immer empfand er dasselbe Gefühl von Ruhe bei dem Gedanken an die innige Freundschaft, die er für das junge Weib empfand, das dort ein paar Schritte von ihm entfernt saß.

„Gestern Abend habe ich noch Schelte bekommen," sagte Agnes. „Zuerst von Mama und dann von Vater. — Das heißt, Vater stattete mir einen ironischen Besuch ab, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Da schlang ich ohne weiteres die Arme um seinen Hals und

sagte, er solle nur gut gegen mich sein, ich könne es gebrauchen. Nachdem er sich einen Augenblick besonnen hatte, küßte er mich mitten auf den Mund, und es war keine Spur von Ironie oder Mißfallen mehr vorhanden, als er fragte: ‘Pflege ich denn das nicht zu sein?’ Ja, aber du sollst es noch mehr sein. ‘Nun ja, dann will ich es noch mehr sein.’ Ich schlief ein, beinahe so wie in alten Zeiten. — — Ich glaube, mir widerfährt heute noch etwas Gutes.“

Fenger und sie nickten sich beinahe munter zu.

„Das mit Vater gestern abend hätte nicht geschehen können, nicht so natürlich,“ fuhr sie fort, „wenn wir beide nicht vorher mit einander gesprochen hätten. Sie haben mir einen eigentümlichen Dienst geleistet, Hugo, indem Sie gerade jetzt hier waren.

„— — — Das ist das Verkehrte bei uns Menschen, ich habe es heute so recht eingesehen, daß wir an andere den Anspruch machen, daß sie so sein sollen, wie wir es wünschen. Wenn wir uns mehr aus der Entfernung liebten, würden wir da nicht mehr Frieden haben?“

„Ja — aber — —. Ja, so ungefähr hätte meine Moral vor einem halben Jahr wohl lauten können.“

„Ja, aber ich muß doch zu einem Resultat kommen. Es kann doch nichts nützen, daß ich hier nur umher gehe und mich ängstige. — — Reisen Sie wirklich morgen?“

„Ich muß fort.“

„— — Entsinnen Sie sich noch, daß das Erste, wonach Sie mich gestern abend fragten, war: ‘Was haben Sie gegen diesen Mann verbrochen?’ — Sie setzen voraus, daß er gut sei, und ich — mindestens doch: launenhaft. Natürlich. — — Launenhaft bin ich nun freilich nicht, aber er ist gut. Das merke ich an mancherlei. Alle diese kleinen und großen bösen Dinge sind krankhaft bei ihm, und in ihrer schlimmsten Form werden sie wohl nur durch sein Verhältnis zu mir wachgerufen. Wir sind so unendlich verschieden. Wenn ich nun keine Forderungen stellte?“

„Stellt er keine Forderungen?“

„Immer! Er hat den sonderbarsten Mut, stets der zu sein, der klagt. — — Sehen Sie nicht so verzagt aus, Hugo, heute habe ich Hoffnung. Er muß bange sein. Er ist ja neulich erst bange gewesen. Vielleicht werde ich mit ihm sprechen können wie nie zuvor. — Ein klein wenig von alledem, was ich fühle und denke. —“

Die Thür öffnete sich, und der Ministerialrat Peträus trat ein. Nach ihm fanden sich tropfenweise die andern Gäste ein, zuletzt Jägermeister Espe, und die Kurzweil des Tages begann.

Man zersteute sich dann nach Laune und Gelegenheit, versammelte sich wieder bei Ankunft der Post und zu dem sich daran schließenden Frühstück, glitt abermals in die großen Umgebungen hinaus, bis die Tennispartie gegen vier Uhr den ganzen beweglichen Teil der Gutsbesatzung vereinte.

Fenger war dort. Er hielt sich zurück, Agnes war noch nicht gekommen. Römer war heute auf Bustrup gewesen, er hatte seinen Wagen gesehen, aber der Besuch konnte nur kurze Zeit gewährt haben. Kaum eine halbe Stunde später hatte er die Schellen an dem imitierten russischen Gespann klirrend von dannen sausen hören. Aber vielleicht war Agnes mitgefahren. Das war ja das Wahrscheinlichste, — heute mehr als sonst je.

Da erblickte er sie oben in der Allee. Er hatte nicht den Mut, ihr entgegenzugehen. Er that, als untersuche er sein Raket, und erhob den Kopf nicht, bis sie dicht neben ihm war.

Sie blieb ruhig neben ihm stehen.

„Spielen wir heute zusammen?“

„Ich weiß es nicht. Ich weiß nicht, wie sie sich verteilt haben.“

„— Ich hatte heute morgen einen Brief von Tante Ludovica. Sie ist auf der Durchreise fünf, sechs Stunden in Kopenhagen am nächsten Donnerstag, und wünscht sehr, dann mit mir zusammen zu sein. — Bleiben Sie jetzt in Kopenhagen?“

„Ja.“

„Was, meinen Sie, würde Ihre Mutter sagen, wenn ich um Erlaubnis bäte, am Donnerstag den Abend bei ihr zubringen zu dürfen?“

„Sie würde sich sehr freuen.“

„Ich habe mit Mama gesprochen. Sie ist so gnädig gewesen, mir ein paar Tage Ferien

zu geben. Vielleicht können Sie mir auch ein wenig von Ihrem Freitag schenken?"

„Ganz und ungeteilt. Ich habe keinen Dienst, der der Rede wert wäre. Sie essen dann bei uns, wie damals, als Sie ein kleines Mädchen waren."

Die Freude, die aus Fengers braunen Augen strahlte, zitterte förmlich in der Hand, die er ihr entgegenstreckte.

Ein wenig befangen nahm sie die Hand.

„Sie dürfen zu den andern nicht über meine Reise reden. Ich sage es erst morgen."

Das Tennisspiel ging seinen Gang.

„Play! — — Out! — — 15! — — Play!"

Fenger parierte zu scharf, der Ball flog jeden Augenblick über den Strich. Er dachte nur an das Eine:

Hatte Römer die Worte nicht gesagt, auf die es ankam?

Oder war im Gegenteil alles in Ordnung? Agnes war so ruhig.

* * *

Als man sich am Abend auf Bustrup verhältnismäßig früh trennte, und Fenger Agnes Gutenacht sagte, die ganz für sich am Eingang der Gartenstube stand, behielt *sie* seine Hand in der Ihren, während sie sagte:

„Ich sage Ihnen gleich Adieu. Es ist nicht sicher, daß ich morgen früh unten bin, wenn Sie reisen."

„Leben Sie wohl, Agnes. Sie ahnen nicht, wie glücklich ich bin, daß wir uns bald wieder sehen werden."

„Also auf Wiedersehen Donnerstag abend. Grüßen Sie Ihre Mutter, und erzählen Sie ihr, wie gute Freunde wir geworden sind — —. Daß es wieder so ist wie in alten Zeiten."

Sie las eine hastige und eindringliche Frage in seinen Augen.

„— — Sie meinten ja, daß ich mich erholen *könne*," fügte sie mit einem blassen Lächeln hinzu.

Wie vorhin unten am Tennisplatz zuckte es in seiner Hand, als er antwortete:

„— Ich sage zu Mutter, daß die kleine Agnes mit den aufmerksamen Augen zu ihr kommen will. Dann ist es wie in alten Zeiten."

„Danke, Hugo. Sagen Sie das!"

„Haben Sie Dank, daß Sie zu Mutter und mir kommen wollen."

„Gute Nacht, Hugo!"

„Gute Nacht, Agnes!"

* * *

Die Hausfrau auf Bustrup war sehr verstimmt, als Agnes am Sonnabend Morgen statt nach Hause zu kommen, wie verabredet war, telegraphierte:

'Bin morgen zu Fengers eingeladen. Komme erst Montag abend.'

Wo sie obendrein keine Gesellschaftstoilette mithatte, — in dem korrekten Haus! — —

Aber ganz spät am Montag abend kam Agnes und erklärte, die Gesellschaft habe nur aus ein paar älteren Damen bestanden, und das helle, seidene Kleid, das sie mit gehabt, sei ganz ausreichend gewesen. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen ging folgender Brief von Agnes an Fenger ab:

*Bustrup*, den 20. August.

Ich weiß sehr wohl, Hugo, es geschah nicht, weil Du es sagen *wolltest*, sondern weil Du es nicht lassen konntest. Und Du dachtest in dem Augenblick nicht daran, mich zu binden oder zu bitten. Du gabst nur.

Habe Dank, Du mein allertreuester Freund auf Erden, daß es geschah, wie es geschah.

Ich wußte, daß es geschehen würde. Das heißt, ich wußte es eine Minute, ehe es geschah.

Als Du auf dem Bahnsteig standest, einen kleinen Schritt hinter Deiner Mutter, und zu mir aufschautest, während ich mich an die offne Coupéthür lehnte, und keins von uns etwas sagte, und wir den Schaffner die Thüren zuschlagen hörten, — da wußte ich, daß Du nun zu mir hintreten würdest, und daß mein Leben sich dann entscheiden würde. Als Du dann, meine behandschuhte Hand zwischen Deinen beiden starken Händen, die so braun sind, sagtest: „Ich liebe Dich," — antwortete ich da etwas?

Mir ist es, als sei ich in der Thür, in der ich stand, in die Kniee gesunken.

Dann kam der Schaffner und schlug die Thüren zu, bei uns zuletzt, der Zug war schon in Bewegung.

Du warst zurückgetreten und hattest den Arm um die Schulter Deiner Mutter gelegt. Es standen Thränen in ihren Augen, und ich winkte, und Du und sie mußten wissen, daß ich Dich liebte.

Ich habe eine so feine Weihe erhalten, wie wohl keine Frau auf der Welt sie schöner erhalten hat. Da nahmt ihr, Du und Deine Mutter, das Recht des Vorranges und gabt es mir und batet mich, es zu gebrauchen, wie ich wollte.

Ich lege es nicht wieder vor Deine Füße, Hugo, ich gebrauche es zu meiner und zu Deiner und zu Deiner Mutter Ehre.

Entsinnst Du Dich noch, daß Du am vergangenen Sonntag hier draußen im Garten, des Abends — ach, als das Leben begann — davon sprachst, stolz zu sein, weil man liebte? Jetzt bin ich stolz, weil Dein und mein Schicksal eins sind.

Es ist jetzt still hier im Hause. Es sind Sterne am Himmel wie an jenem Abend, aber sie sind nicht so schön. Ich will diese Nacht an Dich schreiben, bis ich Dir alles gesagt habe.

— — — Wir haben ja fast nicht von mir gesprochen während der vier Tage, die ich im Paradiese war, bei Dir und bei Deiner Mutter, — das war eins der Seelenheilmittel, die Du anwendetest. Jetzt muß ich von mir reden.

Ich wollte, ich wäre eine Jungfrau in weißen Kleidern, und daß ich mit weit ausgebreiteten Armen und gesenktem Kopf in der Thür stünde und sagte: Geliebter, tritt ein und nimm alles! Nun bin ich zwar keine Jungfrau in weißen Kleidern, aber in meiner Seele ist es weiß, denn meine Liebe ist größer als die einer Jungfrau.

— Vor allem andern: Ich habe Dich immer geliebt.

Nein, vor allem andern: Höre, wie sich Römer aus meinem Herzen ausgelöscht hat. Das ist doch sicher das, wonach Du zu allererst gefragt haben würdest, wenn Du hier bei mir gesessen hättest.

Als er am Montag nach dem Frühstück hierher kam, ließ er sich bei Vater melden und war ungefähr eine Viertelstunde bei ihm. Dann schickte er Mette Christine hinauf und ließ fragen, ob er mich sprechen könne. Das hieß nicht unbedingt, daß er mir einen Besuch machen wollte, es konnte auch heißen, ob ich zu ihm hinunterkommen wollte.

Ich ließ ihn bitten heraufzukommen, und ich weiß noch, wie ich hier an meinem Schreibtisch mit klopfendem Herzen stand und auf ihn wartete, und wie ich stehen blieb, als er kam. Er war in Verlegenheit, was er sagen sollte. Er erzählte, was zwischen Vater und ihm abgemacht sei, — es handelte sich um einen kleinen Bau in der Nähe der Mühle, den ich gewünscht hatte. Ich senkte den Kopf und sagte „Danke.“ — „Bist Du mir böse wegen gestern Abend?“ fragte er. „Die Szene mußt Du vergessen.“ Sein Ton war kurz, — nicht befehlend, aber nicht weit davon entfernt. Ich konnte nichts erwidern.

„Dergleichen Dinge sagt man so leicht, wenn man gereizt ist, und ich war gereizt,“ fuhr er fort und fing an, im Zimmer auf und nieder zu gehen.

Ich folgte ihm mit den Augen, und ich glaube, es war überwiegend Verwunderung, die sich mir gleich einem langsamen, kalten Stahl ins Herz bohrte. Ich hätte keinen Laut hervorbringen können.

„Der Wein, — dieser unverschämte Mensch, — Dein Benehmen,“ — begann er wieder, „nun, kurz und gut —“ Er begegnete meinem Blick. und in einem Moment war er in einen Dämon verwandelt. „Ach so!“ rief er rasend aus und that einen Schritt auf mich zu, hielt dann plötzlich inne und ging mit einer Bewegung, die vermutlich Verachtung ausdrücken sollte, zur Thür hinaus.

Das war alles.

Seither habe ich ihn nicht gesehen. Dienstag und Mittwoch kam er nicht. Es liegt auch kein Brief für mich hier bei meiner Heimkehr.

Siehst Du, Hugo, ich glaube von dem Mann, daß er mich auf seine Weise liebt, wenn man überhaupt ein solches Wort auf das an-

wenden kann was er empfindet. Da ist sicher keine andere Frau, die er in diesem Augenblick vorzieht, und hätte ich jetzt allein gestanden, so hätte ich mich wahrscheinlich im Herbst mit ihm verheiratet. Da wäre mein Herz tot gewesen.

Das war das Gefühl, das mich zunächst erfüllte, als er ging. Eine völlige Lähmung mit einem wunderlichen, bitter dumpfen Saugen vor der Brust. Ich hatte ja noch am Morgen eine nicht ganz unbeträchtliche Hoffnung genährt, daß jetzt, wo alles zusammengestürzt war, sich eine Art neuer Liebe müsse aufbauen lassen.

Aber mitten in dieser Lähmung überkam mich das Bewußtsein, daß ich jetzt Hilfe suchen wollte. Und ohne daß ich recht sagen kann wie, stieg das Bild Deiner Mutter vor mir auf. Du warst es nicht, an den ich damals dachte, — nicht in erster Linie, der Weg ging zuerst zu Deiner Mutter, — zu ihr, die nicht fragte, wenn Du es nicht wünschtest.

Ich wollte zu ihr, in ihre Zimmer, auf dem Wiegeschemel sitzen, wo ich als Kind gesessen und 'vernünftig' gesprochen hatte.

Der Brief von Tante Ludovica gab mir den Plan, dessen ich bedurfte. Er fand sich ganz von selber ein.

Ja, und wie es dann gekommen ist, weißt Du ja. Das heißt, das weißt Du nicht, in welchem Grad ihr, Du und Deine Mutter, gute Menschen seid. Ich glaube wohl, ihr wißt so ziemlich, daß ihr fein seid, — denn in euren Herzen stolz, das seid ihr, — aber von der unsagbar holdseligen Güte, an die ich mich angelehnt habe, davon habt ihr keinen Begriff. Es ist, als habe euch das Leben niemals ein Unrecht zugefügt.

Du sagst, ihr hättet das von Deinem Vater, vor dem ich so bange war. Ich kann das nicht glauben. Du solltest den Empfang gefühlt haben, der mir Donnerstag abend von Deiner Mutter zu teil ward. So etwas lernt sich nicht. Es war nicht, als wisse sie, daß ich kam, weil ich ihrer bedurfte, ich möchte vielmehr sagen, es war, als wisse sie nichts; und dann führte sie mich mit einem Lächeln, einem Wort, einen Arm um meine Taille, eine Hand auf meiner Stirn, mir sanft über die Wange streichend, in einem Augenblick so tief in das hinein, was der verkörperte Friede ist, daß ich glaube, ich komme nie wieder daraus heraus. Ich war ein wenig zaghaft, als ich kam, und eure alte, garstige Margarethe sagte, als ich ihr meinen Hut und Mantel gab, beinahe strenge zu mir, die gnädige Frau erwarte mich. Aber schon allein die Luft in den Zimmern und die Erscheinung Deiner Mutter verliehen mir Ruhe. Ich kann nicht fassen, Hugo, daß nicht die jungen Mädchen, die in eurem Haus verkehren, von Anfang an vor Dir auf den Knieen gelegen haben. Ich würde Dich allein Deiner Mutter wegen lieben.

Und dann kamst Du und verstandest alles, was geschehen war, — meine grenzenlose Hingebung an Deine Mutter.

Mein Glück von der Minute bis zu dieser Minute, wo ich dies schreibe —?

Jedes Wort, das wir gesprochen haben, jeder Schritt, den ich an Deinem Arm in den Straßen gemacht, jede Sekunde in Deinem Heim, die Mahlzeiten, jeder kleine Scherz, die Schelte, die Du bekamst, weil Du spottend über militärische Angelegenheiten sprachst, die Stunden, die Deine Mutter und ich Gäste in Deinem Zimmer waren —!

Und dann Dein 'kleiner' Bruder, der einen halben Kopf größer ist als Du — es hilft nicht, was Du auch sagst — als er plötzlich gestern Abend auftauchte, wie wir mit den alten Damen da saßen — — ach, Hugo, daß das Leben so schön sein kann!

Und dann hinter diesem allen: Du, Du, mit Deinen liebevollen Gedanken! Glaubst Du nicht, daß ich alles weiß, was nicht gesagt worden ist? Es ist, als sei dies erst der eigentliche Friede, der über mich gekommen ist. Meine unglückliche Liebesgeschichte liegt wie ein Nebel hinter mir, und dann Du, Du mit Deinen stillen Worten und Deiner Vertraulichkeit. Ich hätte glauben können, Du seiest es, der der Hilfe bedurfte. Ich nahm mich selber in Besitz.

Weißt Du, als ich heute die Stunde allein mit Deiner Mutter saß, und ich unwillkürlich

etwas darüber sagte, daß sie so gut sei, — da nickte sie von ihrem Nähtisch mit ihrem bezaubernden Lächeln, das so ernsthaft ist, zu mir hinüber und sagte: ‘Das sind meine Jungen!’ Ja, das verstehe ich, und wenn Dein Bruder nur halb so gut ist wie Du, dann muß sie überglücklich sein.

Und Du liebtest mich noch nicht, — Du wußtest es wenigstens noch nicht. Und auch ich liebte Dich noch nicht, — so wie jetzt — Ich dachte nicht an meine Liebe. Ich dachte an das, wovon wir sprachen, — an Deine Stellung als Offizier zum Beispiel. Ich fühlte, daß ich in Deiner Obhut war, und weiter verlangte ich nichts in dieser Welt.

Und dann liebte ich Dich, Hugo, mit einer Dankbarkeit und einer Wonne, die nichts zu beschreiben vermag. Schön war es in den Zimmern Deiner Mutter, aber wenn Du mich mit hinaus nahmst, und wir die langen Wege machten, — weißt Du wohl noch die Kaserne? — und wir plötzlich entdeckten, daß es jetzt die höchste Zeit war, und daß wir, wenn wir einen Wagen nahmen, gerade noch präzise zurückkommen konnten, — da war es mir, als könne das Leben nichts Schöneres bieten. Und mein kleines, schmutziges Hotel garni, über das ich seit vielen Jahren gespottet habe, und von dem ich mich nicht lossagen konnte, weil wir stets dort einkehren, und alle Onkels und Tanten dort eingekehrt sind, so lange die Erde gestanden hat, war mir plötzlich zu einem wunderbaren Aufenthaltsort geworden! Du holtest mich am Morgen und brachtest mich am Abend dahin zurück.

Hugo, lächelst Du, wenn ich sage, daß ich Dich immer geliebt habe?

Es ist für mich die vollste Wahrheit. Du darfst sie mir nicht nehmen.

Ich liebte Dich den Sommer, als ich von der Schweiz zurückgekommen war.

Alle wir jungen Mädchen gaben Dir, was wir an Liebe besaßen. Du aber gingst unangefochten zwischen uns allen umher.

Ich sei unverschämt gewesen, sagst Du? Es war meine größeste Angst, daß jemand meinen Zustand ahnen könne, und da half ich mir mit dem Pensionatswesen, das in Lausanne Glück gemacht hatte, und mit jedem Tag, der verging, wurde ich unglücklicher, indem ich die Wirkung beobachtete, die es auf Dich hatte. Ich verstand übrigens nicht ganz, daß es mein Wesen sei, das Dir zuwider war, ich glaubte, es sei meine Häßlichkeit, die Dich fern hielt, — bis zu jenem Vormittag, wo Du so hart und so ernsthaft zu mir redetest. Daß Du die Veränderung nicht bemerktest, die vor sich ging!

Es war eine Tragödie, Hugo. Noch heute, wenn ich daran zurückdenke, kann ich Mitleid mit allen den jungen Schmerzen empfinden, die ich ertragen mußte.

Das währte den ganzen Winter, bis der Frühling vorüber war.

Kannst Du Dich Christian Kaas’ noch entsinnen? Er war gerade gekommen, als Du damals fortreistest, — er sollte ja die Landwirtschaft bei Frederiksen erlernen, — der fröhlichste junge Mensch, den ich jemals gekannt habe, und so liebenswürdig! Dienstbereit und taktvoll, aber leichtsinnig über alle Maßen. Er hatte eine Theorie, daß er aus fünf Wesen zusammengesetzt sei, und wenn er sich verliebe, so geschähe das nur mit einem Fünftel zur Zeit, deswegen sei kein Grund vorhanden, weshalb er nicht fünf Bräute auf einmal haben könne. Das war nun ein ganz guter Scherz bis Ende Mai, wo er sich in eine fatale Geschichte verwickelte. Er war bei einem Onkel in der Nähe von Holbäk zu Besuch gewesen und verschwand dann plötzlich. Vier Tage fuhr er in einem Landauer mit einer Dame auf Seeland umher. Ein fürchterlicher Skandal natürlich. Die Dame war aus guter Familie. Sie heiraten —? ‘Nicht wenn ihr mich totschlagt! Sie fuhr mit mir!’ In Parenthese bemerkt, wohl ganz richtig, er hatte ein merkwürdiges Talent, unfreiwillig in alles hineinzuplumpsen. Zu seinem Glück stellte es sich heraus, daß die Dame sogar in hohem Grade mit einem Kandidaten der Theologie und Schulmeister verlobt war, sie hielt Hochzeit mit dem Rechten, und Christian Durchgänger — so hieß er fortan — kam mit dem Schrecken davon.

In diesen jungen Mann verliebte ich mich.

Ich sage das ganz ruhig, denn ich weiß, wie es zuging. Die Fahrt durchs Land und alles, was darauf folgte, hatte großen Eindruck auf ihn gemacht. Er nahm seine Zuflucht zu mir, und wir wurden sehr gute Freunde. — Dann verliebte er sich in mich und sagte mir das so eigenartig hübsch bei dem großen Erntefest. Ich hatte es nicht bemerkt.

Der Eindruck, den es auf mich machte? — Fremdartig, als ginge es mich nichts an. Dann wunderlich berückend und beschwichtigend weich. Er war der Erste, der mir sagte, daß ich nicht häßlich sei, es im vollen Ernst sagte, eindringlich, — er hing an jeder Bewegung meines kleinen Fingers.

Und dann, Hugo, sollst Du Deine Mitverantwortung für dies alles haben, was ich im Leben gethan habe und zu thun gedenke: Du hattest in unserm ernsten Gespräch die Wendung gebraucht, — in welchem Zusammenhang weiß ich nicht mehr genau —: 'Dieser damenhafte Mangel an Ritterlichkeit!' Das brannte mir auf der Seele. Der Wunsch, ritterlich zu sein, ward mir förmlich zur Qual.

Er log mir ja nichts vor, beschönigte seine Handlungen nicht, versprach im Grunde nicht mehr, als was innerhalb des Bereiches seiner Fähigkeiten liegen konnte, und er hatte den redlichsten Willen. Da wagte ich bewegten Sinnes den Sprung, wie ich glaubte, in die Welt des Ritterlichen hinein, dort, wo man giebt, ohne zurückzublicken, — das mußte in diesem Falle gerade der rechte Ort sein, er sollte mit starken Banden gebunden werden. (Natürlich liegt darin eine Beschönigung, aber meine Worte sind nicht unwahr, Du wirst das selber einsehen). Und während einiger Monate erntete ich all den Lohn, von dem ich geträumt hatte — oder von dem ich eigentlich nicht geträumt hatte. Ich war in einem Zustand hellen Entzückens, der mich vom Scheitel bis zu Sohle erfüllte. Ich glaube, daß ich damals geradezu schön wurde, liebenswürdig wurde ich unter allen Umständen. Er war so berauschend jung.

Und dann plötzlich, ganz thörichterweise kann ich wohl sagen, wurde er mir untreu. Mein künftiger Herr Gemahl war auf die Burg seiner Väter gereist, ausdrücklich mit der Absicht, seine Verlobung zu verkünden, aber das hatte eins der Fünftel nicht vertragen können. Ich erhielt einen Brief voll Reue und Buße, und dann brach ich sofort. Er kam herbeigestürzt. Ich wollte ihn nicht sehen. Er lag zu Mamas Füßen. Ich verlangte, daß er abreisen sollte, und dabei blieb es, Vater machte kurzen Prozeß.

Ich habe eine bestimmte Erinnerung, daß ich mir dies doch nicht so zu Herzen nahm, wie ich von mir selber verlangte, daß ich es thun müsse. Ich habe mich oft darüber gewundert, und kann es eigentlich nur dadurch erklären, daß trotz meines Hingerissenseins sich in meinem Innersten doch das Bewußtsein regte, daß das, worauf ich mich einließ, ein Wagestück war und nicht der Entschluß fürs Leben, mit dem man steigt oder fällt. Und dann, Hugo, hatte ich ja mein großes Leid mit Dir gehabt, dies war kein Schmerz in dem Verstand, weit eher eine Enttäuschung, vielleicht eine Demütigung, ein Entbehren, — ich habe es nie so recht begreifen können.

Eine Veränderung war inzwischen mit mir vor sich gegangen. Und weißt Du, woran ich das am besten merkte? Ich machte Glück. Es war das letzte Jahr, daß Vater Bustrup verließ, ich glaube meinetwillen. Wir hatten drei Monate hindurch, nach Neujahr, eine Wohnung in Kopenhagen. Damals warst Du in Paris und England. In der Stimmung, in der ich mich befand, legte ich kein großes Gewicht darauf. Denke nur, ich glaube, ich empfand eine Erbittrung gegen Dich: Weshalb warst Du nicht eingesprungen und hattest mich vor der Episode: 'Christian Durchgänger' bewahrt?

— Wenn Du in Kopenhagen gewesen wärest? Ich glaube, es ist gut, daß Du nicht dort warst, wir wären dann sicher auseinander gekommen. Ich war ausschließlich Balldame. Ich ließ mir mit Wonne den Hof von den Söhnen des Landes machen. Und auf Bustrup war dann im Sommer und in dem darauf

folgenden — ich war in dem Winter teils in Schweden, teils an der Riviera mit Tante Ludovica — ein gar lebhaftes Courtisieren. Das war auch im Ausland der Fall, — das kannst Du mir glauben.

Es ist kein sympathisches Bild, das ich von mir selber aus jener Zeit bewahre. Und doch, Hugo, ich lasse Dich nicht! Wenn die Menschen anfingen, ernsthaft mit mir zu reden — so warst Du es nicht. Nicht ein einziger von allen konnte mein Herz lauter schlagen machen.

— Und dann tritt Römer auf, — verhältnismäßig stille damals und mit einer bitter reinen Luft um sich her, die mir alle meine feierlichen Herren Bewerber erbleichen ließ.

(Schluß folgt.)

# Liebes-Rebellen.

Roman

von

**Roy Tellet.**

Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Lise Landau.

[3]

## VI.

Dr. Vipan arbeitete, obwohl er so spät schlafen gegangen war, schon seit einigen Stunden in seinem Laboratorium. Gewöhnlich pflegte er um acht Uhr allein zu frühstücken, während die Damen erst eine Stunde später erschienen. Nur selten ließ er sich bei ihrem Frühstück blicken, und dann auch nur auf einige Augenblicke, wenn er seiner Schwester irgend welche Weisungen geben wollte. Aber heute morgen wollte er das gemeinsame Frühstück nicht versäumen.

Seine Schwester erschien zuerst. Ihre Züge glichen denen des Bruders. Es war dasselbe raubvogelartige Gesicht, dieselben durchdringenden Augen. Aber während er nur mittelgroß war, erschien sie für eine Frau auffallend hoch gewachsen, mit schmalen Schultern. Sie ging ein wenig nach vorn gebeugt, wie jemand, der in der Jugend zu schnell gewachsen ist, leicht diese Haltung anzunehmen pflegt. Das graue, kurzgeschnittene Haar hing ziemlich wild um das Gesicht. Die Lippen schienen dünn und blutleer. Offenbar war sie eine Frau, die einer leidenschaftlichen Liebe nicht fähig war, der man aber wohl jene hündische Anhänglichkeit an einen stärkeren Charakter zutrauen durfte, wie man das häufig bei Frauen findet, denen Mutter Natur die zarte, hingebende Weiblichkeit versagt hat.

Die Geschwister begrüßten einander ohne sonderliche Herzlichkeit. Die Schwester verehrte den Bruder, aber sie that es in ihrer kühlen, verständigen Art, und der Doktor empfand, so weit er überhaupt imstande war, sich für etwas anderes als für seine Wissenschaft zu interessieren, eine Zuneigung für seine Schwester. Aber die Äußerung einer Empfindung erschien beiden als etwas unsäglich Albernes. So nickten sie einander nur zu, indem sie sich 'Guten Morgen' sagten.

„Ich denke, du hast schon gehört, Sarah," begann Dr. Vipan, „daß wir einen Gast im Hause haben."

„Ja wohl — Mary hat es mir gesagt — einen jungen Mann. Sie erzählte auch, daß er kein Gepäck bei sich hätte, daß seine Stiefel sehr schmutzig und seine Kleider mit Staub bedeckt gewesen wären."

„Das stimmt alles. Er war auf dem Wege mich aufzusuchen, als ihm ein Unfall zustieß.

Während er nicht weit von hier einen steilen Hügel hinabfuhr, stürzte er mit dem Zweirad, schlug mit dem Kopf auf einen Stein und verlor das Bewußtsein. Als er wieder zur Besinnung kam, waren Zweirad und Mantelsack verschwunden. Nur mit größter Anstrengung versuchte er sich fortzuschleppen, denn er hatte sich das eine Bein ernstlich verletzt. Zum Glück fand ich ihn zufällig und brachte ihn hierher."

„Du hast mir nicht erzählt, daß du ihn erwartetest," bemerkte Miß Vipan trocken.

„Ich wußte nicht, daß er kommen würde. Er wollte mir ja auch nur einen Besuch machen. Aber nun habe ich ihn zum Bleiben überredet."

„So — da wird er wohl für längere Zeit unser Gast sein?"

„Wir haben vereinbart, daß er hier bleibt, bis er wieder ganz hergestellt ist. Das wird wohl noch eine geraume Zeit dauern. Da er übrigens seinen Mantelsack schwerlich zurückbekommen wird, so müssen wir ihm wohl einige Sachen besorgen."

„Kann er sich denn nichts von Hause kommen lassen?"

„Nein, er hat sich mit seiner Familie entzweit und kam eigentlich, um mich wegen seiner Auswanderung um Rat zu fragen. Du weißt ja, ich bin bekannt für menschenfreundlich, und ein Bekannter von ihm, den ich flüchtig kenne, hat ihm geraten, mich aufzusuchen. — Ich sage dir das alles nur, meine liebe Sarah, damit du imstande bist, den Dienstboten zu erklären, wie er hierher kam und weshalb er nicht ausgehen kann. Er ist zwar so lahm, daß sich das von selbst erklärt."

„Ich verstehe," sagte Miß Vipan.

In Wirklichkeit begriff sie nichts von all dem. Sie hörte nur die Wünsche ihres Bruders heraus. Sie wußte, daß er ihr andeuten wollte, wie er die Angelegenheit aufgefaßt zu haben wünschte. Daraus folgte für die Schwester noch keineswegs, daß der Bericht über den jungen Mann der Wahrheit entsprach. Zwischen den Geschwistern galt das stillschweigende Übereinkommen, daß dasjenige, was der Bruder als Thatsache hinzustellen für gut befand, von der Schwester auch als solche genommen wurde. Dadurch vermied man nicht nur jeden Streit, der Schwester blieb auch allerhand überflüssiges Wissen erspart. Aber in dem gegenwärtigen Falle hielt sie es doch für notwendig, über den jungen Mann etwas mehr zu erfahren, als das, was der Bruder für genügend befunden.

Er wird natürlich viel mit Errima zusammen sein," bemerkte sie nach einer kurzen Pause.

„Freilich, was schadet das? — Im Gegenteil —"

„Ich verstehe. Sollte sie ihm gefallen, so würde er keinen Widerspruch von deiner Seite zu fürchten haben."

„Durchaus nicht."

„Ich halte das leider nur für sehr unwahrscheinlich," sagte Miß Vipan zweifelnd. „Wir haben es ja schon so oft versucht. Sie ist zu wenig anziehend. Und dann scheinen die jungen Leute gar so bald mißtrauisch zu werden. Man ist heut zu Tage so übertrieben vorsichtig."

„Ja, das mag wohl sein. Aber in diesem Falle habe ich guten Grund, anzunehmen, daß der junge Mann sich so leicht nicht wird abschrecken lassen."

„So, wirklich? Na, das freut mich; denn nun fängt die Sache bald an, ernst zu werden. Kennt er deine Lage?"

„Nicht ganz. Er weiß nur, daß er das Mädchen heiraten soll."

„Viel Zeit ist nicht mehr zu verlieren."

„Nun, noch sind es fast drei Monate, und diesmal wird es uns, denke ich, endlich glücken. Der Zufall will uns wohl."

Miß Vipan hätte gern noch mehr Fragen an ihren Bruder gerichtet. Wer der junge Mann war, woher er so plötzlich aufgetaucht? Wodurch der Bruder so großen Einfluß auf ihn gewonnen? Denn daß er nichts weiter war, als ein lahmer Patient, das hatte sie nicht einen Augenblick lang geglaubt. Thatsächlich merkte sie auch an ihres Bruders ganzer Art, daß er diesen Glauben von ihr gar nicht erwartete.

Sie wußte jedenfalls genug, um ihr Benehmen danach richten zu können, und das genügte ja fürs erste. Freilich hätte sie gern alles wissen mögen, sie war keineswegs frei von weiblicher Neugier. Aber sicherlich hatte ihr Bruder seine

guten Gründe, sie nicht vollständig ins Vertrauen zu ziehen. Und schließlich, wenn sie, und wäre es auch noch so wenig, zu seinem Glücke und zu seiner Ruhe beitragen konnte, so fühlte sie sich vollauf befriedigt.

„Übrigens, wie heißt denn dein Schützling?“ fragte sie dann.

Dr. Vipan hatte das beinahe selbst vergessen. Aber durch eine gewaltsame Willensanstrengung vermochte er sich des Namens wieder zu erinnern.

„Charles Edwardes,“ entgegnete er hastig.

Miß Vipan kannte ihren Bruder genugsam, um sofort zu merken, daß er ihr einen falschen Namen genannt. Aber sie ging ohne weiteres darauf ein.

„Sag' mal, wo ist denn heute die Zeitung?“ fragte der Doktor.

Miß Vipan reichte sie ihm hin und beobachtete, wie er sie eifrig suchend durchflog. Für gewöhnlich zeigte er sehr wenig Interesse für die Tagesneuigkeiten. Aber heute schien das anders.

Als er schließlich seine Forschung beendet, fragte er nur:

„Willst du sie lesen, Sarah?“

„Mir liegt nicht viel daran.“

„Dann nehme ich sie mit mir. Und paß' auf, Sarah: Sorge dafür, daß künftig die Zeitung nicht hier in die Zimmer kommt, oder lasse sie wenigstens nicht herumliegen. Sie könnte mal etwas enthalten, was für unseren Gast zu erfahren schmerzlich wäre. In deinem Zimmer magst du sie natürlich lesen nach Herzenslust.“

„Ich verstehe,“ sagte Miß Vipan wieder trocken, und bei sich selbst fügte sie hinzu: „Wenn er mir den richtigen Namen des jungen Mannes genannt hätte, würde ich in der Zeitung gewiß etwas über ihn herausfinden können.“

Jetzt trat Errima herein, und das vertrauliche Gespräch erreichte damit sein Ende.

„Ich will jetzt nach unserem Gaste sehen,“ sagte Dr. Vipan, „aber ich nehme an, daß er sobald nicht herunterkommen wird. Er war gestern Abend, als er zu Bette ging, sehr erschöpft.“

---

## VII.

Als Carolath die Thür von seinem Schlafzimmer geöffnet hatte, um zum Frühstück hinunterzugehen, stieß er im Korridor auf Dr. Vipan, der sich überzeugen wollte, ob Carolath auch glaubwürdig hinkte.

„Guten Morgen,“ redete er den jungen Mann an und fügte dann flüsternd hinzu: „Sie haben doch die Schnur angewendet?“

„Freilich,“ entgegnete Carolath; „hinke ich nicht ganz natürlich?“

„Oh ja, Sie machen Ihre Sache recht gut. Aber es wäre das beste, Sie nähmen jetzt noch meinen Arm den Weg hinunter; das würde den Effekt erhöhen. Wie haben Sie übrigens geschlafen?“

„Sehr gut, danke.“

Was Carolath soeben bestätigen konnte, erschien ihm selbst höchst verwunderlich. Und dann fiel ihm ein, daß er schon oft gehört hatte, wie Verbrecher vor ihrer Hinrichtung gewöhnlich ruhig zu schlafen und mit gutem Appetit zu essen pflegen. War das auch bei ihm der Fall? Nein, ihm war vielmehr zu Mute, wie einem, der einen bedrückenden Traum gehabt und nun im hellen Tageslichte schnell seine gute Laune wiederfindet. Wie etwas Traumhaftes, Unwahrscheinliches erschien ihm die jüngste Vergangenheit. Es war ja nicht denkbar, daß er so schwere Verbrechen begangen haben und sich trotzdem so wohl fühlen konnte. Nicht zum erstenmale sah er sich jenem wunderlichen Zwiespalt in seiner eigenen Natur gegenüber.

Während er so die teppichbelegten Stufen des behaglich ausgestatteten Hauses hinunterschritt, konnte er sich wohl einbilden, bei einem Freunde zu Gast zu sein. Die Thür des Speisezimmers stand offen, und Dr. Vipan führte ihn sorgsam hinein. In der Nähe eines der Fenster saß Miß Vipan, zu welcher der Doktor jetzt seinen jungen Gast geleitete.

„Sarah,“ begann er „hier bringe ich dir Mr. Edwardes, der einige Zeit lang unser lieber Hausgenosse sein wird. Du mußt dich seiner nach Kräften annehmen, denn vorläufig ist er vollständig Invalide, der sich kaum vorwärts bewegen kann.“

„Oh, das bedauere ich unendlich," sagte Miß Vipan in einem Ton, als erführe sie eben etwas ganz Unerwartetes. „Aber ich hoffe, Sie werden hier recht bald genesen, Mr. Edwardes. Die Luft in Hampstead ist außerordentlich gesund. Sie haben hoffentlich gut geruht und sich in Ihrem Zimmer behaglich gefunden?"

„Jawohl, ich danke sehr," entgegnete Carolath.

„Wir haben schon gefrühstückt," bemerkte Miß Vipan; „wir dachten, es wäre freundlicher, Sie nicht wecken zu lassen. Aber jetzt wollen Sie gewiß etwas nehmen?"

„Ich fürchte, ich komme ungebührlich spät," sagte Carolath entschuldigend.

„Aber das ist ja auch garnicht anders möglich," meinte der Doktor gutmütig. „Wir haben gestern abend bis spät in die Nacht hinein beisammen gesessen. In Ihrem Alter verlangt die Natur ihre Rechte. Ein Licht kann nicht von beiden Enden brennen."

„Sie meinen, es brennt an dem einen Ende schnell genug herunter," sagte Carolath lachend.

Miß Vipan hatte inzwischen geläutet, und jetzt brachte ein junger Mensch mit einem unnatürlich großen Kopf und verschwommenen Gesicht ein Tablett herein, auf welchem Thee, Kaffee, kaltes Fleisch und eine warme Schüssel standen. Mit Dr. Vipans Hilfe ließ Carolath sich am Tische nieder, während Miß Vipan ihm Kaffee einschenkte. Mit gutem Appetit begann Carolath sein Frühstück; er fühlte sich ungemein wohl hier im Bewußtsein der Sicherheit seiner Umgebung.

Auch dem Doktor und seiner Schwester schien die Situation ganz behaglich. Sie plauderten mit Carolath, als sei er ihnen ein alter Bekannter.

„Sie werden es hier recht trübselig finden in Ihrer unfreiwilligen Gefangenschaft, fürchte ich, Mr. Edwardes," meinte Dr. Vipan. „Aber wir haben hier wenigstens einen hübschen Garten, in welchem Sie sich aufhalten und frische Luft schöpfen können. Er ist so groß, daß man kaum das Bedürfnis empfinden kann, seine Spaziergänge über ihn hinaus auszudehnen."

In diesem Augenblick trat ein junges Mädchen so leise ins Zimmer, daß Carolath ihr Erscheinen wohl kaum bemerkt haben würde, hätte er nicht der Thür gegenüber gesessen. Wohl oder übel mußte er sie anschauen, und der Blick, den er ihr schenkte, war nicht frei von Neugier. Konnte er doch keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, wer dieses Mädchen wäre. Sie war diejenige, die ihm zur Gattin bestimmt war. Seine Gattin! ja, aber doch nur dem Namen nach. Und so war es schließlich gleich, wie sie aussah. Wie sie auch immer sein mochte, er war entschlossen, sie zu hassen als die Vertreterin ihres verabscheuenswerten Geschlechts.

Sie war jedenfalls jung. Man hatte ihm ja auch ihr Alter gesagt; in drei Monaten würde sie einundzwanzig Jahre. Aber in ihrer Erscheinung lag ein seltsamer Widerspruch, durch den sie teils älter, teils jünger aussah, als sie den Jahren nach war. Ein halb trauriger, halb finsterer Gesichtsausdruck erzählte davon, daß sie das Leben nicht mit jugendfrohen Augen ansah; man vermißte an ihr jene strahlende Glückseligkeit, welche sich im Antlitz fröhlicher, junger Menschen wiederzuspiegeln pflegt. Und andrerseits wieder lag etwas in ihrer scheuen, ein wenig unbeholfenen Art, daß man sie kaum zu den Erwachsenen zählen konnte.

Hübsch war sie sicherlich nicht — sie erschien dem prüfenden Auge Carolaths sogar entschieden häßlich. Von seiner Mutter hatte er sein ausgeprägt künstlerisches Empfinden geerbt; Farben und Formensinn war lebhaft in ihm entwickelt, und für seinen kritischen Blick besaß dieses Mädchen etwas Abstoßendes. Sie mochte wohl schlank und gut gewachsen sein, aber sie hielt sich, als sie das Zimmer betrat, so schlecht, daß diese Vorzüge, wenn sie sie überhaupt besaß, gar nicht zur Geltung kamen. Und nun gar ihr Gesicht! Das dunkle, auffallend starke, lockige Haar fiel ihr tief hinab in die Stirn und verlieh dadurch dem Gesicht einen düsteren Ausdruck. Als sie jetzt, nur einen Moment lang, die Augen aufschlug, zeigte ihr Blick etwas Scheues, Mißtrauisches; doch lag auch zugleich etwas Rührendes darin, er verriet eine Natur, der es nicht vergönnt war sich frei zu entfalten, die immer unterdrückt wurde, wenn sie sich offen geben wollte, und sich nur frei fühlen konnte,

wenn sie sich in sich selbst zurückzog; die, im Schatten groß geworden, sich jetzt doppelt nach dem Sonnenschein sehnte. Das alles freilich bemerkte Carolath nicht sogleich. Er sagte nur bei sich: „Wie finster das Mädchen aussieht!“ Und dann streifte er mit flüchtigem Blick ihre Gesichtszüge. Sie waren wohl etwas unregelmäßig, aber nicht gewöhnlich; die Haut war mit Sommersprossen übersät, der Mund, wenn auch nicht klein, so doch wohlgeformt; aber die Lippen so fest aufeinander gepreßt, daß sie der Anmut verlustig gingen.

Carolath freute sich fast, daß ihm das Mädchen so wenig gefiel. Er war von vorn herein entschlossen, sie zu hassen, und jetzt wußte er, daß es ihm nicht schwer fallen würde, seinen Entschluß durchzuführen. Wäre sie sehr hübsch und gewinnend gewesen, hätte er vielleicht anders empfunden. Aber sie war häßlich und abstoßend, wie er es gehofft.

Dennoch war sie, unbewußt empfand er es, eine Dame, wenn auch keine, wie er sie in Gesellschaften zu Dutzenden getroffen. Sie hatte die Art eines Menschen, der nicht daran gewöhnt ist, viel beachtet zu werden; wenn sie so unbeholfen ins Zimmer trat, geschah es, weil es ihr gleichgiltig war, welchen Eindruck sie machte. Als Carolath sich erhob und sich verneigte, erwiderte sie den Gruß nicht ohne Anmut.

„Das ist unsere Nichte, Mr. Edwardes,“ stellte Miß Vipan möglichst kurz und ohne viel Umstände vor. Carolath merkte bald, daß es ihr Prinzip schien, der Nichte so wenig Aufmerksamkeit wie möglich zu schenken. Dr. Vipan vervollständigte die Vorstellung, indem er hinzufügte, daß die junge Dame Errima Ravenshaw hieße.

Als die Vorstellung erledigt war, setzte Errima sich an eines der Fenster und schaute in den Garten hinab. Es schien Carolath, als nähme sie auch nicht den geringsten Anteil an dem, was um sie her vorging. Und doch hätte, so meinte er bei sich, die Anwesenheit eines unerwarteten Gastes ihre Neugier erregen sollen. Ihr Schweigen schien den Doktor zu ärgern. Etwas wie Bosheit blitzte in seinen Augen auf, als er sich jetzt zu dem jungen Mädchen wandte, und dieser eine Blick genügte, um Carolath zu der Überzeugung gelangen zu lassen, daß Dr. Vipan seine Nichte aus irgend einem Grunde haßte.

„Du bist heut schlechter Stimmung, liebes Kind,“ begann er.

„Findest du?“ fragte das Mädchen zurück. „Was wünschst du, daß ich reden soll?“

„Wie kannst du nur so thöricht fragen?“ rief der Doktor. „Sag', was du willst, nur sitze nicht da wie eine Marmorstatue!“

Er sprach heftig, das Mädchen schien jedoch an solche Angriffe gewöhnt und blieb vollkommen ruhig.

„Es ist draußen heute recht schön,“ sagte sie dann.

„Bravo!“ rief der Doktor spöttisch; „so, nun hast du auch dein Teil zur Unterhaltung beigetragen.“

Miß Vipan schüttelte mit einer Miene den Kopf, als wollte sie damit ausdrücken, daß des Mädchens Stumpfsinn und Verstocktheit unverbesserlich wären.

„Wir haben heute nachmittag eine Versammlung, in der die Vivisektion zur Sprache kommen soll,“ sagte Miß Vipan jetzt, „meinst du, daß ich hingehen soll, Stephen?“

„Halte das, wie du willst, Sarah. Übrigens weshalb denn nicht? Ich glaube, sie wollen einen Gesetzentwurf einreichen, demzufolge die Vivisektion nur mit großen Einschränkungen gestattet werden soll. Ich meine, solch ein Gesetz würde außer auf die Laboratorien wenig Einfluß haben. Rein private Experimente würden doch nach wie vor gemacht werden. Geh' nur ruhig in die Versammlung, Sarah.“

„Sie wollen, daß ich den Antrag stelle,“ bemerkte Miß Vipan.

Carolath schaute sie neugierig an. So gehörte sie offenbar zu jener Spezies von Frauen, von denen er schon viel gehört, aber noch wenige von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte.

„Macht es Ihnen Freude, öffentlich zu sprechen?“ fragte er.

„Freilich — außerordentliche sogar,“ entgegnete Miß Vipan in ihrer scharfen, entschiedenen Weise. „Die zwei mächtigsten Waffen zur

Bekämpfung des Unrechts sind die Feder und die Zunge. Aber die Zunge handelt schneller als die Feder."

„Zweifellos," warf Carolath ein.

„Nur ist ihr Wirkungskreis ein begrenzterer," meinte Dr. Vipan.

„Aber sie hilft einem mehr, seinen Gefühlen voll Ausdruck zu geben," sagte Miß Vipan darauf. „Wenn ich mich niedersetze, um zu schreiben, habe ich immer den Wunsch, die Worte irgend einem Tyrannen ins Ohr schreien zu dürfen. Aber nun ist's genug geplaudert — ich muß an meine Pflichten denken. Komm, Errima!"

---

## VIII.

Nachdem Carolath sein Frühstück beendet hatte führte ihn Dr. Vipan im Hause umher, immer darauf bedacht, den jungen Mann als Invaliden erscheinen zu lassen, indem er sehr langsam ging und ihn führte. In seiner Eigenschaft als Hausherr zeigte er sich von vollendeter Höflichkeit und Zuvorkommenheit.

„Sie müssen es mir sofort sagen, wenn wir irgend etwas thun können," sagte er zu Carolath, „was Ihnen den Aufenthalt hier behaglicher machen könnte. Ich selbst bin ja nur ein armer, der Wissenschaft lebender Einsiedler; aber wenn ich einmal einen Gast habe, dann soll er sich auch wohl fühlen in meinem Hause. Sie versprechen mir also, daß Sie es sagen werden, sobald Sie etwas geändert wünschen?"

„Sie sind wirklich außerordentlich liebenswürdig, Herr Doktor," entgegnete Carolath, „aber ich versichere Sie, ich fühle mich hier so wohl, wie jemand in meiner Lage es nur wünschen kann — ja, weit wohler, als ich eigentlich ein Recht dazu habe."

„Nun, nun, beunruhigen Sie sich doch nicht wieder über die Umstände, die Sie hierherbrachten. Das beste wäre, Sie bemühten sich, das alles so schnell wie möglich zu vergessen. Sie sind ja hier in voller Sicherheit. Es wird keinem einfallen, Sie hier in diesem Hause zu suchen. Niemand braucht Sie zu sehen. Ich denke, Sie haben schon bemerkt, wie dies Haus angelegt ist. Wenn Sie durch den Vordereingang treten, finden Sie rechts von der Halle das Empfangszimmer, zur Linken die Bibliothek. In diesen beiden Zimmern empfangen meine Schwester und ich unsere Besucher. Die Zimmer sind von den übrigen Wohnräumen des Hauses durch die in die innere Halle führende Thür vollkommen abgeschlossen. Auf je einer Seite dieser Halle liegen das Eßzimmer und das Frühstückszimmer, in welchem Sie eigentlich hätten Ihr Frühstück einnehmen sollen. Aber es erspart unserer Haushälterin viel Mühe, wenn wir alle Mahlzeiten hier nehmen. Von dieser Halle führt eine Thür, übrigens dieselbe, durch die wir gestern eintraten, in den Garten. Sie sehen also, daß Sie hier so abgeschlossen leben können, wie Sie nur immer wollen. So lange Sie die Vorderzimmer nicht betreten, werden Sie keine Fremden antreffen, und unsere Gäste werden Sie nicht sehen. Der Garten steht zu Ihrer Verfügung, wenn Sie gute Luft haben wollen, und auch dort sind Sie ganz unbehelligt. Der Gedanke, da einen Gärtner herumlaufen zu wissen, der ein bequemes Leben führt, bloß indem er die Wege mit Kies zu bestreuen hat, ist mir unbehaglich. Ich lasse mir einen Mann kommen, wenn ich gerade seiner bedarf und wenn er mich nicht stört. Sie werden den Garten übrigens größer finden, als Sie erwartet hatten; er besteht freilich zumeist nur aus Wiesen und Gesträuch. Den Küchengarten, der einen Gärtner unbedingt erfordert, habe ich schon vor Jahren aufgegeben und lasse nun die Gemüse kaufen. Sie sind vielleicht weniger frisch in den Läden, aber bei weitem billiger. Wir leben nun hier in vollkommener Abgeschiedenheit, denn den ganzen Garten umgiebt eine hohe Mauer."

Carolath wünschte sich im stillen Glück zu dem Zufall, der ihn in der kritischesten Lage seines Lebens gerade hierhergeführt.

„Was die inneren Einrichtungen betrifft," fuhr Dr. Vipan fort, „so können Sie Ihr jetziges Schlafzimmer, wenn es Ihnen behagt, behalten. Anderenfalls suchen Sie sich getrost ein besseres aus. Das Haus ist groß, und Sie haben die Auswahl."

„Ich danke wirklich," entgegnete Carolath.

„Ich könnte gar kein behaglicheres Zimmer finden, als das meine ist."

„Ich kann Ihnen oben auch ein Wohnzimmer zur Verfügung stellen," sagte Dr. Vipan, „eigentlich ein Arbeitszimmer, das Ihnen vielleicht guten Dienst leisten dürfte. Sie finden auf den Regalen Bücher der verschiedensten Art. In Ihrer unfreiwilligen Zurückgezogenheit können sie Ihnen eine willkommene Zerstreuung bieten."

Während er so sprach, führte er seinen Gast die Treppe hinan, und Carolath gewahrte dabei, wie schlank und elastisch seine Figur war und wie das Steigen ihn auch nicht im mindesten anzustrengen schien. Trotz seiner siebzig Jahre besaß er viel von der Energie und Geschmeidigkeit eines Jünglings.

Das Studierzimmer, das einem Raume gegenüber lag, der, wie Carolath später erfuhr, Errimas Schlafzimmer war, zeigte eine geschmackvolle und behagliche Einrichtung. Zwei große Bogenfenster gingen auf den Garten hinaus, vor jedem dieser beiden Fenster stand ein bequemer Divan. Die Fenster waren weit geöffnet, üppige Kletterpflanzen rankten sich darum, und bis ins Zimmer hinein tönte das Summen der Bienen.

„Sehen Sie hier die Bücher," sagte Dr. Vipan, auf zwei breite Nischen deutend, die vom Boden bis zur Decke mit Büchern angefüllt waren. „Sie finden, wie ich schon vorher bemerkt, von allem etwas darunter, aber die leichte Litteratur herrscht, wie ich fürchte, vor. Ich brauche nämlich den ganzen Raum in meiner Bibliothek für wissenschaftliche Werke und war daher genötigt, die Romanlitteratur hierher zu verbannen. Aber Sie sind jünger als ich und werden, denke ich, mancherlei darunter finden, was Sie interessieren dürfte."

„Ich habe für Romane jetzt nicht viel übrig," sagte Carolath ein wenig bitter. Er dachte dabei an seinen eigenen Roman mit dem entsetzlichen Schlußkapitel.

„Nun, um so besser," meinte der Doktor, „dann können Sie sich ganz der Wissenschaft widmen."

Er setzte sich und bedeutete Carolath, seinem Beispiel zu folgen. Dem jungen Manne erschien das alles wie im Traum, trotz des hellen Tageslichtes. Hier saß er, der vor den Gerichten geflohen war, und dessen Heim jetzt eigentlich das Gefängnis sein sollte, und empfing von einem Fremden die denkbar liebenswürdigste Gastfreundschaft.

„Eine Zeitlang werden Sie ja in vollkommenster Zurückgezogenheit leben müssen," meinte Dr. Vipan, „da werden Sie sich gern ein wenig zerstreuen wollen."

„Sie sind außerordentlich gütig," entgegnete Carolath, „aber ich empfinde fast als ein Unrecht, Ihre Freundlichkeit so weit in Anspruch zu nehmen."

„Dummes Zeug!" rief Dr. Vipan; „Sie schulden mir absolut keinen Dank! Sie wissen ja, daß Sie mir einen Gegendienst leisten sollen."

„Ich will gern mein Möglichstes versuchen," sagte Carolath, „aber ob es mir gelingen wird, hängt nicht von mir allein ab."

„Sie können dessen sicher sein," bemerkte der Doktor zuversichtlich. Er war auch wirklich überzeugt davon. Wie sollte ein junges Mädchen auf die Dauer dem gewinnenden Wesen des hübschen, jungen Menschen widerstehen können, noch dazu, wenn er, der Doktor, und seine Schwester ihren ganzen Einfluß auf das Mädchen geltend machten?

„Ich fürchte nur, Miß Ravenshaw ist nicht leicht zugänglich," sagte Carolath zweifelnd.

„O, sie scheint nur so. Fremden gegenüber ist sie immer schüchtern," entgegnete der Doktor ermutigend. „Wenn sie erst näher mit Ihnen bekannt wird, giebt sich das. Und nun, da ich Ihnen wohl alles gezeigt habe, werden Sie mich gewiß beurlauben; ich muß an meine Arbeit."

## IX.

Dr. Vipan hatte erklärt, daß wenn Carolaths Reisetasche nicht bald aufgefunden würde, für neue Sachen Sorge getragen werden müßte. Das war natürlich nur eine leere Redensart, wußte er doch recht gut, daß die Tasche sich nie einfinden würde. In seinem Auftrage wurde dann auch gleich an einem der nächsten Tage eine große Auswahl von Wäsche und Anzügen ins Haus geliefert, aus der Carolath das Nötige

entnahm. Er gehörte zu jenen Bevorzugten, die in allem, was sie anziehen mögen, vorteilhaft aussehen. Wenn die Kleider auch nicht so gut paßten, wie die, welche er in seiner Wohnung zurückgelassen, so waren die Mängel doch nur für ein sehr kritisches Auge bemerkbar.

Das Wetter war anhaltend wunderschön, und Carolath verbrachte manche Stunde im Garten, oftmals lesend, aber noch häufiger in jene stille Träumerei versunken, die seiner Natur eigentümlich war. Er wunderte sich immer von neuem, wie wenig nahe ihm das Verbrechen ging, das er verübt. Er hatte geglaubt, die Erinnerung daran würde ihn wie ein böser Geist verfolgen, er würde weder essen, noch schlafen, noch an irgend etwas anderes denken können. Aber das war nun durchaus nicht so. Er freute sich der Mahlzeiten, schlief prächtig und vermochte seine Gedanken genügend zusammen zu halten, um der Erzählung in seinem Buche folgen zu können. Freilich empfand er wohl ernste Reue, aber sie hatte schon viel von ihrer Heftigkeit verloren. Sie lastete auf ihm dumpf und schwer, aber nicht mehr mit so peinigender Qual. Er vermochte sich diesen veränderten Gemütszustand nur durch den Wechsel des Aufenthaltes und der Lebensweise zu erklären.

Was ihn am meisten beschäftigte, wenn seine Gedanken nicht bei der Vergangenheit weilten, war die Erfüllung der Aufgabe, die er übernommen. Ein wenig kannte er nun doch das Mädchen, zu dem er in Beziehungen treten sollte. Sie war häßlich — er blieb dabei — und entweder ein bißchen beschränkt oder von melancholischer Disposition. Er erkannte wohl, daß seine Aufgabe keine leichte sein würde. Aber er hatte sein Wort gegeben, und er wollte wenigstens versuchen, sein Möglichstes zu thun. Sollte ihm das nicht gelingen, und der Doktor durch ihn nicht zu seinem Ziele gelangen, so würde doch Carolath seine Schuldigkeit gethan haben. Er wollte getreulich sein Bestes versuchen. Erschien ihm das alles auch widerwärtig, so war der Dienst, den er damit leistete, ihm um so höher anzurechnen. Er brachte dann seinem Wohlthäter nicht ein Opfer, das ihn nichts kostete.

Die Gefühle des Mädchens waren ihm dabei vollständig gleichgiltig. In seiner augenblicklichen Stimmung bezweifelte er, daß Frauen überhaupt Gefühle besäßen, die der Beachtung wert wären. Er meinte, sie seien ja doch nur ganz oberflächliche Geschöpfe, voller Eitelkeit und thörichter Selbstüberschätzung. Nein, er wollte das Mädchen nicht schonen. Freilich, möglich war es ja auch, daß es ihm mißlingen würde, ihr Interesse für sich zu erwecken, das war dann natürlich etwas anderes.

Nach dem Frühstück an jenem ersten Tage zog der Doktor sich sogleich in sein Laboratorium zurück, während Miß Vipan in ihre Versammlung ging. So blieben Carolath und Errima sich selbst überlassen. Als Carolath sein Zimmer aufsuchen wollte, mußte er an dem Bibliothekzimmer vorüber. Die Thür stand offen, und er erblickte Errima darin, ehe sie ihn gewahrte. Sie lag quer über dem Divan, in einer der Nischen, und lehnte den Kopf zum Fenster hinaus. Ihre Stellung gab sich durchaus natürlich. Sich unbeobachtet glaubend, hatte sie sich auf den Divan geworfen, und in dieser Stellung lag eine unbewußte Anmut. Carolath bemerkte, wie sie mit Entzücken die frische, linde, mit Blumenduft erfüllte Luft einzuatmen schien.

Absichtlich räusperte er sich, als er das Zimmer betrat. Errima fuhr erschreckt auf. Als sie den Eintretenden erkannte, schien sie verwirrt und zog sich scheu in den Winkel der Nische zurück. Wie mit einem Schlage war alle Anmut aus ihrer Erscheinung verschwunden.

„Sie sind ja ganz allein,“ begann Carolath mit einem schwachen Versuch, freundlich zu lächeln.

„Ja,“ entgegnete das Mädchen, ohne ihn anzusehen.

Carolath nahm auf einem Sessel in der Nähe des anderen Fensters Platz. Es lag ihm nichts daran, ihr näher zu sein. Dann entstand eine Pause, während welcher Carolath das Mädchen näher betrachtete und sein Geschick verwünschte, das ihn zwang, einem solchen Geschöpf Zuneigung einflößen zu sollen.

„Wie gefällt Ihnen London?“ fragte er schließlich.

„Wir sind hier nicht in London," entgegnete sie in ihrer schwerfälligen, stumpfen Weise.

„Nun, nicht ganz, aber doch an der Grenze davon."

Dem Mädchen schien die Unterhaltung damit beendigt, denn sie sprach nichts mehr. Wie furchtbar uninteressant sie war! Carolath, dem sie immer mehr mißfiel, mochte sie nicht mehr anschauen, sondern blickte zum Fenster hinaus. Draußen neigten die Bäume ihre Wipfel leise im Winde; wie schön der Himmel aussah in seinem tiefen Blau, wie heiter und milde! Und welchen häßlichen Gegensatz dazu bildete dies Mädchen mit ihrer kalten, unfreundlichen Art, ihrer mechanischen Redeweise, ihrem gänzlichen Mangel an Anmut.

Endlich zwang Carolath sich doch wieder zu einem Gespräch; er durfte seine Aufgabe nicht vernachlässigen!

„Sind Sie schon lange hier?" fragte er.

„Etwa zehn Minuten," entgegnete Errima.

„Nein, ich meine im Hause des Doktors."

„So lang ich denken kann."

„Oh," sagte Carolath nur. Langsam dämmerte ihm das Verständnis dafür auf, welch ein Leben das junge Ding geführt haben mochte unter der strengen, wenig liebevollen Obhut des Doktors und seiner Schwester.

„Und man ist Ihnen natürlich immer freundlich begegnet?"

Das Mädchen warf ihm einen mißtrauischen Blick zu. „Natürlich."

„Dr. Vipan scheint außerordentlich klug zu sein?"

„Ich glaube wohl."

„Und seine Schwester ebenfalls, nicht wahr?"

„Ich glaube."

Sie legte wenig Interesse für die Unterhaltung an den Tag. Nur ab und zu schaute sie den jungen Mann an, und dann nur flüchtig mit unruhigem, verängstigtem Blick. Während der übrigen Zeit sah sie zum Fenster hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton.

# Im Namen Gott Vaters ...

von

**Emilia Pardo Bazán.**

Autorisierte Übertragung a. d. Spanischen von Francis Maro.

Im Anfange dieses Jahrhunderts, das sich nun seinem Ende zuneigt, kurz nachdem wir den frechen Eindringling verjagt hatten, und kurz bevor das jetzt übel angeschriebene konstitutionelle System mit viel Blutvergießen und Erschütterungen durchgedrungen war, gab es in dem damals friedlichen Marineda einen gewissen Schuhladen, der von jungen Stutzern und Offizieren sehr besucht war, aus einem Grunde, den der spitzfindige Leser sich keine Mühe zu geben braucht, zu erforschen, denn wir werden ihn bald erzählen.

Der Schuhmachermeister hieß Santiago Eloíña und würde der schmuckste Bursche in der ganzen Welt gewesen sein, wenn er nicht mit ein paar kleinen körperlichen Gebresten behaftet gewesen wäre, die, ohne ihn gänzlich zu verunstalten, seiner Schönheit doch einigermaßen Eintrag thaten. Seine Augen waren groß und ausdrucksvoll, doch unglücklicher Weise bedeckte das eine ein dichter weißer Schleier, der ihn hinderte, damit zu sehen. Seine Haut würde sammetweich gewesen sein, hätten nicht die tückischen Pocken Spuren auf ihr hinterlassen; und sein Haar, das in seiner Kindheit Tagen ob seiner lockigen Fülle berühmt war, hatte sich aus dem Staube gemacht, nur einen kleinen Kranz zurücklassend, ähnlich dem, den man auf Bildern des heiligen Petrus in den Kirchen sieht. Aber trotz all dieser Mängel wäre der Schuster eine höchst präsentable Erscheinung gewesen, hätte sein linkes Bein nicht einen Zoll weniger gemessen, als das

rechte, und wäre der linke Fuß nicht ein bißchen nach innen gekehrt und verkrümmt gewesen. Man behauptet auch, daß gerade diese körperliche Eigenheit Santiagos Berufswahl bestimmt hatte, und daß er, der etwas auf zierliches Schuhzeug hielt, indem er seine eigenen mit Doppelkorksohlen versehenen Schuhe verfertigte, seine Geschicklichkeit übte, auch Meisterstücke für anderer Leute Füße zu machen.

Denn die Hände und Arme Santiagos waren nicht nur mit keinerlei Gebresten behaftet, sondern im Gegenteil ausnehmend flink und geschickt, so daß es keinen Fuß gab, dem er nicht die vollendetste Bekleidung verfertigen konnte. So formte er den kleinen, schwarzen Seidenschuh, der in der heiligen Charwoche den Fuß der Nichte der Frau Generalkapitänin oder des Herrn Domprobstes schmückte, ebensowohl wie er die derben Stiefel der Soldaten oder Matrosen besohlte. Es war eine Lust, den Moment zu sehen, in dem Eloiña ein paar Schuhe vom Leisten zog und sie mit den Zehenspitzen auf einander legte, um sich ihrer vollkommenen Gleichheit zu versichern. Indem er sich bald nach der einen, bald nach der anderen Seite bog, freute er sich daran, die glänzende Lackierung zu betrachten, die Gleichheit des Stichs, die blinkende Profilierung der Sohle, mit einem Worte alle Einzelheiten, die, zu einem Ganzen vereint, ein Meisterwerk der Fußbekleidungskunst bilden.

Aber außer dieser seiner beruflichen Tüchtigkeit war es mit dem guten Santiago übel bestellt. Er konnte sich nicht die kleinste Portion Verstand, Urteil, Scharfsinn zum Verdienst anrechnen. Er war arm an Geist zur Welt gekommen, mit einer überaus großen Leichtgläubigkeit begabt, die weniger seiner Einfalt, als seiner innewohnenden Herzensgüte zuzuschreiben war. Sein Vertrauen in die ganze Menschheit war unbegrenzt, und darum wurde er auch nicht reich, trotz der Arbeit seiner flinken Hände; denn unzählig waren die Streiche, die ihm seine unglaubliche Leichtgläubigkeit spielte, und es würde eine endlose Mühe sein, all die in Marineda zusammenzurechnen, welche in Schuhen umhergingen, für die der gute Eloiña nie eine Peseta gesehen. Wenn zuweilen jemand ihn damit neckte, antwortete er wohl kopfschüttelnd:

„Nun ja, wenn mir jemand ein paar Sohlen schuldig ist, so ist das am schlimmsten für ihn selbst. In der anderen Welt muß er es mit Zinsen bezahlen. Dazu sind die Seelen verpflichtet ... Wenn der Unglückliche nichts zum Bezahlen hat, läßt sich nichts thun ... Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren ... Aber dort oben giebt es einen, der Rechnung hält ... und zwar richtige!“ —

Trotz seines pockennarbigen Gesichts, seines verschleierten Auges, seines kahlen Kopfes und hinkenden Fußes war es Santiago gelungen, ein Weib zu finden, das nicht nur das Muster einer guten Hausfrau war, sondern überdies schön und mit ungewöhnlichen merkantilen Anlagen begabt. Unter ihrem Szepter blühte das Haus, der Wohlstand wuchs, der Laden gewann an Zierlichkeit, und im Hause herrschte Friede und Behagen. Die Schustersfrau führte die Rechnung mit den Kunden, verkaufte und nahm bezahlt, ergriff Vorsichtsmaßregeln gegen das Laisser-aller-system des Mannes und häufte Geld an. Die Natur des Mannes erkennend, hatte sie die Zügel in die Hand genommen, und sie pflegte zu sagen:

„Was würde aus dem armen Wurm ohne mich werden?“

Das harte Schicksal ließ Santiago auch bald erfahren, was er mit dem Scheiden seiner Vorsehung verlor ... die Frau starb, indem sie einem kleinen Mädchen das Leben gab, und Santiago blieb allein mit der Sorge zurück, die Kleine aufzuziehen.

Das Mädchen, welches Margarita genannt wurde, wuchs schön und kräftig heran. Der Vater zog sie mit Milch und Suppe groß, von den gutmütigen Nachbarsfrauen mit Rat und That unterstützt. Unter Spielen mit Lederlappen, Ahlen und anderen Werkzeugen brachte Margarita ihre Kindheit zu, knospte und erblühte wie eine Rose in einem Garten. Wenn man damals Goethes große Dichtung oder Gounods Oper gekannt haben würde, hätte sich leicht ein poetisches Gleichnis zwischen Fausts Geliebten und der schüchternen Margarita des Schuhmachers finden lassen; denn auch sie hatte goldglänzendes Haar und natürlichen Reiz mit Frohsinn gepaart. Feiner Flaum verlieh ihrer Haut Weichheit, junges reines Blut färbte ihre Wangen, und ihre klar-

grünen Augen waren wie zwei Tropfen Meerwasser, in denen der Himmel sich spiegelt.

„Begreifst du nun, scharfsinniger Leser, warum Santiago Eloiñas Laden so eifrig von Offizieren und jungen Stutzern besucht war?

In das Alter gelangt, in dem das Kind sich zum Weibe entwickelt, hatte Margarita ganz von selbst, ohne jemandes Hilfe oder Rat, das Geheimnis entdeckt, ihre Schönheit durch unschuldige Mittel zu erhöhen, die nahe zur Hand liegen, z. B. eine schöne Art, das Haar aufzustecken, eine Blume in der Schärpe, einen gutsitzenden Schuh — häusliches Fabrikat — und sie trug ihr einfaches Kattunkleidchen mit jener Anmut, die die Schönheit noch mehr hervorhebt. Ohne weitere Kunstgriffe oder Kosten war Margarita strahlend wie eine Sonne, und es ist beinahe überflüssig zu erwähnen, daß ihr Vater sie im Geheimen mit kindlichem Stolz betrachtete.

Die Zukunftsträume des Schusters waren ungefähr folgende: Alle sagen, daß meine Tochter sehr schön und reizend ist. Das glaube ich! Es ist ja die pure Wahrheit! Aber nicht die ganze Wahrheit, denn sie ist viel mehr als das. Außer ihren äußeren Vorzügen hat sie noch andere Tugenden, fromm wie eine Heilige, fröhlich wie eine Lerche, lebendig und beweglich wie ein Eidechslein, und dabei dieselbe Gabe wie ihre Mutter, ein Haus zu führen und zu leiten und in allen Zimmern Ordnung zu halten. Gutherzig und frommen Sinns, hat sie nicht einen bösen Gedanken, und sie wäre keiner unüberlegten Handlung fähig. Bei ihrer Schönheit und ihrem tadellosen Rufe sollte es mich gar nicht wundern, wenn irgend ein Señorito käme ... oder wenn nicht gerade ein Señorito, so doch wenigstens ein wohlbestallter Handwerker, wie der Tischler Nicéforo zum Beispiel, der hier herumgeht und sie anschmachtet. Und wer sich in das Mädchen verliebt, was hätte der anderes zu thun, als gleich zu mir zu kommen und um sie anzuhalten und zu sagen: Señor Santiago, ich habe mein Herz an Margarita verloren, u. s. w. Und ich, was werde ich antworten? Ja, wenn er ihr gefällt, dann mag es gleich in die Kirche gehen ... und übers Jahr bin ich Großvater.

In solchen Träumen lebte Santiago Eloiña glücklich tagaus, tagein. Nie zuvor hatte er auch einen so großen und glänzenden Kundenkreis gehabt. Alle Offiziere der ganzen Garnison zählten dazu, und er war manchmal genötigt, sich Gesellen zu halten und bis zwölf, ein Uhr nachts zu arbeiten. Die Offiziere bezahlten prompt, ohne zu feilschen, und sagten überdies Margarita Artigkeiten. Santiago war ganz entzückt von seinen Kunden.

Einer der allerbesten war ein Franzose Armand Deslauriers, Fechtmeister beim Regiment Bourbon.

Er hatte schöne, wohlgeformte Füße, die er sehr gern zeigte, wenn er nachmittags durch die Gassen ritt, in seinen blank schimmernden, lackierten Stiefeln, die niemand in ganz Spanien so gut wie Santiago zu machen verstand, wie er stets behauptete. Aber die gut sitzenden Reitstiefeln waren nicht der einzige äußere Vorzug des Fechtmeisters. Er konnte sich eines kastanienbraunen, glänzenden Schnurrbarts rühmen, eines wohlgebauten, schlanken Körpers, den das tägliche Florettfechten noch geschmeidiger machte, und dazu verfügte er noch über eine ganze archäologische Rüstkammer, eine reiche Auswahl an Reitgerten mit Silberknöpfen, Reitbeinkleider mit künstlerischen Stickereien, flatternde Halstücher und eine zahllose Menge seltsamer Uhranhängsel. Dies alles machte Armand Deslauriers sehr gefährlich für Marinedas Frauen jeden Alters und jeden Standes, ledig oder verheiratet, während gleichzeitig sein Beruf als Fechtmeister Vätern und Gatten, Brüdern und Verlobten schuldigen Respekt einflößte.

Wie gesagt, der verführerische Fechtmeister war ganz entzückt von Eloiñas Fabrikaten, und unaufhörlich fand er sich wegen irgend einer Verbesserung oder Änderung an seinem Schuhzeug ein, oder auch nur, um die Arbeit zu betrachten, die der Meister gerade in Händen hatte. Bald hatte sich ein Saum gelockert, bald waren die Steppstiche eine Linie zu hoch, bald war ein Knopf abgesprungen, der durch einen neuen ersetzt werden sollte. Jeder solche Fall gab Deslauriers Anlaß, lange im Laden zu sitzen und zu scherzen. Auf einer Bank ausruhend, erzählte er in sehr verständlichem Spanisch, aber mit französischem Accent, eine Menge Kriegsgeschichten und lustige Anekdoten, die Eloiña Lachsalven entlockten.

Doch ganz plötzlich schien Deslauriers allen

Geschmack an seinen Reitstiefeln verloren zu haben. Tag um Tag verging, ohne daß er sich in dem Laden zeigte. Santiago fiel dieses ungewöhnliche Verhalten nicht auf, denn eine andere, weit ernstere Sache nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Margarita war krank, sehr krank.

Was fehlte ihr? Ach, was kann wohl einem Mädchen von sechzehn, siebzehn Frühlingen fehlen, die abmagert, den Appetit verliert, gelb wie eine Citrone wird, weint, sich in ihr Zimmer einschließt, den halben Tag daliegt oder sich mit schlaff herabhängendem Kopfe in einem Winkel verkriecht, die nicht antwortet, wenn man sie anspricht, und selbst auf eindringliche Fragen, wo das Übel sitze, keinen Bescheid giebt?

So fragte Santiago Eloiña, und so antworteten die Nachbarsfrauen in den verschiedensten Tonarten, als es galt, der Sache auf den Grund zu kommen.

Eines Tags traf der Schuhmacher zufällig die Mutter des Tischlers Nicéforo. Nicéforo war ein eifriger Bewunderer Margaritas gewesen und hatte ihr vor einem Jahre unverdrossen seine Huldigungen zu Füßen gelegt. Die Alte war anfangs schweigsam und kraute sich mit ihrer Stricknadel am Kopfe, aber antwortete schließlich in bedächtigen, abgebrochenen Sätzen auf Eloiñas Klageweisen:

„Ja, was soll man da sagen, Señor Santiago ... manche Mädchen glauben, die ganze Welt sei nur ihrethalben da, damit sie sich amüsieren und kokettieren können ... Junge Herren mit aufgewichstem Schnurrbart, die Sporen tragen und durch die Gassen pirouettieren, die gefallen ihnen freilich ... aber ehrliche Handwerker, die sich ordentlich durchbringen und sie heiraten wollen ... sie zu Herrscherinnen in ihrem Hause machen ... die werden verachtet ... nur solche Landstreicher, die sie anführen, die sie zum besten halten, ja, die ... na, man wird schon sehen ... Mädchen sind leicht an der Nase zu führen ... und so lange die Nase nicht blutet ...“ Der Ausdruck von Santiagos Gesicht war in diesem Augenblick des Pinsels eines Meisters würdig. Man hätte glauben können, daß selbst das blinde Auge Feuer und Flammen sprühte.

„Señora Clara, Señora Clara,“ stammelte er, und die Stimme blieb ihm im Halse stecken. Aber bald gewann er die Sprachgewalt wieder, und:

„Lügnerin! Lügnerin,“ stieß er hervor.

„Selbst Lügner,“ antwortete das rasende Weib und streckte den Kopf empor, wie eine zischende Schlange. „Wollt Ihr uns vielleicht weismachen, daß Ihr von der ganzen Sache nichts wißt? Ich will Euch nur sagen, wir Mütter schämen uns über das schlechte Beispiel, das Eure Tochter den unseren giebt, wenn wir ihr Gethue mit diesem französischen Windbeutel ansehen müssen, ja! Und die Zusammenkunft um zwölf Uhr nachts draußen im städtischen Garten? Schöne Unschuld! ... Wie soll das alles einmal enden? ... Bereitet nur alles vor für das, was kommen wird“ — fügte sie mit blutigem Hohn hinzu. — „In sieben Jahren habt Ihr einen neuen Lehrling in der Werkstatt ...“

Santiago blieb stumm, er war wie gelähmt und konnte keinen Laut aus seiner Kehle hervorpressen. Plötzlich erhob er die Hände, strich sich über die Schläfen und eilte so rasch fort, als es sein lahmer Fuß erlaubte. Mit der Heftigkeit eines abgeschossenen Projektils drang er in sein Haus und eilte sofort hinauf in Margaritas Kammer ...

Was Vater und Tochter sprachen, weiß man nicht, aber man kann es aus dem schließen, was später geschah. Ungefähr eine Stunde nach diesem Gespräch zog Santiago ein reines Hemd an, nahm seine Feiertagskleider aus dem Schranke und ein paar knarrende Schuhe, und indem er die Absätze nachdrücklich auf den Boden stieß, schlug er den Weg zur Regimentskaserne hinter dem Stadtgarten ein. Er fragte nach dem Fechtmeister, und man führte ihn in ein Zimmer, wo der Franzose mit ein paar Offizieren rauchte und pokulierte.

In dem rauchigen Zimmer bemerkte anfangs niemand den tief gekränkten Vater, aber es dauerte nicht lange, so hatte ihn trotz der Tabakswolken der gewahrt, der seine Ehre befleckt hatte und nun mit dem Glas in der Hand auf ihn zukam.

„O, sieh da, Señor Eloiña ... welche angenehme Überraschung ... Señor Eloiña! ... Was verschafft mir das Vergnügen? ... Das ist wirklich eine große Ehre ... Setzt Euch nieder und nehmt einen Grog.“

Dieser Empfang ließ den Schuster, der beim bloßen Anblick seines Feindes vor Wut schäumte, verstummen. Es war ihm unmöglich, auch nur ein Wort hervorzubringen. Mechanisch nahm er das Glas, und mechanisch leerte er es bis auf den Grund. Nüchterne Menschen sind unbehilflicher, aber der Trunk löste bald das Band der Zunge, und Eloiña rief in bestimmtem Tone aus:

„Ich habe mit Euch zu sprechen, aber nicht hier, wir müssen allein sein."

„Ah, ein tête-à-tête," unterbrach der Franzose ironisch. „Und warum, Señor? Alle hier begreifen den Anlaß Eures Besuches und wissen, daß ich eine kleine Liebesaffaire mit Señorita Margarita gehabt habe ... für die Ihr mich jetzt zur Verantwortung ziehen wollt ... aber à propos, wie befindet sie sich? Immer gleich schön? ... Bringt ihr meine besten Empfehlungen ..."

Santiago fühlte in seinem ganzen Körper ein Zittern. Seine Zähne schlugen aufeinander, doch nicht aus Furcht.

„Noch ein Glas," sagte er und streckte die Hand aus.

Die Offiziere bildeten unter Scherzen und lautem Gelächter einen Kreis um ihn. Eloiña leerte das Glas und fühlte den Trunk wie Feuer in sich.

„Nun wohl, wenn Ihr nicht unter vier Augen reden wollt, so werde ich vor allen sprechen. Mir ist es gleich. Ich fordere, daß Ihr Euch binnen vierundzwanzig Stunden mit meiner Tochter verheiratet. Wenn Ihr das binnen vierundzwanzig Stunden nicht gethan habt, töte ich Euch wie einen Hund."

Die Heiterkeit verdoppelte sich, und Deslauriers verbeugte sich ironisch.

„Señor Eloiña, ich bin sehr dankbar für die Ehre, die Ihr mir erzeigt, indem Ihr für Euere entzückende Tochter um meine weiße Hand anhaltet ... und ich würde mit allergrößtem Vergnügen ihr Gatte werden ... aber ich habe ein Versprechen abgelegt ... wie sagt man doch? ... ein Keuschheitsgelübde ... mit anderen Worten, ich gedenke, Hagestolz zu bleiben."

Nun wurde das Gelächter der Umstehenden so heftig, daß die schmutzigen Fensterscheiben des Zimmers bebten. Santiago schwieg, biß die Zähne zusammen, faßte die Rumflasche, füllte sein Glas und trank es einmal, zweimal leer. Plötzlich, ohne Miene zu machen, daß er sprechen wolle, erhob er den rechten Arm und warf sich über den Fechtmeister ... Zehn oder zwölf Arme streckten sich zwischen ihm und Deslauriers aus, aber nicht rasch genug, um zu verhindern, daß die Hand des Schusters die Schläfe seines Feindes streifte. Als Eloiña sich übermannt sah, trat plötzlich ein Rükschlag bei ihm ein, und er begann zu weinen, überlaut zu weinen. Der Fechtmeister, der die Brauen gerunzelt hatte, als er sich von einer Ohrfeige bedroht sah, näherte sich, als er das Schluchzen des Vaters vernahm, diesem; und indem er den Offizieren in geheimem Einverständnis zublinzelte, sagte er:

„Señor Eloiña, Ihr habt mich tief beleidigt ... Ihr habt die Hand gegen mich erhoben ... das ist eine ernste Sache ... sehr ernst zwischen Männern von Ehre ... Ihr seid meine Zeugen, meine Herren! Señor Eloiña ist mir Genugthuung schuldig, eine Genugthuung nach den Gesetzen der Ehre ..."

„Hört Ihr, Eloiña, Ihr seid dem Señor Deslauriers Genugthuung schuldig?"

„Genugthuung?" stammelte der Schuhmacher, ohne das Mindeste zu begreifen, indes die Thränen ihm im Halse stockten.

„Ja ... Ihr müßt Euch schlagen, meine Herren."

„Schlagen?" antwortete Eloiña ... ja, natürlich, und zwar gleich auf der Stelle ... kommt mit mir hinaus, Señor, denn hier werde ich ja von all den anderen übermannt."

„Ach nein, Señor Eloiña, so ist es nicht gemeint ... Hier handelt es sich nicht um eine einfache Schlägerei, sondern um einen Zweikampf zwischen Caballeros. Es gilt die Ehre ..."

„Werdet ihr mich nicht zurückhalten? Werdet ihr euch nicht dazwischenwerfen?" schluchzte der Unglückliche.

„Dazwischen werfen! Begreift Ihr denn nicht? Sagte ich nicht ausdrücklich, daß es sich um ein Duell handelt?"

„Nun, dann rasch ... Gehen wir also ..."

„Nein, nein, nicht jetzt. Kennt Ihr die Gesetze

der Ehre nicht? ... Ein Duell findet beim Morgengrauen statt ... Morgen früh im Stadtgarten ... Diese Herren werden Zeugen sein ... Um sechs Uhr erwarten wir Euch ... ich bin der Beleidigte und wähle als Waffe den Säbel ..."

„Versprecht ihr mir, daß ihr euch nicht hineinmischen werdet?" wiederholte mit staunenswertem Mißtrauen Eloiña.

Sie versprachen es ihm.

„Nun wohl, also morgen!"

„Ihr werdet une bonne farce sehen, meine Herren," sagte der Franzose, als der arme Mann das Zimmer verlassen hatte. „Cet animal-là hat nie in seinem Leben einen Säbel auch nur gesehen. Ich will ihm einen Denkzettel geben, so daß er uns nicht weiter belästigt ... und dann führen wir ihn her und trinken ihm einen richtigen Rumrausch an ... und dann soll er uns etwas vortanzen. Aber damit der Spaß vollständig wird und ihr nicht glaubt, daß ich aus seinem Gebrechen Vorteil ziehe, werde ich mein eines Auge verbinden ... nous allons rire!"

— — — — — — — — — — — — — —

Ohne den Mut des Schusters herabsetzen zu wollen, muß der Wahrheit gemäß gestanden werden, daß er in dieser Nacht sehr wenig schlief. Schlag fünf Uhr betrat er die Pietà-Kapelle, um die Messe zu hören. Er hörte mit Andacht zu, sprach einige Gebete, und als er die Kapelle verließ, fiel sein Blick, ob zufällig oder instinktiv ist nicht zu ergründen, auf ein Relief, das über dem Thore angebracht war. Es stellte die Heilige Jungfrau mit ihrem toten Sohn in den Armen dar, eine sogenannte Pietà. Santiago dachte dabei an Margarita, die er beim Fortgehen schlafen gesehen ... und auch sein gesundes Auge bedeckte sich mit einem Schleier ...

„Ich hätte einen Schluck Rum nehmen sollen, um den Mut aufrechtzuhalten," dachte er, während er seine Schritte zu dem Orte der Zusammenkunft lenkte.

Dort erwarteten ihn schon Deslauriers und eine Menge Offiziere, die bei seinem Anblick bedeutsam lächelten und sich verstohlen anstießen. Der Schuhmacher ballte die Fäuste und schickte sich an, sich auf seinen Gegner zu stürzen ... Die sogenannten Zeugen hielten ihn zurück. Kannte er denn das Zeremoniell eines Zweikampfs nicht? Nun, dann mußte man es ihm eben begreiflich machen, Punkt für Punkt ... Der Säbel wird so gefaßt ... so macht man den Ausfall ...

Santiago wartete, unterwürfig, niedergeschlagen, und die komischen Vorbereitungen nahmen ihren Anfang. Man wählte den Platz mit Rücksicht auf die Sonne, untersuchte und maß die Waffen, steckte das Terrain ab, alles mit großer Feierlichkeit. Dann wurde eine Binde über das eine Auge Deslauriers gelegt, um die Gleichheit vollkommen zu machen ...

Santiago legte sein Wams ab, Deslauriers seinen Waffenrock, und jeder faßte seine Waffe. Dann hörte man den Kommandoruf: „En garde!" Die Zeugen, halb tot vor Lachen, erwarteten mit Spannung den Ausgang eines Duells zwischen einem Fechtmeister und einem hinkenden Schuster, der nie eine Waffe in der Hand gehabt hatte.

Stolz und lächelnd nahm Deslauriers die elegante Stellung des vollendeten Duellanten ein, die Säbelspitze leicht auf den Boden gestützt.

„En garde!" erklang es noch einmal von einem der Sekundanten.

Im selben Augenblick konnte man Eloiña mit lauter Stimme rufen hören: „Im Namen Gott Vaters, des Sohnes" ... und mit gezücktem Säbel stürzte er auf seinen Feind los, der durch die Binde vor dem einen Auge nicht rechtzeitig den Sinn der unerwarteten Bewegung erfaßte. Bei den Worten 'und des heiligen Geistes' hatte die Klinge schon den Körper des Verführers durchbohrt. Er wankte einen Augenblick, breitete beide Arme aus und fiel bleischwer zu Boden ... Ein Blutstrom quoll aus der Wunde und bildete einen kleinen roten See rings um die Leiche.



Verantwortlicher Redakteur Paul Schettler, Berlin-Charlottenburg. — Verlag der Romanwelt, G. m. b. H., Berlin W. 50, Rankestr. 28.
Verantw. f. d. Inseratenteil H. Lürßen, Gräfenhainichen. — Druck von C. H. Schulze & Co., Gräfenhainichen.
Papier von Paul Herzberg Berlin SW.

Jahrgang V. Band II. 29. Heft

Die Romanwelt
Zeitschrift für die erzählende Litteratur aller Völker

Herausgegeben von
Felix Heinemann

F. Baluschek 96.

# Der Zug nach dem Osten.

Roman

von

**Franz Sperber.**

[3]

Es war kein glücklicher Zufall, daß gerade in diesem Augenblick die schwarze Soutane des Pfarrers Bruddowo aus der Thür eines Hauses trat, das nur noch wenige Meter entfernt von der Stelle, wo Felix sich befand, seinem scharfen Auge deutlich sichtbar war.

Die dicke Ader auf seiner Stirn schwoll noch heftiger an, er ließ dem Pferde plötzlich die Zügel schießen und hatte in wenigen Sätzen das Gehöft erreicht, welches der Pfarrer soeben verlassen.

Hier hielt er an und ließ sein klares Auge forschend über Hof und Haus schweifen.

Es war niemand hier zu sehen, nicht im Hof, auch nicht in der offenstehenden Hausthür.

Und doch mußten die Leute daheim sein; bei wem wäre Pfarrer Bruddowo denn sonst gewesen?

Er ritt auf den Hof hinauf, bis dicht vor das Haus. Sowohl Haus wie Gehöft waren größer und bedeutend stattlicher als das, auf dem der Gutsherr zuvor gewesen. Und nicht allein größer, auch wohlbehäbiger sah das Ganze aus. An allen Fenstern waren hübsche weiße Tüllvorhänge befestigt, an zweien, es waren wohl die des Schlafzimmers, waren hinter den weißen Gardinen auch noch dunkelrote Vorhänge aus Wollenstoff angebracht. — Das Haus hatte über dem Erdgeschoß noch ein ganz hohes Stockwerk aufzuweisen, und über diesem erst sah man die ovalen Mansardenfenster wie halbgeschlossene Augen herniederblinzeln.

Scheune, Schuppen, Stall, alles war sauber, war groß, war fertig. Der Hof war gefegt und besaß nach der Straße zu eine hübsche, etwa anderthalb Meter hohe Mauer aus leuchtenden roten Ziegelsteinen, die dem ganzen kleinen Gehöft einen überaus freundlichen Ausdruck verlieh, und an der rechten Seite des Wohnhauses war sogar der Ansatz zu einem kleinen Blumen- und Gemüsegarten zu sehen.

„Wo mögen sie denn nur alle sein?“ murmelte Felix, während er sich immer noch umblickte. „Wirklich keiner zu Hause? Aber das ist ja gar nicht möglich. Wo wäre denn sonst . . .“

Es war ihm, als sähe er den einen Flügel der rotwollenen Gardine im Schlafzimmer sich leise bewegen.

„Heda, Wenzel!“ rief er nun laut. „Wenzel! Wo steckt ihr denn alle? Wenzel! Na ... ist denn niemand da? Was?“

Da trat ein Mann in die Hausthür. Ein Mann in den Fünfzigern, lang, hager, mit ergrautem Haar und Bart.

Er schien sehr erstaunt zu sein, als er Felix sah.

„Ah, der Herr Baron!“

Felix reichte ihm vom Pferde herab die Hand.

„Na, Wenzel, wie geht's denn?“

„Wie soll's gehen, Herr Baron ... schlecht und gerecht.“

„Nun ich denke, bei Ihnen geht's doch ganz gut“ — antwortete Felix und schwang sich elastisch vom Pferde herab. „Alles wohl und munter, mit dem Bau fertig seid ihr auch, selbst die Mauer ist ja nun schon ganz fertig; sieht übrigens auch sehr stattlich aus.“

Er schlang die Zügel des Pferdes leicht um seinen Arm und ging ruhig dem Hause zu.

Der Bauer Wenzel mußte ihm wohl oder übel folgen.

„Sind die anderen zu Hause? Ihre Frau und Ihr Sohn?“ fragte Felix.

Wenzel strich mit der Hand wie nachdenklich über den Bart.

„Glaub' nicht, daß die zu Hauf' sind.“

„Nein?“ Felix warf einen spähenden Blick in den ziemlich breiten, sehr sauberen Hausflur. „War denn also Pfarrer Bruddowo bei Ihnen?“

„Pfar ... rer Brud ... do ... wo?“

„Jawohl. Vor kaum fünf Minuten kam er hier aus Eurem Hause heraus.“

„Wo wird denn der bei mir gewesen sein?“

„Also bei Ihrer Frau?“

Wenzel kratzte sich den Kopf.

„Das kann schon möglich sein.“

„Das wundert mich. Was thut der katholische Pfarrer bei euch Protestanten?“

„Hm.“

Wenzel wurde das Kreuzverhör unangenehm. Er wandte sich um und rief:

„He ... Frau.“

„Ja ...“ scholl es zurück.

„Komm mal heraus. Der Herr Baron ist da und will mit dir reden.“

„Gleich komm' ich. Bitt' doch den Herrn Baron herein, Wenzel.“

Der Ansiedler stieß die Thür zur Wohnstube auf und forderte Felix mit einer einladenden Handbewegung auf, einzutreten.

Es war ein geräumiges Zimmer, dieses Wohnzimmer, fast elegant möbliert mit guten, städtischen Möbeln; ein Pfeilerspiegel zwischen den Fenstern, Sofa, Sessel, Schreibtisch, Nähtisch ... alles vorhanden nicht wie bei Bauern, sondern wie bei behaglich situierten Stadtleuten.

Felix trat an das eine Fenster, lehnte sich mit dem Rücken dagegen und sah Wenzel an.

„Es sieht sehr gut bei Ihnen aus,“ sagte er, „Sie haben sich nun ganz hier eingelebt, nicht wahr?“

„I, ganz und gar, Herr Baron. Von uns, da verlangt auch kein einziger nach Sachsen zurück. Im Gegenteil; die anderen wollen uns ja noch alle nachkommen. Da wir gerade dabei sind, Herr Baron, wird denn mein Bruder zu nächstem Frühjahr die Parzelle zwölf kriegen können? Ja? Er hat mich schon wieder gefragt darum.“

„Ich glaube nicht. Parzelle zwölf wird vermutlich die letzte sein, die ich vergebe. Es ist gerade die Kaserne. Ich hab' ihm schon geschrieben; er solle sich doch nicht gerade auf zwölf kaprizieren, sondern zehn oder elf nehmen. Sie sind beide ebenso groß, und sehr gut gelegen.“

Wenzel hatte die Hände auf den Rücken gelegt und spazierte mit wuchtigen Schritten im Zimmer hin und her.

„Er hat sich in die Parzelle zwölf rein verguckt. Die will er haben und keine andere.“

„Dann wird er warten müssen bis ganz zuletzt. Parzelle zwölf geb' ich erst fort, wenn alles andere weg ist.“

Wenzel sah ihn finster an.

„Dann wird mein Bruder wo anders kaufen

müssen. Wenn er die zwölfe nicht kriegt.... er will eben keine andere. Herr Baron, Sie überlegen sich's vielleicht noch."

„Können Sie denn gar nicht begreifen, daß das nicht geht, Wenzel?" Eine leise Ungeduld klang aus Felix' Stimme heraus. „So lange das Gut als Gut noch existiert und bewirtschaftet wird, so lange brauch' ich die Arbeiterinnen ... und die Kaserne ist von jeher deren Haus gewesen."

Wenzel zuckte die Achseln und schien etwas antworten zu wollen, doch in demselben Moment öffnete sich die Thür des Nebenzimmers, und Frau Wenzel kam herein. Sie war jünger als ihr Mann, kaum vierzig Jahre alt, und hatte ihrem Gast zu Ehren augenscheinlich erst Toilette gemacht, denn ihre Hände bastelten noch an den Knöpfen ihrer sehr anständigen, braunwollenen Taille herum, während sie einen Knix machte und Felix begrüßte.

Wenzel fuhr sich mit allen zehn Fingern durch das dichte Haar, kraute sich ein wenig den Kopf und drückte sich dann durch die halb offen stehende Thür in den Hausflur hinaus.

Er mochte nicht hören wollen, was hier gesprochen wurde.

„Guten Tag, Herr Baron. Es ist schön, daß Sie uns wieder mal die Ehre erweisen."

„Guten Tag, Frau Wenzel." Felix reichte ihr die Hand „Wie geht es denn?"

„Ich danke schön, ganz gut. Aber ... wollen der Herr Baron nicht Platz nehmen?"

„Danke, danke, ich hab' nicht viel Zeit. Wollte mal hören, wie es Ihrer Kleinen geht. Sie hat sich nun wieder ganz erholt, nicht wahr?"

„Ach ja, danke. Nun geht's ja wieder ganz gut."

„Und mit dem Doktor Müller waren Sie zufrieden?"

„Ach ja; ein guter Arzt ist er. Ein bißchen freundlicher könnt' er ja vielleicht sein ... er spricht so'n bißchen rauh mit Kindern ... aber ... nun ... es hat eben jeder wohl seine Art."

„Ja natürlich. Die Hauptsache ist und bleibt es doch, daß er Ihnen das Kind gerettet hat."

„Ja freilich."

Es entstand eine kleine Pause. Frau Wenzel rückte immer noch an dem Sessel herum, auf dem Felix Platz nehmen sollte; Felix klopfte nachdenklich mit der Reitgerte an seinen Stiefelschaft und blickte zu Boden.

Dann erhob er den Kopf und fragte so plötzlich, daß die Frau beinahe zusammenschrak:

„Besucht Pfarrer Bruddowo Sie häufig?"

„Pfarrer Bruddowo? häufig?"

„Ja."

„Nein ... häufig garnicht. Er ist überhaupt heute ..." sie blickte lauernd auf zu Felix ... „der Herr Baron haben ihn wohl fortgehen sehen?"

„Jawohl."

„Na ja ... er war heute hier ... von wegen ... unser Ältester, der Gustav, der hat sich doch drüben in Friedrichs-Aue verlobt."

„So?"

„Ja. Vor acht Tagen. Mit der Ältesten von den Brommes, na und da ... wußten der Herr Baron das nicht?"

„Nein. Wie sollt' ich es wissen?"

„Er hat es Ihnen auch schon sagen wollen, Herr Baron. Selbst hat er hingehen wollen zu Ihnen und es melden. Zu Weihnachten, da wollen sie ja gern schon heiraten, die jungen Leute."

„So? Zu Weihnachten? Nun ja, Frau Wenzel, das ist ja alles sehr schön und gut, und für Sie gewiß auch sehr erfreulich ... aber was hat Pfarrer Bruddowo damit zu thun?"

„Nun, die Brommes, die sind doch katholisch."

Die Frau befand sich in Verlegenheit, er sah es wohl. Aber das war egal, mit der Sprache herausrücken mußte sie darum doch.

„Was thut das? Ihr Sohn ist evangelisch. Aber Mischehen gehören doch heutzutage nicht mehr zu den Seltenheiten in Deutschland. War Pfarrer Bruddowo deshalb bei Ihnen?"

„Deshalb ... ja ... er wird sie doch trauen ... und ..."

„Warum denn? Sie werden doch natürlich hier in unserer Buchenwaldener Kirche getraut werden. Bis zu Weihnachten ist die fertig und unser Prediger Lesser hier."

Der Ton des jungen Mannes klang ziemlich bestimmt, als er das sagte. Und hierdurch geriet Frau Wenzel noch mehr in Verlegenheit.

„Ich weiß nicht. Sie haben doch davon gesprochen ... daß sie ... und dann auch ... er wollt' wissen, wie das wird im Fall, daß Kinderchen kommen ..."

„Die werden doch selbstverständlich evangelisch ..." unterbrach Felix sie kurz.

„Ja, das meint' ich auch. Aber der Herr Pfarrer, der meint, die Kinder, die müßten dieselbe Religion haben wie die Mutter, und die Brommes, die meinten das auch ..."

„— und da kommt der Herr Pfarrer wohl oft zu Ihnen herüber, um diese Dinge zu besprechen?"

„So zum zweiten oder dritten Mal war er heute hier."

„Und was haben Sie ihm geantwortet auf seinen Vorschlag?"

„Nun so ... was man so eben sagt ... daß man das doch nicht gleich so sagen könnt' ... und daß das die Sache von den Kindern sei ... und daß ..."

„Wie? Sie haben ihm nicht erwidert, daß Sie evangelische Christen seien, und Ihre Kinder auch, und daß Ihre Enkel das gleiche sein werden, und Ihre Urenkel und so fort? Haben Sie denn ganz vergessen, daß Sie hier auf einer evangelischen Ansiedlung sitzen, daß Ihre evangelische Konfession mit eine der Bedingungen war, unter denen Sie den Boden hier erhielten? Ich begreife Sie gar nicht, Frau Wenzel; an alles das mußten Sie doch schon denken, als der Pfarrer über solche Dinge mit Ihnen sprach. Sie mußten sich überhaupt sagen, daß der katholische Pfarrer bei Ihnen nichts zu suchen hat, und ihm dies freundlich, aber durchaus deutlich zu verstehen geben. Ich muß Ihnen offen sagen, daß die Besuche des katholischen Pfarrers in einer evangelischen Ansiedlung durchaus nicht am Platze sind, und auch nicht gern gesehen werden."

„Das konnten wir doch aber nicht wissen, Herr Baron," antwortete ihm die Frau in fast weinerlichem Tone, „wo der Herr Pfarrer doch auch fortwährend im Schlosse ist und so ... daß er da nicht auch zu uns kommen dürfte, wenn es was zu besprechen giebt ..."

Felix biß sich auf die Zähne, und ein leichtes Rot flog ihm über Wangen und Stirne. Er griff nach seiner Mütze, die er vorher aus der Hand gelegt hatte.

„Ich möchte mal Ihren Sohn in dieser Angelegenheit sprechen," sagte er, „ich werde morgen wieder vorbei kommen ... oder, noch besser, er kommt vielleicht morgen zu mir aufs Büreau. Ihr Mann ist wohl jetzt fortgegangen?"

Er wandte sich suchend um.

„Ja ... der wird wohl weg sein."

„Hm. Na gut ... schicken Sie mir Ihren Sohn ... ich muß mit ihm über die Geschichte reden. Der Gustav ist ein guter Junge, und ein kluger dazu ... mit dem werd' ich mich schon verständigen."

Er war an der Thür angelangt.

„Adieu, Frau Wenzel."

Die Frau knixte.

„Seien Sie nicht zu streng mit dem Gustav, Herr Baron," sagte sie. „Er ist ja doch ganz verschossen in die Agnes Bromme ... und 's Geld für die jungen Leute liegt auch schon da ... sechstausend Mark ... Parzelle fünfe sollen sie kriegen, nicht wahr?"

„Parzelle fünf ist von Anfang an für Ihren Gustav bestimmt gewesen, jawohl. Und mir ist's auch recht, wenn Sie gleich jetzt mit dem Aufbau des Hauses anfangen. Ich wußte nur nicht, daß er so bald schon ans Heiraten denkt ... er ist doch erst zwanzig, nicht wahr?"

„Ja, zwanzig und ein halb ist er. Aber jung gefreit hat noch niemand gereut, sagt doch's Sprichwort, und die Agnes, die hat auch so ihre anderthalb tausend Thaler ... die Brommes, die sind nicht arm, nein, garnicht, und 'n schönes Paar sind sie auch, die Kinder; gnädige Frau Baronin sagten's auch erst neulich noch ..."

„Meine Mutter weiß von der Sache?"

Felix fragte es rasch, fast heftig.

„O ja. — Ich hab' es damals schon Frau Baronin erzählt, bevor die Sache noch fest war. Ich wußte doch auch nicht, ob das so wohl gehen möcht' — katholisch und protestantisch ... aber Frau Baronin war so ... so gütig ...

und meinte ... ih ja, heutzutage ... warum sollt' denn das nicht gehen? Wir dachten doch auch gar nicht dadran, daß der Herr Baron so sehr dagegen sein könnt' ... und daß ..."

Sie schloß mit einem Knix. Der Redeschwall schien ihr plötzlich zu versagen.

Felix hatte sich auf die Lippen gebissen, während die Frau von seiner Mutter sprach.

Überall trat sie ihm heute entgegen; jeder, der zu ihm sprach, redete von ihr, und immer so, als träte sie beinahe auf als seine Widersacherin. Seltsam!

Er zog nachdenklich die Handschuhe wieder auf und bestieg sein Pferd. Noch einmal nickte er der Frau zu, dann ritt er davon.

Am Schlosse angekommen, ließ er sich garnicht erst die Zeit, auf sein Zimmer zu gehen, wie er sonst that, um sich vom Staub zu befreien, sondern begab sich, wie er eben war, in den rechten Flügel des Hauses, wo die Zimmer seiner Mutter lagen.

Es war kurz vor der üblichen Abendbrotstunde, sieben Uhr vorbei, als er an dem Wohnzimmer seiner Mutter klopfte und auf ihren Hereinruf das Zimmer betrat.

Die Baronin saß an einem kleinen Tisch, der ihr als Schreibtisch diente, doch jetzt hatte sie Papier und Schreibzeug zurückgestoßen, vor ihr lag eine aufgeschlagene Bibel, und zwei junge Mädchen knieten neben ihr auf der Diele und hielten die Hände gefaltet wie zum Gebet.

In schlechter Laune war Felix schon nach Hause gekommen, der Anblick der knieenden Mädchen und der geöffneten Bibel diente vollends dazu, ihn zu verstimmen. Einen Moment blieb er in dem Thürrahmen stehen und betrachtete das Bild, dann ging er mit schweren, sporenklirrenden Schritten quer durch das große Zimmer auf seine Mutter zu. Die knieenden Mädchen streifte er mit keinem Blick.

Die Baronin erhob sich, als sich der Sohn ihr näherte, und trat ihm einen Schritt entgegen, dann reichte sie ihm die lange, schmale Hand, die er in vollkommen ehrerbietiger Haltung an seine Lippen zog.

Dann erst wandte er sich um und schien auch erst jetzt die knieenden Mädchen zu bemerken.

„Was thun die Mädchen?" fragte er kurz.

„Sie beten, mein Sohn."

„Beten?" Er lachte kurz auf. „Laß sie gehen; sie sollen lieber arbeiten."

„Alles zu seiner Zeit, mein Sohn. Wir beteten soeben zusammen für dein Wohlergehen."

Er knirschte zornig, doch unhörbar mit den Zähnen.

„Laß die Leute alle arbeiten, Mutter, und es ist besser für mein Wohlergehen gesorgt," stieß er hervor.

„Das glaubst du nur, mein Kind. Du hältst leider nicht viel vom Gebet ... ich hingegen ..."

Ein ungeduldiges Wort drängte sich ihm auf die Lippen. Doch noch gelang es ihm, zu unterdrücken.

„Schick' die Mädchen fort," sagte er auf französisch zu seiner Mutter. „Ich habe mit dir zu reden ..... allein."

„Schön!"

Sie nickte ernsthaft mit dem würdevollen, grauen Kopfe.

„Geht!" sagte sie zu den Mädchen.

Die schienen das Wort gern zu hören. Rasch wie der Blitz hatten sie sich von den Knien erhoben, murmelten „danke", knixten und huschten zur Thür hinaus.

Felix ging mit langen Schritten in dem Raume hin und her.

Es war ein großer Raum, dieses Wohnzimmer der Baronin, langgestreckt, — mit im Dunkel liegenden Ecken, in denen die ersten dämmernden Schatten des Abends umherzuspringen begannen. Das Mobiliar war nur spärlich und wenig elegant; hier und da nur zeugte eine kleine Bronze, ein Nippes, ein seidengepolsterter Sessel, ein pompöser Marmorkamin von entschwundener Pracht. Die fünf Meter hohen Fenster des langen Saales waren zum Teil von dichten, schweren Weinreben verdunkelt, und direkt gegenüber der Eingangsthür, am entgegengesetzten Ende des Saales, stand ein geschnitztes Betpult, zu dessen Häupten ein kleines, mit Edelsteinen besetztes Heiligenbild hing.

Felix sprach nicht sogleich, als er sich mit seiner Mutter allein befand. Die Hände auf dem Rücken ging er immer noch mit langen

Schritten hin und her und schien nach Worten zu suchen.

Seine Mutter verfolgte gleichfalls schweigend mit den Blicken die hohe, schlanke Gestalt des Sohnes und wartete.

Sie war sehr stolz auf ihn, der als Letzter, Einziger von allen ihr geblieben, sehr stolz, und liebte ihn auch sehr, auf ihre Art.

„Du wolltest mit mir sprechen, mein Sohn," begann sie endlich, da die Pause und das Schweigen beinahe drückend zu werden begannen.

„Ja."

Er stand eben am anderen Ende des Saales im dunkeln Schatten, und aus diesem Halbdunkel heraus tönte seine Stimme ihr seltsam schwer- und metallisch entgegen.

„Ja, Mutter, ich muß mit dir reden ... ernst, sehr ernst. Ich bitte dich dringend, mich geduldig und verständnisvoll anzuhören ... verständnisvoll vor allen Dingen."

„Sollte es mir je an Verständnis für dich gefehlt haben?"

„Ich weiß nicht; aber ... wir werden das ja sehen ... jetzt ... gleich ..."

Er brach ab und zögerte einen Augenblick. Es war ihm niemals leicht gewesen, zu diesen großen, kalten Augen zu reden, wie es ihm ums Herz war ... darum vermied er es auch jetzt, ihr ins Gesicht zu sehen, während er rasch und erregt zu sprechen begann.

„Weißt du noch, Mutter, warum ich mich damals vor $2^1/_2$ Jahren als Verwalter für Buchenwalde meldete?"

„Warum sollt' ich es vergessen haben?"

„Ich that's für dich. Das weißt du noch, nicht wahr? Für dich allein. Weil es dir so unmöglich erschien, dich von dieser Besitzung zu trennen, auf der du dreißig Jahre gelebt hattest."

„Fünfunddreißig Jahre, mein Sohn."

„Fünfunddreißig Jahre ... richtig. Als das Unglück so schmachvoll, so schrecklich über uns hereinbrach, als die Ansiedlungs-Kommission Buchenwalde ankaufte, und wir mit der halben Million meines Vaters und meines Bruders Gläubiger befriedigten, wessen innigster, wessen heißester, sehnlichster Wunsch war es da, nicht von Buchenwalde vertrieben zu werden?"

„Meiner ... gewiß. War's nicht deiner auch?"

„Meiner? Wieviel von meinem Leben hatte ich denn in Buchenwalde verbracht? Die Ferien in jedem Jahr. Das war so ziemlich alles. Und von den letzten Jahren, seit ich Offizier geworden, kaum vier Wochen in jedem Jahr."

„Willst du damit sagen, daß du Buchenwalde nicht liebtest?"

„Lieben? Gewiß liebte ich es. Ich war hier geboren. Ich hatte meine ersten Knabenjahre, meine Kinderzeit hier verlebt, und ich wußte, daß es einst mir gehören würde ... als mein väterliches Erbe."

„Ja, mein armer Junge, das war eine bittere Enttäuschung für dich."

„Bitter? Oh ja. Aber als ich sie erst einmal verwunden hatte, da, das muß ich dir offen sagen, Mutter, ich glaube wohl, daß ich es dir auch damals sagte, da war es mir ziemlich gleichgiltig, was nun eigentlich aus Buchenwalde wurde."

„Mir nicht."

„Das weiß ich. Das wußt' ich auch damals, und das allein war der Grund, der mich bestimmen konnte, hier Verwalter, oberster Beamter zu werden — Diener da zu sein, wo ich hätte Herr sein müssen."

„Du bist Herr. Ein Graach kann niemals Diener sein, mein Sohn."

„Außer wenn die Not ihn dazu zwingt."

Felix lachte bitter auf.

„Nicht wahr? Dann kann er es? Was sag' ich 'kann'? Dann muß er es."

„Du bist heute in bitterer Stimmung."

„Bitter? Jawohl. Wer hat sie mir bereitet, diese bittere Stimmung? Du!"

„Ich? Ich? Du weißt nicht, was du redest, mein Sohn. Ich, die ich täglich, stündlich für dich bete, das Beste vom Himmel herab erflehe ... die ich ..."

Er stampfte zornig mit dem Fuß auf den Boden.

„Beten! Beten! Beten! Weißt du denn nicht, daß mir das schrecklich ist, dieses ewige Psalmensingen und Beten! Bete nicht für mich ... es wird mir egal sein ... handle aber

auch nicht gegen mich ... tritt nicht auf gegen mich als mein böser Geist, als meine ärgste Widersacherin."

„Felix!!"

Ein wirklicher Schmerzenslaut war's, der sich den kalten, stolzen Lippen entrang.

„Ich? Ich? Gegen dich? Oh wie kannst du so etwas nur denken? Wie kannst du es aussprechen?"

„Ist's denn nicht so, Mutter?"

Er kam jetzt näher heran zu ihr und blieb neben ihr, an den schönen Marmorkamin gelehnt, stehen.

„Höre, Mutter. Du weißt noch, daß es deine Bitte allein bei mir bewirkte, mich um die Administrator-Stelle auf Buchenwalde zu bemühen?"

„Ich weiß. Ebenso wie es allein meinen Bemühungen, meinem Einfluß, meinen bis in die allerhöchsten Kreise hinauf reichenden Verbindungen gelang, sie dir zu verschaffen."

„Und trotz deines Einflusses, trotz deiner Verbindungen ... weißt du auch noch, wie schwer es dir wurde?"

„Oh ja. Aber schließlich gelang es doch ... und wir wurden nicht vertrieben von Buchenwalde."

„Und warum wurde es dir so schwer?"

„Welche Frage, mein Sohn? Hatte man nicht die abschreckenden Bilder deines Vaters und deines Bruders vor Augen, die alles in Grund und Boden hinein verwirtschaftet hatten?"

„Richtig. Und doch war dies nicht der einzige Grund. Der zweite ... der beinahe wichtigere war der, daß du Katholikin bist."

„Du bist dafür Protestant ... leider."

Sie sagte es mit einem tiefen Seufzer.

„Leider?? Auch mein Vater war Protestant ... mein Vater, den du doch einst geliebt, den du geheiratet hast."

„Liebe ich nicht auch dich? Eben weil ich dich liebe, bedaure, beklage, bejammere ich es täglich, stündlich, daß du nicht zu meiner Kirche gehörst, daß du nicht zu der Gemeinde der Rechtgläubigen zählst, daß du ..."

„Höre auf, Mutter, ich glaube gar, du wünschtest, daß ich übertreten möchte zu deinem Glauben."

„Ob ich das wünschte!"

Heiß und leidenschaftlich quollen ihr die Worte von den Lippen. „Ob ich das wünschte! Es war das der erste Anfang des Zerwürfnisses zwischen mir und deinem Vater, als er nicht gestatten wollte, daß meine Kinder, dein Bruder und du, nach katholischem Ritus getauft würden. Ich hab' ihn dafür verabscheut ... gehaßt ... glühend gehaßt. Weißt du das auch?"

Sie war aufgesprungen in ihrer Erregung und dicht vor den Sohn hingetreten. Ihr Atem floß ihm heiß ins Antlitz.

Fast eben so groß wie er stand sie da neben ihm, groß und stattlich und stolz: und ihre Augen, diese sonst so strengen, kalten, blauen Augen sprühten förmlich Funken in ihrer leidenschaftlichen Erregtheit, die sie veranlaßte, beide Hände auf seine Schultern zu legen, um ihn noch näher an sich heranzuziehen.

Er aber machte sich ruhig frei von ihr. Er entzog sich ihren Händen, ihren Augen.

„Laß doch einmal, ein einziges Mal, jetzt den Fanatismus deines Glaubens beiseite," sagte er ruhig. „Ich sagte dir doch, daß ich ernst mit dir zu sprechen wünschte. Du möchtest mich gern als Katholiken sehen, du wolltest aber auch nicht Buchenwalde verlassen. Danke doch also Gott, daß dein Sohn evangelischen Glaubens ist, denn nur einem solchen konnte die Ansiedlungs-Kommission eine evangelische Ansiedlung anvertrauen."

Sie war wieder zurückgesunken in ihren Stuhl, mit zusammengepreßten Lippen blickte sie empor zu ihm.

„Sprich nur weiter; ich bin beinah schon neugierig auf das, was du mir sagen wirst."

„Nur dieses. Man hatte zuerst Furcht davor, mir diesen Posten zu übergeben, teils, weil ich noch jung und unerfahren war, teils meines toten Vaters und Bruders wegen ... größtenteils aber, weil meine Mutter eine, wie es wohlbekannt, eifrige Katholikin war. Ich trat damals mit meinem Ehrenwort ... hörst du's, Mutter, meinem Ehrenworte dafür ein, daß dein katholischer Glaube niemals einen schädlichen, überhaupt niemals irgend welchen Einfluß auf mich, meine Stellung oder die Ansiedlungsarbeiten ausüben würde. Hierfür hab' ich damals mein

Ehrenwort in die Wagschale gelegt ... und du ... du wußtest es."

Sie nickte nur.

„Ja, ich wußte es."

„Mir sind heute Vorwürfe überbracht worden, ernstliche Vorwürfe von der Kommission ..."

„Welcher Art?"

„Daß der Katholizismus hier auf Buchenwalde gepflegt und beschützt ... daß er künstlich großgezogen werde. Ich kann diesen Vorwurf nicht auf mir sitzen lassen. Und nicht allein mein Ehrenwort, mein mir heiliges Ehrenwort ist's, das hierbei in Frage kommt, sondern auch mein Pflichtgefühl. Ich bin ein angestellter Beamter ... man darf mir nicht nachsagen, daß ich meine Pflicht versäume."

„Man wußte, daß ich Katholikin bin ... kann man dir daraus einen Vorwurf machen ... so ist dies böser Wille, nicht aber gutes Recht."

„Bist du damit zufrieden, Katholikin zu sein?" Felix sah der Mutter streng ins Gesicht. „Möchtest du nicht auch gern andere Leute dazu machen? Solche, die es noch nicht sind?"

„Wenn ich es thäte? Es wäre das nur meine Pflicht als Katholikin."

„Doch als meine Mutter darfst du es nicht. Sieh ab von solchen Plänen und Ideen, sonst, ich schwör' es dir, ist's auch mit uns, den allerletzten Graachs, sehr bald zu Ende."

„Zu Ende?"

„Jawohl; zu Ende. Ich würde meine Stelle hier verlieren. Was sag' ich: verlieren? Würd' ich denn darauf erst warten, daß man mir den Abschied gäbe? Freiwillig würd' ich mein Amt niederlegen, in dem Moment, wo ich einsähe, daß ich meine Pflichten nicht mehr erfüllen kann."

„Du siehst Phantome. Du übertreibst, mein Sohn. Warum denn solltest du deine Pflicht nicht mehr erfüllen können? Warum dein Ehrenwort nicht halten können? Welche Vorwürfe hat man dir gemacht? Wer hat es gewagt, sie dir zu überbringen?"

„Gewagt? Haha! Wahrhaftig ... ein großes Wagnis das! Beamte bekommen Rüffel, wenn sie nicht alles so thun, wie man's von ihnen erwartet. Aber wenn du es ganz genau wissen willst, der Mann, der als Revisor hierher geschickt worden ist, hat zugleich den Auftrag bekommen, mir diesen Verweis zu erteilen. Man wünscht nicht die häufigen Besuche Brudbowos bei uns. Man wünscht nicht, daß meine Ansiedler allzu intim in Friedrichs-Aue verkehren, man wünscht nicht, daß evangelische Ansiedlungs-Aspiranten mit den Hunden vom Hof gejagt werden, während man polnische Aspiranten mit Gewalt hineinbringen möchte ... man wünscht ... oh, dies alles und noch mehr hab' ich mir sagen lassen müssen. Und ich hab' still gehalten, nicht gezuckt hab' ich ... gestritten hab' ich nur so viel ich konnte gegen die Wahrhaftigkeit dieser Anschuldigungen; und dabei fühlt' ich doch, wußt ich doch in meinem Innern, daß die Menschen Recht haben ... Mutter! Mutter!" Er schrie förmlich auf und streckte ihr flehend seine beiden Hände entgegen — „mach' mich ... mach' uns beide nicht unglücklich ... laß' mich's nicht bereuen, daß ich alles, alles für dich aufgegeben. Carriere, Stolz, Unabhängigkeit, Freiheit, alles ... ich will es nicht, will es nicht bereuen, will nicht mehr daran denken; aber thu' auch du dein Möglichstes dazu, daß ich vergesse, wie bitter, wie hart das Leben mir mitgespielt hat; ... laß mich in Ruh' und Frieden meine Arbeit thun und meine Pflicht erfüllen, für dich, für dich ... ich thu' es gern ... aber du, sei du auch die Letzte, die Allerletzte, die Steine wirft vor meine Füße, auf meinen schon so schweren Weg."

Vergebens hatte die Mutter ihn mehrmals zu unterbrechen versucht, sie hatte zurückweichen müssen vor dem furchtbaren Ernst seiner Miene, seiner Blicke.

„Mein Sohn" — sagte sie jetzt nur, als er geendet hatte — „mein Sohn, was eigentlich willst du mir vorwerfen, wessen mich anklagen? Was soll ich thun? Sag' es, sag' es mir deutlicher, denn ich verstehe dich nicht."

Er antwortete ihr nicht. Er stand da an das eine Fenster gelehnt, die Stirn gegen das Fensterkreuz gepreßt, und starrte hinaus in die Sommerdämmerung.

Als er sich jetzt wieder zurück- und ihr zuwandte, sah sie, daß sein Gesicht totenbleich geworden war.

„Du mußt mich verstehen“ — sagte er — „und du verstehst mich auch.“

Er strich nervös mit der Hand über den kleinen Schnurrbart.

„Wenn man in Posen fortfahren darf zu glauben, daß ich nicht in dem Sinne der Kommission das Gut hier verwalte, so ist es sicher, daß ich die Stelle verliere. Was dann? Was soll ich dann thun? Zu meiner Soldatenlaufbahn kann ich nicht mehr zurück. Was also soll ich dann beginnen? Mir auf irgend 'nem anderen Gute 'ne Stelle suchen als Inspektor ... oder ... soll ich Steine klopfen, oder ...“

„Du redest wie ein ungeduldiges Kind. Du wirst die Stelle nicht verlieren, dafür werde ich sorgen.“

„Du?“

„Ja. Habe ich nicht immer noch meine Konnexionen aus früherer Zeit? Meinst du, der Fürst ...“

„Unsinn!“ unterbrach er sie, „was sollte das wohl nützen? Nicht danach fragt die Ansiedlungs-Kommission; ihr gehört Buchenwalde, sie will's in ihrem Sinne verwaltet sehen. Das zu verlangen ist ihr gutes Recht. Darum will ich dir jetzt sagen, was zu thun sein wird. Erstens darf Pfarrer Bruddowo nicht mehr so oft hier ins Schloß kommen.“

„Pfarrer Bruddowo? Mein Seelsorger? Du scherzest. Er muß kommen. Ohne ihn kann ich nicht sein.“

„Er muß seltener kommen ... viel seltener. Ferner darfst du dich nicht mehr um die Religiosität anderer kümmern,“ sprach Felix unbeirrt weiter. Er war jetzt wieder ganz ruhig geworden, und die Worte und Einwendungen seiner Mutter beirrten ihn nicht im geringsten mehr. „Auch nicht um die Arbeiter und Dienstboten darfst du dich in dieser Hinsicht kümmern.“

„So?“

Er hörte es wohl ihrem Tone an, daß sie jetzt ärgerlich zu werden begann, jedoch er ließ sich nicht mehr einschüchtern.

„Nein. Zum Beispiel darf auch das nicht mehr passieren, daß du dir die Mädchen hereinrufst zu dir und mit ihnen betest für mein Seelenheil ... und für mein Wohlergehen. Vor allen Dingen aber darfst du Bruddowo nicht veranlassen, die Ansiedler zu besuchen. Er hat nichts mit ihnen zu schaffen ... absolut nichts.“

Die Mutter zuckte die Achseln.

„Ist es meine Schuld, wenn er zu ihnen geht? Glaubst du das etwa?“

Er sah sie zögernd, zweifelnd an.

„Ist sie es nicht? Woher weißt du von dieser mich sehr überraschenden Verlobung des Gustav Wenzel mit der Agnes Bromme in Friedrichs-Aue?“

„Bruddowo hat mir davon gesprochen.“

„Nun also, da haben wir es ja. Und da hast du ihn doch natürlich zu Wenzels hingeschickt.“

„Ich? Er ist aus eigner Initiative hingegangen.“

„Auch recht. Jedenfalls hast du darum gewußt und hast die ganze Angelegenheit befürwortet.“

„Und wenn ich's that?“

„So muß ich dich dringend bitten, es niemals mehr zu thun. Meine Mutter darf nicht versuchen, den Katholizismus auf Buchenwalde einzupflanzen. Du hast es ja zu Lebzeiten meines Vaters auch nicht vermocht, denn er hat sich gegen solche Versuche, wie du mir oft gesagt, stets mit Händen und Füßen zur Wehr gesetzt ...“

„Dafür hab' ich ihn dann auch gehaßt!“

Sie zischte die Worte förmlich hervor.

„Dem sei, wie ihm wolle ... jetzt jedenfalls *darfst* du derartige Versuche nicht mehr machen. Thust du es dennoch, so fallen die Konsequenzen auf dein Haupt. Ich selber werde dann mein Amt hier niederlegen, und dann müssen wir Buchenwalde verlassen. Wenn du das willst ...“

Er brach achselzuckend ab.

„Ich finde, mein Sohn, daß du dich heute im Ton vergreifst, den du mir gegenüber anschlägst. Ich bin es in der That nicht gewöhnt, von dir Dinge erlaubt oder verboten zu bekommen.“

Sie warf den Kopf zurück mit ihrer hochmütigsten Miene.

„Du selber bist es, die mich dazu gezwungen. Ich bin königlicher Administrator ... ich bin der Herr hier ... und mein Wille muß Gesetz, mein Wort Befehl sein.“

„Auch für deine Mutter?“

„Auch für meine Mutter.“

„Ich lasse mir von niemandem gebieten.“

„Du wirst es müssen. Ich bin der Herr hier.“

„Und wem anders als mir hast du es zu verdanken, daß du der Herr hier bist?“

„Wollen wir denn noch einmal davon anfangen? Noch einmal die ganze Angelegenheit rekapitulieren?“

„Du hast Recht. Es würde nichts nützen. Denn beide bleiben wir unveränderlich ... unbeugsam.“

„Das würde mir leid thun, Mutter — ich hoffe doch von deiner hohen Intelligenz, daß sie dich einsehen lehren wird, wie man sich vor der eisernen Notwendigkeit beugen muß.“

„Du hoffst vergeblich; das wird nie geschehen.“

Sie sahen einander fest in die großen, stolzen Augen.

„Deinen Stolz ehre ich, Mutter; doch dies, was du mir heute zeigst als einzige Antwort auf meine Bitten und Vorstellungen, ist nicht mehr Stolz ... sondern ...“

„— sondern?“

„Eigensinn!“

„Nenne es, wie du willst. Ich ändere mich nicht. Stets werde ich die Gleiche bleiben.“

Er seufzte und griff nach seiner Mütze.

„Gute Nacht, Mutter.“

„Gute Nacht? Kommst du nicht zum Abendessen?“

„Nein. — — Der Appetit ist mir vergangen.“

Er küßte flüchtig die Hand, die sie ihm reichte, und wandte sich der Thür zu. Hier angelangt kehrte er noch einmal um.

„Wie geht es Ella heute?“

„Wie immer. Nicht besser, nicht schlechter.“

„Sie ist in ihrem Zimmer?“

„Natürlich.“

„Wer ist bei ihr?“

„Marie.“

Er seufzte noch einmal tief auf; schien noch etwas sagen zu wollen, unterdrückte es jedoch.

Die Baronin war ihm bis zur Thür nachgegangen.

„Sei nicht traurig,“ sagte sie, einer plötzlichen weicheren Regung folgend, „es wird schon alles noch gut, noch besser werden.“

„Wodurch?“ fragte er spöttisch.

„Du weißt es. Noch könntest du es verhindern, daß Buchenwalde ganz in Stücke gerissen wird; noch könntest du es zurückerobern; noch könntest du in Wahrheit das hier werden, was du dir jetzt nur zu sein einbildest ... der Herr!“

Er sah sie an.

„Wie das? Ah so ... ja ... ich weiß ... ich soll heiraten ... nach Geld ...“

„Es würde dir nicht schwer fallen. Du weißt, daß die Nichte des Landrats ...“

„Hör' doch auf, Mutter. Ich hätte dich für stolzer gehalten. Ein Graach, der sich verkauft ...“

„Wenn ihm nichts anderes übrig bleibt?! Noch wär' es Zeit. Man wartet in Berlin nur auf deinen Antrag. Gina hat anderthalb Millionen. Ihres Vaters Einfluß zusammen mit dem meinen würde es zweifellos gelingen, Buchenwalde von der Kommission zurückzukaufen ... für dich! Denke ... welch eine andere Existenz dann deine wäre ...“

Sie hatte ihre Hand auf seinen Arm gelegt; ihre durchdringenden Blicke suchten die seinen verlangend, bittend, fast befehlend.

Er machte sich ruhig los von ihr.

„Nein, Mutter, ich kann dir die Freude nicht machen, hier wieder Herrin zu sein. Ich werde überhaupt nicht heiraten ... niemals ... du weißt es.“

„Das ist Wahnsinn.“

„Möglich. Aber ein unabänderlicher.“

„Du wirst noch mit dir reden lassen, mein Sohn.“

Er schüttelte den Kopf.

„Gute Nacht, Mutter.“

„Vorher warfst du mir Eigensinn vor; jetzt geb' ich dir den Vorwurf zurück. Und doch, noch hoffe ich ...“

„Gute Nacht,“ murmelte er noch einmal. Dann ging er hinaus.

Er sah es zum Glück nicht mehr, daß sie das Zeichen des Kreuzes hinter ihm machte.

Er hätte sich sonst geärgert.

„Man muß ihn doch noch 'rumkriegen,“ murmelte die Baronin, als sie sich wieder allein befand, „der Plan ist gut. Warum sollte er nicht gelingen?“

(Fortsetzung folgt.)

# Agnes Vittrup.

## Roman

von

**Erik Skram.**

Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von **Mathilde Mann.**

[5]

Wie gern will ich Römer das Recht einräumen, das ihm zukommt!

Es lag etwas Stolzes, Unnahbares über ihm. Er suchte mich und stieß mich gleichzeitig zurück. Stets war er mir neu durch seine harten Gedanken. Ich verliebte mich in ihn um seiner schönen Männlichkeit willen und fühlte mich unangenehm berührt durch die Prosa, die er mit einer Art verbitterter Wahrheitsliebe stets durchblicken ließ. Er verachtete Frauen und alles Liebesleben. Ich ward zum Anwalt für mein Geschlecht, und ich geriet in eine lange Verteidigung der Liebe. Alle meine schönen Träume von Dir, Hugo, holte ich hervor und machte sie zur Wirklichkeit. Ich stritt für mein Recht zu fühlen, wie ich es that, ich benutzte meine Erfahrung aus der Zeit des Rausches, in der ich das Glück kennen gelernt hatte, und ich fand es gewissermaßen unehrlich und unmännlich von diesem starken und auf seine Wahrheitsliebe pochenden Mann, daß er wenigstens sich selber die Macht nicht einräumen wollte, die ich, das mußte ich merken, auf ihn ausübte. Es war ein langer und verwickelter Kampf. Er begann ganz in der Ferne und drehte sich doch eigentlich nur um uns beide.

Aber in diesem Kampf, Hugo, kehrte ich all' das Leichte und Schlechte aus meinem Herzen aus, das sich darinnen festgesetzt hatte, während der Flirt seinen Gang ging.

Für etwas habe ich Römer allezeit zu danken, — für die Reinheit, die er mit sich führte. Es war nicht ein angelaufener Fleck in seiner Seele. Und wie war ich nicht in der vorhergehenden Zeit gewesen mit all' den mehr oder weniger verderbten Herren Ehestandsfischern, die wohl hauptsächlich nach meiner Mitgift angelten.

Und als sich dann Römer plötzlich in heftiger Verliebtheit mir zuneigte, stand ich da, bereit, ihm eine Liebe zu geben, so stark und so gut, wie sie nur je eine Frau einem Manne gegeben hat.

Aber da versagte er. Und gewissermaßen ward es mir schon bei unserer ersten Liebesbegegnung klar: seine Liebe war kaltes Feuer. Aber ich wollte es nicht merken, — wollte nicht bange werden.

— — Damals, als er seine Verliebtheit nicht länger verbergen konnte, kam das Geständnis in Form eines Klagegesangs über die Abhängigkeit, die er empfand, und im glücklichen Glauben an die Macht der Liebe lachte ich über diese wunderliche Form für eine Liebeserklärung. Aber mein Lachen war verfrüht.

Ich berühre hier, glaube ich, das rechte Wort zu seinem Verständnis.

Er will von niemand und von nichts abhängig sein. Das ist für ihn unbedingt stets vom Übel. Daß in der Liebe ein Zusammenschmelzen von Zweien vor sich geht, daß sich eine unendliche Kameradschaft bildet mit Unterordnung und Pflichten, das weiß er nicht, will er nicht wissen. Die Liebe ist für ihn keine dauernde Zärtlichkeit, sie ist im Gegenteil — wenigstens sieht es so aus — ein hinterlistig aufgedrungener Waffenstillstand dessen, was man wohl den ewigen Kampf des Lebens nennen muß, — ich verstehe es nicht.

Ach, Hugo, das ist der Refrain von allem, was ich von diesem Mann zu erzählen habe. Hin und wieder zuckt es in meinem Gehirn wie ein teilweises Verständnis auf, dann schwindet

wieder alles im Nebel dahin. Und doch ist dieser Mensch, ich kann wohl sagen während dreier Jahre, mein einziger Gedanke gewesen.

Da ist etwas, was ich Römer niemals vergeben habe, und ihm niemals vergeben werde, — daß er aus meiner Vertraulichkeit eine Waffe gegen mich schmiedete. Es ist das ein so schändlicher Verrat, daß die Untreue, deren sich Christian Kaas schuldig machte, im Vergleich damit garnichts ist. — Und doch habe ich Römer nach dem Verrat geliebt, ja mich schließlich sogar daran gewöhnt wie an etwas Unvermeidliches, und Christian Kaas verwarf ich sofort. Erkläre mir das, Hugo!

Meine Vertraulichkeit hielt ich für die kostbarste Gabe: Er sollte das Wachstum meiner Gefühle für ihn kennen lernen.

Das hatte nicht viel zu bedeuten für diesen Mann.

Sein Herz ist so sonderlich unfruchtbar.

Und er wird so klein in seiner Wut, er, der für die großen Dinge veranlagt ist.

Was für ein Zauber ist es, der ihn umspannt?

— — — Ich sitze hier, Hugo und sende Dir meine Liebe. Ich bin müde vom Schreiben. Der Morgen ist angebrochen. Ich habe Dir gesagt, daß ich nicht weinen kann. Das ist nicht wahr, aber es sind viele Jahre her, seit ich geweint habe. Jetzt habe ich es gethan. Ich habe über den Mann geweint, der mein Leben besessen hat und gegen seinen Willen im Begriff war, es in eine Wüstenei zu verwandeln. Wohin er tritt, steigt Zorn auf, — Himmel, Himmel, das ist kein Leben.

So nimm Du mich denn hin.

Fürchte mich nicht, Hugo. Ich komme nicht zu Dir mit einem überspannten Glauben an etwas, das in der Welt nicht existiert. Und fürchte mich nicht aus einem andern Grund — daß ich die Fähigkeit, fröhlich zu sein, eingebüßt haben sollte.

Ich bin in meiner Seele so voller Glück und Wonne.

Es ist, als käme ich heim. Ich habe Dich mein ganzes Leben lang niemals verloren. Deine Worte waren der Leitstern in meinem Verhältnis zu Römer. Und willst Du nun all das Gute, was Du mich gelehrt hast, auf den Satz Deines Vaters, — des grimmen Obersten — zurückführen, so thu das, mein Freund. Ich fürchte mich nicht mehr vor ihm. Wenn es sein Einfluß ist, der Dein Heim gebildet hat, der aus den Worten Deiner Mutter redet, der Deine Gedanken geformt hat, so werde ihm Ehre zu teil!

Das Recht, das Du mir gegeben, nehme ich an:

Ich liebe Dich.

Deine Agnes.

Am nächsten Morgen ging abermals ein Brief von Agnes an Fenger ab:

Bustrup, den 21. August.

Hugo!

Gestern schrieb ich, daß ich durch Deine und Deiner Mutter Hilfe so tief in den Frieden hineingekommen sei, daß ich glaubte, ich könne nie wieder herauskommen. Ich glaubte es auch wirklich. Und gewissermaßen ist es wohl wahr. In demselben Augenblick, wo ich eben Deinen Namen hier aufs Papier schrieb, überkam mich der Friede wieder. Aber er ist lange fern gewesen.

Römer war hier!

Ich hatte den Stallknecht Lars heute morgen mit einem Billet nach Egelykke geschickt. Es stand darin nur: ‘Lieber Römer! Lassen Sie uns nach Verlauf einiger Zeit wieder als gute Freunde, aber als nichts weiter, zusammentreffen. Wir haben beide einen Fehler begangen, indem wir in unserer Freundschaft etwas anderes sahen als Freundschaft. Unser Irrtum hat unglückliche Folgen gehabt. Jetzt ist es unsere Aufgabe, diese Folgen auszulöschen. Ihre Agnes Vittrup.’

Wäre ich nicht so müde gewesen, so hätte ich anders und ausführlicher geschrieben, aber ich hatte ja fast garnicht geschlafen, — ich war zu gewohnter Zeit auf. Und dann gewährte es mir eine Befriedigung, einen von meiner eigenen, umständlichen Art und Weise so abweichenden Stil zu benutzen. Was hätte ich auch wohl weiter sagen können, als was ich schon so unzählige Male gesagt hatte? Aber als ich ihn

mit ‘Sie’ anredete, empfand ich es als Affektation und fand doch, daß es richtig war. Ich habe ihn ja niemals anders als mit Nachnamen genannt — hätte mich nie auf mehr einlassen sollen, als was dazu gehört.

Ich erwartete eine höhnische oder stolze Antwort.

Statt dessen kam er selber.

Was war nur einmal geschehen?

Was in aller Welt sollte der Brief bedeuten, den er bekommen hatte, der ihm rücksichtslos ins Haus gebracht war, gerade als er sich mitten in der Besprechung zu einer wichtigen Aufgabe, einem großen Geschäft befand?

Wollte ich ihm einreden, daß ich so mit ein paar leeren Worten die Liebe abstreifen könne, von der ich selber stets in so hohen Tönen geredet hatte?

War es vielleicht sein Schweigen jetzt, in diesen Tagen, das bestraft werden sollte? Sein Benehmen neulich abends war aus der Welt geschafft, dafür habe er Abbitte gethan. Hatte ich ihn nicht selber unzählige Male belehrt, daß man sich an dergleichen nicht erinnere?

Ich stand da und dachte darüber nach, wie ich doch jetzt mit dem Manne reden sollte, ohne Zorn zu empfinden? Und dann machte ich mir selber Vorwürfe wegen des kurzen Briefes. Der hatte ihn in eine falsche Situation gebracht.

Er beobachtete mich eine Weile, während ich noch immer schwieg.

‘Nun gut,’ sagte er dann so eisig, wie es ihm nur möglich war, ‘soll meine Zurückhaltung in diesen Tagen also in diesem Sinne aufgefaßt werden, dann mußt du in deinem Innern sehr weit gekommen sein, und dann bleibt uns natürlich nichts weiter übrig, als uns zu trennen.’

Ich konnte es ihm ansehen, wie ganz anders er fühlte als er sprach, wie wenig er im Grunde selber an das glaubte, was er sagte, aber noch immer nicht konnte ich die Worte finden, die ich benutzen wollte.

Er zog mein Billet aus der Tasche.

‘Du schreibst, wie ich sehe, ‘Sie’’ — weiter kam er nicht, seine Lippen bebten.

Da war es plötzlich, als ob eine warme Welle über mein Herz spülte. Jetzt konnte ich mit ihm sprechen, wie ich es wollte: innig, menschlich. Aber ich sagte ihm, daß meine Liebe tot sei.

Niemals habe ich eine solche Verwandlung bei einem Menschen gesehen oder sie für möglich gehalten. Es war ein beinahe tötlicher Schreck, dessen Zeuge ich war.

Er *wollte* mich nicht aufgeben, *könne* es nicht!

Er warf sich in seiner Verzweiflung vor mir nieder, ich *müsse* die seine werden!

Und es kamen viele, viele Liebesworte. Es war, als wenn alle die Gedanken, die er seit Jahren zurückgehalten hatte, jetzt einen Damm zerbrachen und über mich hinstürzten. Er klagte sich selber an. Er wisse, wie abscheulich er gewesen sei, wie roh, wie rücksichtslos, aber es *sei* keine Schlechtigkeit! Er habe selber tausendmal mehr darunter gelitten als ich. Es sei ein entsetzliches Schicksal, das auf ihm laste. Er könne sich nicht beherrschen! Plötzlich würde alles schwarz vor seinen Augen, und da sage er Dinge, die er hinterher bitter bereuen müsse. Und dies wirke wieder verderblich auf ihn ein, er könne nicht zu Kreuz kriechen, er wage es nicht, sich in seiner Erbärmlichkeit vor mir zu zeigen. Aber ich dürfe nicht erlahmen.

‘Kannst du es nicht wie etwas auffassen, das von Ewigkeit her unabwendlich gewesen ist, daß du dein Leben an mich vergeuden mußt? Vielleicht siegst du am Ende doch noch!’

Aus seinen Selbstanklagen erhob sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine Hymne mir zu Ehren. Ich wäre die Güte und die Liebe! Einen Menschen wie mich gäbe es nicht weiter auf Erden. Mein Mitleid kenne keine Grenzen. Nach *allen* Richtungen hin sei ich edel.

Und als ich in meiner Betrübnis protestierte, — ach, Hugo, ich muß mitten im Ernst lächeln, — da wurde er zornig, ganz im alten Stil. Das sei der ewige Fluch, der auf unserm Verhältnis laste, dieser Dämpfer, der ihm immer aufgelegt werden müsse! Da stünde ich in meiner Eigenschaft als Polizist und spielte die Gerechte. Wie habe er sich nicht zu Hunderten von Malen

nach einem Wort von mir gesehnt, sei es noch so böse, wenn es nur stark war! Nein, stets dies Laue, Gedämpfte, ganz Bustrup sei ein Stall voll gehemmter Individuen! Und der Betrug, der dahinter liege! Wie war mein Leben nicht gewesen, ehe er in dasselbe eintrat? Was war hier nicht Sitte gewesen? Und nachdem ich in ein Verhältnis zu ihm getreten war? — Einen Monat oder zwei nachher, — hatte ich ihm da nicht jedenfalls untreu sein wollen? Ein Zufall, daß es nicht geschah! (Er spielte hier auf eine dieser ewig wiederkehrenden Verdrehungen an, die übrigens nicht einmal für ihn mehr Wirklichkeit besitzen, es ist etwas Auswendiggelerntes, das er in der Erregung wiederholt.) Daher stamme sein ganzes Elend: Als er gesehen, daß er sich auch auf mich nicht verlassen könne.

Und dann wieder ein Umschlag.

Es sei vorbei, es sei vorbei, er wisse es! Ich sei das schönste Wesen. Es hafte jetzt kein Makel an meinem Leben. Ich dürfe ihn nicht verlassen, er könne nicht ohne mich leben.

Er war von einer Angst beherrscht, von einem zitternden Entsetzen, das mir bis an die Herzenswurzel ging. Er flehte um sein Leben.

Und da, Hugo, empfand ich die wunderliche Leere in allen diesen Worten, die Kälte in dem Feuer, das ihn verzehrte.

Wovor fürchtete er sich? Nicht davor, hilflos mit einer Liebe umherzugehen, der man keinen Ausdruck verleihen kann, nicht vor allen den totgeborenen Liebeswerken und Liebesgedanken, die einen selber fast töten, nicht vor dem Jammer, der sich im Gefolge des Mordes an unserer eigenen Zärtlichkeit befindet (alle meine Leiden, Hugo!) — sondern davor, nicht derjenige zu sein, der Vorteil aus eines andern Liebe zog, das Leben eines andern besaß, — es in Ewigkeit verschlang. Wo waren seine Gedanken über das, was er geben wollte?

— Er nannte mich edel. Nein, das bin ich nicht. Das Leben hat mich gelehrt, zu vergleichen und zu fordern.

Und dann, trotz all seiner gewaltsamen Lobpreisungen, weiß ich, daß ich hundertmal besser bin, als er ahnt. Es hat keine geteilte Vorstellung in meiner Seele Raum gehabt, so lange ich die seine gewesen bin. Die Fähigkeit, die ich besessen habe, mich auf ein Einziges, auf meine Liebe, zu konzentrieren, — oder auf das, was meine Liebe sein sollte.

Denn jetzt glaube ich, daß ich Dich stets geliebt habe. Ich habe Dich geliebt mitten im Glauben an meine Liebe zu Römer. Von Dir stammte mein Bild der Liebe.

*

Siehst Du, Freund, dies habe ich ruhig geschrieben. Ich habe die Angst um mein Leben, die mich erfüllt, unterdrückt.

Ich schied von Römer, ohne mich einen Zoll gebeugt zu haben. Er sah meine tiefe Bewegung, und die konnte er gern sehen. Nichts lag meinen Wünschen ferner, als daß er nicht wissen sollte, daß ich mit ihm fühlte.

Ich hätte ihm ja mein Leben gegeben, wenn mein Schicksal jetzt mir gehört hätte.

Über eins wunderte ich mich beständig bei dem Wiedersehen mit ihm, — daß er bei seinem Spürsinn für alles, was ihn schmerzen kann, nicht sofort entdeckte, daß mein Herz jetzt einem andern gehört. Und ich sagte es nicht. Ich war im Gegenteil froh darüber, daß Dein Name nicht mit in die zermalmende Mühle von Kummer hineingeriet, in der er vor meinen Augen sein Leben zermahlte. Er war auch ohne das jammervoll genug. Dies war mein Lohn dafür, daß ich Dich niemals genannt habe, wenn ich 'meine Jugendliebe zu einem Spielgefährten' erwähnte. Er hat nicht gefragt. Es lag ja auch kein Grund vor, Stoff zur Anklage oder — zur Selbstmarterung, kann man wohl sagen, — zu suchen.

Aber dann, wenige Stunden nachdem er fort war, kam ein reitender Bote aus Egelykke mit folgendem Billet an mich:

'Ich weiß jetzt, daß Du einen andern liebst, — ihn, den Du in diesen Tagen in Kopenhagen besucht hast. Und ich mache Dir den Vorwurf, daß Du es mir nicht gesagt hast.

Ich schreibe dies nicht, um etwas zu erreichen. Ich weiß jetzt, daß ich mein Recht verscherzt habe.

Ich denke an alle Deine Liebe, ich denke daran!

Wenn es infolge eines Naturgesetzes bestimmt wäre, daß ich nach meinem Tode zu einem Granitblock werden sollte, so würde die Erinnerung an Deine Liebe den Granitblock auflösen und ihn zu Erde machen. Geliebte, geliebte Lastträgerin. Treue, müde Lastträgerin!

Daß Du mit Deiner Liebe einen unbrauchbaren Menschen wie mich nicht hast in die Kniee zwingen können!

Ja, Du hast es gethan, — aber nicht genug, nicht genug.

Aber gelitten habe ich. Ach, mein Gott, wie ich gelitten habe!

Sollten nun Deine Hoffnungen zu Schanden werden, — und ich habe ein Gefühl, als wenn das der Fall sein wird, — willst Du dann versuchen, ob aus dem Stein bei Lebzeiten doch Erde geworden ist, die zu gebrauchen ist?

Ach, thu das!

Dein ewig dankbarer H. N.'

*

Hugo. Ich weine jetzt wieder — unaufhörlich.

Ist nicht jetzt gerade das eingetreten, auf das ich alle diese Jahre gewartet habe?

Der Durchbruch!

Kann ich ihn da im Stich lassen?

Ist nicht mein ganzes Leben mit diesem Mann eine Verheißung auf den Augenblick gewesen, der jetzt gekommen ist? Und der so ganz und stark gekommen ist.

Ich lege mein Leben in Deine Hand. Du sollst bestimmen. Du thust kein Unrecht.

Ich liebe Dich jetzt und in Ewigkeit.

Deine Agnes.

* * *

Spät am Abend traf ein Telegramm von Fenger für Agnes ein. Sie las:

Stündest Du allein, müßtest Du die Enttäuschung dies Mal wohl noch versuchen. Du stehst nicht allein, und sollst es nicht.

Der Durchbruch ist eine Stimmung, die verschwinden wird. Auf dies ewige Imstichlassen kann man nicht bauen.

Ist Deine Seele von Zweifeln erfüllt, so rede mit Deinem Vater.

Thue das unter allen Umständen. Brief abgesandt mit allem Ernst und aller Wonne dieser Welt. Hugo.

Am folgenden Morgen war es die Tochter des Hauses selber, die zum Besuch bei dem Gutsherrn beschieden war. Die Unterredung währte fast bis zur Ankunft der Post.

Als Agnes mit Fengers dickem Brief in der Hand da stand, klangen ihr noch die letzten Worte ihres Vaters in den Ohren:

„Wir kämpfen ja ums Leben, mein Kind, nicht um das Leben zuzusetzen — —"

Ende.

# Liebes-Rebellen.

Roman

von

**Roy Tellet.**

Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Lise Landau.

[4]

Kurz nach fünf Uhr kam Miß Vipan nachhause, und der Thee wurde, mit Rücksicht auf Carolath, im Frühstückszimmer serviert. Miß Vipan sah rot und erregt aus, offenbar hatte sie eine große, energische Rede in der Anti-Vivisektions-Versammlung gehalten.

Nicht umsonst trug sie kurz geschnittenes Haar.

„Es war eine herrliche Versammlung," begann sie aufgeregt.

Carolath sagte darauf nichts weiter als: „Wirklich?" Er konnte sich absolut nicht vorstellen, was das Wort 'herrlich' in dieser Verbindung bedeuten sollte.

„Wir hatten den Oberrichter erwartet," fuhr sie fort, „er ist ein scharfer Gegner jeder Grausamkeit, in welcher Form und Gestalt sie sich immer äußern mag. Das findet man selten unter den Richtern."

„War es denn eine öffentliche Versammlung?"

„Nicht eigentlich; man mußte eine Karte haben, um eingelassen zu werden."

„Von den Ärzten waren wohl nicht viele zugegen?"

„Nein, das können Sie wohl denken. Davon wollen sie nicht gern hören. Das Sezieren macht sie gefühllos; und die Operationen. Wenn einer das Messer erst in den lebendigen Körper eines Menschen gestochen hat, dann wird es ihm natürlich nicht schwer, es bei einem Hund zu thun. Nur ist das eine recht und das andere nicht. Mir scheint aber, Sie verstehen mich nicht, Mr. Edwardes. Ich meine, bei dem Menschen thut er ein Gutes, bei dem Tier aber nicht. Weshalb? Nun, nun, weil der Mensch reden kann und sagen: Nein, ich will nicht, daß du in mich hineinschneidest, während das Tier still halten muß. Es ist ein Unglück, stumm zu sein. — Nehmen Sie noch eine Tasse Thee, Mr. Edwardes?"

„Mich werden Sie nicht stumm finden, wenn es sich um solche Fragen handelt, Miß Vipan," sagte Carolath lachend, „ich mag Thee sehr gern."

„Er gehört nun einmal zu den Anregungsmitteln in unserer künstlichen Zivilisation," meinte Miß Vipan in ihrer derben Weise. „Wir wissen, daß er uns nicht gesund ist, und doch können wir ihn nicht entbehren. Ich glaube, es giebt Leute, die, statt Blut, Thee in ihren Adern haben."

„Hoffentlich nicht grünen!"

„Schwarzer ist gerade schlimm genug," bemerkte Miß Vipan. „Übrigens, kennen Sie Miß Frances Power Cobbe?"

„Nein, ich habe nicht das Vergnügen," entgegnete Carolath; „in welcher Beziehung steht sie zum Thee?"

„Ach, dummes Zeug, natürlich in gar keiner. Aber sie ist einer der hervorragendsten Menschen unserer Zeit. Ganz kolossal!"

Carolath zerbrach sich den Kopf darüber, wie plötzlich der Name Miß Cobbes in das Gespräch komme; sogleich sollte ihm die Aufklärung werden.

„Sie war in unserer Versammlung nicht anwesend," sagte Miß Vipan, „wenigstens nicht in Person. Aber ihr Geist weilte unter uns; ihr Leben ist dem Schutze unschuldiger Tiere geweiht. Aber auch ohne sie war die Versammlung herrlich."

„Ich hätte wohl Ihre Rede hören mögen, Miß Vipan," sagte Carolath, der gern liebenswürdig sein wollte.

„Ich pflege die Dinge stets beim rechten Namen zu nennen," sagte Miß Vipan stolz, „weshalb auch nicht? Wenn eine Sache niederträchtig ist, so ist's das vernünftigste, sie so zu nennen, und damit basta."

„Jedenfalls erleichtert es das Gefühl," meinte Carolath trocken.

„Ich erkläre ganz offen, ich bin für die Katze," fügte Miß Vipan hinzu.

„Aber Sie haben doch auch ein Wort zu Gunsten der Hunde gesprochen?" fragte der junge Mann.

Miß Vipan starrte ihn halb erstaunt, halb geärgert an.

„Sie scheinen mich offenbar mißzuverstehen, Mr. Edwardes," sagte sie, das Wort 'scheinen' stark betonend. „Ich rede jetzt nicht von dem lieben Haustier, das uns wohl allen so sympathisch ist, sondern von der neunschwänzigen Katze, um das Ding beim rechten Namen zu nennen."

„Oh, verzeihen Sie," sagte Carolath kleinlaut. „Und was soll die?"

„Sie soll all denen auf dem Rücken tanzen, die der kleinsten Grausamkeit gegen hoch genug organisierte, stumme Geschöpfe überführt werden."

„Weshalb machen Sie diese Einschränkung: wenn die Tiere 'hoch genug orgarnisiert' sind?"

„Nun, das soll bedeuten, daß Fliegen und dergleichen Insekten nicht eingeschossen sein sollen; sie sind zu klein."

„De minimis non curat lex," bemerkte Carolath.

„Stimmt, die können auf sich selbst acht haben," entgegnete Miß Vipan, der das Latein ganz geläufig zu sein schien. „Fliegen zum Beispiel sind so zahlreich, daß sie sich außerhalb der Grenze praktischer Gesetzgebung befinden. Da sitzt eben eine im Sahnentopf."

Während sie sprach, tauchte sie einen Theelöffel in die Sahne und befreite die Fliege aus ihrer feuchten Gefangenschaft, doch ehe das Tierchen noch Zeit gewann, sich seiner Rettung zu freuen, ward es von Miß Vipan in den mit heißem Wasser gefüllten Spülnapf geworfen, wo es elendiglich umkam.

„Wo die nur alle herkommen," fragte sie, während sie den Löffel sorgfältig abwusch.

„Das ist fast ein ebenso großes Rätsel, wie der Verbleib all der Stecknadeln," meinte Carolath.

„Die Herkunft der Nadeln kann mit Sicherheit festgestellt werden," meinte Miß Vipan streng, „bei den Fliegen ist das etwas anderes."

„Sie stehen sicher unter dem Schutz Beelzebubs," sagte Carolath. „Beelzebub ist, wie Sie wohl wissen, der Gott der Fliegen."

„So, das wußt' ich nicht," entgegnete Miß Vipan; „ich habe mich stets bemüht, meinen Geist freizuhalten von all dergleichen Fabeln."

Carolath blieb eine Weile still und nachdenklich. Diese Frau interessierte ihn trotz ihrer sechzig Jahre; sie schien ein wunderliches Gemisch von Klugheit und Einfalt. Ihr Gemüt war knöchern und eckig wie ihr Körper. Offenbar ging ihr jeder Sinn für Humor ab, und deshalb klangen ihre Meinungsäußerungen um so entschiedener. Etwas wie eine stille Grausamkeit lag in ihrem Wesen, was wohl auch dem Eindruck der hart blickenden Augen, der scharfgeschnittenen Nase und der dünnen, blutleeren Lippen zuzuschreiben war. So war die Frau beschaffen, unter deren Obhut Errima erzogen worden war. Welch ein Ersatz für eine Muttter! Kein Wunder, daß in dem Mädchen alle natürliche Jugendfrische erstickt schien.

„Mein Vater war Geistlicher," begann Carolath endlich, „ich bin also gewissermaßen mit Fabeln auferzogen worden."

Miß Vipan lächelte nicht, sondern bemerkte nur: „So müssen Sie eben danach trachten, das auszugleichen."

Carolath begriff nicht recht und bat um weitere Erklärung.

„Nun, wir leben," erläuterte Miß Vipan, „in einer Epoche des Überganges. Ganz urplötzlich mit der Vergangenheit zu brechen, ist nicht möglich. Eine allmähliche Auflösung des Bestehenden ist gleichbedeutend mit einem Fortschritt. Ich meinesteils pflege gewöhnlich einmal am Sontag in die Kirche zu gehen."

„So hören Sie sich doch also 'Fabeln' mit an?"

„Was wollen Sie? Man muß sich mit seiner Nachbarschaft, besonders wenn es die Geistlichkeit ist, gut verhalten," entgegnete Miß Vipan, gleichsam sich entschuldigend. „Ich bin nicht verantwortlich für meine Umgebung, aber ich muß mich ihr anpassen."

Carolath schaute zu Errima hinüber. Sie saß am Fenster und sah in den Garten hinab. Offenbar schenkte sie der im Zimmer geführten Unterhaltung gar keine Aufmerksamkeit. Wenn sie jetzt so dumpf und apathisch dreinschaute, konnte Carolath sich kaum noch darüber wundern. Man hatte ihr ein Glaubensbekenntnis bloßer Verneinungen beigebracht und ihr damit alle fröhliche Unbefangenheit geraubt. Miß Vipan leerte ihr Tasse bis auf den letzten Tropfen; sie liebte die Gründlichkeit bei allem, was sie that. Dann erhob sie sich vom Tische und sagte, die Hände ausstreckend:

„Unsere erste Pflicht ist, alle Illusionen von uns zu thun."

Carolath dachte bei sich, daß es einem schwer fallen sollte, in ihrer Gegenwart welche zu behalten, aber er unterdrückte diese nicht sehr höfliche Bemerkung.

„Alle Thatsachen haben," fügte Miß Vipan in ihrer nüchternen Art hinzu, „den gleichen Wert; alle Illusionen sind gleich wertlos. Errima, wovon träumst du schon wieder?"

Das Mädchen zuckte wie erschreckt empor. Dann wurde sie rot und senkte die Augen.

„Ich dachte an den kleinen Hund, den wir hatten, und den du getötet hast.“

„Auf die mildeste Art,“ fügte Miß Vipan hastig hinzu. „Thatsache ist nämlich, Mr. Edwardes, daß man sehr wohl die ganze Art lieben kann, ohne sich etwas aus dem einzelnen Individuum zu machen. Der Hund war in mancher Beziehung eine rechte Last, und so mußte er aus dem Wege.“

„Er hatte mich lieb,“ sagte Errima.

„Sie haben Tiere gern, Miß Ravenshaw?“ fragte Carolath.

„Ja, man kann ihnen trauen,“ entgegnete Errima, ohne aufzublicken.

„Sie sind sehr nett, wenn sie an ihrem Platze sind,“ warf Miß Vipan ein, „und ich opfere einen Teil meines Lebens, um sie gegen Grausamkeit jeder Art zu verteidigen. Aber ich will mich nicht tyrannisieren lassen, sei es auch nur von einem Hunde.“

Sie erhob sich, rückte energisch ihr Kleid zurecht und verließ das Zimmer.

„In wie fern vermochte der Hund Ihre Tante zu tyrannisieren?“ fragte Carolath ein wenig verwundert.

„Er pflegte an ihrer Schlafzimmerthür zu kratzen und weckte sie so, ehe es ihr erwünscht war.“

„Und deshalb wurde er getötet?“

„Ja.“

---

## X.

Erst beim Diner kam Dr. Vipan wieder zum Vorschein. Er hatte eben erst sein Laboratorium verlassen, ohne sich Zeit zum ankleiden zu nehmen. Anfangs schien er geistesabwesend, allmählich aber riß er sich los aus seinen Grübeleien und nahm an der Unterhaltung teil. Er bezeigte seine Genugthuung darüber, daß die Anti=Vivisektions=Versammlung so erfolgreich verlaufen; dann, als er Carolaths fragenden Blick auf sich gerichtet sah, fügte er wie erklärend hinzu:

„Mundus vult decipi, ergo decipiatur. — Wie haben Sie sich übrigens mit meiner lieben Nichte während der Zeit unterhalten?“

„Oh, danke, sehr gut,“ entgegnete Carolath flüchtig.

Errima hatte der Frage gar keine Beachtung geschenkt. Sie schien überhaupt mit ihren Gedanken immer wie in einer anderen Welt zu weilen, und es bedurfte erst einer sehr energischen, dringenden Mahnung, um sie in die Wirklichkeit zurückzurufen.

„Es wäre eigentlich sehr freundlich von Ihnen, wenn Sie Errima Schach lehren wollten,“ sagte Dr. Vipan zu Carolath. „In dieser Beziehung ist ihre Ausbildung ein wenig vernachlässigt.“

Während dieser Rede hatte Errima unachtsam ihr Brot zerkrümelt.

„Laß das doch,“ fuhr Miß Vipan sie streng an, „wie oft soll ich dir noch sagen, daß das unpassend ist? Kannst du deine Finger nicht still halten?“

„Es ist ja nur eine Reflex=Bewegung,“ erklärte Dr. Vipan, „das Mädchen kann nichts dafür. Die Fingerspitzen sind sehr sensitiv; sie fühlen das Brot; diese Empfindung teilt sich dem Gehirn mit, und das wieder giebt den Fingern den Impuls, das Brot zu zerkrümeln. Schließlich sind wir alle ja nichts weiter als Automaten.“

„Aber sogar Automaten können doch ordentlich aufgezogen sein,“ warf Miß Vipan ein.

„Na, diesen Automaten ziehst du ja nun schon Jahre lang auf,“ bemerkte der Doktor trocken, und sich dann an Errima wendend, fuhr er fort: „Du möchtest doch Schach lernen, nicht wahr, Errima?“

Das Mädchen hob nur halb die Augenlider, als sie erwiderte: „Mir liegt nichts daran.“

„Nun natürlich,“ rief Miß Vipan erregt, „als ob sie es je anders machte? Immer hat sie etwas einzuwenden und macht Schwierigkeiten! Wirklich, Stephen, du solltest sie garnicht erst nach ihrer Meinung fragen, man verwöhnt sie nur damit.“

„Schach würde vielleicht für sie ganz gut sein,“ sagte der Doktor. „Sie muß dabei aus sich heraus gehen; in der Aufregung des Spiels

verliert man das Bewußtsein seiner selbst. Finden Sie das nicht auch, Mr. Edwardes?"

Carolath lachte.

„Von diesem Standpunkt aus habe ich das Spiel nie betrachtet," meinte er, „ich habe immer nur gespielt, weil das Spiel an sich mir Vergnügen machte; was dabei aus meinem Selbstbewußtsein wurde, weiß ich wahrhaftig nicht."

„Na, da haben wir's ja," sagte der Doktor, „das heißt doch, Sie haben eben über dem Spiel sich selbst vergessen. Ich hoffe, bei Errima wird's ebenso kommen. Sie werden doch morgen gleich beginnen?"

„Sehr gern," entgegnete Carolath, „das heißt, wenn Miß Ravensham nichts einzuwenden hat."

„Sie kann nichts einzuwenden haben," warf Miß Vipan ein. „Wir haben sie zum Gehorsam in allen Dingen erzogen."

Carolath wartete auf ein Wort von Errima, aber sie blieb still. Offenbar war ihr Wille in Gegenwart ihres Onkels und der Tante völlig machtlos.

„Ein Spiel ist natürlich zwecklos, wenn die Spielenden kein Vergnügen daran finden," sagte Carolath endlich.

„Es wird Errima Vergnügen machen," antwortete Miß Vipan energisch. Errima schwieg immer noch, und der junge Mann entschloß sich, sie direkt anzureden.

„Sie mögen Schach wohl nicht, Miß Ravensham?" fragte er freundlich.

„Ich sehe dabei lieber zu," entgegnete sie verwirrt.

„Das ist eine recht unliebenswürdige Antwort," mischte sich Miß Vipan ins Gespräch — „wirklich ganz besonders unliebenswürdig. Du ziehst es also vor, zuzusehen? Du stellst Betrachtungen an über jedermann, über deinen Onkel, über Mr. Edwardes, über mich, über die ganze Welt — und kommst zu dem Resultat, daß keiner gut genug ist, um mit dir zu spielen! Kann man sich wohl etwas Geschmackloseres denken, als wenn ein Mädchen in deinem Alter die ganze Welt schmäht?"

„Es lag nicht in meiner Absicht, irgend jemand zu schmähen," sagte Errima leise, offenbar beunruhigt durch die Deutung, die ihre harmlos gemeinte Bemerkung erfahren.

„Aber du thatest es," sagte Miß Vipan streng, „bleiben wir bei den Thatsachen. Solche Behauptungen wie die deine können durch spätere Einsicht nicht aus der Welt geschafft werden; sie bleiben bestehen und drücken dem, der sie geäußert, einen Stempel auf."

Während sie das Wort 'Stempel' aussprach, stampfte sie energisch mit dem Fuß auf, daß man das Geräusch unter dem Tisch hervor hörte, und Errima zusammenfuhr. Dann wandte sie sich, Ton und Haltung völlig ändernd, zu Carolath:

„Wird es Ihnen passen, morgen mit dem Schach zu beginnen?" fragte sie.

„Gewiß, wenn es Miß Rasvenham recht ist," entgegnete er.

„Sie brauchen sich darüber keine Sorge zu machen, es wird ihr recht sein," sagte Miß Vipan.

Carolath kochte vor Ärger. Er empfand keine Sympathie für Errima, aber die Art, wie man sie behandelte, als sei sie ein Sklave oder eine Maschine ohne jede Spur von eigenem Willen, erregte seine Empörung. Und daß er sich beteiligen sollte an der Unterjochung dieses Mädchens, drohte ihm alle Selbstachtung zu rauben. Als sein Stolz sich nun wieder so regte, empfand er auch zum erstenmale etwas wie Mitleid für Errima. Aber was konnte er sagen oder thun, um ihr zu helfen? Hatte er sich doch mit sehenden Augen dem Bündnis gegen sie überliefert! Vielleicht konnte er ihr, wenn sie einmal wieder allein waren, etwas sagen, um ihr zu beweisen, daß er nicht einverstanden war mit der despotischen Behandlung, die man ihr angedeihen ließ. Aber in diesem Augenblick vermochte er nichts zu sagen, womit er ihr hätte beistehen können.

Dr. Vipan, der ihn mit prüfenden Blicken beobachtete, hatte offenbar gemerkt, was in Carolaths Gemüt vorging, denn er beeilte sich, ihm zuzuflüstern:

„Wir sehen uns gezwungen, sie so zu behandeln, sonst gehorchte sie überhaupt nicht; sie ist von Natur außerordentlich widerspenstig."

Nach Tische folgte der Doktor den anderen nicht in das Wohnzimmer.

„Er giebt selbst ein glänzendes Beispiel," sagte Miß Vipan zu Carolath. „Bei ihm ist das Leben gleichbedeutend mit Arbeit. Ganz im Gegensatz zu den leichtfertigen Schmetterlingen, die nur so durch das Dasein summen."

Carolath dachte bei sich, daß summende Schmetterlinge eine neue Erscheinung auf dem Gebiete der Naturgeschichte wären, aber Miß Vipan sprach mit so aufrichtiger Begeisterung, daß er nicht einmal lächeln konnte. Offenbar bewunderte sie den Bruder sehr.

„Für gewöhnlich kommt er nicht einmal zum Mittag," fuhr sie fort, „wir stellen ihm sein Abendbrot hin, das er nimmt, wann er Zeit dazu hat, meist sehr spät."

„Arbeitet er immer allein in seinem Laboratorium?" fragte Carolath.

„Meistens wohl, wie ich glaube. Aber ich kümmere mich nicht viel darum. Auf wissenschaftliche Kenntnisse mache ich keinen Anspruch; mein Feld ist die soziale Hebung der menschlichen Gesellschaft."

„Mit Anwendung der neunschwänzigen Katze," meinte Carolath, indem er eine ernste Miene bewahrte.

„Mit Anwendung eines jeden Mittels, das zu dem gewünschten Resultate führen kann," entgegnete Miß Vipan streng. „Unser Streben geht dahin, den Menschen Gutes zu thun, auch gegen ihren Willen. Wenn sie sich eigensinnig weigern, sich bessern zu lassen, müssen sie eben gezwungen werden. — Errima, du kannst uns etwas vorspielen."

Errima erhob sich und ging langsam, und wie es Carolath scheinen wollte, widerwillig, zum Klavier. Er eilte herzu, um ihr den Deckel aufzuheben.

„Was soll ich spielen?" wandte sie sich an Miß Vipan.

„Hast du denn nicht gehört, daß ich 'etwas' gesagt habe? Das heißt irgend was, mit anderen Worten, du kannst selbst wählen. Mir bleibt es gleich. Sie brauchen nicht dort stehen zu bleiben, um etwa die Notenblätter umzuwenden, Mr. Edwardes; Errima spielt alles auswendig."

Carolath nahm das als einen Wink, daß er sich wieder zu Miß Vipan setzen sollte. Sie hatte inzwischen ein Buch zur Hand genommen.

„Kennen Sie dieses Werk, Mr. Edwardes?"

Carolath warf einen Blick auf den Titel: 'Soziale Probleme und ihre naheliegende Lösung', von Maria Manley, Verfasserin von 'das Unterrock-Sklaventum; ein Vorschlag für rationelle Kleidung.'

„Nein, es ist mir bis jetzt ganz unbekannt," meinte Carolath.

„Es ist ein Meisterwerk," entgegnete Miß Vipan, „klar, eingehend, überzeugend. Die künftige Regierung wird damit zu rechnen haben."

„Wer ist dieses Fräulein Manley?" fragte Carolath.

„Sie ist kein Fräulein, sie ist eine Frau. Von ihrem Gatten lebt sie getrennt. Sie paßten nicht zu einander; ihr fehlte jede Eignung für die bloße sorgende Hausmutter. Mr. Manley ist ein ganz beschränkter Mensch; wie ich glaube, in der Stempel- und Steuerabteilung angestellt. Obgleich er selbst den ganzen Tag außer dem Hause verbrachte, mißgönnte er seiner Frau die wenigen Stunden, die sie den Abendversammlungen widmen mußte. Natürlich blieb ihr nichts übrig, als den Stier bei den Hörnern zu fassen."

„Mit dem Stier meinen Sie Mr. Manley?"

„Nicht eigentlich. Er hat herzlich wenig von einem Stier an sich, und sicherlich kann ihm niemand Hörner nachsagen. Er ist ein armes, niedergedrücktes Wesen. Nein, ich wollte sagen, daß Maria jetzt vor der Lösung einer großen Aufgabe stand."

„Sie meinen, wie sie sich von ihm befreien sollte?"

„Ganz recht. Es war ihr erstes soziales Problem. Seither hat sie viele gelöst. Nun, dieses löste sie, indem sie ihre Siebensachen packte und ihn verließ."

„Und was wurde aus den Kindern?"

„Kindern? Als ob eine Frau wie Maria Manley Kinder hätte!"

„Oh!" sagte Carolath nur, dem ein bißchen unbehaglich zu Mute wurde.

„Kinder sind solch eine Plage!" fuhr Miß Vipan fort; „ich spreche aus Erfahrung, denn ich hatte eines."

Carolath wußte nicht mehr, wo er hinschauen sollte. Er wurde sogar ein wenig rot. Miß Vipan, der dieses Erröten nicht entgangen war, ließ sich zu einer näheren Aufklärung herbei.

„Ich meine natürlich das Kind da, dem ich eine Mutter sein mußte. Seine eigene Mutter starb, als sie ihm das Leben gab. Sie bezeigte damit einen gewissen Mangel an Überlegung, wenn Sie die Sache recht betrachten. Welches Recht hatte sie, mir eine solche Last aufzubürden?"

„Ich verstehe nicht recht, wieso es ihre Schuld war?" fragte Carolath ein wenig nervös. Offenbar schreckte Miß Vipan vor der Erörterung keines Gegenstandes zurück.

„Sie müssen nur etwas weiter zurückgehen," entgegnete sie. „Sie hätte wissen sollen, daß sie den Anforderungen der Mutterschaft nicht gewachsen war, und hätte es vermeiden müssen, erst in eine falsche Position zu geraten. So wurde sie verantwortlich für ihren eigenen Tod sowohl als auch für die Bürde, die sie mir hinterlassen."

„Was wurde denn aus dem Vater?" fragte Carolath.

„Ich will nicht sagen, daß auch er zu tadeln war," entgegnete Miß Vipan mit der Miene eines Richters, „obgleich es ein harter Schlag für mich war, als er ein Jahr nach dem Tode seiner Frau starb."

„Und dann haben Sie, aus purer Nächstenliebe, das Kind adoptiert?" fragte Carolath mit flüsternder Stimme.

Zum erstenmal schien Miß Vipan aus der Fassung gebracht.

„Wir nahmen die Last auf uns," entgegnete sie ausweichend, „und ich habe mich bemüht, an dem Mädchen meine Pflicht zu thun. Ich bin meiner Aufgabe stets treu geblieben, was es mich auch gekostet haben mag."

Carolath fragte sich im stillen, ob zu Errimas Erziehung auch eine häusliche Abart der neunschwänzigen Katze gehört haben mochte; jedenfalls schien das Mädchen ihr Leben gründlich satt zu haben.

„Mein Bruder und ich," fuhr Miß Vipan fort, „haben sie im Einklang mit den Prinzipien der modernen Philosophie erzogen. Von frühester Kindheit an hat sie gelernt, daß Gott ein bloßer Begriff ist, eine bequeme Redefloskel — daß recht und unrecht nichts weiter sind als Licht und Schatten, eines die Ergänzung des anderen, daß das Leben alles bedeutet, und die sogenannte Unsterblichkeit der Seele eine kindische Täuschung ist, die nur in unseren Träumen existiert. Und was haben wir mit all dem erreicht? Werden Sie es glauben, Mr. Edwardes, wenn ich Ihnen sage, daß sie von Tag zu Tag einfach beschränkter geworden ist? Ich gestehe, daß ich manchmal die Geduld mit ihr verliere. Gerade solche Mädchen bestärken die Männer in ihrer niedrigen Meinung über die Frauen. Ich hatte mir das große Ziel gesteckt, ihr große, freie Anschauungen beizubringen, aber ebenso gut kann ich von einem gewöhnlichen Huhn verlangen, daß es der Sonne entgegenfliegt."

Während dieser ganzen Zeit hatte Errima still und bewegungslos vor dem Klavier gesessen. Carolath hatte, ihre Gefühle achtend, mit unterdrückter Stimme gesprochen, während Miß Vipan diese Rücksicht durchaus nicht für nötig hielt. Errima mußte also den größeren Teil des Gespräches gehört haben, aber sie ließ weder ein Zeichen von Kränkung noch von Teilnahme irgend welcher Art merken. Geduldig und still saß sie da, offenbar auf eine Weisung ihrer Tante wartend.

Inzwischen hatte sich Miß Vipans Beredsamkeit erschöpft, und jetzt rief sie Errima ziemlich unfreundlich zu:

„Nun, wann wirst du denn endlich anfangen?"

„Ich wollte dein Gespräch nicht stören," entgegnete das Mädchen leise.

„Dummes Zeug, das ist nur eine Ausrede."

Nun begann Errima ihren Vortrag. Sie spielte sehr korrekt, mit augenscheinlicher Fertigkeit. Aber man merkte dem Spiel das Mechanische an, einen uninteressanteren Vortrag konnte man sich kaum denken.

„Man sagt mir immer, daß sie gut spielt," begann Miß Vipan wieder mit einer Miene

hochmütiger Überlegenheit. „Ich selbst habe kein Urteil darüber. Die Musik ist ja nur ein Appell an die Sinne; es liegt nichts Geistiges darin. Für mich ist sie einfach eine besondere Art von Geräusch, und ein sehr kostspieliges Geräusch sogar.“

Sie schien im Geiste eine schnelle Berechnung zu machen und fügte dann laut hinzu: „Wenn ich in Zahlen sprechen soll, so kostet der Lärm, den das Mädchen da verursacht, schon wenigstens hundert Pfd. an Unterrichtsgeld. Nicht etwa, daß mein Bruder sich darüber beklagt; wenn sie in seiner Anwesenheit auch nie spielen darf, so freut es ihn doch, daß sie für eine gute Pianistin gilt. Aber Sie mögen die Musik vielleicht gern, Mr. Edwardes?“

„Ja, ganz besonders gern,“ entgegnete Carolath.

„O,“ meinte Miß Vipan sehr kühl, „das ist freilich etwas anderes. Und wie finden Sie Errimas Spiel?“

„Sie spielt auffallend korrekt.“

„Das ist doch selbstverständlich. Aber jetzt wollen wir sie aufhören lassen, wenn es Ihnen recht ist. — Genug, Errima!“

„Vielen Dank!“ wandte Carolath sich an Errima.

Diese erhob sich ebenso mechanisch, wie sie sich hingesetzt hatte, und kehrte zu ihrem Platz zurück, den sie vor dem Spiel innegehabt hatte.

Zum allgemeinen Erstaunen kam der Doktor jetzt wieder herein und ließ sich eine Tasse Thee geben.

„Es ist doch ein merkwürdig Ding,“ begann er zu Carolath, gleichsam sein Wiedererscheinen begründend, „daß, wie man es auch immer anfangen mag, die Natur sich nicht zur Eile zwingen läßt. Sie will für alles ihre Zeit haben. Und ich lasse ihr jetzt ihren Willen. Ah, hier ist inzwischen musiziert worden,“ fügte er hinzu, das offene Klavier gewahrend. „Das ist recht. Die Musik bietet viel des Interessanten — als Wissenschaft. Es besteht eine wundersame Ähnlichkeit zwischen Licht und Ton, durch die sich die gleiche Wirkung aller Empfindungen beweisen läßt. Alle unsere Sinne sind wahrscheinlich nur Differenzierungen des Gefühlssinnes, und wir haben keinen Grund, anzunehmen, daß wir schon ans Ende dieser Differenzierungen gelangt sein sollen. Unsere Sinne sind noch zu keinem Abschluß gekommen. Wenn der Mensch der Gegenwart nur fünf Sinne hat, so ist's doch möglich, daß der Mensch der Zukunft vielleicht fünfzig besitzen wird.“

„Was in aller Welt soll er denn mit ihnen anfangen?“ fragte Miß Vipan, wie erschreckt über das Zukunftsbild.

„Er soll sich ihrer als Mittel bedienen, um durch sie nähere Fühlung zu gewinnen mit dem, was ihn umgiebt. Jetzt ist der Mensch gewissermaßen eine Insel, die nur durch fünf Brücken mit dem Festland verbunden ist.“

„Was ist denn das Festland?“ fragte Carolath.

„Das ist's ja gerad', was wir noch zu erforschen haben,“ entgegnete Dr. Vipan, während er langsam seine Tasse leerte.

---

## XI.

Miß Vipan ging um elf Uhr zu Bett, und auch Errima zog sich um diese Zeit zurück. Das Hausthor wurde geschlossen, und man löschte die Lichter in den unteren Räumen. Wenn Carolath noch länger aufbleiben wollte, so stände, wurde ihm bedeutet, das Lesezimmer oben zu seiner Verfügung.

Aber er empfand gar kein Verlangen, noch aufzubleiben. Er fühlte sich noch immer erschöpft und glaubte, daß er einschlafen würde, sobald er sich nur zu Bett legte. Aber er hatte sich getäuscht; denn kaum hatte er sich niedergelegt, als sein Gehirn eine lebhafte Thätigkeit zu entwickeln begann.

An sich dachte er dabei nur wenig. Die Ereignisse, die ihn zum Flüchtling gemacht, lagen schon weit hinter ihm — sie bildeten nur den matten, schattenhaften Hintergrund zu seinen Grübeleien. Die Ereignisse des eben beendeten Tages waren es, die jetzt, in der Stille und Dunkelheit der Nacht, wieder zu neuem Leben erwachten. Die drei Gestalten des Doktors, der Schwester und ihres Mündels schwebten ihm vor. Der

Doktor war nicht schwer zu beurteilen: ein Mensch, dem die Wissenschaft über alles ging. Ohne Religion, ohne Skrupel, aber doch von einer gewissen Größe, insofern als nichts Selbstsüchtiges oder Niedriges in seinen Zielen lag. Er kannte nur ein Streben, den Fortschritt der Wissenschaft, und er war bereit, dafür alles hinzugeben.

Seine Schwester, so sann Carolath weiter, stand auf einer niedrigeren Stufe, sowohl geistig wie auch moralisch. Sie besaß wohl viel von der Energie des Bruders, jedoch ohne die veredelnde Erhabenheit des Zieles. Für die Wissenschaft interessierte sie sich herzlich wenig, und es wollte Carolath scheinen, als ob sie, trotz all der Sicherheit, mit der sie ihre Behauptungen auszusprechen wußte, im Grunde recht wenig feste Prinzipien besaß. In ihrer Erscheinung lag wohl etwas Männliches, aber all ihre Gedanken und Handlungen waren durch die Schwächen ihres Geschlechts beeinflußt. Sie war herrschsüchtig und launenhaft, und vor allem maßlos eitel. Sie wollte glänzen, um jeden Preis; und da ihr Anmut und Schönheit versagt waren, so hatte sie sich zu der Rolle der starkgeistigen Frau entschlossen. Obgleich sie in vieler Beziehung klug schien, so zeigte sie hierin doch eine ziemliche Beschränktheit. Sie besaß absolut keinen Sinn für Humor, besaß nicht die Fähigkeit, die Grenze zwischen dem Erhabenen und Lächerlichen zu finden. Der einzige versöhnende Zug in ihrem Charakter war die Liebe zu ihrem Bruder — eine tiefe, aufrichtige, unbegrenzte Liebe.

Die dritte Person in diesem wunderlichen Trio war die wunderlichste von allen. Was sollte Carolath von Errima halten? Sie verwirrte ihn, und indem sie ihn verwirrte, erregte sie sein Interesse — gegen seinen Willen. Er hätte seine Gedanken gern von ihr losgerissen, indem er sie als eine ganz alltägliche Erscheinung bezeichnen wollte, aber er vermochte es nicht. Wenn auch ihr Geschlecht ihm zuwider war, so konnte er doch nicht umhin, für sie ein gewisses Mitgefühl zu empfinden. Seine lebhafte Einbildungsgabe malte sich das Leben aus, das sie hier geführt haben mochte, von frühester Kindheit an unter der Obhut zweier Erzieher, wie es Dr. Vipan und dessen Schwester waren! Welch ein kahles, freudloses Leben — ohne Religion, ohne Liebe! Wie oft mußte sie sich nach teilnehmender Fürsorge gesehnt haben, welche die beiden ihr offenbar nie zu bieten vermochten! Ja, es war augenscheinlich, daß sie das Mädchen förmlich haßten.

Vielleicht durfte man sich nicht darüber wundern. Denn Errima besaß etwas merkwürdig Zurückhaltendes und Abstoßendes in ihrem Wesen. Was davon freilich ihrer Natur, was einem unterdrückenden, vielleicht grausamen Erziehungssystem zuzuschreiben war, das entzog sich Carolaths Beurteilung. Aber Thatsache blieb nun einmal, daß das Mädchen auffallend wenig anziehend war. Sie besaß nichts von dem ungebundenen Frohsinn des Kindes, nichts von der knospenden Anmut der Jungfrau. Es schien, als hätte ihre Seele, trotz der zwanzig Jahre, sich noch nicht geregt und entfaltet. Vielleicht mangelte ihr auch die Fähigkeit, sich zu entfalten.

Mehr als einmal schon hatte Carolath sich die Frage vorgelegt, ob das Mädchen sich seiner Handlungen vollbewußt und dafür verantwortlich zu machen war. Was sie sagte und that, geschah alles ganz mechanisch. Einen gewissen Grad von Verstand mußte sie wohl haben; sie redete korrekt, und spielte auch so; sie kleidete sich gut und sagte bei Tische keine Taktlosigkeiten — mit einem Worte, sie war eine wohlerzogene junge Dame; aber seltsam genug, erschien diese Erziehung nur eine rein äußerliche, und man empfand unausgesetzt den Mangel aller Selbständigkeit bei ihr.

Wäre sie anders gewesen, schön, oder gar kokett, so hätte er seine Aufgabe, für die er sich nun einmal verpflichtet, durchgeführt, ohne sich auch nur einen Gedanken darüber zu machen. Aber nun regte sich sein Gewissen. Es erschien ihm unwürdig, ein Mädchen wie dieses überlisten zu wollen. Ihre Hilflosigkeit erregte sein Mitleid und schien seinen Schutz zu erheischen. Er begann, mit sich unzufrieden zu sein. Wenn er ein Mörder war, so hatte er den Mord eben in einem Anfall von Tobsucht begangen, während dessen er für seine Handlungen nicht verantwortlich

war; aber was er jetzt zu thun im Begriffe stand, war denn doch etwas ganz anderes. Dieses Mädchen war keine Cora, kein falsches, kaltherziges Weib, das ein Mann seinerseits skrupellos täuschen durfte. Nein, sie war ja selbst ein Opfer, unfähig sich zu verteidigen.

Aber was hätte er nun beginnen sollen? Sein Wort war verpfändet. Doch das beunruhigte ihn nicht sehr. Besser ein Versprechen nicht halten, als eine Schurkerei begehen! Aber er befand sich in des Doktors Macht! Wenn er mit ihm in Streit geriet, stand es dem Doktor frei, ihn dem Henker zu überliefern, und der Alte war nicht der Mann, Gnade zu üben, wenn man seine Pläne kreuzte. Und Carolath hing jetzt am Leben mit dem ganzen stürmischen Verlangen seiner zwei und zwanzig Jahre! Was sollte er nur thun? Er wußte sich keinen Rat; nur eines war ihm gewiß, er durfte an dem hilflosen Mädchen keine Sünde begehen.

In einem Augenblick wurde ihm das alles klar: die plötzliche Erkenntnis eines neuen Verbrechens, an dessen Schwelle er eben gestanden, ohne es zu wissen. Es schien ihm, als hätte sich plötzlich ein dunkler Abgrund vor ihm aufgethan, der für immer seine Ehre, Selbstachtung, und alles verschlingen wollte, was Edles in seiner Natur lag.

Lange Zeit blieb er wach und dachte nach, während er sich unruhig auf seinem Lager hin- und herwarf. Endlich hatte er einen Entschluß gefaßt: Hier stand er vor einem Fall, bei welchem ein gewisser Grad von Unehrlichkeit erlaubt war. Mit dem Doktor plötzlich zu brechen, wäre unklug gewesen. Er wollte zaudern; so thun, als bemühe er sich eifrig um die Durchführung des verabredeten Planes. Das einzige, was er nicht wollte — und wenn er damit hätte sein Leben retten können, — war das Mädchen in sich verliebt zu machen, oder irgend welchen Nutzen aus ihrer Hilflosigkeit zu ziehen.

---

## XII.

Am Nachmittag des nächsten Tages fand Carolath sich mit Errima allein im Frühstückszimmer. Das junge Mädchen saß wie gewöhnlich an ihrem Fensterplatz, mit einer Handarbeit beschäftigt. Während sie den Kopf leicht gesenkt hielt, fiel ihr das starke, widerspenstige Haar tief in die Stirn, und darunter hervor sandte sie einen scheuen Blick zu Carolath hinüber. Der junge Mann fühlte das Bedürfnis nach einer Unterhaltung, ein Gefühl, das für sie nicht zu existieren schien. Aber er empfand auch, wie unbequem es war, mit solch einem Mädchen ein Gespräch im Gange zu erhalten. Sie zeigte ja für nichts irgend welche Teilnahme, nicht einmal für das Wetter.

Draußen regnete es, und er griff mit Eifer nach diesem, bei jedem Engländer so beliebten Thema.

„Wie schade, daß es draußen so naß ist,“ begann er.

Sie gab keine Antwort. Offenbar bedurfte es immer einer direkten Frage, um sie überhaupt zum Reden zu veranlassen.

„Ich langweile Sie hoffentlich nicht,“ sagte Carolath, durch ihr Schweigen ein wenig geärgert.

„Nein — durchaus nicht.“

„Sie scheinen — im Gegensatz zu den meisten Menschen — keine große Freundin vom Plaudern.“

„Nein — was hat es auch für einen Zweck?“

„Nun, den Austausch der Gedanken!“

„Ich habe gar keine Gedanken!“

„Oh, Sie sind wirklich zu bescheiden,“ rief Carolath lachend. „Jeder Mensch hat doch Gedanken.“

„Dann sind meine nichts wert; die Tante sagt ja stets, ich schwatzte doch nur Unsinn.“

„Miß Vipan ist vielleicht gar zu klug.“

Carolath erhaschte wieder einen mißtrauischen Blick von dem jungen Mädchen. „Ich glaubte, Sie wären ein großer Freund der Tante.“

„Jedenfalls wäre ich ein sehr neuer,“ entgegnete Carolath, „gestern habe ich sie überhaupt zum erstenmale gesehen. Ebenso gut könnte ich mich Ihren guten Freund nennen.“

Das Mädchen schien sich noch mehr in sich selbst zurückzuziehen bei diesen Worten.

„Ich habe keine Freunde,“ sagte sie dann leise.

„Haben Sie nie welche gehabt?“

„Niemals.“

„Welch einsames Leben!“ sagte Carolath voller Teilnahme.

Errima schwieg, aber sie beugte den Kopf noch ein wenig tiefer auf ihre Arbeit. Carolath, der sie aufmerksam beobachtete, bemerkte, wie ihre Augenlider bebten. Am Ende war sie doch nicht so gefühllos, wie er geglaubt hatte.

„Aber Sie gehen doch zuweilen in Gesellschaft?“ fragte er nach einer kleinen Pause.

„Oh ja.“

„Und macht Ihnen das keine Freude?“

„Mir liegt nichts daran.“

Carolath nahm ein Buch zur Hand. Unterhaltungen wie diese, meinte er, genießt man am besten in homöopathischen Dosen. Aber nach einer Weile begann er wieder:

„Mögen Sie die Poesie, Miß Ravenshaw?“

„Nein.“

„Weshalb denn nicht?“

„Weil alles daran künstlich ist.“

„Nun freilich, das liegt ja in der Bedeutung des Wortes ‘Kunstwerk’, und einen Dichter nennt man auch einen Künstler.“

„Das wußt’ ich nicht,“ sagte Errima, plötzlich ganz lebhaft, und schlug groß und verwundert die Augen auf. Carolath machte dabei die Entdeckung, daß Errimas Augen, wenn sie so blickten, von seltener Schönheit waren.

Er wunderte sich im stillen, daß er diese Bemerkung noch nicht früher gemacht. Aber freilich, sie hielt ja die Augen meist gesenkt und sandte nur flüchtig scheue Blicke aus ihnen, daß man gar nicht Zeit hatte, ihre Schönheit zu bemerken. In den großen dunklen Sternen lag aber noch ein Ausdruck, der ihn ergriff, etwas von dem rührenden, bittenden Blick eines stummen Tieres. Das Mädchen war in gewisser Beziehung ja auch stumm. Ihr Mund redete wohl, aber die wirklich menschliche Sprache, jener Austausch von Gedanken und Empfindungen, war ihr fremd. Und doch schien es Carolath, als empfände sie das Verlangen, sich verständlich zu machen, und er bemitleidete sie mehr als je zuvor. Dieser eine Blick von ihr war ihm wie eine Offenbarung gewesen. Und schön waren diese Augen.

Nein, er wollte ihr gewiß nicht den Hof machen! Sie dauerte ihn viel zu sehr. Aber freundlich wollte er mit ihr sein und alles thun, was in seiner Macht stand, um sie aufzurütteln und ihr das Leben erträglicher zu machen.

Dr. Vipan steckte jetzt den Kopf zur Thür herein und nickte den beiden vergnügt zu.

„Wo ist deine Tante?“ fragte er Errima.

Das junge Mädchen vermochte ihm keine Auskunft zu geben, und der Doktor schien auch keinen besonderen Wert darauf zu legen, denn er hatte sich zurückgezogen, fast noch ehe er die Antwort gehört. Carolath hatte die Empfindung, daß er nur hereingeschaut, um zu sehen, wie die Dinge ständen.

Wieder herrschte Schweigen zwischen den zwei jungen Menschen. Carolath dachte an die Aufgabe, die vor ihm lag. Das plötzliche Auftauchen des Doktors hatte sie ihm wieder in Erinnerung gebracht. Die Rolle, die er zu spielen hatte, war nicht leicht. Auf der einen Seite mußte er den Doktor zufrieden stellen, indem er sich den Anschein gab, als ob er sich bemühe, die Zuneigung seiner Nichte zu gewinnen — und andererseits wieder mußte er sich hüten, sie in Wirklichkeit zu erringen. Es war ja nicht möglich, daß er sie liebgewinnen sollte — oh, sie so wenig, wie irgend ein anderes weibliches Wesen. Aber davon abgesehen, wäre es eine Schändlichkeit gewesen, irgend einem Mädchen seine Hand zu bieten. Und doch — er mußte auf seine eigene Sicherheit ebenso bedacht sein, wie auf den Seelenfrieden des jungen Mädchens; und mit dem Doktor durfte er sich nicht entzweien.

Am Ende hielt es gar nicht so schwer, seine Doppelrolle wenigstens eine Zeit lang durchzuführen. Die wenige Freundlichkeit, die er in seinem Benehmen Errima erzeigen wollte, würde sicher im Herzen des jungen Mädchens keine falschen Hoffnungen wecken; schien sie von Natur doch durchaus nicht leicht zugänglich. Sie war so wunderlich, so viel von einem Automaten lag in ihrem Wesen, daß er zweifelte, ob sie überhaupt etwas wie ein Herz besaß, und das erleichterte ihm seine Aufgabe erheblich.

Dann wieder empfand er aufrichtiges Mitgefühl für sie. In ihrer sanften Hilflosigkeit

und in ihrem mechanischen Gehorsam lag so viel Mitleiderweckendes. In seinen eigenen Augen erschien er sich als eine Art Sklavenhändler. Er sah das junge Ding vor sich, das durch ein verhängnisvolles Geschick in seine Hände gefallen war und dem er seinen Willen aufzwingen durfte. Sie ahnte ja nichts von Gefahr, wußte nichts von der Verschwörung wider sie. Willenlos und eingeschüchtert durch eine knechtische Erziehung, hätte sie ihn sicherlich zum Gatten genommen, wenn man es von ihr verlangt, und wenn Carolath gesonnen gewesen wäre, bei dem verabredeten Plane zu beharren.

Carolath war im Grunde gutherzig. Er führte seine begonnenen Grübeleien weiter aus und meinte, daß es vielleicht eine gute That sei, wenn er sich des Mädchens ein wenig annähme. Offenbar hatte sie bis zu diesem Augenblick nie erfahren, was Freundlichkeit war. Sie hatte ihr ganzes Leben in dunkler, trüber Einförmigkeit, der es an Liebe mangelte, verbracht. Und er vermochte vielleicht ihrem düsteren Dasein ein wenig Sonnenschein zu geben.

Dieser Gedanke gefiel ihm eigentlich. So hätte er doch wenigstens gute Verwendung für seine Zeit. Er besaß ein Gewissen und jenes unbestimmte Gefühl von Verantwortlichkeit der unbekannten Zukunft gegenüber, welches die menschlichen Handlungen oft so geheimnisvoll beeinflußt. Was er dem Mädchen Freundliches erwies, würde ihm vielleicht dermaleinst als Gutthat angerechnet werden; er hatte gesündigt, und jetzt bot sich ihm Gelegenheit, Gutes zu thun; das mochte zur Ausgleichung seines Kontos beitragen. Nächstenliebe deckt viele Sünden zu. Und da er alle Frauen haßte, dieses Mädchen ihm aber noch besonders reizlos schien, so konnte irgend welche Freundlichkeit, die er ihr erwies, nur selbstlos sein.

So wenig kennt der Mensch sich selber, daß Carolath, während er seinen Grübeleien freien Lauf ließ, gar nicht auf den Gedanken kam, wie diese eine ganz andere Richtung hätten nehmen können, ohne die Entdeckung, die er soeben gemacht, nämlich die, daß Errima wunderschöne Augen hatte.

---

## XIII.

Einige Tage vergingen ohne jeden Zwischenfall. Carolath begann sich an die neue Lebensweise zu gewöhnen. Er führte natürlich das Dasein eines Einsiedlers. Miß Vipan war viel aus und empfing auch häufig Besuch im Hause. Carolath bekam freilich keinen Fremden zu Gesicht, da er es sorgfältig vermied, das Empfangszimmer zu betreten; er hielt sich meist in den rückwärts gelegenen Wohnräumen auf. Die Täuschung mit dem lahmen Bein hatte er beibehalten, was ihm nicht gerade schwer fiel, da er durch des Doktors einfaches Hilfsmittel gezwungen war, zu hinken, er mochte wollen oder nicht.

Er hatte in Erfahrung gebracht, daß Errima vor seiner Ankunft auch ziemlich häufig in Gesellschaft gegangen war; wahrscheinlich hatte man sie dazu gezwungen. Ob sie thatsächlich menschenscheu, wußte Carolath nicht, aber darüber konnte er nicht im Zweifel bleiben, daß sie im höchsten Grade zurückhaltend und unzugänglich war. Seitdem er jedoch hier lebte, nahm die Tante sie fast nie mehr mit, weder zu Versammlungen noch in Gesellschaft. Carolath bemerkte dies wohl und verstand auch nur zu gut die Absicht. Errima sollte von allen äußeren Zerstreuungen so viel als möglich fern gehalten werden, damit sie Carolaths Gesellschaft desto mehr schätzen lernte. Die beiden jungen Leute mußten, da die Tante viel aus, und der Doktor fast beständig in seinem Laboratorium beschäftigt war, oft allein mit einander bleiben. Wenn Carolath noch die Absicht gehabt hätte, sich die Zuneigung des Mädchens zu erwerben, so wäre jetzt Gelegenheit dazu genug vorhanden gewesen.

Da er aber nicht mehr die geringste Lust verspürte, den Doktor in seinem Plane zu unterstützen, so fand er sich, wie er sich selber eingestand, in einer höchst peinlichen Lage. Ein ständiges tête-à-tête mit ein und derselben Person, und wäre sie noch so geistvoll — wird auf die Dauer langweilig. Um wie viel öder nun war die Aussicht auf ein wochen-, ja vielleicht monatelanges Zusammensein mit einem häßlichen Mädchen, das immer nur einsilbige Antworten gab! Nun, so gar häßlich war sie ja eigentlich nicht — (er

mußte ihr trotz allem Gerechtigkeit widerfahren lassen); ein Mädchen mit so wunderbaren Augen durfte man nicht kurzweg 'häßlich' nennen. Aber uninteressant war sie sicherlich.

Der Doktor kam mitunter zu den Mahlzeiten, aber sonst ließ er sich nicht oft blicken. Obgleich er seine Zeit fast nur der Wissenschaft widmete, schloß er sich doch nicht völlig ab von der Welt. Besuche machte er freilich nie — das schien ihm eine zu unvernünftige Zeitverschwendung, die er seiner Schwester überließ — doch unternahm er dann und wann bei Tage einen Spaziergang durch die Heide. Mitunter wohnte er auch einer wissenschaftlichen oder philantropischen Versammlung bei. Er besuchte sogar manchmal die Kirche, wo er mit angestrengter Aufmerksamkeit den Predigten des guten Vikars zu folgen schien. Daß er dabei freilich kein Wort davon vernahm, weil sein Geist mit der Durcharbeitung irgend eines schwierigen Problems beschäftigt war, das kümmerte ja niemanden. Im ganzen war er beliebt bei den Nachbarn, man war stolz auf ihn, weil er in der wissenschaftlichen Welt einen hohen Rang einnahm, und seine großmütigen Beiträge zu allerlei lokalen Sammlungen vermehrten nur seine Beliebtheit.

Man hatte mit dem Schachspielen begonnen. Dr. Vipan war ein vortrefflicher Spieler, aber er hatte keine Freude am Spiel. Als er einmal besonders gesprächig aufgelegt war, erklärte er auch seine Gründe, die ihn gegen das Spiel einnahmen. „Es ist ganz ungeheuerlich," meinte er, „für ein bloßes Spiel einen Aufwand von Zeit und geistiger Anstrengung zu erübrigen, der, richtig angewendet, der Wissenschaft von großem Nutzen sein könnte." Trotzdem spielte er dann und wann einige Spiele mit Carolath und gewann regelmäßig mit größter Leichtigkeit. Carolath war zu sehr Träumer, als daß er ein guter Spieler hätte sein können. Gerade bei den wichtigsten Momenten brachte er es fertig, seine Gedanken wandern zu lassen, und verlor dann natürlich.

Miß Vipan spielte nicht Schach. Ihrer Meinung nach lag gar zu wenig Sinn darin. Sie kannte die Züge und meinte, daß sie einer Reform bedürften. Weshalb mußte der Springer immer auf Irrwegen wandern? Darin lag doch keine Konsequenz! Im übrigen bedurfte sie keiner Zerstreuung; die einfache Pflichterfüllung genügte ihr.

(Fortsetzung folgt.)

# Feuilleton.

## Die überschüssige Seele.

Von

**Alfred Meebold.**

In einem kleinen Städtchen lebte ein Mann, der besaß ein einfaches Haus mit einem Gärtchen dabei und fühlte sich sehr wohl darin, denn er nahm alles, was kam, von der vernünftigen Seite und dachte nicht weiter über das Rätsel des Lebens nach. Wenn er sich mit seinen Nachbarn manchmal zankte, so vertrug er sich auch bald wieder mit ihnen, oder, wenn das nicht geschah, so war es jedenfalls nicht seine Schuld. Er fand es in Ordnung, daß nicht alle Tage Sonntag war; daß manche seiner Pläne mißlangen; daß es Menschen gab, denen es schlecht ging; daß die zersprungene Glocke im Kirchturm nicht ausgebessert wurde, da man bald eine ganz neue Kirche bauen wollte. Wenn er ein besonders gutes Jahr gehabt hatte, so machte er kleine gemeinnützige Stiftungen: eine Ruhebank an seinem Lieblingsweg, ein halbes Dutzend Bibeln fürs Armenhaus oder dergl. Er wußte, das that nicht jeder, der es konnte, aber er war darum doch nicht stolz auf seine Freigebigkeit. Er zürnte auch den andern nicht, die es gekonnt hätten und doch nicht thaten

— jeder hatte eben seinen Standpunkt. Er war geachtet von allen seinen Mitbürgern; sogar in den zum Amt gehörenden Dörfern und im nächsten Amtsstädtchen wurde er noch als Beispiel eines guten Bürgers genannt.

Man könnte aus all diesem schließen, daß er Fischblut gehabt hätte, oder ein sehr prosaischer Mensch gewesen sei, ohne Sinn für das Schöne und Erhabene — aber das wäre voreilig. Nichts von alledem. Im Garten zog er Rosen, brennende Liebe und Studentenblumen, weiße Narzissen und Pfingstnelken, dazwischen hingen an grünen Stöcken bunte Glaskugeln, und die Beete waren mit großen Muscheln aus glasiertem Thon eingefaßt. Seine Klassiker kannte er gut und interessierte sich auch für moderne Litteratur: er war ein ständiger Gast im Lesezimmer des Unterhaltungsvereins. Er glaubte auch aufrichtig, versäumte an keinem Christfest das Abendmahl und rührte sogar am Karfreitag keine Karte an. Im Sommer gönnte er sich hier und da einen Aufenthalt in der Schweiz oder eine Rheinreise, denn er hatte die Natur recht gern. Außerdem hielt er sich einen Kanarienvogel und eine japanische Nachtigall, die er trotz der heftigen Proteste seiner Haushälterin nicht weggeben wollte, und lallte manchmal auf seinem Klavier herum, Webers letzten Gedanken oder Koschats Alpenlieder.

Aber der beste Beweis dafür, daß er kein Fischblut hatte, lag darin, daß er an einer unglücklichen Liebe litt. In dieser Angelegenheit war er wirklich vom Schicksal schlecht behandelt worden. Die Suse hatte sich fast ein ganzes Jahr lang den Hof von ihm machen lassen, und dann ging sie plötzlich her und heiratete den Schlossermeister, den Volksbarden, genannt der Hammer- und Amboßdichter — und sie hatte doch nichts, und der Schlosser hatte auch nichts als sein Handwerk und seine Lieder. Er konnte ja genug andere Mädchen finden, aber es war doch ein bißchen hart, gerade auf die Suse verzichten zu müssen; manchmal drohte ihn die Wehmut zu übermannen, hauptsächlich beim Vesper- und Abendbrot, denn der Alkohol stimmte ihn ohnedies immer traurig.

Seine Spaziergänge machte er zwar gewöhnlich nur, um den Stand der Kartoffel- und Getreidefelder zu inspizieren, oder allenfalls, um seinen Freund, den Schultheißen im nächsten Ort, zu besuchen, aber seit er den Herzenskummer hatte, ging er des Sonntagnachmittags gern in den Wald, tief hinein, meist bis zum Hexenkessel. Das war ein recht wüster Ort: hohe Felsen hatten sich im Kreis gelagert und schnitten nach allen Seiten die Aussicht ab; Geröllhaufen liefen von ihrem Fuß in die kleine Waldwiese herunter und brachten gar leicht zum Stolpern; rings herum starrten die schwarzen Tannen und ließen nur einen einzigen Ausweg offen.

Dort legte er dann sein Taschentuch ins Gras, setzte sich darauf und rauchte seine Zigarre, bis der Hunger sich meldete und ihm anzeigte, daß es Zeit sei, zum Abendbrot nach Hause zu gehen.

So saß er an einem stillen Sommertag und überlegte, ob er bei der Hitze abends auch zum Stammtisch gehen sollte. Da sah er plötzlich eine tiefe Furche sich durchs Gras ziehen, als ob ein schwerer Gegenstand durchgeschleift würde, gerade auf ihn zu, und dann wurden die Blumen vor seinen Füßen zu Boden gedrückt, als laste etwas auf ihnen. Verwundert streckte er die Hand aus, um die geknickten Stengel aufzurichten, aber es gelang ihm trotz aller Anstrengung nicht. Da hörte er seufzen. Er drehte sich um, aber er sah niemand.

„Ist jemand hier?" fragte er laut.

„Ja, ich bin es," kam die Antwort.

Er blickte zu den Felsen hinauf, da es ihm schien, als wäre die Stimme von oben gekommen.

„Aber nein, ich sitze hier zu deinen Füßen," klang es wieder.

Nun wurde ihm die Sache fast unheimlich.

„Wo denn?" fragte er und sah ziemlich dumm dabei aus, „ich sehe ja nichts."

„Du kannst mich freilich nicht sehen," wurde ihm erwidert, „ich bin ganz dünn und durchsichtig; ich bin ja bloß eine Seele."

Das kam dem Mann komisch vor. „Eine Seele willst du sein?" sagte er lachend, „Seelen wachsen doch nicht im Wald. Du wirst schon in einem losen Vogel stecken, der mich foppen will."

„Nein, gewiß nicht, mir ist im Gegenteil sehr traurig zu Mute," erhielt er zur Antwort, „ich bin wirklich bloß eine Seele, aber eine überschüssige."

Das interessierte den Mann sehr. „Was ist denn das?“ fragte er.

„Das will ich dir erklären,“ sagte die Seele. „Weißt du, wenn der Herrgott einen Menschen macht —“

„Na ja, wenn man so will,“ unterbrach der Mann, „aber erzähle nur weiter.“

„— dann holt er aus seiner Vorratskammer eine Seele, die er ihm eingiebt. Uns Seelen macht er nämlich immer im Vorrat für ein Jahr; soviel Menschen geboren werden sollen — soviel Seelen, damit er nicht jedesmal die Mühe hat. So braucht er dann bloß zuzugreifen. Die Menschen kann er natürlich nicht im Vorrat machen. Nun und siehst du, da hat er sich einmal verrechnet, und als das Jahr um war, da blieb ich zurück, und es war kein Mensch mehr für mich da. Dem Herrgott that's furchtbar leid, aber er wollte mich nicht gern auf einem andern Planeten verwenden, weil ich doch einmal für die Erde bestimmt war, und so sagte er mir, ich solle einmal selber versuchen, ob ich nicht bei einem aus meinem Jahrgang unterkommen könne. Ich suche jetzt schon seit über 25 Jahren; aber ich mag auch nicht zu jedem, das wirst du begreifen.“

Der Mann schüttelte den Kopf. „Du, das glaube ich nicht ganz. Genau so wird's wohl nicht gewesen sein. Der Herrgott täuscht sich nicht. Du warst gewiß unfolgsam oder so etwas.“

„Ach nein,“ seufzte die Seele, „ich war bloß ungeduldig und wollte zuerst hinaus ins Leben. Da mußte ich zur Strafe bis zuletzt warten, und dann war nichts mehr für mich da. Zur Entschädigung kann ich ja auch jetzt wählen, und wenn mein Jahrgang ausstirbt, ohne daß ich etwas gefunden habe, dann nimmt man mich eben so in den Himmel.“

Es gab eine kleine Pause, dann fuhr die Seele einschmeichelnd fort: „Du — du gefällst mir sehr gut, zu dir würde ich famos passen. Nimm mich doch bei dir auf. Du kannst es, du stammst auch aus meinem Jahr.“

„Wozu denn das?“ erwiderte der Mann und wurde fast unhöflich, „ich habe ja schon eine.“

„Aber eine so kleine. Ich sehe es deutlich, daß noch viel Platz bei dir ist. Die deinige versteht ihr Handwerk nicht, sie sitzt ja immer im Magen und läßt sich's wohl sein. Höher hinauf versteigt sie sich selten. Da solltest du mich kennen. Ich bin ein anderer Kerl. Viele Dinge, an denen du jetzt vorübergehst, würde ich dir zum Genuß machen, alle Freuden würde ich dir verdoppeln, verzehnfachen, dich in alles Schöne eindringen lassen und vorwärts treiben, immer vorwärts. Du solltest durch mich den wahren Weg zum Himmel kennen lernen.“

Der Mann wurde schwankend und überlegte.

„Thut es weh?“ fragte er plötzlich.

„Nicht die Spur; du brauchst bloß für fünf Minuten die Augen zu schließen, dann ist es geschehen und du hast nichts davon gemerkt.“

„Ja, das läßt sich hören,“ sagte der Mann; „aber ich muß mit meiner jetzigen Seele erst darüber reden.“ Und das that er, aber da kam er schön an.

„Ich genüge vollkommen für den Hausbedarf,“ erklärte seine Seele, „und brauche keine Unterstützung, vollends von so einer hergelaufenen, von der man nichts weiß.“

„Aber sie verspricht mir so viel Schönes,“ wandte er ein.

„Alle klugen Leute, die etwas wollen, reden schön. Nimm dich in acht. Was man hat, hat man. Deine Zigarre schmeckt dir doch, und die Metzelsuppe auch, die du heute abend bekommst! Wer weiß, ob dich dann nicht auf einmal nach Havanna und Austern gelüsten wird, und die kannst du dir doch nicht leisten! Aber ich sage jetzt nichts mehr, ich bin überhaupt gekränkt, daß du mir einen solchen Vorschlag machst.“

Die Seele schwieg und der Mann auch. „Das sind alles keine Gründe,“ dachte er, „wenn mir's auch gut geht, so sehe ich doch nicht ein, warum es nicht noch besser kommen soll.“ Aber er wollte gerecht sein gegen seine bisherige treue Seele und ihre Weigerung nicht ohne weiteres übergehen.

„Sie will nicht,“ sagte er zu der Überschüssigen.

„Das konnte ich mir denken,“ erwiderte diese, „wenn du sie auch fragst! Du bist doch selber Herr im Haus. Ich kann dir nur sagen, solch eine Gelegenheit, groß und glücklich zu werden, kommt nicht wieder.“

Da überlegte der Mann noch ein Weilchen, dann sagte er: „Nun gut, ich will's mit dir probieren. Aber thut es gewiß nicht weh?"

„Nein, nein," sagte die Überschüssige vergnügt. „Ich freue mich schon darauf, was du für Augen machen wirst, wenn du dann plötzlich ein so offenes Herz für alle Freude hast. Lege dich nur hin und laß mich machen."

Er legte sich auf die Seite und schloß die Augen. Da strich es ihm wie ein weicher Hauch über die Lider, und die Besinnung schwand ihm.

Die Sonne rückte weiter und schien ihm nun gerade aufs Gesicht. Davon erwachte er. Er rieb sich die Augen und sprang auf. Da fiel sein Blick auf das Taschentuch, auf dem er gelegen hatte. Er lachte; wie konnte er nur solch ein Ungeheuer benützen: fast einen Meter im Quadrat maß es, war rot mit breitem gelben Rand und trug in der Mitte ein schauerlich verwaschenes und verzogenes Fürstenbildnis mit einem Lorbeerkranz darum. Dem armen Fürsten hatte er eine Stunde lang die Nase plattgedrückt! Wie kam denn er zu solch einer Geschmacksverirrung? Schnell weg damit in die Tasche, das rote Scheusal störte die Harmonie dieses Sommertages.

Es war doch zu schön hier: die farbigen Flechten, die ein freundliches Gewand um die Schroffen legten; in der stillen Waldwiese die goldenen Massen der Trollblumen und die üppigen Rispen des blauen Eisenhutes; der weißblühende Steinbrech, der das Geröll teppichartig überzog.

Behaglich reckte er die Arme und blinzelte zur Sonne hinauf. Leise pfiff er vor sich hin: „O Sonnenschein, o Sonnenschein —"

Da kam ein Prachtexemplar von einem Zitronenfalter und setzte sich auf eine Trollblume. Auf den Zehen schlich er hinzu und hielt den Atem an, um das Tierchen nicht zu verjagen. Wundervoll! Die feinen Adern in den Flügeln und die zierlichen Beinchen — und dann die beiden Gelb zusammen, vom Falter und von der Blume. Einfach herrlich. Der Falter flog weg, und nun vertiefte sich der Mann in den Anblick der Blume. Wie keusch die goldenen Blätter sich über den Staubfäden zusammenneigten; und dieser vollendete Schwung der Linien, die Grazie des Stengels! Er brach die Blume, und noch eine und wieder eine, und hielt bald den schönsten Strauß in der Hand; den band er mit einem elastischen Grashalm zusammen. Dann schritt er vorwärts in den Wald hinein und freute sich an den roten Fliegenschwämmen, an den hellen Harztropfen, die am Stamm der Tannen herabliefen, und am Zirpen der Grillen. Plötzlich blieb er vor dem großen kunstreichen Netz stehen, das eine Spinne zwischen den Halmen gezogen hatte. Ein unglückseliger Heuschreck hatte sich darin gefangen und wurde von der Spinne in die Zwangsjacke gesteckt, um dann ungestört verspeist zu werden.

Die Grausamkeit des Lebens — der Tod.

„Seele, warum giebst du mir an einem so schönen Tag so traurige Gedanken?" sagte er.

Seine alte Seele protestierte energisch.

„Wegen einem Heuschreck," höhnte sie, „ich werde wohl —. Das ist natürlich die Überschüssige."

Ja, richtig — die Überschüssige; die mußte es sein. Sie hielt ihr Wort.

„Ich meinte auch eigentlich die andere mit meiner Frage," sagte der Mann entschuldigend.

Aber er bekam keine Antwort.

„Warum redet sie denn nicht?" fragte er die alte.

„Sie ist zu stolz dazu. Sie kommt sich so groß vor, daß sie meint, sie brauche sich nicht zu verantworten. Ich habe dich ja gewarnt vor der. Sie hat dir schön gethan, bis sie drin saß in der Wolle. Du kannst noch herrliche Dinge mit ihr erleben. Paß' nur auf, in der kürzesten Zeit hat sie mich vollständig unter, und ich darf nicht mehr mucksen. Ich hätte dir auch gleich sagen können, daß, wenn sie dir die Freuden vergrößert, sie auch die Leiden verschärft. Das ist doch sonnenklar."

Der Mann wurde ängstlich. „Warum hast du mir das nicht vorher gesagt?" fragte er wieder.

„Das ist ungerecht; ich habe dich doch gewarnt. Ich habe deshalb auch kein Mitleid mit dir. Was hast du nun von der großen Freude an der Natur, wenn es dir schon weh thut, zu sehen, wie ein Heuschreck aufgefressen wird?

Sieh' zu, wie du fertig wirst. Ich könnte dir nicht helfen, selbst wenn ich wollte. Die wirst du nimmer los bis an dein Ende."

Sinnend ging der Mann weiter. Aber die Sonne schien zu schön: ein Lied um das andere drängte sich ihm über die Lippen und verjagte die ernsten Gedanken.

Am Waldrand begegneten ihm zwei Kinder, ein Junge und ein Mädchen; sie sahen verwahrlost aus und schleppten dürres Holz nach Hause. Als sie den feinen Herrn sahen, blieben sie stehen. Der Junge blickte ihn trotzig an und sagte nichts, aber das Mädchen bettelte: „Gieb mir ein Blümle!"

Er lächelte, steckte seinen ganzen Strauß zwischen das Reisig und schenkte der Kleinen ein funkelndes Geldstück. Als er sich nach ein paar Schritten umwandte, sah er, wie es ihr von dem Jungen entrissen wurde. Er ging nochmals zurück, und nun bekam sie ein anderes, das sie behalten durfte.

Dann schritt er weiter, dem Städtchen zu.

Die Dämmerung brach schon herein, als er in den Ort kam, und gerade, als die Abendglocke läutete, stand er vor des Schmiedemeisters Haus. „Guten Abend," sagte eine süße Stimme. Es war die Suse, die im Vorgärtchen zwischen den Rosen stand, sich über den Zaun lehnte und ihn anlächelte. Eine unsagbare Wonne strömte über ihn her und bannte ihn fest. Der Himmel ging ihm auf, ein roter, strahlender Himmel, und er und die Suse flogen zusammen hinein, oder vielmehr, die Suse war schon oben im rosenroten Schleppkleid, erwartete ihn mit ausgestreckten Armen, lächelte und sagte: „Guten Abend." Und der ganze Chor der Engel ringsumher, alle in rosenroten Schleppkleidern, sang mit: „Guten Abend," vierstimmig und noch viel schöner, als er es immer vom Kirchenchor hörte.

„So spät noch spazieren?" fügte die wirkliche Suse hinzu.

Da tauchte der Schmied neben ihr auf und faßte sie um den schlanken Leib.

Da, was war das? Der Mann griff nach seiner Brust. Ein furchtbarer Stich war ihm durch das Herz gegangen, und gleich darauf — ach, wie elend wurde ihm zu Mute. Er schwankte. Dann stieß er einen Laut aus, der fast wie ein Jammern klang, und stürzte fort nach Hause.

Der Schmied und die Suse sahen ihm verwundert nach.

Zu Hause schloß er sich sofort im Schlafzimmer ein und antwortete der Haushälterin nicht, die wiederholt klopfte, um zu fragen, warum er nicht zum Abendessen komme.

In dieser Nacht glaubte er, wahnsinnig zu werden.

Am anderen Morgen, als die Sonne aufstieg, wurde er etwas ruhiger; aber dann kam das ganze Elend. In seiner Brust saß es und fraß und fraß, Wochen, Monate lang. Er wurde schweigsam und verschlossen, ging nirgends mehr hin, versäumte die Predigt, vernachlässigte seine Geschäfte. Alles ging unter in dem einen, großen Schmerz. Als der Winter kam, hielt er es nicht mehr aus, verkaufte Haus und Garten und zog hinaus in die Welt.

Sein Leid ging mit ihm. Er wanderte ruhelos, durchzog Städte und Landschaften, Museen und Stätten der Armut und des Lasters, Hörsäle und Bibliotheken. Sein Leid ging immer mit ihm.

Lange Jahre hörte man nichts mehr von ihm in seiner Heimat, bis plötzlich durch den Pfarrer die Nachricht verbreitet wurde, er wohne in Rom und sei ein Dichter geworden. Die Frau Pfarrerin brachte auch sein erstes Buch mit in den Kranz und las die schönen Verse vor. Da war ein Gedicht dabei über die zersprungene Glocke und eines über den Hexenkessel, wo der blaue Eisenhut, der weiße Steinbrech und die gelben Trollblumen blühten. Dann kam ein ganzer Cyklus über die unglückliche Liebe eines Jünglings zu Schönlieschen. Aber der falsche Name konnte die Damen vom Kranz nicht täuschen; sie waren schlau und merkten, daß die Suse gemeint war. Alles stimmte: die blonden Haare und die blauen Augen, das Häuschen am Berg, wo sie als Mädchen gewohnt hatte, und die Heirat mit dem Hammer- und Amboßdichter, aus dem im Buch freilich ein Zimmermann gemacht war.

Die Suse wurde plötzlich interessant im Ort, und als sie von der Frau Pfarrerin das Buch geliehen bekam, da fand sie es selbst sehr interessant und merkwürdig, so angedichtet zu werden; sie

gab sogar offen zu, daß die Verse teilweise besser seien, als die ihres Mannes, wenn auch nur in der Form.

Nur über das letzte Gedicht in dem Bändchen schüttelten sie im Kranz die Köpfe: da erzählte der Dichter etwas von einer überschüssigen Seele, das keine der Damen verstand. Nach langem Hin- und Herreden meinte die Amtmännin endlich, er gehöre eben wahrscheinlich zu den Modernen, die hätten oft so merkwürdige Gedanken, man könne fast sagen, Schrullen.

Und dem stimmten alle zu.

## Allerlei:



**Was das Leben früher kostete.** Wie billig man noch vor hundert Jahren das Leben einschätzte, dafür liefert ein Artikel in dem 'Königl. Großbrit. Genealogischen Kalender auf das 1785. Jahr' einen Beweis. Dort heißt es: „In England wird dasjenige, was ein Mensch jährlich zu seiner notdürftigen Unterhaltung gebraucht, auf 7 Pfund Sterling gerechnet. In Frankreich schätzt man es nur auf 100 Livres. In Deutschland rechnet man ohngefähr 30 Thlr. Da aber diese Berechnung bloß die Landleute und die ärmsten Einwohner der Städte betrifft, so hat Hr. Unger in einer Schrift von dem Preis des Getreides sich bemühet, eine Regel anzugeben, welche auch auf Personen mittleren Standes, in mittelmäßigen Städten, anzuwenden wäre. Nach dieser Regel muß man zuerst wissen, wie viel Malter Korn in einem Lande eine Person jährlich zu ihrem Unterhalt nötig hat. Hierauf macht man den Preis dieses Korns zu Pfennigen und dividiert diese Summe mit 64. Der Quotient wird alsdann soviel Thaler anzeigen, als man für den jährlichen Unterhalt einer Person in diesem Lande rechnen muß. Z. E. in den Ländern, wo man 2½ Malter Korn auf die Person rechnet, und das Malter 3 Thlr. 8 Gr. gilt, wird diese Summe 2400 Pfenn. machen; diese mit 64 dividiert, geben 37½, welche soviele Thaler anzeigen, die man zum jährlichen Unterhalt einer Person rechnen muß. Diese Regel ist auch auf die vergangenen Jahrhunderte angewandt, und vermittelst der Vergleichung des Preises des Getreides in jenen Zeiten, die Rechnung gemacht, daß in Deutschland eine Familie von 5 Personen zu ihrem jährlichen Unterhalte nötig gehabt habe:

im Jahre 1500 — 5⅝ Thaler.
„ „ 1550 — 33¾ „
„ „ 1600 — 63¾ „
„ „ 1650 — 82¼ „
„ „ 1700 — 123¾ „
„ „ 1750 — 150 „."

Nach dieser Rechnung würde, unter derselben Annahme, daß ein Mensch nur 2½ Malter Korn (hannöversch Maß, also 275 kl) jährlich brauchte, und unter Zugrundelegung der heutigen Kornpreise auf die Person der Betrag von 79 Thalern oder 237 Mark entfallen, also mehr als das Zweieinhalbfache. Und wenn man das weiter auf die in jenem Artikel angenommene Normalfamilie von fünf Köpfen verrechnet, so kommt als durchschnittlicher Verbrauch für die ärmsten Familien die Summe von 1185 Mark pro Jahr heraus. Das ist eher zu hoch als zu niedrig gegriffen. Denn nach den Ergebnissen der Steuerlisten hat ein ganz erheblicher Prozentsatz der Bevölkerung noch nicht einmal 900 Mark Jahreseinkommen. Aber annähernd stimmt die alte Ungersche Formel demnach doch.

**Die Fertilisierung der Sahara.** Früher ist des öfteren der Vorschlag gemacht worden, die Wüste Sahara unter Wasser zu setzen und ein großes Binnenmeer zu schaffen, ein zweites Mittelländisches Meer, von dem ersten nur durch den schmalen Länderstreifen Nordafrikas getrennt. Inzwischen aber ist man auf andere Weise dem wüsten Sandmeer beizukommen bemüht gewesen. Mit Hilfe von artesischen Brunnen hat man bereits eine ganze Menge fruchtbarer Oasen in der Sahara hervorgezaubert. Und so kann nach und nach ein immer größerer, vielleicht einmal der weitaus größere Teil der Wüste nutzbar gemacht werden. Die Eisenbahn führt von Algier nach der Oase Biskra, die als Touristenort bekannt ist; und südlich von dieser liegt der Bezirk Oued Rir', der die zahlreichsten, durch artesische Brunnen künstlich entstandenen Oasen enthält. Den ersten dieser Brunnen bohrte auf Anregung des französischen Generals Desvaux der Ingenieur H. Jus, und seitdem sind, zumeist von französischen Ingenieuren, bereits soviel Bohrungen erfolgt, daß zu Anfang der Neunzigerjahre über 104 Millionen Kubikmeter Wasser zur künstlichen Bewässerung der Oasen in Oued Rir' verwendet wurden. Die Bevölkerung, wie auch die Anzahl der Palmen und Obstbäume hat sich hier infolgedessen mehr als verdoppelt. In den 43 Oasen, die sich in Oued Rir' auf der 120 Kilometer langen Strecke südlich von Biskra befinden, giebt es mehrere hunderttausend Palmen und Obstbäume, und seit 1875 werden auch beträchtliche Mengen Negerkorn gebaut. Die Bohrungen betragen zusammengenommen bereits einige zwanzigtausend Meter und erforderten 354 600 Tagwerke und 17 000 Meter eiserne Röhren im Gewicht von 340 000 Kilogramm. Sie erfolgten nach dem System Lippmann in Paris. Besonders verdient darum haben sich die Franzosen Dufury, nach dem auch die nächste Eisenbahnstation nördlich von Biskra benannt worden ist, und Hauptmann Ben-Drys gemacht. Außer den Franzosen haben auch die Eingeborenen in der algerischen Sahara zahlreiche Brunnen gebohrt, die aber nach höchstens 15 Jahren wieder versiegten. Die letzten artesischen Brunnen südwärts sind in Ouargla, einem Städtchen von 4000 Einwohnern und 1400 in langgestreckten, engen Straßen stehenden Häusern, drei Moscheen, einer europäischen Kaserne, Militärhospital und Kasbah. Um Ouargla herum dehnt sich eine der herrlichsten Oasen mit zahllosen Dattelpalmen, vermöge der von Franzosen und Arabern angelegten Brunnen. Es werden bereits Anstalten getroffen, die Brunnenbohrungen noch weiter südwärts auszudehnen, um so die Wüste bis ins Herz des Sudans hinein zu überwinden.



Verantwortlicher Redakteur Paul Schettler, Berlin-Charlottenburg. — Verlag der Romanwelt, G. m. b. H., Berlin W. 50, Rankestr.
Verantw. f. d. Inseratenteil H. Lürßen, Gräfenhainichen. — Druck von C. H. Schulze & Co. Gräfenhainichen.
Papier von Paul Herzberg Berlin SW.

Jahrgang V. Band II. 30. Heft

Die Romanwelt
Zeitschrift für die erzählende Litteratur aller Völker
Herausgegeben von Felix Heinemann

# Der Zug nach dem Osten.

Roman

von

Franz Sperber.

[4]

III.

Felix durchschritt eine lange Reihe von Zimmern und Sälen, die zum Teil sehr spärlich, größtenteils aber gar nicht möbliert waren, bis er an dem linkem Flügel des Schlosses angelangt war, der in kreisrunder Turmwölbung das Gebäude nach außen hin abschloß.

Vor dieser allerletzten Thür blieb er stehen und klopfte.

Die ältliche Gesellschafterin der Baronin öffnete die Thür um eine Wenigkeit; erst als sie Felix erkannte, machte sie sie ganz auf.

„Sie sind es, Vetter?“

„Ja. Ich wollte nur mal sehen ... wie geht es Ella?“

„Sie befindet sich recht gut. Sie ist ruhig.“

„Was thut sie? Ich möchte einen Moment hineingehen zu ihr. Geht es?“

„Oh gewiß.“

„Ist sie oben?“

Felix sah sich suchend in dem runden Turmzimmer um. Auch dies Gemach war sehr einfach eingerichtet; beinahe ärmlich.

Ein Tisch in der Mitte, mit steifen, geraden, fast unbehobelten Füßen, über den man einen kleinen Teppich gehängt hatte, ein paar Stühle, ein altmodisches, steiflehniges Sofa mit geblümtem Zitz bezogen, ein paar schlechte Bilder an der Wand, ein kleiner Teppich mitten auf der Diele; ein paar Vasen, mit riesigen, süßduftenden Stauden Jasmin auf dem Kamin, und ein hoher, in voller Blüte stehender Oleanderbaum am Fenster, verliehen allein dem Raume einigen Reiz; sonst sah alles leer aus, nüchtern und kahl.

In der entferntesten Ecke befand sich eine runde, eiserne Wendeltreppe, die in regelmäßigen, steilen, kreisrunden Windungen empor führte in das obere Stockwerk. Man sah beim Hinaufblick deutlich die runde Öffnung oben, durch die man in das darüber liegende Zimmer trat.

„Ja, sie ist oben,“ antwortete Fräulein Marie. „Wollen Sie hinaufgehen, Felix?“

„Einen Augenblick, ja.“

Felix stieg rasch und behende die Wendeltreppe empor.

Oben angelangt blieb er einen Moment wie geblendet stehen und mußte die Hand über die Augen legen.

Diese Turmzimmer blickten gerade nach Westen hinaus, und die im Untergehen begriffene Sonne sandte ihre vollen, heißen, glutroten Strahlen durch das große Fenster herein, so daß das ganze Zimmer davon erfüllt zu sein schien.

In der Nähe des Fensters saß an einem großen Tisch eine junge, blonde Frau emsig an einer bunten Stickerei beschäftigt, die in einen großen Rahmen gespannt, vor ihr auf dem Tisch lag.

Auch in ihrem reichen aschblonden Haar, auf ihrer fast durchsichtig zarten Wange, auf ihrem einfachen weißen Waschkleide, und den feinen, fleißigen Händen lag der rotgoldne Sonnenglanz und umgab die ganze Gestalt fast wie mit einem Heiligenschein.

Sie sah aus, wie sie da saß, mit angestrengtester Aufmerksamkeit über den Tisch mit ihrer Arbeit gebeugt, wie eine jener Heiligen, die geduldig, im engen Verließ schmachtend, schon vor ihrem Hinüberschweben in das Jenseits, den Strahlenkranz ihrer Glorie um das Haupt gelegt bekommen, doch, ohne sich dieses Glanzes bewußt zu sein, ruhig fortfahren in ihrer mühevollen Arbeit.

Auch diese junge Frau hatte wohl keine Ahnung von dem Strahlenglanz, der ihr blasses Haupt schmückte; fast unbeweglich saß sie da, und nur die schlanken, weißen, durchsichtigen Finger rührten sich und zogen die bunten Fäden regelmäßig hin und her, hin und her.

Felix betrachtete sie von der Wendeltreppe aus mehrere Minuten, bevor sie seiner gewahr wurde.

Er sah, wie schmal und durchsichtig ihr feines Gesicht geworden, wie zierlich, ja zerbrechlich ihre Gestalt . . . vom Rücken zur Brust war kaum mehr ein sichtbarer Durchmesser vorhanden, und der Hals war schmal und schlank, wie der eines jungen Kindes.

Er ließ die Hand herabsinken von den Augen und klammerte sich mit beiden Händen fest an das eiserne Geländer der Wendeltreppe.

Es war ihm ein furchtbarer Anblick, dies junge Geschöpf, das vor seinen Augen sich aufzulösen, in nichts zu zerfließen schien; das von Tag zu Tag langsam, aber sicher dem frühen Grabe zuwankte.

Ein tiefer Seufzer hob seine Brust.

Der Laut war an ihr Ohr gedrungen. Die Finger hielten inne in ihrer rastlosen Thätigkeit, und sie erhob lauschend den Kopf. Doch noch wandte sie ihn nicht zu ihm hin. Starr, wie in unabsehbar weite Fernen blickten die großen blauen Augen vor sich hin.

Er hatte sie beobachtet. Keine ihrer Bewegungen war ihm entgangen.

„Ella!“ sagte er leise.

Da wurde der Blick ihrer Augen noch intensiver. Ein süßer Ausdruck trat an die Stelle der Starrheit von vorher, und als sähe sie dort gerade vor sich etwas, das sie mit Freude erfüllte, nickte sie ein paarmal leicht vor sich hin, und ein entzücktes Lächeln umspielte ihre schmalen, blassen Lippen.

So sah sie aus wie eine Seherin, wie eine liebliche Prophetin.

Da sagte Felix noch einmal, und diesmal etwas lauter ihren Namen:

„Ella!“

Diesmal hatten alle ihre Sinne ihn vernommen. Ein jäher Schreck schien ihren ganzen Körper zu durchzucken, das süße Licht schwand aus ihren Augen, das entzückte Lächeln von ihren Lippen, und aufhorchend, einem guten gehorsamen Kinde gleich, wandte sie den Kopf nach ihm hin.

Er trat ein paar Schritte vor, ins Zimmer hinein.

„Ich bin's, Ella.“

Und ganz nahe zu ihr herantretend, bot er ihr beide Hände. Sie lächelte. Aber es war nicht mehr jenes entzückte Lächeln, das vorher ihre Lippen umspielt, es war ein blasses, mattes Lächeln, das kaum mehr auszudrücken schien als Verständnis seiner Worte.

Sie legte die Sticknadel nieder und machte Miene sich zu erheben.

Doch Felix drückte sie sanft wieder nieder auf ihren Platz und rückte einen zweiten Stuhl an den Tisch heran für sich.

Ihre eine Hand behielt er in der seinen, und seine Finger streichelten sanft das feine, weiche Gelenk, die kleinen zarten Finger, die sie hielten, während seine Blicke voll unsagbaren Kummers auf ihr ruhten.

Doch ein Blick von ihr, halb fragend, halb ängstlich, brachte ihn wieder zu sich.

Der Blick seiner Augen veränderte sich; er nickte ihr zu wie einem artigen Kinde, und lächelte freundlich.

„Wie hübsch es bei dir ist, Ella!"

„Ja, nicht wahr? die viele Sonne."

„Und auch du ... so hübsch. Das weiße Kleid ... die schönen Haare ..."

„Gefall' ich dir?"

Sie fragte es mit der harmlos erfreuten, naiven Miene eines Kindes. Keine Spur von Koketterie oder gar bewußter Gefallsucht in ihrem Ton.

„Sehr!" nickte Felix. „Und die schöne Arbeit, die du da machst!" Er deutete auf die weißgoldene Stickerei vor ihr.

„Für wen wird das denn?"

„Für die Kirche."

Seine Miene wurde schon wieder finsterer.

„Welche Kirche?"

„Ja ... in ..." sie strich mit den Fingern sich ein paarmal über die weiße Stirn, und ein schmerzlicher Zug legte sich um ihren Mund. „Schrecklich ... schrecklich" ... murmelte sie — „nichts behalt' ich mehr ... alles weg ... ganz leer ..." sie rieb sich noch immer die Stirn, dann sah sie ihn traurig an ... „ich hab' es vergessen, Felix; sei mir nicht böse."

„Wo werd' ich dir böse sein, Ella!" Es war ihm, als schnüre es ihm erstickend den Hals zu, als sie ihn so süß ansah, so demütig bat, ihr nicht böse zu sein. Aber er bezwang sich. Vor ihr, der armen Kranken, mußte man ruhig sein, ganz ruhig, wollte man sie nicht unnötig aufregen.

„War's vielleicht für die Kirche in Friedrichs-Aue?" fragte er sie weiter.

Ihre Augen erhellten sich wieder, und sie nickte rasch und lebhaft.

„Du bist klug ... du weißt alles ..." sagte sie ... „ja, es ist für Friedrichs-Aue."

„Und wie kommst du darauf? Hat dich jemand darum gebeten?"

„Ja ... natürlich, Mutter."

„Hm!"

Natürlich. Er hatte sich's ja denken können.

Er zog unwillkürlich die Brauen finster zusammen und runzelte die Stirn.

Das schien die Kranke zu erschrecken.

„Oh nicht, nicht," rief sie halblaut, und ihr ganzer, zarter Körper begann zu zittern, „sei mir nicht böse; bitte, bitte."

„Nein, nein." Er legte eine Hand auf ihre kleinen, bebenden Hände, „ich bin dir nicht böse. Nie. Ich hab' dich lieb, das weißt du ja."

Sie aber schien sich so schnell nicht beruhigen zu können.

Sie zitterte noch immer, und ihr Blick flog über Felix hinweg in die entfernteste Zimmerecke und wurde groß und starr, als sähe sie von dort etwas Erschreckendes herankommen.

Er bemerkte ihren Blick, bemerkte ihr Erschrecken und biß die Zähne fest zusammen und hielt ihre Hände noch fester in den seinen.

„Ella, Ella ... nicht doch ... warum erschrickst du, Kind? Höre, laß deine Arbeit ... komm, komm mit mir hinaus in den Park ..." er sprach schnell und hastig, als wollte er durch seine Worte sie auf andere Gedanken bringen ... „wir gehen miteinander spazieren, weißt du noch, wie damals? Und haben einander lieb, wie damals. Weißt du noch? Ja, weißt du? Willst du? Komm, Ella ... komm. Es sind solch schöne Blumen draußen; und die Sonne, sieh doch nur die Sonne ... wie warm und schön. Und wir pflücken Blumen ... und pflücken Beeren ... und ... hörst du, Ella? komm! fürchte nichts ... nichts ... ich bin bei dir ..."

Er sprach immer schneller, immer eindringlicher zu ihr, aber er sah, daß es nichts mehr nützte.

Ihr Blick veränderte sich nicht mehr.

Unverwandt schien sie etwas Herankommendes zu verfolgen ... näher sah sie es kommen ... immer größer, immer starrer wurden ihre blauen Augen ... und plötzlich entrang sich ein Schrei ihren Lippen.

„Bruno . . . Bruno! nicht . . . nicht hier . . . retten . . . retten . . . sie kommen . . . da . . . da . . . da . . .“ sie wies entsetzt mit dem Finger auf die Wand hinter Felix . . . „retten . . . retten . . .“ und plötzlich schnellte sie von ihrem Stuhl in die Höhe und warf sich über Felix, als wollte sie ihn decken, ihn schützen vor einer ihm drohenden Gefahr. Sie umschlang ihn mit beiden Armen und zitterte und bebte wie junges Espenlaub.

„Sie haben Messer . . .“ flüsterte sie dabei . . . „Messer. Da . . . da . . . da . . .' sie funkeln . . . sie töten . . . töten dich . . . Bruno . . . Bruno . . .“

Sie schrie es laut . . . ihre Stimme, zuerst nur zart, schwach, flüsternd, ward plötzlich gellend . . . eine furchtbare Seelenangst ertönte daraus.

Felix hatte sich rasch auf die Füße gestellt. Es war ihm nicht schwer geworden. Der schlanke, zarte Körper Ellas wog kaum mehr als der eines Kindes.

So sie im Arm haltend, stand er nun da, streichelte ihr Haar, ihre Wangen, und versuchte auf jede nur mögliche Weise sie zu beruhigen.

„Ella, Ella!“ murmelte er. „Ich bin es ja, Felix, und wir sind allein; niemand ist hier . . . niemand; keine Menschen und auch keine Messer. Nichts, nichts, wir sind allein. Ruhig, ruhig, sei doch nur ruhig, mein liebes, gutes Kind.“

Sie hing zitternd und leichenblaß in seinem Arm. Die furchtbare Aufregung, die vor einer Sekunde noch in ihr getobt, ließ allmählich nach; unter ihren Augen wurden tiefe, dunkle Ringe sichtbar, und auf den blassen Lippen zuckte es wie kleine weiße Schaumflöckchen, während ihr blonder Kopf tief zurückfiel und die Haare sich lösten und wie ein langer, goldener Mantel herniederhingen.

Auf der Wendeltreppe erklangen rasche Schritte, und Fräulein Mariens Kopf zeigte sich gleich darauf in der Öffnung.

Rasch kam sie zu der Gruppe heran.

„Wir wollen sie aufs Bett legen,“ sagte sie. „Wodurch ist es denn nur wieder gekommen?“

Felix hatte Ellas leichte Gestalt schon emporgehoben und trug sie nach ihrem Lager hin, an dem Marie die Kissen schnell ordnete, um es der Kranken behaglich zu machen.

Hier blieb er stehen, über sie gebeugt, und blickte voll trauriger Teilnahme in das bleiche Gesicht der Leidenden, die jetzt in tiefer Bewußtlosigkeit dalag.

Dann richtete er sich empor.

„Was ist nun zu thun?“

„Nicht viel.“

Fräulein Marie hielt schon ein Flacon mit einer scharf nach Äther riechenden Flüssigkeit in der Hand, nahm ein Tuch und begann Ella die Stirn und Schläfen damit zu reiben.

„Sie wird bald wieder zu sich kommen,“ sagte sie, „und wird dann in einem Zustand der furchtbarsten Mattigkeit stundenlang daliegen. Wodurch ist der Anfall denn nur wieder gekommen? Fast drei Wochen lang ist sie jetzt verschont gewesen. Armes Kind.“

Mit mütterlicher Sorgfalt beugte sie sich über die Daliegende und fuhr fort in ihrer Belebungsarbeit.

„Gehen Sie nur jetzt, Felix,“ warnte sie, als die Augenlider der jungen Frau leise zu zucken begannen — das erste Zeichen des wiederkehrenden Lebens — „es ist besser, sie sieht Sie jetzt nicht mehr, wenn sie erwacht.“

Er zog sich sofort von dem Bett zurück.

„Ich kann Ihnen nichts helfen?“

„Nichts. Sie wissen ja, es ist immer das gleiche.“

„Wo ist denn Ihr Mädchen? Wer bedient hier?“

„Die kleine Julie. Sie wird bald wiederkommen. Sie war nach der Apotheke gegangen etwas holen.“

„Bis nach Graudenz?“

„Ja.“

„Ist sie schon lange fort?“

„Über eine Stunde. Sie muß bald wieder kommen.“ Felix wandte sich halb unschlüssig der Wendeltreppe zu.

„Und ich soll Sie wirklich so ganz allein lassen? Wenn noch etwas passiert?“

„Es passiert jetzt augenblicklich nichts.“ Fräulein Marie schüttelte den Kopf. „Seien Sie unbesorgt, Felix. Wenn Ella jetzt zu sich

kommt, ist das arme Kind so schwach, daß sie gar keiner weiteren Erregung fähig wäre. Manchmal schläft sie auch gleich darauf ein. Das ist dann für sie das beste. Außerdem aber wird Julie gleich kommen. Gehen Sie nur; es ist besser, daß Sie jetzt gehen."

„Gut."

Mit schwerem Herzen stieg der junge Mann die Wendeltreppe hinab und verließ das untere Turmzimmer.

Mit schwerem Herzen und schweren Schritten. In den Park ging er hinaus und wandelte dort in den nun völlig dunkeln Laubgängen stundenlang noch auf und ab.

Welche Bilder verfolgten ihn, während er so dort hin und her schritt! Welche Erinnerungen!

Die ganze furchtbare Tragödie von Buchenwalde wurde in solchen Stunden wieder lebendig vor seiner Seele. Die ganze Tragödie . . . eine Doppeltragödie war es sogar gewesen . . . mit allen ihren Folgen.

Er sah sich wieder in den schattigen Gängen des Buchenwalder Parks herumspringen und tollen als sechsjähriger Knabe . . . bis zu einer früheren Zeit reichten seine Erinnerungen nicht zurück . . . in Gemeinschaft mit seinem um vier Jahre älteren Bruder Bruno. Wie sie lustig gewesen waren damals. Wie zwei junge Füllen rasten und tollten sie die ganzen Tage umher, zum Entsetzen ihrer Erzieherinnen und Hauslehrer.

Armer Bruno! Er war nun schon seit mehr als einem Jahre tot! Unter fremdem Himmel, meilen- und meilenweit entfernt von dem Schauplatz seiner kindischen Spiele, lagen seine sterblichen Überreste in der heißen Erde jenes Tropenlandes, zu dem er hingeflüchtet, als hier nichts mehr für ihn zu retten war.

Gerade war Felix an dem gußeisernen Gitter angelangt, welches rund um den Hügel herum sich zog, unter dem seines Vaters Gebeine lagen.

Sechs Fichten, kerzengerade und hochgewachsen, mit prachtvollem grünen Behang, streckten wie segnend ihre Äste über diesen Platz, so daß er selbst im heißesten Sommer stets im tiefsten, kühlsten Schatten dalag.

Hier warf Felix sich nieder auf dem weichen Moose und drückte die heiße Stirn gegen das kühlende Eisen des Gitters, während Erinnerung auf Erinnerung mit Macht auf ihn einstürmte, und er sich diesem Ansturm wehrlos und schwächlich ergab.

Mit zehn Jahren waren er und sein Bruder getrennt worden. Sie kamen auf verschiedene Schulen. Bruno sollte, seiner ausgesprochenen Neigung zufolge, Landwirt werden, Felix hatte eine ebenso entschiedene Neigung zum Soldatenberuf.

Da hatte man sie denn trennen müssen, die bis dahin unzertrennlich gewesenen Spielgefährten.

Auf Buchenwalde war es immer hoch hergegangen; stets hatte man dort flott und üppig gelebt.

Felix konnte sich keines einzigen Zeitpunkts aus seinem Leben entsinnen, da das Schloß nicht von oben bis unten voll gewesen wäre mit Gästen . . . keiner Zeit, zu der man auf Buchenwalde etwas anderes gethan hätte als Feste feiern.

Der Vater hatte sich um das rein Wirtschaftliche auf seinem Gute nie gekümmert; das blieb ein für allemal den Inspektoren und Verwaltern überlassen.

Wenn nur der Pferdestall stets voll war mit vorzüglichen Reit- und Wagenpferden, wenn der Sekt im Keller kein Ende nahm, und wenn er stets usreichendes Geld für seine größeren und kleineren Liebhabereien hatte, so war er ganz zufrieden, sah seinen Inspektoren durchaus nicht auf die Finger, drückte, wenn es ihm nötig erschien, des lieben Friedens willen, nicht nur eines, sondern alle beiden Augen zu, und war stets sorglos heiter und seelenvergnügt.

Und die Mutter gab Fest auf Fest, unterhielt ihre Gäste stets vorzüglich, ging nebenher fleißig zur Kirche, trug die auserlesensten Toiletten, war bekannt als die beste Reiterin weit und breit, und fand doch dabei noch Zeit, sich um die Erziehung ihrer beiden Knaben zu kümmern.

Das waren die Bilder seiner Eltern, die Felix in der Erinnerung hatte von damals.

Welch lustige Ferien er immer verbrachte, wenn er von Potsdam, wo er in der Kadettenanstalt war, nach Hause kam!

Namentlich die langen Sommerferien!

Wie freigebig der Vater stets gewesen war! Gleichmäßig freigebig gegen beide Söhne.

Einmal erwarteten sie zur Überraschung neue prachtvolle Reitpferde.

Ein anderes Mal fand jeder als Geschenk einen hochmodernen eleganten Selbstfahrer nebst dem dazugehörigen wohltrainierten kleinen Groom vor.

Ein drittes Mal waren es wohlgespickte Portefeuilles, die ihrer harrten, und so gab es jedesmal eine noble Überraschung.

Welche Freude schon immer während der Fahrt auf der Eisenbahn! Die Vorfreude auf die zu Hause ihrer harrende Überraschung! Ja ... es war eine schöne Zeit gewesen!

Als Bruno einundzwanzig Jahre alt war und die landwirtschaftliche Akademie absolviert hatte, kaufte der Vater ihm ein Gut in der Nähe von Kulm, für dreimal hunderttausend Mark, wo er nun anfing in großartigster Weise den vornehmen Agrarier zu spielen.

Zwei Jahre später bekam Felix, der inzwischen eben Leutnant geworden war, die Anzeige, daß Bruno sich mit Ella Rütberg verlobt habe.

Ella war damals eben siebzehn Jahr alt, und als Felix sie zum erstenmale sah, war er wie berauscht von ihrer zarten, süßen Schönheit, die noch so viel entzückende Kindlichkeit an sich hatte.

In der überschwänglichsten Begeisterung ... oh, er erinnerte sich jener Tage genau ... hatte er dem Bruder ein über das anderemal Glück gewünscht zu der ebenso liebenswerten wie reizenden Braut, und sich selbst, im Übermaß des jugendlichen Enthusiasmus, feierlichst geschworen, niemals heiraten zu wollen, da die Perle der Perlen, wie er Ella vor allen zu allgemeinster Belustigung nannte, nun doch nicht mehr zu erringen sein würde.

Und die Eltern, namentlich der Vater, waren ebenso sehr entzückt gewesen von Brunos Wahl, wie Felix.

Wie ein Feenschlößchen war dann das große Wohnhaus auf Frankenthal eingerichtet worden, und unter jubelnden Freudenklängen war die junge Frau kaum ein halbes Jahr später am Arme ihres Gatten dort eingezogen.

Es hatte nun dort ein ebenso lustiges Leben begonnen, wie man es auf Buchenwalde führte. Feste und wieder Feste und immer wieder Feste!

Der junge Ehemann sah sich von Zeit zu Zeit in Geldverlegenheiten. Frankenthal warf doch so viel noch nicht ab, wie er brauchte. Später natürlich würde das anders werden, hatte er gemeint ... man würde diese und jene Verbesserung anbringen, den Viehstand vermehren, 2c. 2c., damit würden sich dann auch seine Revenüen vergrößern.

Dies erzählte er dem Vater ... und der Vater glaubte es ihm. Leichtlebiger, gedankenloser Mann! Wann und wem hätte er nicht geglaubt, sofern er ihm nur etwas ihm Angenehmes erzählte.

Ellas Vermögen war kaum nennenswert gewesen. Fünfzehntausend Thaler. Doch was fragte man in der Familie Graach nach Geld, solange jeder nur immer so viel hatte, wie er ausgeben wollte?

Ihre Eltern waren außerdem tot, und sie hatte von niemandem mehr eine Erbschaft zu erwarten.

Diese fünfzehntausend Thaler würden daher ihr ein und alles bleiben.

„Nun siehst du," hatte der Schwiegerpapa zu ihr und seinem Sohne gesagt, als er von den Vermögensverhältnissen seiner Schwiegertochter Kenntnis erhielt, „es ist doch immer besser als nichts, mein Kind, und setzt dich deinem Manne gegenüber in ein gewisses Verhältnis der Unabhängigkeit. Deinen Bedarf an Handschuhen und Bonbons wirst du dir von deinen Zinsen stets bestreiten können, ohne erst an die Großmut deines Mannes appellieren zu müssen."

Nachdem für Bruno Frankenthal angekauft und bar bezahlt worden war, hatte der Vater, wie Felix wohl wußte, ihm Buchenwalde in seinem Testament vermacht, mit der Bedingung, seiner Mutter, so lange sie lebte, im Hause einen Wohnsitz zu lassen.

Außerdem erhielt Felix einen beträchtlichen finanziellen Jahreszuschuß vom Vater, so daß er ein höchst flottes, vergnügliches Leutnantsdasein führen konnte.

Und auf Buchenwalde wurde das flotte Leben fortgesetzt.

Feste und Vergnügungen ... Vergnügungen und Feste ... und nicht allein die Herrschaften lebten so, sondern auch ihre Beamten und Diener; und nicht allein die Beamten und Diener, nein, das ganze zu Buchenwalde gehörige Dorf lebte in beständiger Freude und Herrlichkeit dahin.

Sowohl Herr wie Frau von Graach waren wohlthätigen Sinnes. Sie trug den Ärmeren die Segnungen der Religion zu, er ihnen die des Reichtums.

Er konnte niemanden leiden sehen. Wo es einen Armen, wo es einen Kranken gab, überall versuchte er mit Händen voll Gold diese Leiden zu lindern.

Die ersten Unruhen überfielen diese gedankenlos dahinlebenden Sybariten im Jahre 1889.

Sie gingen von Frankenthal aus. Die Gelder dort wollten nie und nimmermehr reichen. Die jungen Leute konnten mit ihrem Einkommen von fünfzehntausend Mark nicht auskommen. Bruno wandte sich hilfesuchend an seinen Vater. Er, der immer Noble, immer Freigebige, würde gewiß seinem Sohne einen kleinen Jahreszuschuß von etlichen Tausend gern gewähren.

Doch zum erstenmal passierte es, daß Baron Graach eine Bitte um Geld abschlug. Er that es ungern, er schlug die Augen dabei nieder, ja, er errötete ... aber es half nichts: er mußte seinem Sohne sagen, daß er ihm diesen Zuschuß nicht gewähren könnte. Es überstieg seine Mittel.

„Schränkt euch ein klein bißchen ein, Kinder,“ sagte er mit einem gutmütigen Lächeln um seinen hübschen, schwachen Mund, „wir werden auch nächstens damit anfangen müssen, die Mama und ich. Weiß Gott, die guten, alten Zeiten sind wahrhaftig vorüber. Alles ist teurer geworden. Alles. Man muß sich einschränken.“

Dabei gab er nach wie vor allen seinen Schwächen nach. Ließ die seltensten Bäume aus Afrika, aus Asien, aus Australien für sich importieren und im Buchenwalder Park anpflanzen, kaufte die teuersten Reit- und Wagenpferde, ließ berühmte Sänger nach Buchenwalde kommen, denen er tausende dafür bezahlte, daß sie ihm und seinen Gästen in seinem Musiksaal ein Lied vorsangen, tüchtig aßen und tranken und dann wieder abreisten, kurz, kümmerte sich um alles, nur nicht um seine Wirtschaft.

Da erschien eines Tages, etwa drei Jahre nach ihrer Verheiratung mit Bruno, Ella in Buchenwalde. Ella, mit verweinten Augen, halbtot vor Entsetzen.

Felix befand sich damals gerade zu Hause. Es war im Frühjahr, und er hatte vierzehn Tage Urlaub erhalten.

Er konnte sich genau noch des Tages, ja, der Stunde entsinnen, da Ella so unerwartet vorgefahren kam auf Buchenwalde.

Alles war ihr entgegengestürzt, freudig bewegt, mit ausgebreiteten Armen. Aber ihr schneeweißes Gesicht, ihre großen, angstvoll starren Augen hatten alle mit ahnungsvollem Entsetzen erfüllt.

Dabei war sie ruhig ... so ruhig und besonnen, wie man sie noch nie zuvor gesehen hatte.

„Ella, mein Kind, was hast du? was ist passiert?“ hatten beide Schwiegereltern wie aus einem Munde gefragt. Sie aber hatte mit einer vielsagenden Handbewegung nach der offenstehenden Thür gewiesen, wo man die Dienerschaft neugierig sich hereindrängen sah.

„Schickt sie fort, alle, alle,“ flüsterte sie mit bleichen Lippen ... und dann, als sie mit den Ihren allein war, „etwas Schreckliches, Schreckliches.“ Sie suchte in der Tasche ihres Kleides und holte einen Brief hervor: „Alles ist zu Ende,“ stammelte sie „alles, alles! alles fort! Ich habe nichts mehr. Keinen Mann ... nichts.“

Man schloß sie in die Arme; man wollte ihr nicht glauben, man bestürmte sie mit Fragen, und die ganze elende Geschichte kam heraus.

Schon seit mehr als einem Jahr hatte Bruno gespielt, leidenschaftlich, toll gespielt. Sie hatte es nicht gewußt, oder wenn sie auch gewußt hatte, daß er spielte, hatte sie doch nicht gewußt, um welch wahnsinnig hohen Umsätze es dabei ging.

Daß Bruno sie seit längerer Zeit schon schmachvoll vernachlässigte, daß er nur noch bei den Karten oder auf dem Rennplatz zu finden gewesen, verschwieg sie den Ihren; sie wäre zu stolz gewesen, das irgend jemandem einzugestehen; sie erzählte nur, daß er viel gespielt und in-

folgedessen seine Wirtschaft arg vernachlässigt hatte.

Vor drei Tagen nun sei er unruhig geworden, erzählte die junge Frau. Hochgradig unruhig und nervös. Gestern abend spät hatte sie ihn noch nach Hause kommen hören, ohne ihn dann jedoch noch gesehen zu haben. Diese Mitteilung rief gewaltiges Staunen bei den Eltern hervor.

„Wie? Schlaft ihr denn nicht mehr zusammen?" fragten sie. Ella errötete und gestand, daß Bruno, seit er sich so dem Spiel ergeben habe und Nacht für Nacht sehr spät heimkehrte, sich ein anderes Schlafzimmer, entfernt von dem ihren, eingerichtet hatte, um sie nicht zu stören.

So kam es, daß sie ihn gestern nacht nicht mehr gesehen hatte, und heute, als sie erwachte, hatte man ihr diesen Brief von ihm überbracht. Als sie von dem Brief sprach, brach sie von neuem in so heftiges Weinen aus, daß sie ihn nicht zu lesen vermochte. Der alte Baron, der sehr blaß geworden war, nahm ihr das Papier aus der Hand, überflog den Inhalt und sank kraftlos auf den nächststehenden Stuhl nieder.

Felix entsann sich noch genau, wie sein Vater in diesem Moment ausgesehen hatte. Er war binnen diesen zwei Minuten ein alter Mann geworden.

„So sprich doch, sprich, was ist's?" rief die Baronin, erschreckt durch das Aussehen ihres Mannes.

Aber ihr Mann vermochte ihr nicht zu antworten.

Wortlos reichte er Felix den Zettel, und der las ihn der Mutter vor.

„Liebe Ella," lautete der Inhalt von Brunos Zeilen, „wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich schon meilenweit von Dir entfernt. Und ich komme nicht wieder. Denn ich bin ein ruinierter Mann. Schon seit einiger Zeit hab' ich kolossale Verluste im Spiel gehabt. Seit drei Tagen aber war es rein wie verhext. Kein Glück; keine Spur davon. Décidément pas de chance. Ich habe versucht, zurückzugewinnen. Dadurch ist es nur immer schlimmer geworden. Heute abend hab' ich Frankenthal verloren. An Rainach. (Rainach war der Besitzer des benachbarten Gutes Zell.) Nun bin ich ein Bettler. Das ganze Besitztum ist weg, mit lebendem und totem Inventar. Jeder Stuhl, jedes Bett . . . alles, alles ist fort. Du kannst gerade Deine Kleider und Schmucksachen einpacken . . . die gehören Dir, und man kann sie Dir nicht nehmen . . . und nach Buchenwalde gehen, zu den Eltern. Hoffentlich nimmt der Papa sich auch unserer übrigen Schulden an. Es ist ein hübscher Haufen da. Ich mache, daß ich fortkomme. Hier ist mein Platz nicht mehr. In Afrika, Amerika, Asien oder Australien wird mir das Glück vielleicht blühen. Sowie ich irgendwo angelangt bin, schreib' ich Dir; und sowie es mir wieder einigermaßen geht, kommst Du mir nach, und wir beginnen irgendwo im Auslande ein neues, besseres Leben. Adieu, meine Ella, leb' wohl. Verlasse Frankenthal nur sofort, damit man Dir nicht etwa die Thür weist. Wir haben dort nichts mehr zu suchen. Geh' gleich zu den Eltern. Leb' wohl und vergiß mich nicht. Dein Bruno."

Ja, das war eine Katastrophe gewesen! Solchen Kummer mußte der älteste Sohn seinen Eltern bereiten!

Dreimalhunderttausend Mark einfach verspielt wie ein Butterbrot!

Und Gott weiß, was für ein Schuldenposten noch obendrein!

Es verstand sich von selbst, daß Ella sofort bei den Eltern installiert wurde, und da man den wie immer in reichlicher Anzahl auf Buchenwalde weilenden Gästen nicht gleich die furchtbare Wahrheit mitteilen wollte, mußte man zu allerhand Lügen und Ausflüchten greifen, die die plötzliche und definitive Niederlassung der jungen Frau bei ihren Schwiegereltern einigermaßen erklärten.

Baron Graach ordnete die Schulden seines durchgegangenen Sohnes.

Mit welch furchtbaren Opfern er dies that, erfuhren die Seinen erst viel später, nach seinem Tode.

Er erholte sich von dem Schlage nicht mehr.

Er war und blieb ein gebrochener, alter Mann. Ja, er wurde geradezu finster, menschenscheu; und aus dieser Zeit seiner Menschenscheu stammte auch die eiserne Wendeltreppe in den Zimmern, die Ella jetzt bewohnte.

Der so lustige, fröhliche, leichtlebige, gastfreundliche Mann wurde binnen einem halben Jahr zu einem griesgrämlichen, menschenfeindlichen Sonderling.

Er mochte außer seinen nächsten Angehörigen gar bald keinen Menschen mehr sehen, und um sich den Anblick anderer ein für allemal zu ersparen, ließ er zwischen seinem Schlaf- und seinem Arbeitszimmer diese private Treppe herstellen, auf der ihm nie ein Mensch begegnen konnte.

Die Baronin feierte auch keine Feste mehr. Auch sie war hart getroffen worden von dem furchtbaren Schlage.

Doch sie quälten nicht so sehr die finanziellen Sorgen — sie hatte sich überhaupt nie im Leben um Geldangelegenheiten gekümmert — wie der Verlust ihres Sohnes und die Art und Weise, wie er davongegangen, wie er einem Verbrecher gleich bei Nacht und Nebel davongegangen war.

Und noch nach drei Monaten war man ohne jede Nachricht von ihm.

Von der Besitzung Frankenthal war auch kein Stein zu retten gewesen. Herr von Rainach hatte es im Spiel von Bruno Graach gewonnen. Es waren Zeugen genug vorhanden. Die Sache war in schönster Ordnung vor sich gegangen. Unmöglich sie anzufechten.

Im Gegenteil, es war noch gewissermaßen ein Akt der Großmut von Rainach gewesen, sich mit Frankenthal zu begnügen, da die Schuld Brunos an ihn den Wert der Besitzung weit übertraf.

So blieb die junge Frau auf Buchenwalde; aber sie hatte der furchtbare Schlag furchtbar getroffen.

Der jähe Schreck, die qualvolle Aufregung, der Kummer um den Davongegangenen versetzten sie in einen Zustand unsagbarer Melancholie.

Stundenlang, halbe Tage lang ging sie in den Alleen des großen Buchenwalder Parks mit müden, schleppenden Schritten hin und her, hin und her, in gutem und in schlechtem Wetter, ihr war es gleich, sie achtete kaum darauf, ob es regnete, ob die Sonne schien.

Oder aber sie konnte auf der großen Terrasse an der Ostseite des Schlosses sitzen, die Hände regungslos im Schoß verschlungen, den Blick starr vor sich hingerichtet in das wogende, wiegende, grüne Blättermeer des Parks.

In dieser Zeit begann plötzlich die Manie der Proselytenmacherei die alte Baronin zu beseelen.

Eine fromme und eifrige Katholikin war sie immer gewesen, und nie hatte der Kummer darüber, daß ihr Mann und ihre Söhne protestantischen Glaubens waren, sie ganz verlassen. — Ja, es hatte eine Zeit gegeben, in den ersten Jahren ihrer Ehe, wo sie in äußerem und innerem Unfrieden mit ihrem Manne gelebt hatte, weil er nicht zugab, seine Söhne katholisch werden zu lassen.

Das einzige Zugeständnis, das er ihr schließlich machte, war das Versprechen, ihre Töchter, im Fall sie welche hätten, katholisch zu erziehen.

Hiermit hatte die Baronin sich zufrieden gegeben. Doch wie sie von Jahr zu Jahr auch gewartet hatte, es war ihr nicht vergönnt gewesen, eine Tochter zur Welt zu bringen. Und schließlich hatte sie wohl an zwanzig Jahre ihres Lebens in einem solchen Strudel von Geselligkeit und nicht endenwollenden Zerstreuungen dahingelebt, daß ihre Zeit vollkommen in Anspruch genommen war, und selbst ihre starke Religiosität dem hatte weichen müssen.

Nun sie wieder mehr allein war und sich selber lebte, erwachte der religiöse Eifer verzehnfacht in ihrer Seele.

Sie ging zwei, dreimal des Tages die Messe hören, in der kleinen Kapelle auf Buchenwalde, die man ihretwegen allein dort errichtet hatte; sie bekam fast täglich stundenlange Besuche von Pfarrer Bruddowo; und endlich verfiel sie auf die Idee, ihre unglückliche, junge Schwiegertochter zum Katholizismus bekehren zu wollen.

Es gelang ihr ohne viel Mühe.

Fortwährend in der Gesellschaft von ihrer Schwiegermutter und deren Beichtvater, jeder

Tröstung bedürftig, war es nicht schwer der jungen Frau einzureden, wie eben die mangelhafte evangelische Religion, der laxe Kirchenbesuch der Protestanten und ihr ungenügender Glaube mit schuld wären an ihrem Unglück. Und kaum vier Monate nach der Abreise ihres Gatten war Ella schon ganz bereit zum Katholizismus überzutreten und betete täglich so und so viel Messen für sein Heil zusammen mit ihrer Schwiegermutter in der Kapelle.

Sie begann sogar in der Ausübung ihrer Frömmigkeit, die ihr Trost und Zerstreuung gleichmäßig bot, ihre Schwiegermutter bald zu überbieten und war nach kurzer Zeit schon auf dem besten Wege, eine religiöse Schwärmerin, eine Fanatikerin zu werden.

Da kam Felix wieder einmal nach Hause. Im Herbst des gleichen Jahres, da Bruno verschwunden, war es.

Er hatte einen ziemlich heftigen Diphtheritisanfall gehabt, der ihn mehrere Wochen aufs Krankenlager gebannt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

# Rache.

## Novelle

von

**Olga Wohlbrück.**

[1]

Die kleine goldene Uhr auf dem breiten Kaminsims des Ateliers schlägt zwei.

Helene wirft das flache, stumpfe Messer, mit dem sie soeben den feuchten Thon bearbeitet, in eine Schale mit Wasser, dann holt sie aus einem kostbaren Behälter aus Sèvresporzellan große feuchte Lappen hervor und umgiebt mit ihnen die angefangene Arbeit.

Ihre Bewegungen sind langsam, müde. Das grelle Oberlicht, kaum gedämpft durch weißseidene Stores, bescheint ihren auffallend kleinen Kopf mit den blassen, feinen Linien, aus dem ein paar große, dunkle, langbewimperte Augen tiefe Schatten auf die blaugeäderten Augenhöhlen werfen.

Ihr Mund hat bei aller Herbe etwas Kindliches, Unberührtes, die hohe, weiße Stirn ist von seltener männlicher Schönheit; die Hand, langfingrig, mager, mit flachgedrückten Fingerspitzen, zeigt allein an, daß Helene über die erste Jugend hinaus ist. Freundinnen geben ihr über dreißig, Fremde — siebenundzwanzig Jahre.

Langsam nimmt sie die große, weiße Atelierschürze mit den langen Ärmeln ab und steht nun da in einem einfachen, graublauen Kleid mit breitem Kragen und hohen Stulpen aus weißem Flanell. Sie ist kaum über die Mittelgröße, zart und fein gebaut, aber ohne alle sinnreizenden Formen.

Es liegt etwas Durchgeistigtes in ihrem Körper, wie auf ihrem Antlitz. Alles an ihr scheint nervöse Kraft, Geist und Seele zu sein.

Ein Diener, in geschmackvoller, dunkler Hauslivree, teilt die schweren persischen Portieren auseinander, die den Atelierraum von der übrigen Wohnung trennen.

„Das Essen ist serviert, gnädige Frau."

„Gut, ich komme."

Und während der Diener verschwindet, taucht sie die Hände in ein großes Becken aus getriebenem Silber, eine holländische Waschschüssel aus dem XVII. Jahrhundert, und ihre Augen gleiten in sich stets gleichbleibender Bewunderung über die weichen Wellenlinien des Metalls, das ihre Hände wie kosend streifen.

Im großen Speisezimmer wartet ihr Mann. Er ist lang und dürr. Dunkle, stechende Augen blitzen unter den buschigen Brauen hervor. Der Mund ist verzerrt von einem sich alle paar Minuten wiederholenden Tick, der die obere Lippe emporreißt und eine Reihe eisenfester, bläulich blitzender Zähne sehen läßt. Alle seine Bewegungen sind ungleich, krampfhaft — seine Hände, mager wie die eines Skeletts, fahren oft konvulsivisch nach der Stirn oder dem Herzen.

Jetzt steht er da, unbeweglich, die Augen sind auf die Thür gerichtet, die, weit geöffnet, Ausblick auf die Reihe mit köstlicher Pracht ausgestatteter Gemächer gewährt, die sich in gerader Linie hinziehen bis zu der herabgelassenen persischen Portiere.

Jetzt teilt sich die Portiere, und Helene tritt heraus. Sie hält den Kopf leicht nach vorn geneigt und poliert mit einem kleinen seidenen Taschentuch ihre Nägel. Lässig gleitet sie über die dicken Teppiche, der weiche Wollstoff ihres graublauen Kleides paßt sich in anmutigen Falten den lässigen Bewegungen an.

Endlich tritt sie in das dunkel gehaltene Speisezimmer mit der in der großen Nische auch am Tage brennenden Ampel aus Gußeisen. Sie steckt das Taschentuch in den Gürtel und hebt den Kopf. Ihre Augen begegnen dem starren Blick des Mannes, ihre Mundwinkel zucken leise.

„Verzeih . . . ich wußte nicht, daß du schon da bist.“

Der Mann antwortet nicht. Sie tritt an den Tisch und schöpft die Suppe auf. Ihre Hand zittert dabei ein wenig, und eine leichte Röte färbt ihre bleichen Wangen.

Der Mann setzt sich ihr gegenüber, ohne ein Wort zu sprechen, nur seine Augen bleiben an ihr haften in rätselhaftem, erschreckendem Ausdruck. Das Schweigen ist drückend.

„Wie findest du meinen neuen Tischläufer?“ fragt Helene endlich und fährt mit dem Finger über den gold- und silbergestickten Streifen aus verblaßtem grünen Brokat, der sich von dem schneeig weißen Damasttischtuch abhebt.

Er richtet die Augen von seiner Frau weg auf den Läufer, ein hämisches Lächeln fliegt über seine Züge.

„Unecht,“ sagt er kurz.

„Wieso unecht?“

Helene sieht ihren Mann erschreckt an.

„Wieso unrecht?“ wiederholt sie. „Es ist die authentische Altardecke, die Katharina Medicis anläßlich der Hochzeit des Königs von Navarra mit Margarethe von Valois im Jahre 1572 einem Franziskanerkloster gestiftet hat. Das Kloster ging im vorigen Jahrhundert ein, und die Altardecke, einige Stühle und das Gebetpult des Priors, ein Meisterwerk der Schnitzkunst — ich habe die Photographie gesehen — kamen in den Besitz eines reichen englischen Sammlers. Das Pult wurde vom Pariser Museum vor etwa zehn Jahren angekauft, wohingegen die Altardecke von den nichts weniger als kunstsinnigen Nachkommen des englischen Sammlers einem Trödler für eine lächerliche Summe überlassen wurde. Aber sieh doch nur das Muster — echtes XVI. Jahrhundert, und da in der Ecke C. M.; das Wappen war gemalt, von den Farben hat sich jedoch nur wenig erhalten . . .“

Der Mann lacht auf, trocken und häßlich.

„Mein liebes Kind, du bist noch sehr naiv. Die echte Altardecke kannst du im Cluny-Museum in Paris sehen — das da ist jedoch nichts als eine geschickte Imitation, die ich mir erlaubt habe, für dich anfertigen zu lassen.“

„Du hast . . .?“

„Ja, meine Liebe, ist das nicht galant? Ich bin wie jener berühmte Liebhaber, — du weißt, Namen sind nie meine starke Seite — der, als seine Geliebte einen Stern am Himmel fixierte, sagte: Liebste, sieh diesen Stern nicht so an, ich kann ihn dir nicht geben. Aber er war ein Stümper gegen mich. Er hätte einen künstlichen Stern anfertigen lassen sollen, er hätte Mittel und Wege finden müssen, den Stern scheinbar frei am Firmament glänzen zu lassen; er hätte eine goldene Leiter bauen müssen, die gerade in den Himmel führt, und seiner Liebsten den künstlichen Stern zu Füßen legen sollen. Das hätte er. Nun — das Cluny-Museum hat für die Altardecke — für die authentische — 500 Francs gezahlt — mich kostet die unechte 5000 Francs. Sage selbst — welche ist mehr wert?“

Helene ist totenblaß, ihre eiskalten Finger spielen krampfhaft mit der Serviette.

„Und warum sagst du mir das alles?“ fragt sie tonlos.

Ein höhnischer Tick reißt seine Lippen auseinander, und er stützt das Kinn auf seine magere, gelbliche Hand.

„Ist es nicht recht und billig, daß ich, nachdem ich dir das große Vergnügen gewährt habe, dich einer deiner Leidenschaften nachjagen zu lassen, nun mir das Vergnügen gönne, etwas zu zerstören, was du in mir zerstört hast — die Illusion? Beklage dich nicht. Bei dir ist nur eine Altardecke im Spiel, bei mir — mein ganzes Leben.“

Sie antwortet nicht. Ihre Lippen liegen festgeschlossen aneinander, ihre Augen richten sich mit erzwungener Ausdruckslosigkeit auf das rötliche Licht der Ampel. Der Diener waltet still seines Amtes. Mit dem schwarzen Kaffee bringt er zugleich einen Brief herein, adressiert an Frau Helene Varnhagen.

Sie nimmt den Brief und starrt auf die Adresse. Ihre Hand zittert, der große, weiße Kragen bebt von den heftigen Schlägen ihres Herzens.

„Von wem ist der Brief?“ fragt eine harte Stimme.

Sie blickt auf in jähem Schreck. Die Augen ihres Mannes ruhen funkelnd auf ihr. Keine Linie ihres Gesichtes rührt sich, sie hebt nur den kleinen energischen Kopf höher.

„Fängst du jetzt auch an meine Korrespondenz zu kontrollieren?“ fragt sie ruhig.

Er springt vom Stuhl auf und stürzt sich wie eine wilde Bestie auf seine Frau.

„Gieb mir den Brief, hörst du, ich will den Brief . . .“

Seine Stimme klingt heiser, seine Hände klammern sich ein in die Schultern der Frau. Mit unbeschreiblichem Ekel wendet sie den Kopf ab.

„Du bist wahnsinnig . . . da.“

Sie wirft den Brief auf den Tisch.

Mit gierigen Händen greift er nach ihm, mit den Zähnen reißt er das Kouvert auf. Er liest laut, er merkt es nicht, wie seine Frau jedes Wort von seinen Lippen pflückt.

„Liebe kleine Helene, große Künstlerin . . . ich darf ja nicht mehr sagen, meine Helene! Müde und abgehetzt von rastloser Arbeit, kehre ich nach achtjährigem Aufenthalt in der Ewigen Stadt zurück zur nordischen Heimat. Früher warst Du meine Heimat . . . Nein, Du warst es nicht, Du bist es geblieben. Deine Heirat ändert nichts an unserem gegenseitigen Verhältnis. Die schwärmerische Liebe, die mich seit meiner Kindheit an Dich kettet, kann durch keine äußeren Verhältnisse beeinträchtigt werden. Der gewöhnliche Mensch wird geboren, liebt einigemal und stirbt, der Ausnahmemensch wird geboren, liebt einmal und stirbt, die Seele wird nicht geboren, sie stirbt nicht — sie lebt ewig — sie liebt ewig. Herbert.“

Helene wiederholt leise: Herbert! und lächelt, ein stilles, glückliches Lächeln. Sie bemerkt es gar nicht, wie ihr Mann den Brief in tausend kleine Stücke reißt, wie sein Gesicht sich verzerrt zu einem unheimlichen, fratzenhaften Grinsen. Plötzlich hört sie:

„Du verreist. Heute noch. Verstehst du, wir verreisen.“

Sie begreift nicht im ersten Moment, sie springt auf von ihrem Stuhl und sieht ihren Mann entsetzt an.

„Verreisen?“ wiederholt sie mechanisch, „wohin, wozu?“

Und plötzlich, mit der intuitiven Klarsicht der Verzweiflung:

„Bedenke doch, meine Arbeit für die Ausstellung, ich muß sie fertig machen, und die Büste, die ich angefangen habe . . . Ich kann, ich darf jetzt nicht fort, das hieße mir selbst ins Gesicht schlagen, das hieße mich als Künstlerin unmöglich machen . . .“

Varnhagen antwortet nicht. Er drückt auf den Knopf der elektrischen Klingel.

„Alles einpacken für eine Reise von drei Monaten,“ herrscht er den Bedienten an. „Wir verreisen, heute abend . . . gehen Sie . . .“

„Du bist wahnsinnig,“ sagt Helene nochmals.

Ein physischer Widerwille prägt sich in ihrem Antlitz aus.

Er sieht sie an und lacht höhnisch auf.

„Wahnsinnig — gut. Aber du hast mich wahnsinnig gemacht — ernte, was du gesät.“

„Ich!“

Sie zuckt leicht die Achseln und schreitet

langsam zur erleuchteten Nische. Dort läßt sie sich in einen Sessel mit hoher Lehne nieder und schließt die Augen.

Varnhagen geht im Zimmer auf und ab. Seine Aufregung hat sich nicht gelegt, seine Hand greift alle Augenblicke nach dem Herzen. Dann wieder nestelt er an dem Kragen herum, als fürchtete er zu ersticken. Ab und zu wirft er einen glühenden, haßerfüllten Blick auf die schlanke Frauengestalt. Endlich bleibt er stehen — gerade vor ihr. Die Spitze ihres kleinen Lackschuhs streift seinen Stiefel.

„Warum hast du mich geheiratet?" fragt er leise und drohend.

„Warum hast du mich geheiratet?" wiederholt er lauter und beugt sich über sie.

Sie rührt sich nicht und öffnet nicht die Augen. Eine Sekunde scheint es, als wollte der Mann die geballte Hand auf ihren Kopf niedersinken lassen. Mit übermenschlicher Anstrengung kämpft er den Impuls nieder.

„Antworte," herrscht er seine Frau an.

Sie schlägt die Augen auf. Unsägliche Verachtung liegt in ihrem Blick.

„Du bist wie ein wildes Tier," sagt sie langsam. „Vor einem wilden Tier kann ich mich fürchten, kann ihm aber nicht Rede stehen. Werde ein Mensch und ich will dir antworten."

Ein böses Lächeln verzerrt abermals sein Gesicht.

„Brauchst mir nicht zu antworten," stößt er schwer atmend hervor. „Ich weiß es ... ich will dir's selber sagen."

Sie zuckt die Achseln und schließt abermals die Augen in tödlicher Ermüdung.

„Du hast mich geheiratet aus kalter, glatter Berechnung," sagt er mit scharfer Betonung. „Dein ganzes Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, dir einen Namen zu machen, dein ganzes Streben, dich künstlerisch und — wie du selbst sagtest — ästhetisch ausleben zu können. Du hieltest dich für einen kostbaren Edelstein und suchtest nach einer würdigen Fassung. Der Mann, der dich liebte und den du liebtest — konnte dir damals vor acht Jahren nichts bieten als seine Liebe, und das schien dir zu wenig. Du fürchtetest dich vor der desillusionierenden Wirklichkeit — auch die Liebe war für dich nichts als ein Edelstein, der — um zur vollen Geltung zu kommen — einer würdigen Fassung bedarf. Die Feldblume, die der Geliebte bringt, mußtest du in ein kostbares Krystall stellen können, und der Teppich, auf dem er dir kniend seine Liebesschwüre wiederholt, mußte ein echter Smyrna sein, sechs Zoll dick ... Liebe in einer kleinbürgerlichen Wohnung bei schablonenhafter, altdeutscher Speisezimmereinrichtung, mit verstaubten Makartbouquets als künstlerischer Dekoration, Liebe bei einem Einkommen von drei bis viertausend Mark jährlich, Liebe mit gestopften Baumwollstrümpfen an den Füßen und geflickten Handschuhen auf den Fingern, Liebe — mit der Misère des fettfleckigen Wirtschaftsbuches des 'Mädchens für alles', Liebe bei einer Petroleumlampe und kaltem Aufschnitt, Liebe bei der Arbeit fürs tägliche Brot, bei der Sorge um dürftiggekleidete Kinder ... diese Liebe konntest du nicht fassen, zu dieser Liebe — dich nicht aufschwingen. Du nicht — und er vielleicht auch nicht. Da fandest du mich. Ein häßlicher, kranker Mensch, mit einer kranken Seele, die nach Schönheit und Glück dürstete; ein Mensch, der sich mit all seinem Reichtum nicht das kaufen konnte, was anderen wie ein Gnadengeschenk des Himmels zufällt: Liebe! Ein Mensch, der niemals Liebe empfunden, Liebe erweckt. Da tratest du in meinen Lebenskreis. Ich erinnere mich noch wie heute an den Tag, da ich dich zum erstenmal sah; es war auf einem Bankett, zu Ehren irgend eines siebzigjährigen Malers. Du trugst ein billiges Fähnchen — jedes deiner Taschentücher mag jetzt wohl mehr kosten — aber ein Etwas strahlte aus deinen Augen, lag auf deiner Stirn, daß sich die Leute umwendeten, wenn du vorübergingst, und ich erschreckt die Augen schloß, als sie deinem Blick begegneten."

Varnhagen hält inne und atmet schwer auf. Dann schiebt er einen Sessel heran und läßt sich schwer auf ihn fallen. Der Kopf sinkt ihm tief auf die Brust, und eine blaue Ader, die seine Stirn senkrecht durchschneidet, quillt drohend auf. Helene verharrt in ihrer Stellung — regungslos, als wendeten sich all die Worte nicht an sie.

Varnhagen fährt fort:

„Ein Börsengenie, dessen widerliche Fratze von dir modelliert worden war, stellte mich dir vor. ‘Protegieren Sie die Kleine, sie kann's brauchen,’ raunte er mir zu. Ich hätte ihm an die Gurgel springen mögen für diesen Ton. Du strecktest mir die Hand entgegen — ich wagte es nicht dir die meinige zu reichen — und fragtest: Also Sie sind der berühmte Sammler? Und nach einer kleinen Pause, ich kam mir dumm vor wie ein Schuljunge, fügtest du hinzu: ‘Wie freue ich mich, Sie kennen zu lernen.’ Ich durfte den ganzen Abend an deiner Seite bleiben, und du forschtest mich aus über meine Sammlung, ließest dir einzelne Stücke nennen, sprachst über die innere, unvergängliche Schönheit der Seele und der Kunst, träufeltest Balsam auf mein krankes, wildes Gemüt ... Du schienst gut. Ich hatte einen großen, brennenden Wunsch: Du solltest kommen und meine Sammlung sehen, aber ich brachte die Bitte nicht über die Lippen ... ich sah dich immer nur an und meinte, du müßtest mein stummes Flehen verstehen. Da kam irgend ein Laffe heran, ein Maler, mit einem falschen Brillanten im Hembe und einer weißseidenen Kravatte: ‘Na, Helenchen, sind wir fâché? Seit drei Tagen wollen Sie sich mein Bild ansehen kommen ... und immer Essig, 'ne nette Kollegin.’ Gut, gut, ich komme morgen, bis jetzt war ich beschäftigt, antwortetest du ruhig, dann wendetest du dich mit demselben freundlichen, ruhigen Lächeln an mich:

„‘Sammler und Künstler sind ja auch halbe Kollegen, und ich wäre sehr froh, wenn ich mir in dieser Eigenschaft Ihre Sammlung ansehen dürfte.’

„Ich war wie von Sinnen. Die dreiste Art deines ‘Kollegen’ erfüllte mich mit wilder Empörung, und daß du dich nicht verletzt von ihr gefühlt, erweckte in mir fast etwas wie Haß gegen dich. Und höflich, kalt, sagte ich:

„‘Es wird mir eine große Ehre sein. Wann darf ich Sie erwarten?’ Du dachtest einen Augenblick nach, dann:

„‘Da der morgige Tag doch für die Arbeit verloren ist, so will ich Sie nach der Besichtigung des Bildes aufsuchen, etwa um drei — wenn es Ihnen recht ist.’

„Es sollte mir recht sein, daß du zu mir kamst von dem da, dem frechen, hohlen Gesellen! Nein, lieber solltest du garnicht kommen; ich hätte deine Hand nicht berühren mögen, nachdem sie in der des andern gelegen.

„‘Bedaure sehr, aber morgen bin ich den ganzen Tag verhindert,’ erwiderte ich.

„‘Nun dann heute über acht Tage; ich muß die ganze Woche arbeiten und kann mich nicht aus meinem Atelier rühren, nicht einmal Besuch empfangen ...’

„Nicht einmal Besuch empfangen! Ich hätte den Saum deines Kleides küssen mögen für dieses Wort.

„Die acht Tage vergingen mir in fieberhafter Erwartung. Ich stäubte täglich jedes Stück meiner Sammlung, die ich in einem großen Saal untergebracht hatte, selbst ab, weil ich nicht wollte, daß der Diener die Gegenstände berührte, auf die dein Auge fallen, die deine Hand betasten würde.

„Endlich kamst du. Wie ein Kind sahst du aus in dem schlichten schwarzen Kleidchen, mit dem Pelzmützchen auf dem Kopf, dem imitierten Krimmerkragen um die Schultern, den Muff fröstelnd zum Kinn emporgehoben.

„Ich wußte erst nicht recht, was ich mit dir anfangen sollte.

„‘Darf ich Ihnen den Kragen abnehmen?’ fragte ich, um etwas zu sagen.

„‘Nein, nein, lassen Sie nur, ich friere mörderlich.’

„Ich führte dich durch einige Zimmer meiner Wohnung und sah, wie du enttäuscht die Brauen hochzogst.

„‘Meine Sammlung ist am Ende des Korridors, in einem Saal,’ sagte ich rasch.

„‘Ach so ... alles zusammen, wie in einer Tröbelbude, pardon, wie in einem Museum?’ fragtest du.

„Deine Schritte verlangsamten sich, und etwas wie Mißmut huschte über deine Züge. Dann tratest du in den Saal.

„‘So viel?’ waren deine ersten Worte.

„Beinahe interesselos huschten deine Augen über meine Schätze, und mich beschlich plötzlich

ein Gefühl von Scham und Armut. Ich wagte nicht, dich auf etwas aufmerksam zu machen.

„‘Wollen Sie sich nicht setzen?’ fragte ich, nur um die peinliche Pause zu unterbrechen.

„Mitten im Zimmer standen zwei einfache Rohrstühle, und ich dachte, du würdest dich auf einem derselben niederlassen. Aber nein, du schobst einen breiten Kirchensessel vor — du weißt, den mit der geschnitzten gotischen Lehne aus dem XVI. Jahrhundert — er steht jetzt in deinem Atelier — und kauertest dich darin zusammen, wie eine junge Katze. Und seltsam — es schien mir ganz natürlich, daß du dich dieses Sessels bedientest, nicht eines jener banalen Rohrstühle, auf denen vor dir schon so viele gesessen.

„Jetzt lehntest du deinen Kopf zurück und warfst ernste, prüfende Blicke auf einzelne Gegenstände. Ich konnte in deinem Gesicht lesen, wie in einem Buche; bald drückte es ernste, künstlerische Bewunderung aus, bald helles, kindliches Entzücken . . . du richtetest einige Fragen an mich, teils sachlich, teils naiv, das Lachen des Kindes wechselte ab mit dem scharfen Urteil des schaffenden Künstlers. Endlich hieltest du es nicht mehr aus in deinem altertümlichen Rahmen, du schnelltest empor und berührtest einzelne Gegenstände mit den Händen. Nicht deine Augen allein, auch deine Fingerspitzen sollten die Formschönheit genießen. Deine Blicke leuchteten, deine Wangen waren ganz blaß vor innerer Erregung. Deine ganze reiche Künstlernatur brach hervor. Als ich dir einen Fächer zeigte, den Goya auf Bestellung der Königin von Spanien zu malen angefangen und der unvollendet geblieben, weil eine Hofdame, in die Goya damals verliebt war, ihm für seinen Engel des Lichts nicht sitzen wollte — da streifte mein Finger deine Hand. Sie war eiskalt.

„‘Sie müssen etwas Wein nehmen, um sich zu erwärmen,’ sagte ich und gab gleich den nötigen Befehl.

„Der Diener brachte eine geschliffene Karaffe mit goldgelbem Tokayer und zwei Gläsern herein und stellte das ganze auf ein mit Perlmutter und Goldplatten eingelegtes Rokokotischchen. Ich wollte gerade einschenken, als du deine Hand auf meinen Arm legtest. Ich zuckte zusammen und sah dich verwirrt an. Du aber lächeltest mit deinem schönen, begeisterten Künstlerlächeln und sagtest:

„‘Können Sie es wirklich über sich gewinnen, angesichts all dieser Pracht den köstlichen Wein aus banalen Gläsern zu trinken? Sollten wir ihn nicht lieber in jene Kanne füllen?’

„Du zeigtest dabei auf eines der schönsten Stücke meiner Sammlung: eine Karaffe aus goldgeädertem venetianischen Glase mit Henkel und Deckel aus getriebenem Gold, nach einer Zeichnung von Benvenuto Cellini.

„Diese Karaffe, mit den ihr zugehörigen Gläsern in Goldbechern, war mein Heiligtum. Ich sah dich erst erschreckt an, als verlangtest du, ich sollte dir die Sonne zu Füßen legen, aber dein Lächeln, dein schöner, grader Blick bezwangen mich. Ohne ein Wort zu sagen, füllte ich den Wein in die kostbare Kanne und kredenzte ihn dir in dem goldenen Becher. Du leertest ihn auf einen Zug, langsam, die Augen auf ein altertümliches Kirchenfenster gerichtet, das auf einer Staffelei stand.

„‘Das war der köstlichste Trunk, den ich je gethan,’ sagtest du dann. ‘Oh was sind Sie für ein glücklicher Mensch, daß Sie sich so mit Schönem umgeben können! Wie reich ist Ihr Leben, das in sich den Geist vergangener Jahrhunderte aufnehmen kann.’

„Du schwiegst eine Weile, dann schütteltest du leise den Kopf.

„‘Und wie arm sind Sie, daß Sie alle die toten Gegenstände nicht zu beseelen vermögen, daß Sie sie nur sammeln, anhäufen, wie der Geizige seine Goldstücke anhäuft. Nicht so verstehe ich Reichtum, nicht so Kunstsinn . . . Tot ist ja alles um Sie herum, tot wie in Ihnen. Was sind Linien, Formen, wenn sie nicht vergeistigt werden durch den Gedanken? Was ist mir der Fächer von Goya, wenn ich nicht bei seinem Fächeln das Wehen einer anderen Zeit verspüre, was sagt mir der nur flüchtig skizzierte Engel des Lichtes, wenn ich nicht weiß, warum seine Gestalt nicht ausgeführt? Was soll mir der prächtige goldene Becher, wenn ich mir nicht bei einem Trunke daraus eine herrliche, kunstreiche

Zeit vergegenwärtige ... was sollen mir all die aufgehäuften Schätze voriger Jahrhunderte, wenn sie mich nicht über das Alltägliche der Jetztzeit hinwegtäuschen? Nicht allein im Bewußtsein des Wertes darf der Wert der Kunstschätze liegen, sondern im vollsinnigen menschlichen, geistigen und seelischen Genießen, im Zu-eigen-machen derselben.'

„Ich lauschte deinen Worten wie einer Offenbarung, deine leicht ausgestreckte Hand schien mir einen neuen Weg zu weisen, einen Weg voll ungeahnten Glückes, voll hoher, reiner Freude. Wie eine Priesterin des Hohen und Schönen erschienst du mir, und wie vor einer Priesterin beugte ich demütig mein Haupt und meine Kniee."

Varnhagen springt erregt von seinem Sessel und schreitet mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab. Ein halb träumerisches, halb trauriges Lächeln spielt um den Mund der jungen Frau, und ihre Augen starren weltverloren in das rote Licht der Ampel.

Mit heiserer, unterdrückter Stimme fährt er fort:

„Diesem ersten Besuche folgten mehrere andere. Der Saal wurde ausgeräumt, und du selbst stelltest die Kunstschätze in den Wohnräumen auf. Ich schlief in einem Himmelbett, das Maria Theresia gehört hatte, trank meinen Morgenkaffee aus einer Schale, die von der Dubarry zur Morgenschokolade benutzt worden war, wusch mich in einer holländischen Schüssel aus getriebenem Silber, schrieb an einem Tisch, auf dem M$^{me}$ de Warens Rousseau ihre Liebesbriefe geschrieben, aß mein Obst von Sèvresschalen aus dem vorigen Jahrhundert, schmückte meine Wände mit Bildern von Teniers, Rubens, Boucher, Fragonard und Gainsborough ... Daß ich mir meine Kleider noch nach alter Gewohnheit bei einem lebenden englischen Schneider machen ließ, mochte wohl nur daran liegen, daß du noch nicht verlangt hattest, ich sollte in Escarpins und seidenen Pluderhosen herum gehen.

„Um die Zeit schlugst du mir vor, mich zu modellieren, und ich betrat zum erstenmal dein Atelier. Ein nüchterner, kahler, ärmlicher Raum. Ich erschrak, wie ich dich in diesen kahlen, hellgrau angemalten Wänden sah, wie wenn du mir in einer stürmischen Winternacht obdachlos auf freiem Felde begegnet wärest. Du lasest in mir und sagtest halb wehmütig, halb scherzend, indem du auf dein Herz zeigtest:

„'Ja sehen Sie, da drinnen sieht es freilich anders aus, als hier draußen.'

„Ich ergriff deine Hände und fragte:

„'Wie können Sie leben, bei solcher Disharmonie?'

„Du schütteltest ernst den Kopf:

„'Ich lebe nicht, ich arbeite.'

„Du wiesest auf deine fertigen und begonnenen Büsten und Statuetten, und mit einem Blicke erkannte ich deine glänzende Begabung, dein — trotz deiner Jugend — reiches Können. Zum erstenmal verließen wir im Gespräch den überschwenglichen Ton der reinen Kunst, des hohen Menschentums, um uns auf positiver Basis zu bewegen. Ich erkannte bald — und du warst zu gerade und stolz, um aus falscher Scham Ausflüchte zu machen und die Wahrheit zu verbergen, — daß du nicht genügend Mittel besaßest, um deine Arbeiten in besserem Material auszuführen, daß du in kleinlichem, notgedrungenem Tageserwerb auf die Verfolgung jedes höheren künstlerischen Zweckes verzichten mußtest. Und da — zum erstenmal — kam mir der Gedanke, dich zu meiner Frau zu machen. Bis nun warst du mir so hoch, so unerreichbar erschienen, daß ich den Gedanken an eine intime, auf Gleichheit beruhende Gemeinschaft nicht zu fassen gewagt hätte. Du warst mir bis nun ein Gott, ein leuchtender Stern, ein heller Genius gewesen, der meine arme Seele zu Licht und Sonne emporgehoben hatte. Jetzt — zum erstenmal warst du für mich das Weib, das schwache, im Kampfe mit dem Leben haltlose Weib, und ich fühlte in mir eine Liebe für dich aufkeimen, die nichts mehr hatte von der übersinnlichen Anbetung der vorhergehenden Tage."

Helene zieht die Schultern fröstelnd zusammen, sie nimmt ihr Taschentuch aus dem Gürtel und fährt damit mechanisch über ihre Nägel; Varnhagen läßt sich wieder in seinen Sessel nieder, seine Hände sind krampfhaft verschlungen, seine Augen sind auf den Teppich unter seinen Füßen gerichtet. Er spricht leise, mühsam, mit zusammengepreßten Zähnen.

„Da beging ich eine Schuld. Ich sprach dir nicht von meiner Liebe, von meiner menschlichen Leidenschaft, und ich begehrte dich zur Frau — scheinbar nicht um meinet, sondern um deinetwillen Ich malte dir dein Leben aus an meiner Seite, berauschte mich selbst an meinen Worten und bildete mir selbst ein, daß du nur deshalb mein sein müßtest, um groß zu werden in deiner Kunst, um dein reiches Innenleben zur vollen Entfaltung zu bringen. Für mich begehrte ich nichts, als nur leben, atmen dürfen in der Sonne deiner Gnade. Ich spielte meine Rolle so gut, daß du meine Worte für bare Münze nahmst. Du warst naiv genug zu glauben, daß ein Mann selbstlos genug ist, einem Weibe aus bloß geistigem Interesse alles zu Füßen zu legen, ohne für sich selbst das geringste zu beanspruchen. Du sagtest mir nicht ja und nicht nein — du verlangtest Zeit zur Überlegung, und als ich drei Tage später die Antwort holen kam, da tratest du mir ruhig entgegen — wie ich dir deine Ruhe neidete! — und sagtest:

„'Sie sind ein großer Mensch — hier meine Hand, behalten Sie sie.'

„Ich hielt sie fest mit eisernem Griff und drückte sie heftig, ohne recht zu wissen, was ich that.

„Du lachtest leise auf:

„'Sachte, sachte, zerbrechen Sie mir meine Hand nicht, sie hat noch zu thun, und nun mehr denn je.'

„In vier Wochen sollten wir heiraten. Ich kaufte dieses Haus, und wir richteten es gemeinsam ein. Es gab viel zu thun, Positives zu besprechen und der Taumel, in dem wir lebten, ließ mir keine Sekunde zur Überlegung, zur inneren Einkehr. Deine reine Freude am Schönen, deine klaren Ansichten, deine stolze Aufrichtigkeit, das Fehlen aller kleinlichen weibischen Eigentümlichkeiten nahmen mich täglich aufs neue gefangen und zwar so, daß ich das Weib über dem Menschen vergaß. Ich sah dich ja auch nie in fremder Umgebung, kannte dein Verhältnis zur Außenwelt nicht. Den ganzen Tag über machten wir Besorgungen, beaufsichtigten die Arbeiten im Hause, am Abend entwarfen wir die verschiedenen Einrichtungspläne. Du hattest den Wunsch geäußert, dein getrenntes Schlafzimmer in der Nähe des Ateliers zu haben, und du sprachst so ruhig darüber, daß ich gar nicht den Mut fand, eine andere Kombination vorzuschlagen. Nicht den Mut und offen gesagt auch nicht den Willen. Unsere Ehe durfte ja keine Ehe im gewöhnlichen Sinne sein, mit all ihrer desillusionierenden Trivialität, sondern eine geistige und selische Gemeinschaft, aus der heraus der Wunsch nach körperlicher Gemeinschaft unbewußt — als eine natürliche Folge allmählich erwachen sollte.

„Ein gewisser starrer, physischer Asketismus, in dem ich mich halb aus Stolz, halb aus Ekel vor käuflicher Liebe geübt — bewahrte mich vor plumpen, reinsinnlichen Begierden, und wenn ich deine Hand in der meinen hielt, wenn ich in mehr brüderlicher Zärtlichkeit deine Wange mit meinen Lippen streifte — dann dünkte mich diese Liebkosung als ein Gipfel der Seligkeit, der durch keinerlei brutalere Liebesäußerung überschritten zu werden vermochte. Ich konnte dich stundenlang ansehen und in dieser reinen Betrachtung denselben wollüstigen Schauer empfinden, wie einer, der die angebetete Frau in seinen Armen hält.

„Es war der Vorabend unserer Hochzeit. Wir waren in dieses Haus gekommen, um einen letzten prüfenden Blick auf alles zu werfen. Du hieltest eine kleine Tasche in der Hand, in die du verschiedene Kleinigkeiten gelegt hattest, die du noch aufstellen wolltest: ein paar Photographien, ein paar Statuetten, eine kunstvoll geschnitzte Elfenbeinschale, die du dir aus deinen ersten Ersparnissen gekauft, lauter Andenken, von denen du dich nicht trennen wolltest, obwohl du mir versprochen hattest, nichts in dieses Haus zu bringen, nichts — als dich.

„Aber ich ließ dich gewähren, ich half dir sogar die Bilder auf deinem Schreibtisch ordnen, Photographien deiner Eltern, deiner Meister, einer kürzlich verstorbenen Freundin. Plötzlich stelltest du noch ein Bild hin, das Bild eines auffallend schönen Menschen, mit regelmäßigen, vielleicht nur zu weichen Zügen, dessen große Augen jeden sinnend anzublicken schienen, der das Bild betrachtete.

„'Wer ist das?' fragte ich kurz.

„'Das?'

„Du schwanktest einen Augenblick, dann, mit deinem geraden, offenen Blick sagtest du:

„'Das ist ein Mann, den ich sehr geliebt habe.'

„Ich fühlte mich wie gelähmt. Du — du hattest jemand geliebt, du, die mir so hoch stand, daß ich selbst dich kaum in menschlicher Liebe zu lieben wagte? Eine rasende Wut bemächtigte sich meiner — ich hätte mit den Füßen auf dem Bild herumtrampeln mögen. Ich muß wohl entsetzlich ausgesehen haben in diesem Augenblick, denn du legtest deine Hand wie beschwörend auf meinen Arm.

„'Was ist dir?'

„'Mir ... oh gar nichts!'

„Ich lachte auf und riß dir das Bild aus der Hand, ich betrachtete es prüfend, dann in bewußt bösem, die Gemeinheit streifendem Ton:

„'Ein hübscher Bursche ... hat wohl viele Frauen verrückt gemacht?'

„Zum erstenmal sah ich in deinen Augen etwas aufblitzen, das wie Verachtung aussah. Ich schämte mich und gab dir das Bild zurück. Ich hoffte, du würdest es nun nicht aufstellen, aber du thatest es dennoch. In diesem Augenblick wußte ich, daß wir uns nie verstehen würden, daß ich dem Unglück meines Lebens entgegenging.

„'Ich setzte mich in einen Lehnstuhl, der an deinem Schreibtisch stand, und stützte den Kopf an die Lehne. Ich litt unsäglich, litt doppelt, weil ich wußte, daß es gegen dieses Leiden kein Mittel geben konnte ... Jetzt blicktest du auf mich voll Mitleid, mit freundlicher Güte. Du tratest langsam an mich heran und fuhrst mir mit der Hand streichelnd über die Stirn.

„'Ein Gefühl physischen Widerwillens überkam mich.

„'Rühr mich nicht an,' rief ich und stieß deine Hand von mir.

„'Du zucktest die Achseln — wie herzlos kalt war deine Bewegung! — und setztest dich auf einen schweren geschnitzten Eichenstuhl. Du sprachst kein Wort mehr. Wie lange wir so stumm einander gegenüber saßen, weiß ich nicht. Bei der ersten Bewegung, die ich machte, war es mir, als erwachte ich aus einer Lethargie. Ich erkannte kaum das Zimmer, in dem wir uns befanden, und du selbst, in deinem dunkelroten Kleid mit dem weißen Kragen und dem weißen Gürtel, erschienst mir fremd. Ich erhob mich endlich.

„'Komm, ich geleite dich nach Hause.'

„Draußen, auf der Straße nahmst du — wie immer in letzter Zeit — meinen Arm. Du hattest eine eigene Art, Besitz von ihm zu ergreifen, deine Fingerspitzen leicht auf mein Handgelenk fallen zu lassen ... du schmiegtest dich an mich, wie um Schutz bei mir zu suchen, und doch warst du es, die meine Schritte lenkte, mir die Richtung vorschrieb. Im ersten Augenblick empfand ich deine Nähe als eine aufreizende Pein, und ich hätte dich am liebsten abgeschüttelt, wie ein lästiges Insekt. — Allmählich aber mit der Wärme deines Körpers strömte in mich ein Gefühl der Ruhe über, des stillen inneren Friedens. Ich drückte deinen Arm fest an mich und fragte leise:

„'Willst du mir verzeihen? Kannst du es?'

„Wir standen vor deiner Hausthür, und der flackernde Schein der Gaslaterne beleuchtete dein kleines, blasses Gesicht.

„Du antwortetest nichts und lächeltest nur traurig.

„'Rede, sag' ein Wort, daß ich deine Stimme höre,' bat ich.

„'Arbeite an dir, lerne dich beherrschen — nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich. Du, der du so viel Verständnis hast für das Schöne, Formvollendete — mußt auch an dir modeln und meißeln, um den Menschen in dir zur höchsten Vollendung zu bringen.'

„Sprachst und verschwandest.

„Ein Gefühl kalter, schauriger Öde beschlich mich.

„Worte, nichts als Worte! ... Und ich, der ich dich um eben solcher Worte früher angebetet, haßte dich jetzt um ihretwillen.

„Wie ein Irrsinniger lief ich zurück in dies Haus, setzte mich vor deinen Schreibtisch und nahm das Bild in die Hand.

„Hatte er auch nur Worte zu hören bekommen, hättest du ihm auch nur von Menschentum und Schönheit gepredigt, oder hättest du alles vergessen, um nur Weib zu sein, das nicht denkt, nicht vergleicht, nicht zaudert — das nur liebt?

„Und er . . . was warst du ihm? Hatte sein Arm dich gehalten anders als ich? Hatten seine Lippen nur deine Stirn berührt wie die meinen oder gar . . .

„Ich sprang auf. Ein Gefühl wahnsinniger, brennender Eifersucht erfüllte mich, jener Eifersucht die alles, jedes andere Gefühl tötet — selbst die Liebe, aus der sie entspringt. Etwas Wildes, Bestialisches kochte in mir auf, etwas, das nur in einer physischen Kraftäußerung sich austoben konnte . . . Wärst du vor mir gestanden, ich hätte dich zermalmt, erwürgt und deinen Leichnam voll Ekel weit von mir geschleudert . . . aber ich war allein in dem Zimmer, das du bewohnen solltest, in dem deine Sachen standen, in dem du noch vor kurzem gesessen . . . da auf diesem Eichenstuhl.

„Wie ein wildes Tier stürzte ich mich auf ihn und mit der Kraft eines Wahnsinnigen brach ich ihn in kleine Stücke. Dann schwanden mir die Sinne, und ich fiel wie eine leblose Masse nieder."

(Fortsetzung folgt.)

# Liebes-Rebellen.

## Roman

von

**Roy Tellet.**

Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Lise Landau.

[5]

So kam es, wie es wohl auch von Anfang an beabsichtigt war, daß Errima und Carolath gewöhnlich mit einander spielten. Das junge Mädchen verstand das Schachspiel übrigens weit besser, als Carolath vermutet hatte, wenngleich sie sich ebenso teilnahmlos dabei zeigte, wie bei allem anderen, was sie that. Sie ertappte Carolath oft beim Träumen und gewann die Partie, wenn er seines Sieges ganz sicher zu sein glaubte.

Merkwürdig blieb nur, daß Carolath bei dem täglichen Üben gar keine Fortschritte machte. Er und Errima waren naturgemäß beim Spiel nahe beisammen. Sie saßen gewöhnlich an einem kleinen, viereckigen Tischchen, das gerade Platz genug für das Schachbrett hatte. Wenn sie sich nach vorn neigten, waren ihre Gesichter kaum einen Fuß breit getrennt, und Carolath gewahrte dabei mit Staunen, wie zart Errimas Teint war. Von weitem hatte er nur die Sommersprossen zu erkennen vermocht, aber jetzt bemerkte er, daß nur die übergroße Zartheit der Haut die leichten Sommersprossen so deutlich hervortreten lassen konnte. Und die Entdeckung machte ihm Vergnügen.

Ihr Wesen jedoch interessierte ihn garnicht. Sie spielte, als wäre es eine ihr aufgedrungene Pflicht, bei deren Erfüllung sie auch nicht die mindeste Freude empfand. Für gewöhnlich mußte erst Miß Vipan das Spiel anregen, und zwar in ziemlich entschiedener Weise.

„Mr. Edwardes," so begann sie gewöhnlich, „ich weiß, daß Errima gern eine Partie Schach mit Ihnen spielen möchte; Sie thun ihr doch den Gefallen?"

Und ohne eine Antwort abzuwarten, fügte sie hinzu:

„Errima, geh', hole das Schachbrett!"

War das Spiel auf diese Weise in Gang gebracht, so pflegte Miß Vipan ihre Arbeit zur Hand zu nehmen. Meist war sie derart, wie weniger starkgeistige Frauen sie anderen Leuten nicht zu

zeigen pflegen. Carolath gab sich redlich Mühe, nicht hinzuschauen, aber Miß Vipan war eine geschworene Feindin aller Prüderie und fuchtelte ihm — wie ihm schien, nicht ohne Absicht — direkt damit vor den Augen herum.

„Nützlichkeit kommt der Göttlichkeit nahe," bemerkte sie eines Abends, als sie einen großen, braunen Strumpf voller Löcher hin- und herschwenkte.

„Mit dem Worte Göttlichkeit will ich natürlich nur Gutmütigkeit oder meinetwegen Güte bezeichnen," fügte sie hinzu.

„Wenn man nur wüßte, was darunter zu verstehen ist," rief Carolath.

„Nun, es ist die Absicht, anderen Gutes zu thun. Ich übe sie jetzt in bescheidener Weise, indem ich für meinen Bruder diese Strümpfe stopfe. Die Leute stellen gern die Behauptung auf, daß Frauen, die, wie ich, in der Öffentlichkeit stehen, ihre häuslichen Pflichten zu vernachlässigen pflegen. Sie müssen zugeben, Mr. Edwardes, daß Sie das an mir noch nicht bemerkt haben."

„Nein," entgegnete Carolath ernsthaft, „Sie schrecken vor keiner Pflicht zurück, sei sie auch noch so häuslicher Natur."

Miß Vipan schien sich über das Kompliment zu freuen; offenbar hatte sie auf seinen Doppelsinn nicht geachtet.

„Schachmatt," sagte plötzlich Errima gleichgiltig.

Carolath, der, um mit Miß Vipan reden zu können, sich umgewendet hatte, warf jetzt einen Blick auf das Schachbrett.

„Nicht möglich!" rief er dabei.

„Oh, ich halte das für sehr möglich," sagte Miß Vipan trocken. „Wissen Sie, Mr. Edwardes, ich glaube, Sie sind garnicht imstande, Ihre Gedanken zu konzentrieren."

„Aber Sie waren es ja, die meine Aufmerksamkeit ablenkte, Miß Vipan!"

„Ich würde mich nie ablenken lassen," meinte die Dame, indem sie mit erstaunlicher Energie die Nadel durch den dicken wollenen Strumpf gleiten ließ.

„Errima wird Ihnen Revanche geben," fügte sie hinzu.

Und schon schickte das junge Mädchen sich an, die Figuren wieder aufzustellen. Er hätte es gern für sie gethan, aber sie ließ ihm gar keine Zeit dazu. Offenbar wünschte sie keinerlei Aufmerksamkeit von seiner Seite. Sie hatte dem Befehl der Tante, mit dem Gaste Schach zu spielen, zu folgen; und sie gehorchte dem Verlangen.

Carolath selbst wußte nicht recht, ob er noch ein Spiel machen sollte oder nicht. Aber man ließ ihm ja gar keine Wahl.

„Diesesmal werde ich sicherlich gewinnen," sagte er, seine Partnerin anschauend. Errima schwieg.

Sie begannen das Spiel, und eine Zeitlang blieb Carolath im Vorteil. Aber dann plötzlich war es wieder vorbei mit seiner Sammlung; seine Aufmerksamkeit wurde abgelenkt. Die beiden Spielenden hatten sich zu gleicher Zeit nach vorn geneigt, und dabei hatte Errimas Haar leicht seine Stirn gestreift. Bei der Berührung erschrak er fast. Wieder hatte er eine Entdeckung gemacht. Das dichte, dunkle Haar, das ihr so schwer in die Stirn hinein fiel, fühlte sich weich an wie gesponnene Seide. Bei der flüchtigen Berührung empfand er ein sonderbares Wohlgefühl. Jetzt schaute er dem Mädchen ins Gesicht; es trug anscheinend den Ausdruck müder Gleichgiltigkeit. Carolath war wütend auf sich. Was für ein Schwächling er doch war, sich durch solch einen nebensächlichen Zwischenfall gleich aus der Fassung bringen zu lassen! Was kümmerte ihn denn das Mädchen oder ihr Haar! Waren ihm nicht alle Frauen verhaßt, und dieses Geschöpf, dem die Natur Liebenswürdigkeit und Anmut versagt hatte, nicht ganz besonders?

„Haben Sie schon den Strumpf mit den fünf Zehen gesehen, Mr. Edwardes?" fragte Miß Vipan plötzlich.

Carolath fuhr ein wenig erschreckt auf. Miß Vipans Organ war rauh und laut, und Carolaths Gedanken waren weit ab von allen Strumpfangelegenheiten.

„Nein," entgegnete er, „welchen Vorzug soll er haben?"

„Sein Vorzug ist, daß er die Individualität fördern hilft. Diese Strümpfe sind charakteristisch für unser Zeitalter."

„Für wessen Alter?" fragte Carolath zer-

streut, „für das des Trägers oder das der Strümpfe?"

„Nichts von beidem," antwortete Miß Vipan ärgerlich, „ich meine unsere Zeit, das Zeitalter, in welchem wir leben. Die Anerkennung der bisher unterdrückten Individualität ist für unsere Zeit besonders charakteristisch. Sehen Sie sich doch nur die Frauenbewegung an."

„Meinen Sie, daß die Frauen sich mit abgesonderten Strumpfzehen besser bewegen werden?"

Miß Vipan lächelte nicht einmal, als sie entgegnete:

„Sie sind noch sehr jung, Mr. Edwardes, und die Jugend pflegt nun einmal alles leicht zu nehmen. Aber man kann aus allem eine Lehre ziehen, wenn man nur darauf ausgeht. Schauen Sie einmal hierher!"

Sie hielt den langen, braunen Strumpf mit einer Hand hoch empor, während sie mit der anderen auf die Sohle wies.

„Schauen Sie," wiederholte sie dabei. „Wie unvernünftig das ist! Ein Sack für fünf Zehen! Als Masse sind sie versorgt, aber ihrer Einzelexistenz wird keine Beachtung geschenkt. Den Frauen geht es geradeso!"

Miß Vipans letzter Ausspruch war so vielsagend und rätselhaft zugleich, daß Carolath die Notwendigkeit empfand, um nähere Aufklärung zu bitten.

„Ich dächte, meine Äußerung wäre deutlich genug gewesen," meinte die Dame streng. „Sind die Frauen bisher nicht immer nur als ‘Frauen’ behandelt worden?"

„Ich hoffe doch, Miß Vipan!"

„Sie folgen offenbar meinem Gedankengang nicht. Sind sie nicht behandelt worden, als wären sie alle gleich?"

„Nun, im allgemeinen kann man das wohl sagen."

„Und doch ist jedes weibliche Wesen, außer daß es eine Frau ist, noch etwas ganz anderes."

„Was denn?" fragte Carolath ein wenig neugierig.

„Nun, eine Individualität."

„Ach so," sagte Carolath nur.

„Ein ganz selbständiges, eigenartiges Wesen für sich."

„Manchmal sicherlich," meinte der junge Mann, indem er auf das ‘eigenartige Wesen,’ mit dem er eben redete, einen flüchtigen Blick richtete.

„Nicht nur manchmal, sondern stets, Mr. Edwardes, selbst in den unscheinbarsten Fällen. Sogar Errima hat immerhin ihren eigenartigen Charakter."

Errima blickte von ihrem Schachbrett auf.

„Bin ich an der Reihe?" fragte Carolath.

„Ja."

Carolath machte seinen Zug.

„Die Civilisation ist im raschen Fortschreiten begriffen," führte Miß Vipan belehrend aus, „sie bringt uns zweifellos viel Gutes, aber sie droht, die Individualität zu verdrängen. Zum Glück melden sich Zeichen einer Reaktion, und eines davon ist der fünfzehige Strumpf."

„Aber wenn wir nicht gewohnt sind, die fünf Zehen einzeln zu gebrauchen, so begreife ich nicht, was jeder einzelne mit der Bewegungsfreiheit anfangen soll."

„Das ist eben vielleicht nur Gewohnheitssache. Man muß es auf den Versuch ankommen lassen. Wer weiß, zu welcher Selbständigkeit sie sich vielleicht entwickeln würden, wenn man die Natur nicht vergewaltigen wollte."

„Schachmatt!" ertönte da wieder Errimas Stimme.

Inzwischen war es spät geworden. Carolath wünschte den Damen ‘gute Nacht’ und humpelte aus dem Zimmer. Erst als er lange schon im Bette lag und das Licht verlöscht war, trat vor seinen Geist wieder der Gedanke, der nur noch wie ein matter Druck auf ihm lastete: daß er ein Mörder war. Immer wieder mußte er sich darüber wundern, wie leicht ihm das Vergessen wurde.

---

## XIV.

Carolaths Mutter hatte den Knaben zeichnen gelehrt, und die Natur hatte ihm einen lebhaften Farbensinn verliehen. Malen war stets seine liebste Beschäftigung gewesen. Trotzdem hätten er und seine Eltern es als eine Thorheit betrachtet, wenn er die Kunst als seinen Beruf erwählt haben würde. Zu wenige erreichen darin

wirklich etwas Großes, die meisten gehen an ihren Mißerfolgen zu Grunde. Da er für seines Vaters Amt wenig Neigung spürte, das Rechtsstudium an die Kasse seines Vaters aber zu große Anforderungen stellte, so wählte er die dritte Fakultät und wurde Mediziner, obgleich er für dieses Fach weder viel Sympathie noch Fähigkeit zeigte.

Im Gegenteil, es war ihm von Anbeginn zuwider gewesen; da er Kraft und Schönheit liebte, konnte ihn die Krankheit mit all ihren unausbleiblichen Folgeerscheinungen nur mit Abscheu erfüllen. Das Interesse für die Wissenschaft fehlte ihm vollständig; er sah nur die Oberfläche und trug kein Verlangen danach, tiefer in die Natur einzudringen und die Gesetze kennen zu lernen, infolge deren die Abnormitäten erst zu interessanten Erscheinungen werden.

Hier in seiner erzwungenen Abgeschlossenheit erwachte die Liebe zur Kunst von neuem in ihm. In einem der oben gelegenen Räume hatte er eine Staffelei und Leinwand mit allen dazu gehörigen Malutensilien entdeckt, und nun fragte er den Doktor, ob er sich ihrer wohl bedienen dürfte.

„Natürlich," entgegnete Dr. Vipan. „Wir hatten die Sachen für Errima gekauft; sie hat eine Zeitlang Malunterricht genommen, seit kurzem aber wieder aufgehört."

Carolath dankte dem Hausherrn, beschloß aber doch, Errimas Erlaubnis einzuholen, ehe er die Gegenstände benutzen wollte.

„Ich höre, Sie malen, Miß Ravenshaw," begann er eines Tages, um die Angelegenheit zur Sprache zu bringen.

„Nein," erwiderte sie, „ich habe es wohl versucht, gab es aber gleich wieder auf."

„Hätten Sie etwas dagegen, wenn ich Ihr Material benutzte?"

Das Mädchen schaute ihn mit unverkennbarer Verwunderung an. So um Erlaubnis gefragt zu werden, daran war sie nicht gewöhnt.

„Die Sachen gehören nicht mir; mir gehört überhaupt nichts," sagte sie dann langsam.

„Aber man hat sie doch für Sie angeschafft!"

„Ja, aber dadurch sind sie doch nicht mein Eigentum geworden."

„Jedenfalls haben Sie also nichts dagegen, wenn ich mich ihrer bediene?"

„Weshalb sollte ich etwas dagegen haben? Ich habe ja nichts mehr mit ihnen zu schaffen."

Damit mußte Carolath sich zufrieden geben.

„So werde ich gleich morgen früh beginnen," meinte er.

Errima hielt eine Entgegnung für überflüssig, da Carolath ja keine Frage an sie gerichtet hatte.

Das nächste für Carolath war nun, welchen Gegenstand er wählen sollte. Er sah voraus, daß wenn er sich Tage lang zurückziehen wollte, um seiner Kunst zu leben, Dr. Vipan höchst unzufrieden sein würde, daß er seinen Teil ihrer Abmachung so schlecht durchführte. Entweder also mußte er seine Mal-Idee aufgeben, oder auf irgend eine Weise Errimas Anwesenheit bei seiner Beschäftigung bewirken. Aber wie sollte er das anfangen! Er blickte zu ihr hinüber. Sie saß in einem großen Lehnstuhl, nahe am Fenster, den Kopf tief auf ein Buch geneigt, in welchem sie eifrig zu lesen schien. War es die vornüber geneigte Haltung, oder etwas Aufregendes in dem Buche, was ihre Wangen so lebhaft gerötet hatte, jedenfalls drückte sich mehr Lebendigkeit in ihrer Erscheinung aus, als man sonst an ihr zu bemerken gewohnt war. Das dicke, widerspenstige Haar bedeckte die ganze Stirn.

Obgleich die Stellung nicht so war, daß er sie hätte künstlerisch verwerten mögen, konnte Carolath doch nicht umhin, die natürliche Anmut der biegsamen, schlanken Form zu bewundern. „Wenn ich *sie* malte!" fuhr es ihm plötzlich durch den Sinn.

Er wollte ihr gerade davon sprechen, als ihm noch zur rechten Zeit einfiel, daß sie auf seinen Vorschlag sicherlich nicht eingehen würde, wenn *er* ihn machte; so begnügte er sich mit den Worten:

„Sie scheinen ja da ein sehr interessantes Buch zu haben, Miß Ravenshaw?"

„Ja, sehr."

„Darf man wissen, was es ist?"

„Es ist die Lebensgeschichte John Stuart Mills. Die Tante hat es mir geborgt; sie meint, es wäre hohe Zeit, daß ich etwas von der Sozial-Philosophie kennen lernte."

Das war für Errimas Verhältnisse eine ungewöhnlich lange Rede gewesen, und Carolath entnahm daraus, daß sie wohl besonders angeregt sein mußte. Er lächelte leise, während er fortfuhr:

„Ich hätte nicht geglaubt, daß John Stuart Mills Leben für eine junge Dame so viel des Interessanten böte."

„Nun, mich interessiert es eben."

„Würden Sie mir auch den Grund sagen wollen?"

Errima zögerte, wie in der Absicht, die Antwort zu umgehen. Aber dann besann sie sich offenbar eines besseren und sagte:

„Nun, seine Jugend erinnert mich ein wenig an die meine."

Die Antwort brachte den jungen Mann fast in Verlegenheit. Dann fiel ihm ein, daß der berühmte Philosoph unter einer übermäßig strengen, kaltherzigen Erziehung zu leiden gehabt hatte. An diesen empfindlichen Punkt wollte er jedoch nicht rühren; so sagte er schließlich:

„Nun, Mill hat es doch weit genug gebracht; lassen Sie sich das eine gute Vorbedeutung sein."

„Mill war ein Mann," entgegnete sie kurz.

Über diese Thatsache ließ sich nicht streiten, doch war Carolath sich nicht klar darüber, was das junge Mädchen mit ihrer Feststellung sagen wollte. Während er noch mit einer Entgegnung zögerte und im Zimmer alles still blieb, vernahm er plötzlich ein schwaches Geräusch: es war eine Thräne, die aus Errimas Augen auf das Buch gefallen war. So besaß dieses Mädchen doch ein menschliches Empfinden und trug einen Kummer im Herzen! Carolath war verwundert und froh zugleich. Aber er that, als hätte er den verräterischen Tropfen nicht bemerkt. „Meinen Sie denn," fragte er ganz harmlos, „daß Frauen kein Glück haben könnten?"

„Sie können ihr Glück nicht selbst wählen oder gestalten wie die Männer."

„Die Männer werfen es oft genug von sich," entgegnete Carolath, indem er an die sinnlose Leidenschaft dachte, die ihn in seine gegenwärtige, peinliche Situation gebracht hatte.

Errima erhob sich und schloß das Buch. Es schien Carolath, als ärgerte sie sich darüber, daß sie selbst das Eis ihrer gewohnten Zurückhaltung gebrochen und ihn einen flüchtigen Blick in ihr Inneres hatte thun lassen. Ohne ein weiteres Wort verließ sie das Zimmer. So machte sie es ja zumeist, und er war auch nicht weiter erstaunt darüber. Ihr standen jene kleinen, bedeutungslosen, gesellschaftlichen Phrasen nicht zur Verfügung, die dazu dienen, eine Unhöflichkeit zu bemänteln; jedenfalls verschmähte sie es, sich ihrer zu bedienen.

Für Carolath bedeutete dieser Zwischenfall eine neue Entdeckung. Das junge Mädchen las also Bücher, und sie las nicht nur, sondern dachte auch darüber nach. Es lag doch mehr in ihr, als er geglaubt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton.

# Feindschaft.

Von

**A. de Wit.**

Autoris. Übersetzung aus dem Holländischen von E. Otten.

An dem straffgespannten weißglühenden Himmel flammt die Mittagssonne. Land, Luft und Wasser scheinen wie versengt.

Die am Saume des Strandwaldes stehenden Palmen strecken ihre fahlgrünen Blätter in die glühendheiße, leicht bewegte Luft. Zwischen den launigen, tiefschwarzen Schattenflecken am Fuße der mageren Stämme glüht der sonnenversengte Strand. Ein schmaler Streifen am Rande des Wassers, mit Seetang, Muscheln und totem Seegetier bedeckt, noch naß von der nun zurück-

tretenden Flut, glänzt bis in die weite Ferne mit zitternden, klaren Spiegelungen.

Das Meer, glatt und eben vom Strande bis zum Horizont, schwer und regungslos gleich schmelzendem Metall, schimmert weit hinaus, blendend-weiß, unter dem blendenden, weißen Himmel. Eine Inselgruppe im Osten und die fernen Buchten der Küste hängen, unbestimmten fahlen Wolkenmassen gleich, in dunstiger Ferne. Keine Farbe, keine Form, keine Festigkeit an den Dingen; nirgends bewegt sich etwas; nichts giebt einen Laut von sich. Das Leben der Erde scheint in dem triumphierenden Sonnenlicht aufgelöst, verflüchtigt und vergangen zu sein.

Dort an jener Bucht, in dem spärlichen Schatten einer Palmengruppe, kauern einige Eingeborenen um einen riesigen Krokodil-Kadaver, grau in dem grauen Sande, dessen roher, hautloser Bauch nach oben gekehrt ist. Einer der Männer, dessen Arme bis über den Ellbogen mit Blut besudelt sind, wühlt mit beiden Händen in den Eingeweiden umher, nach der Kugel suchend, dem kleinen glatten Ding, das dem Riesen den Tod gebracht, um es als einen jeden Sieg sicher herbeiführenden Talisman in den Falten seines Lendentuches zu verbergen. Zwei andere hantieren mit dem schlaffen blutigen Hautlappen umher und spannen ihn auf ein flaches Stück Holz, damit er in der Sonne trockne.

In einiger Entfernung von dieser Gruppe, unthätig und gleichgiltig abgewendet, kauert ein Mann in rotem Tuche, einen pilzartig geformten Hut aus geflochtenen Blätterfasern auf dem Kopfe, der sein breites, plattes Gesicht mit den eckigen Backenknochen und dem groben Mund beschattet. Seine matt-braunen Augen spähen scharf forschend über das glänzende Wasser der Bucht. Wie er dort zusammengekauert und unbeweglich hockt, gleicht er mit seinen halbgeschlossenen Augenlidern einem auf der Lauer liegenden Raubtiere.

Eine Stimme aus der Gruppe ruft ihm entgegen:

„Eh, Mian, es ist fertig."

Er wendet langsam den Kopf um, blickt auf; dann erhebt er sich, ohne zu antworten, und geht, den glühenden Strand kreuzend, dem Waldrande entgegen, wo halb verborgen unter den breit niederwallenden Blättern der wilden Bananen ein Bambushäuschen steht.

Ein Holländer, der, das Gewehr neben sich, rauchend unter dem Schutzdache sitzt, blickt auf, da jener sich nähert.

„Nun, Mian?"

Der Malaie kauert nieder, sein Lendentuch ein wenig hochziehend, und wie ein Echo das soeben Vernommene wiederholend.

„Es ist fertig," fügt er hinzu.

Der Jäger reicht ihm einige Geldstücke. Dann, mit dem Schein eines Lächelns unter seinem blonden Schnurrbart:

„Ist er es?"

Regungslos, mit niedergeschlagenen Augen, antwortet Mian:

„Nein, Herr."

Einen Augenblick noch starrt der Holländer auf das straffe, finstere Gesicht und die gleichgiltig gesenkten Augenlider des anderen. Und dann mit ungläubiger Verwunderung in der Stimme:

„Und glaubst du noch immer, daß du ihn endlich doch finden wirst?"

Unentwegt antwortet jener:

„Ja, Herr."

„Aber die Gefahr, die Lebensgefahr?"

Ein leichtes Beben gleitet über die Züge des Eingebornen, die Oberlippe ein wenig hochziehend, so daß die starken, scharfen Augenzähne sichtbar werden.

„Er oder ich," sagt er kurz.

Und seine rasch aufflackernden, trüben Augen richten sich wiederum auf die Bucht.

* * *

Solange sie denken konnten, hatten sie einander gehaßt.

Sich nichts nachgebend in Muskelkraft, Kühnheit, List, in dem Hochmut und der Leidenschaftlichkeit ihrer ungestümen Jugend, stets dasselbe wünschend, begehrend, erobernd, neben und miteinander groß und stark geworden auf jenem kleinen Flecken zwischen Wald und Meer, der sie zusammenhielt und sie in unlöslicher Gemeinschaft an einander fesselte, lebten sie in stets von neuem und stets heißer entbrennender Eifersucht, in glühendem Haß und Neid.

Wenn sie mit ihren schmalen, hochmastigen Schiffen in See gingen, um dort drüben in dem stillen Wasser, in der Nähe der Inseln, das Netz auszuwerfen, dann versuchten sie einander zu überholen, den Kurs abzuschneiden, zuerst an dem von weitem schon in Aussicht genommenen Punkt anzulangen, und ging es auch dem Sturme entgegen, über Sandbänke und Untiefen hin. Und dann, beim Hinaufziehen der schweren silberglänzenden Netze, schätzte ein jeder den eigenen Fang stets nur nach dem des Nebenbuhlers, nicht zufrieden, wenn seine Beute nicht größer war, als die des anderen.

Wenn sie die biegsamen Stakete aufstellten die den Fisch, der während der Flut darüber her geschwommen, zwischen dichten Querstangen gefangen halten, sobald er bei Eintritt der Ebbe ins Meer zurückkehren will, — dann lauerte der eine genau auf die Bewegungen und Hantierungen des anderen. Sie versuchten einander gegenseitig noch neidischer und erboster zu machen durch kunstvoll scheinende, unnütze Anordnungen, die sie dann im nächsten Augenblick heimlich wieder veränderten. Und so, zusammengekauert zwischen den Stämmen, oder am Ufer die immer mehr und mehr wachsende Flut die ganze Nacht hindurch beobachtend, bewachte ein jeder seine eigene Falle, von einem Augenblick zum anderen auf die Gelegenheit hoffend, die des verhaßten Gegners zerstören zu können.

Und wenn sie dann in der fernen, staubigen Stadt, gebückt unter dem drückenden Bambusjoche mit lautem, schrillem Ruf den Fisch in ihren schwankenden Körben ausbietend, einander begegneten, auf dem Markt oder in der Nähe einiger kleinen, von Eingebornen bewohnten Häuschen, dann begann auch sogleich gegeneinander ein Aufbieten von Ware, ein Ablassen vom Preise, ein hitziger, erregter Kampf um die Gunst des Käufers; und der, welcher, und sei es auch mit großem Schaden, als Sieger aus diesem Kampfe hervorging, fühlte sich sogleich getröstet und reichlich entschädigt durch den machtlosen Zorn des anderen. Und wenn sie des Abends in ihre braunen, am Waldesrand gelegenen Hütten zurückgekehrt waren, saßen sie da, grollend über den erlittenen und boshaft triumphierend über den zugefügten Schaden, und brüteten über neuen Streichen, um den Feind bei nächster Gelegenheit sicherer noch und tiefer zu treffen.

Mian war der zornigere, der heftigere von den beiden, der als Kind schon oft den höhnenden, spottenden Djalil durchgeprügelt hatte, ihn mit einer solch tollen Wut überfallend, daß der andere, so stark wie er war, in seiner grenzenlosen Bestürzung an keine Gegenwehr dachte. Und nun als junger Mann, wenn er den Djalil auf dem Markt in der Stadt prunken und prahlen oder sich von den Frauen des Gehöfts kichernd den Spottnamen nachflüstern hörte, den ihm Djalil angehängt, dann ward es ihm schwarz vor den Augen, und er hätte sich am liebsten auf seinen Feind gestürzt, um ihm den grinsenden Mund aufzureißen, ihn zu Boden zu werfen und ihm zehn-, zwanzigmal das Messer in die Brust zu stoßen, das ihm in der Handfläche brannte.

Aber er wagte es nicht, nachdem er gehört, wie Djalil sich mit dem Besitz einer Zauberformel brüstete, die seine Waffe im Streite tödlich, die seines Gegners hingegen machtlos mache.

Und eines Abends, zu der Zeit, da in den Hütten die Feuer aus grünem Holz angezündet werden, um die giftigen Mücken zu vertreiben, hatte er, an der Thür seines Feindes vorbeischleichend, ihn dort drinnen sitzen sehen, in dem flackernden Scheine der Flammen und dem leichten Rauche, das Messer auf den Knieen, und überlaut vor sich hersprechen hören:

„Ich sage mein Gebet, Si Lemboe Sakilan! Wenn er droht zu schlagen, wenn er seine Waffe erhebt; ist sie lang, dann schlägt er seitwärts — ist sie kurz, dann schlägt er verkehrt — das walte Allah! Amen."

Dann war er selbst zu einem Priester gegangen, mit Geld und Geschenken, um von ihm den gefürchteten Spruch zu erlernen, der sicherer noch als der heransausende Speer, auch von weitem den Gegner tötet.

Doch, wie oft auch wiederholt, der Spruch verfehlte seine Wirkung; und der Priester erklärte, daß sein Geist zu grob und irdisch sei zur Ausübung der himmlischen Wissenschaft.

Und seitdem verbiß er seinen Zorn.

Mit abgewandtem Antlitz und fest aufeinander gepreßten Zähnen ging er da vorüber, wo er

Djalils gewahr ward, der mitten in einem Kreise bewundernder Zuhörer tiefsinnige Worte sprach und über die sieben Geister, welche dem menschlichen Körper innewohnen, Rätsel aufgab, deren Sinn stets darin gipfelte, daß Verstand und Gelehrtheit mehr vermögen als tolle Gewalt.

Und während ihm das Gelächter der Dorfbewohner noch in den Ohren klang, steuerte Mian sein Boot vermessener und tollkühner als je durch die Sandbänke hindurch, sich weit, weit hinauswagend im Sturm, soweit, daß niemand den Mut hatte, ihm zu folgen.

Und die Strandbewohner, welche Djalil seiner Gelehrtheit und Mian seines Mutes wegen priesen, feuerten den Haß der beiden immer mehr an, zum Scherz, um einmal zu sehen, wie das enden würde, bis beide, toll vor Wut, des Mords und Totschlags fähig schienen.

* * *

Dann ihre Eltern, die die drohende Gefahr abzuwenden versuchten, in der Besorgnis um das Leben des Sohnes, welcher sie nähren und beschützen sollte.

Djalils Vater suchte die Sicherheit in der Verschwägerung mit dem Oberhaupt des Dorfes, und der junge Mann ward an dessen Tochter verheiratet, eine kleine, untersetzte Person, die in seine schlanke Gestalt und sein hübsches Gesicht so verliebt war, daß sie ihn keinen Augenblick aus dem Auge verlor und ihm, einem Schatten gleich, folgte, wo er ging und stand.

Nun fanden es auch Mians Eltern an der Zeit, daß ihr Sohn heirate, damit er nicht als Junggeselle der Geringere sei, und auch damit der Besitz einer Frau, die für ihn arbeitete, spare und verdiene und die stolze Hoffnung, einst Kinder zu bekommen, ihn zufrieden erhalte; und sie gaben ihm ein Mädchen aus der Stadt zum Weibe, ein Mädchen, von dessen Geschicklichkeit im Weben und Bemalen von Leinewand sie vermehrte Wohlfahrt für den jungen Hausstand erwarteten.

Als sie sie zum erstenmal in Mians Haus sahen, starrten Männer und Weiber sie an wie ein Wunder.

Sie war ein zartes, schlankes Geschöpf mit wohlgeformten Gliedern, die sich sanft und leicht bewegten, mit stillen Gebärden und einem gleitenden, schwebenden Gang, ohne auch nur ein Fältchen des glatten, kaum hörbar raschelnden Gewandes in Unordnung zu bringen. Ihr ovales Gesicht, von dem Glanz und dem Abglanz blauschwarzen Haares beschienen, hatte jene mattgelbe Farbe, welche die Javaner mit dem Leuchten der goldenen ‘Langsep’-Frucht vergleichen. Bei ihrem seltsamen, langsamen Augenaufschlag strahlten unter den beschattenden Wimpern schwarze Gluten hervor; und die Augenbrauen waren zu beiden Seiten ausgestreckt wie das Flügelpaar einer schwebenden Schwalbe. Ein bernsteinähnlicher Duft entströmte ihren kleinen schmalen Händen. Zwischen den dürftigen, zerlumpten Fischersfrauen, die, verwittert durch ihre Arbeit in der Sonne und dem salzigen Sande, halb nackt, das rötlich-verbrannte Haar in langen Strähnen über dem Gesicht, volle Körbe auf die ausgebogene Hüfte luden, die Fische sortierten, trockneten, spalteten und kneteten, bis ihre rauhe, spröde Haut von dem scharfen Geruch der Seetiere vollständig durchzogen war, stand sie da wie eine Prinzessin, zart und strahlend schön.

Mian schien wohl zufrieden zu sein.

Die, welche an seiner Thür vorübergingen, hörten ihn oftmals mit seiner jungen Frau lachen und scherzen, und ihr freundliche Worte sagen. Aus hartem, tauglichem Holz, das abgehauen, um den indischen Kahn instand zu setzen und lange schon aufbewahrt worden, hatte er eine Kleiderkiste gemacht, in welcher sie ihre bunten Gewänder, mit getrockneten Blumen und wohlriechenden Wurzeln zwischen den Falten, vor Insekten geborgen wußte. Und er pflanzte großblättrige Sträucher vor seine Thür, damit der Schattenstreifen unter dem Schutzdach breiter werde, wohin er jeden Morgen ihre Sitzmatte und die Gerätschaften zu ihrer zierlichen Arbeit brachte.

Auf den gekreuzten Füßen niederknieend saß sie da vor dem aufgespannten Tuch und ließ behutsam und mit kundiger Hand das geschmolzene Wachs aus ihrem Kännchen darüber fließen. Launige Figuren entstanden — Drachen mit Klauen und mit Zähnen, Vögel mit ausgespreiztem

Gefieder, und weit aufgeblühte Blumen und Blätter an gekrümmten Stengeln. Später setzte sie dann die Farben hinzu: braun, blau und hellrot blühten sie aus leuchtendem Hellgelb hervor. Und ihre zierlichen Finger fügten all das mit graziösen Bewegungen zu einem schönen Ganzen.

Wenn es dann fertig war, brachte Mian das bemalte Tuch in die Stadt, zu dem reichen chinesischen Ladenbesitzer. Und er bekam viel Geld dafür; mehr als er jemals für seine am vollsten geladenen Fischkörbe hatte fordern können; der Chinese zählte ihm blanke, glänzende Gulden auf. Mit den großen, runden Geldstücken im Gurt ging er dann in das Eßhaus unter dem großen Waringin-Baum, wo Büreauschreiber und Herrschaftsdiener ihr Mahl zu verzehren pflegten, und nahm von dem Besten, was die alte Händlerin feilbot, stark gewürztes, in der Sonne getrocknetes Fleisch, zudem herrlichen Reis, den sie ihm auf einem Pisangblatte darreichte, und allerhand mit geriebener Kokosnuß bestreutes und mit Palmenzucker süß gemachtes Gebäck. Wenn ein Hahnenkampf in Sicht war, oder wenn abgerichtete Grillen aus ihren Bambuskäfigen auf einander losgelassen wurden, dann saß er vorn an in dem weiten Kreise der Zuschauer und wettete mit den ersten der Gesellschaft. Und auf dem großen weiten Grasfelde vor der Moschee übte er sich im Drachen-steigen-lassen, um die glänzenden Dinger dann später, wenn der Wettstreit begann, in die Höhe hinauf schweben zu lassen, singend dem heranstreichenden Winde entgegen. Die Markttage waren Feste für ihn. Mitten in seinem Spiel entdeckte er dann oft Djalil, welcher, unter dem schwerbeladenen Joche schwitzend, die sonnversengten Straßen entlang schlich, stets von neuem seinen heiseren, rauhen Händlerruf ausstoßend. Des Abends spät noch saß er zusammengekauert am Wege zwischen seiner stinkenden Ware, während ein paar Kampongfrauen bei dem Scheine des kleinen Öldochtes seine schlaffen, mattfarbigen Fischchen betrachteten mit Zungenschnalzen und schrillen Ausrufen der Entrüstung, Deut um Deut abhandelnd, ehe sie die besten aus dem Korbe herauszerrten und ein paar schmutzige, grünliche Kupfermünzen dafür hinwarfen.

Wenn Mian dann inmitten eines Trupps lustiger Kameraden wiederkam, erzählte er um so lauter, was er an jenem Tage alles gethan und genossen hatte, renommierte mit seinem Gewinn bei Wetten und Würfelspiel und brüstete sich damit, daß er in nicht allzulanger Zeit reich genug sein werde, um eine Krisse zu kaufen — eine blanke Damaszener Klinge in einer Scheide aus glänzendem Nangka-Holze.

Bei seiner Heimkehr fand er Satyrah, wie sie still und friedlich mit der Zubereitung seiner Abendmahlzeit beschäftigt war, die sie ihm dann nach einer Weile brachte, während er behaglich ausgestreckt, rauchend auf der Ruhebank lag. Und wenn er dann durch die Stille hindurch das Gekreisch von Djalils eifersüchtigem Weibe vernahm, das ihm schon halbwegs entgegen gegangen war, keifend und schimpfend über sein spätes Kommen und seinen geringen Verdienst, unverschämt in der Gewißheit, daß er, aus Angst vor ihrem Vater, es nicht wagen würde sie zu schlagen, dann schwelgte er in einem so herrlichen Gefühl des Triumphes und der Überwindung, daß es vollkommener auch mit Gewalt und mit Waffen nicht zu erlangen gewesen wäre.

Allein seine Freude war nicht von langer Dauer.

Während er selbst noch keinerlei Hoffnung auf Nachkommenschaft hatte, richtete Djalil das Opfermahl der Erwartung an: und in den ersten Tagen der nächsten Jahreszeit ward ihm ein Kind geboren: Ein Sohn.

Als Mian in seiner stillen, friedlich-ruhigen Wohnung den ersten Schrei des Neugeborenen vernahm, da war's ihm, als treffe ihn ein Pfeil mitten ins Herz. Er sprang auf und lief fort, um nur das nicht mehr zu hören.

Aber er konnte der Freude seines Feindes nicht entgehen. Das ganze Dorf war erfüllt davon.

Die Männer kamen und durchwachten die Nacht in Djalils Haus, wanden mit Kalk bemaltes Laub um seine Thürpfosten, und pflanzten brennende Fackeln auf das Erbe, um ihm die bösen Geister fernzuhalten. Die Frauen verdrängten einander unter dem Schutzdache bei der

Zubereitung der Speisen für das Opfermahl des fünften Tages: blanke Reiskegel, einen Überfluß an gewürzten, gesalzenen und gezuckerten Speisen, Früchten und Reis, zu viel, als daß man alles nennen könnte, damit nicht dem Neugeborenen durch das Fehlen irgend eines Nebengerichtes diese oder jene gute Eigenschaft des Leibes oder der Seele oder aber sein zukünftiges Glück entgehe.

Die Kinder kamen und baten um ihr Teil des Mahles und riefen mit ihren schrillen Stimmchen einen Segenswunsch. Ein jeder wiederholte den Ausspruch der alten Frau, welche aus dem Haarwuchs des kleinen Wichtes Reichtum, Ehrenämter und ein langes Leben prophezeite.

Djalil ging erhobenen Hauptes durch das Dorf. Er trug einen neuen 'Sarong' und die Klinge seines Schwiegervaters im Gurt. Der Stolz leuchtete ihm aus den Augen.

Wenn Mian ihn so sah, empfand er gewaltigen Zorn und Haß und ein Gefühl der Entrüstung, als habe ihm jener im verräterischen Anfall einen bereits erkämpften Sieg heimlich wieder abspenstig gemacht: und wieder überfiel ihn jene hilflose Wut, die ihn früher schon so oft gequält hatte bei dem Gedanken an Djalils durch Zauberei gewonnene Übermacht. Er fühlte sich nun wieder dumm, ungeschickt und verachtet wie damals. Er wollte nicht mehr auf den Markt gehen, zwischen all jene Menschen, die über Djalils Sohn sprechen würden und über seine Schönheit und über die glücklichen Zeichen, unter denen er geboren war. Und ungeachtet des schlechten Wetters und der rauhen Jahreszeit, welche die anderen Fischer bestimmte, sich nur bei dem Flicken ihrer Netze und beim Würfelspiel aufzuhalten, trieb er sich tagelang auf dem wilden, ungestümen Meere herum.

Wenn er dann zurückkehrte vom Strand, mußte er an Djalils Hütte vorüber, wo der kleine Bube auf seiner Matte kroch und umherzappelte, und er wandte den Kopf ab: er wußte, daß Djalil dort saß, mit spöttischem Blick wartend. Aber wenn er beinahe ganz vorbei war, blickte er doch rasch, verstohlen aus halb niedergeschlagenen Augenlidern hinüber. Der Kleine strampelte mit seinen kräftigen, dicken Beinchen. Er hatte Augen wie Sterne und ein kleines Flöckchen schwarzer Flaumhärchen auf der Stirn.

Tag für Tag sah er seines Feindes Sohn größer und kräftiger werden. Tag für Tag ward sein Elend größer und schwerer zu ertragen.

Das unerträgliche Bewußtsein der Schande, welche die Kinderlosigkeit für den Orientalen bedeutet, und der Haß und der Neid auf den übermütig triumphierenden Feind verschärften nur noch seine Sehnsucht und sein Verlangen. Der geheimnisvolle, unwiderstehliche und liebliche Drang des Lebens, das sich fortpflanzen will, ward zur verzehrenden Leidenschaft, zum Durst, der seine Seele vergiftete.

Alles hätte er für einen Sohn gegeben.

Auf den groben Altar des Schutzheiligen des Dorfes, der im Schatten eines uralten Waringin-Baumes errichtet war, legte er tagtäglich Gaben von Reis, Eiern, Jasminblüten und wohlriechender gelber Salbe nieder. Er schlachtete seine Ziege für ein Opfermahl, bei welchem die Seelen der Voreltern, bis zurück zu Vater Adam und Mutter Eva, um Schutz und Schirm angefleht wurden, und der feierliche Priester von Joesoep von dem Vater des weisen Propheten der Christen und dem Spender wohlgeschaffener Nachkommenschaft für den Opferbringenden einen Sohn erflehte. Er verpfändete seine neuen Kleider und verkaufte sogar die glückbringende Turteltaube, die unter seinem Schutzdache girrte, um das Geld, drei Tagereisen weit Neue jamve zu bringen, dem in geheimen Künsten bewanderten Alten, und dafür einen Zaubertrank und ein geistbezwingendes, aus dem Kopfe einer Morastschlange gewonnenes Amulett in Empfang zu nehmen.

Doch weder Gebete noch Opfer halfen. Satyrah blieb kinderlos.

Seine Mutter, zornig und enttäuscht, verlangte, er solle die unfruchtbare Frau, die Schande und das Unheil seines Hauses, verstoßen; sie hatte sich mit dem Heiratsmakler bereits über eine andere verständigt, eine derbe Magd, die sicher Mutter einer zahlreichen Nachkommenschaft werden würde. Und sie drang in ihn, sie drohte, sie bat. Allein er wollte nicht. Er hatte Satyrah lieb.

Seit einiger Zeit schien sie je länger desto schöner zu werden. Es war wie ein hellerer Glanz in ihre Augen gekommen, und oftmals umspielte ein liebliches Lächeln ihren schön geformten Mund.

Sie hatte einen schwebenden Gang. Schöner und geschmackvoller noch als früher war ihre Kleidung, der straff in Falten gelegte 'Sarong', der ihre feinen Knöchel frei ließ, und die farbige 'Kabaia', glatt um die Schultern gelegt und auf dem Busen von einer silbernen Spange zusammengehalten. Ein leichter Hauch von Puder lag über ihrer Stirn; in ihrem nachtschwarzen Haar glänzten Rosen und Oleanderblüten und perlenweißer Jasmin.

Auf dem Landwege blieben die Männer stehen, um ihr nachzuschauen. Die Frauen stießen einander an und murrten. Besonders Djalils Weib haßte die Anmutige, Reizvolle aus tiefstem Herzen und sah sie niemals, ohne ihr rohe Schmäh- und Scheltworte nachzurufen.

Mittlerweile verging ein Monat nach dem anderen. Und noch immer wartete Mian vergebens.

Er beschloß eine Wallfahrt zu unternehmen nach dem Grab des Soenen von Giri, des Verbreiters des Islams. Wunder widerfuhren allda den Gläubigen.

Die Regenzeit war angebrochen mit Donner und Orkanen und der wilden Gewalt brüllender Bergstürme. Die Trennung von Satyrah that ihm weh. Allein lieber wollte er alles wagen und alles ertragen, als noch einen Tag länger der elende Neider des Glücks seines Feindes zu sein.

Und er ging.

* * *

Nach einem Monat erst kehrte er wieder matt, abgemagert und von Fieberschauern gequält,

Er stieß die nur angelehnte Thür seines Hauses auf und trat ein.

Satyrah war nicht da.

Er rief. Keine Antwort.

Durch die weit geöffnete Hinterthür konnte er das Erbe übersehen.

Niemand war da, weder am Brunnen noch in der dämmerigen Küche.

Er wollte noch einmal rufen, lauter diesmal, damit sie es hören solle, auch wenn sie in der Scheune wäre, mit dem Worfeln des Reis beschäftigt: da bemerkte er plötzlich, daß die Ecke leer war, in der ihr Handwerkszeug zu stehen pflegte, daß ihre Kleider aus der offenstehenden Kiste verschwunden, und die Ruhebank aus Bambus ihres Kissens und ihrer Schlafmatte beraubt war.

Stumm vor Erstaunen starrte er lange, lange auf das verlassene Lager.

Da ward die Thür aufgerissen. Halb nackt, mit wirr umher flatterndem Haar, stürzte Djalils Weib herein und schrie ihm entgegen, daß Satyrah davongelaufen sei, und daß Djalil ihr nach wolle.

Er starrte sie an, so namenlos entsetzt, daß er sie nicht einmal verstand, und völlig überwältigt von der Flut der Schimpfworte, der Flüche und der Gemeinheiten, die sie über ihn ergoß, keuchend vor Zorn, beinahe erstickend und aus Wut und Rachsucht laut schreiend, dann wieder bitterlich weinend. Da sie ihn so unbeweglich, so regungslos sah, krallte sie ihre Finger in seinen Arm und zerrte ihn hinaus, jammernd und klagend:

„Er geht zu Satyrah! Er geht zu Satyrah! Er geht zu Satyrah!"

Mechanisch blickte er auf und stürzte auf seinen Feind los.

Djalil stand in seinem Boote, die beiden Hände an dem langen Ruder, vornübergeneigt durch die Anstrengung des Abstoßens.

Der Kahn glitt über das Wasser. Djalil richtete sich auf und sah, unmittelbar vor sich, ein fahles, verzerrtes Antlitz und das Blitzen einer Damaszenerklinge.

Sinnlos vor Schrecken warf er das Ruder hin, zog wild sein Messer, rannte an den Vordersteven des Schiffes, um sich Hals über Kopf ins Meer zu stürzen — strauchelte, stürzte vornüber. Und in demselben Augenblick, da Mian in das schwankende Boot sprang, fiel der lang ausgestreckte regungslose Körper wie ein Block ins Wasser.

Von allen Seiten eilten die Fischer herbei.

Ein ganzer Trupp warf sich auf Mian, der

eröchelnd, den Schaum auf den Lippen, wie ein wildes Tier um sich schlug, seine Angreifer durch das seichte Wasser schleifend und selbst beinahe ertrinkend bei seinen wüsten Bemühungen, sich loszureißen und auf seinen Feind los zu stürzen.

Djalil war wie tot. Sie trugen den schlaff herabhängenden Körper in die Hütte und legten ihn nieder inmitten einer ganzen Gruppe jammernder Frauen. Seewasser, mit Schaum vermischt, lief aus dem halbgeöffneten Mund Rumpf und Glieder waren unverletzt; nur über die linke Schläfe rann langsam ein dünner Blutstrahl, tropfenweise aus der tief weggesunkenen Augenhöhle hervorsickernd. Ein Stück Eisen kam aus der Wunde zum Vorschein. Er war in sein Messer gefallen.

Ein Murmeln ging von Mund zu Mund, ein gedämpftes Flüstern des Zauberspruches Si Lemboe Sakilan, während einer der Männer die an der Spitze abgebrochene Klinge aus den Falten des Lendentuches, in denen sie hängen geblieben war, hervorholte. Es war keine feindliche Waffe, die Djalil verwundet hatte. Bis in den Tod blieb er unbesiegt und unüberwunden.

Aber plötzlich wichen die Herandrängenden scheu zur Seite. Mian stand in der Hütte. Er neigte sich über den regungslos am Boden liegenden Körper. Zwischen den gespannten Sehnen des Halses bebte fast unmerklich der Aderschlag. Er schaute hin, lange, lange. In der tödlichen Stille ringsum ward sein hin und wieder stockender Atem hörbar. Endlich richtete er sich wieder auf: und ohne den Blick abzuwenden, trat er um einen Schritt zurück und kauerte an der Wand nieder, die Augen starr auf jenes fahle Antlitz mit der leeren, blutigen Augenhöhle geheftet.

So blieb er sitzen. Wartend.

Die Frauen krochen endlich, flüsternd und einander anstoßend, wieder aus ihrem Versteck hervor, näherten sich dem Bewußtlosen und begannen ihm sanft und langsam die Glieder zu reiben.

Seine alte Mutter hielt seinen Kopf mit beiden Händen umfaßt. Langsam rannen ihr die Thränen über die gefurchten Wangen. Ab und zu beugte sie sich über ihn und flüsterte ihm ermahnende Worte zu, der Seele verbietend, daß sie den Körper verlasse. Er dürfte nichts fürchten. Noch jetzt würde er Herr werden über seinen Feind. Und dann blickte sie herausfordernd nach jener Ecke, in der Mian zusammengekauert hockte.

Er sah sie nicht an. Seine Augen ruhten auf Djalil.

So neigte sich der Tag seinem Ende zu.

Die Frauen kamen und gingen mit Heilmitteln, mit Reis, den sie dem Bewußtlosen in den Mund stopften, um ihn zu zwingen am Leben zu bleiben, und mit Weihrauch, der die bösen Geister verscheuchen sollte. Scheu sahen sie nach der unbeweglichen Gestalt dort in der Ecke.

Als die Nacht hereinbrach, atmete Djalil noch. Die schwache Bewegung seiner Brust schien nur noch durch die sich auf und nieder bewegenden Hände der Frauen in Gang gehalten zu werden.

Mian war näher herangekrochen. In der Todesstille der Hütte war kein anderes Geräusch vernehmbar, als das leichte Reiben jener knetenden und tastenden Finger über die Glieder des Sterbenden, regelmäßig, wie Atemholen: und hin und wieder das leichte Knistern des kleinen Öldochtes. Der Nachtwind, der durch die dünngeflochtenen Wände hereindrang, ließ die Flamme aufflackern, erhellte das Dunkel ringsum hin und wieder durch einen gelbroten Schein. Ein paar Augen leuchteten, eine Schulter, eine Hand. Der lange, nackte Körper auf dem Boden schien zu zittern, sich wendend und krümmend: flüchtige Grimassen verzerrten das Antlitz, Schatten umkreisten die leere Augenhöhle.

Mian kroch noch näher heran. Er lauerte auf jenen Schein von Leben.

Dann aber ward die unruhige Flamme wieder ruhig. Und unbeweglich lag der starre Körper. Und unbeweglich hockte die zusammengekauerte Gestalt zu dessen Füßen.

Zwischen ihnen glitten langsam die Hände der Frauen hin und her — hin und her.

Es begann allmählich Morgen zu werden. Ein weißlicher Schein schimmerte durch die Ritzen der Bambuswand: das neue Tageslicht ward angezündet. Die Flamme des kleinen Öldochtes flackerte noch einmal auf und erlosch dann zischend.

Mian kroch noch näher, noch näher.

Er konnte Djalils Züge kaum unterscheiden in dem unbeständigen Zwielichte.

Die alte Mutter hielt seinen Kopf in ihrem Schoße, ab und zu leise flüsternd.

Da mit einem Male war es, als durchfahre sie und den Sterbenden zugleich ein heftiger Ruck. Sie neigte sich über ihren Sohn und stieß einen herzzerreißenden Schrei aus.

Mian sprang auf. Die aus dem Schlafe emporgeschreckten Frauen weinten, einander hierhin und dorthin stoßend. Es trat jemand ein mit einem brennenden Zweige in der Hand und schleuderte die Flamme über Djalils Gesicht hin und her.

Er war tot.

* * *

In stumpfsinniger Verwirrung hatte Mian dem weihevollen Zu-Grabe-Tragen des toten Körpers beigewohnt, der fünf Mal wiederholten Ausgießung reinigenden Wassers, der Umwicklung mit fünffach gewundener Leinewand, dem Weihrauchstreuen, das den guten Geistern gefällig. Und er nahm wahr, wie die Leiche fortgetragen ward aus dem Hause der Lebenden, wie sie niedersank in die Tiefe der Gruft und unter aufgehäufter Erde verschwand; er hörte, wie der Priester das Gebet für den Toten herunterleierte und wie er, sich über den Grabhügel neigend, ihm, der darunter ruhte, das Glaubensbekenntnis vorsagte, auf daß er vor dem Angesicht der Todesengel bestehen möge, vor Monkar und Nakir, den Befragern aller derer, die in ihren Gräbern dem Tage der Auferstehung entgegensehen: er vernahm das alles, ohne daß in seinem dumpfen wüsten Hirn die Vorstellung des Todes rege ward, — des für immer Abgethanen, Unwiderruflichen, des alles endigenden Endes.

Er empfand nur, daß Djalil ihm entschlüpft war, entschlüpft im allerletzten Augenblick, da gerade der Schlag geführt werden sollte, der alles gerächt hätte, den Haß, die List, den Spott, das Böse all jener Jahre, all die unvergebenen, unvergessenen Beleidigungen, die Blicke, die Worte, die Thaten und den Raub der Zufriedenheit, der Angesehenheit und Beliebtheit bei den Menschen, alles, alles, vom ersten Bubenstreite an bis zu dem Raube Satyrahs.

Er war entschlüpft, entflohen. Mit eigener Hand hatte er sich die schmerzlose Wunde beigebracht, den Riß in der gesunden, unverletzten fleischlichen Hülle, welche die Seele abstreift, sowie ein Flüchtling das durch den Angriff des Verfolgers zerrissene Kleid von sich wirft. Bis zum letzten Augenblick war er der Sieger geblieben, und jener Gedanke war schrecklicher noch als der Tod.

Von der Schwelle seiner Hütte aus schaute er nach der Bucht hinüber.

Dort drüben war Djalil ins Wasser gesunken, dort wo die Wogen so grell im Sonnenlicht leuchteten. Er konnte da hinüber starren stundenlang, bis er glaubte den verhaßten Kopf erscheinen und dann wieder in der veränderlichen Bewegung des Wassers verschwinden zu sehen. Die Hütten des Dorfes, der Strand, die Gestalten der Fischer bei ihren Booten und der hin- und hergehenden Frauen verschwanden: er sah, immer deutlicher, Djalil vor sich, wie er sich über den Vordersteven seines Schiffes neigte. Und er griff nach ihm . . .

Und oftmals, des Abends, wenn er mit den andern Fischern zurückkehrte, die sich längst schon nach dem sicheren Strand und dem Licht ihrer Hütten gesehnt, irrte er noch lange auf der Bucht umher, immer und immer auf demselben Fleck.

Es wurde Nacht. Die gelblichroten Lichtchen dort drüben im Dorfe erloschen, eines nach dem anderen; der Strandwald hob sich wie eine undurchdringliche nachtschwarze Masse von dem helleren Himmel ab. Hin und wieder spürte man den kühlen Hauch des Nachtwindes, und dann ging ein Rascheln und ein Rauschen durch die steifen Palmenkronen, und das Wasser schlug leicht an die Seiten des Bootes.

Mian saß still, all seine Nerven gespannt, all seine Sinne gespitzt, als warte er auf etwas, das an diesem Fleck aus der Dunkelheit und aus der Stille auftauchen müsse. Er bebte vor heftigem, wildem Verlangen.

Doch unbeweglich lag das schimmernde Meer.

Manchmal, bei Windstille, sah er wohl hie und da ein kleines Licht auf dem Wasser — eine kleine gelblichrote Flamme, ein zusammengefaltetes Blatt beleuchtend, das von der Mündung des Flusses herangeschwommen kam, leicht auf den Wogen schaukelnd. Dann wußte er, daß dort drüben, in der völkerreichen Stadt, ein Vater die grüne mit Licht und Gaben gefüllte Schale dem Strom anvertraut hatte, ein Opfer für sein neugeborenes Kind, den Seelen der Voreltern dargebracht, die dort den Strand beleben, in dem Körper alter grauer Krokodile, die beschützen oder schaden können. Und er begann darüber nachzudenken, über das Geheimnis, dessen Symbol die flackernden Lichtchen waren — die Verbindung zwischen Seelen und Seelen, zwischen den Seelen diesseits und den Seelen jenseits des Todes, zwischen den Seelen, die in einem Körper wohnten, dem seinen gleich, und denen, welche, aus der menschlichen Hülle vertrieben, in einem Tierkörper Unterkunft gesucht hatten. Es war zwischen ihnen alles so wie früher, wie damals als sie einander anblickten mit Menschenaugen und mit einander redeten in Klängen, die eine menschliche Sprache waren. Es war alles wie früher mit Liebe und Haß und Angst und Vertrauen. Die, welche sich damals lieb gehabt hatten, hatten sich auch jetzt lieb: die sich damals haßten, haßten sich auch jetzt noch.

Der andere in dem Krokodilskörper beschirmte seinen menschlichen Nachwuchs: der geschuppte Feind stellte dem Feinde mit dem Menschenantlitz nach.

Und allmählich bildete sich in ihm erst die Vorstellung, dann die Vermutung und dann die feste Gewißheit heraus, daß Djalil in der Weise auf ihn lauere.

Er lag dort im Schlamm, ein einäugiges Monstrum, mit einem tiefen schwarzen Loch in der linken Seite des Kopfes. Er war schlau, bösartig, feige, sowie er immer gewesen war — er würde den Anfall hinterrücks unternehmen, Mian noch jetzt fürchtend, wie er ihn stets gefürchtet hatte — als Kind, wenn er sich nicht wehrte — als Jüngling, indem er Zaubersprüche stotterte — als Mann, da er die begehrte Frau nur hinter dem Rücken ihres Mannes an sich zu reißen gewagt hatte. — Aber so wie er ihm einmal schon entwischt war, sollte er ihm nicht wieder entwischen.

Sein Feind war wachsam.

* * *

Der Holländer blickte nach der lauernden Gestalt am Ufer der Bai.

Wie jeder andere, so kannte auch er die hundertmal erzählte, hundertmal wiederholte, fast zur Legende gewordene Geschichte jener Feindschaft. Und halb ungläubig, halb gutmütig-spöttisch hatte er an Mian jene Frage gerichtet, die ein jeder an den seiner Manie zum Opfer Gefallenen richtete:

„Ist er's, Mian?"

Wohl wissend, daß er die unveränderliche Antwort erhalten würde:

„Nein, Herr."

Und er lächelte. Aber immer schwächer, immer matter ward jenes überlegene Lächeln.

Er vergaß das Grobsinnliche, Ungereimte des Gedankens, sobald er anfing die entsetzliche Gewalt des Gefühls zu empfinden, das jenem Eingebornen keine Ruhe ließ, jenes elementaren leidenschaftlichen Hasses, den er nicht hatte fühlen können, nicht in einem ganzen Leben voller Haß, Streit und Rachsucht, der auch angesichts des Todes nicht erlosch, und für dessen Tilgung er alles opferte, Sicherheit, Freude, Frohsinn, friedliches Glück, bereit sogar sein Leben hinzugeben für seine Rache.

Und fast ehrfurchtsvoll blickte er beim Fortgehen noch einmal zu jener dunklen Gestalt hinüber, die sich starr, unbeweglich vom Glanz der Sonne und des Meeres abhob.



Verantwortlicher Redakteur Paul Schettler, Berlin-Charlottenburg. — Verlag der Romanwelt, G. m. b. H., Berlin W. 50, Rankestr. 28.
Verantw. f. d. Inseratenteil H. Lürßen, Gräfenhainichen. — Druck von C. H. Schulze & Co., Gräfenhainichen.
Papier von Paul Herzberg Berlin SW.




# Der Zug nach dem Osten.

Roman

von

[5] **Franz Sperber.**



Die Krankheit selbst hatte er den Eltern verschwiegen; nun er wiederhergestellt war, kam er nach Hause, um sich vollends zu erholen.

Er hatte hierfür zwei Monate Urlaub erhalten.

Diese zwei Monate! Ob er sie jemals würde vergessen können! Würde er sie vergessen *wollen*? Diese wenigen Wochen hatten für ihn ein solches Übermaß von Freude und Pein, von Qualen und seliger Wonne enthalten, wie es sein ganzes ferneres Leben wohl schwerlich ihm noch würde bieten können.

Er war nach wenigen Tagen schon der unzertrennliche Gefährte Ellas geworden.

Daß die junge Frau in ihrer Verlassenheit die Freundschaft des jungen Schwagers wie ein Gnadengeschenk empfand und aufnahm, daß er in der Buchenwalder Einsamkeit mit tausend Freuden ihr Gefährte wurde, war kaum zu verwundern.

Und bei diesem ruhigen, ungestörten Zusammensein, bei diesen stundenlangen Spaziergängen zu zweien, diesen Spazierfahrten über die Felder meilen- und meilenweit, wo sie in dem kleinen Wagen Seite an Seite auf der schmalen Bank saßen, er die Zügel in der Hand, sie bleich und zart und schweigsam neben ihm, kein anderes lebendes Wesen in ihrer Nähe, da hatte Felix allmählich gefühlt, daß er Ella liebte.

Er wußte, daß sie unerreichbar für ihn war, er empfand es völlig, wie ihm die Frau seines fernen Bruders heilig war und bleiben würde, aber die Süßigkeit dieser Stunden wurde dadurch um nichts vermindert, im Gegenteil, der herbe Nebengeschmack des Unmöglichen, der sich ihr beimischte, verstärkte nur noch den Genuß.

Zuerst hatte stets etwas Fremdes, Trennendes zwischen ihnen gestanden, und mit einer gewissen Scheu hatten sie einander betrachtet. Dann schwand diese Scheu ganz sacht, ganz allmählich und machte einer entzückenden, geschwisterlichen Vertraulichkeit Platz.

So wanderten sie umher miteinander in diesen selten schönen, warmen Herbstwochen; durch die

breiten Alleen des Parks wanderten sie zusammen, wo sie die gelbroten Herbstblätter unter ihren Tritten rascheln hörten, so wanderten sie um den großen, halbverschilften Teich herum und hörten den Unken zu, wie sie halb klagend, halb drohend den Klang ihrer mißtönenden Stimmen aus der Tiefe emporsandten, sie wanderten durch den Blumengarten und pflückten Sträuße aus späten Rosen, Nelken und Astern, sie wanderten durch den Obstgarten, wo sie oft mit beiden Händen die schweren, vollbehangenen Zweige der Apfel- und Birnbäume auseinanderbiegen mußten, um nur durchzukommen, sie wanderten über die nun leeren, kahlen Felder, sahen den letzten Vögeln zu, wie sie über ihren Köpfen dahinschossen, um schnell, noch vor Eintritt der Winterkälte, eine wärmere Zone erreicht zu haben, hörten die Stoppeln knirschen unter ihren Füßen, lächelten ab und zu einander an und fühlten beide den lautlosen Wunsch im Herzen, daß es immer, immer so bleiben möchte.

Und dann kam die Zeit, wo Felix sah, wie Ella unter seinen Blicken verwirrt ihr Auge senkte und ihre bleiche Wange von einem warmen Rot überflutet ward, und es kam der Tag, da er den Arm um ihre Schulter legte und die Zitternde an sich zog und sie so fest hielt, daß jeder den wilden, aufgeregten Herzschlag des anderen vernahm; und es kam der Tag, da ihre Lippen einander suchten und fanden und aufeinander liegen blieben in langem, heißem Kuß, doch alles still, ohne ein Wort, als müßten sie selbst einer vor dem anderen dies Geheimnis ihrer Liebe wahren, als fühlten sie instinktiv, daß jedes Wort, jeder laute Ausdruck ihrer Empfindungen diese selbst ertöten müßte.

Und dann kam der Tag ... wo ein zweiter Brief von Bruno ankam, um diese beiden aus ihrem herbstlichen Liebestraum jäh aufzuscheuchen.

Er war in Südamerika, in Brasilien. Er hatte sich mit einem anderen Manne zusammengethan, einem Spanier, und sie hatten zusammen ein großes Stück Land gepachtet zur Pferdezucht. Es ging schon, es wurde ein gutes Geschäft, binnen sechs, acht Jahren würden sie reiche Leute sein.

Und das Alleinbleiben hatte er nun satt, er reklamierte sein Weib. Er wollte Ella wieder bei sich haben.

Sie hatten einander angesehen mit starren, thränenlosen Augen. Es war alles aus ... alles. — Es mußte wieder so sein, als wären diese Herbsttage überhaupt nicht gewesen; als wäre nichts zwischen ihnen passiert; als wäre das Ganze nichts weiter gewesen, als ein süßer, wonniger Traum ... in einer Minute zu nichts verweht.

Noch heute begriff Felix nicht, wie er Ella damals so wortlos, so ohne jedes Widerstreben hatte ziehen lassen können. Wie gebunden an Händen und Füßen hatte er dagestanden und den Vorbereitungen zu ihrer schleunigen Abreise zugesehen.

Schleunig, schleunig wurde alles besorgt. Und doch war es der jungen Frau noch immer nicht rasch genug gegangen. — Die Mutter lächelte. Sie freute sich über die liebende Ungeduld der Schwiegertochter. Dafür hielt sie diese fieberhafte Eile, dieses Drängen und Hasten.

Felix wußte besser Bescheid. Er konnte in der Seele Ellas lesen. Und er wußte, daß es nicht Liebe, nicht Sehnsucht nach dem Gatten war, was sie mit dieser Unruhe beseelte, sondern Furcht vor der Sünde.

Vor ihr entfloh die junge Frau, vor der Sünde, und vor ihm, dem Mitsünder, dem Versucher.

Er sah sie knien in der kleinen Kapelle, morgens, mittags, abends, nachts ... und beten und weinen.

Und als hätte ihm ein eherne Stimme die Worte ihres Gebets in die Ohren geschrien, so hörte er sie beständig im Geiste:

„Führe uns nicht in Versuchung ... sondern erlöse uns von dem Übel ... vergieb uns unsere Schuld ..."

Schuld! Übel! Versuchung! Sünde!

Auch ihn übergossen die Worte plötzlich wie mit feuriger Glut. Wie hätte er es je wieder vermocht, dem Bruder ins Auge zu blicken, wenn er ihm sein Weib geraubt ... es zur Untreue gegen ihn, zur Sünde verleitet hätte!

Und doch ... in Gedanken war die Sünde schon geschehen, in Gedanken war Ella ihrem

Manne schon untreu gewesen, in Gedanken hatte er Bruno das Weib doch geraubt!

Wie von Furien verfolgt hatte Felix sich davon gemacht. Zum Glück war sein Urlaub auch gerade zu Ende.

Adieu, Eltern! Adieu, Ella!

Und fortgeraft war er. — Ella hatte seltsam gelächelt bei dieser Flucht. Doch mit keinem Wort hatte sie sich verraten. Bald darauf war auch sie abgereist, zu ihrem Manne.

Das war die Geschichte jener Herbstwochen gewesen.

Eine Geschichte, nur den beiden bekannt, eine Geschichte, die im Entstehen schon der Vergessenheit geweiht sein mußte; und die sich dennoch nicht vergessen ließ, sondern in Felix' Gedächtnis ihr gespenstisches Dasein weiter führte.

Hatte diese Sünde, diese nur im Denken steckengebliebene Sünde ihren Bannfluch auf sie gelegt?

Es wollte Felix oftmals so dünken, wenn er . . . gegen seinen Willen . . . sich in Gedanken vertiefte an jene Zeit . . . und an das, was auf sie gefolgt war.

Nichts als Unglück und Elend!

So viel Unglück . . . so viel Elend . . . daß es auch einen großdenkenden Menschen sehr wohl mit kleinmütigem Aberglauben hätte erfüllen können.

Und oft, oft hatte er nächtlings einen Traum gehabt, in dem er sich und Ella sah, wie sie beide flohen, jeder nach einer anderen Seite hin, flohen vor etwas, was sie beide verfolgte; und wenn die sie verfolgende Gestalt dann aus dem Dunkel hervortrat, hatte sie jedesmal die gleichen Worte gesprochen, die hohl und dumpf an sein Ohr drangen; die Worte: 'ich bin die Sünde!'

Im Jahre 1891 war Ella ihrem Gatten nach Brasilien gefolgt, und die Nachrichten, welche von hier aus den Eltern zugingen, waren, wenn auch nicht gerade glänzend, so doch ziemlich gute gewesen.

Felix hatte sein Leutnantsdasein weiter geführt. — Er erfüllte mit dem ihm angeborenen starken Pflichtbewußtsein gern und gut seine Pflichten und hatte sich infolgedessen des Beifalls und der Zufriedenheit seiner Vorgesetzten zu erfreuen; da kam im Frühjahr des Jahres 1893 der große, furchtbare Schlag. Sein Vater, der aus der Rolle des menschenscheuen Sonderlings nicht mehr herausgetreten war, starb.

Felix wurde an sein Sterbebett gerufen, traf aber den Vater lebend nicht mehr an.

Nachdem der Tote, seinem Wunsche gemäß, hier auf dieser Stelle, wo Felix jetzt im Moos lag, bestattet worden war, schritt man zur Testamentseröffnung.

Der letzte Wille des Verstorbenen . . . acht Jahre vor seinem Tode niedergeschrieben . . . lautete sehr einfach. Felix war der Erbe der Besitzung Buchenwalde, die, wie ausdrücklich im Testament bemerkt war, auf eine halbe Million Mark geschätzt ward. Seiner Frau hinterließ der Tote ein Vermögen von hunderttausend Mark, und verpflichtete außerdem Felix, die Mutter Zeit ihres Lebens auf Buchenwalde wohnen zu lassen. —

Alles dies war einfach, klar, und ohne jede Möglichkeit einer anderen Deutung von dem alten Baron niedergeschrieben worden, und schon machte sich Felix Graach bereit, in aller Form sein Erbe anzutreten, als der zweite Unglücksschlag ihn traf.

Es präsentierten sich am Tage nach dem Begräbnisse drei Leute auf Buchenwalde, die Hypotheken auf der Besitzung stehen hatten.

Hypotheken, zusammen im Werte von über sechs Mal hunderttausend Mark.

Ferner präsentierten sich Inhaber von Wechseln, im Betrage von nahezu hunderttausend Mark. Kurz, Felix und seiner Mutter gingen bald darüber die Augen auf, daß jenes Testament, das sie zu Erben eingesetzt, nichts weiter war, als ein völlig wertloses Stück Papier. —

Felix war wie vom Blitz getroffen.

Also nichts hatte er . . . ein Bettler war er! Nein, weniger noch als nichts konnte er sein eigen nennen. Er schuldete eine Masse Geld. Schlimmer war er daran als ein Bettler . . . ein Schuldner war er . . . ein zahlungsunfähiger Schuldner. —

Was nun thun?

Gerade in jener Zeit war es, daß die königliche

Ansiedlungs-Kommission eifrig Jagd zu machen begann auf verschuldete, heruntergewirtschaftete Großgrundbesitze, zu dem Zweck des Germanisierungssystems an der polnischen Grenze.

Hundert Millionen Mark hatte der Reichstag der Kommission zu diesem Zweck bewilligt.

Die Kommission sollte große Besitzungen ankaufen, sie in kleinere und größere, hauptsächlich aber kleinere Parzellen zerteilen, Bauern aus allen Gegenden Deutschlands heranlocken, und allen solchen, die sich bereit erklärten, sich an diesen östlichen Grenzen niederzulassen, unter unerhört billigen und entgegenkommenden Bedingungen diese Parzellen verkaufen, um so an Stellen, wo es bisher nur einen deutschen oder auch polnischen Großgrundbesitzer mit seinen polnischen Arbeitern gegeben hatte, reindeutsche Dörfer und Gemeinden zu gründen.

Je größer und herabgewirtschafteter die Besitzung war, auf die die Kommission ihr Auge warf, desto lieber war sie ihr, weil sie dann um so billiger zu haben war.

Andererseits wurden diese Bestrebungen seitens der Kommission bald von dem Großgrundbesitzer für einen Segen angesehen. Denn während er früher auf seinem herabgewirtschafteten Besitz, der ihm kaum noch etwas Nennenswertes einbrachte, ruhig hätte sitzen bleiben und tüchtig selber schaffen oder an den Hungerpfoten saugen müssen, konnte er jetzt sein Gut zu einem immerhin noch annehmbaren Preise los werden. Und die Städte des Ostens ... namentlich Posen ... begannen sich bald mit diesen polnischen Aristokraten-Familien zu füllen, die sich durch den Verkauf ihrer Güter von neuem bei Kasse sahen und daraufhin nun sofort wieder in der Stadt ein lustiges, sorgloses Leben beginnen konnten. —

So gut ging es Felix von Graach allerdings nicht. Wohl streckte die Ansiedlungs-Kommission gierig ihre Hände aus nach solch einem herrlichen Besitz, wie Buchenwalde es war; doch waren es die Gläubiger, die das Gut zur Subhastation gebracht hatten, und nicht aus des Besitzers Händen, sondern bei Zwangsversteigerung kaufte die Kommission die Besitzung an, für vier und ein halb mal hunderttausend Mark.

In Felix Hände kam auch nicht ein Pfennig von diesem Gelde, und nach dieser zwangsweisen Versteigerung seines Erbgutes sah er sich genau in der gleichen Lage, in der sein Bruder Bruno drei Jahre zuvor gewesen; nur, daß Felix auch nicht die mindeste Schuld an seinem Unglück trug. —

So war Buchenwalde weg; mit allem, was drin und dran war, hatte die Ansiedlungs-Kommission es gekauft, und Felix und seiner Mutter hatte man großmütig drei Monate Zeit gegeben, alle ihre Angelegenheiten zu ordnen, bevor sie endgiltig dann von Buchenwalde schieden. Nie konnte Felix die Verzweiflungsausbrüche seiner Mutter vergessen, bei dem Gedanken daran, daß sie Buchenwalde verlassen müßte, wo sie mehr als dreißig Jahre lang Herrin gewesen war. Und es dauerte auch gar nicht lange, da hatte sie einen regen Briefwechsel begonnen mit alten einflußreichen Freunden aus früheren, glanzvolleren Zeiten, und was zuerst als unmöglich, undenkbar, unerhört hingestellt wurde ... sie hatte es zuletzt doch durchgesetzt, vermöge ihres eisernen Willens, vermöge ihrer unbeugsamen Energie: die Einsetzung ihres Sohnes Felix zum Verwalter von Buchenwalde.

Es war ihm nicht leicht geworden, allen Hoffnungen auf eine glänzende militärische Laufbahn zu entsagen ... aber er hatte bald eingesehen, hatte es einsehen müssen, daß eine Laufbahn, die ihm als reichem Jungen angenehm und aussichtsvoll gewesen, ihm als mittellosem Menschen tausend fast unüberwindliche Schwierigkeiten bot, und daß er außerdem jetzt nicht nur für sich selbst zu sorgen haben würde, sondern auch hinfort der einzige Ernährer seiner alternden Mutter war.

Schmerz und Zorn im Herzen hatte er sich losgerissen von alten, liebgewordenen Gewohnheiten und alter, liebgewordener Umgebung und hatte die Stelle angenommen, die die Ansiedlungs-Kommission ihm bot.

Zum Glück ... oder hatte vielleicht irgend ein verborgener Einfluß hierbei die Hand im Spiel gehabt? ... hatte man ihm einen Mann an die Seite gestellt, der seit fünfzehn Jahren schon auf Buchenwalde thätig, jeden Zoll Erde aufs genauste kannte und ihm so ein vor-

trefflicher Ratgeber war ... den Oberinspektor Damm. Wer weiß, wie es ihm im Anfang ohne diese wackere Stütze ergangen wäre, ihm, der sich bisher noch nie viel mit der Landwirtschaft abgegeben hatte!

So aber ging es ganz leidlich, und er war im Anfang klug genug, das meiste Wirtschaftliche Damm zu überlassen und sich nur mit den Ansiedlungsangelegenheiten zu befassen, die ihn mit großem, wenn auch schmerzvollem Interesse erfüllten und ihm zugleich ein sehr ergiebiges, ausreichendes Arbeitsfeld boten.

Die große, zähe, ausdauernde Energie, die Felix selbst an sich schätzte als seine beste Eigenschaft, hatte er von seiner Mutter, das wußte er, und war ihr im Stillen dankbar dafür, denn ohne sie wäre es ihm unmöglich gewesen, eine so verantwortliche und doch eigentlich unfreie Stellung würdig auszufüllen.

Was er in der ersten Zeit gelitten hatte an verletztem Stolz, an Gram und Seelenqualen, er hatte es still für sich getragen; und die Mutter mochte es ihm wohl angesehen haben, doch nie hatte er zu ihr, oder sie zu ihm davon gesprochen. Ohne jede Verabredung blieben ihre beiderseitigen Gefühle ein zwischen ihnen für immer zu vermeidendes Gesprächsthema.

Doch hier an der Grabstätte seines Vaters, wo er heut im Grase lag, hatte er auch damals oft gelegen und seinen Kummer in den feuchten Erdhügel versenkt, unter dem der ruhte, dem er am meisten Dank und am meisten Groll schuldig war für das, was er an ihm gethan.

Und nachdem sein erster Schmerz vorüber, hatte er sich mit solchem Eifer kopfüber in die Arbeit gestürzt, daß alles andere darüber vergessen ward, und er sich nur oft wunderte, mit welch unendlicher Schnelligkeit die Wochen und Monate vorüberflogen.

Ein Jahr war so vergangen, in steter Arbeit und Geschäftigkeit, in verhältnismäßiger Zufriedenheit und Ruhe, da ... als habe das Unglück die Bewohner Buchenwaldes noch immer nicht genügend heimgesucht, traf eine erschütternde Kunde ein.

Bruno war tot ... und nicht allein das ... das Entsetzlichste war die Art seines Todes ... er war ermordet worden. — Ermordet von zwei Negerbrüdern, die in seinem Dienste standen, und von denen er den einen einmal im auflodernden Zorn mit der Reitpeitsche traktiert hatte.

Ein Akt der Rache war es gewesen, denn geraubt hatten sie nichts.

Zur Nacht waren sie durchs Fenster in sein Schlafzimmer gestiegen und hatten ihn, die blitzenden Messer in der Faust, vor den Augen seiner vor Entsetzen fast gelähmten Frau erstochen.

Dann waren sie entflohen ... Gott weiß wohin? ... denn man hatte sie trotz alles Suchens und Forschens nicht einfangen können. — Der erste Gedanke Felix' hatte dem armen, ermordeten Bruder gegolten ... der zweite, bleibendere ... Ella!

Er selbst konnte die Besitzung auf so lange Zeit nicht verlassen; einen Schul- und Jugendfreund, Franek von Kornatschewski hatte er hinübergeschickt, um des toten Bruno Angelegenheiten zu ordnen und seine junge Witwe nach Hause zu bringen zu den Ihren.

Monate und Monate hatte es gedauert, bis Kornatschewski mit Ella kam.

Sie war wochenlang halb wahnsinnig gewesen, so daß man die ernstesten Befürchtungen für ihren Verstand gehegt hatte; und als sie dann endlich von den Ärzten als genesen entlassen wurde, da sah man, daß ihr zartes Nervensystem einen Choc bekommen hatte, von dem sie sich vielleicht erst in vielen Jahren, vielleicht niemals wieder erholen würde.

Nun war Bruno schon lange über ein Jahr tot und immer noch versetzte die mindeste Aufregung die junge Frau mit einem Schlage in die schrecklichste Stunde ihres Lebens, in die Stunde der Ermordung zurück.

Sie glaubte dann die Mörder kommen, die grausamen Messer blitzen zu sehen und verfiel in einen an Raserei grenzenden Zustand, von dem sie sich erst nach vielen Stunden wieder erholte.

Geistig ganz normal war sie überhaupt nicht mehr; und obwohl Kornatschewski Felix brieflich auch auf die Veränderung vorbereitet hatte, die er an seiner Schwägerin finden würde, konnte

Felix doch selbst noch heute das Entsetzen nicht vergessen, das wie ein spitzer Pfeil in sein Herz eindrang, als er Ella zum erstenmale wiedersah, und sie auf seine Fragen ihm in jener kindlich-rührenden Weise antwortete, in die sie nach ihrer Krankheit verfallen war.

Er hatte geglaubt ersticken zu müssen an den Thränen, die ihm heiß und dick in der Kehle emporquollen bei ihrem Anblick, und er war nach dieser Begegnung stundenlang im Park auf und ab gerast, selbst wie ein Wahnsinniger, fluchend dem Schicksal, dem Leben, sich selbst.

Doch wieder war's die große Trösterin der Menschheit, die Arbeit, die den vom Schicksal so Tiefgebeugten aufrichtete; die ihn noch einmal Geschmack am Leben finden ließ, die ihm zuflüsterte, es könne noch einmal alles besser werden.

Allmählich hatte er sich an Ellas Zustand und sogar an ihre zeitweiligen Anfälle von Geistesverwirrung gewöhnt; und doch hinterließen sie ihm jedesmal ein entsetzlich drückendes Gefühl von unveränderlicher Trauer; doch hatte er jedesmal die Empfindung, als risse in solchen Momenten etwas in seiner Brust, in seinem Herzen entzwei.

* * *

Er hatte lange so dagelegen im Moose, das Gesicht an das Eisengitter der Grabstätte gedrückt. Und diese ganzen Erinnerungen waren ihm dabei, wie so oft schon, von neuem, zuckenden Schatten gleich, an der Seele vorübergezogen. Am deutlichsten traten sie allerdings dann auf, wenn er durch irgend ein Vorkommnis besonders heftig an die Vergangenheit gemahnt wurde . . . so wie heute durch den Anfall von Geistesverwirrung der armen Ella.

Er erhob endlich sein Antlitz vom Boden.

Des Mondes silberne Strahlen drangen durch die dichten, dunklen Zweige der Fichten hindurch und begrüßten ihn mit ihrem warmen, hellen Licht.

Er sah hinein und immer wärmer, immer lebendiger ward sein Auge dabei, während es ihm zugleich auch leichter wurde ums Herz.

„Laß nun endlich ab von den alten Erinnerungen," schien der Mond ihm leise zuzuraunen. „Laß Vergangenes vergangen . . . laß die Toten nun endlich begraben sein! Du aber freue dich des Lebens, das noch vor dir liegt, und vergräme und verbittere es dir nicht unnütz. Denn du bist jung und schön und kräftig. Du bist noch imstande, dir selbst eine Zukunft zu schaffen; eine zwar arbeitsvolle, aber auch genußreiche Zukunft!"

Langsam und schwerfällig, denn die Glieder waren ihm ganz steif geworden von der langen, unbequemen Lage, erhob er sich und pflückte mechanisch die haften gebliebenen Moosfasern von seinen Kleidern ab.

Dann schlug er den Weg nach dem Schlosse ein.

Als er die Thür seines Büreaus öffnete, sprang ihm aus dem Dunkel des Zimmers heraus mit freudigem Satz eine mächtige Dogge entgegen.

Hoch hinauf reckte das prachtvolle Tier sich und legte zärtlich seine beiden Vorderpfoten dem jungen Manne auf die Brust.

Er streichelte ihm rasch ein paarmal die Schnauze.

„Ruhig, Cäsar, ruhig!"

Das Tier ließ ihn los, blieb aber an seiner Seite, während er durch das Büreau hindurch in sein Schlafzimmer schritt.

Hier fand er das junge polnische Dienstmädchen an seiner Kommode beschäftigt.

Die kleine Hängelampe von blauem Glase verbreitete nur ein mattes Licht, so daß er ihre Umrisse von rückwärts nur undeutlich unterscheiden konnte. Nur ihr blondes Haar leuchtete unter den gedämpften Lichtstrahlen hier und da golden auf. — Und zum erstenmal fiel es ihm auf, daß das Mädchen in Haar und Figur eine vage Ähnlichkeit mit seiner Schwägerin Ella hatte.

Sie mußte unbedingt seine sporenklirrenden Tritte gehört haben, die in der Abendstille förmlich dröhnten auf der harten Diele, doch sie wandte sich nicht um.

Er trat bis in die Mitte des Zimmers.

„Was thust du da, Naska?"

Sein Ton war barsch und kurz.

Er wußte nicht warum, aber er empfand stets einen instinktiven Widerwillen vor diesem Mädchen.

Bei dem Klang seiner Stimme wandte sie sich um.

„Ich ... ich räume bloß die Wäsche vom Herrn Baron ein.“

„Jetzt ... am Abend?“

„Sie ... sie ist ... spät fertig geworden. Und die Mamsell hat gesagt, ich sollt' es noch heute ...“

Ungeduldig unterbrach er sie.

„Schon gut. Bist du fertig?“

„Sofort.“

Sie machte sich noch einen Augenblick an der Kommode zu schaffen. Dann schloß sie die Schublade und blieb unschlüssig stehen.

Er stand an dem hohen Stiefelknecht und zog die langen Stiefel ab.

Das Mädchen sprang herzu und warf sich rasch auf die Knie.

„Darf ich helfen?“

Er sah erstaunt auf sie nieder. Sie sah sehr hübsch aus, wie sie da vor ihm kniete, den blonden Kopf zurückgeworfen, und mit den großen, ausdrucksvollen, dunklen Augen zu ihm emporblickte; aber eben dieser Umstand, daß er sie hübsch fand, erfüllte ihn seltsamerweise mit noch verstärktem Widerwillen.

„Bist du verrückt geworden? Seit wann brauch' ich deine Hilfe?“

Sie ließ den Kopf demütig auf die Brust herabsinken.

„Ich ... ich ... dachte nur ...“ stotterte sie.

„Steh auf.“

Er zog den Fuß vom Stiefelknecht zurück und sah sie so befehlend an, daß sie gehorsam sich erhob.

„Hat dir jemand den Auftrag gegeben, um diese Stunde hierher zu kommen?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Antworte.“

„Nein ... Niemand.“

„Dann verbitt' ich mir in Zukunft solche Aufdringlichkeit. Ich brauch' deine Hilfe nicht. Geh.“

Sie wandte sich ab. Aber sie blieb noch stehen. Und plötzlich schlug sie beide Hände vors Gesicht, und er konnte an dem Zucken ihrer Schultern sehen, daß sie weinte.

Was fiel der Person denn ein? Wollte sie gar noch die Beleidigte spielen? War sie verrückt?

Das Wort, selbst in Gedanken, machte ihn schaudern. Er mußte an die arme Ella denken.

„So geh' doch schon,“ sagte er, um eine Schattierung freundlicher, zu dem Mädchen.

Sie schluchzte laut, und nur seiner Abneigung gegen sie war's wohl zuzuschreiben, daß er dieses Schluchzen für erkünstelt hielt.

Er trat näher zu ihr heran.

„Bist wohl gar noch beleidigt, du Schaf, du ... was?“

„Ich ... ich ... hab's doch ... aber ... gar ... nicht ... bös ... gemeint ...“ stammelte sie zwischen dem Schluchzen.

„Na also ... dann ist's ja gut!“

Er konnte nun mal keine Frau weinen sehen.

Fast wider seinen Willen berührte seine rechte Hand leicht ihren blonden Scheitel.

„Es ist gut; geh nun.“

Da fühlte er plötzlich seine Linke von ihren beiden Händen erfaßt und gleich darauf ihre heißen Lippen darauf ... einmal ... zweimal ... dreimal ...

Gewaltsam entriß er ihr die Hand und stieß sie nicht eben sanft zur Thür hin, die er weit öffnete.

„'Raus.“

„Ich werd's nicht wieder thun,“ stammelte sie demütig. Er hatte die Thür schon wieder geschlossen.

Und wohl eine ganze Minute lang stand er da in der Nähe der Thür und hielt mit der rechten Hand seine Linke fest, die ihm noch zu brennen schien von den wilden Küssen des Mädchens.

Er starrte nach der Thür hin, und plötzlich kam ihm die ganze, soeben erlebte Szene sehr komisch vor, so daß er laut auflachte.

„Tolles Frauenzimmer!“ ging es ihm durch den Sinn. „Sie hat etwas Widerliches an sich, die Polackenkröte. Und dennoch ist sie hübsch. Wenigstens nicht häßlich. Verrückt! Ganz verrückt!“

Er hatte nun endlich die Stiefel ab- und die leichten Hausschuhe angelegt.

So ging er noch einmal durch die Büreaus,

die Dogge immer an seiner Seite über den kleinen Gang hinüber bis nach der Wohnung des Oberinspektors.

Der saß da vor seinem altväterischen Schreibtisch, über ein großes Rechnungsbuch gebeugt.

Als der junge Mann eintrat, erhob er sich und empfing seinen Vorgesetzten stehend.

Felix drückte ihn nieder auf seinen Stuhl.

„Bleiben Sie sitzen, lieber Damm."

Er selbst setzte sich auf den großen, mit Wachstuch bezogenen Sofatisch und schlenkerte mit den Beinen.

„Wegen morgen," sagte er. „Ich werde ja morgen nicht viel Zeit haben, so lange der Onkel aus Posen uns auf dem Halse sitzt. Also ich denke, Sie lassen gleich früh mit dem zweiten Kleefeld anfangen. Das kann bis Abend dann ganz abgefahren sein; was? Dann müssen die beiden Rübenfelder fertig werden; schicken Sie vier oder fünf Frauen auch nach dem Obstgarten. Die Kirschen müssen 'runter. Wie steht's mit den Kartoffeln?"

„Da müssen die Mädchen morgen 'ran. Höchste Zeit damit."

„Meinetwegen. Barometer?"

„Beständig."

„Also mit Regen brauchen wir nicht zu rechnen. Um so besser. Sie werden also nach allem sehen, mein guter Damm. Und ... wie ist's mit Müller? Haben Sie ihm tüchtig Bescheid gesagt?"

Der Oberinspektor lachte.

„Derbe."

„Schad't nichts. Er kann's vertragen. Der Bengel macht in den letzten Wochen wirklich eine Dummheit über die andere. Was hat er denn nur?"

„Verliebt!" sagte Damm lakonisch.

„Ah so! Und mit wem hat er's? Doch nicht eins von unseren Mädchen?"

„Hm!" Damm nickte. „Ich hab' ihm auch darüber schon die Leviten gelesen."

„Daß ihn der Teufel hol'. Welche?"

„Die schwarze Kascha."

„Wie weit sind sie?"

„Ich hab' sie vor'ge Nacht aus seinem Zimmer schleichen sehen. Er hat's mir übrigens auch gar nicht abgeleugnet."

„Sie haben's ihm auf den Kopf zugesagt?"

„Freilich."

„Der Lausbengel, der. Er weiß, daß es zu Ende sein muß damit? Sofort? Oder muß ich noch —?"

„Nicht nötig; er weiß es."

„Dämlicher Bengel. Kann sich doch denken, daß man das nicht erlauben wird ... mit 'ner Arbeiterin. Und dann nachher braucht sie nicht mehr zu arbeiten, wird auf Schritt und Tritt bevorzugt ... kann er nicht wo anders was suchen?"

„Ist bequemer im Haus."

„Ob! Kunststück! Na ... also er wird ein Ende machen? Sicher?"

„Ja, ja. Gewiß."

„Um so besser. Hm! Mit den Gespannen, da richten Sie sich morgen nur ein, Damm. Dem Berg hab' ich zwei zu morgen versprochen."

„Zwei Gespanne? Den ganzen Tag?"

„Wie lang' es dauern wird, werden wir noch sehen. Jedenfalls müssen ihm morgen die Ziegel gefahren werden. Wir haben's zugesagt."

Der Oberinspektor hatte sich einige Notizen gemacht.

„Gut. Gut. Ich werd's einrichten. Er baut übrigens wie ein Narr."

Felix hatte zerstreut vor sich hingesehen. Jetzt blickte er Damm wieder an.

„Wer?"

„Der Berg. So was von 'ner Bauerei hab' ich in meinem Leben noch nicht gesehen. Ein Fenster hoch, eines tief, die Thür ganz in der Ecke. Schön wird sein Haus nicht."

Felix seufzte.

„Schön?? Schön sind die Ansiedler-Häuser alle nicht. Ach, mein armes Buchenwalde!"

Noch einmal seufzte er. Dann warf er den Kopf zurück und trat an den Schreibtisch heran zu Damm.

„Was machen Sie denn da für Berechnungen?"

Damm machte ein schlaues Gesicht.

„Das fehlte noch für den Revisor."

„Ah! Wir waren also nicht fertig?"

„Nicht ganz. Diese Berechnung über den

letzten Viehverkauf war noch nicht voll eingetragen. Sie hatten sie damals behalten, und —"

„Ah ja, ja."

Felix runzelte die Stirn. Dann reichte er Damm die Hand.

„Sie sind mein Freund, Damm, ich weiß es."

„Bis ans Ende."

„Danke."

Er drückte ihm herzhaft die Hand.

Wie wohl das that nach so vielen, mit denen er heute gesprochen, die ihm übel wollten, endlich auch einen Menschen zu finden, der es gut mit ihm meinte, der sein Freund war.

„Werden Sie denn heut' abend noch damit fertig werden?"

„Gewiß. Eine . . . höchstens anderthalb Stunden, und die Sache ist in Ordnung."

„Hm!"

Felix ging nachdenklich im Zimmer hin und her.

„Wissen Sie, daß ich doch anfange Lust zu bekommen, das Mastvieh ein paar Stunden täglich auf die Weide hinauszuschicken?"

„Na endlich!"

„Sie waren ja immer dafür, Damm?"

„Immer . . . und bin's noch."

„Also . . . machen wir mal den Versuch. Lassen Sie die zwölf großen Kühe und die Färsen morgen raustreiben. Wenn es denen gut bekommt, können wir dann ja weitersehen. — Na . . . das ist wohl alles, was wir zu besprechen haben. Oder ist noch etwas?"

„Nicht, daß ich wüßte."

„Also dann gute Nacht."

„Gute Nacht, Herr Baron."

Der Oberinspektor begleitete den Administrator bis zur Thür hin.

Dann ging er wieder an seine Arbeit zurück.

(Fortsetzung folgt.)

# Rache.

## Novelle

von

**Olga Wohlbrück.**

[2]





Helene richtet zum erstenmal die Augen auf ihren Mann, der bleich mit verzerrten Zügen vor ihr sitzt, in dessen entstelltem Antlitz sich all die Qual vergangener Tage wiederspiegelt. Beinahe furchtsam zieht sie die Schultern zusammen, und ihre Hand legt sich auf ihr Herz, wie um sein ängstliches Pochen niederzudrücken.

Varnhagen fährt fort:

„Am andern Tag war unsere Trauung. Wir waren übereingekommen, uns ganz in der Stille trauen zu lassen, und es freute mich, daß du nicht nach Frauenart dieses privateste aller Ereignisse vor das Forum einer neugierigen, gleichgiltigen Menge schleppen mochtest. Die großen Hochzeiten sind noch die letzten Überbleibsel einer barbarischen Zeit, da s. g. Ehrenwachen vor dem Brautgemach aufgestellt wurden oder da, wie in Frankreich zu des großen Ludwigs Zeiten, die Neuvermählte während dreier Tage auf ihrem Brautbett liegend — die ganze Stadt empfing.

„Du hattest dich auch gegen die traditionelle Hochzeitsreise erklärt aus — deinem Schönheitssinn entspringenden — ästhetischen Gründen, und so sollte denn die Feier einen ganz intimen Charakter tragen und mit einem kleinen Diner in unserem Hause beschlossen werden, zu dem nur unsere vier Zeugen und der Geistliche geladen wurden.

„Befremdet hatte mich nur dein Wunsch, dich nicht im Brautkleid, sondern in einer hellen Gesellschaftstoilette trauen zu lassen — jetzt allerdings war er mir erklärlich. Aber es war mir zugleich eine seltsame Beruhigung, dich nicht im Brautschmuck zu sehen, und als ich dich vom Hause abholte und dir half den langen Abendmantel über das elfenbeinfarbene Seidenkleid legen, da hatte ich nicht die Empfindung, als führe ich mit dir zu unserer Trauung, sondern eher zu einer banalen Gesellschaft.

„Eine Stunde später zogst du als Hausfrau in dies Haus ein, und mit dem Instinkte der Frau warfst du zuerst einen Blick ins Speisezimmer, um zu sehen, ob ‘alles in Ordnung.’ Die Tafel war in der That künstlerisch serviert. Als dein Blick auf den großen Fruchtaufsatz fiel, der in der Mitte stand, entfuhr dir ein Ausruf der Überraschung und des Entzückens:

„‘Aber das ist ja nach einem Stilleben von Chardin arrangiert.’

„Dann wendetest du dich zu mir, nahmst meine Hand und sagtest:

„‘Wie gut du bist! Wie du weißt, was mir Freude macht!’

„Und ich Narr war in diesem Augenblick fest davon durchdrungen, daß eine Birne, wenn sie dem Ensemble eines berühmten Stillebens entnommen ist, besser schmeckt, als eine, deren Wert bloß in ihrer Güte liegt!!

„Das Diner verlief — wie wohl Diplomaten-Diners verlaufen. Man sprach wenig, weil man mit den guten Gerichten zu thun hatte, man trank wenig, weil die Weine kostbar und schwer waren, und man amüsierte sich nicht, weil man nicht geräuschvoll werden konnte. Kurz, es lief alles glatt, korrekt und glücklicherweise ohne Reden ab.

„Unsere Gäste zogen sich um neun Uhr diskret zurück, indem sie uns glückliche Reise wünschten, denn wir hatten glauben lassen, daß wir mit dem Nachtzuge nach Venedig abreisen würden.

„Wir waren allein in dem großen Bibliothekzimmer, in welchem noch die leeren Mokkatassen herumstanden.

„Du gingst mit kleinen, nervösen Schritten auf und ab, deine starre, helle Seidenschleppe wie eine schillernde Schlange nach dir ziehend. Plötzlich trat ich dir in den Weg und nahm dich bei der Hand. Du erschrakst und sahst mich verwirrt an.

„‘Mein Trauring ist mir zu weit, sieh nur,’ sagtest du, nur um etwas zu sagen.

„Ich hielt deine Hand fest und ließ die Augen nicht von dir.

„‘Du mußt erst hineinwachsen.’

„Du nicktest ernst.

„‘Ja, wie in alles Neue.’

„Wir schwiegen. Ich ließ deine Hand nicht los. Endlich fragtest du leise, ängstlich:

„‘Es wird aber vielleicht lange dauern, ehe ich hineinwachse . . . sehr lange . . .’

„‘Ich werde warten,’ sagte ich einfach.

„Ehe ich es verhindern konnte, hattest du meine Hand an deine Lippen gezogen, und mit deinem fröhlichen, lieben Kinderlachen, das so oft mit deinen ernsten Worten kontrastierte, riefst du:

„‘Nun will ich mir's aber bequem machen, und in einer halben Stunde darfst du in meinem kleinen Salon den Thee einnehmen. Bin ich nicht nett?’

„Eine halbe Stunde später trat ich in dein Zimmer. Zwei große Stehlampen verbreiteten ein mildes Licht, das etwas Beruhigendes für meine erregten Nerven hatte. Der Diener brachte den Thee und zog sich zurück.

„Ich setzte mich seitwärts an deinen Schreibtisch, die Augen auf die Thür deines Schlafzimmers gerichtet, aus dem du heraustreten mußtest. Du ließest nicht mehr lange auf dich warten.

„Ein peplonartiger Schlafrock aus weißem Cachemir hüllte dich ganz in seine Falten. Dein Haar war rückwärts in einem losen Knoten aufgesteckt und fiel vorne in einzelnen ungeordneten Löckchen auf deine Stirn. Deine Hände, noch feucht vom Wasser, spielten mit einem kleinen, seidenen Taschentuch.

„Niemals, weder vorher noch später, hast du so hübsch ausgesehen, wie in diesem Augenblick. Es lag etwas rührend Freudiges in deinem Gesicht, und deine Freude schien mir darum nicht geringer, weil sie auch den glänzenden Äußerlichkeiten deines neuen Lebens galt.

„Du ließest dich in einen Sessel nieder, der an der Stehlampe stand und von dem aus du bequem das Theetischchen erreichen konntest, du strecktest zwei kleine, goldgestickte, rote Saffianpantöffelchen vor, lächeltest — wie Kinder in Erinnerung an den Weihnachtsbaum lächeln, und sagtest:

„'Es ist doch hübsch, reich sein.'

„Ein bitteres Gefühl beschlich mich, die Erkenntnis, daß nur meine äußere, materielle Lage dich bestimmt hatte, mich zu heiraten. Warum gabst du dir nicht wenigstens die Mühe, deine Motive zu verbergen? Verlangte ich denn Aufrichtigkeit, wollte ich die Wahrheit wissen? Nein ... ich wäre dir dankbar gewesen für jede Lüge. Ich hätte sie gierig aufgefangen, wie der Bettler das Geldstück auffängt, das man ihm zuwirft. Eine Lüge wäre eine Barmherzigkeit gewesen, und ich erhoffte sie von deiner Güte.

„'Darf ich dir eine Tasse Thee einschenken?' fragtest du ruhig.

„Und du reichtest mir die Schale herüber, lächeltest und meintest:

„'Nur Geduld ... es wird schon werden.'

„'Was soll werden?' fragte ich schroff.

„Du erhobst dich, kamst auf mich zu und legtest deine Hände auf meine Schultern.

„'Gut soll alles werden, gut, ruhig, natürlich. ... Es ist uns beiden alles so überstürzt gekommen, daß wir noch nicht Zeit gefunden, klar in uns zu sehen.'

„Etwas Weiches, Mütterliches lag in deinem Ton, das mir unendlich wohl that. Ein unbezwingbarer Wunsch nach einer offenen, klaren Aussprache erfüllte mich. Du solltest wissen, daß ich dich liebte, solltest wissen, daß mit meiner Liebe eine wahnsinnige Eifersucht in mir aufgekeimt war, die jeden Glauben, jedes Vertrauen in mir zu ertöten drohte und mich zum willenlosen Sklaven niederer, böser Triebe machte.

„'Setz dich,' bat ich dich leise. — 'Aber so, daß ich dein Gesicht nicht sehe ...'

„Du folgtest meinen Worten mit jener wunderbaren Intuition, die alles errät, alles begreift.

„Ich beichtete, sagte alles, alles ... Wie ich dich verehrt in beinahe religiöser Ekstase, wie ich dich über alles gestellt in meinen Gedanken, wie du meine treibende Kraft geworden, mein glänzender Leitstern ... Wie sinnlos meine Wut war, wenn ich andere Menschen dir menschlich nahen sah, wie später, und eben nur durch meine Liebe, ein Eigentumsgefühl in mir erwachte, das Bewußtsein eines Rechtes auf dich, auf jeden deiner Gedanken, und wie immer häufiger, immer qualvoller die Frage in mir auftauchte: Was war aber früher? Sie lebte doch, bevor sie dir begegnete, sie arbeitete, sie stand mitten im Kampfe ums Dasein, auf andere angewiesen, die sie leiteten, förderten, neideten, sie ist jung und hübsch. Man wird es ihr gesagt haben und sie hat vielleicht dabei gelächelt, hat sich der schalen Schmeichelei gefreut, hat vielleicht gar einen in der Menge ausgezeichnet, hat Liebesworten von ihm gelauscht und Liebesworte gegeben ... sie, die nicht eine Frau, sondern **d i e** Frau für mich ist. Die einzige, die man sein ganzes Leben erwartet, erhofft, für die das ganze ganze Weltall geschaffen zu sein scheint, die Frau, an deren **B e s i t z** man vor mystischer Vergötterung nicht zu denken wagt, die Frau, deren Haarfarbe man kaum kennt vor übersinnlicher Anbetung. Ich sagte, wie ich es nicht gewagt hatte, dieser Frau von meiner menschlichen Liebe zu sprechen, selbst nicht in dem Augenblick, da ich sie zum Weibe begehrte, ich sagte, was ich Grauenhaftes empfunden in dem Moment, da mir diese Frau das Geständnis machte, einen Mann mit menschlicher Liebe geliebt zu haben, wie eine nahezu tierische Raserei mich erfaßt, zugleich mit dem Ekel vor ihr, vor meinen lächerlich überspannten Gefühlen, wie ich es mit erschreckender Klarheit gefühlt, daß dieser Abgrund nie, niemals überbrückt werden könnte ... Ich mußte wohl viele Stunden gesprochen haben. Die Lampen brannten nur noch trübe, ein kaltes, graues Morgenlicht stahl sich durch die lose verhängten Fenster.

„Als ich schwieg, standest du auf, gingst auf deinen Schreibtisch zu, nahmst das Bild, sahest es lange, und wie mich dünkte, schmerzlich an, zogst es aus dem Rahmen und rissest es, die Augen schließend, in kleine Stücke. Du warst totenbleich, deine Augen lagen starr und tot in den Höhlen.

„'Bist du nun zufrieden?' fragtest du tonlos.

„Ein hartes, häßliches Lachen entfuhr mir.

„'Und du glaubst, daß das Zerreißen eines

Pappenstückes Gedanken und Empfindungen auslöschen kann?' fragte ich hart.

„Zum zweitenmal sah ich Verachtung in deinen Augen aufblitzen, und deine Lippen verzogen sich zu einem kalten, grausamen Lächeln.

„'Dann bedaure ich mein nutzloses Opfer,' sagtest du mit eigentümlicher langsamer Schärfe. 'Dieses Bild war mir die teuerste greifbare Erinnerung an Tage, die sich wie ein leuchtender Sonnenfleck vom schwarzen Grunde meines bisherigen schweren Daseins abheben. Ich habe dir — aus redlicher Empfindung heraus — alles bis auf diese Erinnerung symbolisch opfern wollen. Du hast mich nicht verstanden — das werde ich dir nie verzeihen, darüber komme ich nie hinweg.'

„Langsam, ohne mich noch eines Blickes zu würdigen, verließest du das Zimmer, und ich konnte dir nur nachstarren, in kalter, stumpfer Verzweiflung, vermochte kein Wort hervorzubringen, keine Bewegung zu machen, um dich zurückzuhalten.

„Das war unsere Hochzeitsnacht.

„Ich ging in mein Zimmer, warf mich angekleidet aufs Bett und fiel in einen tiefen, traumlosen Schlaf. Mein erster Gedanke beim Erwachen war, daß sich etwas Schreckliches vollzogen hatte, und ich hörte deine Worte: 'Darüber komme ich nie hinweg.' Ich sah dich herb und unnahbar und fühlte in mir eine Kraft aufsteigen, die deinen Stolz brechen, dich mir ganz zu eigen machen sollte.

„Ruhe, Ruhe, sagte ich mir selbst. Und äußerlich ruhig kleidete ich mich um, äußerlich ruhig frühstückte ich in meinem Zimmer. Dann ging ich hinüber zu dir.

„'Gnädige Frau ist im Atelier,' rief mir dein Mädchen mit eigentümlichem Lächeln entgegen, als ich mich in deinem Schreibzimmer vergebens nach dir umblickte.

„Ich trat ins Atelier ein. Du hattest ein einfaches, helles Tuchkleid an und darüber eine große weiße Arbeitsschürze mit langen Ärmeln. Du hattest einen Fuß auf einen Schemel gestützt und knetetest an einem Stück Thon. Nichts Böses, Feindseliges war in deinem Gesicht — sondern eine reine, fast möchte ich sagen kindliche Freude an deiner Beschäftigung.

„Plötzlich gewahrtest du mich. Etwas wie Überraschung flog über deine Züge, dann verfinsterte sich deine Stirn, und dein ganzer Körper bekam eine steife Haltung.

„'Schon bei der Arbeit?' fragte ich, nur um nicht stumm dazustehen, und ich freute mich, daß der Ton meiner Stimme so ruhig war.

„Du beugtest dich über den Thonklumpen, als wäre dir das jetzt das wichtigste auf der Welt, und antwortetest:

„'Du mußt dich nicht wundern. Die Arbeit ist meine einzige Rechtfertigung . . .'

„Und du arbeitetest. Ich sah dich tagelang nicht, denn du kamst nicht heraus aus deinem Atelier, und ich wagte nicht, es unaufgefordert zu betreten. Ich speiste in der Stadt und kam abends spät nach Hause. Manchmal sah ich Licht in deinem Schreibzimmer schimmern, aber ich hatte gar nicht das Bedürfnis, dich aufzusuchen. Wir lebten eine Zeitlang jeder für sich, ich im Gedanken an dich, du in dem an deine Kunst.

„Eines Tages traf ich dich auf der Treppe zum Ausgehen bereit. Du hattest eine reizende Besuchstoilette an mit einem kleinen Pariser Hütchen auf dem Haar, das deinem ganzen ernsten Charakter widersprach. Wohin gingst du? Was suchtest du außer dem Hause? Wohin zog es dich?

„Ich hielt mich an das Treppengeländer, um mir Haltung zu verschaffen.

„'Du gehst aus?' fragte ich.

„Du lächeltest freundlich, wie man einem Fremden zulächelt.

„'Ja . . . ich muß ein paar geschäftliche Besuche machen. Meine Statuette ist vollendet, und ich . . .'

„Kurz — ich merkte, du nahmst dein Künstlerringen wieder auf und du weihtest mich, deinen Mann, ganz im Vorübergehen, indem du dir Handschuhe über die Finger zogst, in deine Absichten und Pläne ein. Und du glaubtest, ich würde dir keine Schwierigkeiten bereiten, würde dich thun lassen was dir beliebt, deine Besuche nicht kontrollieren, dein Leben nicht verfolgen. Aber darin hattest du dich geirrt. Du warst nun einmal meine Frau, jetzt war ich der

Herr, ich hatte zu bestimmen, zu gebieten. Und ich wollte mir mein Recht wahren.

„‘Da du zum Ausgehen gekleidet, so werden wir zusammen spazieren fahren,’ sagte ich gelassen. ‘Geschäftliche Besuche machst du keine. Meine Stellung gestattet mir, die Leute, die du brauchst, zu mir kommen zu lassen. Verzeih, daß ich diese Tage so wenig an deine Carriere gedacht habe . . . du könntest mir vorwerfen, daß ich mein Versprechen nicht halte. Von heute ab — will ich mein Wort einlösen. Nun komm.’

„Ich bot dir den Arm, und wir stiegen in den offenen Wagen. Es war unsere erste gemeinsame Ausfahrt, wir trafen viele Bekannte, tauschten Grüße aus ... traten wieder ins reale Leben. Am anderen Tage hieß es, wir wären von unserer Reise zurückgekehrt, und gesellschaftliche Pflichten traten an uns heran.

„Du fandest dich — ich gestehe es dir gerne zu — sehr geschickt in deine neue Stellung, und so eifrig ich auch spähte, ich vermochte nichts zu entdecken, was an die lässige Familiarität erinnerte, in der du einst mit deinen Kollegen verkehrt. Aber ich merkte es wohl — du freutest dich, den einen oder den anderen bei dir zu sehen, du hattest gemeinsame Interessen mit ihnen, dich verband mit deinem Kreise eine Gleichheit künstlerischer Stimmungen und Anschauungen, zu denen ich mich nicht aufschwingen konnte.

„Dabei arbeitetest du viel und machtest glänzende Fortschritte, ich degradierte mich zu deinem Impressario, und du brauchtest um die Frucht deiner Arbeit nicht zu kämpfen, sie fiel dir durch mich in den Schoß. Helene Varnhagen wurde eine kleine Berühmtheit, und ihr Atelier der Sammelpunkt von allen, die auf irgend einem Gebiete eine Rolle spielten.

„Du hattest seltsamer Weise jeden Reiz als Weib für mich eingebüßt, und je ernster ich dich in deinem Berufe aufgehen sah, desto weniger regte sich in mir der Wunsch, dir menschlich näher zu treten.

„Da wurdest du krank — eine leichte Nervenaffektion gebot dir unbedingte Ruhe und Luftveränderung. Ich schlug dir eine Reise nach der Schweiz vor, und da es dir vollständig gleichgiltig war, wohin du reistest, so sagtest du ja. Zwei Tage später saßen wir im Coupé.

„Wir waren allein, ganz allein zum erstenmal seit einem halben Jahr. Matt und teilnahmlos lehntest du in deiner Ecke, und wie ich dein bleiches, trauriges Gesicht vor mir sah, da kam mir das Bewußtsein einer ungeheuren Schuld . . .“

Varnhagen macht abermals eine Pause, in seinem Antlitz liegt etwas Weiches, seine Augen feuchten sich, und er fährt sich mit zitternder Hand über die Stirn.

„Ein Gefühl, das ich nie gekannt, übermannte mich: Mitleid, ein Mitleid, grenzenlos, wie es ehmals meine Anbetung gewesen. Ich nahm deine Hand in die meine und sprach dir zu wie einem Kinde. Du blicktest mich freundlich an — in deinen Antworten war nichts Herbes, und eine leise Ahnung kommenden Glücks stieg in meiner Seele auf.

„Fremde hätten uns für Geschwister halten können, nach der Art, wie wir miteinander verkehrten . . . Niemand konnte ahnen, wie ich innerlich erbebte, wenn deine Hand die meine streifte, wenn deine Augen länger als sonst auf mir haften blieben. Ich fühlte, daß ich wieder anfing dich zu lieben, wie ich dich geliebt vor jenem unseligen Abend, aber eine seltsame Angst schnürte mir jedesmal den Hals zusammen, wenn ich dir von meiner Liebe sprechen wollte. Und doch wußte ich, daß du mich jetzt nicht mehr zurückstoßen würdest . . . Wir verließen die Schweiz und reisten nach Tirol. Deine Gesundheit hatte sich gekräftigt, und wir machten weite Partieen in die Berge, kehrten wohl unterwegs in eine Bauernhütte ein, um uns mit Milch und schwarzem Brot zu stärken, bewunderten dabei manch altes Hausgerät — seltsame Truhen, Schränke, Spindeln, wie man sie in dieser Art eben nur noch bei den Tiroler Bauern findet. Du freutest dich über jedes originelle Stück, und wir erwarben von den einfachen Leuten für geringes Geld manchen seltenen, für den Liebhaber wertvollen Gegenstand.

„Eines Tages jagte uns der Regen in eine ärmliche Hütte. Du hattest dein graues Lodenkleid aufgeschürzt, daß man deine festen Bergstiefel bis an den Rand sehen konnte, dein dunkel-

grünes Jägerhütchen mit dem Stutzflügel hatte sich vom Wind ein wenig auf die Seite geschoben, deine Wangen waren von der frischen, feuchten Regenluft ein wenig gerötet, deine Zähne blitzten wie Reiskörner zwischen den halbgeöffneten Lippen hervor, du sahst dich in der Stube um und lachtest.

„'Leer . . .'

„In der That, die Stube war leer, nur eine große graue Katze saß schnurrend auf dem schmalen Fenstersims und funkelte uns mit ihren grünen Augen listig an.

„'Du machtest der Katze einen tiefen Knix, wie es Kinder thun, und fragtest lachend:

„'Ist es gestattet, hier zu warten, bis der Regen aufhört?'

„Die Katze krümmte den Buckel, fauchte, und als du dich ihr nähern wolltest, sprang sie mit einem Satze vom Fenstersims auf das hohe Bett, das in einer Ecke stand und auf dem die mit buntem Kattun überzognen Kissen berghoch aufgetürmt waren. Wie ein Kind sprangst du der Katze nach, und ich angesteckt durch deinen Mutwillen schwang mich aufs Bett und packte das Tier am Kragen.

„'Gieb sie mir, gieb sie mir!' riefst du und suchtest nun auch das hohe Bett zu erklimmen.

„Du hörtest nicht auf zu lachen, als du nun oben neben mir saßest.

„'Die Alpenbesteigung ist gar nichts dagegen,' meintest du und haschtest nach der Katze.

„Nun hielten wir sie beide, und sahen uns lachend und unbefangen an wie die Kinder . . . und plötzlich schleuderte ich die Katze weit von mir, schlang beide Arme um dich und preßte meine Lippen auf deinen Mund . . .

„Als wir aus unserer Betäubung, unserem Rausch erwachten, hatte der heftige Gußregen einem sanften Sickern Platz gemacht. Die Katze saß wieder in philosophischer Ruhe auf dem Fenstersims, als trüge sie das Bewußtsein in sich, eine Mission erfüllt zu haben. Eine leise Dämmerung war eingetreten, und ich konnte den Ausdruck deines Gesichtes in der dunkleren Ecke nicht unterscheiden.

„Wir sprachen kein Wort, halb aus Befangenheit, halb aus Angst, nicht das richtige Wort zu finden.

„Du setztest dein Hütchen auf und benutztest die blanke, kleine Fensterscheibe als Spiegel; ich legte währenddessen eine kleine Geldsumme auf den wurmstichigen Eichentisch . . . Dann, in seltsamer Übereinstimmung blickten wir auf die Katze, du wurdest rot, und ich zog nochmals deinen Kopf an meine Brust.

„'Hast du mich lieb?' fragte ich dich leise.

„Du antwortetest nicht, aber ein leiser Schauer, der durch deinen Körper ging, sagte mir mehr, als alle Worte es vermocht hätten.

„Wir traten hinaus . . . du stütztest dich auf meinen Arm . . . so ganz anders als früher. Dein Kopf lag beinah auf meiner Schulter.

„'Was wir für einen Umweg gemacht haben!' sagtest du plötzlich.

„'Wenn wir nur endlich auf den richtigen Weg hinausgekommen sind,' antwortete ich . . .

„Wir verlebten vier Tage unbeschreiblichen Glücks . . . Und am fünften Tage ging das Glück unter auf Nimmerwiederkehr! . . . Wir waren in Innsbruck. Ich schrieb einige Briefe im Lesezimmer des Hotels, du blättertest in den Journalen. Plötzlich stießest du einen leisen Schrei aus, und wie ich erschreckt den Kopf hob und dich ansah — da lehntest du bleich im Sessel, die Hand auf das Herz gedrückt.

„'Was ist's?' fragte ich und eilte auf dich zu.

„'Nichts, nichts,' antwortetest du hastig und suchtest eine illustrierte Zeitschrift unbemerkt fortzuschieben.

„Aber schon hatte ich deine Bewegung gesehen; von einer eigentümlichen Ahnung ergriffen, nahm ich das Blatt zur Hand. Mein erster Blick fiel auf das reproduzierte Porträt deines Jugendfreundes. 'Herbert' stand in großen Lettern darunter, wie um mir jeden Zweifel zu benehmen, daß wirklich er es sei.

„'Was soll das?' fragte ich dich hart.

„Du mühtest dich zu lächeln.

„'Ich war so überrascht . . .' stammeltest du.

„'Überrascht, worüber?'

„Ich flog die kurze biographische Notiz durch und verstand. Er weilte augenblicklich in Innsbruck, du hofftest oder fürchtetest ihm zu begegnen. Beides war gleich einem Treubruch gegen mich, denn der Mann hatte dir nichts mehr zu sein,

gar nichts ... jetzt weniger denn je. Wie eine ungeheure Lüge kamen mir die letzten Tage vor ... und ein wahnsinniger Haß erfüllte mich gegen dich, die du mir mein letztes Hoffen zerstört, meine letzte Illusion geraubt.

„Ich hätte mich auf dich stürzen mögen, um dich zu erwürgen, wie damals am Vorabend unserer Hochzeit.

„Noch am selben Tage verließen wir Innsbruck, und ich habe deinen finsteren Blick nie vergessen, den du auf mich warfst, als ich dir zurief: 'Nun hat die Romanspielerei ein Ende.'

„Wir kehrten heim und nahmen äußerlich unser früheres Leben wieder auf. Nur daß ich es stets fühlte, wie dir meine Gegenwart lästig war, wie du dich innerlich krümmtest unter meinen Blicken. Du, die ernste Künstlerin, wurdest kokett, ließest dir den Hof machen, und ich jagte all die Laffen aus meinem Hause, die es wagten, die Augen zu dir zu erheben. Vielleicht hegte ich damals noch etwas wie Liebe zu dir ... vielleicht!

„Erinnerlich ist mir nur der glühende Haß, der mich erfüllte, wenn ich dich den Fremden zulächeln sah, wenn ich deine Stimme anderen gegenüber weich und schmeichelnd klingen hörte.

„Oh du hattest und hast noch eine allerliebste Art, mich auf die Folter zu spannen. Kein Mittel scheint dir dazu zu gering! Wenn dein Temperament es zuließe — du würdest mich betrügen, nur um dich an meiner Qual zu weiden.

„Ich bin krank geworden bei diesem stündlichen Kampf mit dir und — deiner Umgebung. Wie oft — wenn ich deine Hände beobachtete, wenn sie den Lehm kneteten — zog es mich nicht, diese Hände zu zerbrechen, wie du mein Glück zerbrochen hast ... Ich haßte deine Kunst, die dich mir immer mehr entzog, ich haßte die Menschen, bei denen du Ersatz fandest für deinen unleidlichen, lächerlich-eifersüchtigen Gatten, ich haßte die Dienstboten, die dir ergeben waren — weil du gütig mit ihnen sprachst — ich haßte deine Vorliebe für Kunstschätze und Altertümlichkeiten, weil deine Augen freudig aufleuchteten, wenn du sie betrachtetest, und ich verscheuchte deine Freunde, verjagte deine Dienstboten, spielte dir tausend Possen bei den Antiquitäten- und Bilderhändlern ...

„Ja, das that ich! Und das werde ich thun, bis du allein bist, hörst du, ganz allein? Bis du auf der ganzen Welt keinen Freund mehr haben wirst, keinen Lichtpunkt, keine Freude ... nichts — als mich."

Varnhagen steht nun hochaufgerichtet vor Helene. Sein Antlitz hat eine grünliche Färbung angenommen, seine Augen irren wie die eines Wahnsinnigen in den tiefliegenden Höhlen umher, seine krampfhaft verzerrten Lippen decken die bläulich blitzenden Zähne auf, die dem Gesichte etwas Bestialisches verleihen.

Helene birgt erschauernd den Kopf in die Hände. Sie fürchtet sich vor diesem Manne, der nichts Menschliches mehr in seiner Brust bewahrt hat; sie empfindet physische Angst, so übermächtig und lähmend, daß sie nicht ein einziges Wort der Besänftigung findet ...

Nun beugt er sich über sie, und sie starrt ihn entsetzt mit weitgeöffneten Augen an. Er aber lacht höhnisch auf.

„Furcht ist die beste Zucht," sagt er langsam. „Und ehe ich dich mit jenem zusammen sähe, mit jenem, den du jetzt vielleicht mehr liebst, als du ihn damals geliebt, weil du ihn mit mir vergleichst — eher ließe ich dir tropfenweise das Blut aus den Adern ... hörst du ... tropfenweise ... Nenne es Eifersucht, Liebe, Haß ... Gemeinheit ... nenne es wie du willst: es ist so! Hüte dich! ..."

Ein leises Stöhnen ringt sich aus Helenens Brust empor, und ihre Hände, wächsern bleich, sinken schlaff zu beiden Seiten des Sessels herab.

Varnhagen tritt einige Schritte zurück und zieht seine Uhr.

„Der Zug geht in einer Stunde. Du hast gerade noch Zeit dich umzukleiden," sagt er mit erzwungener Ruhe.

Automatenhaft, wie hypnotisiert von dem durchdringend auf ihr haftenden Blick Varnhagens, erhebt sie sich und macht einige Schritte. Plötzlich schwankt sie, greift mit den Händen vergebens nach einer Stütze und bricht lautlos, ohnmächtig zusammen.

Es ist, als wollte Varnhagen erst die zarte Gestalt in seine Arme nehmen ... schon hat er sich über sie gebeugt in jähem Schreck, da fällt

sein Blick auf einen ganz kleinen Papierfetzen — ein Teilchen des von ihm vernichteten Briefes Herberts — und er richtet sich wieder hoch auf, ohne mehr einen Blick auf seine Frau zu werfen.

Er drückt auf den elektrischen Knopf und herrscht das eintretende Mädchen an:

„Die gnädige Frau ist ohnmächtig; bringen Sie sie zu sich und kleiden Sie sie um. Wir müssen auf die Bahn.“

Ohne sich nochmals umzusehen, verläßt er das Zimmer.

Kaum ist er bei sich, so stürzt er auf eine Kassette und nimmt ein Tropfenfläschchen heraus.

Sein Kammerdiener, der mit den letzten Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt ist, bringt rasch ein Glas mit Wasser herbei und zählt die Tropfen ab. Und nachdem Varnhagen gierig die Medizin getrunken, meint er:

„Das war aber die höchste Zeit ... der gnädige Herr hätten gewiß wieder einen Anfall bekommen ohne die Tropfen.“

„Gewiß ...“ antwortet Varnhagen tonlos, und dann mit beinahe traurigem Lächeln fügt er hinzu: „Und du weißt, was der Arzt gesagt hat? Noch ein Anfall, und ich kann ein Krüppel bleiben für immer? ...“

Eine halbe Stunde später betreten Varnhagen und Helene den Perron des Bahnhofs. Helene ist ein wenig blaß, aber äußerlich ruhig. Varnhagens Antlitz ist krankhaft verzerrt ...

„Wohin willst du reisen?“ fragt er sie.

Sie zuckt gleichgiltig die Achseln.

* * *

(Schluß folgt.)

# Liebes-Rebellen.

## Roman

von

**Roy Tellet.**

[6] Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Lise Landau.



### XV.

Am nächsten Tage fragte Dr. Vipan bei Tische den jungen Mann, ob er schon fleißig gemalt hätte.

„Ich habe noch garnicht damit begonnen,“ erwiderte Carolath. „Die Wahrheit zu sagen, mir fehlt es an einem geeigneten Sujet; ich brauchte ein lebendes Modell.“

Des Doktors scharfe Augen wurden noch durchdringender.

„Weshalb nehmen Sie nicht Errima dazu?“ fragte er. „Sie hat ja Zeit genug und würde sich gewiß freuen, Ihnen von Nutzen sein zu können.“

Errima sagte nichts, aber Carolath, der sie beobachtet hatte, gewahrte eine helle Röte auf ihren Wangen, während sie wie in unwillkürlicher Abwehr die Hände emporhob. Dem scharfen Auge des Doktors entging nichts von all dem.

„Du brauchst nicht gleich zu erschrecken, Errima,“ meinte er beruhigend; „Mr. Edwardes will dich ja nur malen, so wie du gerad' da bist.“

Als sie immer noch schwieg, wurde Miß Vipan ungeduldig.

„Du scheinst wirklich ein Vergnügen darin zu finden,“ sagte sie ärgerlich, „unhöflich und unliebenswürdig zu sein. Mr. Edwardes will dir eine große Ehre erweisen, und du dankst ihm nicht einmal dafür.“

Carolath unterbrach sie hastig.

„Ich 'will' garnicht,“ meinte er, „Dr. Vipan

hat den Vorschlag gemacht, den ich nie gewagt hätte. Natürlich wäre mir der Plan sehr lieb, wenn Miß Ravenshaw sich der Mühe des Sitzens unterziehen wollte."

„Gut, dann ist's also abgemacht," erklärte Miß Vipan entschieden.

Während der ganzen Zeit hatte Errima nicht einmal den Versuch gewagt, ein Wort dazwischen zu reden. Ohne daß man es für nötig hielt, sie um ihre Einwilligung zu fragen, wurde die Verabredung getroffen. Aus ihren Wangen war allmählich die Röte wieder gewichen, und anscheinend kalt und teilnahmlos saß sie wie vordem.

„Es ist wirklich zum Verzweifeln mit dem Mädchen," sagte Miß Vipan ärgerlich. „Was nützt die sorgfältigste Erziehung, wenn einmal schlechte Veranlagung vorhanden ist!"

Auf diese tiefsinnige Bemerkung trat eine kleine Pause ein. Dann bemerkte Dr. Vipan zu Carolath gewendet:

„Ich denke, Sie fangen mit den Sitzungen gleich morgen an, Mr. Edwardes?"

„Gewiß, wenn Miß Ravenshaw einverstanden ist."

Dieser beständige Hinweis auf Errima, als hätte ihre Meinung überhaupt irgend welche Geltung, machte Miß Vipan ganz mißmutig.

„Das ist ja schon alles abgemacht," sagte sie. „Sie brauchen nur noch die Stunde zu bestimmen, Mr. Edwardes. Sagen wir vielleicht um elf Uhr vormittags. Errima, geh' mal hinauf in mein Schlafzimmer und hole mir ein reines Taschentuch herunter. Die kleine Schublade links in meinem Schrank."

Errima erhob sich mechanisch und verließ das Zimmer. Jetzt wendete sich Miß Vipan zu Carolath und sagte im Tone des Vorwurfs:

„Sie verwöhnen mir wirklich das Mädchen, Mr. Edwardes. Wir haben sie an absoluten Gehorsam gewöhnt. Von Natur ist sie eigenwillig und widerspenstig, und ich kann wohl sagen, daß sie uns zeitweise Ärger genug gekostet hat. Seit kurzem jedoch haben sich bei ihr keine Spuren von Eigensinn mehr gezeigt. Es wäre doch schade darum, wenn Ihre übertriebene Höflichkeit dem Mädchen gegenüber unsere Erziehungsresultate wieder zerstören sollte. Wir natürlich wissen ja, daß Sie sich nichts dabei denken; aber das Mädchen könnte thöricht genug sein, sie ernst zu nehmen."

Ehe Carolath noch etwas entgegnen konnte, fiel Dr. Vipan ein:

„Oh, Sarah, du mußt Mr. Edwardes für seine Höflichkeit keine Vorwürfe machen. Er kann nun einmal nicht anders. Übrigens ist sie eine Tugend, und Errima ist jetzt gerad' in dem Alter, wo man dergleichen zu schätzen weiß."

Miß Vipan schaute den Bruder mit ihren stählernen Augen an. Seine Rede setzte sie einen Augenblick lang in Verlegenheit. Dann besann sie sich, daß der junge Gast ja hier war, um Errimas Neigung zu gewinnen, und alles, was zu diesem Ziele führen mochte, ermutigt und unterstützt zu werden verdiente. Jetzt sah sie ihren Mißgriff ein.

„Natürlich, du hast ganz recht, Stephen," sagte sie einlenkend, „Mr. Edwardes wird mich gewiß verstehen. Ich kann mir's immer noch nicht abgewöhnen, Errima als bloßes Kind zu behandeln."

Die Situation war für Carolath recht unbehaglich. Er wußte nicht, was er sagen sollte, und hielt es für gut, daß die Geschwister die Angelegenheit mit einander allein ordneten.

Der Doktor war offenbar zufrieden mit ihm. Der Plan, daß Errima von Carolath gemalt werden sollte, war ganz dazu angethan, des Doktors Absichten zu fördern. Die jungen Leute mußten auf diese Weise noch mehr als bisher beisammen sein. Und Carolaths hübsche Erscheinung, seine gewinnenden Manieren würden über kurz oder lang ihren Einfluß auf das junge Mädchen geltend machen. So dachte der Doktor als geübter Menschenkenner.

Jetzt kehrte Errima mit dem gewünschten Taschentuche zurück.

„Na, das hat ja ziemlich lange gedauert," sagte die Tante, so dem jungen Mädchen für die erwiesene Aufmerksamkeit dankend.

---

## XVI.

Am nächsten Morgen um elf Uhr begab Carolath sich ins Wohnzimmer, wo sich die Staffelei mit allem, was dazu gehörte, befand.

Er hatte mit Errima über ihr Modellsitzen nicht mehr gesprochen und war nun ein wenig neugierig, ob sie wohl da sein würde. Er erwartete es eigentlich ziemlich bestimmt; die Tante würde schon dafür sorgen. Wäre sie nicht da, dann wollte er kein Wort mehr über den Gegenstand verlieren.

Als er das Zimmer betrat, fand er Errima schon vor. Aber er bemerkte auch sofort, daß ihre Pünktlichkeit nicht ein Zeichen von Interesse war; ihr Antlitz trug den gewöhnlichen Ausdruck müder Gleichgiltigkeit.

„Ah, da sind Sie ja," rief Carolath, eine Lebhaftigkeit heuchelnd, die er gar nicht empfand.

„Ja, da bin ich."

„Und bereit zum Opferfest?"

„Ich bin bereit, mich malen zu lassen."

„Sie sind wirklich sehr gütig."

„Ich folge nur dem Befehl der Tante."

„Sie wissen natürlich, daß wir nicht so schnell damit fertig sein werden?"

„Nein, ich verstehe gar nichts davon."

„Es ist nicht so, als wenn ich Sie photographieren wollte. 'Jetzt, bitte, mein Fräulein, einen Augenblick Ruhe, und fertig ist's.' Nein, ich muß erst eine Skizze von Ihnen machen, ehe ich daran gehe, Sie zu malen. Ich werde wohl eine ganze Anzahl Sitzungen nötig haben."

Carolath begann dabei, seine Utensilien zu ordnen.

„Ich möchte mich gern in allem nach Ihren Wünschen richten, Miß Ravenshaw," sagte er zu dem jungen Mädchen.

„In allem?" wiederholte sie fragend, während es wie ein spöttisches Lächeln um ihre Lippen huschte.

„Ich weiß, daß das Sitzen recht langweilig ist, und ich bitte Sie, eine Stellung zu wählen, welche Sie auf die Dauer am wenigsten ermüden würde. Vielleicht soll ich Sie lesend malen?"

„Nein," entgegnete Errima kurz.

„Wie wäre es denn, wenn Sie sich in Ihren Stuhl zurücklehnten und zum Fenster hinausschauten?"

„Mir ist's wirklich gleich," sagte Errima, indem sie eine halb ruhende Stellung annahm und den Kopf hinten anlehnte. Carolath war mit der Haltung ganz einverstanden. Vom Fenster her fiel das Licht voll auf sie und ließ die zarten Farben in ihrem Antlitz, das Dunkel der großen Augen und die üppige Fülle der starken Haarmassen, die ihr tief ins Gesicht fielen, vorteilhaft hervortreten. Und zum erstenmale sah nun auch Carolath das schöne Ebenmaß ihrer Gestalt. Die Taille war von jugendlicher Zartheit, ohne nach der Mode zusammengeschnürt zu sein.

„Das ist prächtig," rief er beifällig, das Mädchen eigentlich nur mit dem Auge des Künstler betrachtend.

Vielleicht machte Errima diese Unterscheidung nicht, jedenfalls errötete sie lebhaft.

„Weshalb fangen Sie denn nicht an?" fragte sie fast ärgerlich.

Noch war Carolath nicht so weit. Erst mußte die Staffelei zurecht gerückt werden. Er hatte gerade die Kohle zur Hand genommen, als Miß Vipan eintrat.

„Ich habe dich schon überall gesucht, Errima," begann sie, „und da finde ich dich endlich. Ich fürchtete schon, du hättest deine Verabredung vergessen."

„Deine Verabredung, meinst du wohl," entgegnete Errima mürrisch.

„Verbessere mich nicht, Kind," sagte Miß Vipan entschieden. „Versuche doch ein bißchen liebenswürdiger zu sein, wo jeder Mensch so freundlich gegen dich ist. Ich hoffe, Sie haben alles zur Hand, was Sie brauchen, Mr. Edwardes. Von Zeit zu Zeit werde ich natürlich nachschauen kommen, wie die Dinge hier stehen. Sie werden den rechten Moment festhalten müssen, wenn Sie ein hübsches Bild zu Wege bringen wollen. Der augenblickliche Ausdruck im Antlitz meiner Nichte zum Beispiel würde jedes Portrait unmöglich machen."

Der Verweis war nicht unverdient. Errimas Züge zeigten einen halb stumpfen, halb ärgerlichen Ausdruck.

„Nun will ich mich aber nicht länger aufhalten," fuhr Miß Vipan fort. „Für die Kunst habe ich nicht viel Zeit übrig. Für die Armen und Unterdrückten giebt es noch viel zu

thun. Mrs. Manley wird gleich mit neuen Mustern der rationellen Kleidung kommen."

Carolath, der sein Antlitz nach Miß Vipan umgewendet hatte, schaute jetzt wieder auf seine Staffelei. Aber trotzdem er offenbar gar kein Interesse für den Gegenstand zeigte, ließ Miß Vipan sich doch nicht abhalten, weiter davon zu sprechen.

„Wir alle sind," meinte sie, „so sehr die Sklaven der Umstände, daß diese dadurch eine Wichtigkeit gewinnen, die ihnen eigentlich nicht zukommt. Und ich meine, das, was zu jedem Menschen in unmittelbarster Beziehung steht, ist sein Anzug. Ist das nicht richtig, Mr. Edwardes?"

„Ich glaube wohl," murmelte Carolath schwach, ohne die Blicke von seiner Staffelei zu wenden. Er war ein bißchen in Unruhe über die Richtung, welche die Unterhaltung zu nehmen drohte.

„Wir müssen also thun, was in unserer Macht steht," fuhr Miß Vipan fort, „die augenblicklichen Umstände so einzurichten, daß sie uns von Nutzen anstatt zum Hindernis werden. Ich denke, das ist eine gesunde Philosophie, nicht wahr, Mr. Edwardes?"

Wieder murmelte Carolath eine Zustimmung.

„Nun frage ich Sie, sind Röcke und Unterröcke nicht entschieden eher eine Belästigung als ein Vorteil?"

„Schützen sie nicht ein wenig vor Erkältung?" fragte Carolath ganz schüchtern.

Plötzlich ließ sich ein Geräusch wie von unterdrücktem Kichern im Zimmer vernehmen. Carolath blickte verwundert auf und gewahrte, daß Errima ihr Antlitz in den Händen vergraben hatte; das Kichern mußte unbedingt von ihr ausgegangen sein, denn Miß Vipans Gesicht zeigte einen ernsten, strengen Ausdruck. So hatte das junge Mädchen also Freude am Komischen! Das war für Carolath wieder eine neue, angenehme Offenbarung. Aber für Miß Vipan hatte sie durchaus nichts Angenehmes.

„Dein Benehmen, liebe Errima," begann sie in ihrem strengsten Tone, „ist wirklich unwürdig. Ich schäme mich deiner. Was soll nur Mr. Edwardes von dir denken? Wie kann man ein ernstes Gespräch fortführen, wenn du dich solch törichtem, krampfhaftem Gekicher hingiebst? Ich möchte nur wissen, was es überhaupt dabei zu lachen giebt?"

Errima blieb still, ohne das Gesicht aus den Händen zu nehmen.

„Ich wüßte wirklich nicht, was einem jungen Mädchen schlechter stände als solch ein Grinsen," fügte Miß Vipan hinzu.

Die Bezeichnung für die Lustigkeit des jungen Mädchens, deren anmutige Gestalt er soeben bewundert hatte, fand Carolath doch eine wenig hart, und sie erregte seinen Ärger.

„Es war ja nur ein Lächeln, Miß Vipan," sagte er.

„Ich wüßte nicht, daß man ein Lächeln hören kann, aber Lächeln oder Grinsen, gleichviel — jedenfalls war es ein Beweis von Unbildung und ein Zeichen von Nichtachtung."

Dann schien ihr plötzlich einzufallen, daß es dem Plane ihres Bruders nicht sehr förderlich sein könnte, wenn sie Errima in des jungen Mannes Gegenwart so demütigte, deshalb fügte sie einlenkend hinzu:

„Nun, wir müssen eben ihrer Jugend manches zu Gute halten. Sie meint es ja nicht schlimm."

Jetzt ertönte unten an der Hausthür die Klingel, und Miß Vipan eilte hinweg. Gleich darauf wurde Mrs. Manleys laute Stimme in der Halle vernehmbar.

„Wir werden eine große Scheere brauchen," klang da die Stimme von der Treppe her. „Ich glaube, ich habe sie nicht hoch genug geschnitten."

Die Thür des Wohnzimmers war offen geblieben; Carolath schlug sie ein wenig heftig zu; dann vernahm er das Schließen einer andern Thür, und nun klang Mrs. Manleys grelles Organ nur noch in dumpfen, unartikulierten Lauten an sein Ohr. Sie war offenbar hergekommen, um wieder eines ihrer Probleme zu lösen — diesmal war das Problem nur eine einfache Teilung.

Errima saß noch auf ihrem alten Platze, aber sie hatte noch nicht vermocht, ihren Zügen den gewohnten Ausdruck der Gleichgiltigkeit zu geben; im Gegenteil — in ihren Augen zwinkerte

es recht verräterisch. Carolath wandte sich jetzt zu ihr.

„Verzeihen Sie, Miß Ravenshaw,“ begann er, „daß ich so unhöflich die Thür zuschlug. Ich fürchtete nämlich schon, die schreckliche Frau käme hier herein.“

„Was für eine schreckliche Frau?“ fragte Errima möglichst ernsthaft.

„Nun, natürlich Mrs. Manley. Ich würde mir doch nicht erlauben, solch einen Ausdruck für Ihre Tante zu gebrauchen.“

„Nein; ganz recht; gewisse Dinge läßt man am besten ungesagt ...“

„Mögen Sie diese starkgeistigen Frauen?“ fragte Carolath.

„Natürlich, ich muß meine Tante doch gern haben; das ist ja meine Pflicht.“

Carolath fand, daß Errima im Begriff war, ein wenig aus sich heraus zu gehen, aber noch war ihm der Gedanke nicht klar zum Bewußtsein gekommen, als sie auch schon ihre alte, undurchdringliche Miene angenommen hatte.

„Würden Sie wohl die Freundlichkeit haben, die verabredete Stellung wieder einzunehmen?“ fragte er.

Ohne ein Wort der Entgegnung nahm Errima die gewünschte Haltung an.

„Ich danke sehr,“ sagte Carolath. „Jetzt können wir anfangen. Übrigens dürfen Sie getrost plaudern. Ich entwerfe vorläufig nur eine ganz flüchtige Skizze.“

Seine Aufforderung blieb unbeantwortet.

„Sie fühlen sich doch nicht unbehaglich?“ fragte er freundlich nach einer Weile.

„Machen Sie sich darüber doch keine Gedanken,“ entgegnete Errima ziemlich kühl.

„Ich thue es aber doch.“

Errima verzog leicht die Lippen, entgegnete jedoch nichts.

Während Carolath die Umrisse von Errimas Figur skizzierte, war er gezwungen, sie aufmerksam zu studieren, und diese Zwangslage behagte ihm offenbar. Freilich, er haßte ja die Frauen, und Errima durfte keine Ausnahme bilden, aber er konnte sich doch nicht verhehlen, daß sie, wenn er sie so in der Nähe betrachtete, seinem künstlerischen Sinn gefiel. Vom künstlerischen Standpunkte aus mußte er ihre Erscheinung tadellos finden. Er erkannte, daß ihr Gesicht, das ihm zuerst geradezu abstoßend erschienen war, nur häßlich wurde durch den düsteren, unfreundlichen Ausdruck, den es freilich zumeist trug. Die Gesichtszüge waren nicht gerade regelmäßig, nicht statuar; aber mit diesen herrlichen Augen, den schöngeformten Händen, dem zierlichen Munde konnte das junge Mädchen wohl für hübsch gelten, wenn sich nur jener finstere Blick aus ihrem Antlitz hätte bannen lassen. Ihm konnte sie natürlich niemals reizend erscheinen, er hatte von den Weibern übergenug.

Carolath war selbst ein wenig verwundert darüber, daß seine jetzige Beschäftigung ihm so viel Freude gewährte. Natürlich schrieb er das alles seiner Liebe zur Kunst zu. Es war ja auch angenehm für ihn, eine Beschäftigung gefunden zu haben, die in sein eintöniges Leben etwas Abwechselung brachte. Er hoffte nur, daß es auf die Dauer für Errima nicht zu ermüdend war. Manchmal freilich wollte es ihm scheinen, als wäre ihre gleichgiltige Miene nicht ganz aufrichtig. Aber die Sitzungen waren nun einmal notwendig, um den Doktor zu überzeugen, daß Carolath sich alle Mühe gäbe, sein Wort zu erfüllen; er mußte so viel als möglich sich in Errimas Gesellschaft zeigen, und seine Malerei kam ihm dabei sehr gut zu statten.

(Fortsetzung folgt.)

# Feuilleton.

## Ein Dilemma.

Novelle von J. K. Huysmans.

Aus dem Französischen von R. Speyer.



### I.

Das Speisezimmer war behaglich eingerichtet; ein weißer Kachelofen stand in einer Ecke des Zimmers; hohe, eichene Rohrstühle mit gedrehten Füßen umgaben den Tisch, und ein in Paris, Faubourg Saint-Antoine, angefertigtes, alteichenes Buffet barg hinter den Glasscheiben vernickelte Schüsselwärmer, Champagnerkühler und ein vollständiges, weiß mit Gold verziertes, — übrigens nie gebrauchtes Service. Ein durch den Schein der Hängelampe schlecht beleuchtetes Porträt des Herrn Thiers hing an der Wand.

Herr Rechtsanwalt Le Ponsart und Herr Lambois falteten ihre Servietten zusammen, warfen einen Blick auf das servierende Mädchen und schwiegen.

Nachdem das Mädchen einen Likörkasten geöffnet und vor die beiden Herren gestellt hatte, entfernte sie sich rasch. Herr Lambois warf einen mißtrauischen Blick auf die Thür und ergriff dann, anscheinend beruhigt, das Wort.

„Sehen Sie, mein lieber Le Ponsart, jetzt, wo wir beide allein sind, können wir ja über unsere Angelegenheit sprechen. Welches ist unsere Lage vom juridischen Standpunkt aus?“

„Folgende,“ erwiderte der Notar, zog ein Messer mit einer Perlmutterschale aus seiner Tasche und schnitt damit die Spitze seiner Zigarre ab.

„Ihr Sohn ist gestorben, ohne irgend einen Nachkommen, ohne Geschwister noch Geschwisterkinder zu hinterlassen. Das kleine Vermögen, das er von seiner verstorbenen Mutter geerbt hat, soll nach dem Paragraphen 746 des Zivilrechts zur Hälfte an die Nachkommen väterlicher-, zur Hälfte an die Nachkommen mütterlicherseits fallen; deutlicher: falls Julius sein Vermögen nicht verringert hat, fallen auf jeden von uns 50000 Frcs.“

„Sehr gut, danach bliebe nur noch zu erforschen, ob der arme Junge nicht einer gewissen Person einen Teil seines Vermögens durch testamentarische Bestimmung vermacht hat.“

„Das ist allerdings ein Punkt, der noch der Aufklärung bedarf.“

„Ferner,“ fuhr Lambois fort, „vorausgesetzt, Julius besäße diese 100000 Francs noch und wäre ohne Testament gestorben, — wie setzen wir uns da mit der Person auseinander, mit der er zusammen gelebt hat? Und das in einer Weise,“ fügte er nach kurzem Bedenken hinzu, „die ihr jeden Versuch unmöglich macht, von uns Geld zu erpressen oder uns durch ihren Besuch in unserer Stadt in das Gerede der Leute zu bringen?“

„Das ist allerdings die Hauptschwierigkeit, aber mein Plan ist gemacht; ich denke das Frauenzimmer ohne viel Aufhebens und ohne große Kosten los zu werden.“

„Was verstehen Sie unter ‘ohne große Kosten’?“

„Na, höchstens einige 50 Francs.“

„Ohne die Möbel?“

„Selbstverständlich, ohne die Möbel ... die lasse ich gut verpacken und per Güterfracht hierher schicken.“

„Sehr richtig,“ stimmte Lambois bei, näherte seinen Stuhl der Ofenthür und legte ängstlich seinen gichtgeschwollenen, rechten Fuß darauf.

Le Ponsart schlürfte ein kleines Glas Cognac, prüfte ihn mit der Zunge und pfiff leise durch die gerundeten Lippen.

„Ausgezeichnet,“ sagte er, „ist das immer noch der alte Cognac aus Onkels Keller?“

„Ja, einen bessern giebt es in ganz Paris nicht,“ erklärte Lambois in kategorischem Ton.

„Freilich, freilich!“

„Aber wissen Sie,“ versetzte der Notar, „mein Plan ist zwar entworfen, aber besser wäre es doch, wenn wir vor meiner Abreise nach Paris alle Einzelheiten, die wir über das Frauenzimmer kennen, noch einmal durchsprächen.“

„Da müssen wir gestehen, daß ihre Antece-

dentien uns unbekannt sind, daß wir nicht wissen, bei welch fataler Veranlassung sich Ihr Sohn in sie verliebt hat; nur daß sie ganz ungebildet ist, — das geht klar aus der Handschrift und dem Stil des an Sie gerichteten Briefes hervor, den Sie — meiner Ansicht nach mit Recht — unbeantwortet gelassen haben. Das alles ist schließlich sehr wenig."

„Und doch ist es alles; ich kann Ihnen nur noch einmal wiederholen, was ich Ihnen bereits erzählt habe. Als der Arzt mir von Julius schwerer Erkrankung geschrieben hatte, setzte ich mich in den Zug, reiste nach Paris und fand in der Wohnung meines Herrn Sohnes das Frauenzimmer, das ihn pflegte. Julius gab mir die Versicherung, daß dieses Mädchen seine Haushälterin wäre. Ich habe nicht ein Sterbenswort geglaubt; um aber den ärztlichen Vorschriften, die jeden Widerspruch auf das energischste verboten, zu genügen, mußte ich schweigen, blieb dort und ertrug, da das typhöse Fieber sich von Stunde zu Stunde verschlimmerte, bis zum Ausgang der Sache die Anwesenheit dieser angeblichen Wirtschafterin. Sie hat sich übrigens — die Gerechtigkeit muß ich ihr widerfahren lassen — durchaus passend benommen. Danach hat ja auch — wie Sie wissen — die Überführung der Leiche meines armen Julius sofort stattgefunden. Durch allerhand Einkäufe und die Rennen zu sehr in Anspruch genommen, bin ich dann später garnicht mehr dazu gekommen, sie zu sehen, und hatte selbst nichts mehr von ihr gehört, bis sie mich in ihrem Brief davon unterrichtete, daß sie sich in andern Umständen befände, und mich um eine kleine Geldunterstützung anflehte."

„Das ist die Einleitung zur Erpressung," versetzte der Notar nach längerem Stillschweigen. „Und wie ist sie sonst?"

„Ein großes, schönes Mädchen, brünett mit Rehaugen und schönen Zähnen; sie spricht nur wenig, macht aber mit ihrer unschuldigen, treuherzigen Miene auf mich ganz den Eindruck einer verschmitzten, gefährlichen Person; ich fürchte, mein lieber Herr Le Ponsart, Sie werden es nicht ganz leicht mit ihr haben."

„Bah, bah, da müßte das Mädchen schon kräftige Zähne haben, wenn sie solch einen alten Fuchs wie mich anbeißen wollte; ich habe außerdem in Paris einen alten Freund, Polizeikommissar, der könnte mir im Notfall helfen. So gerieben sie auch immer sein mag, — ich bin auf alles vorbereitet und mache mich anheischig, sie mürbe zu bekommen. In drei Tagen ist meine Expedition beendet, dann bin ich wieder zurück und verlange als Honorar für meine Bemühungen wiederum ein Glas von diesem alten Cognac."

„Und vergnügt werden wir ihn dann trinken!" rief Herr Lambois, der augenblicklich sogar seine Gicht vergaß.

„Ach, der Dummkopf," rief er aus, — er meinte damit seinen Sohn. „Wenn ich bedenke, daß er mir bisher niemals etwas zu schaffen gemacht hat. Er studierte gewissenhaft die Rechtslehre, machte sein Examen, war fast zu menschenscheu, ohne Freunde, ohne Kameraden. Niemals, — aber auch niemals hatte ich Schulden für ihn zu bezahlen, und er läßt sich nun plötzlich von einer Dirne umgarnen, die er, das frag' ich mich nur immer, wer weiß wo, aufgefischt hat."

„Ja, ja, das ist der Lauf der Dinge; die zu artigen Kinder nehmen gewöhnlich ein schlechtes Ende," äußerte der Notar, der sich an den Ofen gestellt und, um seine Beine zu wärmen, die Rockschöße auseinander geschlagen hatte.

„Allerdings," fuhr er fort, „sobald sie einer Person begegnen, die ihnen weniger frech und aufdringlich erscheint als die andern, glauben sie gleich, das Fett von der Sahne abgeschöpft zu haben, und sind ihr auf Gnade und Ungnade verfallen. Die erste beste prellt sie nach Belieben, und wäre sie auch die dümmste, ungeschickteste Gans."

„Nein," versetzte Herr Lambois, „Julius war doch eigentlich nicht der Mann dazu, sich von so einer völlig beherrschen zu lassen."

„Ja, ja," philosophierte der Notar, „jetzt wo wir alt sind, können wir's nicht begreifen, wie die jungen Leute sich so leicht von einer Schürze bethören lassen können, — aber wenn ich mich in die Zeit zurückversetze, wo man noch beweglicher war, da haben einem die Weiberröcke auch oft genug den Kopf verdreht. Und Sie, mein lieber Lambois, können auch ein Stückchen davon erzählen?"

„Bei Gott, bis zu meiner Heirat habe ich mich ebenso amüsiert wie alle andern, aber so dumm sind wir beide doch nicht gewesen, — sprechen wir's nur aus — in ein Konkubinat zu geraten."

„Na, natürlich."

Sie lachten sich gegenseitig an; ihre Jugenderinnerungen tauchten wieder vor ihnen auf; ein Strahl leuchtete in dem erloschenen Auge des Notars, und Herrn Lambois gierige Lippen wurden feucht. Sie hatten gut diniert und alten, abgelagerten Bordeaux getrunken; ihre Schädel färbten sich an den kahl gewordenen Stellen dunkelrot, ihre Augen glänzten. Sie fingen an, sich über die Frauen zu unterhalten, und wiederholten immer wieder, welche sie am meisten zu fesseln vermochten.

Herr Le Ponsart liebte sie klein, üppig und elegant gekleidet. Herr Lambois gab den großen, schlanken und einfachen den Vorzug. Er war besonders für die Vornehmheit.

„Ach, was! Die Vornehmheit hat damit nichts zu thun; Pariser Chick, — das laß ich gelten," sagte der Notar, und seine Augen sprühten Funken, „aber üppig, üppig muß sie sein!"

Sie hätten ihre Theorien sicher noch ausführlicher beleuchtet, wenn nicht das Schlagen der über der Thür hängenden Kuckucksuhr ihrer Unterhaltung ein Ende gemacht hätte.

„Potz Wetter," rief der Notar, „zehn Uhr, es ist Zeit, nach Hause zu gehen, wenn ich morgen früh mit dem ersten Zuge reisen will."

Er zog seinen Überzieher an; die frische Luft des Vorzimmers kühlte die Glut ihrer Erinnerungen. Die beiden Männer drückten sich stumm die Hand und empfanden nun ihren Haß gegen diese Unbekannte doppelt lebhaft, die ihnen eine Erbschaft ernstlich streitig machen zu wollen schien, zu der dieser Markstein der Gerechtigkeit, das Gesetzbuch, das sie wie ein Tabernakel verehrten, ihnen ein Recht gab.

---

## II.

Herr Le Ponsart lebte seit dreißig Jahren als Notar in Bauchamp, einem kleinen, im Departement Marne gelegenen Ort; er war der Nachfolger seines Vaters geworden, dessen Vermögen sich bedeutend vergrößert hatte, und das — besonders da es nicht auf ganz geraden Wegen erworben war, — das unerschöpfliche Gesprächsthema der langen Winterabende in der Provinz bildete.

Nach Beendigung seiner Studien hatte Herr Le Ponsart sich auf der Rückreise in seine Heimat längere Zeit in Paris bei einem Anwalt aufgehalten, der ihn mit den verschmitzten Kniffen der Rechtslehre vertraut machen sollte.

Er war ein Mann von sehr gleichmäßiger Gemütsart, der sein Geld für eine gleichwertige Gegenleistung ohne zu knausern ausgab. Wenn er sich dazu entschloß, in gewissen Kreisen während seines Pariser Aufenthaltes sein Geld auszugeben, so verlangte er dafür auch eine Entschädigung durch Vergnügungen. 'Gleicher Wert in allen Dingen', sagte er sich, und so glaubte er recht daran zu thun, wenn er sich für seine klingende Münze genau soviel Prozent Zärtlichkeiten zahlen ließ, die er als vorsichtiger Mann schon im voraus nahm.

In seinen Augen konnte nur das weibliche Geschlecht ihm ein Äquivalent für die gemachten Ausgaben bieten; die andern Freuden des Lebens kamen in keiner Beziehung der Lust gleich, mit der er das im Geldspind ruhende Geld betrachtete. Er hatte gewisse Sparsamkeitsgewohnheiten, die er auch in Paris nicht aufgab, und die in der Provinz, wo die Sparsamkeit die Zähigkeit der Lepra besitzt, allgemein üblich sind. Er bediente sich der Lichtsparer, um die Lichte bis aufs äußerste zu verbrennen, — zündete, da er ohne Schwindelanfälle weder Koaks- noch Kohlefeuer vertragen konnte, zwei übereinandergelegte Scheite Holz an, die weder Wärme noch eine Flamme gaben, durchlief die ganze Stadt, um einen Gegenstand irgendwo billiger einzukaufen, und genoß eine ganz eigenartige Befriedigung in dem Bewußtsein, daß die andern, weil sie die Quellen dafür nicht kannten, die er sich übrigens zu verraten hütete, diese Dinge viel teurer bezahlen müßten.

Wie die meisten Provinzler konnte er sich nur schwer dazu entschließen, sein Portemonnaie aus der Tasche zu ziehen: er tritt mit der festen

Absicht zu kaufen in einen Laden, prüft die Ware auf das allergenaueste, hält sie für passend und billiger als sonst irgendwo, — wird dann in dem Moment, da er sich entschließen soll, wieder schwankend, — überlegt, ob er den Gegenstand wirklich braucht, und ob die Vorzüge, die er bietet, groß genug sind, um die Ausgabe zu rechtfertigen, legt den Gegenstand wieder hin und verläßt den Laden.

So vertraut er auch seine Wäsche, aus Angst, man könnte sie ihm durch Chlor zerreißen, nicht den Pariser Wäscherinnen an, sondern packt alles in eine Kiste und schickt sie per Fracht nach Vauchamp, weil die Wäscherinnen auf dem Lande viel weniger raffiniert und zuverlässiger sind.

So waren im allgemeinen seine sinnlichen Begierden die einzigen, die stark genug waren, um seine Sparsamkeitsneigung bis zu einem gewissen Grade einzuschränken. Sehr vorsichtig ging er zu Werke, wenn er einem Freund eine Gefälligkeit erweisen mußte, — blindlings hätte er nicht einen Sou verliehen; konnte er sich der Bitten eines hungernden Kameraden aber garnicht mehr erwehren, so zog er es vor, ihm eher ein Diner von acht Francs, als hundert Sous anzubieten; so nahm er doch wenigstens teil an der Mahlzeit und hatte etwas von seiner Ausgabe.

Als er nach dem Tode seines Vaters nach Vauchamp zurückkehrte, war es sein erstes, eine reiche und häßliche Frau zu heiraten. Aus dieser Ehe stammte eine ebenso häßliche, kränkliche Tochter, die er jung an den damals fünfundzwanzigjährigen Herrn Lambois verheiratete, der sich in einer geschäftlichen Position befand, die man schon damals mit dem Wort ‘angesehen’ bezeichnete. Als Herr Le Ponsart Witwer geworden war, stellte er seine advokatorische Thätigkeit nicht ein, obgleich sich auch oft der Wunsch in ihm regte, sein Notariat zu verkaufen und sich dauernd in Paris niederzulassen, wo seine hohen Fähigkeiten einen angemessenen Wirkungskreis gefunden hätten.

Und doch, wo hätte er eine geeignetere und passendere Umgebung finden sollen als hier? Er war die geachtetste Persönlichkeit in Vauchamp und genoß hier eine Bewunderung, die aus Furcht und Respekt zusammengesetzt war. Die Lobsprüche, die man an seinen Namen knüpfte, endeten gewöhnlich mit der Bemerkung: ‘Man thut gut, ihn sich zum Freund zu machen’, und ein bedenkliches Kopfschütteln ließ die Vermutung aufkommen, daß der Groll des Herrn Le Ponsart selten thatenlos verlief. Sein Äußeres entsprach vollständig seinem Charakter. Sein wässeriger, von feiner Röte durchzogener Teint, seine dicke, an der Spitze etwas nach oben gebogene Nase, seine langen, über Nacken und Ohr herabhängenden weißen Haare, seine bauernmäßig breiten Schultern und sein feistes Mönchsbäuchlein machten ganz den Eindruck der Gutmütigkeit und luden selbst zu einem vertraulichen Schlag auf den Wams ein; der stahlharte, eisige Blick seines Auges aber flößte Entsetzen ein und machte erstarren.

Im Grunde verstand niemand den wahren Charakter dieses Mannes. Man sah in ihm den Vertreter großstädtischer Manieren, der trotz seines Aufenthaltes in der Hauptstadt der echte Kleinstädter geblieben war.

Er galt nach Ansicht des ganzen Städtchens für einen Pariser vom reinsten Wasser, da er selbst seine Kleider und seine Seifen von dorther bezog und auf jenes kleine Boulevardblättchen ‘Vie parisienne’ abonniert war, dessen pikante Zeichnungen ihm ein wohlgefälliges Lächeln abnötigten. Als Gegensatz zu diesem Geschmack am Weltlichen war er auch auf den ‘Molièriste’ abonniert, eine Zeitschrift, die sich damit abgiebt, das dunkle Leben des Dichters und Schauspielers in das richtige Licht zu bringen. Er war übrigens Mitarbeiter dieses Blattes geworden, zeigte ein gewisses Verständnis für Molièreschen Humor und hatte sogar vor sieben Jahren angefangen, den Bourgeois gentilhomme in Verse umzuwandeln. Wort für Wort folgte er dem Text und empfand selbst die allergrößte Achtung vor seiner ungeheuren Arbeit, die er nur unterbrach, um Gelegenheitsgedichte zu Fest- und Geburtstagen zu verfassen.

Er war auch nach jeder Richtung hin Kleinstädter und liebte als solcher den Klatsch, das Knausern und das gute Essen. Seine sinnlichen Gelüste konnte er, ohne in der kleinen Stadt unliebsames Aufsehen zu erregen, nur durch eine

gute Küche befriedigen, und so gab er verschwenderische Diners, bei denen er nur mit der Beleuchtung und den Zigarren knauserte. ‘Herr Le Ponsart führt eine gute Küche’, pflegten voller Neid der Steuerinspektor und der Bürgermeister zu sagen, die seine ständigen Gäste waren.

Anfangs sah es aus, als wollten die lieben Mitbürger Herrn Le Ponsart die verschwenderischen Diners und das Abonnement auf ein Pariser Blättchen nicht verzeihen, es hätte nicht viel gefehlt, so wäre der Notar in den Ruf eines Verschwenders und Schlemmers gekommen, aber bald sahen sie ein, daß er mit seinen Leidenschaften, seinem Haß und seinen Eigenheiten ganz zu ihnen gehörte. Unter dem Schutze des ihm auferlegten amtlichen Schweigens ergötzte er sich an der Erzählung schlüpfriger Geschichten, förderte die Klatschsucht auf jede Weise und konnte das Verdienst der Sparsamkeit, das seine Mitbürger genau so hoch schätzten wie er, nicht genug rühmen. Dies Gesprächsthema schien für sie unerschöpflich, hier, dort und überall sprach man von nichts anderem, als von Geld, und der Erwähnung einer Persönlichkeit folgte jederzeit eine Aufzählung des dazu gehörigen Vermögens, dessen, was sie besaß oder je zu erwarten hatte. Die echten Provinzler gehen sogar bis auf die verstorbenen Eltern zurück, erzählen die böswilligsten Geschichten über sie, erforschen den Ursprung des Vermögens und wiegen es genau bis auf zehn Sous ab.

‘Er verkörpert die mit Diskretion gepaarte Intelligenz’, meinten die Honoratioren von Bauchamp. ‘Und wie vornehm er ist’, fügten die Damen hinzu, ‘es ist unendlich schade, daß er so zurückgezogen lebt.’ Herr Le Ponsart hielt sich, trotz der ihn umgebenden Lobhudeleien, aus Koketterie, und um sein Ansehen aufrecht zu erhalten, sehr zurück. Auch war er öfters in Geschäftsangelegenheiten in Paris, und die Bauchamper Gesellschaft, die sich in die Kosten eines Figaroabonnements teilte, war dann höchlichst überrascht, wenn sie sahen, daß dieses Blatt von der Ankunft einer so wichtigen Persönlichkeit keine Notiz nahm.

Einige Strahlen des Ruhmes, der Herrn Le Ponsart umgab, fielen auch auf seinen Schwiegersohn und Freund Herrn Lambois, einen alten, in Reims ansässigen Strumpfwarenhändler, der, nachdem er Vermögen erworben hatte, nach Bauchamp übergesiedelt war. Auch er war Witwer wie sein Schwiegervater und benutzte seine Mußestunden dazu, um sich über den Gesundheitszustand des Viehes und den Stand der Saaten zu informieren. Er belästigte die Deputierten, den Präfekten und Unterpräfekten, den Bürgermeister und alle andern Beamten, und hatte die Absicht, sich bei der nächsten Wahl als Kandidat aufstellen zu lassen.

In allen Wahlkomitees war er thätig, die Abgeordneten mieden ihn, denn hatte er sie erst einmal erwischt, so überhäufte er sie mit Vorschlägen, Bitten und Ratschlägen. Als Versammlungsredner war er unermüdlich, er konnte stundenlang, ohne sich zu räuspern, mit klangvollen Phrasen um sich werfen und dabei immer eines gewissen Erfolges sicher sein. Er sprach von unserer Zeit, ‘auf welche die Zukunft ihre Schatten werfe,’ von der ‘friedlichen Waffe des Stimmzettels’ und von der ‘gewaltigen Majestät des in seinen Wahlkörperschaften vereinigten Volkes’. Sein Traum war das Mandat eines Generalrats, nur hatte er hierbei in erster Reihe die Zukunft seines Sohnes im Auge, den er durch seine Protektion rasch zum Unterpräfekten und Präfekten befördert zu sehen hoffte. Er rechnete sogar so stark auf die Abgeordneten einwirken zu können, daß er seinen Sohn bereits an der Spitze des Marne-Departements sah. Und das wäre dann sein Junge, sein Sohn, Lambois’ des ehemaligen Strumpfwirkers Sohn, der seine Mitbürger regiert und später einmal sein Stamm-Departement verwaltet. Er hatte bei der Erziehung seines Sohnes nicht gespart und ihm eine Art von Adel beizubringen versucht, den er seiner dem Bürgerstand angehörenden Familie selbst zuerkannte und der echten, verabscheuten, aber beneideten Aristokratie gegenüberstellte.

Jedoch dieser stolze Bau von Plänen war zusammengesunken, der Tod seines Sohnes hatte seine eiteln Zukunftspläne zerstört, den hellen Horizont umwölkt. Dann aber hatte er sich von diesem Schicksalsschlag erholt, und der väterliche Ehrgeiz hatte sich in einen persönlichen verwandelt.

Mit noch größerer Zähigkeit erstrebte er jetzt seine Wahl, die von Herrn Le Ponsart eifrig

unterstützt wurde. Er schob ihn Schritt für Schritt weiter, und so hoffte Herr Lambois, langsam aufsteigend, auf ein günstiges Wahlergebnis, das er, da keine ernst zu fürchtende Konkurrenz vorlag, ohne große Geldopfer zu erreichen vermeinte. Alles ging nach Wunsch — und da kommt plötzlich der Brief jener Pariser Dirne, die mit dem Erscheinen des jüngsten Lambois die ganze hiesige Gegend in Aufregung versetzen würde!

„Julius hat ihr wahrscheinlich meine Zukunftspläne verraten,“ sagte er in schmerzlichem Ton, als er den Brief jenes Mädchens erhielt.

„Ja, ja, das ist unser wunder Punkt, unsere Achillesferse,“ seufzte der Notar, nachdem er den Brief gelesen, und trotz der freiheitlichen Grundsätze, die sie so gern zur Schau trugen, wünschten beide in diesem Augenblick die alten Geheimbriefe herbei, auf Grund deren man früher die Leute ohne weiteres in die Bastille werfen konnte.

---

## III.

„Das ist einer der schönsten Augenblicke des Lebens,“ grunzte Herr Le Ponsart, der nach einem reichlichen Frühstück in der Rotunde des Palais Royal saß, dem einzigen Ort, an dem man nach Ansicht der Provinzler einen wirklichen guten Kaffee trank. Er atmete schwer, hatte den Kopf leise hinten übergeneigt, und fühlte nun eine wundervolle Müdigkeit seine Glieder beschleichen. Er hatte Glück gehabt; der Tag fing gut an. Früh um neun Uhr war er zu dem Notar gegangen, der sich mit den Angelegenheiten seines Enkels beschäftigte — keine Spur eines Testaments! — Von dort eilte er zum Crédit Lyonnais, bei dem das Geld, vor dessen Verlust er zitterte, deponiert liegen sollte. Das Depot war noch vorhanden. So war ihm also die schwerste Arbeit erspart, die Person, mit der er sich auseinander zu setzen hatte, besaß seines Erachtens nicht das geringste juridische Material, worauf sie ihre Ansprüche begründen konnte.

„Das fängt also unter den glücklichsten Auspizien an,“ murmelte er vor sich hin, den blauen Rauch seiner Zigarre in die Luft schickend. „Es ist nicht zu glauben, wie die Weiber die Männer auszusaugen verstehen,“ philosophierte er und gefiel sich in diesem Gedankengang. Er konnte ein Lied davon singen, der liebe Herr Le Ponsart, der sich sein sanguinisches Temperament noch im Alter erhalten hatte. Mit dem sechzigsten Lebensjahre war sein Auge wohl etwas geschwächt, aber der Körper war gerade und aufrecht geblieben; er litt nach dem Tode seiner Frau viel an Migräne und Kongestionen, die der Arzt mit seinem soliden Leben in Bauchamp in Verbindung brachte.

Selbst im fünfundsechzigsten Lebensjahr war er noch jugendlich; er erfreute sich in seiner Jugend und auch im reifern Alter stets eines ausgezeichneten Appetits, den er sich weniger durch die Zahl der Gerichte, als durch ihre Schmackhaftigkeit und feinschmeckerische Tendenz, die das Alter mit sich brachte, zu befriedigen erlaubte. Seine Sucht nach Eleganz war die eines Provinzialen, eines Parvenus, der ohne Wahl einkauft, Flitterkram sucht und vor den grellen Farben und dem dick aufgetragenen Gold geblendet stehen bleibt.

Er wußte nur zu gut, daß er sich heute schon in einem Alter befände, in dem man auf Erfolge beim weiblichen Geschlecht keinen Anspruch machen kann. Nach der Fastenzeit, die er in Bauchamp gezwungen verlebte, glaubte er sich völlig berechtigt, diese Mahlzeit mit einem weiblichen Wesen zu teilen. Er wußte aber auch aus Erfahrung, daß er sich einer Person gegenüber, die kaum etwas über ihre Lippen brächte und die seinen Appetit durchaus nicht vornehm fände, nicht behaglich fühlen würde.

Diese Gedanken verfolgten ihn, seitdem er sich allein und unbeobachtet von den neugierigen Blicken der Kleinstädter mit einem gut gefüllten Portemonnaie und einem von altem Bordeaux erhitzten Kopf in Paris befand.

Er hatte die letzte Nummer der ‘Vie parisienne’ gelesen, und von den gepfefferten Geschichten der ersten Seiten bis zu den marktschreierischen Annoncen hatte ihn jedes Wort entzückt.

Von den weiblichen Gestalten, die er da vor sich sah, führte ihn eine Ideenverbindung auf das

Mädchen, das seine Reise nach Paris veranlaßt hatte.

„Ich bin wirklich gespannt auf das Frauenzimmer, denn wenn ich auf Lambois Geschmack etwas geben kann, so sieht es fast aus, als hätte Julius keine schlechte Wahl getroffen. Ein großes, schönes Mädchen, brünett und mit Rehaugen — ei, ei, das scheint mir ja ein ganz appetitliches Geschöpf zu sein."

Er versuchte sich ein Bild von ihr zu machen, das unglücklicherweise und sehr zum Nachteil des Mädchens verführerischer und verlockender ausfiel, als das Original.

Er sah nach der Uhr, es war noch zu früh, um sie aufzusuchen — er ließ sich verschiedene Zeitungen vom Kellner bringen und durchflog sie interesselos, denn immer wieder sah er das junge Weib vor seinen Augen.

Er fand das lächerlich, warf den Kopf zurück und suchte auf jede Weise seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, sah in seine Kaffeetasse hinein, blickte auf zur Decke, folgte dem Lauf der Gasröhren, die einem riesengroßen Kronleuchter das Gas zuführten, und fing dann an, die fächerartig in einer Schale liegenden Theelöffel zu zählen. Zur Abwechselung betrachtete er den öde und verlassen daliegenden Garten, dem die einsamen Statuen zwischen den kahlen Bäumen ein trostlos ödes Aussehen verliehen. Dieser Garten rief die Erinnerung an eine Spielzeugschachtel in ihm wach, die stark nach Leim und Kienholz roch, an ein abgegriffenes Spielzeug vom Weihnachtsabend, sowie an eine große Schachtel Domino ohne Deckel.

Jetzt ließ er sein Auge wieder über das Innere des Cafés schweifen, in dem zwei Fremde rauchten, und drei Herren, von denen nur die Hände und die in weiten Beinkleidern steckenden Beine sichtbar waren, hinter den geöffneten Zeitungsblättern verschwanden; ein Junge mit der Serviette unter dem Arm gähnte verstohlen, und die Dame am Büffet rechnete eifrig.

Endlich entschloß er sich aufzubrechen; das Wetter war kalt und trocken, seine stürmenden Gedanken wurden ruhiger, der Mensch trat wieder hinter dem Notar zurück, — die Verdummung war beendet; — er beschleunigte seinen Schritt.

„Ich laufe allerdings Gefahr sie zu verfehlen," murmelte er, „aber es war schon besser, sie vorher nicht vorzubereiten; ihre Geschosse sind sicher noch nicht geladen, und meine Chance ist größer, wenn ich sie unerwartet bestürme."

Er trottete durch die Straßen, prüfte jedes Straßenschild aus Furcht, sich in diesem Teile von Paris, der ihm fremd geworden, zu verirren. Endlich hatte er die Rue du Four erreicht, überzeugte sich von den Nummern der Häuser und trat in ein neues Haus. Die Wände waren mit Stuck belegt und sahen aus wie ein Mandelkuchen, die Treppen bedeckten farbige, mit Messingstangen gehaltene Teppiche und gaben mit den großen zur Beleuchtung dienenden Glasfrüchten dem Hause ein behagliches Aussehen. Der hinter einem großen Thürflügel postierte Portier erschien ihm anmaßend, und streng wie ein katholischer Geistlicher. Doch ward dieser Eindruck durch einen Geruch von Kohl und Zwiebeln, der aus der Portierloge drang, sehr beeinträchtigt.

„Fräulein Sofie Monceau?" fragte er. Der Portier betrachtete ihn prüfend und antwortete mit einer branntweinbenebelten Stimme.

„Im vierten Stock, geradeaus rechts, die dritte Thür:"

Herr Le Ponsart fing an hinaufzuklettern und stöhnte über die große Anzahl Stufen. Oben angelangt, trocknete er sich den Schweiß von der Stirne und versuchte sich tappend in dem Korridor zurecht zu finden. Endlich entdeckte er die Thür, in deren Schloß ein Schlüssel steckte, und da er weder Klingel noch Klopfer finden konnte, schlug er mit der Krücke seines Regenschirms leise an die Thür.

Man öffnete. Eine weibliche Gestalt hob sich vom Dunkel ab. Herr Le Ponsart nannte seinen Namen und Beruf. Ohne ein Wort zu sprechen, stieß das Mädchen eine zweite Thür auf und ließ ihn in ein kleines Schlafzimmer eintreten. Dort war es nicht völlig dunkel, aber es herrschte, trotz der Tagesstunde, ein Dämmerlicht. Das Licht drang grau und trübe durch einen schornsteingroßen Hof ins Zimmer.

„Mein Gott, bei mir ist noch nicht einmal aufgeräumt," rief das Mädchen.

Herr Le Ponsart machte eine wegwerfende Bewegung und sagte:

„Mein Fräulein, ich habe die Ehre, mich Ihnen hiermit als Julius' Großvater vorzustellen. In meiner Eigenschaft als Miterbe des Verstorbenen und in Abwesenheit des Herrn Lambois, dessen Vertreter ich bin, werde ich Sie um die Erlaubnis bitten, zuerst ein Verzeichnis der von meinem Enkel hinterlassenen Papiere machen zu dürfen."

Das Mädchen betrachtete ihn mitleidig und erstaunt.

„Nun bitte."

„Aber ich weiß ja garnicht, wo Julius seine Papiere hatte. Seine Briefe hat er alle dort in die Schublade des Tisches gelegt."

Herr Le Ponsart machte sich sogleich daran, zog seine Handschuhe ab, legte sie auf den Rand seines Hutes, setzte sich an den kleinen dunkelbraunen Mahagonischreibtisch und zog langsam die mit Leder beschlagene Platte heraus. Er hatte sich schon an das Halbdunkel im Zimmer gewöhnt und fing nun an, die Gegenstände zu unterscheiden. Über dem Schreibtisch hing an einer dicken grünen Schnur eine Photographie des Herrn Thiers, ähnlich der im Speisezimmer des Herrn Lambois, — dieser Staatsmann schien in dieser Familie der Gegenstand besonderer Verehrung zu sein. Zur Linken stand das noch ungemachte Bett, rechts auf dem Kaminbrett eine Menge Medizinflaschen, und am andern Ende des Zimmers ein zusammengedrücktes Schlafsofa, das mit fahlem, verblaßtem Rips bezogen war.

Das junge Mädchen hatte sich auf das Sofa gesetzt. Der Notar, den es genierte, jemand hinter seinem Rücken zu wissen, drehte sich rasch um und bat sie, sich in ihren häuslichen Beschäftigungen doch nur ja nicht stören zu lassen. Sie schien den Sinn seiner Worte nicht zu erfassen, denn sie blieb schweigend sitzen und blickte starr auf die Medizinflaschen.

„Donnerwetter, das Frauenzimmer ist gerieben; sie fürchtet sich zu kompromittieren, sobald sie den Mund aufmacht."

Er fing an sich höchlichst über die Art, wie sie auf die Sache einging, zu ärgern.

„Sollte sie das Testament in Händen haben?" fragte er sich. Der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Dabei ärgerte und beunruhigte ihn das Äußere des Mädchens. Es war unmöglich, diesem starren Gesicht einen Gedanken abzulesen, sie schien bestürzt und stumm; ihre von Herrn Lambois so gerühmten Rehaugen waren leer und glanzlos.

Nachdenklich durchstöberte der Notar das Bündel Briefe. Das geringe Wohlwollen, das er nach Tische empfunden hatte, schwand. Schließlich war sie ja doch nur eine Dirne, — dieses Mädchen. Gut gewachsen, aber eher mager als dick, bekleidet mit einem Mieder aus grauem Flanell mit gelben Streifen, einer blauen Schürze, baumwollnen Strümpfen, heruntergetretenen Schuhen mit schiefen Absätzen.

Die Nachsicht, die er für ein Weib nach seinem Geschmack gehabt hätte, für eine nach poudre de riz duftende üppige Schöne, mit seidenen Strümpfen und feinen Pantoffeln, verwandelte sich fast in Verachtung. Mein Gott! Wie jung war doch dieser Julius noch, war seine Schlußfolgerung. Plötzlich durchfuhr der Gedanke, daß sie in gesegneten Umständen war, sein Gehirn, brüsk drehte er sich um und setzte sich die Brille auf, die der alte Graubart in der Hoffnung, auf ein elegantes, üppiges Weib Eindruck machen zu können, versteckt hatte.

Ihre Figur bewies, daß sie die Wahrheit geschrieben hatte. Sofie wurde verlegen durch diese genaue Beobachtung. Endlich hielt Herr Le Ponsart es für nötig, das Schweigen zu brechen.

„Haben Sie einen Mietsvertrag?" fragte er sie.

„Einen Mietsvertrag?"

„Ja, hatte Julius mit dem Wirt einen Vertrag geschlossen, der ihm unter gewissen Bedingungen das Recht einräumt, diese Wohnung drei, sechs oder neun Jahre zu bewohnen?"

„Nein, mein Herr, nicht daß ich wüßte."

„Um so besser."

Er wandte ihr von neuem den Rücken und nahm seine Arbeit wieder auf, öffnete und überflog alle Briefe; alle waren unwichtig, kein einziger enthielt irgend eine Andeutung auf dieses Mädchen, deren Antecedentien ihn verfolgten. Er beschränkte sich auf das Notieren einiger Namen und behielt es sich vor, wenn's nötig werden sollte, diese Personen um Rat zu fragen; ein

Pack bezahlter Rechnungen steckte er zu sich. Es war auch nicht ein Zettel zu finden, der über die Wünsche des Verstorbenen hätte Aufklärung geben können, aber wer weiß, ob das Mädchen nicht ein Testament beiseite gebracht hatte, um im geeigneten Moment damit hervorzutreten. Er saß wie auf Kohlen, innerlich empört über seinen Enkel und dieses Frauenzimmer.

„Also, mein liebes Kind," sagte er mit väterlichem Ton und mit einem eisigen Blick, der Sofie in Erstaunen setzte, „Sie sind überzeugt davon, daß unser armer Julius keine andern Papiere hinterlassen hat. Ich kann es Ihnen nicht verhehlen, daß ich auch nicht eine Zeile entdeckt habe, die sich auf seine Freunde bezieht. Wenn man ein gutes Herz hat, — und mein lieber Julius hatte ein sehr gutes Herz — so pflegt man seinen Angehörigen irgend ein kleines Andenken zu hinterlassen, und sei es dies Papiermesser oder sonst irgend einen elenden Kram für die Person, die man liebt. Wie kann das nur möglich sein? Er hatte doch Zeit genug, seine Dispositionen zu treffen. Sollte Julius wirklich so — egoistisch gewesen sein, — sprechen wir's frei aus, — nicht an die andern zu denken?"

Er betrachtete das Mädchen aufmerksam und sah, wie ihre Augen sich langsam mit Thränen füllten.

„Aber auch Sie, die Sie ihn so aufopfernd gepflegt haben, — das ist einfach unmöglich, daß er Sie vergessen hat." Seine Stimme zitterte leicht vor Empörung.

„Jetzt setze ich alles auf eine Karte."

Ihre Thränen hatten seinen Entschluß geändert: sie ist gerührt, sie wird alles gestehen, dachte er. Dann änderte er seine Taktik und legte ihr die Frage klar vor, denn er war mittlerweile zu der Überzeugung gekommen, daß sie doch kein Testament besäße. Daß jene Thränen dem Verstorbenen galten, konnte er sich nicht vorstellen.

„Ja, mein Herr," sagte sie, ihre Thränen trocknend, „als er krank war, wollte er mir Geld zur Einrichtung geben, starb dann aber noch bevor er diesen Wunsch zu Papier gebracht hatte."

„Die Jugend ist so unbedacht," versetzte Herr Le Ponsart ernst. Dann schwieg er mehrere Minuten lang aus Furcht, seine Freude über diese Mitteilung zu verraten. Ein Zentnergewicht war ihm von der Brust genommen. Die Atouts flogen ihm nur so in die Karten.

Er erhob sich und durchmaß das Zimmer mit großen Schritten, die schweigsame Sofie, die verlegen ihr Taschentuch zwischen den Fingern drehte, von der Seite betrachtend.

„Nein, einen vornehmen Geschmack hatte der Junge wirklich nicht. Sie ist ganz besonders derb und bäuerisch."

Und er betrachtete aufmerksam ihre etwas dicken Hände, den vom Nähen zerstochenen Zeigefinger, ihre durch schwere Arbeit abgegriffenen, schwarzen Nägel. Und gekleidet, — ohne jeden Chic, dachte er bei sich. Ohne sich selbst darüber klar zu werden, verschlechterte dieses Aussehen in seinen Augen die Lage des Mädchens. Die schlecht gepflegten, über die Wangen fallenden Haare waren für ihn allein schon Grund genug, dem Mädchen brutal entgegen zu treten.

„Mein Fräulein," — und er blieb vor ihr stehen, — „ich muß endlich klar und deutlich reden. Herr Lambois, der die Aufopferung, mit der Sie als Haushälterin seinen Sohn gepflegt haben, durchaus anerkennt, kann natürlich nicht zugeben, daß Sie weiter in dieser Stellung bleiben. Heute noch werde ich die Wohnung kündigen, denn wir haben heute den 15. und das ist der geeignete Termin; morgen lasse ich die Möbel abholen. Es bliebe also nur noch die pekuniäre Frage zwischen uns zu erörtern.

„Herr Lambois dachte, — und ich gebe ihm vollkommen Recht, in Anbetracht Ihrer hervorragenden Leistungen als Haushälterin, — Julius hätte gar keine bessere bekommen können — Ihnen monatlich wenigstens 45 Francs auszahlen zu lassen. Das ist sehr viel, wissen Sie, sogar für Pariser Verhältnisse viel, denn bei uns in der Provinz," fügte er hinzu, „bekommen wir die Dienstboten schon weit billiger, — aber das ist ja gleichgiltig. Also heute haben wir den 15., das sind vierzehn Tage, außerdem zahle ich Ihnen noch acht Tage mehr, als Sie zu beanspruchen haben, das macht 33 Francs 75 Cents, wenn ich

nicht irre. Wollen Sie mir den Empfang dieser kleinen Summe quittieren?"

Empört sprang Sofie auf und rief:

„Aber, mein Herr, ich bin doch kein Dienstbote. Sie kennen ja mein Verhältnis zu Julius sehr gut, ich habe Ihnen doch geschrieben, daß ich mich in gesegneten Umst ..."

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie hier unterbreche," sagte Herr Le Ponsart. „Wenn ich Sie richtig verstanden habe, so waren Sie Julius Maitresse, — das ist dann wieder etwas anderes. Als solche haben Sie auch nicht den geringsten Anspruch auf irgend etwas."

Sofie blieb dieser letzten Bemerkung gegenüber wie erstarrt stehen.

„So also gehen Sie mit mir um," rief sie aus, die Hände schluchzend vor das Gesicht schlagend. „Sie jagen mich aus dem Hause, ohne Geld, — und mein Kind?"

„Aber durchaus nicht, mein liebes Fräulein, durchaus nicht. Sie mißverstehen meine Frage vollständig, ich denke garnicht daran, Sie als Maitresse fortzujagen, sondern ich bezahle Ihnen als Julius' Haushälterin Ihren Gehalt noch auf acht Tage länger, als Sie mit Recht zu beanspruchen haben, — was durchaus nicht dasselbe ist. Bitte, hören Sie mir zu. Sie haben die ganze Zeit über, die Julius' Vater in Paris war, ihm gegenüber die Rolle einer Haushälterin seines Sohnes gespielt. Herr Lambois kennt also Ihre Beziehungen zu seinem Sohne nicht, ist jedenfalls berechtigt, sie nicht zu kennen. Er selbst ist an einem Gichtanfall erkrankt, und infolgedessen verhindert, nach Paris zu kommen. Er hat mich damit beauftragt, die noch unerledigt gebliebenen Angelegenheiten des Nachlasses zu ordnen, — und da die einzige Person, die eines Dienstboten bedurfte, mittlerweile gestorben ist, so sehe ich mich gezwungen, Sie zu entlassen."

Sofie schluchzte laut.

„Aber ich habe ihn doch treu gepflegt, nächtelang an seinem Bette gewacht, und würde das heute freudig noch einmal thun, — denn er liebte mich aufrichtig. Ach ja, — er hatte ein so gutes Herz! Er hätte sich viel eher alles entzogen, als daß er mir irgend welche Sorge bereitet hätte; er wäre wahrlich der letzte, der ein Mädchen davonjagt, das sich durch ihn Mutter fühlt."

„O, bitte, diese Frage wollen wir doch ganz beiseite lassen," entgegnete der Notar lebhaft. „Es ist doch noch durchaus nicht erwiesen, daß Julius der Vater dieses Kindes ist. Er war doch schon so lange leidend ..."

Sofie blickte den Notar starr an, entsetzt über diese Anklage. Ihr fehlte der Mut zur Antwort, so unerhört kam ihr das vor, was man ihr vorwarf. Ihr war der Hals wie zugeschnürt, aber langsam fingen ihre Thränen, die anfangs versiegt waren, wieder an zu fließen.

Der Notar machte inzwischen die Bemerkung, daß diese Thränen sie nicht gerade verschönten; der durch das Schluchzen erschütterte Körper erschien ihm fast komisch.

Diese Entdeckung stimmte ihn nichts weniger als milde; aber da die Verzweiflung des armen Mädchens sich steigerte und es, den Kopf in die Hände vergraben, immer heftiger zu schluchzen anfing, wurde er etwas milder gestimmt und gestand sich innerlich, daß es wohl doch grausam sei, eine Frau so einfach im Verlaufe von ein paar Stunden auf die Straße zu werfen.

Er wurde ärgerlich und unzufrieden mit sich selbst, über seine beabsichtigte Handlung und über die Regung von Mitleid, die er empfand.

Er suchte nach einem Grund, der ihn berechtigte, dieses Geschöpf noch mehr zu hassen, nach einer Veranlassung, die seine Härte rechtfertigte und ihn von der allmählich in ihm erwachenden Empfindung befreite, daß er doch eigentlich ein recht bösartiger Mensch sei.

Um das Mädchen zu einer Antwort zu zwingen, legte er ihr zwei Fragen vor, von deren Verneinung er im voraus überzeugt war; das hielt er jedenfalls für die richtigste Art, die Wahrheit zu erforschen.

„Außerdem, mein liebes Kind," sagte er, „weiß ich noch garnicht, wie mein Enkel Sie kennen gelernt hat ... Das würde Ihnen allerdings nichts von Ihren Reizen rauben," und er grüßte galant mit der Hand, „aber ich sehe mich doch veranlaßt, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß das Gesetz nur da

eine Entschädigung vorschreibt, wo ein wirklicher Schaden zugefügt wurde."

Sofie antwortete nicht; sie weinte noch immer.

„Gut," sagte er sich, „sie widerspricht nicht, ein Beweis, wie richtig meine Vermutung war. Julius war nicht ihr erster Geliebter, — und von so einer . . ."

„Ferner . . ." fuhr er fort, „wußten Sie doch wohl sehr gut, daß das ungesetzliche Verhältnis, in welchem Sie zu Julius standen, von keiner Dauer sein konnte. Auf die eine oder die andere Weise wäre es doch zum Bruch zwischen Ihnen beiden gekommen. Entweder hätte Julius irgend eine leitende Stellung bei der Regierung angenommen, und dann hätte man versucht, ihn reich und vornehm zu verheiraten, oder er hätte Sie aus andern zwingenden Gründen verlassen müssen, — jedenfalls hätte Ihr Verhältnis zu ihm ein erzwungenes Ende genommen."

„O nein, mein Herr," sagte sie, lebhaft den Kopf schüttelnd, „nein, Julius hätte mich nicht verlassen. Er hätte die Mutter seines Kindes geheiratet, das hat er mir oft genug gesagt."

„Na, also, du Frauenzimmer," murmelte der Notar leise vor sich hin, „das wollte ich ja bloß hören."

Jetzt war er vor seinen Gewissensbissen sicher. Diese Person, die nicht einmal die Entschuldigung für sich hatte, sich seinem Enkel als Mädchen hingegeben zu haben, hegte den Gedanken an eine Heirat!

„Das ist wirklich stark," wiederholte er sich. „Dem also waren wir ausgesetzt, dieses Weibsbild in unsere Familie zu bekommen!"

Einige Augenblicke blieb er verdutzt stehen. Er sah im Geiste Julius, dieses Weib am Arm, seine Wohnung betreten und der bestürzten Familie eine Person zuführen, die sich in keiner Weise zu benehmen wußte, unmanierlich in ihrer Haltung und in ihren Bewegungen war, ungereimtes Zeug schwatzte und durch ihr vergangenes und gegenwärtiges Leben die Familie kompromittierte.

„Na, das ist ja schön, daß wir dem entgangen sind!"

Sein Entschluß stand unerschütterlich fest.

„Wollen Sie diesen Schein unterschreiben, ja oder nein?" fragte er kurz.

Sie verneinte durch eine Gebärde.

„Hüten Sie sich, ich erschließe Ihnen da eine Pforte, in die einzutreten Sie sich weigern, sehen Sie zu, daß ich sie Ihnen nicht selbst wieder verschließe."

Als er sie schweigend verharren sah, schluckte er seinen Zorn hinunter, kreuzte die Arme über der Brust und hob mit väterlicher Stimme an:

„Hören Sie auf mich und seien Sie nicht eigensinnig; erstens würde es Ihnen absolut nichts helfen, und dann machen Sie sich doch klar, welches Schicksal Sie erwartet, wenn Sie sich weigern, diesen Schein zu unterschreiben. Dann befinden Sie sich demnächst bettelarm auf der Straße, ohne zu wissen, woher Sie etwas zum Leben nehmen sollen. Schon im Interesse des kleinen Wesens, das Sie unter Ihrem Herzen tragen, dürfen Sie nicht so eigensinnig sein, das einzig annehmbare Anerbieten auszuschlagen. Das ist das vernünftigste für beide Teile. Also . . ."

Er hielt ihr den Schein unter die Nase.

Sie stieß ihn mit der Hand fort. „Nein, ich unterzeichne nicht, wir werden schon sehen; ich muß ja schließlich sein Kind, das mir gehört, erziehen."

„Ich würde doch an Ihrer Stelle gleich das Taufgeld und den Lohn für die Amme verlangen," sagte er spöttelnd. „Aber, mein liebes Kind, wissen Sie denn nicht, daß es verboten ist, der Vaterschaft eines solchen Kindes nachzuforschen? Entweder sind Sie Julius' Haushälterin gewesen und dann haben Sie einen Anspruch auf 33 Francs 75 Centimes, oder Sie waren seine Maitresse und dann haben Sie überhaupt keine Ansprüche; wählen Sie also nun die Situation, die Ihnen am günstigsten erscheint."

„Und da glaubt man nun, daß ich von diesem Dilemma nichts verstehe," murmelte er befriedigt vor sich hin, Hut und Schirm ergreifend.

Sofie war in Verzweiflung.

„Ich werde sehen, was mir zu thun übrig bleibt," schrie sie auf.

„Garnichts, mein schönes Kind, glauben Sie's mir. Aber Sie haben ja schließlich bis morgen

mittag Zeit, darüber nachzudenken. Wenn diese Frist vorüber ist, reise ich ab, lasse die Möbel fortbringen und übergebe dem Wirt die Schlüssel zur Wohnung. Die Nacht bringt Rat, lassen Sie mich hoffen, daß Ihnen bis morgen weisere Gedanken kommen."

Und höflich grüßend forderte er sie, nachdem er sah, daß sie unbeweglich sitzen blieb, höhnisch auf, sich seinetwegen nicht zu bemühen, er fände den Weg schon allein. Dann öffnete und schloß er die Thür ganz leise, wie ein wohlerzogener Mann.

(Schluß folgt.)

# Allerlei.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

**Ein Dorado für Studierende** muß die medizinische Hochschule zu Kairo sein. Die Regierung kommt den Musensöhnen, die sich dort dem Studium der Medizin widmen wollen, in freundlichster Weise entgegen. Abgesehen davon, daß sämtliche Vorlesungen kostenlos sind, erhält jeder Besucher der Hochschule auch noch ein monatliches Taschengeld von 41 Mark (2 Pfund Sterling). Um das Studium noch angenehmer zu gestalten, hat man für die Studenten eine besondere Restauration eingerichtet, in der ihnen unentgeltlich Speisen und besonders Getränke verabfolgt werden. Dieses letztere Benefizium dürfte vielen deutschen Musensöhnen die ägyptische Hochschule als die vollkommenste aller Universitäten erscheinen lassen. Auch ein Sportplatz für Fußball-, Lawn-Tennis-, Cricketspiel u. s. w. steht den Herren Studenten zur Verfügung.

Alle diese Stipendien hat die Regierung indessen den Studierenden nur gezwungen gewährt. Die Hochschule, die früher mehr als 200 Besucher hatte, wurde, als sie in die Hände der Engländer geriet, von den Eingeborenen gemieden, und es war zu befürchten, daß die Professoren bald vor leeren Bänken lesen würden. So kam man auf den Gedanken, das Studium in der erwähnten Weise zu erleichtern und dadurch mehr Hörer heranzuziehen. Sehr geglückt ist dieser Versuch aber nicht, denn die Akademie hat augenblicklich nur 21 Besucher, die die Universität nur als Versorgungsanstalt betrachten, mehr den Lawn-Tennis-Platz, als die Vorlesungen besuchen und weniger darauf bedacht sind, ihren Wissensdurst zu stillen, als in der gastfreundlich geöffneten Restauration den gewöhnlichen leiblichen Durst zu löschen.

**Verluste der spanischen Marine.** Bei der kritischen Lage, in der sich Spanien augenblicklich befindet und die vielleicht bald die Tüchtigkeit seiner Kriegsmarine auf die Probe stellen wird, dürfte die Thatsache interessieren, daß Spanien von allen seefahrenden Nationen am meisten Unglück mit seiner Flotte gehabt hat. Nicht weniger als gegen 600 Kriegsschiffe hat es seit dem sechzehnten Jahrhundert verloren, meistens durch furchtbare Katastrophen, die jedesmal gewaltige Verluste an Schiffen und Mannschaften verursachten. Im Jahre 1518, zur Zeit des Aufblühens der spanischen Seemacht, wurde unter dem Admiral Don Hugo de Moncada eine Flotte zur Eroberung Algiers ausgesandt; ein heftiger Sturm vernichtete 30 Schiffe davon, 4000 Seeleute kamen in den Fluten um. Ein zweiter Zug, der 1541 unter Karl V. gegen Algier unternommen wurde, verlief noch unglücklicher; 140 Fahrzeuge mit einer Besatzung von 8000 Mann gingen verloren. Bei einer 1562 zur Befreiung Orans unternommenen Expedition sanken 20, im nächsten Jahre bei einem heftigen Sturm im Meerbusen von Cadix 15 Schiffe. Im Jahre 1588 verlor Spanien durch den Untergang der berühmten Armada 81 seiner besten Schiffe mit 14000 Seeleuten. Fast die gleiche Anzahl Kriegsschiffe wurde durch drei weitere Unglücksfälle noch vor Ablauf desselben Jahrhunderts vernichtet. Das siebzehnte und die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts brachten keine größeren Verluste, bis auf den Untergang von fünf Schiffen, die zu einer 1741 gegen England geschickten Flotte gehörten. In den letzten 125 Jahren hat Spanien 12 Dampfkriegsschiffe und 21 Segelkreuzer mit zusammen 1570 Geschützen, 23 Fregatten mit 800 Kanonen und mehr als 100 Kanonenboote verloren.

**Die erste russische Volkszählung.** Im vorigen Jahre hat man zum erstenmale eine vollständige Zählung der gesamten Bevölkerung des russischen Reiches veranstaltet. Die Vorbereitungen hierzu nahmen mehrere Monate in Anspruch. Über hundert Millionen Zettel wurden in allen Teilen des Staates verteilt, die in allen Sprachen der verschiedenen Nationalitäten das Volk über die bevorstehende Zählung aufklärten und die zu beantwortenden Fragen enthielten. Diese Fragebogen hatten insgesamt das stattliche Gewicht von 1 Million 60000 Kilogramm; wieviel Druckerschwärze zu ihrem Druck verwendet wurde, wird leider nicht angegeben. — Früh am Morgen des Zählungstages begannen 150000 Zähler ihre Arbeit. Das Resultat war folgendes: Das gesamte russische Reich, das ein Sechstel der Erdoberfläche einnimmt, hat 129 Millionen Einwohner, davon entfallen 94 Millionen auf das europäische Rußland. Die Bevölkerung ist sehr ungleich verteilt. Das Gouvernement Warschau ist am meisten bevölkert, auf einem Quadratkilometer wohnen hier durchschnittlich 103 Menschen. Archangelsk dagegen, das übrigens an Ausdehnung das größte russische Gouvernement ist, hat nur eine ganz minimale Einwohnerzahl. Es kommen nämlich auf ein Quadratkilometer nur 0,4 Bewohner, so daß also dort jeder Mensch mehr als zwei Quadratkilometer für sich zur Verfügung hat.



Verantwortlicher Redakteur Paul Schettler, Berlin-Charlottenburg. — Verlag der Romanwelt, G. m. b. H., Berlin W. 50, Rankestr. 28.
Verantw. f. d. Inseratenteil H. Lürßen, Gräfenhainichen. — Druck von C. H. Schulze & Co., Gräfenhainichen.
Papier von Paul Herzberg Berlin SW.




# Der Zug nach dem Osten.

Roman

von

[6] **Franz Sperber.**



## IV.

Revisor Waldmann, der 'Onkel aus Posen', wie Baron Felix ihn im Gespräch mit seinem Vertrauten betitelt hatte, hörte es in dieser Nacht auf Buchenwalde wirklich spuken. —

Er hatte den ganzen herrlichen Park durchstreift und war dann auf das ihm angewiesene Zimmer gegangen, wo er sich eine Stunde aufs Sofa legte.

Nach Ablauf dieser Zeit war er zum Abendessen herunter gebeten worden und sogleich danach hatte er um Erlaubnis gebeten, sich zurückziehen zu dürfen, weil er sich sehr ermüdet fühlte.

Erst jetzt hatte er Zeit gehabt, sich in dem großen Balkonzimmer ordentlich umzusehen. Es lag im oberen Stockwerk des Hauses und war ebenso einfach, um nicht zu sagen ärmlich möbliert wie die übrigen Räume.

Doch der Blick vom Balkon herab war geradezu zauberhaft. Ein Meer von grünen Baumwipfeln wogte vor seinem entzückten Blick, und hier und da, wo man durch die Wipfel hindurch weit übers Land sehen konnte, leuchtete es ihm golden entgegen von den reichen Kornfeldern her. Und alles schien wie in einen Silberschimmer getaucht durch die mattglänzenden Strahlen des Mondes.

Doch heute war Revisor Waldmann weniger zu romantischer Schwärmerei als zum Schlaf geneigt, und da sein Bett sehr einladend aussah, besann er sich nicht lange mehr, sondern lehnte die breiten Balkonthüren an, begab sich zur Ruhe und verlöschte sein Licht.

Plötzlich erwachte er von einem hellen Lichtschein, der breit und voll sein Zimmer durchflutete. Sein erster Gedanke war, daß es schon Tag sei und Zeit aufzustehen. Sein zweiter, daß dies unmöglich die Strahlen der Frühsonne sein könnten. Er richtete sich halb empor im Bett und schaute.

Das Licht fiel dennoch von draußen herein. Im Zimmer selbst war keines. — Ihm war's auch, als höre er Schritte. — Er lauschte.

Gewiß, Schritte waren's, und gleichzeitig wollte es ihm dünken, als würde etwas Schweres ge-

schleppt, es schien ihm sogar ab und zu ein leise klirrendes Geräusch dazwischen zu tönen.

Er wollte schon aus dem Bett herausspringen, um zu sehen, was dies Geräusch bedeute, als ihm auf einmal einfiel, was er heute nachmittag gehört hatte von dem Spuk im Buchenwalder Schlosse. Ein großer und tapferer Held war Herr Waldmann gerade nicht.

Jäh sank er in seine Kissen zurück, zog die Bettdecke bis ans Kinn empor und fühlte, wie sich ein eiskalter Schweiß auf seiner Stirn ansammelte. Er biß die Zähne fest zusammen. Er wollte tapfer bleiben, gewiß ... obwohl er am liebsten mit lauter Stimme um Hilfe gerufen haben würde ... aber nein, er wollte nicht rufen, still wollte er abwarten und zusehen, was geschah ... wenn der Spuk nur nicht durch sein Zimmer kam! —

Er lag ganz still da unter seinen Decken, die Augen weit aufgerissen, und wartete und lauschte.

Der helle Lichtschein bewegte sich hin und her vor den Glasscheiben der breiten Balkonthür, verschwand nach links, verschwand nach rechts und kam wieder, und immer folgte ihm das klirrende Geräusch, wie wenn Ketten geschleppt würden.

„Nur nicht hier herein! nur nicht hier herein!“ dachte der arme Revisor in seiner Herzensangst, und er fühlte, wie ihm die Zähne fast hörbar aufeinander schlugen, während er sich der stillen Hoffnung hingab, daß dies höchst ungemütliche Gespenst sich nun recht bald wieder entfernen möge. —

Aber so bald erfüllte sich seine Hoffnung nicht; immer noch ertönten die Schritte draußen auf dem Balkon, immer noch hörte er das Klirren von nachschleifenden Ketten, immer sah er noch den blendenden Lichtschein ... bald links, bald rechts, gerade vor seinem Fenster.

Und dabei mußten ihm zu seinem Unglück noch die Worte der polnischen Magd einfallen:

„Wen's berührt, der stirbt.“

Er war eigentlich nicht abergläubisch, der wohlbestallte Posener Beamte, aber er war noch nicht lange verheiratet, kaum anderthalb Jahre, und einen kleinen Sohn von sechs Monaten besaß er auch, und der war natürlicherweise der klügste und wunderbarste Säugling, den es je auf dieser Welt gegeben ... und die größte Freude seiner Eltern ... und ... und ... es wäre doch höchst unangenehm gewesen, so früh sterben und dies alles im Stich lassen zu müssen, bloß weil es so einem albernen Gespenst in dem Buchenwalder Schlosse Spaß machte, ihn zu berühren! Außerdem ... er hatte ernste Pflichten hier, mit deren Ausübung er morgen früh beginnen sollte, was sollte aus denen werden, wenn er heute nacht ganz plötzlich, ganz unerwarteterweise verstarb!?

Nein, er war nicht allein ein exemplarischer Gatte und Vater ... er war auch ein musterhafter Beamter, und der Staat, der ihm das kolossale Jahresgehalt von eintausendachthundert Mark in monatlichen Raten zahlte, hatte ein Recht, zu verlangen, daß er ihm sein kostbares Leben erhalte!

Gewiß!

Zitternd und noch einmal hervorschielend, ob das Gespenst sich auch nicht ihm nahe, schob er sich ganz tief hinunter ins Bett, gegen das Fußende zu, und zog die Decke, und zum Überfluß auch noch das große, schwere Federbett gänzlich über den Kopf. So fühlte er sich schon sicherer. Nun konnte das Gespenst ihn nicht berühren; denn eine mittelbare Berührung durch Decke und Federbett hindurch konnte ja natürlich nicht gelten.

„Nein, die gilt nichts“ — beruhigte er sich selbst ... und er murmelte die Worte sogar leise vor sich hin, obwohl ihm die Lippen dabei zitterten.

Das Gespenst klirrte noch etliche Minuten hin und her auf dem Balkon; dann stieß es die Glasthüren auf und betrat das Zimmer.

Es hatte die Gestalt einer Frau, war völlig in weiß gekleidet, und lange, offene, hellblonde Haare hingen ihm über Schultern und Rücken herab. Einen doppelarmigen Leuchter trug es in der Hand. Es stellte ihn auf ein niederes Tischchen hin, in der Nähe der Balkonthür, so daß die Flammen der Kerzen im Luftzuge hell aufloderten und um sich züngelten, dann sich wieder beruhigten und herabsanken.

Dann ging das weißgekleidete Gespenst ein paar Mal auf und nieder im Zimmer und schien auf etwas zu warten, wobei es die Hände gefaltet hielt und zu beten schien.

Es murmelte sogar halblaut vor sich hin dabei.

Revisor Waldmann hob ganz sachte, ganz vorsichtig einen kleinen Zipfelſ einer Bettdecke empor, lugte hinaus und schöpfte Atem.

Er war am Ersticken. Heiß war es ohnehin schon, nun gar noch unter den schweren Decken!

Er sah, wie das Gespenst langsam hin und her schritt in dem Zimmer . . . hin und her . . . hin und her . . . mit fast völlig lautlosen Schritten . . . ganz und gar wie ein richtiges Gespenst!

Es schien auch gar nicht richtig aufzutreten mit den Füßen . . . vielleicht hatte es auch gar keine, dachte der Revisor . . . sondern glitt dahin wie etwas Wesenloses, wie ein Schatten. — —

Da ertönte von draußen neues schweres Klirren . . . und schwere Tritte näherten sich der Thür . . . schnell wie der Blitz hatte Herr Waldmann wieder den Zipfel der Bettdecke fahren lassen und verhielt sich mäuschenstill in seinem Versteck.

Ein zweites Gespenst kam heran . . . dies war in schwarz gekleidet, und das geheimnisvolle Klirren rührte von einem gewaltigen Schlüsselbunde her, das es in der Hand hielt. Und ihm folgte noch ein drittes Gespenst ganz in Grau. Dieses trug auch einen mit flammenden Kerzen besteckten, großen, messingenen Leuchter in der Hand. Die andere Hand hielt es vor die Flammen der Kerzen, damit sie vom Luftzuge nicht ausgeblasen wurden.

Wie die drei Parzen standen die drei gespenstischen Gestalten in weißen, grauen und schwarzen Gewändern jetzt da und flüsterten leise miteinander. Die schwarze deutete auf das Bett des Revisors. Da erschraken die beiden anderen sichtlich und wollten zur Balkonthür zurückweichen.

Das schwarze Gespenst jedoch schüttelte den Kopf und deutete mit einer schmalen, weißen Hand nach dem entgegengesetzten Ende des Zimmers. Lautlos schlichen oder schwebten sie alle drei hinüber, zwei mit den Leuchtern, das dritte mit dem Schlüsselbunde bewaffnet.

Atemlos, schweißbedeckt, zitternd an Händen und Füßen, schaute der unglückliche Revisor ihnen mit Aufbietung aller möglichen Vorsicht wieder nach. Er sah, wie das schwarze Gespenst die Hand gegen die Wand ausstreckte, wie diese zurückwich, auseinanderklaffte und die drei Gespenster hindurchließ. Langsam, langsam sah er sie verschwinden in dem zitternden Lichtschein ihrer Kerzen . . . dann schloß die Wand sich wieder . . . Revisor Waldmann war allein.

Er lag da, zitternd und schwitzend, und wagte kaum ein Glied zu rühren. Stundenlang noch lag er so da . . . unfähig sich zu bewegen, und halbtot vor Angst, auf die Rückkehr der Schreckgespenster wartend.

Aber sie kamen nicht zurück, und Herr Waldmann versank endlich wieder in Schlaf.

Als er am anderen Morgen wieder erwachte, war das ganze Zimmer voll vom Gold der Morgensonne. Und die ganze Gespenstergeschichte wollte ihm sehr gespenstisch erscheinen.

Er befühlte die Wand, durch die die Gestalten seinen Blicken entschwunden waren. Doch sie gab nicht nach. Sie war fest und unbeweglich.

Da lachte Revisor Waldmann laut auf.

„Narr, der ich bin! Natürlich hab' ich das Ganze geträumt!"

Doch zur nächsten Nacht bat er sich ein anderes Zimmer aus.

---

## V.

Felix von Graach saß in seinem Verwaltungsbüreau. Er hatte viel zu thun, und es war sehr heiß, infolgedessen hatte er heute von seiner landwirtschaftlichen Tracht nichts an, als die weißen Reitbeinkleider und die hohen Stiefel; ein kurzes, graues Leinenjackett ersetzte Rock und Weste.

Die Fenster waren beide geschlossen und die einfachen braunen Drellrouleaux herniedergelassen; trotzdem drangen einzelne aufdringliche Bündel von Sonnenstrahlen ab und zu herein und blieben natürlicherweise gerade da liegen, wo man sie, so hübsch sie auch aussahen, am wenigsten brauchen konnte. Auf dem Schreibtisch, gerade auf dem Blatt, auf dem der Verwalter schrieb, so daß er ein wenig mehr nach rechts rücken mußte; dann wieder tanzten sie etwas höher hinauf und blendeten ihn so, daß er nichts mehr sah; und hatte er eben unmutig die Feder niedergelegt, so schwebten sie weiter ins Zimmer hinein, um nach kurzer Abwesenheit wieder auf seinen Arbeitstisch zurückzukehren.

In der entferntesten Ecke des Zimmers, neben

dem Ofen lag ein kleiner Teppich; hierauf ruhte Cäsar, die große Dogge. Daneben stand ein steifer, alter, lederbezogener Sessel. In diesen Sessel warf sich Felix jetzt seufzend nieder: es wollte mit dem Schreiben durchaus nicht gehen. Es war so heiß, und die Sonne ... und ... überhaupt ...

„Damm!“ rief er plötzlich so laut, daß die Dogge sich aufrichtete, die Ohren spitzte, und den Herrn ansah, seines Winks gewärtig.

„Damm!“ schrie Felix noch einmal. „Ruhig, Cäsar, ruhig, guter Hund ... es ist nichts.“

Eben wollte er zum drittenmal rufen, da öffnete sich die Thür, und die breite, große Gestalt des Oberinspektors trat ein.

Er war so groß, so stark und so breit, daß das ganze Zimmer plötzlich voll zu sein schien, als er eintrat; Felix aber schien ihn gern zu sehen, denn er lachte ihm freundlich entgegen.

„Lieber Damm, Sie kommen wie gerufen.“

„Sie haben sogar gerufen,“ lachte Damm, „gerade in dem Augenblick, wo ich zu Ihnen kam.“

„Ist was besonderes?“

„Nichts. Paar Briefe. Ich bin dem Postboten begegnet im Hof. Da.“

Er reichte dem Verwalter mehrere Briefe und Zeitungen hin. Felix sah die Aufschriften flüchtig durch, bevor er ans Öffnen der Briefe ging.

„Sonst was passiert?“

„Nee. Ach so, ja, die Frau vom Stelzfuß war vorher hier.“

„Die Frau Wanatzow?“

„Jawohl. Die schwarze Annuschka.“

„Was wollte sie?“

„Ach! Geheult und geschrieen hat sie. Sie wollte durchaus zu Ihnen. Sie sollen ihr ihren Mann suchen. Sie hat nichts mehr zu essen ... und die Kinder auch nicht ... was nicht noch alles.“

„Mann suchen ist gut. Als ob wir garnichts anderes zu thun hätten. Aber was ‘nichts zu essen haben’ anlangt ... wie ist denn das? Kriegt sie denn nicht ihr Deputat?“

„Deputat? Nee. Bloß noch Brot.“

„Warum denn nicht auch Kartoffeln und Mehl und Grütze?“

„Ja ... das ist doch so mit der ihrem Deputat. Der Mann hat's doch zu kriegen ... nicht sie ... na und seit nun der Mann verschwunden ist ...“

„Hat sie nichts mehr bekommen? Gott, das ist ja aber unmenschlich. Wovon soll denn das Weib leben?“

„Nun sie arbeitet und kriegt ihren Taglohn.“

„Wieviel verdient sie?“

„Viel ist's nicht. Vorige Woche hatte sie acht Mark gehabt.“

„Na ja ... wie soll sie denn damit auch noch drei Kinder satt machen? Oder gar viere, wieviel sind's?“

„Sechse!“

„Schrecklich! Nee, Damm, so was geht nicht. Da wird sie ja zur Diebin angeleitet ... und wenn nachher was fehlen wird ...“

„Sie haben ganz recht. Aber was sollen wir machen? Das Deputat kriegt er, nicht s i e. Und er ist seit fünf Wochen verschwunden ...“

„So muß man ihr inzwischen sein Deputat geben.“

Felix begann seine Briefe zu öffnen, während er sprach.

„Sorgen Sie dafür, lieber Damm; wenn es nicht anders geht, bezahl' ich's aus meiner Tasche. Verstanden? Na ... was ist denn das hier? W ... a ... s??“

Er sah erstaunt in einen auf schlechtem gelben Papier geschriebenen Brief hinein, blätterte den Bogen um und blätterte ihn wieder zurück.

„Nanu! Ein anonymer Brief! Oho! Hören Sie mal zu, Damm. Überhaupt: lupus in fabula. Da ist die Rede von dem drin, von dem wir eben sprachen. Und der Brief ist zum Radschlagen! Geben Sie gut Acht.“

Und er las:

„Schwetz, den 20. Juni.

Wir beschweren sich an den Dominium Buchenwalde gegen den Steuzfüßigen Mann, welcher unter den Dominium wohnt. Der Mann treibt sich in der Welt und lebt in der größten Ruchlosigkeit, der Mann hat seine Frau und Kinder verlassen geht in der Welt rum, hängt sich haufen Rosenkränzen um den Hals rum und macht die Leute zum Nahren. Der Mann lebt in der größte Gottlosigkeit und

betrügt Gott und die Kirche und mit falsche Weibstücke heimlich treibt ein unheil. Der Mann war in Laskowitz wurde von die Polizeibeamten verjagt, jetzt ist die Mission in Terespol da ist er auch wieder hier, wir Geschäftsleute von Terespol haben ihm gesagt er soll lieber zu Hause gehen und die Frau und Kinder gutes thun und dem seinen Brotherren schande nicht zu machen. Darauf sagte er aber: Na nu ich lebe ja besser in freien, als wenn ich soll meinen Herrn seine Ochsen putzen, ich brauche das nicht, der Herr hat allein nicht so viel das er kan sich ernähren. Er wird bald sein Gut verlieren, er parzoliert schon, und sein Unterhan werde ich nicht sein. So speilt er die Zähne blos von dem Herrn, wo wir Geschäftsleute genau das kennen.

Darum bitten wir ganz Gehorsamst den Herrn Gutsbesitzer und Baron zu Buchenwalde das verhindern und ihm die Hörner abstoßen vom Kopfe.

Der Ruchlosiger Mann wird Sich bis Montag hier aufhalten, denn sind sie doch So freundlich und so lange wie er noch hier ist ihm das verhindern wollen.

Hochachtungsvoll und ganz ergebenst N. N."

Beide Männer brachen in ein lautes Lachen aus.

„Na also . . . da haben wir ja den Verlorengegangenen," rief Felix. „Wie aber ihn einfangen für die Annuschka? Ich habe weder Recht noch Gewalt dazu auf meiner Seite. Außerdem . . . ich meine, das arme Weib sollte lieber froh sein, wenn es den Kerl los ist. Sechs Kinder! du lieber Gott! Also Damm, von heute ab kriegt sie das Deputat unverkürzt in die Hand. Und er, wenn der Mensch . . . der ‘Steuzfüßige’, wie die Männer von Terespol ihn nennen, sich hier blicken läßt, so ist er hierher zu bringen, zu mir. So 'n verfluchter Lump! Muß sich da rumtreiben, anstatt lieber ruhig zu Hause zu bleiben und die Schweine zu hüten. Wer vertritt ihn denn jetzt eigentlich?"

„Der lange Koslovski."

„Der hat die Schwindsucht. Wird's nicht mehr lang' machen. Hat denn die Annuschka noch keinen Jungen, der so groß ist? Wie alt sind die Kinder?"

„Der Annuschka ihre? Ach Gott . . . das älteste ist ein Mädel von neun Jahren."

„So? Na! Dann geht's nicht. Hören Sie, Damm, sagen Sie der Annuschka nichts von diesem Brief. Das arme Weib grämt sich womöglich noch. Sagen Sie ihr vorläufig bloß, Sie hätten mir von ihrem Unglück gesprochen, und ich würde nach ihrem Mann suchen lassen; und daß sie das Deputat kriegt. Sechs Kinder! Großer Gott!"

Er öffnete die anderen Briefe.

Damm that einen mächtigen Zug aus seiner kurzen Pfeife.

„Mit dem braunen Ochsen geht's nicht gut," sagte er.

Felix sah auf.

„Nicht besser geworden?"

„Scheint mir schlimmer. Er ist ganz matt. Und an den Fuß darf ihm keiner 'ran. Da wird er wild."

„Das ist böse. Haben Sie zu Haake geschickt?"

„Natürlich. Schon ganz früh."

„Wann kommt er?"

„Um eins will er hier sein."

„Sehr gut; rufen Sie mich dann. Es wäre böse, wenn das Vieh uns draufginge."

„Sehr bös. Vorige Woch' die Färse . . . nun wieder der Ochse . . . sehr bös."

Wieder schwiegen beide. Damm ging rauchend im Zimmer hin und her. Felix durchflog die Briefe einen nach dem anderen.

„Aha! Also der Rat will doch anbeißen," rief er.

„Der aus Westfalen?"

„Jawohl. Heut' nachmittag um drei Uhr zwanzig ist er in Jablonowo. Er bittet um Fuhrwerk an die Bahn. Können wir's machen?"

„Hmmm! Wenn's sein muß?"

„Wird schon sein müssen. Die Ansiedler müssen wir mit Glaceehandschuhen anfassen. Sie wissen's ja."

„Na . . . gut. Wenn der Herr man nicht zu vornehm sein wird, um mit Ackergäul' zu fahren."

„Danach werden wir uns den Teufel scheren. Also vergessen Sie's nicht, Damm. Drei Uhr zwanzig."

Damm machte sich eine Notiz auf seiner weißen Manschette.

„Schon besorgt. Noch was?"

„Hier ist auch wieder was Gutes." Felix lachte hell auf.

„Geben Sie mal acht, Damm, da schreibt mir einer, ein Herr Landwirt . . . er schreibt sich Landtw . . . ü . . . r . . . g . . . t . . . also Herr Landtwürgt Ballin in Neuhausen in der Mark; der schreibt einen kostbaren Brief. Sowohl stilistisch wie orthographisch sehenswert. Also:

„Geehrter Herr Amostrator."

„Amostrator ist hübsch, was? Gefällt dem Manne vermutlich besser als Administrator. Na, . . . Geschmacksache.

„Geehrter Herr Amostrator.

Hiermit frage ich an, da ich gehört habe das daß Gut Bugenfalde verparzoliert wird, ob ich da Land bekommen könnte. Also wenn es geht wollte ich 10 Morgen Land 5 Morgen Wise mit Gebäude darauf, auch wollte ich gerne wissen, wie es mit der Anzahlung ist ob es Viertel Halb oder Jährlich bezahlt wird.

Das Land habe ich schon gesehn, den ich bin da durch gegangen aber es wahr schon gegen 4 Uhr Nachmittag und da ich gehört habe das sie nicht zu Hause waren um die Stunde da habe ich mir auch nicht lange aufgehalten auch wollte ich wissen wie teuer das die Morge ist von die erste Klasse oder von die zweite, am liebsten würde ich kaufen wenn alles zusammen wäre Land mit Wise und Gebäude.

Jetzt möchte ich ihnen bitten, das Sie mir den Kontrakt oder Punkstadtion schicken möchten das ich mir unterschreiben kann wenn ich mir den unterschriben habe, denn verkaufe ich mein Grundstück hier und komme da gleich hin, auch möchte ich wissen wollen ob ich da Heu und Kartofel zu bekommen könnte, und auch ob sie das Landt bis Jahr noch bedüngen thun, wenn ich den da erst sein werde, den besorg ich sie noch mehre dahin was gerne kaufen werde. Und nun will ich mir noch hochachtungsvoll unterschreiben, womit das ich bleibe und mit beste und höflichste Grüße

Besitzer Hermann Ballin, Wohlgeboren.
Landwürgt in Neuhausen in der Mark.

Bitte aber g l e i c h Andwort.

Wen 10 Morgen Landt gibt mit Wise und wen es nich möglich ist, den nehme ich auch 15 bis 20 Morgen Landt aber mit Wise 15 Morgen Landt 5 Morgen Wise.

Möchte noch bemerken das ich bin ganz streng protestantisch und von was katolisches gar kein Gedanke dran, auch meine Frau nich."

Damm schlug eine breite Lache auf, als Felix die letzten Worte gelesen hatte, und Felix hatte zuerst auch mitgelacht; gleich darauf aber wurde er still und nachdenklich und ließ den Briefbogen unbeachtet zur Erde niederflattern. Er seufzte tief auf.

„Und an so was gehen nun die Parzellen des schönen Buchenwalde fort!" sagte er halb leise wie im Selbstgespräch. „Das wird sich hier breit machen; das sind die zukünftigen Besitzer hier. Oh Damm, Damm, wie hat mein Vater das thun können! Wie konnte er uns so vollkommen ruinieren! Uns und das Land und alles! Jedesmal, wenn ich darüber nachdenken will, ist mir's, als würde mir der Schädel mit eisernen Zangen zusammengepreßt. Ich kann den Gedanken garnicht zu Ende denken."

Er stützte den Kopf in die eine Hand und blickte kummervoll zu Boden.

„Thun Sie es auch lieber nicht, Herr Baron," sagte der dicke Oberinspektor mitleidig, „was nützt alles Denken darüber? Davon wird doch nu mal nichts mehr geändert."

„Nein, nein . . . Sie haben Recht . . . es nützt nichts. Und doch . . ."

Er brach mitten im Satz ab und horchte auf.

„Was ist denn da los im Hof? Man lacht so laut."

Damm zog den einen Vorhang zur Seite, sah hinaus und lachte auch.

„Na?"

„Kommen Sie, kommen Sie schnell. Das ist ja ein Gaudium. Der Müller . . . nein, der Kerl ist doch wirklich zu . . . hahahaha . . . da liegt er schon wieder."

Er lachte, daß er sich schüttelte. Felix trat rasch hin zu ihm ans Fenster.

Aber auch er mußte lachen über den Anblick, der sich ihm dort darbot.

Da stand der große Schimmel Sandor, ein zwar nicht mehr junges, doch immer noch kräftiges und mutiges Tier; der Stalljunge Marcel hielt es am Zügel, und ein ganzer Haufe von Arbeitern und Tagelöhnern stand herum, um Herrn Inspektor Müller aufsteigen zu sehen. Sandor war fertig gesattelt und gezäumt und sah trotz seiner vorgerückten Jahre immer noch außerordentlich stattlich aus; ein gutes Reitpferd aus vornehmem Stalle.

Nicht minder vornehm aber sah der kleine Inspektor Müller aus, wie er in seinen hohen Stiefeln mit blitzenden Sporen, Reitbeinkleidern und äußerst feschem Jackett dastand, noch damit beschäftigt, die wildledernen Handschuhe aufzustreifen. Die kurze Peitsche stak ihm nachlässig unter dem linken Arm, und sogar die Kandare fehlte nicht.

„Was hat denn der Müller heute?“ fragte Felix. „Wo will er denn hin in diesem verteufelt vornehmen Aufzuge?“

„Wir haben unsere Reitpferde heute zur militärischen Musterung nach Graudenz zu schicken!“

Felixens Blick fiel schnell auf den an der Wand hängenden Kalender.

„Ah richtig — das ist heute. Wer reitet die Wanda?“

„Januschewski.“

„So ... na ... und warum lachen denn die Leute so sehr ... ahahaha ...“

Felix mußte selber laut auflachen, als Müller, nunmehr fertig behandschuht, gestiefelt und gespornt, an Sandor herantrat, ihm eine Hand auf den Rücken legte, sofort aber durch eine ungeduldige Flankenbewegung des Tieres so heftig zurückgestoßen wurde, daß er beinahe fiel. Er blieb einen Augenblick stehen und blickte sich ganz verblüfft um, dann rief er ungeduldig dem Stalljungen zu:

„Halt' ihn doch nicht so fest, Kameel, du.“

Marcel grinste, und durch die dastehende Reihe der Männer ging ein leises Gelächter.

Marcel hielt der Weisung gemäß dem Tiere nun den Zaum lockerer, und Herr Müller machte sich zum neuen Aufstieg bereit.

Er trat ein paar Schritte zurück, legte den Kopf zuerst auf die rechte, dann auf die linke Seite, während er mit kritischen Blicken das Pferd musterte.

Dann ... ein kurzer, rascher Sprung ... man sah ihn oben auf dem Rücken des Tieres, ... doch im nächsten Moment schon glitt er auf der anderen Seite wieder herab und befand sich unter dem Bauch des Pferdes.

Ein lautes Gelächter ließ sich jetzt nicht mehr unterdrücken, und Herr Müller kroch halb beschämt, halb zornig aussehend hervor und bürstete mit beiden Händen den Staub von seinen Kleidern.

Aber Felix konnte jetzt nicht mehr an sich halten. Er riß das Fenster auf.

„Warum setzen Sie dem Sandor denn die Sporen ein beim Aufsteigen, Müller?“ rief er und ärgerte sich selbst, daß er ein breites Lächeln nicht unterdrücken konnte. Es hatte gar zu komisch ausgesehen, wie der kleine, patente Kerl so mir nichts dir nichts vom Pferde herunter flog.

Müller sah nach dem Fenster hin und zog seine Mütze.

„Guten Morgen, Herr Baron. Die Sporen ... aber ich weiß garnicht ... ich meine, ich hab' ihn garnicht berührt.“

„Freilich hatten Sie ihn berührt ... aber mit dem Gebrauch der Sporen muß man vorsichtig sein. Und Sandor ist leicht in seiner Ehre gekränkt, wissen Sie.“

„Hm ... ja ... wenn Sie meinen.“

Müller wagte noch einmal den gefährlichen Aufstieg — hielt die Füße recht breit auseinander ... und siehe da ... dies Mal gelang es. Er kam glücklich in den Sattel, zwar gegen den Willen Sandors, aber doch ohne von neuem abgeschüttelt zu werden. —

Er lüftete grüßend die Mütze vor Felix, wandte um und ritt von dannen. Der ganze Trupp natürlich hinter ihm.

„Die scheinen dem Frieden noch immer nicht recht zu trauen,“ sagte Felix lachend.

„Ich auch nicht,“ erwiderte Damm. „Wollen mal erst sehen.“

Weiter ging der kleine Trupp, dem Parkgitter zu.

Die beiden Männer, die im offenen Fenster lehnten, folgten mit gespannter Aufmerksamkeit.

Da ... ha ... plötzlich schrieen alle auf.

Man sah, wie Sandor sich wütend aufbäumte und wie sein Reiter in hohem Bogen von seinem

Rücken herab und in einen mächtigen Lupinenhaufen hinein flog, der außerhalb des Parkgitters lag.

Und Sandor, so gleichmütig, als wäre auch nicht das geringste Außerordentliche passiert, wieherte einmal auf, warf den Kopf zurück und trottete gemächlich seinen Kameraden nach, die eben unter der Oberaufsicht des Kutschers Janutschewski zum Hofthor hinaustrabten.

Felix und Damm blickten einander an.

„Ist das ein Kerl! Wenn ihm nur nichts passiert ist!"

„Nein. Da . . . er steht ja schon wieder auf." Beide eilten hinaus.

In der That sah man Herrn Müller sich von seinem Lupinenhaufen erheben und mit beiden Händen die grünen Halme von seinen Kleidern abstreifen.

„Ist Ihnen was passiert?" rief Damm.

„Nein."

„Wie unvorsichtig, mit Sporen zu reiten, wenn man es nicht gewöhnt ist," sagte Felix; „haben Sie sich weh gethan, oder glauben Sie, daß Sie doch noch bis nach Graudenz reiten können?"

„Gewiß."

„Dann rasch 'runter mit den Sporen."

Felix winkte, und sofort kamen zwei Schmiede herbeigelaufen, die eins, zwei, drei dem jungen Inspektor die Sporen von den Stiefeln abtrennten.

Als er nun noch einmal das Pferd bestieg, und Sandor sich von der nunmehrigen Waffenlosigkeit seines Reiters überzeugt hatte, ließ er ihn ruhig aufsitzen und trug ihn friedlich von dannen.

„Das nenn' ich mal einen Reiter," lachte Damm. „Du lieber Gott . . . und dabei giebt er sich solche Mühe, es zu lernen."

„Wollen hoffen, daß es noch wird," lachte Felix. „Aber kommen Sie, Damm, ich glaube, wir sind noch nicht fertig miteinander. Oder doch?"

„Ich denke."

(Fortsetzung folgt.)

# Rache.

## Novelle

von

**Olga Wohlbrück.**

[3]





Einige Monate vergehen.

Im Hause Varnhagen wird alles zum Empfang der Herrschaft vorbereitet, die früher zurückkommt, als man erwartet. Einiges Befremden erregt der telegraphisch übermittelte Befehl, der viersitzige große Wagen solle zur Bahn kommen und ein Zimmer neben dem Herrenschlafzimmer als Dienerzimmer eingerichtet werden.

Es ist ein greller Frühjahrsmorgen. Aus einem Coupé erster Klasse steigt Helene in dunklem knappen Reiseanzug. Der auf dem Perron harrende Kammerdiener will ihr die kleine schwarze Reisetasche abnehmen, sie aber wehrt leicht ab und sagt kurz, mit dem Kopf auf das Coupé zeigend:

„Helfen Sie den Herrn zum Wagen tragen."

„Der gnädige Herr ist krank?" fragt der Diener erschreckt und schwingt sich in das Coupé.

Varnhagen sitzt in einer Ecke: zusammengeschrumpft, mit unzähligen kleinen Fältchen im grünlich gefärbten Antlitz, aus dem die Augen unheimlich hervorfunkeln.

„Gnädiger Herr . . ." stammelt der Diener und nimmt den Hut ab.

Nichts rührt sich in Varnhagens Antlitz, nichts

an seinem Körper, nur die Augen irren unruhig herum.

Ein großer, starker Mann faßt den Kranken jetzt unter den Schultern.

„Nehmen Sie den Herrn bei den Beinen, so bringen wir ihn am besten heraus . . .“

Der Diener stülpt den Hut auf und faßt mit zitternden Händen an. Es ist ihm, als wenn er einen Toten schleppen würde; etwas wie Grauen beschleicht ihn.

Helene wartet auf dem Perron. Jetzt geht sie an der Seite der beiden Männer. Manchmal ruft sie in ruhigem Tone: „Vorsicht!“ oder — „mehr links!“ als wenn der Kranke nicht mehr und nicht weniger wäre, als irgend ein lebloser, zerbrechlicher Gegenstand. Sie überwacht die Art, wie er in den Wagen gehoben wird, sie schiebt ihm das seidene Wagenkissen hinter den Rücken; dann setzt sie sich neben ihn, während der Wärter gegenüber Platz nimmt.

„Langsam fahren,“ wirft sie dem Kammerdiener zu, bevor er die Wagenthür schließt.

Die Pferde ziehen an.

Helene beugt sich zum offenen Fenster hinaus und atmet die laue Luft gierig ein. Die herbe Linie um den Mund hat sich bei ihr in diesen wenigen Monaten noch verschärft, und ihre Augen blicken nicht mehr erwartungsvoll, träumerisch in die Weite, sondern bestimmt und hart. Dann und wann fliegt ein kaltes, grausames Lächeln über ihre feinen Lippen.

Sie lehnt sich zurück in die Ecke und rafft ihr Kleid ein wenig zusammen, daß es den Kranken nicht streift.

Der Wagen biegt in den Hof des Hauses ein.

„Zu Hause ist es doch am besten,“ sagt Helene mit eigentümlicher Betonung und steigt aus.

Der Herr des Hauses wird auf den Händen die teppichbelegte Treppe hinauf, durch viele Gemächer bis in sein Zimmer getragen. Helene folgt langsam nach.

„Um fünf rollen Sie den Herrn ins Speisezimmer,“ sagt sie dem Diener, und etwas leiser, zum Ohre des Kranken gebeugt, fügt sie mit kaltem Lächeln hinzu:

„Heute hast du noch das Vergnügen mit mir allein bei Tisch zu sein . . . oh fi donc, wer wird so böse Augen machen!“

Sie nickt ihm spöttisch zu und begiebt sich in ihre Zimmer.

Der Wärter macht sich mit dem Kranken zu schaffen.

Helene ist bei sich. Allein. Frei. Ja frei — trotz des Kadavers, den sie nun vierzehn Tage an ihrer Seite mit herumschleppt. Sie kennt kein Mitleid mit dem Mann, der sie von Anbeginn der Ehe mit seiner Eifersucht gequält, einer Eifersucht, krankhaft und übersinnlich, wie es seine Liebe gewesen. Sie haßt diesen Menschen, der in ihr alles ertöten wollte, was ihr gehörte: ihre Liebe zur Kunst, ihre Freundschaft zu den Menschen, jeden ihrer Gedanken. Sie haßt die brutale Gewalt, mit der er sich zum Lenker ihres Lebens gemacht, zum Bezwinger ihres Wollens.

Acht Jahre hatte er sie namenlos gequält, wie ein Irrsinniger mit seinen Verdächtigungen verfolgt . . . Jedes Wort, jeder Blick wurden von ihm aufgefangen und zu Waffen gegen sie benützt. Sogar auf der Reise vermochte er sich nicht zu zügeln. Harmlose Begegnungen, banale Höflichkeitsaustausche waren imstande, seinen Zorn bis zur Raserei zu wecken. Und eines Abends, müde, angeekelt von dem ewig wiederkehrenden Martyrium, warf sie ihm kalt die Worte hin:

„Nun ist's genug. Das Gesetz allein kann mich retten vor dir, und das Gesetz will ich anrufen, um ein Ende zu machen dieser entwürdigenden Zwangsgemeinschaft.“

Erst sah er sie an, plötzlich ernüchtert — wie starr über ihre Worte. Dann lachte er gellend auf.

„Scheidung? Versuch's. Versuch' den Kampf mit dem Leben, an den du nicht mehr gewöhnt, versuch' als arme Bildhauerin die Stellung beizubehalten, die du als reiche Künstlerin behauptet, versuch' dich in die kleine Misère wieder einzuleben, deren Erinnerung allein dich schaudern macht. Versuch's . . .! Denn ehe ich dir die kleinste Hilfe, die vom Gesetz — da du ja an das Gesetz appellierst — vorgeschriebene materielle Unterstützung gewährte — eher würfe ich all mein Geld ins Wasser, meine Papiere ins Feuer, eher verschleuderte

ich meine Kunstschätze und ginge selbst arm und krank betteln vor fremde Thüren. Nun versuch's."

Sie wiederholte fest und bestimmt:

„Thue, was du willst. Meinen Haß kann keine Drohung ertöten, meinen Entschluß — kein Gewaltakt erschüttern."

Sie wendete sich ab und schritt zur Thür. Da fühlte sie zwei lange, knochige Hände, wie sie sich in ihre Schultern eingruben.

„Laß mich," schrie sie voll Widerwillen auf.

„Ich dich lassen? Ich — dich? Eher mein Leben als dich — hörst du, eher mein Leben! Ob Liebe, ob Haß aus mir spricht, ich weiß es nicht. Aber mir gehörst du, mir hast du Treue geschworen vor dem Altar, mein bleibst du in Ewigkeit, und nichts und niemand darf dich mir nehmen — kein Mensch, kein Gesetz, nicht einmal der Tod, nein, nicht einmal der Tod . . ."

Seine Stimme sank zu heiserem Flüstern herab, und seine Hände hielten Helene wie mit eisernen Klammern fest.

„Laß mich los oder ich rufe um Hilfe, du bist wahnsinnig," stieß sie zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor.

„Um Hilfe willst du rufen, versuch's, versuch's!" Und ehe Helene eine Bewegung machen konnte, fühlte sie, wie sich knochige Finger um ihren Hals legten, wie sich scharfe Nägel in ihr Fleisch eingruben. Mit beiden Händen suchte sie die sie würgenden Hände von ihrem Halse fortzustoßen — umsonst. Ihre Augen begegneten den irren Blicken eines Rasenden.

„Barmherzigkeit . . ." brachte sie noch mühsam hervor.

Da sah sie, wie die Augen ihres Mannes sich unheimlich vergrößerten, wie sein Gesicht von einer leichenhaften Blässe überzogen wurde. Ein unartikulierter Laut drang aus seiner Kehle, und beide Arme weit von sich gestreckt nach Atem ringend, jagte er durchs Zimmer, um plötzlich an der Thür wie eine leblose Masse zusammenzubrechen.

Helene rührte sich nicht, gelähmt vor Schreck, nur ihre Blicke wichen nicht von dem langausgestreckten Körper auf dem Boden. War er tot? Lebte er noch, um sie wieder aufs neue zu quälen?

Endlich trat sie näher. Varnhagen lag mit dem Gesicht auf dem Teppich; sie konnte seine Züge nicht sehen. Sie fürchtete sich, ihn mit der Hand zu berühren. Sie hob den Saum ihres Kleides in die Höhe und streckte vorsichtig die Fußspitze aus, dann berührte sie mit dem kleinen Fuß die Schulter ihres Mannes. Es lag beinahe etwas wie naive Neugierde in dem Ausdruck ihres Gesichtes.

Varnhagen rührte sich nicht. Mit dem Fuß suchte sie nun den Kopf in eine andere Richtung zu bringen. Und wie sie sich damit abmühte, mit beiden Händen ihr weißes Cachemirkleid haltend, da fiel ihr Blick auf den großen Pfeilerspiegel, und sie sah sich selbst in der unbewußt koketten Pose mit dem graziös vorgestreckten Fuß und vor ihr den langen, dürren, leblosen Körper mit dem jetzt nach oben gerichteten, verzerrten, fahlen Gesicht, dem halbgeöffneten Mund, aus dem die Zähne bläulich kalt hervorschimmerten . . .

Und sie blieb wie gebannt in dem Anblick dieses Bildes versunken. Sie sah nicht sich und ihren Mann in dem Spiegel, sie sah eine Gruppe von grausiger Schönheit in ihrem seltsamen Kontrast. Ihre Künstleraugen bohrten sich förmlich ein in das Spiegelbild, wie wenn sie auf immer jede Einzelheit desselben in sich aufnehmen wollten, und im Anblick dieses Bildes verloren, murmelten ihre Lippen mechanisch:

„Das muß ich machen! Das wird gut . . ."

Plötzlich zuckte sie zusammen, wie erschreckt von dem Laut ihrer Stimme. Ein krampfhaftes Zittern überfiel sie, und wie ein Verbrecher, nachdem er den Mord begangen, schlug sie die Hände vors Gesicht und flüchtete voll Entsetzen in die andere Ecke des Zimmers.

Sie drückte auf den elektrischen Knopf, drei, viermal, ununterbrochen, bis von allen Seiten des Hotels die Bediensteten zusammenliefen, dann zeigte sie mit weitausgestreckter Hand den leblosen Körper am Boden und stieß nur das eine Wort hervor:

„Da . . . da! . . ."

Und während man ihren Mann aufhob, ihn entkleidete und aufs Bett legte, während der in aller Eile herbeigeholte Arzt, dem sofort noch ein zweiter zugesellt wurde, Wiederbelebungs-

versuche machte, saß sie tief zusammengesunken im Sessel und schluchzte lautlos vor sich hin.

Wem ihre Thränen galten — ob sich selbst, ob jenem Mann, dessen Leben, wie sie annahm, ein so jähes Ende erreicht hatte, ob der übermenschlichen, wenn auch krankhaften Liebe, die er für sie empfunden, ob den Martern, die sie durch ihn erlitten — sie hätte es nicht zu sagen gewußt.

Erst, als die Ärzte zu ihr traten und sie baten, sich zu fassen, da versiegten ihre Thränen plötzlich.

„Er ist tot?“ fragte sie.

„Nein. Er bleibt am Leben, aber er ist vollständig gelähmt und dürfte kaum je wieder den Gebrauch seiner Glieder und der Sprache wiederfinden.“

„Er bleibt am Leben,“ wiederholte sie.

Von allem hatte sie nur das gehört, und wieder stiegen Haß und Widerwillen in ihr auf. Aber zugleich kam auch ihre Ruhe zurück, und sie neigte das Haupt.

„Ich danke Ihnen für Ihre Bemühungen, meine Herren, und bitte Sie, sich der weiteren Pflege meines Mannes anzunehmen und mir einen Wärter zu empfehlen.“

Es dämmerte der graue Morgen heran, als die Ärzte Helene aufforderten, an das Lager des Kranken zu treten, da sie sich einen wohlthätigen Eindruck davon für ihn versprachen.

Ein kaltes Lächeln glitt über Helenens Züge, und sie bat, allein beim Kranken bleiben zu dürfen.

Varnhagen lag auf dem Bett mit weitgeöffneten Augen — der Ausdruck seines Gesichtes veränderte sich nicht, als er Helene eintreten sah, nur seine Augen blieben starr auf ihr haften in irrer Angst, in flehentlicher Bitte, in grauenhafter Drohung.

Helene stand neben ihm und schwieg. Auf ihren feinen, wie gemeißelten Zügen lag ein Ausdruck kalt-grausamer Überlegung.

„Du lebst!“ sagte sie langsam. „So viel wagte ich nicht zu hoffen. Fürchte nichts ... jetzt werde ich dich nicht verlassen.

Ein ausdrucksloses, leeres Lächeln huschte um ihre Lippen, während sich in den Augen des Kranken Thränen ansammelten, die langsam in großen, schweren Tropfen über die bleichen, eingesunkenen Wangen herabrollten.

Sie nahm ihr kleines seidenes Taschentuch und trocknete damit die Augen und Wangen des Kranken. Plötzlich zuckte sie zusammen. Ein leiser Kuß von kalten Lippen hatte ihre Hand gestreift.

„Du brauchst mir wirklich nicht zu danken,“ sagte sie hart und wendete sich zum Gehen.

Nach vierzehn Tagen war Varnhagen so weit hergestellt, daß er die Reise ohne Gefahr für sein Leben antreten konnte, und Helene wollte nicht länger mehr zögern ...

Nun ist sie daheim.

Und der kalte Racheplan, den sie in diesen vierzehn Tagen an der Seite ihres Peinigers ausgebrütet, ist nahe daran erfüllt zu werden. Ja, sie will sich rächen, für all die Jahre namenloser Qual, grausam, diabolisch rächen — wie es nur ein Weib vermag. — — — — — — — — —

Die ganze Stadt ist voll Bewunderung für Helene Varnhagen.

‘Eine so junge Frau, eine so große und beschäftigte Künstlerin — und dabei diese Aufopferung!’

‘Sie geht gar nicht aus,’ heißt es.

‘Nein, sie empfängt nur bei sich, und stets im Beisein ihres Mannes.’

‘Ach?’

‘Jawohl. Der Kranke ist immer an ihrer Seite. Selbst wenn sie arbeitet, hält er sich im Atelier auf.’

‘Und er ist nach wie vor gelähmt?’

‘Total. Er kann keine Bewegung machen, kein Wort sprechen. Er wird herumgefahren und gefüttert wie ein Kind.’

‘Eine andere Frau würde die Gelegenheit benutzen und sich emanzipieren. Man sagt, er sei wahnsinnig eifersüchtig gewesen?’

‘Jetzt wird er wohl einsehen, wie wenig Grund er dazu gehabt hat ...’

Solche und ähnliche Dialoge kann man eine Zeitlang in allen Salons belauschen, die mit dem Varnhagenschen Ehepaar einige Fühlung haben. Und selten ist wohl ein gesunder, glücklicher Mensch so beneidet worden, wie der arme Krüppel in seinem Sessel.

Ist er nicht auch beneidenswert?

Um zehn Uhr rollt ihn der Wärter, ohne nach seinem Begehr zu fragen, auf Helenens Geheiß, in das Atelier.

Er möchte rufen, schreien: Nicht dorthin, nicht wo sie so weit von mir ist, so fremd!

Aber er kann ja nichts sagen, und der Sessel rollt näher, immer näher dem gefürchteten Raum zu. Jetzt teilt der Wärter die Portieren, und Varnhagen erfaßt mit einem Blick den gefürchteten Raum und die feine lichte Gestalt vor der hölzernen Estrade.

Helene ist am hübschesten in ihren einfachen Hauskleidern mit dem langen weißen Arbeitskittel darüber. Ihre sonst blassen Wangen sind vom Eifer der Arbeit rosig angehaucht, und ihre Augen strahlen in fröhlichem Glanze.

Oh das liebe, süße Kindergesicht, das sie in diesen Augenblicken hat! Nichts Hartes, Herbes liegt um ihren Mund, nichts Abweisendes in ihrer Haltung.

So sieht er sie immer, bevor ihr Blick auf ihn fällt. Von da ab ändert sich alles an ihr: der Ausdruck des Mundes, der Augen, die Haltung des Körpers.

„Gut geschlafen, ja?" wirft sie in offiziellem teilnahmslosen Ton hin und hilft der Form halber dem Wärter den Rollsessel auf die richtige Stelle schieben.

Der Wärter entfernt sich, und Helene wendet sich ihrer Arbeit zu. Varnhagen folgt mit den Blicken jeder Bewegung dieser schlanken, gelblich weißen Finger, wie sie den Thon kneten, wie sie die weiche Masse bearbeiten ... ab und zu spielt ein Sonnenstrahl auf dem breiten Goldreif des Trauringes, und es ist, als sprühte lauteres Gold aus den kunstvoll schaffenden Händen.

Und Varnhagen denkt, daß ein Goldreif ein recht schwaches Bindeglied ist, es ist ihm in seiner ohnmächtigen Verzweiflung, als müßte er Helene dieses lügnerische Zeichen vom Finger reißen, und er schließt schmerzvoll die Augen, jedesmal wenn die Sonnenstrahlen ihr neckisch-boshaftes Spiel mit dem Ring treiben.

Im Atelier ist es so still, daß man nur das leichte Rauschen von Helenens Gewand hört und das nasse Anklatschen des Thones oder den Fall des breiten Messers, mit dem sie in der Masse arbeitet.

Und Varnhagen fragt sich: warum spricht sie nicht, warum höre ich nicht den Ton ihrer Stimme, ein Wort von ihr, ein einziges Wort? Aber sie ist stumm, ihre Lippen bewegen sich nicht, und das stumme Flehen der verzweifelt auf sie gerichteten Blicke prallt an ihr ab, wie wenn sie nicht wüßte, was das alles bedeutet.

Aber sie weiß es.

Stunden verrinnen ... Und einander gegenüber in stummer Feindseligkeit das schaffende, warme Leben, der vernichtende, kalte Tod ...

Zur Mahlzeit wird Varnhagen vom Wärter ins Speisezimmer gerollt, und er sitzt Helene gegenüber wie sonst. Der Wärter macht ihm die Speisen zurecht und füttert ihn wie ein kleines Kind. Helene fliegt während des Essens die Zeitungen durch, Kunstblätter, macht ab und zu kleine Randbemerkungen oder entwirft eine flüchtige Skizze auf einem Blatt Papier.

Oft vergißt sie, daß das Essen vor ihr steht, und der Wärter sagt dann jedesmal:

„Der gnädige Herr ist schon fertig."

„Ach so ... gleich."

Oftmals bringt der Diener während der Mahlzeit Briefe herein. Es liegt beinahe etwas übertrieben Hastiges in der Art, wie sie nach ihnen greift. Varnhagen läßt dann seine Augen nicht von ihr, verfolgt jeden Ausdruck ihres Gesichtes. ... Wenn er ein Lächeln um ihren Mund erspäht, wenn etwas träumerisch-weiches in ihren Augen liegt, dann meint er ersticken zu müssen, und sein Atem dringt kurz und stoßweise zwischen den halbgeöffneten Lippen hervor.

Sein krankes, schwaches Hirn grübelt immer nur darüber nach, ob Helene noch ihm gehört, ganz ihm ... nein nicht ihm, nur ob sie nicht einem anderen giebt, was sie ihm verweigert: ihr Lächeln, ihren freundlichen Blick. Oh, er weiß — weiter geht es bei ihr nicht — sie ist ja so stolz! Aber selbst das ist zu viel, ist mehr als er ertragen kann!

Und während sich die Besucher in ihrem Atelier ablösen und er von ihr verdammt ist, regungslos in seinem Sessel sitzend, den Besuchen beizuwohnen, meint er die grenzenlose Qual nicht ertragen zu können, die jede ihrer Bewegungen,

jedes freundliche Neigen des Kopfes, jeder herzliche Händedruck in ihm hervorruft.

Bald glaubt er ein leises Zittern ihrer Hand zu bemerken, wenn sie diesem eine Theetasse reicht, dann wieder scheint es ihm, als habe ihr Auge freudig aufgeleuchtet beim Eintreten eines andern ... Und die Zornesadern schwellen an seinen eingesunkenen Schläfen, und seine Lippen zucken krampfhaft.

Dann tritt wohl Helene zu ihm heran.

„Willst du lieber in dein Zimmer?“ fragt sie teilnehmend.

Er reißt die Augen auf, groß und befehlend. Nein, hier bleiben will er ... sehen ... alles sehen, und sollte er darüber zu Grunde gehen. Sie aber, voll milder Güte, neigt sich zu ihm:

„Es ist wirklich besser, du ziehst dich zurück,“ und irgend jemand unter den Besuchern wählend, sagt sie:

„Wollen Sie mir nicht helfen, meinen Mann in sein Zimmer rollen? Er ist so abgespannt ...“

Und wie ein Kind wird er durch alle Zimmer gerollt, und hinter seinem Sessel schreitet heiter plaudernd Helene mit jenem andern, jenem Gesunden, jenem, dem sie zugelächelt, den sie angesprochen ...

Nun ist er in seinem Zimmer. Und sie dort im Atelier mitten unter Fremden, von denen ihr vielleicht Einer nicht mehr fremd ist oder bald nicht mehr fremd sein wird.

Ab und zu bringt ein fröhliches Lachen in die Stille seines Zimmers oder lautes Stimmengewirr ... dann werden seine Hände von heftigem Zittern befallen, und aus seinen Augen stürzen kalte, bittere Thränen.

Der Wärter fährt ihm mit dem Taschentuch über die Wangen und fragt:

„Es ist Ihnen wohl kalt, gnädiger Herr? Sie brauchen nicht zu weinen — man wird gleich nachheizen ...“

Manchmal, ganz unerwartet, kommt Helene hastig zurück, als hätte sie etwas vergessen, in Wirklichkeit aber nur, um ihn zu sehen, sich an seiner starren Verzweiflung zu weiden. Und sie bleibt einen Augenblick mit verschränkten Armen vor ihm stehen, und ein stahlharter, kalter Blick fällt nieder auf das verzerrte Antlitz ...

Und in seiner Seele ist nur noch Raum für ein Verlangen: sterben. Ja tot sein, ganz, vollständig, nicht sehen und nicht fühlen, nicht hören, nichts empfinden. Liegen da unten in der feuchten Erde und modern ...

Er weist jede Nahrung zurück, mit dem Eigensinn eines kranken Kindes, oder eines Irren. Helene lächelt kühl und zuckt die Achseln.

„Du bist nicht bei Appetit,“ sagt sie in ruhig-gleichgiltigem Ton, — „aber das kommt schon wieder.“

Und da er auf seiner stummen Weigerung beharrt, da der Wärter ängstlich wird, da läßt sie den Arzt kommen und gewaltsam Nahrung zuführen ...

Und Varnhagen ist bezwungen, er lebt weiter. Er lebt! ...

Der Frühling neigt sich seinem Ende zu. Es ist bald Sommerszeit mit ihrer trockenen Glut, ihrer atembeklemmenden Schwüle.

Helene trägt leichte, weiße Gewänder. Ihr Antlitz ist rosig angehaucht, wie das eines Kindes. In ihren Augen liegt Hoffen, um ihren Mund ein stummes Verlangen ...

Lässig ist sie bei der Arbeit — einer großen Gruppe: der Tod und das Leben. Der Tod liegt lang ausgestreckt auf der nackten Erde, und das Leben, eine junge, schlanke Frauengestalt ist über ihn gebeugt mit ausgestrecktem Fuß, als wollte sie den hageren Kopf zertreten.

Varnhagen erkennt sich wieder in dem grauenvollen Gerippe, erkennt Helene in dem jungen Weibe. Alles bäumt sich in ihm auf.

Er möchte das Werk zertrümmern, die Hand vernichten, die es geschaffen — jenes Hohnbild auf seine jammervolle Existenz. Aber er ist machtlos. Er ist verurteilt, die lauten Ausrufe der Bewunderung zu hören, die diese Arbeit allen entlockt, womöglich selbst noch mit totem, verzweifeltem Lächeln in den allgemeinen Enthusiasmus einzustimmen ...

Ein drückend schwüler Tag.

Helene sitzt im weißen Kleide am Fuße der Estrade, auf der sich die in Thon geformte, der Vollendung entgegengehende Gruppe erhebt. Sie arbeitet nicht. Ihre Blicke irren sinnend

ins Weite vorbei an dem kranken Mann im Sessel, der die Augen nicht von ihr läßt.

Der Diener schlägt die Portieren zurück und überreicht ihr eine Visitenkarte auf einem kleinen silbernen Tablett. Sie springt auf. Jeder Blutstropfen weicht aus ihren Wangen, und ihre Stimme klingt heiser, da sie sagt:

„Ich lasse bitten."

Jetzt steht sie hochaufgerichtet, mitten im Atelier, die Karte in der Hand. Langsam wendet sie ihre Augen zum Kranken, und wieder gleitet ein kaltes Lächeln über ihre Lippen, und in ihren Augen blitzt es auf wie Haß.

„Ich werde dich hinter jene Portiere schieben," sagt sie scheinbar ruhig, „dort beim Fenster ist es kühler . . ."

Sie bringt den Sessel ins Rollen, und wie zufällig entgleitet ihr die Karte und fällt auf Varnhagens Schoß.

Sie fällt gut, denn er kann den Namen lesen, der auf ihr steht: Herbert.

Ein leises Stöhnen bringt aus seiner Brust, seine Augen bleiben wie festgenagelt auf der Karte haften.

Herbert, der Mann, den er vor allen gefürchtet, vor dem er mit ihr geflohen, der sein ganzes Leben vergiftet . . . dieser Mann ist da. Und sie wird ihn sehen, wird ihn sprechen, wird ihre Hand in die seine legen, wird . . .

Es dunkelt ihm vor den Augen, das leise Rollen seines Sessels dünkt ihn donnerndes Getöse, und es ist ihm, als nahte sich ihm etwas Ungeheures, Fürchterliches, das ihn zermalmen, vernichten wird . . .

„So, hier bist du gut aufgehoben," sagt Helene mit weicher Stimme, indem sie den Sessel in eine Art Nische schiebt, die im Atelier an einem Balkonfenster künstlich durch schwere Teppiche und Portieren gebildet wird.

Sie öffnet die Balkonthür, daß der Straßenlärm hereindringt und jedes leise gesprochene Wort übertäubt.

„Nicht wahr, so ist es luftiger?" fragt sie so freundlich, wie sie schon lange nicht zu ihm gesprochen.

Aber sie sieht ihn dabei nicht an, wie wenn sie sich eines leisen, unheimlichen Grauens nicht erwehren könnte.

Varnhagen blickt starr vor sich in das Atelier, das er von hier aus bequem übersieht.

„Du bist gewiß ein wenig abgespannt, ich will die Vorhänge herablassen, damit du ausruhen kannst."

„Nein, nein," will Varnhagen aufschreien, aber die Zunge gehorcht nicht seinem Willen, nur ein dumpfer, röchelnder Laut dringt aus seiner Kehle.

Helene läßt langsam die Vorhänge herunter, so langsam, daß es scheint, als wolle sie geflissentlich seine Qualen vergrößern. Ist es Absicht oder Zufall, daß sie eine große Spalte läßt? Absicht oder Zufall, daß sie beim Hinausgleiten vergißt, die Teppiche zusammenzuschieben?

Varnhagen giebt sich darüber keine Rechenschaft. Er weiß nur, daß er alles sehen wird . . . alles, was in diesem Raum vorgeht . . .

Da . . . sein Herz zieht sich krampfhaft zusammen . . . da — steht e r auf der Schwelle, jener gefürchtete Mann. Groß, blond, gesund, mit gebräunten Wangen und leuchtenden, blauen Augen. In der Hand hält er zwei große Theerosen.

Helene geht ihm zögernd einige Schritte entgegen.

Sie stehen sich stumm gegenüber.

Jetzt greift sie nach den Rosen, ein weiches Lächeln huscht über ihr Gesicht, und ihre Lippen bewegen sich leise.

Varnhagen kann nicht hören, was sie sagt, aber er ahnt es, er weiß es . . . und er fühlt, wie der Wahnsinn sich langsam seiner bemächtigt, jeden Gedanken in ihm ertötet . . .

Er sieht weiter.

Beider Hände liegen ineinander, so fest, als wollten, als könnten sie nicht mehr von einander lassen. Nun lächeln sie beide, und sie führt ihn vor die Gruppe.

Sein Gesicht wird ernst, beinahe finster, und sie spricht lange . . . und weist auf die ausgestreckte Gestalt.

Er blickt sie an voll Mitleid und beugt sich über ihre Hand, um sie zu küssen. Sie fährt ihm mit den Fingern leicht über das Haar . . .

Varnhagen fühlt, wie jeder Blutstropfen in ihm zu Eis erstarrt. Er möchte rufen, schreien ... er betet zu Gott in seiner armen kranken Seele, ein Blitzstrahl möchte niederfallen und sie trennen, jene, die so eng aneinander gelehnt sind, als gehörten sie zusammen.

Aber nein, die Sonne umspinnt die zwei Köpfe mit ihren goldigen Fäden, spinnt sie ein in den Zauber des ruhigen, stillen Sommertages.

Wenn er nur hören könnte, was sie sich sagen! Aber nichts. Zum Balkon dringt der Lärm von der Straße herauf, und er kann nur erraten, was er von den Bewegungen ihrer Lippen erspäht.

Wie lange stehen sie so da? Er weiß es nicht. Nun setzen sie sich einander gegenüber, und ihre Augen verraten ihm mehr, als alle Worte es vermöchten ...

Wieder vergehen qualvolle Minuten, Stunden ... Ewigkeiten ...

Da erhebt sie sich; langsam tritt sie auf den blonden Mann zu, langsam schlingt sie beide Arme um seinen Hals, und ihre Lippen berühren seine Stirn ...

Varnhagen schließt die Augen. Was weiter geschieht, ist ihm gleichgiltig. Er sieht nur die weiße Gestalt, wie sie sich niederbeugt zu jenem Mann ...

Ein konvulsivisches Zittern bemächtigt sich seiner, röchelnd entringt sich der Atem seiner Brust, ein namenloser, fast physischer Schmerz rast in ihm. Es ist, als dehnten sich seine Muskeln, als spannten alle seine Nerven sich an zu einer That, einer Handlung ...

Die Portiere wird von außen zurückgeschlagen.

Helene nähert sich langsam dem Sessel. Ihr Gesicht ist beinah so weiß wie ihr Kleid. Ein Blick auf Varnhagen sagt ihr, daß er alles gesehen.

Sie schöpft tief Atem, wie befriedigt, befreit von einer drückenden Last. Sie hat sich gerächt, fürchterlich gerächt!

Und ein dämonischer Wunsch regt sich in ihr, die Rache noch voller zu gestalten, noch schärfer zuzuspitzen.

Ohne ein Wort zu sagen, rollt sie den Kranken in das Atelier zurück, an seinen üblichen Platz.

Die gelben Rosen liegen auf einem Tischchen neben der Estrade.

„Oh meine Blumen!“ ruft sie.

Sie ergreift sie hastig und preßt sie wie in unwillkürlicher Bewegung an ihre Lippen.

Wieder streifen ihre Blicke den Kranken. Seine Augen sind wie verglast, um seine bläulichen Lippen liegt ein feiner Rand weißen Schaumes ...

Sie lacht leise und trocken auf.

„Duften sie nicht herrlich?“ fragt sie mit phosphoreszierendem Aufblitzen ihrer Augen.

Und damit streckt sie die Hand mit den Blumen aus und hält sie Varnhagen ganz nah vors Gesicht.

Sein Antlitz verzerrt sich zu einer teuflischen Fratze, seine Augen, blutunterlaufen, scheinen aus den Höhlen herauszutreten, und wie ein toller Hund schnappt er nach Helenens Hand. Seine bläulich-weißen Zähne hacken sich in das Fleisch ein und zermalmen die Knöchel. Mit einem grauenhaften Aufschrei bricht Helene am Sessel zusammen. —

Einige Augenblicke später tritt der Wärter ins Atelier.

Helene liegt blutüberströmt auf dem Teppich mit hochemporgehobenem Arm. Zwei Finger ihrer rechten Hand sind eingeklemmt zwischen Varnhagens festzusammengepreßten Zähnen. Sein Kopf hängt tief herab, sein Mund ist von Blut besudelt.

Die Augen sind glanzlos, tot.

Dicke, rote Tropfen sickern aus der klaffenden Handwunde herab auf das weiße Kleid und die gelben Rosen ...

Der Wärter schreit entsetzt auf und ruft um Hilfe. Vergebens versucht man Helenens Hand zu befreien.

Varnhagen hält im Tode fest, was er im Leben genommen, und zwischen seinen blutumrahmten Lippen glänzt der goldene Trauring, den er selbst vor acht Jahren an Helenens Finger gesteckt ...

Ende.

# Liebes-Rebellen.

Roman

von

Roy Tellet.

[7] Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Lise Landau.



## XVII.

Die Zeit verging für Carolath erstaunlich schnell, wie das immer zu sein pflegt, wenn das Leben ruhig und gleichmäßig dahinfließt. Deshalb erscheint auch alten Leuten die Zeit beflügelt; das Leben bietet ihnen keine Abwechslung mehr, es klingt ruhig aus.

Fast zwei Monate waren vergangen seit Carolaths Ankunft. Die Malerei hatte man eine Zeitlang fallen lassen, aber jetzt war sie wieder aufgenommen worden. Ein bis zwei Stunden wurden ihr täglich gewidmet. Carolath hatte von Anfang an die Staffelei so einrichten müssen, daß er bei seiner Arbeit sitzen konnte; für einen Invaliden, wie er es war, wäre das Stehen nicht geeignet erschienen. Seine Arbeit gewährte ihm täglich mehr Freude. Und Errima, obgleich sie freilich meist noch ihr scheues Wesen beibehielt, nahm oft ihm gegenüber unwillkürlich eine freundlichere Haltung an. Es schien, als sollte Dr. Vipan recht behalten. Carolath war jung und hübsch und so sympathisch in seinem Wesen, daß es jeder Frau schwer fallen mußte, davon unbeeinflußt zu bleiben. Jetzt, da die beiden jungen Menschen viel mit einander verkehrten, begann die Natur langsam ihr Werk, anscheinend gegen den Willen dieser beiden. Denn Carolath glaubte Errima, wie alle anderen ihres Geschlechts, zu hassen; und Errima, die offenbar ihre eigenen Gründe dafür hatte, dem jungen Manne zu mißtrauen, suchte ihn so viel als möglich von sich fern zu halten. Aber im Hintergrunde lauerte die Natur, abwartend und still wirkend, ihre Zwecke verfolgend und über den Willen der Menschen gebietend.

Eines Tages machte Errima eine Bemerkung, die Carolath in arge Verwirrung brachte.

„Sie scheinen heute weniger zu hinken, Mr. Edwardes," meinte sie.

Sie hatte ganz richtig gesehen. Der junge Mann war des Hilfsmittels, das ihn zu hinken nötigte, ein wenig überdrüssig und lockerte es von Tag zu Tag mehr. Heute nun hinderte es ihn fast garnicht; als er durch das Zimmer schritt, vergaß er sich einen Augenblick und ging, fast ohne den Fuß nachzuziehen.

„Das ist so verschieden," entgegnete er verwirrt, „heute kann ich zum Beispiel ganz gut gehen, aber morgen wird es sicherlich die alte Geschichte sein."

Er konnte das getrost behaupten, denn morgen wollte er die Schnur eben wieder fester binden. Sein Lahmsein bot ja die einzige Erklärung dafür, daß er nie ausging.

Jetzt betrat Dr. Vipan das Zimmer, und so geräuschlos erschien er, daß weder Carolath noch Errima anfangs seine Anwesenheit gewahrten. Er hielt sich einige Augenblicke hinter einem Wandschirm, der sich in der Nähe der Thür befand, um sich im stillen zu überzeugen, wie der junge Mann mit seiner Nichte stand. Zufällig kam er gerade dazu, wie Errima sich ein wenig gehen ließ und eine Art Unterhaltung zwischen dem Maler und dem Modell in Gang kommen wollte. Aber kaum wurde Errima seiner ansichtig, als ihr Benehmen sich sofort wieder änderte.

Der Doktor schaute spähend von einem zum andern, und ein kaltes Lächeln voller Genugthuung flog über sein Antlitz.

„Ich sehe, Sie machen recht gute Fortschritte," bemerkte er, über Carolaths Schulter schauend.

Die Bemerkung galt sichtlich nur dem Porträt, doch fühlte Carolath instinktiv, daß noch ein anderer Sinn darin verborgen lag. Der Gedanke war ihm zwar sehr unbehaglich, doch hielt er es für geraten, den Alten bei guter Laune zu erhalten.

„Finden Sie, daß es Miß Ravenshaw einigermaßen ähnlich wird?" fragte er.

„Nun, um die Wahrheit zu sagen," meinte Dr. Vipan, „ich finde, daß Sie ihr ein wenig schmeicheln. So macht ihr jungen Leute es nun einmal."

„Oh, da kann ich aber ganz und gar nicht mit Ihnen übereinstimmen, Herr Doktor," rief Carolath viel ernster, als der Gegenstand es erforderte. „Ich kann wirklich nicht finden, daß ich das Bild auch nur im mindesten idealisiert habe."

„Nun, Sie mögen wohl ein besserer Beurteiler dafür sein als ich," meinte der Doktor gutmütig. „Ich sehe eben mit den Augen meiner siebzig Jahre, Sie mit den Augen Ihrer zweiundzwanzig. Mit zwanzig sind die Augen enthusiastisch, mit siebzig trügerisch."

„Ihre sind wahrhaftig noch scharf genug Herr Doktor."

„Für mancherlei wohl. Mit dem Mikroskop zum Beispiel kann ich noch ganz gut arbeiten. Hingegen entgeht mir das Erröten auf einer Mädchenwange."

Errima war, während er sprach, lebhaft errötet, der Alte mochte das vielleicht nicht bemerkt haben, wohl aber sah es Carolath, und er fand es sehr hübsch. Jetzt machte er sich daran, es auf seiner Leinwand wiederzugeben.

Dr. Vipan richtete die Augen noch einmal auf das Bild und schaute dann Errima an.

„Es ist doch erstaunlich," meinte er, „wie in der Kunst etwas wahrhaft Schöpferisches zu liegen scheint. Sie haben da, so weit es bis jetzt zu beurteilen ist, nicht nur ein hübsches Bild geschaffen, sondern Sie haben auch aus Errima ein wirklich hübsches Mädchen gemacht. Ihr Ausdruck hat sich merkwürdig verändert."

Errima, die bei diesen Bemerkungen, die sich alle auf ihre Person bezogen, Qualen litt, bemühte sich vergebens, ihre unfreundlichste Miene anzunehmen. Dr. Vipan behielt doch recht. Ohne daß sie etwas davon gewußt, war eine Veränderung mit ihr vorgegangen, und sie brachte es jetzt gar nicht mehr fertig, so auszusehen wie früher. Überdies, was sie mit ihren Zügen auch immer anfangen mochte, dem Erröten konnte sie nicht Einhalt thun, und rot werden hat immer etwas Verräterisches.

Dr. Vipan bemerkte ihre Verwirrung und freute sich darüber. Unter Carolaths Einfluß schien das Mädchen gefügiger zu werden. So war alle Aussicht vorhanden, daß seine Hoffnungen sich verwirklichten.

„Jetzt muß ich aber wieder fort," sagte er. „Ihr jungen Leute habt freilich Zeit im Überfluß; wenn man erst siebzig geworden ist, erscheint einem jede Minute kostbar."

Er wandte sich, um das Zimmer zu verlassen, mit demselben eisigen Lächeln auf den Lippen wie vorher. Errima folgte ihm mit den Augen, während er hinaus ging. Sie war wieder vollständig verändert und hatte sich in sich selbst zurückgezogen.

„Ich denke, wir haben für heute genug geleistet, meinen Sie nicht auch, Mr. Edwardes? Ich fühle mich ein wenig ermüdet."

„Ganz wie Sie wünschen, Miß Ravenshaw," entgegnete Carolath mit gleicher Förmlichkeit.

Errima erhob sich sofort und verließ ohne ein weiteres Wort das Zimmer.

„Sonderbares Mädchen," dachte Carolath bei sich, während er den Malstock beiseite legte und seine Bluse auszog, „aber sie kann sehr nett sein — wenn sie nur will."

Carolath schlief diese Nacht sehr wenig und war verwundert zu finden, daß immer, wenn er erwachte, seine Gedanken zu Errima zurückkehrten. Dr. Vipans Bemerkung klang ihm noch im Ohre. So fand sogar dieser alte Mann mit der verschrumpften Gestalt und dem verwitterten Herzen an Errima etwas zu bewundern! Nie vorher hatte er sie bewundert; sicherlich war mit dem Mädchen eine Veränderuug vorgegangen. Aber wodurch war sie veranlaßt, oder vielmehr durch wen? Carolath legte sich immer wieder die Frage vor und fand schließlich nur die eine Antwort: durch ihn selbst. Er war ja das einzige neue Element, das in das Leben des jungen Mädchens getreten war. Aber was bedeutete dann diese Veränderung? Wäre es möglich gewesen, daß sie sich in ihn verliebt hatte? War es so geschehen, wie Dr. Vipan es gewünscht,

und wie es nach Carolaths Beschluß nie hätte geschehen sollen?

Der Gedanke schreckte ihn förmlich; das alles war so überraschend gekommen. Er versuchte, sich darüber zu erzürnen; aber es wollte ihm nicht gelingen. Er hatte nur ein Bild von ihr fürs Auge machen wollen, doch ach, das Bild hatte sich ihm ins Herz gegraben. Errima war unbedingt schön. Wenn der Doktor mit seinen alten Augen das sah, um wie viel eher mußte er es bemerken. Und obgleich ihr Wesen oft noch zurückhaltend und wenig liebenswürdig schien, so hatte er doch Gelegenheit gehabt zu entdecken, daß ihre Natur der Zärtlichkeit und froher Laune fähig war. Es war vergebens, wenn er es sich noch länger verbergen wollte, daß er das Mädchen gern hatte — ja, daß er sie liebte.

Seine Entdeckung brachte ihn so vollständig zur Besinnung, daß er sich im Bette aufrichtete. Sein Herz klopfte heftig, der Kopf brannte ihm wie im Fieber. Das Undenkbare war geschehen: er, der Weiberhasser, liebte ein Mädchen! Und das war so schnell, so unerwartet gekommen, ohne sein Dazuthun! Ihm schien, als wäre er ohne sein Wissen in Gefangenschaft geraten. Aber mußte er denn die Fesseln geduldig tragen? Nein, von sich werfen wollte er sie! Die Erinnerung an Cora war noch lebendig genug in ihm, um ihm die Kraft zur Selbstbefreiung zu verleihen.

---

## XVIII.

„Wie blaß Sie heute aussehen, Mr. Edwardes!" sagte am nächsten Morgen beim Frühstück Miß Vipan zu Carolath. „Sie fühlen sich doch nicht schlecht?"

„Nein, ich danke, ich habe nur eine böse Nacht gehabt."

„In Ihrem Alter sollten Sie noch keine bösen Nächte kennen. Ist Ihr Bett nicht bequem?"

„Oh, im Gegenteil, es ist sogar vorzüglich."

Es war Carolath nicht entgangen, daß Errima ihn anschaute, und als ihre Augen sich begegneten, gewahrte er in ihrem Blick offene Teilnahme. Er war beinahe fest entschlossen gewesen, das Malen aufzugeben; die Beschäftigung erschien ihm nach der Entdeckung der letzten Nacht doch gar zu gefährlich. Beinahe! Aber nein, er wollte es doch lieber nicht aufgeben; es wäre ja ein Zeichen kindischer Schwäche, und außerdem würde es den anderen gegenüber so sonderbar aussehen. Aber auf der Hut wollte er sein und mehr den Künstler als den Menschen hervorkehren.

Um elf Uhr pünktlich traf er mit Errima im Atelier zusammen. Wodurch nur erschien Errimas Wesen heute so sanft und anziehend? Ihm war, als blickte sie aus ihren großen, dunklen Augen fast zärtlich auf ihn und als bebten ihre Lippen, während sie an ihn die Frage richtete:

„Sind Sie wirklich nicht krank, Mr. Edwardes?"

„Ganz gewiß nicht," entgegnete er fast heftig. Sein Herz schlug zum Zerspringen. Des Mädchens ungewohnte Freundlichkeit ließ ihre Schönheit noch berückender erscheinen.

Er vermochte im Augenblick nichts mehr zu sagen, sondern machte sich eilig an die Arbeit. Errima nahm ihren Platz ein. Er hielt beim Gesicht, das ihm im Dreiviertel-Profil zugewendet war.

Jetzt mischte er die Farben und wollte sie auf die Leinwand bringen. Aber alles mißlang ihm heute. Die Hand zitterte ihm, sein Auge war unsicher, die Schattierungen kamen in dicken Strichen heraus. Er biß die Zähne zusammen; von außen her störte ihn etwas und drohte all seine guten Vorsätze zu vernichten. Weniger denn je war er der Künstler; Ruhe und kühles Urteil hatten ihn verlassen; er war ein Spielball der unsinnigsten Leidenschaft, gegen die er vergeblich anzukämpfen suchte.

Schließlich ruhte der Pinsel in seiner Hand; alle Nerven waren angespannt, dunkle Röte stieg in sein Gesicht. Mit geöffneten Lippen stand er da, die Augen voll leidenschaftlicher Beredsamkeit auf Errimas Antlitz gerichtet.

Errima warf einen flüchtigen Blick auf ihn und senkte dann wie erschreckt die Augenlider.

„Sie sind sicherlich krank," sagte sie dann, „legen Sie doch lieber für heute die Arbeit beiseite."

„Ja, ich bin wirklich krank," sagte Carolath heiser, „ich leide, und Sie allein können mir helfen."

Er warf Pinsel und Palette beiseite und eilte, von einem allmächtigen Impuls getrieben, hastig auf das junge Mädchen zu.

„Errima!" rief er, sie zum erstenmal bei ihrem Vornamen nennend, „ich kann diese Komödie nicht weiter spielen! Wissen Sie denn nicht, wie sehr ich Sie liebe?"

So plötzlich haschte er nach ihrer Hand, daß sie nicht Zeit behielt, sie zurückzuziehen, und bedeckte sie mit Küssen. Sie sprang auf und versuchte, sich ihm zu entwinden.

„Was fällt Ihnen ein, Mr. Edwardes?" rief sie, indem sie sich alle Mühe gab, zurückhaltend zu erscheinen. „Ich weiß wirklich nicht, was Sie wollen!"

Inzwischen war Carolath ein wenig ruhiger geworden. Jetzt ließ er Errimas Hand frei.

„Errima," begann er, während seine Stimme vor Erregung bebte, „ich liebe Sie so tief und innig, wie ein Mann nur je ein Weib geliebt hat. Sagen Sie mir, daß Sie meine Liebe auch nur ein ganz klein wenig erwidern!"

Einen Augenblick lang hatte das junge Mädchen den Kopf abgewendet. Aber jetzt, als wenn sie sich besänne, wandte sie sich ihm wieder zu, reckte sich zu ihrer vollen Höhe empor und sagte mit flammenden Augen:

„Wie dürfen Sie es wagen, so zu mir zu sprechen! Wissen Sie nicht, daß Sie mich demütigen, wenn Sie mich zwingen, Ihnen zuzuhören?"

Carolath fuhr zurück, als hätte er einen Schlag ins Gesicht bekommen. Diese Veränderung! War denn das dasselbe junge Mädchen, das für gewöhnlich so leidenschaftslos und kalt erschien? Jetzt glühte sie vor zorniger Erregung. Das widerspenstige Haar flog ihr wild um die Stirn, die Augen sprühten förmlich Feuer, ihre Gestalt sogar schien zu wachsen, während sie in bebender Aufregung vor ihm stand.

Aber was hatte er denn schließlich so Arges begangen? Durfte ein Mann nicht um eine Frau werben, ohne daß er verdiente, vom Blitz vernichtet zu werden? Carolath, der einen Augenblick vorher noch ganz Leidenschaft gewesen war, wurde jetzt plötzlich ruhig und kalt in der Betrachtung dieses Rätsels.

„Ja, wodurch habe ich denn so Ihren Zorn erregt?" fragte er zögernd. „Ich kann ja nichts dafür, daß ich Sie liebe!"

„Mich lieben!" wiederholte Errima höhnisch. „Als ob ich nicht alles wüßte! Sie spielen Ihre Rolle recht gut, das muß ich sagen!"

„Welche Rolle? Ich begreife Sie wirklich nicht!"

„Oh, Sie begreifen mich recht wohl. Weshalb kamen Sie hierher? Sagen Sie mir das! Weshalb wurden Sie unser Gast? Doch nur, weil ich Ihre Frau werden sollte. Sehen Sie, daß Sie das nicht leugnen können! Und was ist das anderes als ein Schurkenstreich? Bin ich denn eine Sklavin, die man nach Belieben verkaufen darf?"

So hatte sie in seiner Gegenwart noch nie gesprochen, das hätte er von ihr nie für möglich gehalten. Alles Kindliche hatte sie plötzlich abgestreift; vor ihm stand jetzt das Weib, schön und drohend zugleich in ihrem Zorn, und überhäufte ihn mit Hohn und Unwillen. Er schlug die Augen nieder; er mochte ihr nicht ins Gesicht sehen, denn er fühlte sich schuldig.

Und doch hatte er es nicht gewollt. Wie gewöhnlich, hatte er sich von seinem Temperament fortreißen lassen. Als er das Atelier betrat, lag ihm nichts ferner, als ein Antrag. Im Gegenteil, er wollte ganz kalt und ruhig bleiben. Aber sein leidenschaftliches Naturell hatte ihm wieder einen Streich gespielt und bei der ersten Gelegenheit das Feuer in ihm zu heller Flamme entfacht. Erst jetzt, da er Errimas Rede vernahm, erkannte er, was er gethan. Der plötzliche Ausbruch von Leidenschaft hatte ihm die Besinnung geraubt; jetzt war die Binde von seinen Augen gefallen, und er sah, daß er gerade das begangen, was er um alles in der Welt hatte vermeiden wollen. Aber so wunderlich ist das menschliche Herz, daß er, wenngleich er sich schämte, doch nur halb bereute.

Errima hatte in ihrem Zornesausbruch einen Augenblick lang inne gehalten, jetzt fuhr sie mit scharfer Betonung fort:

„Ohne Zweifel hielten Sie die Zeit gekommen, mir Ihre Erklärung zu machen. Aber Sie vergessen ganz, Mr. Edwardes, daß Sie

nicht der Erste sind. Seit meinem siebzehnten Jahre hat mein Onkel beständig versucht, mich zu verheiraten. Anfangs hatte ich das nicht verstanden, und auch jetzt kenne ich die Beweggründe nicht, die ihn leiten. Aber das Bewußtsein, daß er bereit ist, mich dem Erstbesten auszuliefern, der mich nehmen würde, — das ist zu entsetzlich! Von Anfang an ahnte ich, weshalb Sie gekommen sein mochten. Aber dann schienen Sie mir so ganz anders zu sein als all die andern, denen man mich angeboten, und ich wollte mir schon einbilden, Sie wären zu edel, um sich für die Pläne meines Onkels herzugeben. — Aber, nein, Sie sind gerad' so wie die übrigen — oh, mein Gott, mein Gott!"

Bei den letzten Worten war sie in leises Schluchzen ausgebrochen, ihr Zorn hatte sich in Thränen aufgelöst.

Carolath fühlte sich eigentümlich bewegt.

„Hören Sie mich an, Errima," begann er. „Ich weiß, daß ich ein Unrecht an Ihnen begangen habe. Ich liebe Sie, ja, aber ich hätte es Ihnen nie gestehen dürfen. Ich habe mich fortreißen lassen. Und doch trennt uns mehr, als Sie ahnen können. Ich habe kein Recht, um ein Mädchen zu werben, denn sie müßte an meiner Seite elend werden. Vergeben Sie mir, Errima, daß ich mich einen Augenblick vergessen konnte. Es soll nicht wieder geschehen, glauben Sie es mir!"

Errima war jetzt nahe der Thür; ihr Antlitz war von ihm abgewendet, sie antwortete nicht, aber ihm schien, als schluchze sie noch leise. Einen Augenblick zögerte sie noch, als erwarte sie weitere Worte von ihm. Aber er wußte ihr nichts mehr zu sagen. Er hatte um Verzeihung gebeten; fortan war alles zu Ende zwischen ihnen. Jetzt verließ sie das Zimmer, und er blieb zurück, Trauer und Verzweiflung im Herzen.

Er hatte sein Leben gerettet, nur um es noch einmal zu verlieren. Weshalb hatte er ihm auch damals nicht im Hampstead-Teich ein Ende gemacht! Cora hatte ihn getäuscht; Errima ihn abgewiesen — die eine in lachendem Trotz, die andere in gerechtem Unwillen. An der einen hatte er sich gerächt, aber bei der anderen durfte er es nicht. Oder vielmehr, da gab es garnichts zu rächen; Errima hatte ihm ja kein Unrecht gethan; sie glaubte sich wie ein Stück Ware einem Bewerber ausgeliefert, der sich hatte überreden lassen, sie zu nehmen. Wie konnte sie denn wissen, daß er fest entschlossen gewesen war, nicht um sie zu werben, und daß nur ihr verändertes, gütiges Wesen die Veranlassung war, daß sein Entschluß nicht stand hielt? Aber das alles konnte er ihr ja nicht erklären. Sein Leben war verschont geblieben — für eine Weile — aber seinem Schicksal konnte er nicht entgehen. Das folgte ihm nach, und würde ihn verfolgen bis an sein Ende. Er mußte sein Geschick tragen. Und doch, wie anders hätte alles sein können! Wie glücklich hätte er mit dem Mädchen werden können! Um dieses Zornes willen liebte er sie nur umso tiefer, denn er bewies, wie rein und edel ihr Herz war.

Was ihn das Geschehene noch schmerzlicher empfinden ließ, war der Gedanke, daß sie litt wie er selber. In so manchem paßten sie gut zu einander, und doch würden sie nie vereint sein. Wie gern hätte er ihr Schluchzen beruhigt, ihre Thränen getrocknet und gethan, was in seiner Macht stand, um Sonnenschein in ihr Leben zu bringen. Aber das ging nicht an. Seine eigene verbrecherische Thorheit hatte es ihm unmöglich gemacht, Glück zu genießen und es anderen mitzuteilen.

(Fortsetzung folgt.)

# Feuilleton.

## Ein Dilemma.

Novelle von J. K. Huysmans.

Aus dem Französischen von R. Speyer.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

### IV.

Frau Champagne hörte sich in ihrem kleinen Laden gerne sprechen. Sie war asthmatisch und aufgeschwemmt und sah aus wie gekocht. Ihre schlaff herabhängende Haut war von tiefen Runzeln auf der Stirn und an den Augen durchfurcht; schwarz durchzogen diese Falten ihr Gesicht, als hätte jahrelanger Staub hier seine unauslöschlichen Spuren zurückgelassen.

Sie war eine rechte Klatschbase, die viel von sich hielt und in der ganzen Nachbarschaft als gerecht und einflußreich geachtet wurde. So war sie gewissermaßen die Vorsehung der Armen geworden, für die sie Bittschriften im Namen Frankreichs aufsetzte, die merkwürdigerweise oft genug mit Erfolg gekrönt wurden, ohne daß man recht wußte weshalb.

In ihren persönlichen Angelegenheiten war sie weniger glücklich; sie betrieb in der Rue du Vieux Colombier neben dem Croix Rouge ein schlechtgehendes Geschäft von Papiermaterialien und Zeitschriften, und verdiente nur gerade so viel, daß sie nicht zu verhungern brauchte. Aber sie war deshalb doch ganz zufrieden, denn ihre Klatschsucht fand in ihrem Laden völlige Befriedigung. Das Papiergeschäft von Frau Champagne war eine Art Auskunftsbureau, gewissermaßen eine untergeordnete Polizeistube, in welcher über gerichtliche Fälle, Verurteilungen, Verbrechen und Verführungen oder Streitigkeiten, die aus entliehenen Geldern und unbezahlten Schulden entstanden, lebhaft diskutiert wurde.

An der Spitze der Armen, die sie protegierte und der Wohlthätigkeit der vornehmen Damen empfahl, stand Frau Dauriatte, eine Frau von achtundsechzig Jahren, mager und verwachsen, mit flehenden Augen, einem leeren, eingefallenen Mund und einer scheinheiligen Miene. Sie ernährte sich durch Blutegelsetzen, größtenteils wohl aber durch Betteln vor den Kirchenthüren, und hatte für Frau Champagne eine ebenso glühende Verehrung wie für die heilige Jungfrau.

Heute saß Frau Dauriatte auf einem Stuhl des Papierladens und klagte, daß ihre Beine sie nicht mehr tragen wollten und ihre Füße dringend warm gefütterter Schuhe bedürften.

Frau Champagne wackelte leise mit dem Kopfe, um ihr Mitleid zu zeigen, und rief dann plötzlich aus:

„Na aber, ist das nicht die Sofie? Was hat denn die heute für Augen?"

„Wo denn?" fragte Frau Dauriatte, den Hals ausreckend.

Die Papierhändlerin hatte keine Zeit zu antworten; die Thür öffnete sich mit einem Ruck, und Sofie Monceau trat thränenüberströmt und schluchzend in den Laden.

„Aber was ist denn los?" fragte Frau Champagne.

„Was weinst' denn gleich so?" sagte gleichzeitig Frau Dauriatte.

Sie mühten sich ernstlich um sie, drückten sie auf einen Stuhl und zwangen sie, zur Beruhigung Heilbalsam mit Wasser zu trinken, indem sie, die Gelegenheit nützend, auch gleich für sich ein Gläschen zurecht machten.

„Jetzt sind wir auf alles gefaßt," erklärte Frau Dauriatte, sich den Mund mit dem Ärmel wischend.

Und nun erzählte sie den beiden vor Neugierde brennenden Frauen die Szene, die sich zwischen ihr und Julius' Großvater zugetragen hatte

Einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen, dann rief Frau Dauriatte, als wollte sie durch diese Beleidigung ihrer alten Seele wie durch ein Ventil Luft machen:

„Altes Hundsvieh, gemeines!"

Frau Champagne, die eine kaltblütige Dame

war, überlegte schweigend und fragte dann endlich:

„Und er kommt wieder — wann?“

„Morgen vormittag.“

Da legte die Papierhändlerin ihren Finger an die Nase und sagte in zuversichtlichem Ton:

„Wir haben keine Zeit zu verlieren; aber zu fürchten hast du nichts — das sage ich dir. Du bist guter Hoffnung, nicht wahr? Na also, dann hat die Familie dir eben eine Unterstützung zukommen zu lassen; ich bin in der Justiz nicht sehr beschlagen, aber das weiß ich doch, daß man sich nicht verblüffen lassen darf. Übrigens, so wahr wie ich Champagne heiße, das alte Krokodil soll an mir was erleben.“

„Meinen Hut und mein Tuch,“ rief sie der sie bewundernd anstarrenden Frau Dauriatte zu. Sie zog sich an.

„Sie passen wohl einen Augenblick auf den Laden, meine Liebe. Und du, mein Kind, weine dir nicht die Augen aus, sondern folge mir, wir gehen nebenan zu n'em Sachverständigen.“

Vor dieser mit solcher Zuversicht ausgesprochenen Erklärung versiegten Sofies Thränen.

„Das ist ein sehr guter Mann, weißt du, dieser Ballot,“ sagte die Papierhändlerin unterwegs zu Sofie, „der kann 'ne alte Wand Geld schwitzen lassen, für den giebt's nichts, was er nicht kann, der weiß alles, na du wirst ja sehen. Da ist es, gehen wir also 'rauf; ach, nein, warte, erst muß ich mich ein Weilchen verpusten.“

Sie kletterten mühsam die drei Etagen herauf und hielten vor einer Thür, die auf einem rot und schwarz gravierten Schild die Inschrift trug: ‘Ballot, Schuldeneintreiber. Bitte zu klingeln.’ Frau Champagne schnappte, auf dem Treppenabsatz sitzend, nach Luft.

„Wie dumm, daß man so dick ist,“ seufzte sie, schneuzte sich und öffnete mit einem Blick, als träte sie in eine Kirche, die Thür.

Sie gelangten in das zu einem Bureau umgewandelte Speisezimmer, dessen Fenster durch zwei schwarzgestrichene hölzerne Tische verstellt war. Zwei Männer, ein alter Kahlkopf und ein jüngerer, verwachsener, dem das lange Haar über die Augen fiel, saßen davor und blickten beim Eintritt der beiden Frauen kaum von ihrer Arbeit auf.

„Ist Herr Ballot zu sprechen?“ fragte Frau Champagne.

„Weiß nicht,“ antwortete der Alte, ohne sich zu rühren.

„Ist beschäftigt,“ warf der andere über die Schulter hin.

„Schön, dann warten wir,“ bemerkte Frau Champagne und setzte sich unaufgefordert. Sofie stand mit gesenkten Augen vor ihr und grübelte unablässig über die ihr heute vom Notar gemachten Vorschläge. Beide schwiegen, und Frau Champagne betrachtete aufmerksam das Zimmer, dessen Wände nichts enthielten, als große, in Fächer geteilte Schränke, die bis an die Decke mit Papieren und Akten vollgepackt waren. Es roch nach schlecht geputzten Stiefeln, Fett und trockner Tinte; zuweilen wurden aus der dem Fenster gegenüber liegenden Stube Stimmen laut.

„Das ist sein Sprechzimmer,“ sagte Frau Champagne vertraulich zu ihrem Schützling. Auf Sofie schien diese interessante Entdeckung gar keinen Eindruck zu machen.

Die Papierhändlerin wiederholte sich im Geiste noch einmal alles, was sie Herrn Ballot vorzutragen beabsichtigte, betrachtete dann, um sich die Zeit zu vertreiben, die Stiefel des Alten, die zerrissenen Schäfte, die wie Würmer zusammengerollten Gummizüge und die schiefgetretenen Absätze. Sie war eben im Begriff einzunicken, als die Glocke ertönte und Herr Ballot einen Herrn mit vielen Bücklingen bis zum Treppenflur begleitete, dann wieder zurückkam und, Frau Champagne erkennend, sie einzutreten bat.

Bei seinem Anblick hatten die beiden Frauen sich erhoben und folgten ihm nun auf den Fersen; höflich wies er ihnen Stühle an, warf sich auf seinen halbkreisförmigen Mahagonistuhl, spielte nachlässig mit dem großen Papiermesser und forderte seine Klientinnen auf, ihn mit dem Gegenstand ihrer Klage bekannt zu machen.

Sofie fing an ihre Geschichte zu erzählen, aber Frau Champagne sprach zu gleicher Zeit, den an sich schon konfusen Bericht durch ihre Reflektionen noch verwirrter machend. Endlich, des Geschwätzes müde, wollte Herr Ballot seine Fragen stellen und bat deshalb Frau Champagne zu schweigen und die am meisten beteiligte Person sprechen zu lassen.

„Und was wünschen Sie jetzt," fragte er, nachdem er über die Situation unterrichtet war.

„Gerechtigkeit," rief Frau Champagne, die den Moment für geeignet hielt, das Wort zu ergreifen.

„Das arme Mädchen ist in gesegneten Umständen von jenem Manne; er selbst ist tot, er kann nichts mehr für sie thun, aber die Familie müßte ihr doch wohl eine kleine Rente zahlen, dächte ich, und wenn es nur für die ersten schlimmsten Monate und zur Erziehung des kleinen Geschöpfes wäre — sie sind aber herzlose Schweinehunde, die ihr gesagt haben, daß sie sie ohne Geld auf die Straße werfen werden, — und deshalb möchte ich wissen, was dagegen zu thun wäre."

„Garnichts, meine verehrte Frau."

„Wie, — garnichts?" rief die Papierhändlerin verdutzt aus. „Aber danach haben doch die armen Leute gar keinen Schutz mehr. Dann können einen doch die andern an die Luft setzen, wenn es ihnen beliebt."

Herr Ballot zuckte die Achseln.

„Die Wohnung war auf den Namen des Verstorbenen genommen, die Möbel auch, — nicht wahr? Gut. Außerdem hat Herr Julius Erben, und diese Erben haben das Recht, so zu handeln, wie es ihnen gut dünkt. Und was das hinterlassene Kind betrifft, das nach Ihrer Ansicht dem Fräulein ein Anrecht auf ein Gnadengeschenk giebt, — so ist das ein einfacher purer Unsinn. Nichts, absolut nichts, verstehen Sie, kann sie zwingen anzuerkennen, daß Herrn Julius die Vaterschaft dieses Kindes zukommt."

„Ist das die Möglichkeit!" rief die empörte Papierhändlerin.

„Ja, so ist's. So — und nicht anders steht es im Gesetzbuch," sagte der Sachverständige lächelnd.

„Ah bah, Ihr Gesetzbuch ist auch was wert! Da frag' ich mich doch bloß, was steht denn überhaupt dadrin, wenn solche Sachen, wie sie die Sofie hat, dort nicht mal in Ordnung gebracht werden."

„Aber natürlich sind sie geordnet, meine Verehrte, und als Beweis mag Ihnen gelten, daß es dem Fräulein untersagt ist, auf recht- und gesetzmäßigem Wege etwas zu reklamieren."

„Komm, komm, meine Tochter," rief Frau Champagne entsetzt und erhob sich. „Da sieht man recht, daß die Männer die Gesetze gemacht haben. Für sie alles, für uns nichts. Ich würde ihm die Augen auskratzen, wenn ich ihn vor mir hätte, diesen Großvater. Das wäre wenigstens etwas."

Und durch das höhnische Gelächter des Herrn Ballot zum äußersten gebracht, verlor Frau Champagne vollends den Kopf und erklärte, wenn sich ein Mann ihr gegenüber je solche Gemeinheiten erlauben würde, dann würde sie sich um jeden Preis rächen, und sollte sie bis ans Schwurgericht gehen. Außerdem, fügte sie hinzu, würde sie sich hinter die Polizei, die Gefängnisse und Richter stecken, und sprach sich, geärgert über das Benehmen des Herrn Ballot, in eine große Wut hinein. Dieser sah aus der Affaire keinen Vorteil für sich entstehen und amüsierte sich deshalb auf seine eigne Rechnung, im stillen völlig mit dem Notar aus der Provinz sympathisierend, dessen geschicktes Vorgehen bei diesem Dilemma er als Kenner zu würdigen wußte.

Sofie blieb unbeweglich mit starren, auf einen Punkt gehefteten Augen. Der Gedanke, daß sie ohne Geld und ohne Heim, wie ein Hund auf die Straße geworfen werden sollte, hatte sie völlig stumpf gemacht; auf einen heftigen, stechenden Schmerz war eine fast lindernde Trostlosigkeit gefolgt, sie ging wie im Schlaf umher, unfähig, gegen diese sie überfallende Erschlaffung anzukämpfen. Sie hatte keine Thränen mehr und überließ ihr Schicksal völlig der Frau Champagne. Es war, als wäre sie mit ihr über das Schicksal einer ihr nahestehenden Frau und nicht über ihr eigenes gerührt.

Frau Champagne ärgerte sich über diese stumpfe Teilnahmlosigkeit und Erschlaffung, die der heftigen Äußerung ihres Kummers folgte, und die sie nicht begreifen konnte.

„Aber so rühr' dich doch mal endlich, steh' doch nicht da wie ein Stockfisch," rief sie aus und legte in diesen Ausruf das ganze Übermaß ihrer Wut. Dann beruhigte sie sich wieder etwas und wandte sich würdevoll an Herrn Ballot.

„Also, Herr Ballot, das ist alles, was Sie uns zu sagen haben?"

„Ja, leider ja, meine Verehrteste; ich bedaure es aufrichtig, Ihnen nicht besser dienen zu können," und mit diesen Worten schob er sie höflich zur Thür hinaus, sie seiner ganz besonderen Ergebenheit und Hochachtung versichernd.

In gedrückter Stimmung betraten die beiden Frauen den Laden; und nun war Frau Dauriatte an der Reihe, in Wut zu geraten. Frau Champagne hatte sich, den Kopf in die Hand gestützt, niedergesetzt, um auszuruhen, wurde aber immer wieder aufgerüttelt durch Frau Dauriattes heftige Auseinandersetzungen, die heute wieder einmal ganz besonders dumm und haltlos waren. Von Sofie kam sie, ohne jeden ersichtlichen Zusammenhang, auf ihr eignes Schicksal, rief sich das Leben des alten, verstorbenen Dauriatte wieder ins Gedächtnis zurück, eines Mannes, dessen soziale Stellung sie allem Anschein nach vergessen oder nie recht gekannt hatte; wohl wußte sie, daß ihr Verstorbener goldene Tressen an Kragen und Ärmeln hatte, konnte sich aber nicht mehr recht entsinnen, ob er Feldmarschall, Tambourmajor oder Verkäufer von Rasierseife gewesen war.

Ihr Wortschwall wiegte die durch die Erregung ermüdete Papierhändlerin in einen leichten Schlummer; ein Käufer, der Stahlfedern verlangte, weckte sie wieder auf.

Sie reckte sich und dachte ans Mittagessen; es war Zeit. Man kam überein, daß Frau Dauriatte aus der nächsten billigen Kneipe zwei Portionen Suppe und Hammelbraten für drei Personen holen sollte.

„Ich werde Kaffee machen, während Sie das Essen holen gehen und Sofie aufdeckt," entschied Frau Champagne.

Zwanzig Minuten später saßen die drei Frauen in dem Hinterstübchen des Ladens, dessen Ameublement aus einem runden Tisch, einem kleinen Ofen, einem Wasserleitungshahn und drei Stühlen bestand.

Sofie konnte keinen Bissen herunterbringen.

„Nun, meine Liebe," sagte Frau Dauriatte, die wie ein Scheunendrescher aß, „zwing' dich nur, etwas zu essen."

Aber das junge Mädchen schüttelte den Kopf und gab Titi, dem kleinen Hund der Papierhändlerin, das auf ihrem Teller kalt gewordene Fleisch.

Und als Frau Dauriatte ihr noch weiter zureden wollte, bemerkte Frau Champagne:

„Lassen Sie sie, Kummer macht satt!" denn auch sie hatte heute abend keinen Appetit, hielt sich dafür aber an mehreren Gläsern einer roten Flüssigkeit schadlos.

Frau Dauriatte nickte zustimmend, konnte aber kein Wort hervorbringen, so voll waren ihre Backen, und in der Eile, die Schüsseln zu leeren, floß ihr der Saft aufs Kinn.

„Also jetzt paßt mal auf," sagte die Papierhändlerin, die Spiritusflamme auslöschend und heißes Wasser auf den Kaffee gießend. „Jetzt wollen wir mal vernünftig reden. Sofie, was wirst du also morgen thun?"

Das junge Mädchen zuckte schmerzlich die Achseln.

„Man müßte vielleicht zum Wirt gehen und ihn um einen Aufschub von ein paar Tagen bitten," bemerkte Frau Champagne.

„Ach, diese Leute, die verbünden sich immer alle gegen die Armen," warf Frau Dauriatte in einem lichten Moment dazwischen.

„Der Alte wird ihm gewiß heute schon einen Besuch gemacht haben, damit er morgen unbehelligt die Möbel fortbringen lassen kann. Es ist sogar sehr leicht möglich, daß er ihm noch was bezahlt hat, damit er dich herausbringt. Oh, über diese Blutsauger. Na soviel weiß ich, wenn ich das wäre, mich brächten sie mit all ihren Gesetzen nicht heraus, — nein, wahrlich nicht!"

Sie hielt inne und blickte zu Sofie herüber, die ihren Kaffee mit kleinen Schlucken löffelte.

„Trink' nicht so, Kind, das ist nicht gesund," riet Frau Champagne.

Dann verharrte sie eine Sekunde lang schweigend und versuchte ihren Gedankengang weiter fortzusetzen.

„Aber was ich dir gleich sagen wollte," hub sie plötzlich an, „ich habe zwar keinen Sou übrig, das ist wahr, aber wo zwei leben, können auch drei leben, — wenn man dich fortjagt, dann kommst du zu mir, hier findest du immer noch einen Platz zum Schlafen und eine Tasse Kaffee."

Eine neue Idee keimte in ihrem Hirn. „Aber höre mal, du bist nicht sehr beschlagen,

wie wär's, wenn ich morgen an deiner Stelle mit dem alten Großvater reden würde; vielleicht giebt er dir noch eine kleine Entschädigung, wenn ich ihm ordentlich ins Gewissen rede."

Sofie nahm dieses Anerbieten dankbar an.

„Ach, Frau Champagne, wie gut sind Sie," rief sie, sie umarmend, „allein würde ich damit nie zustande kommen."

Das war ein Lichtstrahl in der Verzweiflung. Überzeugt von der großen Klugheit und der vollendeten Erziehung der Papierhändlerin, war es Sofie durchaus nicht zweifelhaft, daß ihre Anwesenheit wohlthätig und erfolgreich für sie sein müßte; sie verhehlte es sich keinen Augenblick, daß sie nicht geschickt und klug zu Werke gegangen war.

Als sie ihr heimatliches Dorf, unweit Beauvais, verließ, war sie jung und unerfahren, und ihre Eltern hatten ihr eine höchst mangelhafte Erziehung zu teil werden lassen. Der Sohn eines reichen Pächters verstand es, sie in seine Netze zu locken, und verließ sie dann, als er sich am Ziel seiner Wünsche sah. Ihr Vater, empört darüber, daß sie es nicht verstanden hatte, eine Heirat mit diesem Manne zu erzwingen, schlug sie fast tot, — und so entfloh sie dem elterlichen Hause, um in Paris eine Stelle bei Kindern anzunehmen, in der sie fast verhungerte.

Hier lernte Julius sie kennen und verliebte sich sofort in das schöne, frische Mädchen, das auf ihn den Eindruck eines gutmütigen, zartfühlenden Geschöpfes machte. Sofie, die an harte Zurücksetzung gewöhnt war, erwiderte die Neigung dieses schüchternen, linkischen, jungen Mannes, der zu ihr aufsah, anstatt ihr zu befehlen; freudig nahm sie seinen Vorschlag an, mit ihm zu leben. Glück und Frieden herrschte in ihrer Häuslichkeit; Sofie mühte sich, beseelt von dem Wunsch, dem Geliebten zu gefallen, ihre Manieren und ihre Redeweise zu verfeinern und möglichst taktvoll zu sein; er, der Bälle, Cafés und leichtsinnige Dirnen haßte, denen gegenüber er sich nie zu benehmen verstand, war froh, in seinen vier Wänden die Liebe dieses Mädchens genießen zu können, deren etwas ruhige, einfältige Sanftmut ihm ein Gefühl der Sicherheit und Behaglichkeit verlieh. Als nun der Tag herannahte, da Sofie sich Mutter fühlte, begrüßte er diese erste ernste Sorge seines jugendlichen Alters mit einem gewissen Stolz.

Plötzlich, ohne daß man so recht wußte, wie es zugegangen, war Julius erkrankt. Nun hatte das schöne Leben ein Ende, denn abgesehen von der Qual des Leidens, sah er der Ankunft seines Vaters mit banger Sorge entgegen. Sofie war erfinderisch genug gewesen, diese Sorge so weit als möglich hinauszuschieben, vielleicht sogar ganz abzuwenden. So hatte sie z. B., da ihr Geliebter seine schmutzige Wäsche nach Hause zu schicken pflegte, seine Hemden und Strümpfe getragen. Anfangs hatte das wohl auch den gewünschten Erfolg gehabt, aber bald wunderte Herr Lambois sich über das Ausbleiben der Briefe. Mit Aufbietung aller Kräfte waren dann einige Zeilen von dem Kranken zustande gebracht, deren Unsicherheit und Zerfahrenheit Herrn Lambois' Verwunderung in Unruhe verwandelten. Auch hatte der Arzt es für seine Pflicht gehalten, die Familie zu benachrichtigen, denn er hielt seinen Patienten für verloren, und so war Herr Lambois denn alsbald angelangt.

Sofie war nun in die Küche gezogen und hatte sich, die Pflege und die Bereitung der Krankenkost übernehmend, die Rolle einer Haushälterin zuerteilt. Mit thränenerstickter Stimme heuchelte sie die Rolle eines Dienstboten vor dem Todkranken, den sie, sobald der Vater den Rücken drehte, mit heißen Küssen bedeckte.

So einfältig und gutmütig Sofie auch war, begriff sie doch sehr gut, daß der Vater den Zusammenhang der Dinge erriet oder durch den Arzt von ihrem wahren Verhältnis unterrichtet worden war. Auch verrieten verschiedene Einzelheiten ein intimeres Zusammenleben: — die aus dem Bett gerissene und auf den Fußboden des Speisezimmers gelegte Matratze, das Fehlen eines Dienstbotenzimmers, die einzige, große Waschtoilette, zwei Zahnbürsten in einem Behälter u. a. m. Sofie hatte die Vorsicht gebraucht, ihre Kleider aus dem großen Spiegelspind zu nehmen, aber an all die andern kleinen Sachen hatte sie nicht gedacht, so sehr erregte sie die plötzliche Ankunft des Vaters. Nach und nach bemerkte sie ihre Vergeßlichkeit und benahm durch ihre Ungeschick-

lichkeit, die kompromittierenden Gegenstände plötzlich zu verstecken, dem Vater die letzten Zweifel.

Sein Benehmen war tadellos. Er ließ sich Sofies Bedienung gern gefallen, sparsamerweise sich sogar von ihr das Mittagbrot herrichten und forderte sie galant auf, selbst einige Gänge zu genießen.

Niemals hatte er auch nur eine Anspielung auf die Rolle, welche dieses Mädchen spielte, fallen lassen, und erst nach dem Tode des Sohnes ließ er ahnen, daß er die Wahrheit kenne, denn er übergab Sofie ihre Photographie, die er in einer versteckten Schublade des Schreibtisches gefunden hatte, mit den Worten:

„Mein Fräulein, ich erstatte Ihnen hiermit Ihr Bild zurück, das jetzt in diesem Schreibtisch nicht mehr am rechten Platz sein dürfte.“

Von diesem Tage an hatte sie in einem gewissen Zustand von Apathie gelebt und heiße Thränen um ihren Geliebten vergossen. Krank vor Ermattung und Kummer, aber belebt von der Hoffnung, der alte Vater würde sich der Geliebten seines Sohnes annehmen, versuchte sie mit einigen Sous auszukommen. Am Ende aller Hilfsquellen wandte sie sich an ihn und bat um eine Unterstützung. Angstvoll lauschte sie nun auf jeden Tritt, von dem sie die ersehnte Hilfe erhoffte, — sie aber blieb aus, — dafür jedoch kam dieser hartherzige Greis, der sie unerbittlich aus dem Hause jagte.

Aber jetzt lachte ihr doch wieder das Glück! Frau Champagne, die sie bei einem Einkauf von Papier und Federn kennen gelernt, und mit der sie dann später täglich, wenn sie auf den Markt ging, eine Weile schwatzte, hatte ihr ja ihre Hilfe zugesagt! Abgesehen davon, daß sie die Sprache sehr in der Gewalt hatte und das Leben kannte, war sie — so meinte wenigstens Sofie — eine respektable, wirklich verheiratete Geschäftsfrau, und kein armes, verachtetes Geschöpf wie sie. So kam Sofie von einem Extrem ins andere, von der tiefsten Niedergeschlagenheit zur größten, vertrauensvollsten Hoffnung und war überzeugt, ihr Elend müßte nun ein Ende haben. Und was das junge Mädchen heimlich dachte, malte Frau Dauriatte ihr in glänzenden Farben aus.

„Du wirst sehen, liebes Kind, jetzt kommt alles in die schönste Ordnung. Leute, die eine geachtete Stellung in der Welt einnehmen, verständigen sich stets miteinander,“ und so war sie auch der Ansicht, daß die Drohungen des Notars sicher nicht so ernst zu nehmen wären; denn ein so reicher Mann, — woher sie plötzlich auf diesen Reichtum kam, läßt sich nicht gut nachweisen, — könnte kein gar so schlechter Mensch sein, und das große, dem Notar angedichtete Vermögen hob ihn in den Augen der Frau Dauriatte außerordentlich, so daß sie für den anfangs so schwer geschmähten Mann plötzlich eine große Vorliebe empfand.

Der Gedanke, daß sie mit diesem respektablen Mann als Frau von Welt verhandeln würde, erfüllte Frau Champagne mit Stolz; diese Mission verlieh ihr in ihren eignen Augen eine große Wichtigkeit. Welch schönes Gesprächsthema monatelang! Die ganze Nachbarschaft würde über ihr gutes Herz und über ihre diplomatische Klugheit reden. Sie gefiel sich in diesem Gedanken, lächelte selig vor sich hin und legte sich schon für den nächsten Morgen die passenden Redewendungen zurecht.

„Hat er nicht einen Orden?“ fragte sie plötzlich Sofie.

Das junge Mädchen entsann sich nicht, ein farbiges Band in dem Knopfloch dieses Mannes entdeckt zu haben. Die Papierhändlerin ärgerte sich darüber, denn die Unterredung hätte dadurch entschieden an Wert gewonnen, aber der Gedanke, daß sie in ihrem Leben sonst wohl kaum Gelegenheit finden würde, ihre Begabung und ihre Klugheit zu zeigen, tröstete sie einigermaßen.

So wandelte sich die Trauer dieser drei Frauen bald in große Freude.

„Also, noch ein Gläschen?“ schlug Frau Champagne vor.

„Und Sie, liebe Freundin?“ sagte sie zu Frau Dauriatte.

Die ließ sich nicht lange bitten und hielt ihre Tasse krampfhaft hin, in der Hoffnung, sie bis zum Rand gefüllt zu bekommen; die Papierhändlerin goß ihr aber höchstens einen Fingerhut voll ein, und so tranken sie alle zusammen, sich gegenseitig langes Leben und viel Glück wünschend.

Als es Abend wurde, Zeit den Laden zu schließen, zweifelte Sofie, schon fast gänzlich beruhigt, nicht mehr an dem Erfolg des Unternehmens, rechnete schon im voraus die Summe heraus, die sie bekommen würde, und teilte sie ein: soviel für die Hebamme, soviel für die Pflege des Kindes und soviel für ihren Unterhalt, bis sie sich wieder eine neue Stelle verschafft haben würde.

„Vergiß nur nicht, etwas für unvorhergesehene Fälle beiseite zu legen," empfahl ihr Frau Champagne weise, — und sie lachten bei dem Gedanken, daß das Leben doch auch seine guten Seiten hätte. Titi, der Hund, sprang bei diesem Gelächter wie elektrisiert auf den Tisch und fegte bellend den drei Frauen mit seinem buschigen Schwanz ins Gesicht.

„Kinder, ein Gedanke!" rief plötzlich Frau Dauriatte, erhob sich, suchte ein altes Spiel Karten, und fing plötzlich an Karten zu legen.

„Morgen, paß' mal auf, Mädchen, morgen hast du Glück! Heb' mal ab, aber mit der linken Hand, denn du bist ledig."

Und sie zog drei Karten zugleich, prüfte, ob sich zwei von derselben Farbe darunter befänden, und legte, wenn das der Fall war, die beiden auf den Tisch.

„Du bist die Treffdame — siehst du — denn du bist brünett, — die Piquedame ist auch brünett, aber das kann nur eine Witwe oder ein böses Weib sein, und das trifft bei dir nicht zu."

So ging sie das ganze Spiel von zweiunddreißig Karten durch, indem sie jedesmal einige in ihren Schoß warf; siebzehn Karten blieben auf dem Tisch liegen, die unvermeidliche ungerade Zahl! Jetzt zählte sie an den Fingern von rechts nach links, immer von der Hauptkarte, der Treffdame ab. „Eins, zwei, drei, vier, fünf," — bei der letzten Karte hielt sie an: „Treff neun!" rief sie triumphierend, — „das bringt Geld, eins, zwei, drei vier, fünf, das von diesem König, einem ernsten Mann gegeben wird. Eins, zwei, drei, vier, fünf, Carreau neun, das sind Papiere, neben diesem Treffkönig, — der Mann des Gesetzes. Da haben wir's. Du kannst in Frieden schlafen gehen! Dein Geschick ist dir gnädig."

„Und morgen ist auch noch ein Tag," warf Frau Champagne ein, die Karten alle mit einer Handbewegung zusammenraffend. „Jetzt aber zu Bett, denn morgen heißt's wieder früh auf sein."

Sie drückte Frau Dauriatte die Hand, die ihr versprach, sie morgen im Laden zu vertreten, und nachdem sie Sofie auf beide Wangen geküßt hatte, riet sie ihr, früh ihre Wirtschaft in Ordnung zu bringen, sich anzukleiden und sich von früh an kampfbereit zu halten. Sie selbst war erregt, wie am Vorabend eines großen Festes, dachte sich morgen mit all ihren Schmucksachen zu putzen, ihr Alpakakleid anzuziehen, um auf der Höhe der Situation zu sein und dem Notar zu imponieren, der sich sicherlich nur geschmeichelt fühlen konnte, eine so auf seinen Empfang vorbereitete Gesellschaft zu finden.

---

## V.

Der Notar war empört. In seinem Alter sollte ihm das passieren! Er hatte sich von einem raffinierten Frauenzimmer, dem er bei Peters begegnete, dupieren und ausplündern lassen! Und dabei war sein Kopf nicht einmal weinberauscht gewesen; bei völlig klarer Überlegung hatte er sie nach Hause begleitet und ärgerte sich nun weidlich bei dem Gedanken, wieviel nützliche Dinge er für das Geld hätte kaufen können.

Das drollige Geschöpf hatte sich zu ihm an den Tisch gesetzt und über die verschiedensten Dinge mit ihm zu plaudern angefangen, nicht ohne daß er sie wiederholt darauf aufmerksam gemacht hätte, daß sie ihre Zeit vergebens an ihn verschwende. Dann hatten sich verschiedene Herren ihr genähert, ihr die Hand gedrückt und leise mit ihr geflüstert, — dabei erwachte seine Eitelkeit, und er wollte versuchen, ob seine Erfolge größer wären als die der Jüngern. So war er ihr in die Hände gefallen.

„Warte du nur," und dabei dachte er an die Geliebte seines Enkels. „Du sollst mir dafür büßen."

Der Wirt hatte, froh darüber, daß er seine Wohnung gleich wieder vermieten konnte, dem

Notar bereitwillig seine Hilfe zugesagt, und der Portier, dem er mit zwei Hundertsousstücken den Befehl erteilte, beim Fortschaffen der Möbel behilflich zu sein und die Schlüssel an sich zu nehmen, hatte sich respektvoll vor ihm verneigt.

„33 Francs 75 Centimes und 10 Francs giebt 43 Francs 75," rechnete der Notar; das wäre ja ungefähr die Summe, die ich meinem alten Freund Lambois vorausgesagt habe."

Alle Vorsichtsmaßregeln waren getroffen, Punkt zwölf Uhr sollten sich die Leute mit dem Möbelwagen vor der Thür einfinden, die Möbel herunterbringen und sie sorgfältig in dem Waggon verpacken, der sie bis Vauchamp brachte.

Nur eine Frage blieb noch offen. Sofie kam Herrn Le Ponsart ganz sonderbar gerieben vor. Das tiefe Schweigen, in dem sie beharrlich verblieb, und die unaufhörlich fließenden Thränen brachten den Notar in Verlegenheit.

Er hielt für Berechnung, was Hilflosigkeit und Niedergeschlagenheit bei ihr war. Er war fest davon überzeugt, daß sich hinter diesen Thränen irgend eine List verberge — und der Gedanke, daß sie nach Vauchamp kommen würde, um dort einen öffentlichen Skandal hervorzurufen, verließ ihn nicht mehr.

Nach reiflicher Überlegung hatte er sich seinen alten ihm befreundeten Polizeikommissar zu Hilfe geholt und von ihm das Versprechen erhalten, daß er dem Mädchen, falls es sich widersetze, mit der ganzen Strenge des Gesetzes drohen würde.

„So," sprach er, nach der Uhr sehend, „jetzt ist es aber endlich Zeit, mit der Geschichte ein Ende zu machen," schritt die Rue du Four hinauf und tröstete sich mit dem Gedanken, daß er mit dem Sechsuhrzug heimreisen und endlich in seine warmen Pantoffeln steigen würde, sich für alle Unbill dieses kurzen Pariser Aufenthalts entschädigend.

Der Portier neigte sich so tief vor ihm, daß seine Stirn fast den Fußboden berührte.

Herr Le Ponsart kletterte die Treppe hinauf und klopfte nicht leise und bescheiden wie das erste Mal, sondern kurz und herrisch an die Thür.

Überrascht blieb er stehen, als er neben Sofie im Zimmer eine dicke Frau sitzen sah.

Diese Frau erhob sich, machte eine tiefe Verbeugung und setzte sich wieder.

„Was bedeutet das?" fragte er sich, als er die in ein Kleid von gräßlich ultramarinblauer, fettglänzender Farbe eingeschnürte Person mit ihrem dreifachen Kinn vor sich sah. Und er betrachtete die Korallen, die in ihren dunkelroten Ohrläppchen hingen, das goldene Kreuz, das auf ihrem dicken, wogenden Busen ruhte, und dachte, die alte Dame sei ein aufgeputztes Heringsweib.

Verächtlich wandte er seine Blicke von ihr ab und beobachtete stirnrunzelnd das junge Mädchen. Auch sie war in großer Toilette, hatte alle Schmucksachen angelegt, die Julius ihr geschenkt hatte, und sah wirklich wunderhübsch aus in dem eleganten Wollenkleid.

Unglücklicherweise erinnerte ihn das elegante Kostüm, das dem Alten gestern noch gefallen hätte, heute zu sehr an seine Ausplünderung. Sofies unordentliches Aussehen, das ihn bei seinem ersten Besuch so unangenehm berührte, wäre heute das einzige Mittel gewesen, um ihn zu besänftigen.

Mit barscher Stimme fragte er sie, ob sie jetzt endlich entschlossen wäre, jenen Schein zu unterschreiben.

„Aber, mein Gott," rief die dicke Frau dazwischentretend, — „gestatten Sie mir an Ihr gutes Herz zu appellieren; wie Sie sehen, ist das arme Mädchen ganz außer sich über das, was Sie von ihr verlangen . . . sie weiß nicht . . . und deshalb habe ich ihr das Versprechen gegeben, ihr beizustehen. 'Sofie,' habe ich zu ihr gesagt, 'Herr Le Ponsart ist ein Mann von Bildung; und von einem gerechten Menschen hast du nichts zu fürchten.' Nicht wahr, Sofie? Das hab' ich doch zu dir gesagt?"

„Verzeihen Sie, Madame," sagte der Notar, „aber würden Sie nicht die Güte haben, mir zu sagen, mit wem ich die Ehre habe."

Die dicke Dame erhob sich und sagte sich verneigend:

„Ich bin Frau Champagne und habe das Papiergeschäft in Nummer 4. Herr Champagne, — mein Mann . . ."

Herr Le Ponsart schnitt ihr im trockensten Tone das Wort ab:

„Sie sind vermutlich eine Verwandte des Fräuleins?“

„Nein, mein Herr, aber das ist doch gleich; ich bin sozusagen ihre Mutter.“

„Dann, Madame, muß ich Ihnen sagen, daß Sie die ganze Sache nichts angeht; ich habe nur mit dem jungen Mädchen allein zu verhandeln.“ Er sah nach der Uhr.

„In fünf Minuten werden die Fuhrleute hier sein, und ich verlasse diese Räume nicht früher, als bis ich den Schlüssel dazu in der Tasche habe, das sage ich Ihnen. Deshalb, mein Fräulein, kann ich Ihnen nur den Rat geben, die Ihnen gehörenden Sachen zusammenzusuchen und sich endlich zu entscheiden, ob Sie geneigt sind, diesen Schein zu unterschreiben, oder nicht.“

„Aber! Mein Herr! Wie ist denn das um des Himmelswillen nur möglich!“ seufzte die empörte Frau Champagne.

Herr Le Ponsart warf ihr einen scheelen Blick zu, — so daß sie ihre ruhige Sicherheit verlor. Die sonst so mutige und thatkräftige Frau schien diesem Gegner gegenüber ihren ganzen Mut einzubüßen.

Es war ihr aber auch heute einer jener kleinen Unglücksfälle begegnet, die auf arme Leute stets eine ganz besonders niederschmetternde Wirkung haben, und durch den sie auf einen schlechten Ausgang einer Sache schließen.

Frau Champagne hatte zwei falsche Vorderzähne, die sie jeden Abend herausnahm und in ein Glas Wasser legte. Gestern abend fiel ihr nun plötzlich ein, sie auf den Tisch zu legen, — und Titi, der das Gebiß zweifellos für einen guten Knochen hielt, sprang hinzu und schnappte danach.

Die Papierhändlerin wäre beinahe in Ohnmacht gefallen, als sie sah, wie der Hund die Kautschuckplatte mit seinen Zähnen bearbeitete. Deshalb kniff sie jetzt ängstlich die Lippen zusammen, um die Lücken ihres Mundes zu verbergen, und in dem Notar nicht den Gedanken aufkommen zu lassen, daß sie nicht genügend Geld besäße, um ihre fehlenden Zähne zu ergänzen.

Die Trockenheit dieses Alten, seine gebieterische Stimme, die Verachtung, die er ihr vom ersten Moment an, trotz des Aufwands ihrer Toilette, bewiesen hatte, hatten sie, die so sicher auf einen liebenswürdigen Empfang vonseiten des Notars gerechnet hatte, verstummen lassen.

„Sie haben mich hoffentlich verstanden?“ wandte er sich an Sofie.

Sie schluchzte laut auf, und Frau Champagne stürzte, ihren zahnlosen Mund vergessend, auf das arme Mädchen zu und umarmte und tröstete sie unter Thränen.

Die Szene reizte den Notar noch mehr; aber plötzlich umspielte ein triumphierendes Lächeln seine Lippen; Schritte wurden draußen hörbar, unter denen die Stufen erzitterten. Ein Klopfen, das wie der Wirbel eines Trommlers erklang, ließ sich vernehmen.

Der Notar öffnete; die schon jetzt trunkenen Fuhrleute traten ins Zimmer und machten sich sofort daran, die Möbel einzupacken.

Sofie war in Ohnmacht gefallen.

Frau Champagne eilte hinzu, „Wasser, Wasser,“ schrie sie.

„Haltet euch damit nicht auf,“ sagte der Notar zu den Männern — „ich werde mich um das junge Mädchen kümmern; und bitte, keine Komödie hier!“ fügte er, den Arm der Papierhändlerin kräftig fortschiebend, hinzu. „Gehen Sie ihre Sachen zusammenpacken, sonst gehe ich und suche, damit die Leute nicht unnütz aufgehalten werden, auf gut Glück ein paar Sachen heraus.“

Und er selbst fing an, die Kleider und Röcke aus den Schränken zu nehmen und in einen Winkel zu werfen, während Frau Champagne die Schläfen des armen Mädchens rieb.

Diese kam langsam wieder zu sich, und während die Leute unter der wachsamen Aufsicht des Notars die Möbel forttrugen, sah Frau Champagne ein, daß das Spiel verloren wäre; sie versuchte ihre letzte Karte auszuspielen.

„Mein Herr,“ sagte sie, Herrn Le Ponsart auf dem Treppenflur einholend, „bitte, auf ein Wort!“

„Es sei!“

„Mein Herr, wenn Sie schon kein Mitleid mit der armen Sofie haben, die mit der größten Aufopferung Ihren Enkelsohn gepflegt hat, so lassen Sie mich wenigstens an Ihren Gerechtigkeitssinn appellieren. Wenn Sie nun Sofie schon wie einen Dienstboten behandeln wollen, vergessen

Sie wenigstens nicht, daß sie keinen Lohn erhalten hat, so lange sie bei Herrn Julius war, und zahlen Sie ihr wenigstens diese Monate aus, damit sie später die Kosten ihrer Entbindung und die Pflege des Kindes bezahlen kann."

Der Notar zuckte die Achseln; ein spöttisches Lächeln legte sich um seinen Mund.

„Madame," sagte er mit einer höflichen Verneigung, „es thut mir aufrichtig leid, Ihren Wunsch unerfüllt lassen zu müssen — und das aus einem sehr einfachen Grunde. Sie werden doch niemand einreden wollen, daß eine Haushälterin monatelang in einem Hause bleibt, in dem der Herr ihr den Lohn vorenthält. Das junge Mädchen hat meiner Meinung nach schon allein dadurch, daß sie die Stellung nicht aufgegeben, bewiesen, daß sie keine weitern Ansprüche zu machen hat. Ich muß noch hinzufügen, daß es nicht üblich ist, sich von einem Dienstboten eine Quittung geben zu lassen, und daß aus dem Fehlen dieser Quittungen niemand die Berechtigung von Fräulein Sofies Ansprüchen auf die Hinterlassenschaft meines Enkels zugestehen kann. Ich erkläre Ihnen also hiermit, — und das zum letztenmal, denn ich bin es müde, stets über dieselben Sachen zu sprechen, — überreden Sie das Fräulein, jenen Schein zu unterschreiben. Ich zahle ihr dann dafür die Summe aus, auf die sie — das gebe ich ja zu — einen gewissen Anspruch hat."

„Aber mein Herr, das ist ja eine Gemeinheit, eine Niederträchtigkeit, ein Diebstahl," schrie Frau Champagne, die sich nicht länger beherrschen konnte.

Der Notar drehte ihr den Rücken zu und würdigte sie keiner Antwort.

„Laßt mich endlich in Frieden," rief er auf dem Treppenflur den Fuhrleuten zu, die ihm ein neues Trinkgeld abzulocken versuchten, und trat mit gerunzelter Stirn, die Hände auf dem Rücken, wieder zurück ins Zimmer.

Ein heftiger Zorn befiel ihn. Wozu mischte sich nur diese Papierhändlerin in Sachen, die sie, seiner Meinung nach, garnichts angingen. Er hatte seit gestern abend nur den einen lebhaften Wunsch, Paris zu verlassen und sich in sein ruhiges Heim zurückzuziehen. Außerdem hatte er sich's in den Kopf gesetzt, die von vorneherein in Aussicht genommene Summe von fünfzig Francs nicht zu überschreiten, denn er wollte beweisen, wie zuverlässig er in Geschäftssachen wäre. Die Zornesausbrüche der Frau Champagne, die sich jetzt, wo die Sache nicht mehr zu verlieren war, in keiner Weise mäßigte, prallten ohne jeden Eindruck an ihm ab.

„Ja, Herr," zischte sie, „ich selbst werde in Ihr Städtchen kommen, und wenn ich zu Fuß hinlaufen sollte, und werde alles an die große Glocke hängen! — Ich werde Ihnen das Kind bringen und überall erzählen, wer das ist; ich werde sagen, daß Sie nicht einmal Herz genug gehabt haben . . ."

„Ach was," unterbrach sie der Notar, seine Brieftasche hervorholend. „Darauf bin ich vorbereitet. Hier ist eine Aufforderung vom Polizeikommissariat an das Fräulein, dort zu erscheinen; noch ein Wort und ich mache von dem Papier Gebrauch, und Sie können überzeugt sein, daß das Fräulein sich nicht aus Paris entfernen darf. Sie, verehrte Frau, möchte ich denn doch darauf aufmerksam machen, daß Sie gut thäten, sich nicht weiter so aufzuregen, sonst würde ich mit Ihnen ebenso verfahren und dafür sorgen, daß Sie auf dem Polizeibüreau zu erscheinen hätten. Sollten Sie aber trotzdem Lust bekommen, mich in Bauchamp aufzusuchen, so sollen Sie mal sehen, wie rasch Sie da zurückexpediert werden . . ."

„Ach, der Lump, der elende," murmelte Frau Champagne, die schon im Geist schwarzes Brot, den Zinnkrug voll Wasser und die Ratten vor sich sah, kurz alles, was zu einem Schauerdrama nötig ist.

Herr Le Ponsart stieg, entzückt über seinen kleinen Theatercoup, die Treppen hinunter und beobachtete das Aufladen der Möbel; als dann alles verpackt war, rief er den Portier und kletterte noch einmal die vier Treppen hinauf.

„Aha! Also haben wir uns endlich entschlossen," sagte er, als er sah, daß Frau Champagne eine Feder in die Tinte tauchte und sie Sofie hinhielt.

Und während die beiden Frauen mit zitternder Hand das Papier unterzeichneten, in welchem Sofie erklärte, als Dienstmädchen im Hause des Herrn Julius gewesen zu sein und keinerlei

weitere Ansprüche an ihn zu haben, machte Herr Le Ponsart dem Portier ein Zeichen, die herumliegenden Frauensachen zusammenzusuchen.

„Danach wirst du es nicht ganz leicht haben, von uns noch einmal etwas zu erpressen,“ sagte er und zählte auf das Kaminbrett die Summe, die er seit gestern zu diesem Zweck bereit hatte.

„Und jetzt stehe ich ganz zu Ihren Diensten. — Und Sie können die Pakete in den Hof tragen,“ wandte er sich an den Portier.

„Nein, Herr, das kann Ihnen kein Glück bringen,“ seufzte Frau Champagne kopfschüttelnd, faßte Sofie unter den Arm und half der halb Ohnmächtigen die Treppe hinunter.

„Hast du auch alle deine Sachen?“ fragte sie und hob den Deckel eines Korbes auf, den das junge Mädchen selbst gepackt hatte.

Sofie nickte; langsam setzten sie ihren Weg fort.

„Uh, — was für Umstände,“ sagte Herr Le Ponsart, der allein zurückgeblieben war. Er zündete sich eine Zigarre an, die er höflich genug war, nicht zu rauchen, solange die Damen zugegen waren, und warf einen Blick auf die nackten Wände; dann stieß er mit dem Fuß gegen einen kleinen Haufen Zettel, die auf dem Fußboden umherlagen; ein vierfach zusammengeknifftes Papier fesselte seine Aufmerksamkeit; er hob es auf und faltete es auseinander. Es war ein Rezept: destilliertes Wasser, Kirschlorbeer und nux vomica. Er überlegte eine Weile und entsann sich dann, daß dieses Mittel Übelkeiten überwand.

„Zum Teufel, das arme Mädchen wird das vielleicht brauchen,“ meinte er, öffnete das Fenster, das auf den Hof hinausging, wartete, bis die beiden Frauen die Treppe heruntergestiegen waren, hustete dann so stark, daß sie in die Höhe sahen, und warf ihnen den kleinen Zettel direkt vor die Füße.

„Ich will mir nichts vorzuwerfen haben,“ sagte er, warf noch einen prüfenden Blick auf die leeren Wände, verschloß sorgfältig die Thür und gab den Schlüssel beim Portier ab.

---

## VI.

Acht Tage nach Herrn Le Ponsarts Rückkehr aus Paris ging Herr Lambois unruhig im Zimmer umher, von Zeit zu Zeit nach der Uhr sehend.

„Endlich,“ rief er, als die Glocke ertönte, und stürzte in den Flur, wo der Notar mit größerer Ruhe als sonst seinen Paletot ablegte.

„Nun, was giebt es denn?“ fragte er und folgte Herrn Lambois in das Zimmer, in dem ein Whisttisch aufgestellt war.

„Ich habe einen Brief aus Paris bekommen, der sich auf diese Person bezieht.“

„Weiter nichts?“ sagte Herr Le Ponsart mit verächtlicher Miene; „ich glaubte schon, es handle sich um etwas wirklich Ernstes.“

Diese Sicherheit beruhigte Herrn Lambois augenscheinlich.

„Wir wollen den Brief lesen, bevor die Herren kommen,“ versetzte der Notar mit einem Blick auf die vier symmetrisch um den Tisch gestellten Stühle.

Er putzte seine Brille, setzte sich neben eine Kerze an einen Spieltisch und versuchte das Gekritzele zu entziffern, das mit dickflüssiger Tinte auf löschendes Briefpapier geschrieben war.

„Sehr geehrter Herr!

„In der Hoffnung, daß Sie mir die Freiheit verzeihen werden, wende ich mich an Ihr gutes Herz und hoffe, daß Sie sich meiner annehmen werden. Von dem Tage an, da Herr Le Ponsart ankam und die Möbel fortbringen ließ, hatte Sofie keinen Platz, um ihren Kopf niederzulegen, und ist deshalb von mir wie ein Kind des Hauses aufgenommen worden. Und sie verdient es auch, denn sie hat ein gutes Herz, obgleich Herr Le Ponsart ihr nicht die Gerechtigkeit widerfahren ließ — aber jeder Mensch kann nicht ein Louisd'or sein und der ganzen Welt gefallen . . .“

„Welcher Stil!“ rief der Notar. „Aber überspringen wir das unnütze Geschwätz und kommen wir zur Sache. Aha — da ist's wohl.“

„Sofie hat eine sehr unglückliche Frühgeburt gehabt. Sie wurde in dem Hinterstübchen neben dem Laden von den heftigsten Schmerzen befallen; Madame Dauriatte . . .“

„Wer ist das?“ fragte Lambois.

Der Notar machte ein Zeichen, daß er das nicht wüßte, und fuhr fort:

„Frau Dauriatte meinte zuerst, ihr wäre durch den Schreck, als Herr Le Ponsart sie aus dem Hause trieb, das Blut gestockt, und lief in die Apotheke, um Holunder zu holen, damit Sofie den warmen Dampf einatme, der das Wasser, was sie im Kopf hat, wieder vertreiben sollte. Aber sie hatte Schmerzen im Leib und schrie so heftig, daß man denken mußte, sie erstickte, da kriegte ich's mit der Angst und bin zur Hebamme gelaufen, und die ist gekommen und hat gesagt, es wäre eine Frühgeburt. Sie hat sie gefragt, ob sie gefallen wäre oder vielleicht Absynth getrunken hätte. Ich habe ihr gesagt, daß das nicht der Fall wäre, daß sie aber großen Kummer gehabt hätte . . .“

„Zur Sache,“ rief Herr Lambois ungeduldig; „lassen wir doch diesen Blödsinn aus; wir werden sonst nicht damit fertig, bevor die Herren kommen.“

Herr Le Ponsart ließ eine ganze Seite aus und fuhr dann fort:

— „So ist sie gestorben, — und das Kind auch; dann habe ich mein Halskreuz und meine Ohrringe verpfändet, um die Apotheke und die Hebamme zu bezahlen, aber jetzt habe ich kein Geld mehr und Frau Dauriatte ebensowenig, — denn die hat nie etwas.

„Deshalb bitte ich Sie kniefällig, lieber Herr, mich nicht im Stich zu lassen, damit Sofie ein anständiges Begräbnis bekommt und nicht verscharrt zu werden braucht wie ein Hund. Herr Julius, der das Mädchen doch so sehr geliebt hat, wäre untröstlich, wenn er von diesem Unglück wüßte; ich flehe Sie an, schicken Sie mir Geld zu ihrem Begräbnis.

„Indem ich auf Ihren Edelmut rechne, guter . . . und so weiter,“ sagte der Notar, — „unterzeichnet ist der Brief: Witwe Champagne.“

Herr Lambois und Herr Le Ponsart sahen sich an; dann zuckte der Notar die Achseln, und ohne eine Wort zu sprechen, näherte er sich dem brennenden Kaminfeuer, erfaßte Frau Champagnes Brief mit der Feuerzange und sah ruhig zu, wie die Flammen ihn verzehrten.

„Abgelehnt, weil in keiner Weise annehmbar,“ sagte er, die Feuerzange wieder an ihren alten Platz legend.

„Das Porto hätte sie sich sparen können,“ meinte Herr Lambois, der durch die Ruhe seines Schwiegervaters angenehm berührt war. Und in versöhnlichem Ton setzte er hinzu:

„Wir können jetzt mit gutem Gewissen sagen, daß wir dem Mädchen nicht mehr zürnen, trotz aller Verdrießlichkeiten, die es uns verursacht hat.“

„Nein, wahrlich, den Tod des Sünders wollte keiner von uns.“

Und nach einem kurzen Stillschweigen setzte er hinzu:

„Übrigens wollen wir uns doch nicht verhehlen, daß unser wohlwollendes Andenken nicht ganz frei von Egoismus ist, denn obgleich wir sie nicht mehr zu fürchten hatten, hätte sie vielleicht versucht, ihre Netze nach einem anderen Sohn unserer Familie auszuwerfen, oder Zwietracht in eine Ehe zu bringen.“

„Gewiß, gewiß,“ entgegnete Herr Le Ponsart, „der Tod dieses Frauenzimmers ist nicht sehr zu beklagen; aber, Sie wissen ja, zum Verderben der ehrenwerten Menschen sterben diese Geschöpfe nicht aus. Stirbt eine . . .“

„So sind zehn andere dafür da,“ fügte Herr Lambois hinzu und endete seine betrübte Leichenrede mit einem Kopfschütteln.



Verantwortlicher Redakteur Paul Schettler, Berlin-Charlottenburg. — Verlag der Romanwelt, G. m. b. H., Berlin W. 50, Rankestr.
Verantw. f. d. Inseratenteil H. Lürßen, Gräfenhainichen. — Druck von C. H. Schulze & Co. Gräfenhainichen.
Papier von Paul Herzberg Berlin SW.





# Der Zug nach dem Osten.

Roman

von

**Franz Sperber.**

[7]



Wie ist's mit der Dreschmaschine? Haben Sie sie schon bestellt?"

„Jawohl. Heut in vierzehn Tagen soll sie kommen."

„Gut. Na dann ist wohl nichts mehr. Ich will zurück, es waren da noch Briefe —"

Mit kurzem Gruß ließ er den Oberinspektor stehen und begab sich wieder ins Büreau zurück und an seine noch übrigen Briefe.

„Dem Ballin muß man also 'ne Punktation schicken," dachte er und machte sich sogleich eine darauf bezügliche Notiz. „Ferner — was haben wir denn da? Aha — noch ein neuer Ansiedler? Was wollen denn eigentlich die Posener von mir? Buchenwalde geht ja rein weg wie die warmen Semmeln beim Bäcker."

Und er las noch einen schlechtgeschriebenen Brief mit der knappen Anrede:

„Herr Inspektor!

Unterzeichneter frägt hiermit an:

1. Ist auf Buchenwalde die Ansiedlungsstelle 21 noch vorhanden, da unterzeichneter gewilld ist, dieselbige zu übernehmen.

2. Bitte um nähere auskunft über die Gastwirtschaft; wie viel Acker ist dabei und ungefär die Pachtsumme.

Wie viel Ansiedler sind schon da angezogen dort?

Da hier die Einladung von Buchenwalde nebst Karte in unsere Händen sich befinden, haben wir hier genau übersicht.

Also Bitte gehorsamst um Briefliche auskunft zu den drei fragen.

Sollte die Stelle 21 noch vorhanden sein, Bitte uns doch die Parzellen vorleufig als zugeteilt zu erachten. Da wir in Willen sein uns zu zwei die stelle zu teilen. Da wir zwei uns schlüssig sind, uns Dort Anzusiedeln und willen sein zum frühjahr Persöhnlich Dort zur besichtigen.

Sollte indessen nach frage sein für Parzelle 21, Bitte uns Gehorsamst davon zu benachrichtigen.

Hochachtungsvoll

Franz Böhme

Reinerstadt bei Westberg, Kreis Magdeburg."

Wieder machte der Administrator sich eine ausführliche Notiz auf seinem Abreiß-Block. —

„Schon bei Parzelle 21 angelangt,“ murmelte er — „unbesorgt, ihr Herren — Buchenwalde wird bald genug an den Mann gebracht sein. Und dann . . . ich . . . doch wer wird immer an sich denken? Es findet sich dann eben was anderes. Man steckt mich dann auf ein anderes Gut. Und ich — ich — werde noch einen tiefen Bückling machen und mich für den Vertrauensbeweis bedanken, den man dem verkrachten Agrarier damit schenkt. Natürlich. Was weiter?“

Mechanisch durchblätterte er die noch übrigen Briefe. Einer war auch aus Posen.

Er lächelte verbissen, als er ihn las.

„Natürlich . . . jetzt sind sie zufrieden mit mir . . . die Ansiedler beißen an, kommen in Scharen herbei . . . was brauchen die Herren in Posen noch mehr zu ihrem Glück? Hmm!“

Es las weiter . . . dann plötzlich:

„Ah . . . also doch, schon wieder etwas auszusetzen. Ich soll die Mischehen auf Buchenwalde zu verhindern suchen. Soso! Jawohl, sie fangen endlich an zu merken, welch eine Grube sie sich selber damit gegraben haben, mit dieser reaktionären Geschichte. Was soll das heißen, hier Katholiken, dort Protestanten? Und dann sie dicht nebeneinander hingesetzt, und aber doch nur ja keinen Verkehr zwischen ihnen erlauben. Erlauben überhaupt — als ob es das noch gäbe! Diesem hofierten, flattierten, karessierten Bauernvolk soll man noch was zu erlauben oder verbieten wagen! Nein, meine Herren, damit kommt ihr nun zu spät. — Hattet ihr solche Angst vor der Verkatholisierung eurer Ansiedlungen — und mit Recht hattet und habt ihr Furcht davor — denn katholisch sein in dieser Gegend, heißt polnisch werden — — so hättet ihr überhaupt strenge und fest dabei beharren müssen, nur protestantische Ansiedler aufzunehmen. Ein solches Zugeständnis kostet viel. — Schwere, schwere Opfer, schwere Enttäuschungen wird es euch kosten. Ich sehe Unheil, großes Unheil für Deutschland gerade dort emporwachsen, wo Friede und Kraft hatten gesät werden sollen. Ich sehe Unfrieden, Zank, Streit emporblühen; eine zweite Bartholomäusnacht habt ihr wie ein Mene Tekel an die Wand der Zukunft gemalt . . . und wer weiß, wer weiß, ob das zwanzigste Jahrhundert sie nicht erleben wird — euch und uns allen, die wir jetzt leben, zur Qual und zur Schande!“

Er zuckte die Achseln mitten in seinem Gedankengang.

„Was kann ich thun? Ich kann nichts dagegen unternehmen, nichts verhindern. Nichts. Buchenwalde soll rein protestantisch bleiben. Das ist mein Auftrag. Gut. Versuchen wir's. Was giebts denn, Naska?“ rief er laut und ungeduldig dem Mädchen zu, die aus seinem Privatzimmer ins Büreau kam.

„'S ist bloß . . . ach entschuldigen der gnädige Herr . . . ich wollte bloß noch mal . . . nachsehen, ob ich die Vorhänge auch gut zugezogen hab'. Die Sonne ist so stark . . .“

Sie machte sich an dem einen Fenster zu schaffen.

Er sah ihr mit leisem Lächeln zu.

„Was du auf einmal so um mich besorgt bist! Ja, es ist gut. Du siehst ja . . . alles zu.“

„Ja.“ Sie lächelte und blickte vor sich hin.

Er sah sie immer noch mit Interesse an.

„Was hast du zu lächeln?“

Sie drehte in gemachter Verlegenheit einen kleinen, unscheinbaren Ring hin und her.

„Na . . . was giebt's?“

Er sah, welch einen hübschgeformten kleinen Kopf sie hatte unter ihrem glatten, blonden Dienstmädchen-Scheitel. Er konnte es gut sehen, da sie den Kopf sehr tief herabgesenkt hielt.

Er stand auf wie unwillkürlich — er wußte im Augenblick selbst nicht, warum er es that — und trat ihr näher.

„Was spielst du so die Verlegene? Bist doch sonst garnicht auf den Mund gefallen, he, du! Sprich doch, was willst du denn eigentlich? Hast 'nen Wunsch?“

Sie knixte plötzlich sehr tief und seufzte.

„Ach ja.“

„Na also . . . was denn . . . schnell . . . ich hab' nicht so viel Zeit.“

„Ich wär' gern morgen zum Jahrmarkt nach Schwetz gegangen.“

„Weiter nichts? Frag' doch bei der Mamsell an.“

„Sie will's nicht erlauben.“

„Warum nicht?“

„Weil's gnädige Frau Baronin nicht erlaubt.“

„Meine Mutter ... so ... warum erlaubt sie es nicht?“

Sie erhob plötzlich die großen, dunkeln Augen zu ihm. So plötzlich, daß er wie in eine sammetne Finsternis hineinzublicken schien, die ihn dennoch blendete wie Wetterleuchten in dunkler Nacht.

„Du bist ein hübsches Mädchen, Naska.“

Es war ihm gegen seinen Willen entfahren. Wie hatte er sich so vergessen können, einem Dienstboten gegenüber? Denken konnte man wohl so was, sich daran erfreuen, wenn man sie ansah, auch ... aber es ihr sagen?

Seine Unterhaltung mit dem Oberinspektor von neulich fiel ihm ein ... wie sie beide über den kleinen Müller losgezogen waren, weil der sich erlaubt hatte, mit einer Tagelöhnerin ... na ja ... das war aber auch etwas ganz anderes.

„Also kurz und gut: warum erlaubt dir's meine Mutter nicht?“ fragte er noch einmal, viel herber als vorher.

„Weil wir Katholischen doch bloß immer nach der Kirche gehen sollen und beten, und Vergnügen, das giebt's für uns nicht, sagt gnädige Frau Baronin.“

Er runzelte die Stirn und biß sich auf die Lippen.

Schon wieder seine Mutter. Immer stand sie ihm doch gegenüber wie sein ärgster Widersacher!

„Also ... so geh' nicht.“

„Ich möchte aber doch so gerne ...“

„Willst wohl mit deinem Schatz hingehen. Du hast doch einen, was?“

Wieder blickte sie ihn plötzlich an; wieder fiel ihm das seltsame Leuchten in ihren großen, dunkeln Augen auf.

„Einen Schatz ... ich ... nein!“

Sie schüttelte lebhaft den Kopf.

„So? Na ...“ er sah plötzlich auf die Uhr. „Mach schon, daß du 'rauskommst ... ich hab' zu thun und versäume mich mit dem dummen Frauenzimmer. Auch 'ne Idee! Geh!“

„Ich wollte nur melden, daß draußen Leute sind, die den gnäd'gen Herrn sprechen möchten.“

„Und das sagst du erst jetzt! Wer ist's?“

„Die Agnes Bromme von drüben aus Friedrichs-Aue und der Gustav Wenzel.“

„Du kannst ruhig ‘Herr Wenzel’ sagen. Laß sie eintreten.“

„Ja.“ Ihr Ton klang wieder sehr demütig. „Und darf ich morgen gehen?“

„Ich werd' mit meiner Mutter darüber sprechen. 'Naus nun.“

Wie ein Blitz huschte sie zur Thür. Dort angelangt, hörte man etwas klappern, wie wenn ein metallner Gegenstand auf die Diele fällt.

Sofort warf sie sich auf den Boden nieder und begann zu suchen.

„Was ist denn nun wieder?“ fragte Felix rasch. „Mach' nicht, daß ich die Geduld verliere. Was hast du?“

„Mein Ring ... ach mein Ring, gnäd'ger Herr. Er ist fort. Gelobt sei die Jungfrau Maria ... da ist er schon wieder.“

„Seit wann tragen Dienstmädchen Ringe? Wo hast du ihn her? Zeige.“

Zögernd reichte sie ihn ihm.

Er legte ihn in die Fläche seiner Hand und mußte lachen.

„Das ist mal ein kurioses Ding,“ sagte er, „wo hast du die Herrlichkeit denn her?“

„Beim Reinmachen hab' ich's gefunden.“

Es war ein kleiner neusilberner Reif, ein Bestandteil eines Sporns. Mühsam war er mit den Zähnen zu einer gerundeten Form zusammengedrückt worden; noch jetzt sah man die Merkmale scharfer Zähne in dem dünnen Metall.

„Wo hast du das gefunden?“

„Beim Reinmachen.“

„Teufel noch mal ... wo?“

„Im gnäd'gen Herrn sein Zimmer.“

Es schien ihm fast angenehm zu sein, diese Antwort zu erhalten. Er stand einen Augenblick sinnend da.

„Gut!“ sagte er gleich darauf rauh. „Da hast du auch was rechts. Geh' nun endlich und schick' mir die Leute herein.“

Sie lief flink nach der Thür.

Er sah ihr nach.

Ein hübsches Geschöpf ... wahrhaftig ... auch hübsch gewachsen mit ihrer schmalen Taille,

den runden Schultern und breiten Hüften. Ganz hübsch und appetitlich, wenn nur ... warum kam es ihm immer so vor, als spiele das Mädchen Komödie vor ihm?

Das war neulich so gewesen, als sie in seinem Zimmer so heftig geweint ... und heute war's wieder der Fall. Seltsam! —

„Herein!" rief er, da man von außen an die Thür pochte; und seinem Ruf zufolge öffnete sich die Thür, und hereintraten, sich verschämt bei der Hand haltend, die beiden Brautleute: Gustav Wenzel und Agnes Bromme.

Es war ein wahrhaft kugelrundes Pärchen. Beide kurz und dick, beide rotwangig, mit hellblauen Augen und dunkelblonden Haaren.

Felix war wieder hinter seinen Schreibtisch zurückgetreten und hatte sich dort auf seinem offiziellen Platz niedergelassen.

„Was wünscht ihr?" fragte er, als nach der unvermeidlichen Begrüßung beide stumm blieben.

Agnes errötete noch tiefer und blickte zu Boden, doch kniff sie den Gustav in den Arm, da auch er nicht sogleich Worte zu finden schien.

„Es ist bloß, Herr Baron," begann er endlich, „wir sind gekommen wegen die Verlobung — und weil doch —"

Hier stockte er, und Agnes faßte Mut, zu sagen:

„Weil wir uns dem Herrn Baron vorstellen wollen als Brautleut'."

Darauf ließ sie von neuem verschämt den Kopf sinken. Felix nickte.

„Sehr schön von euch. Ich hatte schon gehört von der Verlobung. Gratuliere. Bloß ... ich weiß nicht genau ... wie wollt ihr denn getraut werden? Katholisch oder protestantisch?"

„Der Herr Pfarrer Brudbowo hat doch schon versprochen, daß er uns trauen wollt'," sagte Agnes.

„So? Also katholisch! Hm! Hm! Ihr seid aber noch nicht aufgeboten," erwiderte Felix, nachdem er einige Augenblicke nachgedacht hatte. „Wann wollt ihr denn heiraten?"

„Gerad' sind wir gekommen, weil wir ums Aufgebot bitten wollten," sagte Gustav.

„Nun ja — das kann gemacht werden. Habt ihr die nötigen Papiere bei euch?"

Ein gewaltiges Rascheln von Papier erhob sich bei dieser Frage, und Gustav legte endlich mehrere große Bescheinigungen auf den Tisch vor Felix hin.

„Mein Tauf- und Geburtsschein," fügte er hinzu, „und der von der Agnes auch."

„Schön! ihr wollt also schon bald heiraten?"

„In sechs Wochen wollen wir ... sowie, daß es mit dem Aufgebot geht," antwortete Gustav.

„Und Pfarrer Brudbowo wird euch trauen, drüben in Friedrichs-Aue in der Kirche, und ihr werdet dann auch drüben wohnen, bei Brommes?"

Er sagte es ruhig, wie selbstverständlich.

Gustav blickte ihn erstaunt an.

„Nee," sagte er — „hier werden wir doch wohnen, natürlich, auf Buchenwalde; Parzelle fünfe soll ich doch kriegen."

„Jawohl, ja, ich weiß. Für einen Buchenwalder Ansiedler aber ist doch auch die Buchenwalder Kirche da und der Buchenwalder Pfarrer ... oder vielmehr vorläufig noch die Schwetzer Kirche, bis wir unsere eigene haben! Warum da erst zu Brudbowo gehen und nach Friedrichs-Aue?"

Gustav kratzte sich mit einer Hand in den dichten Haaren, mit der anderen drehte er seinen runden Filzhut hin und her.

„Ja ... nun aber ... und wenn wir dann nachher ... wenn so ... mein' ich ... daß doch vielleicht Kinder ..." Er verstummte vor Schreck, und der Mund blieb ihm weit offen stehen, so heftig hatte ihn Agnes in den Arm gekniffen.

„Nun, was dann?"

„Na ... die müssen dann doch katholisch werden, von wegen daß die Mutter, die Agnes mein' ich, doch auch 'ne Katholische ist."

„Aber diese Kinder, sofern es Söhne sind, werden doch Ihre Erben; bleiben also auf Ihrer Ansiedlung sitzen, nicht wahr?"

„Freilich ... freilich!" Gustav nickte und sah Felix dumm fragend an.

„Das wären dann doch aber katholische Ansiedler auf einer protestantischen Ansiedlung ... seht ihr das nicht ein?" rief Felix.

„Ja." Gustav zuckte stumpf die Achseln.

„Aber das geht doch nicht," rief Felix eifrig. „Die Ansiedlung Buchenwalde ist durchaus protestantisch und soll es auch bleiben. Kein katholischer Ansiedler wird hier aufgenommen. Und ihr wollt solche hier gar noch groß ziehen? Seht ihr denn gar nicht ein, daß das nicht geht?"

Felix fragte es zum zweitenmal.

Und zum zweitenmale zuckte der zwanzigjährige Bauernbursche mit dem platten, breiten Schädel, der da vor ihm stand, stumpfsinnig die Achseln.

„Ja," sagte er nur.

„Ja? Seht ihr's ein?" fuhr Felix fort. „Nun ja ... ihr müßt es ja doch einsehen. Ihr wißt doch auch ganz genau, wie euer Vater der Ansiedlungs-Kommission auf dem ihm vorgelegten Fragebogen schriftlich die Versicherung geben mußte, daß nicht allein er, sondern auch seine Frau und seine Kinder protestantisch seien. Wißt ihr's noch?"

„Ja ... das schon." Es kam sehr gedehnt heraus. „Aber darum kann's doch nicht verboten sein, daß ich und die Agnes ..."

Felix stand auf. Es wurde ihm seltsam beklommen zu Mut. Der Mann da vor ihm hatte ganz Recht. Unmöglich konnte doch die Ansiedlungs-Kommission so weit gehen, Heiraten zu erlauben oder zu verbieten. Und doch ... der Grund und Boden, darauf die Leute wohnten, gehörte ihr noch an ... wer konnte da wissen ...?

„Ich will euch was sagen," begann Felix wieder, „nach dem, was ihr mir gesagt habt von euren Absichten bezüglich eurer Nachkommenschaft, fühle ich mich der Kommission gegenüber nicht berechtigt, euer Aufgebot zu erlassen."

„Herr Baron!" stammelte Gustav.

„Ihr müßtet euch denn einverstanden erklären, auf eine Parzelle hier zu verzichten und auf einer der katholischen Ansiedlungen — zum Beispiel in Friedrichs-Aue zu kaufen."

„Nee. Ich will die Parzelle fünfe hier haben," erklärte Gustav eigensinnig.

„Ist denn nicht in Friedrichs-Aue schon alles wegparzelliert?" fragte Agnes.

„Das wohl. Aber wie oft kommt es vor, daß einer oder der andere seine Ansiedlung doch wieder abgiebt — in einer anderen kauft. Und schlimmstenfalls, ihr seid beide noch jung — wenn ihr nun drüben in Friedrichs-Aue bei den Eltern wohntet!"

„Sie haben selber zwei Söhne."

„Ja ... dann ..."

„Ich bestehe auf meiner Parzelle fünfe hier," wiederholte Gustav. Agnes hatte unterdessen den Kopf hängen lassen und schien nachgesonnen zu haben. Jetzt hob sie ihn wieder und sah Gustav an.

„Giebt's denn ein Gesetz," fragte sie, „das da verbietet, daß Katholische und Protestantische miteinander heiraten?"

Felix griff sich an den Kopf.

„Nein, mein Kind, nein, das giebt's nicht. Mischehen sind bei uns erlaubt. Und doch ... ich kann nicht ... ich muß die Sache erst nach Posen melden und hören, was die Herren dort dazu sagen. Dann erst werde ich wissen, was ich in diesem Fall zu thun habe."

„Herr Baron, es giebt doch in der ganzen Welt kein Gesetz, das mir verbieten kann, die Agnes zu heiraten, wenn ich sie lieb hab'?" fragte Gustav. Und Felix mußte ihm darauf antworten:

„Nein, das giebt's nicht."

„Na also?"

„Und doch muß ich diesen seltsamen Fall der Kommission melden. Und ihr müßt mit dem Aufgebot warten, bis die Antwort auf meinen Brief aus Posen da ist."

„Hm!"

Gustav sah die Agnes an. Und die Agnes sah den Gustav an.

„Ich bin nur ein einfacher Bauer," sagte Gustav, „aber das verstehen Klügere wie ich am End' auch nicht ... auf dem Dominium Buchenwalde sollen keine Katholiken wohnen, heißt's; das weiß darum aber doch 'n jedes Kind, daß die Mutter vom Herrn Baron 'ne Katholikin ist, und der Herr von Kornatschewski ist es auch ... und ..."

„Mein guter Wenzel," unterbrach ihn Felix, „es heißt nicht: es darf kein Katholik auf Buchenwalde wohnen, sondern es heißt: nur Protestanten dürfen Ansiedlungen auf Buchenwalde erwerben und besitzen. Ich" ... er zuckte schmerzlich die Achseln ... „besitze nichts auf Buchenwalde; meine Mutter und Herr von Kornatschewski auch

nicht ... ihr aber seid hier Besitzer ... darum müßt ihr euch den allgemeinen Gesetzen auch fügen."

„Na ... ich will ja doch auch protestantisch bleiben."

„Ihr! Ja. Aber eure Kinder! Denkt mal, wenn ihr nun einen Sohn habt! Soll der als Katholik 'ne Buchenwalder Ansiedlung besitzen? Das geht nicht an."

„Ja ... aber für die Zukunft haben wir doch nicht gutgesagt."

„Doch ... euer Vater."

„Für die ganze Zukunft? Für alles, was nach ihm kommt ... und nach mir ... und ... und ..."

Felix zuckte die Achseln.

„Ja, ich muß selbst sagen, es ist noch ein dunkler Punkt, und wie gesagt: ein Punkt, über den ich mich noch informieren muß, ehe ..."

„Aber unser Aufgebot?" drängte Gustav.

„Kann ich nicht eher erlassen, als bis ich Antwort aus Posen bekomme."

„Das hol' der Teu ..."

Gustav stockte und sah die Agnes an. Die war blutrot geworden.

„Ja ... Gustav," stammelte sie, „dann wollen wir man wieder gehen ... wenn doch der ... Herr ... Baron ... nicht ... will ..."

Das Weinen schien ihr sehr nahe zu sein.

„Von 'nicht wollen' ist dabei gar keine Rede," unterbrach Felix sie, „ich kann einfach nicht. Aber seid nur ganz ruhig ... es dauert ja nicht lange. In wenigen Tagen ist die Antwort hier, und dann .."

„Und wenn 'nein' drin steht?"

Gustav fragte es mit fast drohender Miene.

„Dann — dann geht's eben nicht."

„Was? Meine Heirat? Die soll man mir verbieten wollen?"

„Es bleibt euch immer noch der Ausweg, nach Friedrichs-Aue 'rüberzuziehen."

„Ich will aber nicht. Ich will hier auf der Parzelle fünfe wohnen."

„Ja ... so müßt ihr also warten. Da bleibt nichts andres übrig."

Es klopfte.

„Herein," rief Felix sichtlich erleichtert. Der Bauernjunge begann ihn gar zu sehr in die Enge zu treiben.

Ein älterer Bauer in Arbeitsbluse und großer Schürze trat ein.

„Morgen, Herr Baron."

„Morgen, Matthias."

„Wollte bloß mal fragen, ob ich nicht zu heut nachmittag ein Gespann Ochsen kriegen könnt' — nur wegen mein Gerstenfeld ... ich muß umpflügen."

„Da wenden Sie sich an Damm."

„Der hat 'nein' gesagt."

„Dann kann ich nicht 'ja' sagen. Der Oberinspektor weiß genau Bescheid."

„Ja ... das 's aber 'mal bös! Was mach' ich nur da? Das Feld liegt da ..."

„Nun, wenn's nicht heute ist, so wird's eben morgen sein. Wenn Damm sagt, es geht nicht, so geht es eben nicht. Übrigens kriegen Sie ja heut' nachmittag Ziegel gefahren."

„'s Feld wär' mir lieber."

„Immer unzufrieden. Seid doch ein einziges Mal zufrieden. Wir thun, weiß Gott, für Euch, was wir nur irgend können ... aber so ..."

„Na ... dann eben nicht ..."

Mißmutig wandte der Alte sich der Thür zu.

„Ihr kriegt heute eure Ziegel gefahren; morgen sollt Ihr für den ganzen Tag ein Gespann Ochsen haben. Seid Ihr nun zufrieden?"

„Man wird schon müssen! Adjös, Herr Baron."

„Adieu."

Raus war er. Man hörte seine schweren Holzschuhe die kleine Treppe in den Hof hinab klappen.

„Mißmutiger Patron," sagte Felix hinter ihm her. „Nie zufrieden ... Man kann doch machen, was man will, der Mann ist nie zufrieden. Na, Wenzel, und Ihr, Ihr macht auch 'n Gesicht daher ... rein wie aus Sauerteig zurechtgeknetet."

„'s ist Unrecht, Herr Baron, daß Sie uns nicht aufbieten wollen," murmelte der dicke Gustav.

„Auch noch Vorwürfe? Das ist schön. Das hat man davon, wenn man seine Pflicht thut. Na, nun adieu, Brautleute! Ich hab' heute noch mehr zu thun."

Das hatte er in der That, denn schon klopfte es wieder. Diesmal war's der Briefträger.

Er brachte Geld ... ein paar kleinere Beträge und einige Briefe.

„'ne Sendung von fünftausend Mark liegt auf der Post für Sie," sagte er. „Der Posthalter läßt auch bitten, daß Sie es heut noch abholen möchten; er hat nicht gern so viel Geld liegen."

„Von wo ist's?"

„Aus Sachsen glaub' ich. Von wo weiß ich aber nicht genau."

„Schön, ich werd' kommen. Es muß noch heute sein?"

„Der Posthalter läßt drum bitten."

„Na gut, ich werd' kommen. Heute gegen abend."

Kaum ging der Briefträger, da flog die Thür des Büreaus von neuem auf. Inspektor Müller stolperte herein.

„Ah, Sie schon zurück, lieber Müller! Nun, und wie ist Ihnen der Ritt bekommen?" Felix hatte es lachend gefragt, dann wurde er ernst: „Ohne Spaß ... wie ging es?"

Der kleine Inspektor errötete ein wenig.

„Nun, ich glaube, es ging schließlich doch ganz leidlich. Wenigstens der Januschewski sagte es."

„Sie sind nicht mehr gefallen?"

„Nein."

„Kein einziges Mal mehr abgeworfen worden?"

„Nein."

„Na ... dann war es ja wirklich ganz leidlich."

„Wenn ich nur jeden Tag ein Tier haben könnte, um weiter zu üben. Ganz, ganz früh am Morgen."

„Das können Sie doch."

„Ja?"

„Na aber selbstverständlich. Es muß überhaupt sein. Das geht doch gar nicht mehr, daß Sie sich so vor den Leuten blamieren wie heute früh. Sie müssen reiten lernen, ordentlich und tüchtig."

„Ich möchte schon. Aber ich vergesse ganz; ich bin ja hergekommen, um zu melden, daß Haake da ist."

„Der Tierarzt? Ah, vorzüglich."

Sofort erhob sich Felix und griff nach Mütze und Peitsche.

„Ich gehe. Bleiben Sie hier, Müller? Oder ... nein, Sie gehen mit? Dann schließen Sie ab, bitte."

Er ging dem Inspektor voran hinaus.

Als er über den weiten Hof schritt, drang ihm schon von weitem aus den Ställen heraus das laute Gebrüll des kranken Ochsen entgegen.

In der Nähe des Stalles stand das kleine offene Fuhrwerk des Tierarztes.

„Herr Haake schon im Stall?" fragte Felix den Kutscher.

„Jawohl, Herr Baron."

Der kranke Ochse befand sich heute abgesondert von seinen Kameraden in einer Einzelabteilung des großen Stalles, aber sein Stöhnen und Brüllen schien die Lungen sämtlicher anderen in Mitleidenschaft zu ziehen, denn sie brüllten alle mit. —

Innen bei dem kranken Ochsen stand Herr Haake über ihn gebeugt. Sein Gehilfe kniete am Boden und löste vorsichtig die Bandagen von dem Fuß des leidenden Tieres. Als man die Wunde untersuchen wollte, wurde der Ochse, ein riesig großes, kräftiges Tier, so wild, daß der Gehilfe ihm den kolossalen Kopf mit beiden Armen fest umklammert halten mußte, während der Arzt die Wunde betastete und prüfte.

Als Felix eintrat und nickend grüßte, sagte Haake kurz:

„Nichts mehr zu machen, Herr Baron. Er geht drauf."

„Wirklich? Was ist denn?"

„Brand. Das Vieh ist tot vor Abend."

„Scheußlich! Und nichts — gar nichts mehr zu machen dabei?"

„Nichts. Ich werd' ihm etwas geben, um die Schmerzen zu lindern ... das ist alles, was man noch für ihn thun kann."

„Sehr fatal."

Der Tierarzt erhob sich von den Knieen und strich die Strohhalme von den Hosen ab.

„Das ist noch gar nichts hier bei Ihnen. Ist doch wenigstens bloß einer. Drüben auf Adlersee aber geht's böse zu. Die vierte Kuh ist gestern krepiert. Zwei davon hochtragend. Herr von Dürr ist schon ganz wild. Es werden wohl noch 'n paar Kühe und auch 'ne Färse mit draufgehen. Die sind schon angesteckt."

„Teufel noch mal! 'n schöner Verlust! Was ist's denn nur?"

„Ganz einfach . . . Klauenseuche."

„Schauderhaft. Na . . . dies hier ist wenigstens nichts Ansteckendes."

„Nee."

Der Tierarzt hatte dem Ochsen etwas eingeflößt, worauf er ruhiger wurde und den Kopf, den er bis jetzt wild herumgeworfen hatte, auf die Brust herabhängen ließ. Herr Haake streifte seine Handschuhe auf.

„Wird das Fleisch zu brauchen sein?"

„Nee. Nich'n Atom. Brand ist giftig. Einscharren müssen Sie'n. So. Na . . . weiter giebt's bei Ihnen heut' nichts zu thun?"

„Nein."

Der Tierarzt stieg in seinen Wagen.

„Und Ihre Tragenden? Wie geht's?"

„Ganz gut. Nächste Woche wird die eine wohl dran sein."

„Aha! Na . . . lassen Sie mich nur rechtzeitig wissen. Ich bin jetzt viel fort. Adlersee braucht mich viel, und auf Grabowo ist Rotlauf. Adieu, Herr Baron."

„Adieu."

Felix winkte ihm mit der Hand zu und sah dem leichten Wagen nach, wie er durchs Hofthor rollte.

„Kuwalsky," rief er einem Knecht zu, der die ganze Zeit während der Untersuchung dabeigestanden hatte, „bleiben Sie dabei. Es ist noch vor Abend zu Ende."

„Schön."

Der Verwalter wandte sich zum Gehen. Inspektor Müller folgte ihm.

„Da giebt's wieder zu schreiben, Müller. Zwei Bogen werden wir doch gewiß mit der Todesanzeige nach Posen anfüllen. Sorgen Sie nur dafür, daß er dort ganz hinten eingescharrt wird. Und daß die Leute nicht dabeistehen . . . sonst graben sie ihn womöglich wieder aus und fressen ihn doch. Dem Volk ist ja alles zuzutrauen."

„Gewiß. Mit der Färse im vorigen Monat war's doch auch so."

„Sie glauben wirklich, daß der Leichnam gestohlen war?"

„Ganz gewiß. Ausgegraben und gestohlen. Ich glaube sogar zu wissen, wer es ist."

„Wer?"

„Paul."

„Was? Der Schmied?"

„Ja. Das heißt nicht er; der Mann mag vielleicht gar nichts davon wissen. Die Frau und die Schwiegermutter sind's. Das sind 'n paar Luder."

„Ich weiß. Aber der Mann ist brav . . . und brauchbar. Ein tüchtiger Mensch. Na . . . sorgen Sie also diesmal dafür, daß keines von den Weibern sieht, wenn der Ochse verscharrt wird; damit so was nicht wieder passiert. Wir können ja sonst das größte Unglück erleben. Wer kommt denn da?"

Er schaute hinüber nach dem Seitenflügel des Schlosses, vor dessen kleiner Treppe eine ganze Gruppe von Männern stand. Auch zwei Frauen befanden sich darunter. Alle gestikulierten lebhaft.

Der Stalljunge kam Felix entgegengelaufen.

„Herr Baron . . . die Ansiedler."

„Ah so! So viele? Gut . . . ich komme. Müller, passen Sie auf, wie es mit dem Ochsen wird."

Raschen, elastischen Schrittes ging er den Fremden entgegen. Als er ihnen näher kam, sah er, daß die Gruppe aus sechs Männern und zwei Frauen bestand.

Er lüftete die Mütze, als er ihnen ganz nahe war.

„Guten Tag. Sie wollen mich sehen?"

„Den Herrn königlichen Administrator von Buchenwalde," sagte der eine der Bauern im besten Sonntagsstaat.

„Ich bin's. Bitte folgen Sie mir."

Er führte die Bauern in sein Büreau, stellte ihnen Stühle hin und nahm selbst hinter seinem Schreibtisch Platz.

„Was also wünschen Sie?"

„Wir haben doch die Einladung bekommen von dem Dominium hier, und daß das verparzelliert wird . . . da wollten wir fragen, ob wir nicht mal was ansehen könnten," sagte der anscheinend Älteste der Gesellschaft, ein großer, knochig gebauter Mann mit ergrautem Haar und Bart.

„Gewiß." Felix nickte. „Wieviele sind unter Ihnen, die sich anzusiebeln wünschen?"

Zwei waren's. Der Alte, der vorher gesprochen — der überhaupt der Sprecher der Gesellschaft zu sein schien, und ein anderer, jüngerer Bauer. Die anderen waren nur zur Begleitung mit; teils um den Freunden mit Rat beizustehen, teils um zu sehen, ob sie selbst später etwa auch ans Ansiedlen denken sollten. Entschlossen dazu waren aber vorläufig nur zwei.

„Von wo kommen Sie?"

„Aus 'm Württembergschen. In der Gegend von Calw sind wir zu Haus'."

„Ihr seid dort noch Besitzer?"

„Jawohl. Aber wir wollen nun fort."

„Schön. Sind besondere Gründe dafür vorhanden? Oder nur der Abwechslung halber?"

„Nein. Der Boden ist dort nicht mehr so gut, wie er war — und dann, wenn man in der Heimat Malheur g'habt hat — mein Freund da" — sagte der Alte und deutete mit der Hand auf den Jüngeren — „der und sein' Frau haben sechs Kinder da begraben. Das verleid't ein'm die Heimat. Drum wollen sie weg. Und ich will auch weg. Können wir hier in Buchenwalde was kriegen?"

„Gewiß. Haben Sie Vermögen?"

„Ich hab' als elftausend Mark bar" — es war immer der Alte, der sprach — „und mein' Besitzung wird auch noch 'n paar tausend Mark bringen, wenn ich's verkauf' — mein Freund hat sechstausend Mark. Ist das g'nug?"

„Reichlich. Sind Sie eben erst angekommen, oder haben Sie schon etwas von unserem Boden gesehen?"

„Wir sind schon so ziemlich durchgange. Schöner Boden . . . fett . . . wenig Sand."

„Richtig. Der Boden ist prachtvoll. Habt ihr die Parzellierungskarten auch schon?"

„Nein."

„Hier — bitte."

Er reichte ihnen die Karten, in deren Studium sie sich alsbald vertieften, wobei alle die Köpfe zusammensteckten.

Nur zwei hielten sich abseits. Ein Bauer, sehr respektabel aussehend, in mittleren Jahren, mit seiner Frau. Sie kümmerten sich nicht um die anderen, sondern flüsterten eifrig zusammen.

Dann nickten sie einander zu, und der Mann sah Felix an und sagte:

„Entschuldigen, Herr Administrator — ist die Gastwirtschaft hier schon vergeben?"

„Nein."

Der Mann sah die Frau an.

„Heerscht's? Das wär' am End' was für uns. Meine Frau meint, und sie hat recht, wenn so viele Bekannte daher nach 'm Osten ziehen, na möchten wir es auch. 'n' bissel Veränderung is als auch ganz schön und so . . ."

„Gewiß, wenn ihr Lust habt!"

„Wie groß soll denn die Wirtschaft sein hier? Wieviel Land dabei? Und ist 'n Haus da?"

„Nein, sehen Sie hier," Felix wies auch ihm eine Parzellierungskarte, „hier ans östliche Ende des Parks soll die Gastwirtschaft kommen. Dieses Stück Park — sechs Morgen — soll den Garten abgeben, wozu die Kommission vierzig vorzügliche Obstbäume liefert, zu denen ihr nur $^1/_4$ des Wertes beizutragen braucht. Außerdem giebt es hier nach Westen hin noch dreißig Morgen Ackerland dazu. Das hält die Kommission für ausreichend für einen Landwirt, der zugleich ein guter und sorgsamer Gastwirt sein will. Sonst wird die Geschichte zu groß."

„Da hat die Kommission ganz Recht. Dreißig Morgen sind genug. Und wie teuer soll's sein?"

„Ihr wißt, daß die Gastwirtschaft nicht verkauft, sondern nur verpachtet wird. Und zwar im günstigsten Fall auf sechs Jahre — wenn die Herren von der Kommission nicht das vollste Vertrauen haben, sogar nur auf drei Jahre."

„Na, zu uns können die Herren schon Vertrauen haben. Wir verstehen unser Geschäft, meine Frau hier und ich."

„Um so besser! Habt ihr in Württemberg auch 'ne Wirtschaft?"

„Ja freilich. „In Calw, Zum goldnen Lamm. Kann man sich ruhig nach uns erkundigen, und wird man nur Gutes von uns zu hören bekommen."

„Und ihr wollt fort?"

Die Frau und der Mann sahen sich einen Augenblick an. Dann nickte die Frau, und der Mann sagte:

„Ja. Haha!" Er lachte. „Es wird ja Mode jetzt unter uns Bauern, nach 'm Osten zu ziehen.

Wenn unsere beiden Freunde hier einig werden, da kommen wir auch als her, wenn wir's kriegen."

„Ihr habt Vermögen?"

„Wir haben so was wie achttausend Mark. Aber ich hab' gemeint, die Wirtschaft ist nicht zu verkaufen — nur zu verpachten."

„Das ist wahr . . . aber 'ne Kautionssumme müßt ihr darum doch hinterlegen."

„Aha! Na . . . das thut nichts. Wir haben's ja dazu. Wo wird denn das Geld hinterlegt?"

„In der Spezialkasse der Ansiedlungs-Kommission zu Posen."

„Ah! so! na — die ist ja sicher."

„Ich glaube wohl."

„Nun, und die Pachtsumme? Wie hoch ist die?"

„Dreihundert Mark."

„Hm!"

Die beiden andern waren inzwischen mit dem Studium der Parzellierungskarte fertig geworden.

„Ich denke an Parzelle fünfzehn," sagte der Alte. „Die hat achtzig Morgen, nicht wahr?"

„Jawohl."

„Und mein Freund hier möcht' auf sechzehn reflektieren."

„Sechzehn ist schon halbwegs versagt."

„Na dann vielleicht vierzehn? Wir möchten als gern Nachbarn sein."

„Vierzehn ginge. Sechzig Morgen schöne fette Erde. Kleefelder famos."

„Wieviel könnten wir da ungefähr an Ernte rechnen?"

„Parzellen vierzehn und fünfzehn haben den gleichen Boden. Da können Sie ungefähr so rechnen: auf den Morgen acht bis zehn Zentner Roggen, acht bis zwölf Zentner Gerste, sechzig bis hundert Zentner Kartoffeln."

„Das klingt ganz schön," meinte der alte Bauer und strich sich bedächtig seinen grauen Bart. „Und wie ist's mit dem Vieh? Es soll nicht viel Wiese hier zu Lande geben."

„Nein, das allerdings nicht. Das giebt's nur unten in der Niederung. Dafür aber ist die Kleeernte großartig, was doch immerhin ein gewisser Ersatz für Wiesenboden ist."

„Und mit dem Bezahlen . . . wie ist das?"

„Sie zahlen nur eine jährliche Rente. Drei Prozent."

„Aber wir müssen das ganze Geld hinterlegen in Posen?"

„Jawohl. Aber es wird Ihnen während des Aufbaues und der Ausrüstung Ihrer Ansiedlung allmählich zurückgezahlt . . . soweit es nicht nach dem Vertrage, den Sie mit der Kommission schließen, als bare Anzahlung der Staatskasse zufällt."

„Aha! Nun und wie ist es mit dem Bauen? Man kann bauen, was und wie man will, gerade als ob der Boden einem schon gehört; nicht wahr?"

„Das können Sie. Doch bin ich gern bereit, sogar verpflichtet, Ihnen beim Bauen mit Rat und auch mit That beizustehen. Und das werden Sie gerade beim Aufführen Ihrer Gebäude sehr gut brauchen können. Sehen Sie, ich, der ich alles hier weit und breit genau kenne, kann Ihnen die solidesten und billigsten Bezugsquellen für alles nachweisen, ich kann Ihnen tüchtige und reelle Handwerker besorgen . . . ich kann Ihnen aus unserer Gutsziegelei Mauer- und Ziegelsteine, Drainröhren 2c. zum Selbstkostenpreis überlassen; ich habe Feldsteine, wie Sie sie zu den Fundamenten brauchen, in Haufen bereit liegen . . . ich kann Ihnen sagen, wo und bei welcher Gelegenheit Sie Ihr Holz billig und gut erwerben können . . . ich fahre Ihnen — soweit mein Wirtschaftsbetrieb es zuläßt natürlich — sämtliche Baumaterialien unentgeltlich an Ort und Stelle . . . ich . . ."

Die Bauern saßen da mit offenen Mäulern und glotzten Felix mit vor Staunen weit aufgerissenen Augen an.

„Unentgeltlich?" wiederholte langsam und wie halb ungläubig der Alte.

„Jawohl. Natürlich auf die Bärenhaut sich legen und einfach zuschauen, wie man für ihn arbeitet und baut — das darf keiner. Selbst muß man auch tüchtig mit Hand anlegen — aber wie gesagt, ich stehe jederzeit mit Rat und That, mit Hilfe und Unterstützung den Ansiedlern zur Seite."

„Da kann sich dann wahrhaftig keiner beklagen," sagte der jüngere Bauer.

„Nein . . . dazu ist wohl wirklich kein Grund vorhanden," erwiderte Felix, „na, wie ist's? Wollen wir nun die Parzellen ansehen gehen?"

Die Bauern standen auf, langsam und schwer-

fällig. Mit großem, polterndem Geräusch schoben sie ihre Stühle dabei zurück.

Auch Felix hatte sich erhoben. Er drückte die weiße, geschirmte Mütze auf das braune Lockenhaar und griff nach seinem dicken Krückstock mit eiserner Spitze, den er stets benutzte, wenn er über die Felder ging.

Die Brauen hatte er ein wenig zusammengezogen und die Lippen fest aufeinandergepreßt.

Stets war es ihm von neuem ein Schmerz, wenn er so die Ansiedler herumführen mußte; wenn er sehen mußte, wie sie gierig ihre plumpen Finger ausstreckten nach dem Boden, der einst der seine gewesen, der heute noch der seine sein müßte, wenn man sich nicht an ihm und seinem Eigentum versündigt hätte. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Wohl an drei Stunden war er mit den Leuten herumgegangen über die Felder. Parzelle nach Parzelle hatten sie angesehen, und als er dann in sein Büreau zurückkam, wußte er, daß die Ansiedlungs-Kommission wieder drei Ansiedler mehr für das Dominium Buchenwalde bekommen hatte.

Drei? Vielleicht sogar vier. Noch einer, der nur zur Begleitung der anderen mit war und vorher gar keine Übersiedlungspläne gehabt hatte, war in Geschmack gekommen und hatte sich gleich für eine Parzelle von siebzig Morgen entschieden.

Der Zug nach dem Osten war ein starker . . . und wie viele auch kamen, es würden ihnen immer noch andere nachziehen.

Das war aber auch wieder eine Qual gewesen!

Jeder hatte etwas auszusetzen an der schon von ihm selbst gewählten Parzelle.

Dem einen lag in Nr. 15 plötzlich das Roggenfeld zu weit nach Westen, darum wollte er doch Parzelle 24 den Vorzug geben. Dem anderen paßte es nicht, daß die für das nächste Jahr geplante Eisenbahn so hart hinter seinen Schuppen und Scheunen vorbeilaufen sollte, darum wollte er einer anderen Parzelle den Vorzug geben. Da er dann aber wiederum nicht der Nachbar seines Freundes werden konnte, suchten beide zusammen noch einmal nach ganz anders gelegenen Parzellen. Bis sie dann schließlich doch zu den ursprünglich für sie bestimmt gewesenen zurückkehrten. Der einzige ganz zufriedene war der Gastwirt gewesen. Er hatte starr vor Staunen dagestanden, als er den öffentlichen Teil des prachtvollen Parks sah, der zum Aufbau des Wirtshauses und zum Wirtshausgarten bestimmt war.

Ein herrlicher, englisch gehaltener Rasenplatz — wenn auch jetzt sehr vernachlässigt, sah man ihm doch noch an, wie wundervoll er einst gepflegt worden war — sollte vor dem Hause den Garten bilden und mit Obstbäumen bepflanzt werden, während das Land hinter dem Hause zu fruchtbarem Ackerboden bedüngt und bearbeitet werden sollte.

Und schon diesen Herbst würde man mit der Bedüngung beginnen, hatte ihm Felix gesagt, wenn er binnen einigen Wochen zu einem definitiven Abschluß mit der Kommission gekommen sein würde.

Daß da in schönem Halbkreise aufgestellte sechs pompöse Kugelakazien standen, die der Ansiedlungswut zum Opfer fallen müßten, daß da an dem einen Rande des Rasens drei der seltensten afrikanischen Schlinggewächsbäume und kostbare Exemplare von Edeltannen standen, die dem Hausbau und der Gastwirtschaft einfach würden weichen müssen, obwohl ihr Transport, ihre Anpflanzung und ihre Pflege viele Tausende gekostet haben mochte . . . was konnte das den Bauern und sein Weib wohl kümmern, die in dem Bewußtsein, ihre paar tausend Mark dafür zu deponieren, das Ganze bereits jetzt als ihr Besitztum ansahen?

Felix allein blutete das Herz bei solchen Rundgängen, bei solchen Geschäften. Doch was half's? Es war seine Pflicht! Er that sie.

Es wurde ihm noch gemeldet, daß der kranke Ochse verschieden und im geheimen eingescharrt worden sei; daß die Frau von dem verschwundenen, stelzfüßigen Schweinehirten noch einmal vergebens dagewesen wäre, um ihn zu sprechen; daß drei von den zwanzig Tagelöhnermädchen, die zusammen in einem Hause, die 'Kaserne' genannt, im äußersten Winkel des Hofs wohnten, erkrankt seien, und daß man schon den Wagen nach dem Arzt geschickt habe; daß das eine Wagenpferd lahm gegangen sei und mehrere Tage der Ruhe bedürfen würde . . . und was noch mehr von dergleichen Meldung an ihn herankam.

Dann empfing er die beiden Inspektoren, Damm und Müller, besprach alles mit ihnen und

gab die Anweisung für den kommenden Tag — wobei Damm seinem jungen Vorgesetzten allerdings stark soufflierte; und dann endlich war das Tagewerk des königlichen Verwalters auf dem Dominium Buchenwalde beendet. Er ließ sich noch seine Wanda satteln und ritt ein paar Stunden spazieren, während die neuen Ansiedler im kleinen Speisesaal an einem vollbesetzten Tisch reichlich bewirtet wurden, bevor man ihnen Betten in den zwei Turmzimmern herrichtete.

Als Felix um zehn Uhr von seinem Spazierritt zurückkehrte, schlief schon alles im Schloß.

Selbst in den Zimmern seiner Mutter waren die Lichter schon erlöscht.

Todmüde wie er war, ging auch er bald zur Ruhe. Doch vorher hatte er noch seinen Bericht über die vier neuen Ansiedler an die Kommission in Posen aufgesetzt und zu Papier gebracht.

Auch dieses war seine Pflicht ... und er that sie. (Fortsetzung folgt.)

# Scholastica Bergamin.

Von

## Hans Sittenberger.

[1]



Heuer im Frühjahr weilte ich längere Zeit in meiner Vaterstadt Klagenfurt. An einem Regentage machte ich mich daran, in alten Familienpapieren zu kramen. Es war eine Notbeschäftigung, die den erhofften Reiz vermissen ließ. Da stieß ich endlich auf ein kleines, schmales, in längst verblaßte Blauseide gebundenes Büchlein, das alsbald meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Die Blätter — fast noch einmal so breit als hoch — waren stark angegilbt und mit weiten Reihen zierlicher Schriftzeichen bedeckt, die augenscheinlich von Frauenhand herrührten.

Es verhielt sich auch wirklich so. Was vor mir lag, war ein Tagebuch, und ich konnte bald feststellen, daß es von der Base meines Urgroßvaters geschrieben sei. Ich besann mich auch, in meiner Kindheit manchmal ihren Namen gehört zu haben, aber immer war dies in einer eigentümlich geheimnisvollen Weise geschehen, als ob dunkle Geschicke sich an dieses Frauenleben geknüpft hätten, und ich weiß noch ganz genau, daß es genügte, den Namen Tante Scholastica zu erwähnen, um in mir eine Art Schauer hervorzurufen. Um so erstaunter war ich, beim Durchlesen der Aufzeichnungen ein ganz anderes Bild von der sagenhaften Urgroßtante zu bekommen. Wohl war, was sie erfahren hatte, bitter genug für sie, und hart entschied es über ihr ganzes, einfaches Leben. Aber von Dunklem und Geheimnisvollem war nichts darin zu finden; hell und klar offenbarte sich mir diese bescheidene Menschennatur, wie ein frisches Waldbächlein anmutend, und es war mir rührend zu erkennen, wie meine Ahne ihr trübes Schicksal mit freundlicher Ergebenheit und gelassener Heiterkeit ertragen hatte.

Die aufgezeichneten Erlebnisse umspannen nur etliche Wochen des Jahres 1797. Es war dies jenes Jahr, in welchem das Heer der französischen Republik zum erstenmal in Kärnten einfiel, und das Geschick der Dame Scholastica verknüpfte sich auf die einfachste Weise von der Welt mit jenen wichtigen Ereignissen, deren große Bedeutung in der abgelegenen Provinzstadt freilich nur zum Teil empfunden wurde. Die Schreiberin des Tagebuches war damals ein blutjunges Ding, kaum siebzehn Jahre alt geworden. Ich gebe ihre Aufzeichnungen getreulich wieder, ohne Unwesentliches und Nebensächliches, wie es naturgemäß mit unterläuft, zu beseitigen. Nur die

altväterische Rechtschreibung habe ich durch die jetzt übliche ersetzt.

* * *

17. Februar.

Gestern abends bei Tante Netti gewesen. Es war eine größere Gesellschaft. Auch junge Herren waren dort zur Auswahl. Ich hatte mich schon lange auf den Abend gefreut. Nach dem ewigen Charpiezupfen für unsere Verwundeten, was ja wohl ein barmherziges und christliches Werk ist, sollte man doch auch etwas vom Fasching zu spüren bekommen. Aber es war keine rechte Fröhlichkeit bei der Sache. Der Krieg steckt allen im Kopfe. Die Herren führten lange Gespräche darüber, und selbst wir jungen Mädchen mußten zuhören. Das gehört schon so zum Patriotismus, meinte Tante Netti. Ich denke freilich, dazu hätte man etwas Besseres hören müssen, als daß die unseren überall davonlaufen. Der Buonaparte, der die Franzosen führt, muß übrigens ein merkwürdiger Mensch sein. Sie haben alle einen heillosen Respekt vor ihm und wettern und zetern über ihn, daß man ihn für den Gottseibeiuns halten könnte. Er soll erst 28 Jahre alt sein. Der alte Major Budik, der mit in der Gesellschaft war und wie immer das große Wort führte, meinte zwar, das passe gar nicht und sei gegen alle Vernunft und alles Herkommen. Der Buonaparte habe nichts weiter als Glück, aber er werde bald in der Mäusefalle sitzen. Unter 50 Jahren könne überhaupt kein Mensch einen tüchtigen General abgeben, weil ihm die nötige Erfahrung mangle, ausgenommen, er sei von prinzlichem Geblüte. Aber der 28 jährige Franzose geht unseren ältesten Generälen so toll unters Gesicht, daß sie mit ihren morschen Beinen trotz Gicht und Zipperlein das Springen lernen. Mir gefällt das, und da mag die Tante Netti hundertmal sagen, es sei nicht patriotisch von mir. Man muß auch den Feind achten, hab' ich schon in der Schule bei den Ursulinerinnen gelernt.

Übrigens kamen wir im Laufe des Abends doch wieder glücklich aus dem Kriege heraus. Es kann doch dem Kaiser unmöglich groß nützen, wenn ein paar lustige Mädel aufs Tanzen verzichten. Seine Soldaten werden darum nicht weniger laufen. Das haben denn unsere Herren endlich eingesehen, und nach der Politik und dem Abendessen wurde eine Weile flott getanzt. Auch Pfänder gespielt haben wir. Dabei wurden Küsse von den jungen Mädchen verlizitiert, natürlich zu Gunsten des Kriegsspitals. Meinen Kuß erstand der Herr Jesse. Übrigens teuer genug. Ich an seiner Stelle würde nicht zwei Gulden und einen Siebzehner dafür geben. Aber er that, als ob ihm schrecklich viel daran läge. Natürlich neckten mich meine Freundinnen weidlich mit ihm; sie sagen, er habe ein Auge auf mich geworfen, das wüßten sie ganz gut. Auch der Vater hat mir in letzter Zeit schon ein paarmal gesagt, der Herr Jesse sei ein schätzenswerter junger Mann, der ihn jetzt, wo er selbst so viel bei den Ständen zu thun hat wegen der Kriegsereignisse, im Geschäft auf das allerbeste vertrete. Und dabei hat mich der Vater angeschaut, als wollt' er mir ein Merks damit geben. Gemerkt hab' ich's schon, aber dergleichen gethan hab' ich nichts. Nun, möglich wär's ja. Wer weiß, ob sich der Herr Jesse nicht schon im Geiste als Vinzenz Bergamins Nachfolger sieht. Das Geschäft ist schön, und als Draufgabe ging' ich gerade auch noch an. Ich will ja nichts gegen ihn sagen; er kann der beste Mensch von der Welt sein, und gegen mich ist er wirklich immer lieb und artig. Aber ich glaube halt, für Vinzenz Bergamins Nachfolgerin bin ich vorderhand noch gar zu jung.

28. Februar.

Seit zwei Tagen haben wir Wetterumschlag. Es ist plötzlich warm geworden, und heute fiel den ganzen Tag Regen. Die dicken Tropfen platschten unaufhörlich so lustig nieder und wühlten im Schnee, daß er locker wurde und stellenweise von den Dächern abrutschte. Drei windische Marktweiber sind von einer Lawine, die vom Moserischen Hause abstürzte, verschüttet worden. Ich stand gerade am Fenster und sah die ganze Geschichte. Zuerst habe ich mich erschreckt, aber wie die Bäuerinnen eine nach der anderen heil aus dem Schneehaufen auftauchten — noch ganz weiß natürlich — und in possierlicher Verzweiflung mit den Armen fuchtelten, wie toll gewordene Schneemännlein, da hab' ich doch laut auflachen müssen.

Die Muhme Ursula verwies mir das übrigens ganz ernstlich; es sei gottlos, sich über arme Leute lustig zu machen. Sie meint's ja sicher brav mit mir, die Muhme Ursula, und ich hab' sie auch von Herzen gern. Aber oft denk' ich doch an mein gutes Mutterle. Die hätt' mich nicht verwiesen, sondern auch ganz gewiß mit mir gelacht. Sie war so lustig, und den Bäuerinnen ist doch nichts geschehen. Wegen der paar Eier, die ihnen zerquetscht wurden, wird sich der liebe Gott doch nicht aufregen, denk' ich. Mein Mutterle hat oft gesagt: Wenn man einmal recht von Herzen lacht, ist's besser, als wenn man drei Messen hört. Und sie war doch sonst eine fromme Frau.

1. März.

Der Regen dauerte heute den ganzen Tag fort. Die Leute lästern nicht wenig auf das ärgerliche Quatschwetter. Und mir kommt der schöne, warme Regen ich weiß nicht wie wohlig vor. Ich wär' am liebsten hinausgelaufen und hätte mich tüchtig anregnen lassen. Frühjahrsregen macht wachsen, heißt's im Lande, und das könnt' ich schon ein bißchen brauchen, denn ein wenig klein bin ich geraten.

Aber mit dem Ausgehen war's leider nichts; Muhme Ursula hat's nicht erlauben wollen. Ich mußte in der Küche mit angreifen und nach Tisch Wäsche zusammenlegen und bügeln. Es ist aber alles kunterbunt gegangen, und zu guterletzt hab' ich gar die schöne Schürze der Muhme Ursula verbrannt. Da hat's das erste Gewitter im März gegeben. Ich hab' es austoben lassen und bin dann sachte durchgewischt.

Eine Weile strich ich auf dem Gang umher, der an drei Seiten um den breiten Hof läuft. Es ist seltsam, Tag für Tag hab' ich diesen Gang gesehen, seit ich meine Augen brauchen kann, und es ist mir nie eingefallen, wie schön er eigentlich ist. Die weiten Bogenöffnungen gegen den Hof, gestützt von einfachen Säulen in zwei Galerien übereinander, geben einen prächtigen Anblick. Es ist so was Freies und Sicheres darin. Das fiel mir heute auf, und es kam mir ganz merkwürdig vor. Unten in Italien sollen sie auch solche Häuser mit Galerien haben. Da rankt sich aber wohl schon der grüne Wein um die Säulen, und es ist nicht so still wie bei uns hier.

Von dem Gange stieg ich hinauf unter Dach, und von da über die schmale Schneckenstiege in das Türmlein und sah hinaus in den Regen, der nun in dünnen Fäden herabrieselte. Hinter dem feinen Regenschleier standen wie leichte Schatten die Karawanken. Ich verträumte mich recht. Mir war, als müßt' ich durch die Berge hindurchsehen können weithin nach dem Süden, wo der Frühling schon eingezogen ist und den glücklichen Menschen Blüten in vollen Sträußen gebracht hat. Ach Gott, mir wur beso wunderlich ums Herz, und so ungebuldig, daß ich fast hätte weinen können.

Abends bei Tische war's recht langweilig. Der Vater sprach wenig; er scheint wegen der Franzosen ernste Sorgen zu haben. Und weil der Vater nichts redete, that auch Herr Jesse den Mund nur selten auf, und die anderen Gehilfen und die Lehrbuben nahmen sich daran ein würdiges Beispiel. Als ich wieder eine Ungeschicklichkeit machte und das Salzfaß umschüttete, sagte die Muhme Ursula, ich hätte heute einen richtigen Rappel. Daran sei wohl das unzeitige Frühlingswetter schuld, meinte sie zur Begütigung. Der Herr Jesse schaute mich aber mit einem Blick an, als möcht' er dahinter etwas ganz anderes vermuten. Um ihn für seine Eitelkeit zu necken, stellte ich mich ganz verwirrt und goß ein wenig Wasser neben das Glas. Er hat's natürlich bemerkt und nicht ungnädig, glaub' ich. Das schien mir sehr drollig. Wenn ich's mir gut überlege, wird wohl die Muhme Ursula recht haben und nicht der Herr Jesse.

10. März.

Die ganze Stadt ist heute in Aufregung. Es sind schlimme Nachrichten aus Italien gekommen. Der Erzherzog Karl, auf den man so große Hoffnungen gesetzt hat, ist geschlagen worden. Er soll zwar ein sehr tüchtiger Herr sein, aber die Generale folgen ihm nicht, und die Franzosen sind weit in der Überzahl. Man erzählt, der Buonaparte habe gesagt: 'Bis jetzt habe ich gegen Heere ohne Feldherren gekämpft, nun kämpf' ich gegen einen Feldherrn ohne Kriegsheer.' Das ist ritterlich gedacht und gesprochen. Ich

seh' ihn ordentlich vor mir. Wenn ich denke, wie die unserigen blasen, so oft sie von ihm reden! Und er ist doch der Sieger.

Abends war der Major Budik bei uns. Natürlich wurde von nichts als vom Kriege gesprochen. Der Vater klagte über den Schaden, den er im Geschäft erleide. Früher hat er sein schönes Tuch bis nach Udine und weiter verführt. Jetzt ist es damit vorbei, und es kann noch viel schlimmer werden. Alle Leute sind in Angst, daß die Franzosen nach Kärnten kommen.

Der Major Budik tröstete und bewies umständlich, wie die unsrigen gerade dadurch, daß sie immer klug zurückweichen, endlich siegen müßten. Ich verstehe nichts vom Kriegführen, aber so viel seh' ich ein, daß derjenige, der zurückgeht, nicht vorwärts kommt. Das sagt' ich auch dem Major Budik. Der aber lächelte nur und erklärte mir, das sei blutige Laienansicht; es sei garnicht immer die Aufgabe und der Zweck einer weisen Kriegführung, vorwärts zu kommen, und dergleichen mehr, was ich nicht begriff. Übrigens, meinte er, müsse man Mut haben und selbst das äußerste Ungemach mit heldenmütiger Fassung ertragen; denn wir lebten in einer historischen Zeit. Das ist schon möglich, die Zeit kann schon historisch sein, aber die Leute, wenigstens die hier in Klagenfurt, schauen mir verzweifelt wenig historisch aus.

12. März.

Zwei ungrische Bataillons sind heute durchgezogen. Die armen Kerle, lauter junge Rekruten, haben nicht einmal Uniform. In weiten Mänteln und Strohmützen auf dem Kopf gehen sie her. Glücklicher Weise ist leibliches Wetter, sonst müßten die armen Teufel elend erfrieren.

Auf dem neuen Platze, dem Benediktiner- und Heiligengeistplatze haben sie sich gelagert; sie mußten bei uns erst Feuersteine fassen. Die Leute haben ihnen Essen und etliche wärmere Kleidung gebracht, worüber großer Jubel war. Aber wunderlich schauten diese Krieger aus, das muß man sagen; etliche von ihnen hatten gar Weiberröcke übergezogen, als ob sie auf eine Maskerade und nicht in den Krieg gehen sollten.

Wir haben natürlich auch unser Scherflein beigetragen. Muhme Ursula gab ihrem Herzen einen Stoß und opferte drei Flaschen von ihrem selbstangesetzten Nußschnaps, der besonderen Anwert fand. Herr Jesse hat, wie ich glaube, seine Garderobe arg geplündert, um die Soldaten zu beteilen. Das war gut von ihm, und ich hab's ihm im innersten Herzen gedankt. Wenn er nur still geblieben wäre! Aber auf dem Heimweg hat er mir eine große Rede gehalten: von dem Heldenfeuer, das aus den Augen der Pustasöhne blitze, von der großen Sache, der sich alle opfern müßten, von den heiligen Gefühlen für Kaiser und Vaterland und dergleichen mehr. Da ist gleich das Widerspruchsteufelein in mir munter geworden und hat gar boshaft zu kichern angefangen. 'Eia popeia, daß ich nicht lach'!' hat's mir zugewispert. 'Schau doch einmal die Ungarn in ihren Weiberröcken und Zipfelmützen an; wie da die Franzosen laufen werden! Und das Feuer in ihren Blicken, wem hat's wohl mehr gegolten, den kärnterischen Hanswürsten und dem Nußschnaps oder den Feinden, die noch so weit weg sind? Was glaubst du? Und dann frag' einmal den Herrn Jesse, warum er dem Vaterlande nur seine Leibröcke, Westen und heiligen Gefühle darbringt und nicht auch seine Knochen?' Ich hab' den kleinen, boshaften Kerl garnicht zur Ruhe bringen können, und ich hätt's doch wahrhaftig gerne gethan.

14. März.

Heute in aller Frühe haben sie die Schleuse beim Lentkanal geöffnet und das Wasser in den Stadtgraben eingelassen. Das war ein Ereignis, denn schon seit 22 Jahren soll der Graben trocken liegen. Alles war natürlich auf den Beinen, als ob's ein Festtag wäre. Viel war just nicht zu sehen. An der Schleuse selbst schoß das Wasser wohl hellauf ein, und das gab ein tolles Sprudeln und Gurgeln. Aber weiterhin verlief sich's bald, und es entstand ein dünnes, schmutziges Gerinnsel, das sich nicht gerade lieblich ausnahm. Es wird wohl noch eine Zeit brauchen, bis der Graben voll ist.

Der Major Budik, der die Arbeiten leitete, that aber ungeheuer wichtig. Er war ganz

echauffiert, mir scheint weniger vor Anstrengung als vor Aufregung. Seine Tagelöhner kommandierte er mit einem Eifer, als ob er eine ganze Armee zum Sturm führen sollte. ‘Ja, meine Damen, es wird ernst,’ sagte er zu uns, als wir ihn mit der gebührenden Ehrfurcht begrüßten, ‘wir setzen uns in Verteidigungszustand.’ Und dabei nahm sein Gesicht einen so feierlichen Ausdruck an, daß ich insgeheim lächeln mußte. Aber nur ganz insgeheim, sonst wär's mir übel ergangen. Sie sind ja alle ganz erpicht auf die Verteidigung, und das war ein Gethue und eine Aufregung, daß man's garnicht beschreiben kann. Trotzige Worte flogen nur so hin und her, einer rief sie dem andern zu, und Helden giebt es heute schockweise in unserer lieben Stadt. Ich glaube, das Lentwasser im Graben ist den Leuten in die Köpfe gestiegen, ob es mir schon nicht danach aussieht, als wenn man sich sonderlich daran begeistern könnte.

Ein feierlicher Moment war es, als der Herr Landeshauptmann Graf Wurmbrand kam, und der Major Budik militärisch mit gezogenem Degen den Rapport erstattete. Es trat allgemeine Stille ein, und viele Herren lüpften die Hüte, ich weiß nicht, ob aus schuldiger Ehrfurcht vor dem Grafen oder wegen der Weihe des Augenblicks. Was der gute Major Budik meldete, konnte ich nicht hören; ich stand zu weit weg. Der Herr Landeshauptmann machte zwar — bei allem Respekt muß ich es sagen — ein nicht allzu kluges Gesicht, aber er nahm eine Prise nach der anderen, scheint also mit großen Entschlüssen umzugehen.

Vor lauter Graben und Verteidigung merkten die Leute übrigens garnicht, wie schön und warm die Sonne vom Himmel schien. An den Sträuchern schimmert's schon grün durch, und die strotzenden Knospen der alten Kastanien glänzten und prangten lustig im hellen Licht. Der warme Wind strich durch die Gassen und kam manchmal in tollen Sätzen. Da war's mir immer, als müßt' ich aufschreien vor lauter Lust und Freude, und wußte doch gar keinen Grund dazu. Die Muhme Ursula hat recht, ich bin wirklich aus dem Häuschen. Mir ist immer zu Mut, als ob schon im nächsten Augenblick etwas Merkwürdiges und Geheimnisvolles in mir vorgehen müßte, und es geschieht immer nichts. Ich begreife mich selber nicht.

Auf dem Rückwege kamen wir über den neuen Platz, wo die Marktweiber noch hinter ihren Körben hockten. Was sahen da meine Augen? Während alles voll Feuereifer sich verteidigt, handelt der Stadtkommandant Se. Exzellenz der Herr Feldmarschalleutnant Neugebauer in aller Gemütsruhe mit einer windischen Bäuerin um ein Körblein Lorcheln, die seine Lieblingsspeise sind. Ich habe wahrhaftig lachen müssen. Aber der Exzellenzherr hat recht. Die Franzosen sind noch weit aus dem Feld, und dann glaub' ich, er und der Major Budik sind mit den zwei Dutzend Mann von der Hauptwache das einzige Militär in der Stadt; alles andere ist schon fort.

18. März.

Heute bald nach Tisch war ich in unserem Geschäft, um den Vater was zu fragen. Er war aber schon fort. Herr Jesse thronte an seiner Stelle, mit viel Würde, das muß ich ihm lassen. Zu thun war nichts, und die Gehilfen und Lehrbuben hinter dem Ladentisch gaben sich alle erdenkliche Mühe, nicht stehend einzuschlafen. Der Herr Jesse erzählte mir eine Neuigkeit; der junge Lerch hat sich neulich mit der Walser Mali versprochen. Ich hab's mir wohl schon länger gedacht, daß es so kommen wird, aber die Mali hätte mir doch auch was sagen können.

Übrigens ist der Herr Jesse nicht einverstanden damit. Denn, meinte er, — etwas umständlich, wie immer — in diesen unsicheren Kriegszeiten sei es doch gewissermaßen unrecht von einem jungen Manne, das Schicksal eines schwachen Mädchens an das seine zu ketten. Er selber würde das niemals wagen, sondern bescheiden warten, bis er nach allen Umständen eine gesicherte Zukunft vor sich sehe. Ich möchte wissen, ob er damit etwas Besonderes gewollt hat; denn es schien, mir, als ob er seine Worte gar so bedeutsam herausstriche.

Nun, schön und brav gemeint war's auf jeden Fall; er ist ein Mustermensch, der Herr Jesse. Aber ich glaube halt, wenn zwei sich wirklich gern haben, dann ist's immer Zeit, ob

im Krieg oder im Frieden, und dann fragen sie garnicht lange, ob es ins Gewisse oder Ungewisse hineingeht. Es ist merkwürdig, so oft ich mir das Liebhaben vorstelle, muß ich immer an den warmen Karawankenwind denken, der so toll aufspringt und so gewaltsam rüttelt und dabei doch so schauerlich wohl thut. So, denk' ich mir immer, muß es auch mit der Liebe sein.

22. März.

Die Franzosen sind also richtig schon bei Tarvis. Hier sind die Leute noch recht zuversichtlich. Der Major Budik war bei uns; er setzte uns auseinander, daß der Buonaparte bei Tarvis auf alle Fälle den kürzern ziehen müsse, und zeigte uns auf einer Karte ganz genau den Fleck, bis wohin er gleich auf den ersten Sturm werde retirieren müssen.

Die unsrigen haben um Verstärkung gebeten, Exzellenz Neugebauer hat aber geantwortet, daß er selber keine Soldaten habe. Ich weiß nicht, warum er nicht den Major Budik hinschickt; der hat den Buonaparte schon so oft geschlagen, ohne daß es bis jetzt jemand gemerkt hat.

24. März.

Die Stimmung fängt an, bedenklich flau zu werden. Ein Eilbote von Villach her ist angekommen mit Meldungen für Exzellenz Neugebauer und den Landeshauptmann. Die Leute umringten ihn, er blieb aber stockstumm, schwang sich auf's Roß und ritt spornstreichs wieder davon, zum Villacher Thor hinaus. Wenn die Kuriere sich die Seekarpfen zum Muster nehmen, steht's immer schlimm.

Nachmittags packten wir das Silberzeug und die wichtigsten Wertsachen in Kisten, um sie gleich fortschaffen zu können. In der Handlung ist auch alles vorbereitet, und nur zum Schein liegt noch etliches Tuch auf den Gestellen.

25. März

Ein schöner Karsamstag das! Der Herr Landeshauptmann ist bei Nacht und Nebel durchgebrannt. Er müsse das ärarische Gut in Sicherheit bringen, ließ er seinen getreuen Klagenfurtern sagen. Um 7 Uhr wußt' es bereits die ganze Stadt. Im nu waren die Gassen voll Menschen. Die Verwirrung war unbeschreiblich, da niemand wußte, was eigentlich geschehen sei. Viele eilten zum Villacher Thor, weil sie glaubten, die Franzosen müßten jeden Augenblick anrücken. In ihrer tollen Angst stellten manche ihre Habseligkeiten auf die Straße, wie bei einem Hausbrand. Andere trugen ihre Betten in den Keller und verkrochen sich da, in der Meinung, jetzt und jetzt würde die Stadt beschossen werden. Viele ließen alles liegen und stehen und hatten nur den einen Gedanken, möglichst bald das Weite zu gewinnen. Man balgte sich um Pferde und Wagen. Die ersten und ärgsten darunter waren die Beamten. Selbst der ständische Schreiber, der nebenan wohnt, und der Acciseneinnehmer haben sich salviert. Der gestrenge Herr Regierungsrat Panzer hat gar mit einem Malterwagen*) vorlieb genommen, so bescheiden sind die Herrschaften auf einmal geworden. Um 10 Uhr war in der ganzen Stadt kein Fuhrwerk mehr aufzutreiben, und dem Vater wurden für seine Pferde über hundert Gulden geboten, wenn er sie herleihe; er hat es aber nicht gethan. Die Herren sind halt auch so fürsorglich, wie der Exzellenz-Graf, und es wär' ja wahrhaftig schade fürs Vaterland, wenn es solche Männer verlieren müßte.

Nach 11 Uhr kamen die ersten Estaffetten. Genaues konnte man von ihnen auch nicht erfahren. Nur so viel ist gewiß, daß die unsrigen bei Goggau eine Schlacht verloren haben, und daß der Erzherzog selber zweimal in Lebensgefahr gekommen ist. Die Franzosen sollen Tarvis geplündert haben und auf Villach vorrücken.

Bei uns im Hause ist es natürlich auch bunt genug hergegangen. Besonders der Muhme Ursula war der Schreck in die Glieder geschossen. Sie that nichts als Rosenkranz beten, einen zum Schutz des Hauses und der fahrenden Habe, einen andern zur Errettung aus Feindesnot, einen dritten zur Bewahrung vor allen bösen Anfechtungen u. s. w.; es werden ihrer wohl ein Dutzend gewesen sein. Der Vater aber behielt den Kopf hübsch oben, und das freute mich sehr. Er traf in aller Ruhe seine Anordnungen, und während auf den Straßen

*) Zweiräderiger Karren zur Beförderung des Mörtels.

noch alles wirr durcheinander lief, wurde bei uns der Leiterwagen angespannt und fuhr mit der ersten Tuchladung nach St. Primus, wo die Waren in unserem Stadel untergebracht werden. Diese Besonnenheit ging denn endlich auch der Muhme Ursula ein, und sie war nur bös, daß ich keine Rosenkränze gebetet habe. Ich hätte kein Herz fürs Vaterland, meinte sie.

Der Sturm war aber doch so groß gewesen, daß wir alle bei Tisch wenig Hunger zeigten. Nur den Lehrbuben war die Aufregung nicht in den Magen gefahren, und sie schmausten für die anderen. Wenn dem Kaiser seine Soldaten so tapfer auf die Franzosen einhauen wollten, wie unsere Buben auf das Essen, dann könnt' er wohl heilaus lachen.

Der Vater wollte uns Frauenzimmer nach Wien wegschicken, aber die Muhme Ursula kann sich vom Haus nicht trennen, und ich will den Vater doch nicht allein lassen. Ich denke, man wird mit den Herren Franzosen schon reden können.

Nachmittags haben wir, die Muhme Ursula und ich, die Silbersachen und einen Teil des Tuchs nach Gurnitz in unsere Huben gebracht. Da der Vater von St. Primus nicht abkommen konnte, hat uns der Herr Jesse begleitet; denn ohne männlichen Schutz wäre die gute Muhme um keinen Preis gegangen; sie hat eine Angst, als ob jetzt schon hinter jedem Busch die Franzosen säßen. Wir haben übrigens alles so schön versteckt, daß die Herren Feinde lange danach suchen können. Sie müssen schon sehr gute Nasen haben, wenn sie es finden wollen.

Während der Wagen in die Stadt zurückfuhr, um die letzte Ladung zu holen, ging ich eine Strecke den Waldrand entlang. Ach, war's da schön! In der Ebene vor mir, da glitzerte das Licht auf den Dächern der Dorfhäuser, über den aufgelockerten, braunschholligen Feldern tanzte und flimmerte die Luft, und aus dem Wiesenboden, auf dem ich stand, drang's warm empor. Von der Grotte her rauschte der Wasserfall, und die Amseln im Holz schlugen hell und weich. Und was es da schon für Blüten und Blumen gab! Der Seidelbast mit seinem berauschenden, falschen Duft, Leberblümchen, Buschwindröschen, Eriken, Schneeglöcklein, und dann meine Lieblinge, die Veilchen. Ich pflückte mir einen vollen Strauß davon. Ach, es war so schön, und mir wurde so wunderlich ums Herz. Da lag das weite Land und wartete auf den Frühling und wußte nichts von Krieg und Not. Und mir ging's just so. Mir war, als ob ich mitten hinein gehörte in diese schöne, glückliche Natur, und wenn ich plötzlich Wurzel geschlagen hätte und ein Strauch oder ein Bäumlein geworden wäre, ich hätte mich gar nicht darüber gewundert. Wissen möcht' ich's wohl, ob so ein Baum es spürt, wenn der Saft in seinen Ästen schwillt und die Knospen sprengt. Das muß so bang und doch so froh sein, ich denke fast so, wie's in mir selber aussieht.

Ich ging wieder zurück. Der Wagen war noch nicht gekommen, die Muhme hatte es noch gar wichtig im Hause, der Herr Jesse aber saß auf der Bank unter dem Apfelbaum, bei dem's auch schon rötlich durch die Knospen sticht, und machte ein Gesicht, als ob er Essig geschluckt hätte. Darüber mußt' ich lachen, und jetzt erst blickte der Herr Jesse auf und bemerkte mich. Ich fragte ihn, was ihn so verdrießlich mache. Verdrießlich, meinte er, sei er nicht, aber voll Sorge wegen der schweren Zeiten, die noch kommen würden. 'Ja,' sagte ich, 'die kommen doch, ob man sich sorgt oder nicht. Warum soll man sich also die Lust an der ganzen Schönheit umher verderben lassen? Wird's dann schlimm, dann hat man doch wenigstens vorher seine Freude gehabt.'

Das war aber nicht nach seinem Sinn. Er antwortete mit gewohnter Umständlichkeit — manchmal denke ich, er hätte Prediger werden sollen — und malte die Gefahren, die uns allen bevorstünden, so schrecklich aus, daß man schier eine Gänsehaut bekommen konnte. Schließlich bat er mich, doch den Vorschlag des Vaters wegen der Flucht nach Wien zu beherzigen.

Ich aber sagte ihm, daß ich gar keine Lust hätte, mich wie die anderen Wertsachen beiseite schaffen zu lassen. Ich weiß nicht, wie mir das übermütige Wort entschlüpfte, und ich merkte wohl, daß er es mißbilligte, aber es war nun einmal gesagt. Eine Weile schwieg er still, dann begann er: es sei nicht klug, in einer solchen Sache zu scherzen. Die Franzosen hätten überall, wohin sie gekommen seien, Recht und Sitte mit

Füßen getreten, und insbesondere kein Bedenken getragen, Frauen und Jungfrauen gegenüber den nötigen Anstand und die schuldige Ehrerbietung gänzlich außer acht zu setzen.

Da mußt' ich doch wieder lachen. Es werde so schlimm nicht sein, antwortete ich ihm. 'Und übrigens,' sagte ich, 'wenn so ein Herr Franzose einmal wirklich ungebürlich werden sollte, dann halt' ich ihm einfach meinen Veilchenstrauß da unter die Nase. Ich möchte wissen, ob einer noch böse Gedanken haben kann, wenn er die schönen Blumen sieht.'

Und ich hielt ihm die Blumen vors Gesicht. Es war mir nur so eingefallen, und ich dachte mir gar nichts dabei. Er aber wurde ganz verwirrt, und ich glaube gar, er ist ein wenig rot geworden. Nach einer Weile fing er an zu reden, und ich sah, daß ihm die Worte schwer wurden. Er wisse wohl, sagte er, daß er kein Recht habe, sich in meine Angelegenheiten zu mischen. Er stehe ja bei meinem Vater nur in Dienst. Aber es wäre ihm eine Beruhigung gewesen, mich vor aller Gefahr geschützt zu wissen. Dabei blickten seine Augen recht traurig und treuherzig auf mich.

Um abzulenken, fragte ich, für wen er denn den schönen Strauß zusammengelesen habe, der vor ihm auf dem Tische lag. Er schaute mich groß an, dann sagte er mit einem eigentümlichen Ernst: 'Die will ich heute noch meinen Eltern aufs Grab legen. Die Mutter hat nichts lieber gehabt als Schneeglöcklein.'

Ich weiß nicht, warum mir diese Worte so seltsam ans Herz gingen. Eh' ich's selber überlegt hatte, reichte ich ihm meine Veilchen hin und bat ihn, sie neben den anderen Blumen auf den Grabhügel zu legen. Ich sehe noch, wie es in seinen blauen Augen aufschimmerte, ich spüre noch, wie er meine Hand drückte, und höre noch, wie innig er mir dankte. Das hatte ich nicht gewollt, aber ich war so überrascht und verwirrt, daß ich zu allem kein Wort sagen konnte. Ein Glück, daß in diesem Augenblick die Muhme und bald darauf der Wagen kam.

Die Heimfahrt — schon im Dunkeln — war recht schweigsam. Nur die Muhme suchte von Zeit zu Zeit ein Gespräch anzufangen, aber es verstummte immer wieder bald. Der Herr Jesse hat mich gern, das weiß ich jetzt, und er ist ein guter Mensch, den man bei all seinen Wunderlichkeiten achten muß. Vielleicht wär's mein Glück; es ist mir nur gar so scheu vor dem Gedanken.

27. März.

Der Ostersonntag war trübselig, es hat in Strömen geschüttet, und heute schaut der Himmel nicht viel freundlicher drein.

Wir hatten heute trotz der schlechten Zeiten eine große Jause; sogar Kaffee hat's gegeben. Die Tante Netti war da und die Frau Pogatschnigg und die Frau Stranger mit der Resi und der Mizi. Auch die Frau von Plazer hochedelgeboren mit ihrem Fräulein Tochter hat uns beehrt, und die Strangerischen Mädel haben ungeheuer dick mit ihr gethan; jedes dritte Wort war 'meine teure Sidonie'. Die Frau von Plazer hat erzählt, sie habe vorgestern im ersten Rummel auch daran gedacht zu fliehen, aber schließlich habe sie es nicht über das Herz bringen können, die ihr so liebe Stadt Klagenfurt zu verlassen. Die Tante Netti versäumte nicht, einer so rühmenswerten Gesinnung laut ihre Bewunderung zu zollen, sagte mir aber insgeheim, die Frau von Plazer sei nur zu geizig gewesen, den Wagen zu bezahlen.

Von den Franzosen wurden viele schreckliche Geschichten erzählt, und das teure Fräulein Sidonie hat eine ganz mörderische Furcht vor ihnen, obwohl sie unter Brüdern gerechnet schon gut ihre dreißig Jahre alt ist. In ihrer Angst hat sie übrigens drei Schalen Kaffee getrunken, zwei Stücke Reinling*) und sieben Schnitten von dem Anisbrot gegessen, das ich selbst gemacht habe. Ich hab's ihr genau nachgezählt.

Wir sind dann alle in die Stadtpfarrkirche zum Segen gegangen. Der Herr Dompropst Ortner hat gepredigt und die lieben Bewohner von Klagenfurt aufgefordert, standhaft auszuharren und dem Vaterland ein erhebendes Beispiel von Heldenmut zu geben. Das war sehr rührend, nur schade, daß ein gut Teil der lieben Bewohner von Klagenfurt vorgestern schon ausgerissen ist und bei dem Heldenmut nicht mehr

*) Eine in Kärnten sehr beliebte Art Kuchen.

mitwirken kann. Viele Leute haben bei der Predigt Thränen vergossen, besonders die Frauenzimmer. Auch die Muhme Ursula hat geweint. Das thut sie übrigens immer, wenn der Herr Dompropst predigt. Ich glaube, bei anderen Predigten nickt sie heimlich ein; der Herr Dompropst aber redet so laut, daß er sie immer wieder aufrüttelt, und so können ihr seine Worte recht ans Herz gehen.

28. März.

Heute sind die Kaiserlichen eingerückt. Sie lagern hinter Lerchenfeld, gegen das Kreuzbergel zu, und bei Waidmannsdorf. Es sollen gegen 15 000 sein. Das Magazin beim Victringer Thor haben sie niedergebrannt, damit die Vorräte nicht den Feinden in die Hände fallen. Ich denke, sie hätten die Lebensmittel wohl auch unter die Armen verteilen können.

Der Erzherzog Karl ist mit seinen Offiziers durchgezogen; es heißt, daß er nach St. Veit geritten ist, wo er sein Quartier aufschlagen will. Allgemein sagt man, es werde morgen zu einer Schlacht kommen; mir ist doch ein wenig schauerlich.

Nach dem Nachtessen bin ich mit dem Vater noch ins Türmlein hinaufgestiegen. Es war ein prächtiger Anblick, wie die Lagerfeuer in weitem Bogen durch das Dunkel flackerten. So der letzte Schlaf vor einer Entscheidung, der muß köstlich sein. Ich wollt', ich wär' ein Soldat.

(Fortsetzung folgt.)

# Liebes-Rebellen.

## Roman

von

**Roy Tellet.**

[8] Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Lise Landau.



### XIX.

Eine halbe Stunde darauf traf Dr. Vipan den jungen Mann noch im Atelier, wie er mißvergnügt zum Fenster hinausschaute.

„Was, ist die Sitzung schon zu Ende?“ rief der Doktor verwundert. „Ich denke, sie dauert immer bis halb eins.“

Carolath wandte sich hastig um. Er war ärgerlich auf sich selbst und auf die ganze Welt. Und gegen den Doktor hegte er einen ganz besonderen Groll; denn war er es nicht gewesen, der den erniedrigenden Plan ausgeheckt? Freilich, Carolath hatte sich dazu bereit erklärt; Errimas vorwurfsvolle Miene tauchte vor ihm auf, während des Doktors Stimme an sein Ohr klang.

„Ja, die Sitzung ist aus,“ entgegnete er; „wir werden überhaupt keine Sitzungen mehr haben.“

Mehr aus der Stimme und dem Wesen als aus den Worten des jungen Mannes hörte Dr. Vipan heraus, daß zwischen ihm und dem jungen Mädchen wohl nicht alles in Ordnung sein mochte. Aber das beunruhigte ihn nicht weiter. ‘Sie haben sich gezankt,’ dachte er; ‘das ist ein ganz gutes Zeichen; denn sie würden sich nicht die Mühe nehmen, zu zanken wären sie einander gleichgiltig.’

„Also ein kleines Mißverständnis?“ meinte der Alte fragend.

„Nein, durchaus nicht,“ entgegnete Carolath bitter. „Im Gegenteil, wir sind beide zu der Überzeugung gekommen, daß wir einander niemals etwas sein können.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte der Doktor erregt. „Haben Sie ihr denn einen Antrag gemacht?“

„Ja, ich denke, Sie wünschten es; oder war es nicht so?“

„Freilich, aber doch mit Vorsicht.“

„Nun, ich habe es eben ohne alle Vorsicht gethan.“

„Aber weshalb denn? Da Ihr Gefühl nicht beteiligt war, hätten Sie doch mit Überlegung zu Werke gehen sollen!“

„Was erwarteten Sie denn, Herr Doktor, als Sie Ihre Nichte und mich veranlaßten, beständig beisammen zu sein?“

„Das habe ich Ihnen ja gleich zu Anfang gesagt — ich erwartete, daß sie sich in Sie verlieben würde. Sie sind jung, hübsch, haben gewinnende Manieren.“

„Oh, lassen Sie doch das beiseite,“ unterbrach Carolath den Alten ungeduldig. „Sie meinten also, Ihre Nichte würde mich lieb gewinnen. Erwarteten Sie denn garnicht, daß ich mich in das junge Mädchen verlieben könnte?“

„Nein, durchaus nicht. Anderen war sie bisher nicht sonderlich anziehend erschienen. Und außerdem hatten Sie alle Ursache, die Weiber zu hassen.“

„Nun, dann lassen Sie mich Ihnen sagen, daß gerade das Gegenteil von dem geschehen ist, was Sie erwartet hatten. Nicht Ihre Nichte hat sich in mich verliebt, sondern ich mich in sie.“

„Nicht möglich! Ich dächte, Sie hätten mir erzählt, daß Sie nie wieder lieben könnten!“

„Wenn ich das gethan habe, so war ich ein Thor.“

„Ich sehe schließlich das Unglück nicht ein,‘ meinte der Doktor. „Es war ja gerade nicht unbedingt nötig, daß Sie Ihre zukünftige Frau liebten, aber sicherlich schadet es doch nichts.“

„Miß Ravenshaw wird niemals meine Frau werden.“

Dr. Vipan lächelte ungläubig.

„Sie wollen damit sagen, daß sie Ihnen heute einen Korb gegeben hat. Das ist kein Grund, weshalb sie morgen nicht einwilligen sollte. Sie kamen ein wenig plötzlich mit Ihrem Antrag. Die Frauen bedürfen immer einer gewissen Zeit, um sich mit einem neuen Gedanken vertraut zu machen. Kommen Sie im unrechten Augenblick damit, so werden Sie immer ein ‘Nein’ hören. Aber das sagen sie dann bloß, um Zeit zum Überlegen zu gewinnen.“

„In diesem Falle dürften Sie sich doch wohl täuschen, Herr Doktor. Errima würde mich niemals nehmen; offenbar haßt sie mich. Aber selbst wenn das nicht der Fall wäre, eine Verbindung zwischen uns beiden ist doch unmöglich.“

„Weshalb?“

„Weil ich ihr nicht zum zweitenmale einen Antrag machen würde.“

Des Doktors Stirn umwölkte sich. Aber gleich darauf wurde sie wieder hell. Hier spielte ja nur die verletzte Eigenliebe des Bewerbers mit, und die würde man sicherlich überwinden können.

„Sie dürfen den Korb nicht gar so ernst nehmen,“ meinte Dr. Vipan.

„Sie verstehen mich offenbar nicht, Herr Doktor,“ entgegnete Carolath stolz. „Meine erste Werbung schon war eine Schändlichkeit, und ich will sie nicht zum zweitenmale begehen.“

„Eine Schändlichkeit — wie meinen Sie das?“ fragte der Doktor unruhig. Seine Augen begannen zu funkeln, und seine dünnen, blassen Lippen bebten.

„Nun, ist's nicht eine Schändlichkeit, wenn ein Mörder es wagt, um die Hand eines so süßen, unschuldigen Wesens, wie Errima, zu werben?“

„Sie haben sich nun einmal dazu verpflichtet.“

„Ja, zu meiner Schande muß ich das eingestehen. Aber damals war ich nicht bei klarer Besinnung. Der Gedanke daran, wie man meine eigenen Gefühle mißhandelt, hatte mich toll gemacht. Ich haßte die Weiber und bildete mir ein, sie verdienten keine Schonung. Aber bald kam ich wieder zur Vernunft. Als ich Errima zuerst sah, fühlte ich Mitleid für sie; allmählich lernte ich sie lieben. Nimmermehr hätte ich um sie geworben, nur um Ihnen, Herr Doktor, einen Dienst zu erweisen. Im Gegenteil, ich war fest entschlossen, nichts dergleichen zu thun; aber ehe ich es noch recht wußte, hatte ich sie so lieb gewonnen, daß mir jene Worte gegen meinen Willen entschlüpften. Ich habe

niedrig und verächtlich gehandelt und will es nicht noch einmal thun."

Während Carolath sprach, hatte der Doktor seinen durchdringenden Blick nicht von ihm abgewandt. Die gewöhnliche Blässe seiner eingesunkenen Wangen hatte sich in aschfarbenes Grau verwandelt. War es denn möglich, daß sein Plan — der Plan, von dem so viel für ihn abhing — durch diesen unüberlegten Jüngling zunichte werden sollte? Noch mußte er sich beherrschen. Er wollte versuchen, den Schaden wieder gut zu machen, wenn es noch irgend möglich war. Welchen Trumpf sollte er zuerst ausspielen? Vielleicht vermochte er das Gefühl der Dankbarkeit in dem jungen Menschen zu wecken.

„Ich will nicht vergessen, Mr. Edwardes," begann er ruhig, „daß Sie jetzt in einem Augenblick großer Erregung sprechen. Deshalb will ich Ihren Worten auch kein allzu großes Gewicht beilegen. Denn ich kann unmöglich glauben, daß Sie sich einem Manne gegenüber undankbar zeigen wollen, der bemüht war, Ihnen nur Gutes zu erweisen."

„Es thut mir leid, aber ich kann nicht anders," entgegnete Carolath fest. „Ich liebe Errima zu innig und aufrichtig, als daß ich sie zu mir hinabziehen wollte. Hätte ich sie gehaßt, wie es ja möglich gewesen wäre, so hätte ich Ihr Werkzeug werden können. Aber da ich sie liebe, ist das nicht denkbar."

„Und alle meine Pläne, alle meine Hoffnungen sollten also vernichtet sein!" rief der Doktor heftig; „was für Thoren sind doch die Menschen, immer von 'Liebe' zu reden! Sehen Sie denn nicht, daß das nur ein leeres Wort ist? Nichts ist die Liebe, als das Aufschäumen des jugendlichen Blutes. Sie hätten sich genau so verliebt, wenn Sie mit irgend einem andern jungen Mädchen so beständig beisammen gewesen wären. Ihr seid alle gleich; über eure Jugend könnt ihr nicht hinaus. Ihr seid die willenlosen Opfer eures Geschlechts. Man kann euch nur bemitleiden!"

„Die wahre Liebe ist ein hohes, heiliges Gefühl," sagte Carolath sehr ernst, „und ich will nichts thun, womit ich sie schände."

„Unsinn! Die Liebe ist ein Wahn, und Sie sind wahnsinnig. Sie behaupten zu lieben und wollen nichts versuchen, den Gegenstand Ihrer Neigung zu erringen. Giebt es denn eine größere Thorheit?"

„Aber Sie kennen doch meine Gründe, Herr Doktor. Wäre ich Errimas würdig, mein Leben wollte ich daran setzen, sie zu gewinnen. Aber ich bin es nicht. Und nie würde ich von ihr verlangen, ein Leben wie meines mit mir zu teilen; dazu ist meine Liebe zu groß!"

Ein Geräusch ließ sich hinter dem Wandschirm vernehmen, während Carolath sprach, aber keiner von den beiden hörte es. Carolath glühte vor Erregung, während der Doktor ganz bleich war vor innerer Aufregung, die er kaum noch zu unterdrücken vermochte.

Jetzt zog er, anstatt zu antworten, die Uhr heraus. Selbst in den Augenblicken höchster Erregung vermochte er seine Experimente nicht zu vergessen.

„Ich kann mich jetzt hier nicht länger aufhalten," sagte er. „Ich muß in mein Laboratorium zurück. Es wäre mir lieb, wenn Sie auf einige Minuten mit mir kämen."

Carolath zeigte sich bereit und folgte dem Alten die Treppe hinunter über den Hof in das Laboratorium. Als sie sich dem Gebäude näherten, hörten sie schon das taktmäßige Arbeiten der Dynamomaschine, das die Wände zu erschüttern schien, und als sie die Thür öffneten, vernahmen sie ein Schwirren und Rauschen, und wie eine breite, blaue Flamme sahen sie es durchs Zimmer huschen. Carolath wäre am liebsten umgekehrt. War hier vielleicht ein Ausweg, wie man sich seiner entledigen konnte?

„Kommen Sie nur," sagte jetzt der Doktor. „Ich glaube wohl, daß es hier ein bißchen ängstlich aussieht, aber Gefahr ist nicht vorhanden."

Während dieser Worte betrat er den Raum, und Carolath folgte ihm. Der Doktor ging an einen der Seitentische und prüfte dort einen komplizierten Apparat.

„Alles in schönster Ordnung," bemerkte er dabei. „In letzter Zeit habe ich viele Mißerfolge gehabt. Aber selbst wenn jedes Experiment glückte und zu dem gewünschten Resultat führte, die Zeit, die dem Menschen zu leben vergönnt ist,

wäre doch noch viel zu kurz, als daß er all seine Pläne ausführen könnte. Und meine Zeit ist nur noch kurz! Wie viel habe ich begonnen, was ich nie zu Ende führen werde! Der Gedanke hat etwas Grausames. Ich wünschte, Sie würden mein Schüler und vollendeten, was ich angefangen. Sie sind intelligent, Sie besitzen ein gut Teil der nötigen Vorbildung. Und was könnten Sie sich schließlich besseres für Ihre Sicherheit, für Ihre eigene Annehmlichkeit denken? Sie bleiben noch eine Zeitlang hier in der Verborgenheit, bis Ihnen der Bart gewachsen und Ihre Angelegenheit vergessen ist. Dann können Sie getrost unter einem neuen Namen Ihren Platz in der Welt wieder einnehmen. Oh, lassen Sie sich doch zu Ihrem eigenen Besten raten, Elton!"

Der Doktor sprach eindringlich — fast zärtlich, und zum Schluß legte er seine Hand auf Carolaths Schulter.

„Ihr Anerbieten ist gut gemeint, Doktor, aber ich würde Ihnen nur im Wege sein. Ich finde keinen Geschmack an Experimenten."

„Daran würden Sie sich gewöhnen," entgegnete der Doktor eifrig. „Sie würden sehr bald Freude daran haben."

„Es ist unmöglich, Doktor!"

Der Alte blieb einige Augenblicke still. Als er dann endlich wieder zu reden anfing, lag etwas unendlich Feierliches in seiner Stimme: „Sie sollen wissen, Elton, daß ich Sie lieb gewonnen habe. Ich fühle, daß ich alt und schwach werde. Mir bleibt nicht so viel Zeit zum leben, wie ich einst geglaubt. Ich wäre glücklich in dem Gedanken, daß ich einen Menschen zurücklasse, der mein Werk fortführen würde. Ich möchte einen Erben haben, einen Erben meiner Wissenschaft. Und ich habe gehofft, daß Sie das sein würden. Wenn ich Ihnen auch nicht das Leben gegeben habe, so habe ich es Ihnen doch gerettet."

Dieser Beweis von Zuneigung bei einem Menschen, der sonst stets kalt und gefühllos erschien, rührte Carolath. Und als er dem Doktor jetzt ins Antlitz schaute, sah er etwas, was er bisher nicht beachtet hatte. Der Doktor schien plötzlich um Jahre gealtert. Das dünne Haar war noch dürftiger und weißer, die Wange eingefallen, der Unterkiefer hatte sich nach vorn geschoben; die schlanke Figur schien gebeugt und zusammengeschrumpft. Das Alter, gegen das er bisher so siegreich angekämpft, hatte ihn ganz plötzlich übermannt. Das alles sah Carolath, und er bemühte sich, dem Alten freundlicher zu antworten.

„Glauben Sie mir, Herr Doktor, daß ich Ihnen dankbar bin für das Obdach, das Sie mir gewährt. Und ich hoffe, daß ich eines Tages imstande sein werde, mich Ihnen erkenntlich zu zeigen."

„Aber eben jetzt können Sie das, wenn Sie nur wollten," meinte Dr. Vipan. „Und Sie bringen mir etwa kein Opfer damit, denn indem Sie mir einen Dienst leisten, schaffen Sie sich Ihr eigenes Glück. Glauben Sie mir, meine Nichte nimmt Sie zum Gatten, wenn Sie nur die Geduld nicht verlieren. Sie werden sich eines Besseren besinnen, nicht wahr? Sie werden mir nachfühlen und mich, der ich Ihnen zu helfen suchte, nicht verlassen! Sie ahnen ja nicht, wie viel von Ihnen abhängt. Jetzt ist's zu spät, um in der erforderlichen Zeit noch einen anderen Gatten für Errima zu finden. Ich habe mich auf Sie verlassen, indem ich Ihrem Wort als Ehrenmann geglaubt! — Nein, nein — bitte, unterbrechen Sie mich nicht — ich sage nur, was gesagt werden muß. Sie sollen sehen, daß ich dankbar bin — sehr dankbar. Neulich bot ich Ihnen tausend Pfund, wenn Sie auf meinen Vorschlag eingingen; aber ich will Ihnen auch fünftausend, ja zehntausend Pfund geben, wenn Sie wollen. Bedenken Sie doch, was das heißt! Auf der einen Seite Sicherheit, Wohlstand und Glück, mit dem Mädchen, das Sie lieben; auf der anderen Seite — aber nein, das will ich lieber gar nicht erwähnen. Sie sind zu gut und ehrenhaft, um mich zum äußersten zu treiben!"

Er schwieg und harrte in atemloser Spannung der Entgegnung Carolaths. Dieser hatte des Alten Andeutung wohl verstanden; wenn er sich dem Verlangen des Doktors nicht geneigt zeigte, so stand ihm Armut, Gefängnis, ja, der Galgen in Aussicht. Aber eine so starke Stütze der Tugend ist wahre Liebe, daß Carolath auch nicht einen Augenblick mit seiner Antwort zu zögern

brauchte. Hätte doch der Alte nur etwas anderes von ihm verlangt! Aber gerade dies eine, nein, das konnte er ihm nicht gewähren! Errimas Antlitz stieg vor ihm auf, und mit diesem Antlitz vor Augen konnte er in seinem Entschluß nicht schwankend werden. Was war ihm alles Geld des Doktors, wenn er es nur durch die Entheiligung seiner Liebe zu erringen vermochte!

„Ich kann Ihnen keine andere Antwort geben," sagte Carolath jetzt, „Ihren Wunsch kann ich nicht erfüllen."

Dr. Vipan nahm seine Hand von der Schulter Carolaths.

„Sie meinen, Sie wollen nicht," entgegnete er gehässig.

„Ich meine, ich kann es nicht, selbst nicht, wenn ich Sie mir dadurch verpflichte."

Der Doktor versuchte es noch einmal auf eine andere Art.

„Ja, sind Sie denn toll?" rief er barsch. „Ich habe Ihnen Schutz geboten. Jetzt stelle ich Sie vor die Wahl zwischen Wohlhabenheit und Armut. Sind Sie denn wirklich solch ein Thor, um einer flüchtigen Laune willen das Gute von sich zu weisen!"

„Nennen Sie mich meinetwegen einen Thoren," sagte Carolath, „aber auf Ihren Vorschlag kann ich nicht eingehen."

„Und das ist Ihr letzter Entschluß? Bedenken Sie wohl, ehe Sie antworten!"

„Es ist mein letzter Entschluß."

Dr. Vipan schritt in kaum verhaltenem Zorn im Zimmer auf und ab. Jetzt hielt er vor Carolath inne und sagte mit funkelnden Augen:

„Haben Sie vergessen, daß Ihr Leben in meiner Hand ist?"

„Nein, durchaus nicht," entgegnete Carolath ruhig.

„Ein Wort von mir an die Polizei kann Sie an den Galgen bringen."

„Aber Sie werden das Wort nicht sprechen," antwortete Carolath. „Dazu sind Sie zu großmütig."

„Großmütig! Solche Sentimentalitäten überlasse ich Narren. Sie haben ja so viel Gefühl — weshalb haben Sie denn keines für mich? Begreifen Sie denn nicht, was das heißt, sein Leben einem bestimmten Zweck gewidmet zu haben — einem Ziel — und dann zu sehen, daß man es nicht durchführen kann, daß die Erfolge, die man mit Recht erwarten darf, nicht kommen wollen — daß der Tod einem auf dem halben Wege zum Ziel ins Antlitz starrt! Ist das noch nicht genug für mich, müssen auch Sie mir noch Widerstand leisten?"

Einen Augenblick lang schwieg er, dann fuhr er fort, und es schien Carolath, als wären aller Zorn und alle Hoffnung aus dem Antlitz des Alten geschwunden.

„Hören Sie mich an: Ich lasse Ihnen noch einmal Zeit: Entweder erklären Sie mir morgen früh, daß Sie einwilligen zu thun, was ich von Ihnen verlange, oder ich liefere Sie der Polizei aus."

„Ich verstehe," sagte Carolath.

Er mochte nichts mehr hinzufügen. Sein einziger Wunsch war, diesem Gespräch ein Ende zu machen. Schweigend wandte er sich und verließ das Laboratorium.

## XX.

Auf dem Wege vom Laboratorium nach seinem Zimmer hin hatte er seinen Entschluß gefaßt. Es blieb ihm nur eines — die Flucht. Freilich setzte er sich damit einer großen Gefahr aus, und andererseits wieder bot sich ihm nur so die einzige Aussicht auf Rettung. Wenn er blieb, so war sein Geschick besiegelt. Er mußte sich die Frist zu nutze machen, die der Doktor ihm bis zum nächsten Morgen gewährt, damit er sich eines besseren besänne. Am Tage konnte er nicht fort, aber sobald die Nacht hereinbrach, mußte er das Haus verlassen und bis Tagesanbruch schon eine gute Strecke zurückgelegt haben. Die Flucht an sich bot wenig Schwierigkeiten. Miß Vipan würde, das wußte er, am Abend aus sein; der Doktor blieb immer bis spät in die Nacht hinein in seinem Laboratorium. So hatte er nur nötig, sich unter irgend einem Vorwand auf sein Zimmer zurückzuziehen und die Gelegenheit abzuwarten,

bis er unbeobachtet die Treppen hinunterschlüpfen und durch die vordere Hausthür entweichen konnte. Er war ja hier kein Gefangener, der unter Aufsicht stand! Nein, das Fortkommen würde ihm sicherlich keinerlei Schwierigkeiten machen. Die wirkliche Gefahr begann erst, wenn seine Flucht entdeckt wurde, oder vielleicht auch schon vorher, wenn die Polizei immer noch auf den Mörder der Cora Hamilton fahnden sollte. Zwei Monate waren seit jener That freilich schon verflossen, und man durfte annehmen, daß der erste Eifer des Nachforschens vorüber war. Sobald aber der Doktor die Polizei von neuem auf die Spur des Mörders lenken würde, erwachte und verdoppelte sich die Gefahr; doch hoffte Carolath bis dahin eine neue Zufluchtsstätte gefunden zu haben, obgleich er sich vorläufig noch keine rechte Vorstellung machen konnte, wohin er sich wenden sollte. Aber alles andere war ratsamer als hier zu bleiben, wo er sich jetzt befand.

Carolath besaß nur wenig Geld, nur einige Münzen, die er damals, als er seine Wohnung verließ, in der Tasche gehabt. Während der zwei Monate, welche er hier verbracht, hatte er keine Gelegenheit gehabt, das Geld auszugeben. Auch im Besitze seiner alten Kleider befand er sich noch. Sie waren freilich nicht mehr gut, und die Gefahr, entdeckt zu werden, mehrte sich, wenn er sie trug, aber er konnte es nicht über sich gewinnen, etwas mitzunehmen, was eigentlich Eigentum des Doktors war, und wenn es sich auch nur um einen Kragen handelte.

Er verbrachte den Tag über in seinem Zimmer, nachdem er dem Diener gesagt hatte, daß er sich unwohl fühlte und seine Mahlzeiten allein nehmen wollte. Vor allem lag ihm daran, ein Zusammentreffen mit Errima zu vermeiden, da ein solches für beide Teile nur peinlich sein konnte; außerdem war er seiner selbst nicht sicher; er fürchtete, bei ihrem Anblick all seine guten Vorsätze zu vergessen. Durch den Diener erfuhr er, daß auch Errima sich auf ihr Zimmer zurückgezogen hätte, weil sie sich nicht wohl fühlte.

Da am Abend niemand zum Diner erschien, wurde es sehr früh still im Hause. Vom Fenster seines Schlafzimmers aus konnte Carolath beobachten, wie die Sonne langsam am Horizont niederging und sanftes, bläuliches Zwielicht sich dichter und dichter auf die Landschaft senkte, bis sie schließlich im Schatten der Nacht ganz dunkel dalag. Aber mit dem Mond hatte er nicht gerechnet, der eben blaß am Himmel emporstieg. Jetzt konnte er nicht länger zögern. Vorsichtig öffnete er seine Thür und spähte hinaus. Niemand zu sehen! Hastig schlüpfte er die Treppen hinunter — er brauchte ja nicht mehr den Invaliden zu spielen — öffnete lautlos die Hausthür und gelangte, sie leise schließend und allem Anschein nach unbeobachtet, ins Freie.

Es war eine ruhige, klare Nacht. Über ihm erfüllte der Mond mit bleichem, gespenstischem Licht die Atmosphäre, ihm zu Füßen kroch ein dünner, feuchter Nebel den Erdboden entlang. Carolath wußte nicht, welchen Weg er einschlagen sollte. Er hatte die Hampstead-Heide nur das einzige Mal betreten, als er mit dem Doktor zusammentraf. Gern wäre er den Weg, den er damals gekommen, zurückgegangen, aber er fand sich nicht zurecht. Allmählich kam ihm das Gefühl seiner Freiheit zum Bewußtsein. Er war bis jetzt in Gefangenschaft, wenn auch in freiwilliger, gewesen; nun fühlte er sich wie erlöst. Er atmete tief auf — das war der Lebensodem der Freiheit! Freilich, er war jetzt ein Flüchtling; noch trug er Fesseln, wenn auch unsichtbare. Immerhin hatte er es wenigstens erreicht, aus seiner Gefangenschaft zu entweichen; mit Wonne durchkostete er das Gefühl der körperlichen Freiheit, daß seine Füße ihn tragen durften, wohin er immer gehen wollte.

Natürlich dachte er daran, London aufzusuchen, den Zielpunkt so vieler Flüchtlinge, die übervölkerte Einöde, in der jedes Einzelwesen untergeht. Und jetzt, im hellen Licht des Mondes vermochte er seine Umgebung so deutlich zu erkennen, daß er wohl imstande zu sein glaubte, den Weg nach der Stadt zu finden. Eine Zeitlang eilte er hastig fort. Aber dann hielt er plötzlich inne.

Er hatte eine Stelle erreicht, von der aus er durch die Büsche hindurch das Glitzern und Leuchten einer Wasserfläche bemerken konnte. Es

kam von einem der Haideteiche, nicht jenem, in welchem er vor zwei Monaten seinem Leben ein Ende machen wollte, sondern von einem, der noch versteckter und lockender dalag. Dieser unerwartete Anblick gab seinen Gedanken plötzlich eine ganz andere Richtung und hemmte seine Schritte. Ganz in der Nähe stand eine Bank, und mit müder Bewegung ließ er sich darauf nieder.

„Wie thöricht ist's doch," sagte er zu sich selbst, „so davonlaufen zu wollen! Als ob man seinem Schicksal entgehen könnte! Viel einfacher ist's doch, ihm ruhig ins Antlitz zu sehen und ein Ende zu machen. Weshalb will ich denn noch leben? Wenn ich eines Tages — und sei er auch noch so fern — Errima gewinnen könnte — dann wüßte ich, wofür ich zu leben hätte; aber so lohnt's nicht der Mühe."

Er lachte bitter auf; sein Blick war auf seine Hände gefallen, die im Mondenschimmer kalkweiß erschienen.

„Wer würde glauben, daß Blut an ihnen klebt — Blut, das niemand hinwegwaschen kann — das mich für immer von Errima trennen muß. Ich will nicht weiter wandern. Das beste ist, ich mache hier allem ein Ende."

Er neigte den Kopf in die Hände und saß, nichts sehend und hörend, ganz in seine trüben Gedanken versunken da. Dann schien es ihm, als gingen sie langsam in sanfte Träume über. Er glaubte, einen weichen Arm um seinen Nacken zu fühlen, und eine warme, zarte Wange lehnte sich an die seine. Erschreckt und verwirrt fuhr er empor. Wachte er denn wirklich? Errima lag in seinen Armen!

„Oh, mein Lieb," rief er, „so hast du mich trotz allem gern?" Er konnte nur diesen einen Gedanken fassen. Konnte es denn wahr sein? Gehörte sie wirklich ihm? Er preßte sie an sich und bedeckte ihre Lippen mit Küssen; er glaubte vor Seligkeit sterben zu müssen.

Dann, als er sich ein wenig beruhigt, ließ er sie neben sich sitzen und sagte, ihr ins Antlitz schauend:

„Weshalb hast du mir es denn nicht gesagt, als ich dich fragte?"

„Weil ich nicht daran glaubte, daß du mich wirklich liebtest."

„Aber jetzt glaubst du es doch?"

„Freilich, sonst wäre ich dir ja nicht gefolgt."

„Aber wie kamst du denn zu der Überzeugung?"

„Ich hörte deine Unterhaltung mit dem Onkel im Atelier mit an. Danach konnte ich nicht länger zweifeln. Aber weshalb siehst du jetzt wieder so traurig aus?"

Wirklich hatte sich auf Carolaths Antlitz ein Schatten gelegt. Er zog seinen Arm zurück, mit dem er sie umschlungen gehalten.

„Verzeihe mir," sagte er dann, „ich kann mir nicht vergeben. Als ich dich im Arme hielt, hatte ich alles vergessen. Ich kann — ich darf dich nicht lieben, Errima! Wenn du unserer Unterhaltung im Atelier zugehört, so mußt du auch vernommen haben, daß ich deiner unwürdig bin!"

„Ja, ich hörte wohl, daß du es sagtest, aber ich glaube es nicht."

„Es ist wahr," sagte Carolath, das Haupt in den Händen bergend.

„Für mich ist es nicht wahr," meinte Errima. „Ich frage nicht danach, was du begangen hast, jetzt da ich weiß, daß du mich liebst."

„Aber du weißt nicht, was ich gethan. Ach, wenn wir einander doch früher kennen gelernt hätten! Wie glücklich wären wir mit einander geworden!"

„Ich bin auch jetzt glücklich, oder vielmehr ich wäre es, wenn du nicht gar so traurig dreinschauen wolltest." Und sie schmiegte sich enger an ihn.

Carolath entzog sich ihr sanft. Er mußte fest bleiben; sie war unschuldig, er schuldbeladen! Der Gedanke an sein Verbrechen, der schon zu verblassen begonnen hatte, erwachte jetzt, da Glück und Liebe greifbar vor ihm standen, zu neuem, entsetzlichem Leben.

Er raffte sich zu einem Entschlusse auf. Diesem Gespräch mußte er ein Ende machen, Errima unberührt den Ihren zurücksenden und ihr nie wieder vor Augen kommen. Er erhob sich zusammenschauernd; die Nachtluft war kühl und feucht, und in ihm selbst schien alles zu Eis erstarrt.

„Errima," begann er, mit stummem Schmerz in das zu ihm aufschauende Gesichtchen blickend, „ich muß dich lassen! Wir wollen uns lebewohl sagen und einander vergessen."

„Ich kann dich nicht vergessen, und ich verlasse dich nicht."

„Mach' mich nicht wahnsinnig, Errima," stöhnte er auf. „Ich habe noch eine schwere Pflicht vor mir, und du erschwerst sie mir noch."

„Kann ich denn dafür?" rief sie aus. „Wenn du nicht bist wie andere Männer, so bin ich auch nicht wie andere Mädchen. Ich konnte dich hassen, als ich noch glaubte, daß du nur mit mir spieltest, aber nun ich mich wirklich geliebt weiß, kann ich alles für dich thun!"

„Du süße Unschuld," sagte Carolath, traurig den Kopf schüttelnd. „Ich sehe wohl, ich muß dir alles beichten. Und doch hätte ich das furchtbare Geheimnis gern vor dir verschwiegen, damit du mich nicht ganz verabscheust."

„Ja, sage mir nur alles — ich bin auf das Schlimmste gefaßt. Was es auch immer sein mag, meine Gefühle für dich wird es nicht ändern."

Eine Wolke verhüllte jetzt die helle Scheibe des Mondes; Carolath benutzte das Dunkel und sich dicht zu Errima neigend, sagte er mit heiserer Stimme:

„So höre: In einem Wutanfall habe ich einen Mord begangen."

Errima zuckte unwillkürlich zurück. Die Mitteilung war zu überwältigend, zu unfaßbar.

„Oh, das kann nicht sein," rief sie klagend, „das ist ja nicht möglich! Du willst mich nur erschrecken!"

„Nein, es ist die einfache Wahrheit," entgegnete Carolath. „Ich wußte ja, wie es kommen würde; jetzt hassest du mich!"

Wie wenig kannte er noch das Frauenherz. Ein Mann wäre vielleicht nach dieser Enthüllung entsetzt vor ihm zurückgewichen. Nicht so die Frau, die ihm einmal ihr Herz geschenkt. „Ich dich hassen!" rief sie eifrig. „Oh, wie kannst du nur so reden! Was du auch gethan haben magst, ich kann nichts als dich lieben, ja ich liebe dich vielleicht jetzt um so zärtlicher!"

Einen Augenblick lang starrte er sie verwirrt, ungläubig an. Dann, als ihm allmählich die Erkenntnis aufdämmerte, daß selbst das furchtbare Verbrechen, welches eine unübersteigbare Schranke zwischen ihm und der übrigen Menschheit gezogen hatte, machtlos war gegen ihre Liebe, zog es wie unendliche Glückseligkeit in sein Herz, und strahlend rief er:

„Verstehst du mich, verstehst du mich denn wirklich, Errima, und kannst mich doch lieben, kannst einen Mörder lieben?"

Sie standen dicht bei einander. Er hatte die Arme ausgestreckt, fast ohne es zu wissen. Als einzige Antwort lehnte Errima ihr Köpfchen an seine Schulter, und seine Arme umschlangen sie.

„Oh, mein Lieb'," sagte er ein über das andere Mal, sie leidenschaftlich küssend.

„Als ob ich etwas dafür kann, daß ich dich liebe," flüsterte sie.

Dann ließen sie sich Seite an Seite nieder, und Carolath begann wieder mit selbstquälerischen Zweifeln sich zu beschäftigen.

„Wie darf ich nur darein willigen, mein Lieb, daß du ein so elendes Leben mit mir teilst? Es ist ja kaum ein Leben zu nennen, und jeden Tag kann es am Galgen seinen Abschluß finden! Bisher haben sie mich nicht entdeckt, weil es niemandem einfiel, mich bei Dr. Vipan zu suchen. Aber jetzt, da ich keine Zufluchtsstätte mehr habe, wird mein Geschick mich wohl sehr bald ereilen."

Errima schauderte bei dem Gedanken an die Gefahr, in der Carolath schwebte, aber nichts konnte sie in ihrem Entschlusse wankend machen.

„Du wirst ihnen schon entgehen," meinte sie beruhigend, „sie werden doch endlich müde werden, nach dir zu suchen. Und ich bleibe bei dir, denn ich möchte nicht leben ohne dich."

Als er sie immer weiter noch mit seinen Zweifeln quälte und sie, obgleich ihm das Herz dabei blutete, fragte, ob es nicht besser wäre, wenn sie zu ihrem Onkel zurückkehrte, um dort den Ausgang all dieser Ereignisse abzuwarten, da unterbrach sie ihn fast zornig:

„Bitte, sprich mir nicht mehr davon. Du weißt ja, was für ein Leben ich dort geführt habe. Außer dir hat mich noch niemand auf der Welt lieb gehabt. Du bist mein alles, und ich gehe nur von dir, wenn du mich fortjagst."

Er sie fortjagen! Er lächelte fast bei dem Gedanken. Und dann preßte er sie leidenschaftlich an sich und bedeckte das Gesichtchen, das auf seiner Schulter ruhte, mit heißen Küssen. In diesem Augenblick empfanden sie beide nichts als Glückseligkeit.

Dann begann er, ihr seine Geschichte zu erzählen; er that es, ohne ihr etwas zu verbergen, ohne etwas zu beschönigen. Mit ernster Teilnahme lauschte sie seinen Worten. Am Schlusse sagte sie zu seiner größten Verwunderung:

„Weißt du, eigentlich freue ich mich, daß Cora so schlecht war.“

„Weshalb denn, mein Herz?“

Sie schmiegte sich enger an ihn, während sie antwortete:

„Ja, wenn sie gut gewesen wäre, hättest du mich nie geliebt!“

Da hatte sie recht — und doch! Caroliths Gedanken befanden sich in einem seltsamen Zwiespalt. So zärtlich er sie auch liebte, vermochte er doch nicht, nach Frauenart nur an seine Liebe zu denken. Hätte Cora ihn durch ihre Schlechtigkeit nicht zum Wahnsinn getrieben, so läge jetzt keine Schuld auf seiner Seele. Aber freilich — dann hätte er auch das süße Geschöpf da an seiner Seite nie kennen gelernt! Er vermochte es nicht, sich zu einer klaren Anschauung durchzuringen; wie in einer Art geistiger Hilflosigkeit stand er vor dem unerschlossenen Mysterium des menschlichen Lebens.

Wie lange sie so, Seite an Seite gelehnt, dagesessen, der Gefahr nicht denkend, sich nur ihres Glückes freuend, das wußten sie beide nicht. Die Zeit ist nur ein Modus des Denkens, und wenn das Denken hinübergleitet in das freundliche Reich des bloßen Empfindens, hört auch die Zeit auf.

Dann begannen sie von Errimas bisherigem Leben zu plaudern. Wirkliche Güte hatte sie nie kennen gelernt; sie nahm an, der Onkel und die Tante hätten sich ihrer aus Mitleid angenommen, wären aber der Last bald überdrüssig geworden. Sie hatte in nichts einen eigenen Willen haben dürfen; all ihre Anlagen und Neigungen waren erstickt und unterdrückt worden. So hatte sie sich allmählich ganz in sich selbst zurückgezogen und war scheu und mißtrauisch geworden. Ihr ganzes Leben lang hatte sie sich nach Liebe gesehnt und hatte sie nicht gefunden. Den Onkel und die Tante zu lieben, war ihr unmöglich gewesen, ja sie bekannte offen, daß sie eher Haß gegen die beiden empfand. Sie hatte viel gelesen, und was sie von der Welt und den Menschen wußte, schöpfte sie zumeist aus ihren Büchern. Bevor Carolath kam, hatte man sie viel in Gesellschaft geführt; aber ihr lag nichts daran, denn sie wußte, daß man es nur that, um einen Gatten für sie zu finden. Sowohl der Onkel als auch die Tante hatten ihr gegenüber gar kein Geheimnis daraus gemacht, daß sie das Mädchen sobald als möglich los sein wollten. Aber Errima war es nicht eingefallen, diesen Plan zu unterstützen und die jungen Leute zu begünstigen, die versucht hatten, sich ihr zu nähern. Sie wollte sich nicht verheiraten lassen; sie wollte nach eigenem Sinn ihre Wahl treffen, wann sie es an der Zeit hielt. Sie wußte, daß sie mit einundzwanzig Jahren majorenn wurde, und dann hatte sie das Haus ihrer Verwandten verlassen und sich ihr Brot draußen in der Welt verdienen wollen. Sie hätte dann freilich ein Leben voll Mühen und Entbehrung, aber doch ein Leben voll Unabhängigkeit vor sich gehabt. Dann war Carolath plötzlich unter so geheimnisvollen Umständen ins Haus gekommen. Von Anfang an hatte sie eine Neigung für ihn gefaßt. Aber sie war überzeugt gewesen, daß er mit den Verwandten gegen sie im Bunde war, und deshalb hatte sie ihn, wie alle die anderen, abgewiesen. Aber dann, als sie die Unterhaltung im Atelier mitangehört, die ihr den Beweis seiner aufrichtigen Liebe gab, hatte sie ihre Weigerung bereut.

„Als ich erst deiner Liebe sicher war,“ fügte sie hinzu, „da zögerte ich nicht länger. Ich konnte dich nicht gehen lassen, nun, da ich wußte, du liebtest mich wirklich.“

Er küßte sie zärtlich und sagte:

„Das Schicksal hat zwei Opfer zusammen geführt; wir wollen uns unseres Glückes freuen, so lange es uns noch vergönnt ist.“

(Fortsetzung folgt.)

# Feuilleton.

## Die Wassertrinker.

Von

**Fritz Skowronnek.**

(Nachdruck verboten.) (Übersetzungsrecht vorbehalten.)

Wie ein Alb lagerte die gewitterschwangere Schwüle des Sommertages auf der weiten Seefläche. Kein Lufthauch kräuselte den glatten Spiegel, über dem die Luft flimmerte und gleißte. Wie tot lag der Wald, kein summender Käfer störte die Stille. Auch der unermüdliche Rohrschwätzer, der emsig an den grünen Halmen auf und ab kletterte, schwieg; er hatte zu viel zu thun mit den Goldkäferchen, die schläfrig auf den Blättern hockend ihm zur leichten Beute wurden.

Mich hatte die drückende Schwüle vom See vertrieben. Halb träumend lag ich im dichten Schatten der Erlenbüsche, die die Bucht umsäumen. Allmählich mag ich auch eingeschlummert sein, denn mit einigem Erstaunen nahm ich nach einiger Zeit wahr, daß die alte Pawlowska neben mir saß. Sie hatte lange Jahre als Kinderfrau gedient und bekleidete nun beim Bauern Soyka den ehrenvollen Ruheposten einer Gänsehirtin.

Sie pflegte mich öfter, wenn ich angelte, aufzusuchen und mir von großen Fischzügen und seltsamen Angelerfolgen zu erzählen. Die wahre Ursache ihrer häufigen Besuche aber steckte in meinem Rucksack ... Es war die Feldflasche, deren goldiggrüner, auf Waldmeister abgezogener Inhalt für sie den Inbegriff irdischer Glückseligkeit bedeutete.

Während ich ihr die Flasche hinreichte, kam mir der Gedanke, sie nach den Umständen zu fragen, unter denen ihr Sohn ums Leben gekommen war. Die Geschichte lag schon eine Reihe von Jahren zurück, und der Volksmund hatte sie mit allerlei Beiwerk ausgeputzt, das mir unwahrscheinlich erschien. Die Alte sprach nie davon, sie verweigerte auf direkte Fragen jede Auskunft.

„Er ist tot und begraben; laßt ihn ruhen!"

Um so mehr war ich überrascht, als sie mir mit einem warmen Klang in der Stimme zur Antwort gab:

„Herr Wohlthäter, weshalb fragen Sie! Die Leute werden Ihnen schon alles erzählt haben!"

„Ja, Pawlowska, die Leute erzählen viel, aber wahrscheinlich nicht richtig. Es wird sogar gesprochen, daß du daran schuld sein sollst."

„Das ist bei Gott nicht wahr, lieber Herr. Ich hab' dem Jungen täglich vorgepredigt, er soll von der Hexe lassen. Aber nun will ich Ihnen alles der Reihe nach erzählen, wie es gekommen ist.

„Sie haben meinen Martin wohl auch gekannt, wie klug und vernünftig er war. Und ein hübscher Mensch war er, wie sein Vater, der in Popielnen Inspektor war, als ich dort noch zum Scharwerk ging. Es war mir ja nicht leicht, den Jungen auszufüttern, denn ich hatte keinen Vater, und meine Mutter war schon lange tot. Aber die Popielner Frau — der liebe Gott segne sie dafür — hat mich mit dem Kind aufgenommen und behalten. Und der Martin hat ja dafür der Herrschaft jahrelang gut gethan, denn er war schon mit vierzehn Jahren so stark wie ein Mann, und wie er zum erstenmal zur Aushebung ging, der größte aus dem ganzen Dorf.

„Ein Jahr vorher, eh' der Martin Soldat werden mußte, kam die kleine schwarzhaarige Lowisa auf den Hof. Das war ein Teufel: flink wie eine Eidechse und immer im Singen. Die jungen Kerle waren wie toll hinter ihr, und mit jedem hat sie sich geneckt, aber keiner konnte ihr was nachsagen ..."

Ich muß wohl etwas ungläubig ausgesehen haben, denn die Alte nahm sich kaum die Zeit, die Lippen anzufeuchten, dann fuhr sie eifrig fort:

„Nein, wirklich nicht, Herr Wohlthäter! Ich hab' ja in derselben Schlafbank mit ihr geschlafen.

Und nun sagen Sie selbst, ob ich Schuld daran habe. Denn ich habe meinem Martin zugeredet zu ihr, weil ich sah, daß sich die Margell so ordentlich hielt. Sie hatte sich auch an die zwanzig Thaler von ihrem Lohn gespart und sich von ihrem Flachs schöne Leinwand weben lassen. Sie hätten auch zu einander gepaßt, denn mein Martin war ein ordentlicher Mensch und trank nicht.

„Zuerst wollte die Lowisa auch von ihm nichts wissen, aber wie er zur Aushebung ging und ganz allein aus dem ganzen Dorf zur Garde nach Berlin aufgeschrieben war, da nahm sie von ihm das rote Tuch an und die Korallen, die er in der Stadt für sein schönes Geld vom Juden gekauft hatte. Seit der Zeit hielt sie sich zu ihm.

„Wie der Martin weg mußte, da hat sie geweint und geschrien, daß ich dachte, sie kommt aus der Vernunft. Ich hab' mir ja gleich das Richtige gedacht, aber sie wollt' es nicht wahr haben.

„Als die Leute nach einiger Zeit merkten, wie es mit ihr stand, da hat die arme Margell schwere Tage durchgemacht. Denn sehen Sie, Herr Wohlthäter, so sind die Menschen immer! Anstatt zum guten zu reden und Mitleid zu haben, reden sie solchem armen Wurm das Schlimmste vor. Wo die Lowisa hinkam, da mußte sie hören, daß der Martin aus Berlin nicht mehr zurückkommen würde. In Berlin wären so schöne Mädchen mit viel Geld, und wenn ein hübscher Soldat bloß zugreifen wollte, dann hätte er an jedem Finger eine hängen.

„Na, vielleicht wäre auch alles gut geworden, denn ich habe ihr ordentlich zugeredet, soviel ich konnte, und der Martin hat auch geschrieben, daß er von ihr nicht lassen will. Da trug der Deuvel — ich kann wirklich nicht anders sagen, Herr Wohlthäter — die Wassertrinker ins Dorf. Es war kurz nach Weihnachten, da fingen die Leute an zu erzählen, daß dem Podleschny sein Bruder Wassertrinker geworden ist und bald auch hierher kommen würde, um die Leute vom Schnaps zu bekehren.

„Wissen Sie, lieber Herr, das kannte ich schon. Als ich noch ganz jung war, da gingen die Leute auch zu einander in die Stuben und haben gesungen und gebetet, und dann hat einer gepredigt, genau so wie damals. Es ist wie eine Krankheit, bloß daß die Menschen im Verstand krank werden und nicht wo anders . . . Am Ende haben sie sich doch gezankt, und sogar diejenigen, die das Trinken am Altar abgeschworen hatten, haben wieder angefangen, Schnaps zu trinken, noch toller wie vorher. Bloß daß sie nicht Schnaps tranken, den sie abgeschworen hatten, sondern Cognac oder Rum oder Arrak."

Die Erwähnung des masurischen Grundübels hatte die Alte wohl daran erinnert, daß sich in der Flasche, die sie in der Hand hielt, noch ein ansehnlicher Rest befand. Sie machte eine kurze Pause, nahm einen herzhaften Schluck und fuhr dann mit neuen Kräften fort:

„Die Lowisa wollt' auch zum Beten gehen. Denn die Leute erzählten, daß der Podleschny mehr könnte, wie unser Pfarrer. Und wenn jemand unter vier Augen zu ihm beichten ging, dann konnte er ihm alle Sünden vergeben, auch die schlimmsten. Lieber Herr Wohlthäter, was hab' ich der Margell abgeredet, denn was hatte sie zu beichten? Der Martin war ja doch ihr Bräutigam und wollte sie heiraten. Wie denn nun mein Abreden nichts half, da bin ich mit ihr gegangen.

„Bei Podleschnys hatten sie aus der großen Stube den Webstuhl und das Bett 'rausgetragen und die Bänke an die Wand gestellt. Hinten am Fenster stand der Tisch mit einer weißen Decke und darauf eine große Bibel mit zwei brennenden Lichten daneben. Als wir in die Stube kamen, sangen sie schon das erste Lied. Aus unserm Dorf waren noch wenige da, aber aus anderen Dörfern waren viele, richtige Wassertrinker, gekommen. Nach dem Singen fing der junge Podleschny an zu predigen. Nein, Herr, wer hätte das von dem Jungen erwartet! Das war zu Hause immer der größte Taugenichts gewesen, hinter allen Mädchen her, und aus Angerburg, wo er Lehrer lernen sollte, hatten sie ihn weggejagt, weil er nicht gut thun wollte.

„Aber, Herr, wie konnte der Junge predigen! Die Leute lachten auch nicht, denn er sprach, wie wir alle sprechen, und zerbrach sich nicht die Zunge, wie die jungen Pfarrer, die unsere

Sprache aus den Büchern lernen. Und wie er dann hinkniete — wir alle mit ihm — ja, Herr Wohlthäter, auch die Knechte vom Gutshof, die hinten an der Thür standen und nur zum Spaß gekommen waren, knieten nieder, um zu beten; und wie er dann immer lauter gebetet hat, der liebe Gott" — die Alte neigte den Kopf und machte mit der Flasche in der Hand das Zeichen des Kreuzes über sich — „möchte wenigstens einem das Herz rühren, daß er seine Sünden erkenne, da fing zuerst der alte Grizan an, laut zu weinen und zu heulen. Aber da lachten die Leute aus unserm Dorf, denn sie wußten, wenn der drei Tage nicht ganz nüchtern geworden war, dann weinte er über sich selbst und verfluchte sich.

„Mit einemmal aber fing die Lowisa neben mir an, zu schluchzen und zu weinen.

„Seit dem Tage hielt sich das dumme Ding zu den Wassertrinkern. Ich konnte es an dem Abend nicht länger aushalten, ich stand auf und ließ die dumme Margell allein unter den Frommen. Die Leute haben mir nachher erzählt, daß der Podleschny sie nach vorn geholt und noch lange bloß für sie gepredigt hat. Und zum Schluß hat er allen verboten, über die Lowisa zu reden, denn die neue Schwester sei jetzt ebenso rein und heilig — wirklich: heilig hat er gesagt — wie alle andern.

„Wissen Sie, lieber Herr Wohlthäter, ich meine, es ist leicht, einer jungen dummen Margell den Kopf zu verdrehen, aber das habe ich doch nicht für möglich gehalten. Die Margell, die immer im Singen und Springen ihre Arbeit gethan hatte, schlich umher, als wär' ihr die ganze Petersilie verhagelt. Und des Abends las sie regelmäßig im Gesangbuch, und wenn sie meinte, daß ich eingeschlafen war, dann hat sie im Winkel gekniet, geweint und gebetet. Da war es auch nicht zum Verwundern, daß der kleine Junge, den ihr der Storch im Frühjahr brachte, so klein und jämmerlich elend war, daß er keine Kraft zum Leben hatte. Die Lowisa wollte ihn garnicht ansehen und konnte ihn auch nicht nähren. Was hab' ich mir für Mühe gegeben, das arme Wurm am Leben zu erhalten, aber es ging nicht. Nun, vielleicht war es kein Unglück, daß das Dingelchen starb.

„So verging der Sommer. Die Lowisa ging fast jeden Abend, wenn sie abkommen konnte, mit den Wassertrinkern beten. Am Sonntag aber ging sie regelmäßig in das Dorf, wo der Podleschny predigte. Im Herbst, wir hatten gerade angefangen, Kartoffeln zu graben, kam der Martin auf Urlaub. Ach, lieber Herr, solche Freude habe ich niemals in meinem Leben gehabt, als den Tag, wie ich vom Feld nach Haus kam und den Martin in der Küche sitzen sah. Erst wollte ich garnicht glauben, daß der schöne Soldat mein Junge wär', so manierlich sah er in seiner Uniform aus."

Ein Schimmer von Freude verklärte noch in der Erinnerung das runzlige Gesicht der Alten, indes ihr die Thränen unaufhaltsam hinabrollten. „Ach, Herr," fuhr sie schluchzend fort, „meine Freude hat nicht lange gedauert. Der Junge wollte von der Margell nicht lassen, und sie ging ihm aus dem Wege. Sie wollt' ihm nicht mal Rede und Antwort stehen, wenn er nach dem Kinde fragte . . . das . . . das . . ."

Die Alte fand selbst unter der reichen Auswahl von Kraftausdrücken, über die der masurische Dialekt verfügt, keinen, der ihr kräftig genug erschien. In der Ferne wurde der Donner des aufsteigenden Gewitters vernehmbar. Die Gänse, die bisher im Schlamm des Ufers gebuddelt hatten, begannen mit den Flügeln zu schlagen und umher zu flattern. Doch jetzt hatte die Alte keine Augen für ihre Pflegebefohlenen. Wie in die Erinnerung zurückschauend erzählte sie langsam weiter:

„Das dauerte so acht Tage, da ging die Lowisa, es war am Sonnabend nach Michaeli, nach dem Abendbrot noch weg. Ich sagte nichts, denn ich wußte, der Martin lag jeden Abend bis spät in die Nacht auf dem Hof und paßte ihr auf. Mir war's ja nicht recht, daß er hinter der verrückten Margell wie ein Narr herlief, denn er konnte andere Mädchen haben, soviel er wollte, aber geärgert hat's mich doch, daß sie von ihm nichts wissen wollte.

„Wie ich so allein am Fenster saß, war mir so, als wenn ich einen Menschen schnell über den Hof an den See laufen hörte. Und wie ich aus der Thüre trete, höre ich ganz deutlich, daßeiner

den kleinen Angelkahn vom Ufer abschiebt und schnell wegrudert; sehen konnte ich nichts, denn es war stockfinster und auf dem See ein Nebel, aber sonst ganz windstill. Ich ruf': Martin, Martin, aber keine Antwort! Und es konnte nur der Martin sein, denn die Hunde waren zur Nacht losgelassen, und die ließen einen Fremden auch nicht einen Schritt gehen.

„Da faßte mich eine Angst, ich weiß nicht weshalb, aber es schnürte mir den Hals zu, daß ich beinahe keine Luft bekam. Und dann lief ich, was ich konnte, am Ufer dem Kahn nach, der nach der Fähre zu gefahren war. Wie ich an die Anlegestelle komme, ist der Prahm weg; auf dem See war kein Licht zu sehen, daß etwa die Fährleute einen Wagen übersetzten.

„Denken Sie sich, Herr Wohlthäter, die Margell wollte sich mit dem Prahm auf die andere Seite vom See 'rüberziehen, wo der Podleschny auf sie wartete. Aber wie sie hörte, daß der Martin im Kahn angefahren kam, hielt sie still, denn sie dachte, er würde sie im Nebel nicht sehen. Aber er fand sie doch, zu seinem Unglück, lieber Herr. Sie war höchstens zwanzig Schritt weit gekommen, und der Prahm ist schwer zu ziehen.

„Also ich steh' am Ufer und horch'. Ich wußte ja noch nichts. Aber, weiß Gott, ich habe mir gleich das Richtige gedacht.

„Wie der Martin den Prahm findet, springt er 'rauf und findet die Lowisa. Ich höre ganz deutlich, wie er die Margell anschreit, ob sie zu dem verfluchten Wassertrinker fährt.

„Sie hat garnichts geantwortet, so sehr hat sie sich vor ihm gefürchtet. Dann hat er angefangen, den Prahm wieder zurück nach dem Ufer zu ziehen. Und wie sie merkt, daß er nicht auf sie aufpaßt, hat sie schnell den kleinen Kahn abgehängt, sich 'reingeworfen und abgestoßen.

„Nun denken Sie sich, lieber Herr, springt der Martin ihr doch nach! Aber er langte nicht bis an den Kahn, sondern, wie er naß vor Schweiß in das Wasser 'reinsprang, so ging er auch unter und kam nicht mehr in die Höhe.

„Ich dachte zuerst, der Martin hat die Margell ins Wasser geworfen, und der liebe Gott verzeih mir die Sünde," — wieder bekreuzigte sich die Alte — „ich hätte mich beinahe darüber gefreut. Da hör' ich die Lowisa schreien, und gleich darauf ist sie mit dem Kahn am Ufer. Ich faß' sie am Rock:

„'Wo ist mein Martin?'

„'Im See!' schreit sie, reißt sich los, rennt an das Fährhaus, schlägt mit der Hand in die Fensterscheiben und schreit, wie besessen: 'Rettet, Rettet!'"

Die Erinnerung faßte die Alte so, daß sie laut zu schluchzen begann. Das Gewitter war inzwischen näher gekommen, einzelne große Tropfen fielen klatschend auf das Wasser. Es war zu spät, nach Hause zu fahren; ich zog meinen leichten Angelkahn weiter aufs Ufer, damit die Eilung, die über den See heranbrauste, ihn nicht entführte, und nahm das Segel, um es als Regendach zu benutzen.

Als ich mich wieder neben der Alten niederließ, hatte sie ihre Erregung schon überwunden. Fast gleichgiltig, wie von einem Fremden, erzählte sie weiter:

„Am andern Morgen hat ihn der Berek mit dem großen Schleppnetz herausgefischt. Es war, wie ich Ihnen schon gesagt habe: der Schlag hat ihn gerührt, wie er in das eiskalte Wasser sprang. So war es, Herr, nicht anders!"

„Und was ist aus der Lowisa geworden?"

„Sie dient auf der anderen Seite des Sees, in Dzubiellen. Sie ist dem Podleschny nachgezogen. Der hat ihr ja schon zweimal wieder dieselbe Sünde vergeben müssen. Aber sie ist trotzdem sehr fromm.

„Sehr fromm, Herr Wohlthäter!"

---

☛ Unverlangt gesandte Manuskripte können nur zurückgeschickt werden, falls das Porto beigefügt ist.

---



Verantwortlicher Redakteur Paul Schettler, Berlin-Charlottenburg. — Verlag der Romanwelt, G. m. b. H., Berlin W. 50, Rankestr. 28.
Verantw. f. d. Inseratenteil H. Lürßen, Gräfenhainichen. — Druck von C. H. Schulze & Co., Gräfenhainichen.
Papier von Paul Herzberg, Berlin SW.




# Der Zug nach dem Osten.

Roman

von

[8] **Franz Sperber.**





## VI.

Am anderen Tag kamen wieder Ansiedler zur Besichtigung. Diesmal waren's Badenser. Einige Wochen später kam ein Trupp Bauern aus der Mark.

Sie hätten's satt, sagten sie, sich mit dem schrecklichen Sandboden der Mark immer herumzuquälen; ein Boden, aus dem der Wind ihnen die Samenkörner noch während des Säens davontrüge. Dabei konnte nichts 'rauskommen, und kam auch nichts 'raus. Kaum daß sie sich Jahr über mit Frau und Kindern satt essen konnten. An 'n Spargroschen schon garnicht erst zu denken. Der fast schwarze, fette Erdboden auf Buchenwalde erweckte Entzücken in ihnen. Hier wollten sie hin, nur hier und nirgends anders. Hier wollten sie sich ansiedeln; hier würde man doch wenigstens wissen, wofür man arbeitete.

Da gab man leichten Herzens die Heimat auf.

Dann kamen Westfalen und noch mal eine Schar Württemberger. Die Parzellen von Buchenwalde gingen weg wie die frische Semmel beim Bäcker. — Der Osten lockte die Ansiedler mächtig heran.

Aus Posen kam ein Belobigungsschreiben an den königlichen Verwalter, Baron Felix von Graach.

Es gewährte ihm einige Befriedigung, doch keine Freude. Böse Ahnungen verfolgten ihn auf Schritt uud Tritt. Er hatte zwar ein unklares doch sehr bestimmtes Gefühl, daß es mit ihm kein gutes Ende nehmen würde.

Er saß hier in einer Stellung, für die er nicht paßte. Alles, was er hier zu thun hatte, jede Pflicht, die er zu erfüllen hatte, ging ihm gegen Wunsch und Neigung. Dazu stand seine Mutter ihm immer noch wie ein erbitterter Widersacher gegenüber.

Der ganze Streit, der hier zu Lande an der Grenze tobte, zwischen Katholizismus und Protestantismus, zwischen Deutschtum und Polentum, spiegelte sich wieder, hier in seinem Hause, zwischen der Person, die ihm die allernächste auf der Welt war, und ihm.

Mit jedem neuen evangelisch-deutschen Bauern, der vermöge seiner Vermittlung hier auf Buchenwalde angesiedelt wurde, hüllte sich seine Mutter in ein undurchdringlicheres, eisigeres Schweigen ihm gegenüber.

Als ob sie es als eine persönliche Beleidigung empfunden hätte, daß ihr Sohn seine Pflicht that.

Und Pfarrer Brudbowo wurde nicht abgesetzt. Er kam nach wie vor ins Schloß zur Baronin, und nach wie vor sah Felix seine schwarze Soutane die Chaussee von Buchenwalde nach Friedrichs-Aue dahinwandeln; und wenn er sich auch auf den allerknappsten Höflichkeitsgruß dem Pfarrer gegenüber beschränkte, wenn er auch jedes überflüssige Wort mit ihm vermied ... der ihm so sehr fatale Schatten der schwarzen Soutane schien nicht aus seinem Gesichtskreise hinwegzubannen zu sein.

Auch unter seinen Ansiedlern herrschte keine freundliche Stimmung gegen den Verwalter von Buchenwalde.

Die Familie Wenzel war bitterböse mit ihm, weil er das Aufgebot damals nicht erlassen hatte, und aus Posen hatte er noch immer keine Antwort auf seine daraufbezügliche Anfrage erhalten.

Er konnte folglich nichts thun als abwarten. Aber er sah es ihren finstern Mienen wohl an, wie böse sie mit ihm waren, und Gustav Wenzel ging Sonntag für Sonntag ostentativ nach Friedrichs-Aue hinüber zur Kirche.

Ein Glück war's für Felix, daß er fast übermäßig beschäftigt war in dieser Zeit und so keine Muße fand zum Grübeln, sonst wäre er, der ohnehin einen leisen Hang zur Melancholie besaß, am Ende trübsinnig geworden.

Was ihn am meisten belastete, ja, was ihm fast unverständlich erschien, das war, daß man ihn von Posen aus beständig ermahnte, doch ja dafür zu sorgen, daß keine wirkliche Uneinigkeit sich herausbildete zwischen den Gemeinden Buchenwalde und Friedrichs-Aue.

Er sollte Frieden schaffen, Frieden halten, Frieden bewahren.

Frieden! Frieden! nur Frieden!

Und er! er! immer nur er!

Ihn schien man hier zu Lande für alles verantwortlich machen zu wollen.

Und er wollte doch wahrhaftig nichts anderes als Ruhe und Frieden, für sich und für die anderen.

* * *

Im Hof stand die große eiserne Dreschmaschine und fauchte und schnaufte in emsiger Thätigkeit.

Oben auf dem Perron des Vorderteiles standen zwei Frauen und ein Mann, alle mit Brillen bewaffnet gegen den Staub und die Körner, die der Wind ihnen sonst aus dem Getreide in die Augen jagen würde. Sie waren damit beschäftigt, die hochgestapelten Garben Weizen mit raschem Griff von den dicht daneben haltenden Wagen zu greifen und sie in den gewaltigen Trichter der Dreschmaschine zu stopfen, der sie gierig wie der Rachen eines riesigen Raubtieres verschlang. Unten an den fest zugehakten Säcken, die die ausgedroschenen Körner empfingen, standen zwei Männer, um die Säcke, sowie sie gefüllt waren, abzuhaken, mit fester Schnur zuzubinden und neue leere Säcke unter die Öffnungen, durch die die goldenen Körner regneten, zu befestigen.

An der Lokomobile, die auf eine Entfernung von drei Metern mittels ihrer Dampfkraft und Treibriemen das Ganze in Bewegung setzte, stand mit rauchgeschwärztem Gesicht der Heizer, der von Zeit zu Zeit die große Ofenthür öffnete und sorgsam die treibende Glut da drinnen kontrollierte, während ganz vorn am anderen Ende drei Mädchen standen, um das Stroh und die Spreu, die ein anderer mit rotierender Schaufel versehener Trichter als unbrauchbar in großen Mengen ausspie, zu einem mächtigen, schon jetzt, um zehn Uhr früh, fast haushohen Haufen aufzustapeln.

Felix saß zu Pferde. Wie aus einem Guß waren Reiter und Roß. Jedem leisesten Druck der Schenkel gehorchte der schöne Goldfuchs. Jeden leisesten Wink des Herrn verstand er.

Das Dreschen des Getreides interessierte Felix stets sehr und er wohnte ihm gern bei.

Bald sprengte er auf die Felder hinaus, sah zu, daß nicht gesäumt werde beim Aufladen der

Garben auf die Wagen. Dann wieder war er, ehe die Leute sich's noch versahen, im Hof neben der Dreschmaschine, rief den Leuten hier auch zu, nicht zu säumen mit dem Abladen und Einfüllen, da sich schon ein leichtes Regengewölk am Himmel zeigte . . . dann wieder ritt er hinaus auf die anderen, weiterliegenden Felder, wo die Garben des geschnittenen Getreides, das erst später gedroschen werden sollte, hoch aufgetürmt wurden zu kunstvoll geformten Staken, die man dann noch dicht zudeckte mit Stroh, um das Getreide vor Regen und Nässe zu schützen.

Das summte alles ordentlich vor Fleiß und Thätigkeit auf Buchenwalde, wie ein Bienenschwarm flogen die emsigen Menschen ab und zu. Und alle waren fröhlich.

Der Anfang der Erntezeit stimmte sie so.

Jetzt eben sah man den Goldfuchs Felixens wieder neben dem gierig schluckenden Trichter.

„Müller," rief er dem jungen Inspektor zu, „wer ist denn eigentlich das lange Frauenzimmer da oben auf dem Staken? Die mit der rotgestreiften Jacke und dem dunkeln Rock. Das ist doch keines von unseren Mädchen?"

„Nein. Der Oberinspektor hat sie gestern abend auf der Straße aufgelesen."

„Wie, auf der Straße? Er kennt sie garnicht?"

„Nein. Aber 's war noch 'n wahres Glück, daß er sie gefunden."

„Warum? Fehlt von unsern eine?"

„Ja. Die braune Olga."

„Krank?"

„Sie behauptet's. Verlangt den Arzt."

„Glauben Sie, daß sie simuliert?"

„Bei dem Pack kann man ja nie wissen, ob sie lügen oder die Wahrheit sagen."

„Das ist wahr. Das Lügen ist ihnen sogar leichter. Na also . . . was ist's mit ihr?"

„Sie hat Krämpfe, behauptet sie, im Leib und Schüttelfrost — jedenfalls weigert sie sich zu arbeiten."

„Also . . . den Doktor. Hat man geschickt?"

„Jawohl. Januschewski ist vor anderthalb Stunden 'reingefahren."

„Gut! Wenn das Frauenzimmer gelogen hat, kann sie sich in acht nehmen! Jetzt gerade . . . wo die Arbeit am größten ist . . . und die Hände am nötigsten. Wenn sie simuliert hat, werden ihr zur Strafe drei Tagelöhne abgezogen. Verstanden?"

„Jawohl."

„Man soll mir melden, wenn der Arzt kommt."

Felix griff an die Mütze und ritt davon aufs Feld hinaus, wo er den Oberinspektor finden würde, wie er wußte. Der Oberinspektor beaufsichtigte den Aufbau der Staken. Die mußten nicht allein fest und solide, sondern auch kunstreich und für das Auge schön gebaut werden.

Zwei Vögte führten die Unteraufsicht, legten auch hier und da selbst mit Hand an, wenn ein Arbeiter oder eine Arbeiterin ihre Weisungen nicht gleich verstand. Der eine, ein baumlanger, knochiger Kerl, kletterte eben mit affenartiger Geschwindigkeit eine an den Staken gelehnte, siebzig Stufen hohe Leiter empor; schon während des Kletterns schimpfte er laut.

Die Mädchen hielten inne in ihrer Arbeit und schauten . . . einige recht frech, einige ängstlich, ihm entgegen.

Er hatte vom Oberinspektor einen Rüffel bekommen, jetzt ging er den mit Zinsen unter den Weibern verteilen. Als er in der Ausbuchtung angelangt war, in der die Garben nicht kunstgerecht genug gestapelt wurden, wodurch der ganze Staken ein schiefes, hinfälliges, mit baldigem Einsturz drohendes Aussehen bekam, blieb er auf der Leiter stehen und schrie auf Polnisch in die drei dort beschäftigten Mädchen hinein, wobei er lebhaft mit der rechten Faust gestikulierte. Mit der linken Hand hielt er sich an der Leiter fest.

„Faules Pack!" schrie er ihnen zu. „Wollt ihr wohl nicht immer wie die Schweine arbeiten? Wollt ihr wohl ordentlich aufstapeln? Glaubt ihr, ich hab' Lust mich euretwegen anschreien zu lassen? Du, Rosa, wenn ich noch einmal seh', daß du nicht machst wie du sollst, kriegst du was von mir, das sollst du sehen." (Rosa war seine eigene Tochter.) „Und ihr beide auch. Auch du mit deiner frechen Fratze."

Dies sagte er zu einem hübschen jungen Ding in weiß- und blaugestreifter Jacke und großem rosa Kopftuch, das ihr tief über das schmale Gesicht und die lachenden, schwarzen Augen herabfiel. Sie stand da, auf ihre lange

Getreidegabel gestützt, an die hinter ihr sich hoch emportürmenden Garben gelehnt, und lachte den Wütenden an oder aus.

Das veranlaßte ihn, nun die ganze Schale seines Zornes auf ihr Haupt zu schütten.

„Dummes Stück du, was darfst du dich unterstehen zu lachen? Meinst vielleicht, du bist was besseres als wie die anderen, weil der Herr Inspektor dich neulich 'rausgeworfen hat? Ja? Du ... J ... du! 'n anständiges polnisches Mädchen würd' sich überhaupt schämen, sich mit so einem einzulassen, wie der ist! So einer! Unterinspektor! Noch nicht mal auf ein Pferd zu steigen versteht er. Hörst du nun endlich auf zu grinsen, ja? Sonst komm' ich dir."

Als er Miene machte, von der Leiter auf die Terrasse des Stakens zu treten, auf der die Mädchen standen, kauerte die schwarze Kascha sich bis in die entfernteste Ecke zurück, während die beiden anderen nun, um sie zu schützen, vor sie hintraten.

Durch diese Unterbrechung des Vogts war die Arbeit am Staken völlig ins Stocken geraten.

Die Männer unten am vollbeladenen Wagen warteten, bis die Mädchen auf der ersten Terrasse ihnen mit ihren Gabeln die Garben abnehmen würden; die Mädchen auf der zweiten Terrasse warteten, daß die auf der ersten ihnen die Getreidegarben zureichten — und auf der dritten Terrasse hatte sich jene kleine Szene eben abgespielt.

Oberinspektor Damm, der unten zu Pferde saß, wurde ungeduldig.

Unwillig zog er die dichten Brauen zusammen.

„Was ist denn dort los?" rief er mit tönender Stimme hinüber. „Warum wird nicht weiter gearbeitet? He?"

Und als er nicht sogleich Antwort erhielt, ritt er ganz dicht heran an den Fuß des Stakens.

„Also, Janitschow," rief er dem Vogt zu, „was thut Ihr denn da? Wird nun bald weiter gearbeitet werden, oder nicht?"

So ermahnt, kletterte der Vogt brummend die hohe Leiter wieder hinab. Die Arbeit wurde sofort wieder mit maschinenhafter Regelmäßigkeit und Geschwindigkeit aufgenommen.

Die Männer unten auf dem beladenen Wagen reichten Garbenbündel zur ersten Terrasse empor. Die hier postierten Frauen ergriffen die Bündel mit der Spitze ihrer Gabeln und reichten sie hoch über ihre Köpfe weg, zur zweiten Terrasse empor.

Von hier wurden sie zur dritten Terrasse, von dort nach der vierten, dann nach der fünften und von dort ganz nach oben gereicht und säuberlich aufgestapelt. Der Staken war schon jetzt so hoch, daß die Männer und Frauen auf seinem Gipfel, von unten gesehen, wie sechsjährige Kinder erschienen; und doch schien er ihnen noch nicht hoch genug, denn man sah, wie sie noch eine sechste Terrasse oder Nische zu bilden begannen, in welcher sich wieder drei junge Weiber in Röcken, Jacken und Kopftüchern postierten.

Gerade als der Vogt Janitschow von der drittletzten Sprosse der Leiter herabsprang, und Damm ihn sich langen wollte, um ihm einen zweiten, noch berechtigteren Rüffel zu erteilen, kam der Verwalter zu ihm herangeritten.

Darauf wandte der Oberinspektor sein Pferd und ritt seinem Vorgesetzten entgegen.

„Was ist denn das für eine Geschichte, die mir Müller erzählt?" sagte Felix. „Klingt ganz unglaublich. Sie haben gestern ein Frauenzimmer auf der Landstraße aufgelesen und lassen sie heute schon bei uns arbeiten? Hat sie denn Papiere, oder ist es 'ne einfache Landstreicherin?"

Damm lachte.

„Sie wissen doch, daß ich nicht unvorsichtig bin — trotzdem ist sie so eigentlich, was man 'ne Landstreicherin nennt. Ich fand sie im Chausseegraben ... da unten am Rande des großen Kleefeldes. Sie wissen ja. Das arme Geschöpf dauerte mich. Todmüde und erschöpft lag sie da und schlief, ein kleines Kind im Arm."

„Natürlich! Auch 'n Kind."

„Ja. Ein ganz kleines Ding ... paar Wochen alt ... es war so klein, daß ich's zuerst garnicht sah. Sie trug es in Lumpen gewickelt in 'ner Markttasche am Arm."

„Und was ist sie? Mädchen? Frau?"

„Frau ... wie sie sagt. Der Mann ist gestorben ... da hat man sie 'rausgeworfen aus ihrer Hütte ... ein Stück Brot in der Tasche ... keine Schuh an den Füßen."

„So erzählt sie."

„So erzählt sie; jawohl.“

„Und von wo ist sie?“

„Den Namen des Ortes schien sie selbst nicht genau zu wissen. Aber irgendwo in Polen scheint mir's zu sein.“

„Papiere?“

„Nicht eins.“

„Worauf hin also haben Sie sie ...“

„Hab' ich sie aufgenommen und lasse sie arbeiten? Lieber Gott! auf den Hunger hin, der aus ihren Augen sprach ... auf ihre wundgelaufenen Füße hin ... auf das kleine schreiende Wurm in der Markttasche hin. Riskieren konnte man's doch immer ... und uns fehlte noch dazu eine Hand. Olga erklärt krank zu sein.“

„Ja; ich hab's gehört. Na ... schön. Lassen Sie nur acht geben auf die Neue ... Sie wissen doch, wie es Ihnen schon einmal gegangen ist, als Dank für Ihr Mitleid ...“

„Ja, ja. Freilich wird man auf sie aufpassen.“

„Wo haben Sie sie hingesteckt?“

„Zu den andern Mädchen ... in die Kaserne.“

„Und das Kind?“

„Die Frau dort versorgt's, während die lange Wanda an der Arbeit ist.“

„Wanda?“

Der Goldfuchs spitzte die Ohren.

Felix streichelte ihm den Hals.

„Nicht du, mein gutes Tier, nein, nicht du. Dies Mal war von einer anderen Wanda die Rede. Wahrscheinlich ist die ganze Geschichte von dem gestorbenen Mann und so weiter erdichtet und erlogen. Doch das kann uns schließlich egal sein. Wenn nur auf sie geachtet wird, so ist es gut. Vor allen Dingen: zu essen und trinken, so viel Sie ihr geben wollen ... nur keinen Groschen Geld im voraus.“

„Na ... das versteht sich.“

„Sie bleiben hier, Damm?“

„Ja. Zunächst. Muß zusehen, daß die Esel keine Dummheiten machen. Nachher reit ich 'rüber aufs große Ostfeld ... da wird der zweite Staken gemacht.“

„Wieviele machen wir in diesem Jahr?“

„Zwölfe bis vierzehn will ich machen lassen. Alle so ziemlich von einer Höhe. Das ist besser, als wenn einer ein Koloß ist und die anderen alle man ganz klein.“

„Na ... auf Wiedersehen!“

Felix ritt wieder zurück nach dem Hof, wo die eiserne Maschine unermüdlich weiter arbeitete und fauchte und schnaufte.

Er hatte noch nicht lange hier zugesehen, als er sich beim Namen nennen hörte.

„Herr Baron!“

Er wandte sich um. Die lange, hagere Gestalt Wenzels stand vor ihm.

„Was giebt's, Wenzel?“

Wenzel machte, wie schon seit geraumer Zeit fast beständig ein mürrisches Gesicht.

„Wollt' nur fragen, ob ich meinen Weizen heute auch gedroschen kriegen kann?“

Er fragte es nicht in dem Tone eines, der eine Gefälligkeit erbitten, sondern der sein gutes Recht, um das er sich verkürzt sieht, verlangen will.

Felix blickte ihn erstaunt an. Dann deutete er auf die rastlos arbeitende Maschine.

„Heute?“ sagte er. „Nein ... Sie sehen doch, wie sehr alle meine Leute für mich beschäftigt sind. Kaum, daß wir heute Hände genug haben.“

Wenzel setzte eine noch mürrischere Miene auf.

„Ja ... das ist alles recht gut und schön. Aber mein Weizen und mein Roggen sind geschnitten und gebunden ... was soll ich nun machen?“

„Einfahren, lieber Freund, einfahren,“ rief Felix eifrig, „und zwar so rasch wie nur möglich. Sehen Sie denn nicht,“ er deutete auf den Himmel, „sehen Sie denn nicht, wie sich das dort hinten ganz schwarz zusammenballt? Sollte mich gar nicht wundern, wenn wir heut noch was ordentliches abbekämen.“

„Sie haben mir doch versprochen, mein Getreide dreschen zu lassen,“ fuhr Wenzel unverändert mürrisch fort.

„Sehr gerne. Wenn das meine fertig ist.“

„Na ... da werd' ich noch lang warten können!“

„Nicht länger als nötig, lieber Wenzel. Davon seien Sie überzeugt.“

Felix wunderte sich selber darüber, wie ihn

diesem unverschämten, mürrischen Gesellen gegenüber die Geduld noch immer nicht verließ.

Der Mann drehte seinen Hut ein paarmal in der Hand herum.

„Fragt sich nur, was Sie für nötig finden, Herr . . . Verwalter.“

„Immer das Richtige, lieber Wenzel.“

Felix blieb immer noch äußerlich ruhig, obwohl er fühlte, daß seine Geduld nächstens am Ende sein würde.

„Warum plagen Sie sich und mich, Wenzel? Sie wissen doch, daß ich stets für Sie gethan habe, und noch heute thue, was ich kann.“

„Das seh' ich nicht. Neulich, da hatten Sie mir den Schweinehirten versprochen . . . nachher kriegt ich ihn nicht.“

„Sie wissen sehr gut, daß ich selber im Augenblick keinen habe. Wenigstens keinen festen. Sie wissen ebenso gut wie ich, daß der Wanatzow durchgebrannt ist und sich irgendwo amüsiert, nicht aber meine Schweine hütet. Was konnte ich da für Sie thun?“

„Das 's bloß die eine Sache. Für den letzten Sonnabend hatten Sie mir'n Fuhrwerk versprochen . . . um meine letzten Ziegel zu fahren. Haben Sie Ihr Wort gehalten? Nein.“

„Was fällt Ihnen denn ein, mir in dieser, im . . . in dieser Weise Vorwürfe zu machen?“ rief Felix nun schon um eine Schattierung heftiger, und wandte in seiner Ungeduld das Pferd so lebhaft herum, daß Wenzel erschrocken zurücksprang.

„Na . . . umzureiten brauchen Sie einen darum auch nicht gleich, Herr . . . Verwalter,“ sagte er.

„Ich reite niemanden um,“ erwiderte Felix kühl. Die Unverschämtheit und gleichzeitige Feigheit des Bauern hatten genügt, um ihm seine Ruhe zurückzugeben.

„Was das versprochene Fuhrwerk anbelangt, so hatte ich am Sonnabend durchaus keine Pferde disponibel. Den ganzen Tag über hatten wir Ansiedler abzuholen und fort zu befördern. Das geht natürlicherweise vor.“

„Jawohl; das kann ich mir denken,“ rief Wenzel rasch, und ein unverkennbar höhnischer Ton lag in seiner Stimme. „So lang' wie man bloß die Absicht hat, Ansiedler zu werden . . . da geschieht alles und noch'n bißchen mehr wie alles für einen; wenn sie einen dann aber erst festgekriegt haben mit seinem Geld, und man 'n richtiger, braver, ehrlicher Ansiedler geworden ist . . . dann . . .“ er schnippste wie verächtlich mit den Fingern . . . „kann einen der Deiwel holen. Die Kommission in Posen, die rührt's nicht, und den Herrn Verwalter auch nicht. Nee.“

Voll Staunen und Unwillen hatte Felix dem Manne zugehört. Die anderen, die dort arbeiteten, konnten ihn nicht verstehen, da das Geräusch der Dreschmaschine, die unbekümmert, unermüdlich weiter arbeitete, seine Stimme völlig übertönte.

„Wie können Sie so sprechen?“ rief Felix jetzt rasch aus seiner ehrlichen Entrüstung heraus. „Hat man nicht für Sie . . . gerade für Sie . . . alles gethan, alles, was man nur konnte . . . viel, viel mehr als für die übrigen Ansiedler?“

Wenzel zuckte die Achseln.

„Dafür bin ich auch der erste gewesen. Den ersten, den muß man doch natürlich warm halten und extra feiern. Das versteht sich von selbst.“

Felix wandte sich halb ärgerlich, halb verächtlich von dem Manne ab.

„Daß man es that, war Unrecht,“ sagte er. „Jetzt seh' ich es ein. Sie sind ein unzufriedener und ein undankbarer Mensch, Wenzel.“

Wieder zuckte der Mann die Achseln.

„Das kann sein. Aber nun möcht' ich doch endlich wissen, Herr Verwalter, wann eigentlich mein Getreide gedroschen werden wird?“

Felix wandte sich wieder sehr energisch zu ihm um.

„Auf meiner Maschine? Ihr Getreide? Jetzt . . . nach Ihrer . . . Unver . . . Dreistigkeit? Überhaupt nicht.“

„Oho! Das möcht' ich sehen!“

Der Mann lachte hämisch auf.

„Beruhigen Sie sich. Sie werden's sehen.“

„Daß Sie's nicht dreschen?“

„Akkurat! Daß ich's nicht dresche.“

„Sie wollen Ihr Wort zurücknehmen?“

„Ich bin so frei.“

Wenzel schäumte vor Wut. Er ballte unwillkürlich die Fäuste.

„Wissen Sie ... wissen Sie ... was Sie dann sind ..." stöhnte er.

„Oh ja," erwiderte Felix ruhig, „sogar ganz genau. Ich bin Baron Graach, königlicher Verwalter von Buchenwalde."

„Als Verwalter sind Sie aber verpflichtet, den Ansiedlern mit Rat und That beizustehen."

„Das weiß ich. Und ich glaube auch, daß ich dies nie versäume. Speziell in Ihrem Fall hab' ich meine Pflichten gewiß nicht versäumt — sondern im Gegenteil, mehr als einmal viel zu viel gethan."

„So?"

Wenzels Gesicht nahm jetzt einen noch unverschämteren, ja einen drohenden Ausdruck an.

„Das ist nicht wahr," sagte er.

„Genug von Ihrer Unverschämtheit, Wenzel," brauste Felix nun auf, „gehen Sie nach Hause. Ich will annehmen," fügte er gleich wieder ruhiger hinzu, „daß Sie etwas über den Durst getrunken haben, sonst würde ich Sie so behandeln, wie Sie es verdienen."

„Wie wäre denn das, Herr Verwalter?"

„Ich würde Sie sonst vom Hof herunter jagen lassen und Ihnen verbieten, sich hier je wieder blicken zu lassen."

„Das dürfen Sie ja gar nicht."

„Glauben Sie?"

„Nee. Das dürfen Sie nicht. Der Gutsverwalter hat den Ansiedlern stets mit Rat und That beizustehen ... und ihnen immer Red' und Antwort zu stehen ... so ist mir's gesagt worden."

„Nur so lange, wie der Ansiedler sich als anständiger Mensch benimmt."

„Thu' ich das vielleicht nicht?"

„Nein ... heute nicht."

„So? Also ein anständiger Mensch soll ich nu auch schon nicht mehr sein ... bloß weil ich meinen Weizen gedroschen haben will?"

„Nicht deshalb, sondern weil Sie auf Rechte pochen, die Ihnen nicht zustehen; weil Sie dies noch dazu in einem unverschämten Tone thun."

„So? Also auch unverschämt bin ich? Na ... Sie behandeln ja Ihre Ansiedler schön, das muß ich sagen. Da kriegt man beinahe Lust, weiter zu ziehen, trotz aller Arbeit, die man hier schon gehabt hat."

Felix wandte ihm schon wieder den Rücken.

„Ziehen Sie, wohin Sie wollen," warf er ihm über die Schulter zu, „aber lassen Sie mich nun endlich wieder in Ruhe."

„Werden Sie meinen Weizen dreschen?"

„Gewiß nicht."

„Dann werd' ich doch 'mal nach Posen melden müssen, wie freundlich Sie zu uns Ansiedlern sind! Wie Sie uns immer 'Bauernpack' und 'Gesindel' nennen, wenn Sie glauben, daß es keiner von uns hört."

„Machen Sie, daß Sie vom Hof 'runter kommen," knirschte Felix zwischen den Zähnen hervor, „oder es geht Ihnen schlecht."

„Ich laß mich von Ihnen noch lang' nirgends fortjagen; ich bin 'n freier Bauer und kann gehen, wo ich will, und thun und reden, was ich will."

„Also dann wollen Sie jetzt freundlichst machen, daß Sie vom Hof 'runter kommen ... denn ich dulde Sie hier nicht länger," rief Felix, wandte sich rasch um mit dem Pferde und ritt so heftig auf den Bauern zu, daß der wider Willen flüchten mußte.

Und er ließ nicht nach mit seiner Verfolgung, bis er den Bauern aus dem Hofthor heraus sah.

„Müller," rief er dabei dem jungen Inspektor zu. Der kam herbeigeeilt.

„Herr Baron?"

„Für den Ansiedler Wenzel bin ich niemals mehr zu sprechen. Er komme, mit welchem Anliegen er auch wolle. Nie mehr."

Wenzel stand draußen und schüttelte die knochige Faust nach ihm hin.

„Das wirst du bereuen, du eingebildeter Narr," murmelte er. „So wahr, wie ich August Wenzel heiß', wirst du das bereuen."

In diesem Moment kamen drei Damen von der Chaussee her auf das Hofthor zu. Es war die alte Baronin, Ella, die junge Witwe, und Fräulein Marie.

Sie hörten noch die letzten Worte Wenzels und sahen, wie er drohend die Faust schüttelte; verwundert blickten sie ihn an, der eilig davonging.

„Wenzel!" rief die Baronin ihm noch nach.

Doch er hörte nicht, oder wollte nicht hören. Er lief beinahe die Chaussee hinunter, so eilig schien er es zu haben.

Die alte Baronin sah ihm mit ernsten Augen nach. Dann sah sie nach ihrem Sohne hin.

„Es scheint, daß es hier wieder einmal Zank und Streit gegeben hat," sagte sie zu Fräulein Marie.

Und während sie über den Hof schritt, schlug sie das Kreuz.

Felix sah es und runzelte finster die Brauen.

Rasch sprang er vom Pferde, und es am Zügel hinter sich her führend, ging er an Ellas Seite.

„Wie geht dir's heute, Ella?"

„Danke, Felix, gut."

„Du siehst aber blaß aus. Wo waret ihr denn jetzt?"

Ellas Blick flog hinüber zur Baronin, dann senkte sie ihn zu Boden.

„Wir waren spazieren," antwortete sie leise.

„Weit?"

„Oh ja. Bis über ... Friedrichs-Aue hinaus."

„Das ist ein weiter Weg."

Ein plötzlich erwachendes Mißtrauen ließ ihn zu seiner Mutter hinübersehen. Doch sie schien seinen Blick garnicht zu bemerken; fest und unverwandt haftete ihr Auge auf der arbeitenden Dreschmaschine.

„Bist du nicht müde, wenn du einen so weiten Weg hin und her zu Fuß zurücklegst, Ella? Du liebst doch sonst das zu Fuße Gehen nicht."

Ihr Blick haftete immer noch am Boden.

„Nein ... ich bin nicht müde," erwiderte sie kurz.

„Habt ihr nicht irgendwo gerastet unterwegs?"

Er fühlte wohl, daß Ella ihm etwas verbarg. Sah er doch, wie bei seiner Frage ein leichtes Rot in ihre bleiche Wange stieg.

„Doch. Bei ... bei ..."

Sie sah ihn plötzlich flehend an mit ihren süßen, großen, blauen Augen.

„Sei nicht böse, Felix."

„Bei wem wart ihr?"

„Bei Pfarrer Bruddowo."

Sie senkte den Kopf noch tiefer herab als zuvor, um nicht in sein zornblitzendes Auge sehen zu müssen.

„Bei Bruddowo?"

„Ja, mein Sohn," erwiderte die alte Baronin und fixierte ihn ruhig mit ihren großen, kalten Augen. „Willst du es deiner Mutter vielleicht verbieten?"

Er biß die Zähne zusammen und sah sich um. Sie waren allein, die Vier; eigentlich die Drei, denn Fräulein Marie war diskreter Weise zurückgeblieben, als sie merkte, daß die Unterhaltung erregt zu werden begann.

Sie hatten den Hof schon hinter sich und waren durch das schöne, alte, schmiedeeiserne Gitter in den Schatten des Parks getreten.

„Ich werde dir nichts verbieten, Mutter," sagte Felix, der den Zaum des Pferdes um den schlanken Stamm einer kräftigen Birke schlang, „denn ich werde es nicht mehr nötig haben ... die Verhältnisse werden das thun, und ihnen wirst du doch schließlich gehorchen müssen ... ob du es willst oder nicht."

Sie sah ihn an, und ihre großen Augen funkelten ihm stolz entgegen.

„Du irrst, mein Sohn," ihre Stimme klang scharf und hart, daß ihm davor graute, „deine Mutter wird nie gehorchen lernen. Das können weder die Dombrowski noch die Graachs."

Er zuckte die Achseln und ließ eine schlanke Gerte, die er vom Baum gepflückt, pfeifend durch die Luft sausen.

„Um so schlimmer für sie," sagte er, „ich übrigens kenne einen Graach, der es lernen mußte und der es gelernt hat."

„Das ist ein Geständnis, das fast ... beschämend klingt, mein Sohn."

„Würd' es nicht noch weit beschämender klingen, die Seinen hungern zu lassen, weil man nicht imstande ist, den stolzen eigenwilligen Nacken zu beugen?"

„Ich weiß nicht. Stolz ist immer eine schöne, eine herrliche Eigenschaft."

„Auch wenn sie die, die von mir abhängen, zum Hungern verurteilt? Ist diese Eigenschaft auch dann noch herrlich?" fragte er erregt.

„Auch dann. Der wahre Stolz sucht und findet seine Befriedigung in sich selbst."

„Der wahre Stolz sucht seine Befriedigung in ganz anderen Dingen: in der Arbeit, die er vollbringt ... in den Pflichten, die er erfüllt."

„Das ist Bürgerstolz. Das sind so plebejische Ansichten, daß ich mich wundere, sie von deinen Lippen zu hören, mein Sohn."

„Möglich! Vielleicht bin ich ein Plebejer geworden, seitdem ich ... um deinetwillen Verwalter hier wurde."

Sie schlenderten langsam unter den dichten Kastanienbäumen entlang während dieses Wortgefechts. Ein unbeteiligter Zuschauer hätte glauben können, daß sie die angenehmste, harmloseste Unterhaltung miteinander führten, so ruhig gingen sie nebeneinander her, so ruhig blieben ihre Mienen beim Reden.

Und aus der Tiefe des verschilften Teiches hörte man die klagenden Stimmen der Unken.

„Vielleicht hast du Recht, mein Sohn."

„Vergißt du, daß ich's für dich that? nur für dich, Mutter?"

„Ich vergesse nichts. Aber ich habe es vielleicht schon oft bedauert... öfter, als du ahnen kannst..."

„Was?"

„Daß du diese Stellung annahmst."

„Annahmst? Annahmst? Wir haben ja förmlich darum gebettelt."

„Ich hätte es nicht gethan ... ich schwöre dir, daß ich es nicht gethan hätte, wenn ich hätte ahnen können, was man aus Buchenwalde machen wollte."

„Du wußtest nicht, daß man es parzellieren wollte?"

„Doch ... das wohl. Aber ich wußte nicht, daß man uns so direkt mit Fäusten ins Gesicht schlagen würde. Sonst wäre ich lieber betteln gegangen, als dich in dieser Stellung zu sehen."

„Was meinst du damit, daß man uns mit Fäusten ins Gesicht schlagen würde?"

„Daß man eine exklusiv evangelische Ansiedlung hier machen würde. Das wußte ich nicht, das konnt' ich nicht wissen," rief die Baronin erregt. „Im Gegenteil, ich hatte bestimmt erwartet, daß Buchenwalde katholisch werden würde."

„Wie kamst du dazu, das zu erwarten?"

„War nicht Friedrichs-Aue katholisch? Als selbstverständlich hatte ich angenommen, daß auch Buchenwalde katholisch werden müßte."

„Vielleicht wär' es sogar besser gewesen," murmelte Felix halblaut. „Wer kann es wissen?"

„Vielleicht?" wiederholte die Baronin erregt. „Oh, ganz bestimmt, Felix, bestimmt wär' es besser gewesen. Alles wäre besser, wenn Buchenwalde katholisch würde. Alles! Ein besseres Einvernehmen würde zwischen den beiden Gemeinden herrschen ... ein ruhigeres Leben würde ..."

„Du regst dich ganz unnütz auf, liebe Mutter," unterbrach Felix sie, „Buchenwalde ist nun mal zur protestantischen Ansiedlung bestimmt und muß es bleiben."

„Muß es? Das ist eben die Frage."

Ein lebhaftes Rot färbte die sonst so bleichen, hageren Wangen der Baronin, und ihre Augen leuchteten im Glanze des Fanatismus.

„Wer sagt dir, daß es schon zu spät ist? Wer sagt dir, daß es nicht heute noch möglich wäre, die Leute zu bekehren, ihre Herzen dem rechten, dem allein seligmachenden Glauben zuzuwenden? Oh Felix, Felix, ich habe noch Kraft, ich habe noch Geduld, ich habe Begeisterung. Steh' mir bei ... oder nein, steh' mir nicht bei ... arbeite mir nur nicht entgegen; und ich schwöre dir, es sollte mir noch gelingen, die ganze Gemeinde Buchenwalde ..."

„Katholisch zu machen? Hahahahaha!" Der junge Mann lachte laut und höhnisch auf. „Prachtvoll! Wirklich wundervoll! Schade, daß nicht irgend einer von den massenhaften Regierungsräten in Posen gerade eben hier gestanden hat, um das zu hören. Eine ganze Ansiedlung also übernimmst du zu bekehren, Mutter? Eine ganze Ansiedlung willst du katholisch machen? Aber warum dann nicht lieber gleich noch polnisch? Ja, polnisch müßtest du sie dann doch entschieden auch noch selbst lehren! Dann wäre der Zweck der Ansiedlungs-Kommission ja aufs allerschönste erfüllt. Wirklich ausgezeichnet! Die Kommission giebt ihr Geld aus, kauft die Güter und setzt einen Verwalter ein zum Zweck der Germanisierung, und dieser selbe Verwalter benutzt die Gelegenheit, um Polen heranzuzüchten! Wundervoll! auf Ehre!"

„Warum lachst du, Felix? warum höhnst du mich? Siehst du, das ist eben der Unterschied. Was ist euch Protestanten eure Religion? Wir Katholiken aber ..."

„Oh, bei euch macht es selbstverständlich allein

die Frömmigkeit, allein der Glaube. Wer wollte daran zu zweifeln sich erlauben? Wenn es dir gelänge, hier die Gemeinde Buchenwalde zum Katholizismus zu bekehren, unter Beihilfe des Pfarrers Brudbowo, so würde ihm zur Belohnung dafür sicherlich die fettste katholische Pfarre in den ganzen deutschen Landen zu teil werden ... und dir, Mutter ..."

„Hältst du mich für bestechlich?"

„Nein. Dich halte ich nur für fanatisch! Das aber ist noch zehntausendmal schlimmer. Doch genug nun der Worte: du weißt, daß du keine Bekehrungsversuche auf Buchenwalde machen darfst."

„Mach' ich denn welche?"

„Ich möcht' es fast glauben. Hüte dich aber, Mutter! Komm' ich solchen Dingen jemals auf die Spur, so müßte ich, so leid es mir um dich thäte ..."

„Was?" drängte sie, da er abbrach.

„Dich von hier entfernen."

„Mich? von hier ...? Auch gegen meinen Willen?"

„Gegen ... oder mit ... das wäre mir dann ganz gleichgiltig. Fort müßtest du dann aber, das ist gewiß."

„Du ... du ... drohst ... oh mein Gott! mein Sohn droht mir!"

„Nicht dein Sohn, sondern der Verwalter von Buchenwalde ist's, der die Drohung ausgesprochen. Warum hast du sie hervorgerufen?"

Es that ihm fast weh, in ihre Augen zu blicken, so kalt und gläsern schauten sie ihn an.

„Nimm dich in acht, mein Sohn. Ich stehe unter mächtigem Schutz."

„Wie mächtig er auch sei, er wird nie imstande sein, mich daran zu verhindern, daß ich meine Pflicht thue."

„Vielleicht wäre er's doch imstande."

„Unmöglich!"

„Willst du sehen, wer von uns beiden der Stärkere ist? Willst du mir den Krieg erklären?"

„Nicht ich bin es ... du bist die, die den Krieg erklärt."

„So bin ich es. Willst du die Erklärung annehmen? Willst du mit mir um Buchenwalde kämpfen?"

Er sah sie lange an.

„Ja," sagte er dann. „Ja."

Und die klagenden Unkentöne, die schaurig aus der Tiefe des Sees herauf erklangen, schienen wie ein Echo dies 'ja' noch einmal zu rufen.

Glockenartig erscholl es, zuerst höher, dann tiefer, klagend und langgedehnt: 'ja' ... 'ja' ...

(Fortsetzung folgt.)

# Scholastica Bergamin.

Von

[2] **Hans Sittenberger.**



29. März.

Das Lentwasser im Stadtgraben hat also nichts genützt; wir sind doch erobert worden. Vorher ist's freilich noch zu der erwarteten Schlacht gekommen, oder wie man das nennen soll. Gegen drei Uhr nämlich erdröhnten plötzlich zwei Kanonenschläge, daß die Muhme zusammenfuhr und sich bekreuzigte, und der Herr Jesse ganz blaß wurde. Dann blieb aber eine gute Weile alles still. Auf einmal fängt es an

zu knattern — gegen das Kreuzbergel und das Waidmannsdorfer Moos hin — das Geknatter wird immer stärker, hie und da giebt's auch einen dumpfen Schlag von einer Kanone, so daß uns schon ganz angst und bange wird, aber bald merkt man, daß der Kampfeseifer nachläßt, man hört nur mehr vereinzelte Schüsse, und nach kaum einer halben Stunde ist alles wieder aus. Die Kaiserlichen sind eilig abgezogen, über Mageregg nach Maria Sal, und von da nach St. Veit. Die Stadt haben sie garnicht besetzt; offenbar sollte um ihretwillen das unschuldige Blut der Klagenfurter nicht aufs Spiel gesetzt werden.

Schaden hat die Schlacht, wie man hört, wenig angerichtet. Nur die Markt-Resel und eine Schusterin aus der St. Veitervorstadt sind ihr zum Opfer gefallen. Sie standen nämlich mit vielen anderen auf der Villacher Bastei, um dem Schießen zuzuschauen. Die Feinde aber hielten diese Leute aus der Ferne für Soldaten und warfen ein paar Kanonenkugeln in die Stadt. Eine davon flog nun mitten zwischen den beiden Weibern durch, daß sie vor Schreck umfielen und für tot liegen blieben. Sie sind aber bald wieder aufgestanden und haben tüchtig zu schimpfen begonnen, ein Zeichen, daß der Schreck keine schädlichen Folgen für sie gehabt hat. Außerdem sind noch etliche hundert Grenadiere, die nicht nachkommen konnten, gefangen worden; sonst ist aber nichts geschehen.

Der eigentliche Rummel ging erst an, als die Franzosen einrückten. Ich muß sagen, es ist ganz interessant, erobert zu sein. Das ist ein eigentümliches Gefühl, so angenehm gruselig, wenn man denkt, daß man dem Feind auf Gnad' und Ungnad' ausgeliefert ist. Man kann nicht sagen, was kommen wird. Schlimm oder schlimmer, es giebt keinen Schutz, man muß sich ganz auf sich selbst verlassen, und da spürt man sich erst recht aus allen Kräften lebendig.

Schon um 5 Uhr hatten sich die ständischen Vertreter, soviel ihrer noch in der Stadt sind, beim Villacher Thor aufgestellt. Als Sprecher hatten sie in der Geschwindigkeit den Herrn Philosophieprofessor Lenz gewählt, vermutlich, weil er ein Luxemburger ist und zu hoffen stand, ihm werde auch in der Angst das Französisch nicht ausgehen. Man sah es ihm an, wie aufgeregt er war. Die linke Hand hatte er tief in der Soutane vergraben, und mit der rechten strich er sich fortwährend über die Wangen und das glatte Kinn. Er trippelte von einem Fuß auf den andern und murmelte leise vor sich hin, und man merkte, daß er die Ansprache auswendig lernte. Er soll aber auch ein sehr großer Redner sein.

Gegen halb sechs Uhr rückten die ersten Feinde ein. Es war eine Abteilung Chasseurs, an der Spitze ein General auf seinem Rappen. Er sah hübsch aus, noch ein junger Mann, und die Uniform stand ihm gut. Als er durchs Thor ritt, zogen die Herren von der Deputation die Hüte, machten gewaltige Kratzfüße und blieben gebückt stehen; manche verneigten sich so tief, daß das steife Zöpflein in ihrem Nacken wie ein Fragezeichen in die Höhe stand. Der Herr Professor Lenz wollte auch den Hut abnehmen, denn er merkte nicht, daß er ihn schon in der Hand hielt. Er griff mehrmals ganz verzweifelt an den Kopf, ohne zu finden, was er suchte, und erst als die Leute ringsherum zu lachen anfingen, ward er seinen Irrtum gewahr. Das brachte ihn ganz aus der Fassung, und mit hilflosem Gesicht blickte er sich nach den anderen Herren um. Herr von Fradenegg, noch der ruhigste und würdigste unter allen, packte ihn sachte an den Schultern, drehte ihn um und schob ihn vorwärts, indem er ihm ein paar Worte ins Ohr raunte. Da faßte sich der Herr Professor ein Herz, stürzte etliche Schritte vor und machte einen tiefen Bückling. Aber da der Reiter schon vorüber war, bekam der Professor nur mehr dessen Rücken und das Hinterteil des Pferdes zu sehen. Als er dies gewahrte, bemächtigte sich seiner helles Entsetzen, und er lief dem Franzosen ein paar Schritte nach, indem er keuchend seine Rede anhob: „Mon général, la malheureuse ville de Klagenfourt . . .“ Aber das Roß war schneller als er; fassungslos und nach Luft schnappend blieb er stehen und wischte sich mit einer Gebärde der Verzweiflung die Schweißtropfen von der Stirn. Alles lachte natürlich, und jemand rief dem Herrn Professor

zu, er sollte doch wissen, daß auch die Leute aus Frankreich von rückwärts nicht französisch verstünden.

So war also die Rede des Herrn Professors Lenz vorderhand verunglückt. Zum Überflusse stellte sich noch heraus, daß der Offizier, den er so hübsch bekomplimentiert hatte, gar kein General war, sondern ein einfacher Kapitän.

Kaum hatte sich der gute Professor ein wenig von diesem Auftritt erholt, so kamen schon wieder feindliche Reiter durch das Thor daher. Diesmal war es wirklich der General; Massena soll er heißen. Der gefiel mir nicht sehr, er hat so was Geiermäßiges in seinem Gesicht. Nun war der Herr Professor schon etwas gefaßter; er buckelte diesmal glücklich vor dem Kopf und nicht vor dem Schwanz des Gaules, den der General ritt. Aber mit seiner Rede kam er auch diesmal nicht viel weiter, als früher. Denn kaum hatte er begonnen: „Mon général, la malheureuse ville de Klagenfourt . . .“ so winkte mon général recht ungeduldig ab, indem er ein paar hastige Worte sagte, die ich aber nicht verstand, obwohl ich bei den Ursulinerinnen die Beste im Französischen war. Gar gnädig hat's aber nicht geklungen, und mit kurzem Gruße ritt der General weiter.

Unmittelbar darauf rückten die Truppen in endlosem Zuge ein. Der größte Teil marschierte auf den neuen Platz, wo sich die Chasseurs und Dragoner aufstellten und auch der General Massena mit seinen Offiziers hielt. Von da aus verteilten sie ihre Posten und thaten dabei so bekannt, als ob sie schon längst bei uns daheim wären.

Als Trophäe hatten sie die gefangenen Kaiserlichen mitgebracht. Wie staunte ich, als ich unter diesen den guten Major Budik erblickte.

Der Arme hat wirklich Malheur; das erste Mal in seinem Leben, daß er Pulver riecht, und dabei wird er gleich gefangen. Er präsentierte sich übrigens gar nicht übel: das Haupt gesenkt, einen Fuß vorgesetzt, die Arme schlaff herunter hängend stand er da, verstand es aber dennoch, in diese gebrochene Haltung einen martialischen Zug zu bringen. Wir drängelten und schlängelten uns in seine Nähe und riefen ihn beim Namen. Da fuhr er aus seinem Brüten auf. Ein Blick halb traurig, halb freudig traf uns. „Ja, meine Damen,“ sagte er so wehmütig, als es ihm möglich war, „das ist der Dienst des Vaterlandes.“ Er hätte vielleicht noch mehr gesprochen, aber die französischen Soldaten wurden gleich aufmerksam und traten mißtrauisch dicht zu ihm hin. Da winkte er uns noch einen Abschiedsgruß und blickte dann wieder unbeweglich vor sich nieder. Ich weiß jetzt wirklich nicht, schämt er sich darüber, daß sie ihn gefangen haben, oder ist er stolz darauf. Fast glaub' ich, er betrachtet sich nicht ohne Behagen als ein Opfer seiner Pflicht und seines Heldenmutes. Er denkt halt, wie ich ihn kenne: alle können für das Vaterland nicht gleich totgeschossen werden; es ist genug, wenn man gefangen wird.

Der Buonaparte ist nicht gekommen, aber es heißt, daß er morgen eintreffen wird. Ich bin doch zu neugierig, wie er aussieht.

Der Herr Jesse war recht schweigsam den ganzen Weg. Das war mir eigentlich lieb, denn ich hatte genug zu schauen. An seinem Gesicht aber merkte ich, daß er gerne die Fäuste geballt hätte; ich glaube, er wird von Tag zu Tag patriotischer.

Als wir daheim zwischen unseren vier Wänden angekommen waren, machte sich sein Ärger Luft. Er ging ganz aufgeregt auf und ab, und plötzlich rief er, die Hand zum Himmel hebend, mit rollenden Augen: „Der welsche Übermut muß und wird gebrochen werden!“ Nur hat er uns leider nicht gesagt, wie das geschehen soll. Mir lag die Frage schon auf der Zunge, aber ich wollte ihn nicht kränken und ihn unnützer Weise aus seinen erhabenen Gefühlen reißen.

Der General Massena scheint ein lieber Vogel zu sein. Er hat gleich allerhand Forderungen erhoben; für sich allein hat er 86000 fl. begehrt als Anerkennung seiner Milde. Darob natürlich großer Schrecken. Eine Deputation hat sich zu ihm in die bischöfliche Residenz begeben und Vorstellungen versucht. Er soll aber, ohne ein Wort zu verlieren, dem Wortführer einfach die Pistole auf die Brust gesetzt haben. Auf solche Diskurse sind unsere Herren natürlich nicht eingerichtet, und ich kann mir denken, daß sie nicht viel darauf zu erwidern wußten. Es wird also nichts anderes übrig bleiben, als den milden Herrn General zu befriedigen und zu zahlen.

Wir haben Einquartierung, einen Obersten, Boyer heißt er. Er ist liebenswürdig und verbindlich und spricht auch ein wenig deutsch, da er ein Jahr an der Theresianischen Akademie in Wien war, wie er mir sagte. Schade, daß er sich so bald zurückzog! Er hätte mir vom Buonaparte erzählen müssen.

Mein Gott, es ist schon gleich Mitternacht, und die Muhme Ursula wird morgen nicht übel zanken, wenn sie sieht, wie tief meine Kerze herabgebrannt ist. Aber was thut's? Man erlebt nicht alle Tage eine Schlacht und wird nicht alle Tage erobert.

30. März.

Das war eine schöne Überraschung heute nacht! Kaum war ich ein wenig eingeschlafen — es war so gegen ein Uhr — da wurde plötzlich an sämtliche Hausthore gepocht. Im nu kamen von allen Seiten die Schlafröcke und Zipfelmützen angeschossen, schlotternd und wackelnd vor Angst; denn sie meinten nicht anders, als es stünde zum mindesten ein betlehemitischer Kindermord oder noch schlimmeres bevor. Das war auf der Straße ein Gewimmel und ein Gesumse, wie wenn ein Maikäferschwarm auf einen Holunderbusch einfällt. Na, den Kindern ist gottlob nichts geschehen, dafür sind aber unsere Vorratskammern gründlich ausgeplündert worden. Der General Massena war nämlich sehr böse, daß die Kaiserlichen das Magazin niedergebrannt haben, und darum hat er der Stadt aufgetragen, bis sechs Uhr früh nicht weniger als 30 000 Portionen Brot und ich weiß nicht wie viel Fleisch, Speck, Wein, Kerzen und dergleichen abzuliefern.

Das war ein Gejammer. Wenn's wirklich den Kindern ans Leben gegangen wäre, das Lamento, glaub' ich, hätt' auch nicht größer sein können. Glücklicher Weise blieb nicht lang Zeit zum Klagen und Greinen. Denn das Brot wollte gebacken sein, und die Franzosen scheinen keinen Spaß zu verstehen. So verkrochen sich denn die Leute allgemach in den Häusern, aber geschlafen hat, mein' ich, niemand in ganz Klagenfurt. Bei uns ging's zu wie in einer Großbäckerei; kein Stäubchen Mehl ist uns geblieben. Alle haben herhalten müssen bis herab zum jüngsten Lehrbuben, sonst wären wir nicht fertig geworden. Besonders der Herr Jesse hat sich beim Kneten des Teiges und beim Einschießen der Laibe gar würdig präsentiert. Ich hab' ihn das erste Mal in Hemdsärmeln gesehen, und er machte vielfältige Entschuldigungen wegen dieses Negligees; aber es wäre nicht nötig gewesen, denn er büßte dadurch nicht das geringste von seiner Feierlichkeit ein. Ich glaube halt, wenn auch sein Sterbliches in Hemdsärmeln herumläuft, seine Seele hat doch immer den Bratenrock an.

Das Brot, das heute abgeliefert wurde, möchte ich übrigens nicht essen. Erstlich ist nicht alles Mehl, was gebacken wird, und dann — wie viel Verwünschungen sind da mit hineingeknetet worden! Das kann nicht anschlagen. Ich mag's den Leuten wahrhaftig nicht verdenken, daß sie auf die Franzosen wacker fluchten, aber bei alledem hab' ich's selber doch nicht gar so tragisch nehmen können. Denn wenn ich mir vorstellte, wie die ganze Stadt nach dem Kommando der Franzosen springen mußte, die Vornehmen und Reichen geradeso flink und leichtfüßig wie die Armen und Niedrigen, so kam mir die Sache gar nicht so unlustig vor. So oft ich zum Fenster hinaus schaute und sah, wie aus den Schornsteinen gegenüber der dicke, weiße Qualm in die Nacht hinaufstieg, mußt' ich immer denken: Siehst du, so tapfer schmauchen heute alle Schornsteine in der Stadt, vom ersten bis zum letzten, und der hochwohlgeborne Herr von X. und der nicht minder hochwohlgeborne Herr von Y., die sich sonst nicht einmal selber ankleiden, die stehen jetzt mit ihren Dienstleuten mit aufgestreiften Hemdsärmeln am Backtrog und kneten darauf los, daß ihnen die hellen Schweißtropfen von der Stirne rinnen, just als ob's kein edleres Vergnügen auf Erden gäbe denn Brotbacken. Da hab' ich dann allemal heimlich vor mich hinlachen müssen und mir gedacht: Schau, die Franzosen verstehen sich doch auf einen guten Spaß, wenn's auch nicht gleich danach aussieht. Sehen hätt' ich die Frau von Plazer mögen und ihr Fräulein Tochter, die teure Sidonie. Die werden was zusammengeseufzt haben! Wenn nur ihr Brot davon nicht ganz hohl geworden ist.

So, jetzt schlägt es acht Uhr, und ich habe in meinem Tagebuch gekritzelt, anstatt wie die anderen Leute nach der durchwachten Nacht zu schlafen. Aber ich bin nicht einmal müde. Wissen möcht' ich nur, was wir heute mittag auf den Tisch stellen sollen. Von leeren Schüsseln werden unsere Leute kaum satt werden, und was anderes haben wir vorderhand, so viel ich weiß, nicht im Hause.

Mittags.

Also, ich hab' ihn gesehen. Ich bin noch ganz aufgeregt und weiß mir noch immer nicht zu deuten, warum mich's so gepackt hat. Vielleicht ist's doch ein geheimer Groll gegen ihn; denn schließlich ist's ja mein Vaterland, das er zu Boden geworfen hat, und eigentlich hat er damit auch mich selbst verwundet. Aber ich kann mir nicht helfen, ich muß ihn dennoch bewundern, ich kann gar nicht aufhören an ihn zu denken. Was für ein seltsamer Mann ist er!

Just vor dem Landhause war's. Ich bog eben in die Seufzerallee ein. Denn ich sollte zu Tante Netti, ob sie uns mit etwas Eßbarem aushelfen könne; bei den Händlern ist ja nirgends etwas aufzutreiben.

Du kannst dir ja Zeit lassen, denk' ich; ob du eine Viertelstunde früher oder später mit leeren Händen heimkommst, das wird die Suppe nicht fett machen. Und ich gehe hübsch langsam vor mich hin und besehe mir ganz extra jeden Baum in der lieben, alten Kastanienallee; denn ein jeder ist jetzt ein Wunder. Die kecken, zarten Blätter sind über Nacht hervorgesprungen aus der braunen Hülle, unter der sie so lang vom blauen Himmel und der goldenen Sonne geträumt haben. Nun können sie die Herrlichkeit selber sehen. Aber sie sind etwas blaß, als ob sie noch frören in der frischen Märzluft, und die braune Wolle von den Knospen klebt noch in einzelnen Flocken an ihnen, just wie bei den Hühnchen, die eben ausgekrochen sind und mit der Eierschale auf dem Rücken herumlaufen. Es hatte ein wenig geregnet, aber schon blitzte wieder heller Sonnenschein. Doch auf den Blättern lagen noch die Tropfen, und ich sah ihnen zu, wie sie den köstlichen Trunk einschlürften, langsam, wie mit tiefen Zügen, gleich als wollten sie die Wonne bis zur Neige verkosten. Ich hätte ihnen stundenlang zuschauen können. Und dabei umquoll mich der wohlige, feuchtwarme Dunst, der aus der Erde und von den Bäumen emporstieg, und ich sog ihn in mich ein, und ich konnte gar nicht satt werden, ihn zu trinken, daß mir fast taumlig zu Sinne wurde. Und die Sonnenstrahlen spielten an mir so fröhlich heran, als ob sie mit mir kichern wollten, und ich glaube gar, ich habe mit offenen Augen geträumt, ich sei in einem weiten Wundergarten, wo die Blumen reden und die Blätter seufzen und die Vöglein lachen, — und nicht vor dem alten Landhaus in der braven Seufzerallee. Das Herz aber klopfte und hämmerte mir zum Zerspringen; es war just, als hätten sich etliche Sonnenstrahlen darin gefangen und fänden nun nicht hinaus.

Da geht's auf einmal trapp, trapp, trapp. Erschreckt fahre ich auf, vom Heiligengeistplatz her kommt eine kleine Reiterschar. Das blitzt nur so von Gold an ihren Uniformen; nur der Mann, der voraus auf dem Schimmel reitet, ist ganz schmucklos; ein grauer Mantel hüllt ihn ein, den Kopf bedeckt ein kleines, dreieckiges Hütlein, keine Goldborten, kein wallender Federnschmuck darauf wie bei den andern. Und doch, kaum hab' ich ihn erblickt, so weiß ich's im Innersten: er ist es, er, der jetzt der Herr ist in unserem Lande.

Mich überläuft es siedendheiß und dann wieder kalt, die Knie beginnen mir zu wanken, um die Ohren braust es mir, als schlügen Seewogen um mich zusammen, vor die Augen legt sich's mir wie Nebel, und ich glaube, ich müsse mich irgendwo halten, um nicht umzusinken. Aber ich sehe doch alles ganz deutlich, so deutlich, wie ich in meinem ganzen Leben nichts gesehen habe. Ich sehe, wie sein blasses Antlitz sich plötzlich mir zuwendet, ich sehe, wie er mich aus seinen großen, schwarzen Augen durchbohrend anblickt, und ich fürchte mich vor diesen seltsamen Augen, die den unheimlichen Glanz der Tollkirsche haben und so träumerisch und doch so tyrannisch kalt unter der hohen, bleichen Stirn hervorleuchten, und ich kann nichts anderes denken als: Jetzt sieht er dich! Jetzt sieht er dich! Und das schaudert mich so, als ob's das größte Unglück oder das größte Glück auf

der Welt wäre. Aber diese Augen schauen so starr, als ob sie durch mich hinausblickten ins Leere, und die schmalen Lippen, die so fest und hart aufeinander gepreßt sind, umspielt kein lebendiger Zug, und da glaub' ich wieder, er sieht mich nicht, und das thut mir so weh, daß ich ihm böse sein könnte deshalb oder weinen oder beides zugleich. Aber, wie er an mir vorüber ist, sehe ich, daß er zu dem Offizier, der neben ihm reitet, einige Worte sagt, und daß dann dieser nach mir umblickt, ganz deutlich nach mir. Und da schießt es mir heiß in die Wangen, daß ich glaube, sie brennen. Da sind aber die Reiter auch schon verschwunden, und ich stehe allein auf der Straße und blicke ihnen immer noch nach. Endlich fällt mir die Tante Netti ein, und das rappelt mich einigermaßen wieder auf, und ich gehe wie ein frommes Lamm meiner Wege. Aber es lag mir noch in allen Gliedern, es war ein so eigenes Gefühl, ich kam mir selbst — wie soll ich sagen? — ja, wie ein Fremdes kam ich mir vor.

Abends.

Ich bin ein närrisches Mädel. Was hab' ich da zusammengeschrieben! Das sieht ja aus, als ob ich in den Buonaparte bis über die Ohren verliebt wäre. Aber es war wahrhaftig nichts weiter als die Überraschung und meine dumme Träumerei vorher. Das hat mich so überrumpelt. Jetzt schäm' ich mich fast, und ich hätte beinahe Lust, das alberne Geschreibsel herauszureißen; aber vor mir selbst brauch' ich mich doch nicht zu verstecken.

Tante Netti ist also richtig geradeso kahlgeplündert, wie wir selber. Da war denn heute Schmalhans bei uns Küchenmeister. Eine lange Wassersuppe, wozu die Lehrbuben noch viel längere Gesichter zogen, und ein kleines Schüsselein Kohl, so haben wir getafelt. Die Muhme jammerte, als ob sie Gift schlucken müßte, der Vater runzelte die Stirn und rührte fast garnichts an, der Herr Jesse verwünschte die welschen Bedrücker, die in Fülle und Freuden schwelgten, während wir fasten mußten, und es ging trübselig her wie bei einem Leichenschmaus. In mir zitterte noch die Aufregung von vorher, und sie fragten mich alle, warum ich so blaß sei. Als ich aber die schiefen Mäuler rings im Kreise sah, da kam mir plötzlich alles so urkomisch vor, mich faßte eine unbändige Heiterkeit, und ich hätte am liebsten irgend etwas recht Ausgelassenes vollführt. Tausend drollige Dinge schossen mir durch den Kopf, und es kicherte in mir und zwitscherte, wie von einem Dutzend lachender, übermütiger Schwalben. Ich hielt eine lange Rede an den Herrn Jesse. „Ja, sehen Sie, hochzuverehrender Herr Jesse," sagte ich, „das ist ein eigenes Ding um den Bettelsack: je weniger darinnen ist, desto schwerer hat man daran zu schleppen. Doch getrost, verehrter Herr, verzagen Sie nicht! Übung macht den Meister, Sie werden sich schon daran gewöhnen. Belieben Sie einmal Ihre verdrießlichen Gedanken ein wenig spazieren zu schicken, etwa zu dem Flickschneiderlein Lorenz oder zum Hausierer Pflunderer oder zu der alten Kräuter-Nanni; Sie kennen ja die Leutchen. Ich wette darauf, die tafeln heute um kein Haar feiner als wir, aber sie ziehen kein so saures Gesicht wie Sie, verehrter Herr Stellvertreter der Firma Vincenz Bergamin; das macht, die braven Leutchen haben gestern auch nichts anderes gehabt und vorgestern auch nicht und so fort; sie haben sozusagen ihren Magen nach ihrem Sack reguliert. Übrigens sind Wassersuppe und Kohl äußerst gesunde Gerichte. Wassersuppe macht das Blut leicht, und Kohl macht gescheit, und etwas leichteres Blut könnten Sie schon brauchen, verehrter Herr Jesse. Denn Sie sind ein wenig stockig und leiden bisweilen an sehr gefährlichen Bedenklichkeiten. Sie würden sich z. B. sicher bedenken, mich — ohne Komplimente gesagt — zu Ihrer liebwerten Frau Jesse zu machen, wenn ich zufällig nichts weiter besäße als einen niedlichen Bettelsack, und Sie vielleicht auch nicht. Und daran wäre nur Ihr stockiges Blut schuld, das entschieden eine behaglich milde und durch soliden Verdienst wohltemperierte Luft braucht, in der scharfen, schneidigen und etwas leichtsinnigen Luft der Armut aber leicht schlagflüssig werden könnte. Doch verzagen Sie nicht, hochgeschätzter Herr! Unser Bettelsack ist ja sozusagen nur eine tolle Maskerade, ein schelmischer Zeitvertreib, eine lustige Laune des Augenblicks, und ich wette

darauf, in ein paar Tagen ist er wieder so hübsch gefüllt, daß er platzt, und Sie brauchen meinetwegen nicht die geringsten Bedenken zu haben."

So sprach ich zu Herrn Jesse, freilich nicht laut, o beileibe nicht laut, sondern nur bei mir in Gedanken, ganz heimlich und still. Aber der Herr Jesse machte ein so verblüfftes Gesicht, als ob er meine schöne und wohlmeinende Rede Wort für Wort verstanden hätte, und ich konnte mir nicht helfen, ich warf mit Brotkügelchen nach ihm, was Vater und Muhme als ein schreckliches Vergehen rügten. Ach, sie wußten ja nicht, wie mir die Lustigkeit und der Übermut in allen Fingern kribbelten, sonst wären sie nicht so böse gewesen. Ich glaube, wenn der Papst so lustig ist, so lustig und übermütig wie ich, und er hat gerade nichts anders zur Hand, so wirft er auch mit Brotkügelchen.

Aber eine rechte Komödiantin bin ich doch. Als der Vater erzählte, der Buonaparte sei ohne Sang und Klang eingezogen und habe im gräflich Eggerschen Palais in der Herrengasse Quartier genommen, da machte ich ein ganz verwundertes Gesicht, als ob ich noch garnichts davon wüßte. Ich hab's wahrhaftig ganz ohne Überlegung gethan, und ich begreife selbst nicht, was mich im Augenblick dazu zwang. Es war mir auch gleich nicht recht, aber ich schämte mich nachher, die Wahrheit einzugestehen; denn die Sache war ja doch im Grunde ganz gleichgiltig.

Lachen muß ich über meine guten Klagenfurter. Das werden doch merkwürdige Leutchen sein. Spartaner, wie der Herr Dompropst Ortner neulich gesagt hat. Heute früh haben sie den Buonaparte und den Satan noch für Zwillingsbrüder gehalten, und abends schwärmen sie schon für den Franzosen. Mir scheint, er kennt sie besser als irgend ein anderer und weiß, wo sie zu fassen sind. Er hat einfach die Forderung des Generals Massena aufgehoben, und die braven Bürger, denen die hellen Groschen im Sacke bereits bedenklich zapplig geworden, sind jetzt in einem wahren Rausch von Dankbarkeit. Sie feiern ihn als den Gerechtesten der Gerechten, und in der Klagenfurter Zeitung wird er gar der Genius der Menschlichkeit genannt. Alles das für 86000 fl! Das ist eigentlich billig.

Abends beim Zapfenstreich standen die Leute in der Herrengasse Kopf an Kopf. Einen Augenblick trat der Buonaparte ans Fenster; da schrieen die französischen Soldaten Vive la république! und die lieben Klagenfurter riefen ein Hoch über das andere, just als ob's der Kaiser wäre. Was er wohl gedacht hat? Wie er so herabblickte auf die drängende, johlende Menge, das bleiche Gesicht noch bleicher im rötlichen Qualm der Fackeln, regungslos, ohne nur eine Miene zu verziehen, da schien er mir fast traurig, und es war mir, als ob seine Augen weit hinausstarrten in die Nacht oder in die Zukunft. Vielleicht hat er das Hoch und das Vive la république! garnicht gehört. Er scheint sich aus den Menschen wenig zu machen. Ob er sie gar verachtet, weil sie so wankelmütig sind? Möglich, aber jubeln muß es doch in seinem Herzen. Ich bin nur ein einfaches Mädchen, doch mich packt es wie ein Glücksschauer, wenn ich mir vorstelle, welch ein unermeßliches Kraftgefühl ihn erfüllen muß. Wohin er den Fuß setzt, und sei's noch so fern der Heimat, für ihn ist es nicht mehr die Fremde; den Boden, den er tritt, hat er ja erobert, und er gebietet darüber. Es muß für einen Mann nichts Seligeres auf Erden geben, als Herr sein.

(Fortsetzung folgt.)

# Liebes-Rebellen.

## Roman

von

**Roy Tellet.**

[9] Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Lise Landau.



### XXI.

„Aber," sagte Errima plötzlich, indem sie an die Gefahr dachte, in welche Carolath sich durch seine Flucht aus dem Hause ihres Onkels begeben hatte, „aber weshalb sollten wir nicht vorläufig einfach wieder nachhause gehen? Dort bist du doch sicher, Carolath, was du nirgend anders sein kannst."

„Möchtest du es denn, Errima?"

„Um deinetwillen gewiß."

„Nein," sagte Carolath fest, „das geht nicht."

„Weshalb denn nicht? Meinethalben gerietest du in Streit mit dem Onkel. Wenn wir jetzt mit einander zurückkehren, wird er doch zufrieden sein, nicht wahr?"

„Für den Augenblick wohl; aber der Streit würde bald wieder zum Ausbruch kommen, er würde nur hinausgeschoben sein. Du weißt, daß er irgend einen ernsten Grund hat, weshalb er dich vor deiner Mündigkeit verheiratet sehen will. Glaubst du, daß es in seinem Plane liegt, dir etwas Gutes anzuthun?"

„Nein, sicherlich nicht."

„Nun also. Er macht sich nichts aus dir; aber selbst wenn er dich lieb hätte, so wäre er doch imstande, dich und deine Interessen um der Wissenschaft willen zu opfern. Ich weiß zwar nicht, was er durch deine schleunige Verheiratung bezwecken will, aber ich bin sicher, daß, wenn sich sein Wunsch erfüllt, du dabei irgendwie benachteiligt wirst. Ich könnte dazu natürlich nicht schweigen, wir würden sehr bald wieder in Streit geraten, und ich wäre genau auf dem Punkte, auf dem ich heute bin. Nur dürfte die Flucht dann schwieriger sein, da er die Polizei sofort auf meine Spur lenken würde. Jetzt bin ich frei, und wir haben den Vorteil, daß meine Abwesenheit ehestens morgen früh entdeckt werden kann. Aber für dich ist's, wie gesagt, vielleicht besser, wenn du wieder umkehrst und den Ausgang abwartest."

„Ich habe bei meinem Vorschlag nur an dich, nicht im mindesten an mich selbst gedacht," entgegnete Errima. „Weshalb sollte ich ohne dich zurückkehren? Ich hasse das Haus und seine Bewohner. Nur bei dir kann ich glücklich sein; und ich folge dir, wohin immer dein Weg dich führt."

Er vermochte es nicht, dem jungen Mädchen seine wohlüberlegten Vernunftgründe noch weiter aufzudrängen. Schließlich war es vielleicht nicht einmal gut, wenn sie umkehrte! Es war ja möglich, daß der Onkel, dem alle Pläne gestört, sich an ihr rächen würde!

„Wenn du also ernsthaft darauf bestehst," sagte Carolath nach kurzer Überlegung, „mein Mißgeschick zu teilen und bei mir zu bleiben, so halte ich es für geraten, daß wir jetzt gehen. Wir sind noch nicht weit gekommen." Er stand auf, zog ihren Arm in den seinen, und sie wandten sich der Hauptstadt zu. Noch vermochten sie nicht, sie mit den Augen zu erreichen, aber Carolath wußte die Richtung, die sie einzuschlagen hatten.

Sie schritten einen schmalen Weg entlang, der diesen Teil der Heide begrenzte. Errima war ihn schon oft gegangen, aber noch nie bei Nacht. Auf der einen Seite des Pfades zogen sich Heckensträucher entlang, die in größeren Zwischenräumen von hohen, alten Bäumen unterbrochen wurden, deren Blätter im Winde flüsterten und scharfe, breite Schatten über den Weg warfen. Errimas Hand erbebte leise auf Carolaths starkem Arm, denn ihr war, als legten diese Schatten sich dunkel und bedrückend auf ihre Zukunft.

Bald verließen sie den Pfad; dann erstiegen sie langsam den Hügel, der auf die 'Spanische Straße' führt. Der Mond verbreitete ein sanftes Licht über die ganze Umgebung, über die Brombeersträucher, Ginster und hohen Farne, die üppig auf dem Abhang emporschossen. Als sie den Hügel erklommen hatten, sahen sie vor sich die Stadt liegen, aus deren Myriaden von Lichtaugen ihnen noch Leben entgegenwinkte.

„Schau, Errima," sagte jetzt Carolath, „da liegt unsere Zufluchtsstätte, wenn uns überhaupt eine vergönnt sein soll."

„Wie gastlich die Lichter aussehen," meinte Errima, „ich bin überzeugt, wir sind dort geborgen."

„Ich bin dessen nicht so ganz sicher," entgegnete Carolath, auf das Antlitz des jungen Mädchens niederschauend, das jetzt, da der finstere Ausdruck daraus entwichen, wirklich schön zu nennen war. „London ist großartig, aber auch unbarmherzig."

„Mit uns wird es barmherzig sein," sagte Errima, „es wird uns verbergen, und wir werden beisammen bleiben!"

Er schlang den Arm um ihre schlanke Gestalt und zog sie zärtlich an sich. Er konnte jetzt das unruhige Pochen ihres Herzens an seiner Brust fühlen.

„Wo sollen wir denn heute Nacht schlafen?" fragte Errima plötzlich.

Im selben Augenblick hatte derselbe Gedanke Carolaths Sinn beschäftigt. Errima war schon so ganz sein eigen, daß sie seine Gedanken teilte. Und ungekünstelt wie sie war, zögerte sie nicht, sie auszusprechen.

„Noch weiß ich es nicht," entgegnete Carolath, „wir müssen uns vom Zufall leiten lassen. Ich habe vorläufig Geld genug, um ein Paar Zimmer nehmen zu können." Zum erstenmale dachte er jetzt daran, daß, wo er auch immer bleiben möge, er sein Verhältnis zu Errima zu erklären genötigt sein würde.

„Ich denke, es ist am besten, wenn ich sage, du wärest meine Schwester," meinte er lächelnd.

„Wie du willst," entgegnete Errima, die nichts sehnlicher wünschte, als jeden ihrer Gedanken, jede Handlung dem Willen Carolaths unterzuordnen. Ihr ganzes Leben lang war sie widerspenstig gewesen; jetzt konnte sie dem Geliebten nicht genug nachgeben.

Einen Augenblick lang hatten sie ausgeruht; dann eilten sie weiter, Arm in Arm, mit den leichten, elastischen Schritten der Jugend, im freudigen Bewußtsein ihrer Liebe. Sie durchschritten jetzt das sogenannte 'Thal der Gesundheit' — das in Wirklichkeit nie besonders gesund war, wohl aber einst entzückend schön, ein Lieblingsaufenthalt der Künstler und Dichter, nun all seiner malerischen Reize beraubt, vernachlässigt, eine Zufluchtsstätte des Pöbels. Einige Nachtbummler kamen ihnen entgegen — eine laute, lärmende Gesellschaft, die zügellose, rohe Reden führte. Carolath war empört, daß Errima gezwungen war, das mitanzuhören.

„Komm nur," sagte er, die Schritte beschleunigend, „es thut mir wirklich leid, daß du solche Dinge hören mußt."

„Die Leute reden nun einmal so, sie meinen es nicht so schlimm," entgegnete Errima beschwichtigend. Sie mochte Carolath nicht glauben lassen, daß sie sich dadurch entmutigt fühlte.

Sie gingen die Straße weiter und gelangten jetzt in die Nähe jenes Teiches, in welchem Carolath vor nun zwei Monaten seinem Leben beinahe ein Ende gemacht hätte. Jetzt freilich verspürte er gar keine Lust mehr dazu, ja er begriff nicht, wie er das je hatte vollbringen wollen. Liebe und Jugend fesselten ihn mit goldenen, festen Banden ans Leben; um so stärker war in ihm die Angst vor dem Schicksal, das über seinem Haupte hing. Ein bekanntes Sprichwort, über das er oft gelacht, kam ihm in den Sinn: 'Wer für den Galgen geboren ist, wird nicht ertrinken.'

Jetzt konnte er nicht darüber lachen. Was die Menschen schlechtweg 'Aberglauben' nennen, steht in unauflöslichem Zusammenhang mit der Liebe des Menschen zum Leben. Es ist die ungestillte Sehnsucht danach, die Zukunft vorher zu wissen. In seiner augenblicklichen Stimmung erschien es Carolath nur zu gewiß, daß er dem Teiche entronnen war, um auf dem Galgen zu enden. Und wenn es so kam, was sollte aus Errima werden? Er fühlte, daß er leben mußte, und war es auch

nur um der Geliebten willen. Mußte seine tiefe, ehrliche Liebe nicht die Mächte besiegen, welche die Menschenschicksale lenken! Er dachte an seines Vaters kindlichen Glauben; auch er wollte noch einmal auf das Eingreifen einer gütigen Vorsehung vertrauen, wie in früheren Tagen.

Von all dem, was ihn bewegte, äußerte er kein Wort zu Errima. Es hätte sie nur geschmerzt. Nur ein paar gleichgiltige Worte sprach er dann und wann; so wanderten sie weiter, bis sie die Bahnstation erreicht hatten. Hier stießen sie auf einen Schutzmann, der Wache stand. Er schaute die beiden — wie es Carolath bedünken wollte — ein wenig mißtrauisch an. Aber Carolath that dem Manne unrecht. Der Anblick eines Schutzmannes ist schnell imstande, im Geiste eines Verbrechers das Bewußtsein seiner Schuld zu wecken. Aber der Mann dachte an nichts Arges. „Ein Liebespaar" — sagte er für sich, und die Zeit fiel ihm ein, da er mit dem jungen Mädel, das nun seine Frau war, im Mondschein lustwandelte. „Ja, damals war ich auch so ein Narr," dachte er, sich dabei die Tage der Narrheit zurückwünschend.

Carolath war eigentlich entschlossen, mit der Eisenbahn bis nach einem entlegenen Teile Londons zu fahren, aber nach näherer Überlegung glaubte er, daß er dadurch die Verfolger leichter auf seine Spur lenken würde. So beschloß er, zu Fuße weiter zu wandern und nicht einmal die Pferdebahn zu benutzen. Nur dem Wege, den diese nahm, folgten sie, weil Carolath wußte, daß diese Verkehrslinien direkt bis in den Mittelpunkt der Stadt führten.

Am Ende der 'Malden-Road' liegt ein sehr bekanntes Gasthaus, die 'Mutter Shipton.' Hier blieben sie stehen, weil Carolath nicht recht wußte, welchen Weg er am besten einzuschlagen hatte.

Sie zögerten noch, als Carolath eines Mannes ansichtig ward, der sie beide aufmerksam zu beobachten schien. Er war von kleiner Figur, untersetzt, mit glattrasiertem Gesicht; seine Kleidung war unauffällig, dunkler Anzug und runder Hut. Obgleich der Mann vor dem Gasthause verweilte, erkannte Carolath doch auf den ersten Blick, daß er nicht zu den gewöhnlichen Straßenbummlern gehörte. Dazu schien er zu sorgfältig angezogen, seine Miene zu geschäftsmäßig. Offenbar hatte er irgend ein Amt, aber das schien hauptsächlich im Nichtsthun zu bestehen. Plötzlich blitzte in Carolath der Gedanke auf, daß dieser Mensch ein Detektiv sein mochte. Carolath wäre darauf vielleicht nie gekommen, wenn er sich nicht selber als Verbrecher gefühlt hätte. Der Gedanke, sich von den Hütern des Gesetzes verfolgt zu wissen, hat etwas Furchtbares; man wird argwöhnisch, der Spürsinn schärft sich wie von und hinter einem maskenähnlich ruhigen Gesicht errät man den Feind.

Kaum hatte Carolath durch diese plötzliche, innere Eingebung in dem Manne einen Detektiv erkannt, als dieser auch schon auf ihn zukam. Carolath gab sich verloren; sein Schicksal stand vor ihm. Aber trotzdem bemühte er sich, seine äußere Ruhe und Geistesgegenwart zu behalten.

„Schöner Abend heut," begann der Fremde.

Er fügte das Wort 'Herr' nicht hinzu, und jetzt erst dachte Carolath, dem das Versäumnis sofort auffiel, daran, daß seine Kleider abgenutzt waren und er keinen Kragen trug. Er hatte einen kaufen wollen, aber nachher gar nicht mehr daran gedacht. Wie konnte jemand, der nicht einmal einen Kragen besaß, erwarten, mit 'Herr' angeredet zu werden?

„Ja, sehr schön," entgegnete Carolath und wollte weiter gehen. Aber der Fremde ließ ihn nicht los.

„Sie kommen wohl ziemlich weit her," bemerkte er.

Hätte Carolath sich frei von Schuld gewußt, er würde mit dem Menschen nicht viel Umstände gemacht haben. So aber zwang ihn das Bewußtsein der Gefahr, die ihm drohte, diplomatisch zu sein.

„Nun," sagte er ganz höflich, „wir sind nicht gar so weit gegangen, aber wir sind ziemlich eilig, deshalb wünsche ich Ihnen auch guten Abend."

Der Fremde zögerte noch einen Augenblick, faßte dann aber rasch einen Entschluß.

„Sie werden freundlichst entschuldigen," meinte er, „aber ich möchte erst noch etwas näheres über Sie erfahren. Wer ist zum Beispiel die junge Dame hier?"

„Ja, wer sind Sie denn eigentlich?" fragte

Carolath, immer noch seine Ruhe bewahrend, „daß Sie an einen Fremden solche Fragen stellen dürfen!“

„Ich bin Kriminal-Beamter.“

„Wie soll ich Ihnen das glauben?“

Der Mann setzte ein Pfeifchen an die Lippen und ließ einen leisen Pfiff ertönen. Ein Schutzmann in Uniform, der an der gegenüberliegenden Straßenecke stand, wandte sich bei diesem Ton sofort um und kam zu ihnen hinüber.

„Der Herr hier wünscht zu wissen, wer ich bin,“ sagte der Beamte.

„Das ist bald gesagt,“ entgegnete der Schutzmann mit breitem Grinsen, „Sie sind der Inspektor Kensick von der Kriminal-Abteilung.“

Carolath befand sich in einer verzweifelten Lage. Er war groß und kräftig und voll von jenem Wagemut, der die schwersten Dinge mit Leichtigkeit überwinden läßt. Wäre er allein gewesen, so hätte er einen kühnen Fluchtversuch gemacht, ohne sich vor den zwei Männern, die eine ziemliche Körperkraft besitzen mochten, zu fürchten. Aber Errima war bei ihm! Sie mußte er schützen. Er sah sich also genötigt, auf seine Schlauheit, nicht auf seine physischen Kräfte, zu bauen, um sich aus dieser schwierigen Lage zu befreien, wenn an eine Befreiung überhaupt noch zu denken war. Denn er fühlte wohl, daß, wenn er erst einmal in den Klauen der Polizei war, gleichviel ob der Mann ihn des Verbrechens bezichtigte oder nicht, seine That doch gar bald an den Tag kommen würde.

„Nun,“ sagte er, seine höflichste Miene annehmend, „da Sie wirklich ein Detektiv sind, so haben Sie auch ein Recht, solche Fragen zu stellen, und ich freue mich, sie Ihnen beantworten zu können. Diese junge Dame hier ist meine Schwester.“

Der Beamte schaute mit merkwürdigem Gesichtsausdruck von einem zum anderen. Die in einiger Entfernung stehende Laterne warf ihr Licht auf alle Gesichter.

„So sieht sie nicht aus,“ sagte der Beamte kurz. Und er hatte recht. Es bestand auch nicht die geringste äußere Ähnlichkeit zwischen Errima und Carolath, höchstens daß jedes auf seine Art einnehmend und hübsch war.

„Ich möchte wetten, daß hier was nicht richtig ist,“ meinte der Detektiv, während er die beiden argwöhnisch musterte. Er konnte ja nur argwöhnen, denn er hatte absolut keine Beweise; nur seine große Menschenkenntnis und Beobachtungsgabe sagte ihm, und mit Recht, daß hier nicht alles stimmte.

„Sie haben doch nichts dagegen, wenn ich Sie um Angabe Ihres Namens und Ihrer Adresse ersuche, und woher Sie kommen und wohin Sie gehen?“ fragte der Mann.

Carolath hatte aber ganz entschieden was dagegen. Solche Fragen zu beantworten, war ihm höchst unbequem. Und doch war es ebenso gefährlich, sie unbeantwortet zu lassen. Er war mit sich nicht einig, und die Folge davon war, daß er, offenbar schuldbewußt, stillschwieg.

„Nun?“ sagte der Beamte.

Carolath mußte irgend etwas antworten. Wäre er gleich zuerst damit bei der Hand gewesen, so wäre es ihm vielleicht gelungen, dem Beamten einen falschen Namen und eine falsche Adresse aufzuschwatzen, aber ihm fiel nichts Passendes ein; auf die Frage war er nicht vorbereitet gewesen. Jetzt freilich war es zu spät. Als er auf die erste Frage schwieg, glaubte der Detektiv gewiß, daß er sich bemühte, eine Antwort zu erfinden. Er hielt es daher für das beste, möglichst harmlos zu sagen:

„Ich will ganz offen mit Ihnen sein. Ich habe meine guten Gründe, meinen Namen und meine Wohnung für den Augenblick zu verschweigen.“

„Das kann ich mir denken,“ meinte der Beamte ironisch lächelnd, worauf auch über das Gesicht des Kollegen in Uniform ein befriedigtes Grinsen ging.

„Ich will Ihnen etwas sagen,“ fügte der Beamte hinzu, seinen Ton plötzlich ändernd, „Sie werden mir zur Wache folgen. Wenn Sie dem Inspektor dort die nötigen Aufklärungen geben können, ist natürlich alles in Ordnung. Aber vorläufig habe ich guten Grund, Sie für verdächtig zu halten.“

Er sagte das, weil er wohl wußte, wie oft in seiner Praxis eine zufällige Festnahme sich nachher als guter Fang herausgestellt hatte.

Carolath wurde totenbleich. Nicht Furcht

war es, sondern das erdrückende Bewußtsein, das Menschen überkommt, wenn sie fühlen, daß ihr Geschick sich gegen sie gewandt. Sein einziger Gedanke war, daß er Errima, und sie ihn für immer verloren hatte. Die ganze Zeit über hatte sie angstvoll an seinem Arm gehangen. „Und wessen beschuldigen Sie mich?" fragte Carolath anscheinend gleichmütig, während er doch innerlich bebte.

„Das will ich Ihnen sagen," entgegnete der Detektiv, der sich dicht an seiner Seite hielt und nun auch dem Schutzmann einen Wink gab, dicht neben Errima herzugehen, „ich arretiere Sie wegen Mordverdachts."

„Oh, mein Gott!" rief Carolath aus.

## XXII.

Auf dem Wege zur Wache wurde wenig gesprochen; derlei Transporte pflegen gewöhnlich stillschweigend zu verlaufen. Carolath stellte keine Fragen, und der Beamte seinerseits hielt es nicht für nötig, irgend welche Aufklärungen zu geben. Nur Errima, die noch an Carolaths Arm hing, fragte mit Thränen in den Augen immer wieder und wieder: „Oh, Carolath, was soll nur daraus werden?" Er versuchte sie mit den Worten zu beruhigen: „Ängstige dich nicht, es wird alles gut werden!" Aber er selbst glaubte nicht an das, was er sagte. Die Zukunft schien ihm ganz verzweifelt dunkel. Der gefürchtete Streich hatte ihn getroffen — mit seinem Leben war's vorbei, es mochte nur noch nach Wochen zählen. Und dann müßte Errima wieder in die Gewalt des abscheulichen Tyrannen zurück, vor dem sie solch ein Grauen empfand. Und daß all das über sie kommen konnte, ehe sie noch Zeit gehabt, so recht glücklich mit einander zu sein! Daß er sterben mußte, ehe das volle Liebesglück ihm noch geblüht! Aber das Schicksal wollte es so, er konnte sich nicht wehren!

Ein paar Leute waren ihnen von Anfang an gefolgt; bis sie die Wache erreichten, hatte sich hinter ihnen ein ganzer Volkshaufe gebildet. Niemand wußte, weshalb die beiden arretiert worden waren, es genügte, daß der Arm des Gesetzes sich ihrer bemächtigt hatte, um sie für den Augenblick interessant zu machen.

Einen gelegentlichen Strolch beachtet man nicht, weil man nichts von ihm und seinen Verhältnissen weiß; wird er aber arretiert, so gewinnt man plötzlich Teilnahme für ihn. Bis dahin war er nichts als eine unbestimmte Zusammensetzung von Eigenschaften, Mensch genannt; er war einer mehr in der Menge. Nun aber ist er ein Wesen für sich, das plötzlich den Charakter eines gefährlichen Gegners der menschlichen Gesellschaft angenommen hat und er erscheint einer näheren Beachtung wert.

Die Polizei-Wache liegt in der Kentish Town-Road. Hier wurde das übliche Polizei-Manöver ausgeführt — das heißt, die mutmaßlichen Verbrecher wurden nicht sonderlich sanft in das Gebäude befördert, während vor der folgenden Menge die Thür vor der Nase ins Schloß fiel. Dann fanden sich Carolath und Errima in einem ziemlich öden, aber hell erleuchteten Raum, dessen ganze Einrichtung in einer Bank, einem Schreibpult und einer Art Verschlag für die Gefangenen bestand. In dem Raum befand sich nur ein Polizei-Inspektor mit zwei gewöhnlichen Konstablern.

Der Inspektor blickte erst Carolath, dann dessen Gefährtin scharf an.

„Wessen beschuldigt man die Leute?" fragte er dann.

„Ja, ganz sicher läßt sich das noch nicht sagen," entgegnete der Detektiv. „Ich habe sie auf einen Verdacht hin festgenommen. Der junge Mann verweigert jede Auskunft über sich, sogar seinen Namen und die Wohnung will er nicht nennen. Ich dachte, er könnte vielleicht der Mörder von Essex sein. Wir haben die Ordre, scharf aufzupassen."

Der Mörder von Essex! Carolath begann ein wenig freier zu atmen.

Der Inspektor schaute sehr ernst drein.

„Das wollen wir bald heraus haben," sagte er dann. „Ich habe gerad' ein Telegramm mit seinem Signalement bekommen." Er ging zu dem Pult und holte ein Blatt Papier von dort.

„Laß sehen," begann er. „Fünfundzwanzig Jahr alt — hm, der junge Mann hier dürfte noch nicht so alt sein, aber möglich wär's ja immerhin. Weiter — Größe: fünf Fuß, acht

Zoll — der junge Mann hier scheint größer; wir wollen nachher gleich einmal messen. Heller Teint — stimmt nicht — aschgraues Haar — ganz falsch — blaue Augen — zuletzt gesehen in Gesellschaft einer Frau von dreißig bis fünfunddreißig Jahren — ah, das stimmt ja alles nicht. Aber immerhin haben Sie doch recht gethan, unter solchen Umständen ihn festzunehmen."

Carolath fühlte sich bedeutend erleichtert. Er erkannte wohl, daß man ihn des anderen Mordes noch nicht verdächtigte, und das wollte er keck benutzen.

„Ich weiß wirklich nicht, mit welchem Rechte Sie unschuldige Leute arretieren," sagte er von oben herab.

„Wir haben niemanden arretiert," entgegnete der Inspektor scharf, „wir haben Sie nur ein wenig zurückgehalten, um die nötige Auskunft zu bekommen. Und das geschah nur, weil sich Verdachtsmomente zeigten. Wenn wir nie jemanden auf den bloßen Verdacht hin festhielten, so würde die Hälfte unserer Verbrecher entwischen. Bei dem letzten großen Mord nahmen wir, glaube ich, ein Dutzend Leute fest."

„Sie scheinen die nötige Kaltblütigkeit zu besitzen," sagte Carolath.

Der Inspektor blieb ruhig. Er war von herkulischem Körperbau, aber sein Wesen zeigte ein gewisses Phlegma und er besaß eine täppische Höflichkeit.

„Ja, Herr," sagte er, Carolath zum erstenmale mit dieser respektvollen Anrede beehrend, „Sie können doch nicht leugnen, daß Sie ein ganz klein wenig verdächtig scheinen. Sie reden wohl wie ein Gentleman, aber — entschuldigen Sie, daß ich das so frei heraussage — aussehen thun Sie nicht, als ob Sie einer wären. Was sollen wir machen? Heute morgen bekommen wir die Nachricht, daß in Essex von einem jungen Menschen ein Mord ausgeführt worden ist — daß man annimmt, er wird sich in Begleitung eines Mädchens nach London wenden — und wir sollen scharf nach ihm ausspähen. Können Sie sich da wundern, daß der Detektiv ein paar Fragen an Sie gestellt hat? Wenn Sie ihm zufriedenstellend geantwortet hätten, so würden Sie sich alle Unannehmlichkeiten erspart haben. Jetzt ist's freilich klar, daß Sie der Gesuchte nicht sind, und wir haben kein Recht, Sie länger hier zurückzuhalten."

Carolath hielt es für überflüssig, diesen Punkt noch weiter zu erörtern.

„Es ist gut," sagte er nur, „wir gehen jetzt. Komm, Errima!"

Errima, die sich während des ganzen Verhörs still verhalten hatte, nahm jetzt Carolaths Arm, und beide verließen das Zimmer. Der Schutzmann, der an der Thür geblieben war, öffnete ihnen mit steifer Höflichkeit, und der Inspektor bot ihnen ein rauhes 'Gute Nacht'. Sie atmeten tief auf, als sie sich wieder allein draußen im vollen Lichte des Mondes befanden. Die Menge hatte sich längst zerstreut; nur ein geduldiger Zeitungsjunge, der seinen ganzen Vorrat verkauft und nun nichts zu versäumen hatte, wartete noch auf sie.

„Na, glücklich davongekommen!" rief er als echter Londoner Straßenjunge, unfähig, an die Schuldlosigkeit der beiden zu glauben.

„Gott sei Dank, daß wir das hinter uns haben," sagte Carolath hastig zu Errima. „Ich glaube, ich sehe wirklich ein bißchen verdächtig aus. Da fällt mir ein, daß ich mir einen Kragen kaufen wollte; ich will es lieber gleich thun."

(Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton.

# Die Hexe.

Von **D. N. Mamin.**

Autorisierte Übersetzung a. d. Russischen v. M. v. Thilo.

Nachdruck verboten.

I.

Wachruschka lag auf dem Bauch der Länge lang hingestreckt, sein hageres bärtiges Gesicht in den Rasen hineingewühlt, unbekümmert um die Sonne, die ihm gerade mitten auf den Rücken brannte. Es war entsetzlich heiß, aber Wachruschka rührte sich nicht vom Fleck aus lauter Eigensinn: die Sonne mochte so warm sein, wie es ihr beliebte — er würde ihr nicht aus dem Weg gehen. Das hätte noch gerade

gefehlt, ja wohl! ... Ein Hemd aus buntem Kattun, mit einem ledernen Riemen als Gürtel, und lang herabhängende Pluderhosen bildeten seine ganze Kleidung; der Bauernhut aus Filz sowie ein Paar Stiefel lagen etwas abseits; Wachruschka pflegte sie stets sorgfältig mit sich herum zu tragen 'für den Fall, daß er sie brauchen sollte,' wie er sich ausdrückte.

„He, Wachruschka, so stehe doch auf," wiederholte ich, seine Rippen mit meinem Flintenkolben bearbeitend. „Wir müssen durchaus über den See setzen. Wir können doch nicht hier übernachten." Wachruschka brummte, streckte seine nassen Füße soweit aus, wie es ihm irgend möglich war, und rührte sich nicht aus seiner liegenden Stellung; sein Betragen empörte mich tief, besonders wenn die Erinnerung an den kalten Kwas des Popen Ilja und an den Thee mit frischen Erdbeeren, der unserer bei dem Gemeindeschreiber Antonytsch harrte, in mir aufstieg. Aber Wachruschka hatte nun einmal seinen störrischen Kopf aufgesetzt und blieb unbeweglich liegen wie ein alter Klotz. Unser Jagdhund Fortuna, den wir von Antonytsch gemietet hatten, und der halb verschmachtet war vor Hitze, suchte sich die Zeit damit zu vertreiben, daß er nach den Fliegen schnappte, die ihn plagten, wobei jedesmal seine Kinnladen hörbar zusammenklappten. Die Hitze war unerträglich, und unser schattiger Winkel fing bereits an von der Sonne heimgesucht zu werden.

„Wachruschka, stehe auf ... Was sind das für Narrenspossen?"

„Ah — ah ... hm — m — m! Oh Herr mein Gott!" — Wir saßen im Pech. In aller Frühe hatten wir Schatunowo verlassen, waren zuerst um den Kekursee herumgewandert, dann dem Bett des halb ausgetrockneten Steppenflüßchens Istok folgend an den See Tschisma-Kul gelangt, und hatten, nachdem wir diesen umschritten, uns entschlossen, den Heimweg anzutreten, mit zwei Wildenten in meiner Jagdtasche als einziger Jagdbeute. Eigentlich hätten wir im Dörfchen Julaewo bei einem Bekannten, dem alten Pachomytsch, ausruhen sollen, aber Wachruschka hatte nun einmal seinen eigensinnigen Tag, was übrigens oft der Fall war, und bestand darauf, direkt nach Schatunowo zurückzukehren.

„Wir müssen doch beim Popen Ilja Kwas trinken," meinte er zu seiner Entschuldigung. „Das geht ja gar nicht anders an! Bei Pachomytsch können wir ja ein anderes Mal einkehren ... ich bin todmüde von dieser verdammten Entenjagd: man hat nur Mühe und Plage davon, aber keine Freude."

Nun hätten wir auf dem alten Weg zurückkehren können, der etwas über fünf Werst betrug, aber hier wollte Wachruschka auch wieder alles besser wissen und führte mich einen näheren Weg: wir brauchten nur um das 'Baschkirengrab' herumzugehen und Tschisma-Kul links zu lassen, so waren wir schon bei Kekur angelangt, und von dort waren es nur ein paar Schritte bis Schatunowo. Malanjas Hütte steht hart am Ufer — die flinke Soldatenfrau holt uns sofort mit ihrem Boot herüber, und da können wir, soviel wir wollen, kalten Kwas beim Popen Ilja trinken. Und Wachruschka war nicht von seinem unseligen Vorhaben abzubringen; es war zu heiß zum Streiten, und so machten wir uns denn auf den 'nächsten' Heimweg.

Nur ein Jäger weiß, was es heißen will, heimzukehren, wenn die Zunge vor Durst am Gaumen klebt, die Füße gleichsam mit Blei angefüllt sind, und der verräterische Gedanke in einem aufsteigt: 'das ist aber nun das allerletzte Mal'. Unser Weg führte uns bald über schattenlose Weiden, die hie und da mit niederem Gestrüpp bewachsen waren, und bald über kleine Hügel. Fortuna schleppte hinter uns her mit lang heraushängender Zunge und jenem eigentümlichen Ausdruck von hündischem Gehorsam, der unsere eigene Müdigkeit nur noch zu vermehren scheint. Hunde haben ein feines Ahnungsvermögen, sogar für die Dummheiten ihrer zeitweiligen Herren. Wir hatten endlich das Baschkirengrab umschritten, das nichts anderes war, als ein geborstener, mit jungen Birkenbäumchen bewachsener Lehmhügel, Tschisma-Kul links gelassen (— „ich habe ja gesagt, daß der See links bleiben soll" — wiederholte Wachruschka mehreremal, gleichsam, als ob er einen unsichtbaren Widersacher überreden wollte) und erblickten endlich die hell von der Sonne beglänzte Fläche des Kekursees. Es war dieser ein gewaltiger, aber zum größten Teil ausgetrockneter

Steppensee, wie man ihrer viele auf den Abhängen und in der Nähe des Uralgebirges findet. Jetzt war er mit Schilfrohr und Sumpfpflanzen bewachsen und bot den Wildenten einen ausgezeichneten Brutplatz und Zufluchtsort dar; an Jagd war nicht zu denken, teils wegen des sumpfigen Ufers, das dem Fuß keinen sicheren Halt bot, und teils wegen des dichten Röhrichts, in dem man keine Ente auffinden konnte, die dorthin gefallen wäre. Das Seewasser war abscheulich, von fauligem Geschmack, mit rostfarbigen öligen Flecken bedeckt, und belebt von Myriaden von Wasserläufen, die auf der Oberfläche ihr Spiel trieben. Und trotz dieser ungünstigen Verhältnisse war auf dem Ufer des Kekur das sieben Werst lang sich erstreckende Dorf Schatunowo erbaut worden — solche Dörfer sind übrigens weder im Ural, noch in Sibirien eine Seltenheit, denn die Leute lieben es, gesellig beieinander zu leben. Aus einiger Entfernung gesehen, war der Blick auf den Kekur und Schatunowo gar nicht übel — die halbmondförmige Wasserfläche war gleichsam von Bauerhäusern eingerahmt, mit einer weißen steinernen Kirche in der Mitte, die einen eigentümlichen Gegensatz zu den sie umgebenden, aus Balken gezimmerten Hütten bildete. Die alten Leute in Schatunowo konnten sich noch der Zeiten erinnern, da der Kekursee von dichtem Urwald umgeben war und unglaubliche Mengen von Fischen barg, aber die Wälder sind längst ausgerodet worden, und die Fische bis auf den letzten gefangen, wie es ja der brave Russe immer zu thun pflegt, bis er durch Schaden klug geworden ist und dann, aber leider zu spät, einsieht, daß er hätte anders handeln sollen; und so ist aus dem See allmählich ein fauliger, stinkender Sumpf geworden. Dasselbe Schicksal hat auch die anderen Seen ereilt, wie den Tschisma-Kul, den Bagaschi und andere mehr; an Stelle der einstigen Wälder erstrecken sich jetzt unabsehbare Weideplätze, und die einstmaligen Baschkirendörfer sehen eigentümlich, trübselig, russisch aus. Einst war die Erde dort fruchtbar, und die Ernten waren fabelhaft, aber dank der sibirischen Angewohnheit, die Felder nie zu düngen, ist auch dieser letzte Reichtum verloren gegangen. Die Ernten wurden immer schlechter, und die einzigen Mittel, zu denen die Leute griffen, um ihre Lage einigermaßen zu verbessern, waren die Messen, die sie bei dem Popen Ilja bestellten, und die Bittgänge, die er abhielt, wenn große Dürre eintrat.

„Ach du Kalbskopf!“ rief Wachruschka aus, als wir endlich auf dem ‘kürzesten’ Wege ans Ufer gelangt waren, „Malanja ist ja nicht einmal da! Ah!“

„Hast du dir etwa eingebildet, daß sie verpflichtet ist, uns hier am Ufer zu erwarten?“

„Sie ist ein dummes Weib, und nichts anderes!“ schimpfte Wachruschka, indem er das gegenüberliegende Ufer sorgfältig unter der als Schirm an die Stirn gelegten Hand musterte. „Du Kalbskopf! . . . Da, da liegt das Boot umgekehrt am Ufer, und von Malanja ist keine Spur zu sehen . . . Wohin kann sie gegangen sein, der verfluchte Kalbskopf!“

Es waren zwei volle Werst und noch etwas darüber von unserem Ufer quer über den See zum Dorf, und es war ein Rätsel für mich, auf welche Weise mein Begleiter nicht nur die Hütte der Soldatenfrau, sondern auch das umgekehrte, mit dem Boden nach oben liegende Boot gesehen haben wollte. Seine dunkeln, zusammengekniffenen Augen waren so scharf wie das Sehorgan eines Raubvogels. — Diese Bemerkung hatte ich bereits oft gemacht.

„Ma—a—a—lanja!“ . . . brüllte Wachruschka, die eine behaarte Hand an die Wange legend. „Kalbsko—o—opf.“

Er hatte zu einem verzweifelten Mittel gegriffen, um die Aufmerksamkeit der Frau zu erregen, aber er brüllte während einer guten halben Stunde, bis er heiser wurde, ohne jeglichen Erfolg.

„Da haben wir jetzt den nächsten Weg,“ bemerkte ich bissig im Vollbewußtsein meiner Berechtigung, als der leidende Teil ihn seines Unrechts zeihen zu können. „Jetzt können wir noch zwölf Werst wandern, ehe wir um den See herum nach Schatunowo kommen.“

„Nein, es sind mehr, fünfzehn Werst. Ma—a—alanja! . . . Aber warum sollen wir denn noch den langen Weg um den See gehen?“

„Sollen wir etwa hier nächtigen? . . . Da hast du den kalten Kwas vom Popen!“

Wachruschka schwieg mit dem verächtlichsten

Ausdruck, den sein Gesicht anzunehmen vermochte, und ließ seinen Unmut an Fortuna mit einem Fußtritte aus. Der Hund lief abseits und starrte uns erstaunt mit seinen guten Augen an, wobei er die Zunge lang aus dem Maule hängen ließ. Als Wachruschka sich überzeugt hatte, daß alles Rufen und Schreien vergebens war, entdeckte er ein ziemlich dichtes Gebüsch am Ufer, und nachdem er Hut und Stiefel darunter geworfen hatte, legte er sich selbst in den Schatten mit der wichtigsten Miene der Welt, als habe er ein großes Werk vollbracht, und der gemurmelten Bemerkung:

„Vielleicht sieht uns jemand vom anderen Ufer . . . Kalbskopf! . . . An allem ist nur diese Malanja Schuld . . .“

Mir blieb weiter nichts übrig, als seinem Beispiel zu folgen. Die Sonne brannte unbarmherzig auf uns herab. Das Schilf stand unbeweglich in der Mittagsglut, hoch über dem See schwebten zwei Habichte, es roch nach faulendem Wasser, verwesenden Fischen und modernden Sumpfpflanzen. In der heißen Luft summten die Bremsen, kein Wölkchen war am Himmel sichtbar, außer im Osten, wo eine hohe Wolke wie weißer Rauch langsam heraufstieg. Fortuna hatte bereits zweimal ihren Platz unter dem Strauch geändert und war zuletzt in den Sumpf gegangen, wo sie sich bis über die Ohren im Schlamm badete, und kaum zu uns zurückgekehrt, sich schüttelte, daß ein Regen von Schlammtropfen auf uns niederfiel. Aber Wachruschka rührte sich dennoch nicht, und zuletzt legte sich Fortuna neben ihm nieder, daß sie mit ihrem schmutzigen Körper auf seine Schultern zu liegen kam.

Die Zeit vergeht schrecklich langsam, wenn man Hunger hat und weiß, daß der Pope Ilja eiskalten Kwas ausschenkt. Unsere Vorräte waren zu Ende, wir hatten kein Salz mitgenommen, da wir auf Pachomytsch gerechnet hatten, so daß wir nicht einmal die Enten braten konnten. Ich versuchte es, Wachruschkas Beispiel zu folgen und zu schlafen, und lag eine ganze Stunde mit geschlossenen Augen regungslos da — vergebens. Die Sonne ging um den Strauch herum und fing an, mir auf die Schulter zu brennen: ich suchte mir einen andern Platz, aber mein Begleiter blieb in der ärgsten Glut liegen, halb ohnmächtig vor Hitze.

„Wachruschka, stehe auf!“ weckte ich ihn. „Wir wollen um den See herumgehen, sonst können wir hier bis morgen sitzen bleiben.“

Aber Wachruschka verharrte in seinem Schweigen aus lauter Eigensinn.

In Schatunowo galt er für einen intelligenten Taugenichts, der mit der ganzen Welt im Streit lag. Er führte ein einsames, armseliges Leben als Strohwitwer, seit seine Frau Eulacha ihn nach einem zehnjährigen jammervollen Leben, in dem Hunger und Schläge die Hauptrolle gespielt hatten, verlassen und sich beim Gemeindeschreiber Antonytsch als Köchin verdingt hatte. Wachruschkas eigenes Hab und Gut war schon längst vergeudet worden, er trieb sich jetzt hauptsächlich bei fremden Leuten herum, bald als Holzhauer, bald als Arbeiter beim Heuen oder Dreschen, wobei er jedoch, wenn sich die Gelegenheit darbot, auch manches, was ihm gerade nicht gehörte, mitlaufen ließ oder einsteckte. Das Eigentümliche bei der Sache war, daß Wachruschkas Intelligenz von einer ganz besonderen Art war: es lag etwas Krankhaftes, abnorm Reizbares darin. Alles z. B., was andere Leute machten, tadelte er hart und mit jenem eigentümlichen Bauernhumor, der scharf und sicher trifft. Was auch im Dorfe geschehen mochte, er hechelte es gewiß so durch, daß die Betreffenden froh waren, wenn er endlich schwieg. Die Bauern in Schatunowo pflegten von ihm zu sagen, daß er ein Mensch war, der nicht unter die Leute gehörte, und sie hatten so Unrecht nicht. Zur Erntezeit, wenn die Leute alle Hände voll Arbeit hatten, saß Wachruschka auf der Bank vor dem Hause, oder fing Enten in Schlingen; aber im Herbst, wenn alle ruhten und ihre Feste feierten, suchte er sich Arbeit u. s. w. Seine Brüder, die wohlhabende, fleißige Bauern waren, und die übrigen Verwandten hatten sich längst von ihm losgesagt; auf den Dorffestlichkeiten und Hochzeiten, wo sowohl Eingeladene als Fremde bewirtet werden, betrank er sich und suchte Händel. Das Ende war gewöhnlich, daß er gründlich durchgeprügelt wurde und wochenlang eingesperrt war, aber kaum hatte Wachruschka seine Freiheit wieder erlangt, so saß er wieder auf seiner Bank und spottete über seine Dorfgenossen.

Diesen Dorftaugenichts hatte ich eines Tages

zufälligerweise beim Popen Ilja kennen gelernt, als dieser gerade im ärgsten Stadium des Delirium tremens sich befand. Wachruschka pflegte ihn treu, wobei er mit einer kläglichen Stimme immer wieder den Kranken ermahnte: „Aber mein Väterchen, Vater Ilja, das ist aber gewiß nicht hübsch . . . was sollen nur die Leute von uns beiden denken? . . . Man muß doch auch den Anstand wahren . . . Kalbskopf! . . .“

Worauf Vater Ilja sich in sinnloser Wut auf Wachruschka stürzte, ihn mit den Fäusten schlug und mit den allerunanständigsten Schimpfwörtern überhäufte, was der andere mit wahrhaft engelhafter Geduld ertrug und nur sanft lächelte. Er fühlte sich überhaupt zu fremden Schwächen hingezogen und verteidigte tapfer die Ausgestoßenen und Verfehmten der Dorfgemeinde — was abermals ein Beweis für seine eigentümlich geartete Intelligenz war.

---

## II.

Fortuna schlug an: es nahte jemand. Ich richtete mich auf und schaute um mich: vom Felde kam ein Bauer in einem weißen Filzhut langsam und schwerfällig dahergeschritten, mit den langen Armen in der Luft schlenkernd, gebeugten Hauptes. Mich wunderte nur, daß der Mann bei der unerträglichen Hitze einen schweren Rock aus Bauerntuch trug, sowie neue Stiefel. Er hatte die Schöße seines Rockes unter seinen neuen roten Gürtel gesteckt, um bequemer gehen zu können, wodurch ein steif abstehendes Hemd aus buntem Kattun und eben solche Hosen sichtbar wurden. „Er geht wohl zu irgend einem Feste,“ dachte ich unwillkürlich, indem ich Fortuna, die wütend auf ihn losfahren wollte, am Halsband zurückhielt. Aber — wer feierte wohl ein Fest mitten in der Ernte, der Eliastag*) war auch schon vorbei . . . und niemand hielt Hochzeit in dieser Jahreszeit!

„Friede sei mit der Gesellschaft,“ grüßte der fremde Bauer, auf uns zuschreitend.

„Danke . . . setze dich, sei unser Gast.“

Der Mann betrachtete zuerst mich und dann Wachruschkas Rücken mit seinen zusammengekniffenen, thränenden Augen, schüttelte den Kopf und bemerkte:

„Ihr wartet wohl auf jemand, der euch übersetzen soll?“

„An allem ist nur Wachruschka schuld,“ klagte ich, hocherfreut darüber, meine Klage vor ein Schiedsgericht bringen zu können. „Er wollte durchaus einen näheren Weg gehen, und da sitzen wir nun und können weder vorwärts noch rückwärts!“

„Er ist ein unverständiger Mensch, der alles anders macht als andere Leute,“ erwiderte der Bauer, indem er sich einen Sitzplatz aussuchte. „Ich muß auch nach Schatunowo . . . wir können ja zusammen gehen.“

„Gehst du zu irgend einem Fest?“ fragte ich, um das Gespräch nicht fallen zu lassen.

„Es wird wohl so etwas sein,“ erwiderte der Fremde mit einem tiefen Seufzer.

Er hob sorgfältig die Rockschöße auf, nahm den Hut ab und setzte sich zwischen uns beide auf den Rasen. Der Mann mochte etwa fünfzig Jahr alt sein, war aber auffallend gut erhalten, wie es oft bei Dorfbewohnern der Fall ist: kein einziges graues Haar auf dem Haupte, blühende Gesichtsfarbe, kurz, allem Anschein nach ein tüchtiger Arbeiter. Nach seiner Kleidung und Haltung zu urteilen, schien er aus einer wohlhabenden Familie zu stammen und es nicht nötig zu haben, sich zu Tode zu arbeiten. Aber in seinen kleinen Augen glaubte ich einen unausgesprochenen Gedanken zu lesen, der ihn unaufhörlich beschäftigte und machte, daß er immerfort entweder etwas vor sich hinmurmelte, oder den Kopf schüttelte und mit den Händen in der Luft fuchtelte.

„He, Wachruschka, stehe auf, du hast dich lange genug herumgerekelt,“ sprach er nach langem Schweigen.

„Laß mich in Frieden, Kalbskopf!“ brummte Wachruschka, den Kopf in das dicke Gestrüpp hineinsteckend. „Laß doch die Leute ruhig sterben.“

„Stehe auf, sage ich dir.“ — —

Wachruschka schnellte empor, setzte sich auf und sagte in gleichmütigem Tone:

„Aha, Pimen Saweljitsch . . .“

---

*) 22. Juli a. St.

„Der bin ich, wie du siehst ... Auf der Jagd gewesen?“ ...

„Ach ja, leider Gottes: mit Fischen und Hühnern kann man den Tag totschlagen ... Wo führt dich der Weg hin?“ ...

Diese einfache Frage mußte den alten Mann unangenehm berühren, denn er antwortete nicht darauf. Unterdessen schien aber auch Wachruschka seinen Mangel an Takt gewahr worden zu sein, und um seine Verlegenheit zu verbergen, gähnte er so laut, daß die Kinnbacken krachten. Meine Anwesenheit schien ihnen lästig zu sein.

„Es ist Malanjas Schuld, der Kalbskopf!“ erklärte Wachruschka mit Nachdruck, gleichsam als wolle er sich entschuldigen. — „Hätte es ihr nicht in den Sinn kommen sollen, daß wir hier stundenlang sitzen und warten, während es ihr doch ein Leichtes gewesen wäre, in ihr Boot zu springen und herüberzurudern? Diese Weiber denken auch an nichts ...“

„Ihr hättet ein Feuer am Ufer anzünden sollen, dann wäre Malanja schon darauf gekommen, euch überzusetzen.“

„Damit man uns für Vagabunden hält mit unserem Feuer ... übrigens wäre es gefährlich ... bei der Dürre.“

„So hättet ihr einen Schuß abfeuern können. Malanja ist ein gescheites Frauenzimmer und hätte die Sache gleich begriffen!“

„Natürlich, ich Kalbskopf! Daran habe ich wirklich nicht gedacht ... Herr, leihen Sie mir etwas Pulver ... ich knalle gleich los ... Daß uns auch das nicht in den Sinn gekommen ist! ... Wir hätten hier verhungern können, wenn Pimen Saweljitsch nicht da gewesen wäre ...“

Ich überreichte Wachruschka meine doppelläufige Flinte, die ohnehin entladen werden mußte. Zwei Schüsse krachten, aber niemand erschien auf dem entgegengesetzten Ufer, und Wachruschka mußte abermals seine Stimme zu Hilfe nehmen. „Mala — a — anja! Kalbsko — o — opf!!“

„Warte einen Augenblick, sie ist anderweitig beschäftigt,“ unterbrach ihn der Alte.

„Das ganze Dorf ist zusammengelaufen ... der Untersuchungsrichter und der Gerichtsarzt sind da, und Malanja muß natürlich dabei sein, sie ist ja ein leichtgläubiges, neugieriges Weibsbild ...“

Noch zwei Schüsse fielen, aber mit dem gleichen Erfolg. Fortuna rannte am Ufer hin und her, wühlte mit der Nase im Gras, prustete und bellte Wachruschka zuletzt verzweifelt an. —

„Ja, haben sie denn einen Untersuchungsrichter in Schatunowo?“ fragte ich Pimen Saweljitsch.

„Nein, er ist aus der Stadt gekommen ... Man wartete schon fünf Tage auf ihn ... seit sie den Toten auf der Wiese gefunden haben ... Die Sache hat sich zum Unglück lange hinausgezogen, gerade jetzt, wo die Ernte vor der Thür ist, und die Leute müssen warten und warten und die Zeit verlieren ... Aber das Unglück geht nicht im Walde um, sondern unter Menschen.“

„Aha, so ist unsere Malanja auch zur Totenschau gerannt,“ bemerkte Wachruschka, der sich inzwischen zu uns gesetzt hatte. „Diese Weiber würden lieber hungern, als eine solche Gelegenheit vorübergehen lassen ... Was für manche eine Ursache zur Trauer ist, wird für sie nur ein angenehmes Schauspiel ...“

Er brach ab. Pimen Saweljitsch legte sich auf das Gras und schien zu schlummern. Wachruschka folgte seinem Beispiel, streckte sich der Länge nach aus, breitete die Arme aus und holte tief Atem, wie jemand, der nach einer schweren Arbeit ruhen will. Aber plötzlich fuhr er auf, wie von der Tarantel gestochen, und schnauzte uns wild an:

„Dieser Hexe sollte man einen Pfahl durch das Herz stecken ... Ja! ... Anstatt dessen kommt der Untersuchungsrichter angefahren ... pfui ... Erwürgen hätte man sie sollen, ohne weiteres, Kalbskopf ... oder sie mit den Füßen an zwei Birken anbinden und mitten durchreißen, damit sie fühlt, wie das thut.“

„Es ist das eine dunkle Geschichte, über die es uns nicht zukommt, zu richten,“ seufzte der Alte. „Eines anderen Menschen Seele ist wie ein finsterer Wald.“

Blitzschnell fuhr es mir durch den Sinn: die Leiche, die auf der Wiese gefunden worden

war, die Anwesenheit des Untersuchungsrichters in Schatunowo, das Gespräch, in dem es sich um die Hexe gehandelt hatte, unter welchem Namen eine im Dorfe wohnende alte Frau, die in dem Ruf stand, zaubern zu können, bekannt war, Wachruschkas Zorn und das traurige Gesicht Pimen Saweljitschs — alles das mußte im Zusammenhang stehen, und der alte Bauer stand dem ganzen nicht fern — das war gewiß.

„Wie viele Leute hat sie nun schon vergiftet?“ knirschte Wachruschka wütend. „Und da muß der Richter kommen und den Stanowoi und die Geschworenen zusammentreiben ... pfui ... pfui ... ein gefundenes Fressen für die Herrschaften ... Und man wird sie ausfragen, wie wenn sie eine große Dame wäre, während man ihr einen Strick um den Hals legen sollte ... und sie in den See schleifen ... Mit meinen Händen könnte ich sie erwürgen, Kalbskopf, warum vergiftet sie die Leute!“

„Schweig', Wachruschka ... die Sache verhält sich anders,“ entgegnete der Alte, indem er seinen Hut in den Händen drehte und wendete. „Es wird so vieles geredet ...“

„Dich nennt man auch einen Hexenmeister,“ bemerkte ich.

„Mich? ... Das ist etwas anderes ... Kalbskopf! Ich kann schon etwas hexen, z. B. wenn Pferde oder Kühe krank sind, will ich sie gesund machen ... so für den Hausbedarf verstehe ich zu zaubern, und da heißt es gleich, Wachruschka ist ein Zauberer.“

„Die Hexe hat vielleicht auch nur für den Hausgebrauch gehext?“

Wachruschka wandte sich schnell zu mir um und stieß die Worte förmlich in sinnloser Wut zwischen den Zähnen hervor, indem er die Finger der linken Hand einen nach dem andern mit der Rechten umlegte:

„Sie — diese Giftmischerin meine ich — hat drei Männer gehabt, die sie sämtlich vergiftet hat ... ihre Tochter, die Jaicka, ist erst dreiundzwanzig Jahre alt ... die wird ihren Mann auch noch vergiften ... Die zweite Tochter ist eben die Soldatenfrau Malanja ... wenn deren Mann auf den langen Urlaub heimkehrt, dann kommt die Reihe auch an ihn. Wenn der Soldat mit dem Schmied Fomka, dem Mann der Jaicka, zusammenkommt, dann sagen sie jedesmal: unsere Schwiegermama spediert uns nächstens ins Jenseits hinüber. Bei Gott ... das sagen sie! ... Und wer hat den Jefim, den mit nur einem Auge, Sie wissen schon, wen ich meine, umgebracht? Er war ein guter Kerl ... Und Paschka Nojaluchin? Und den anderen Paschka, den Schwager der Spirka mit den Schielaugen ... Man könnte einen ganzen Haufen Leute zusammenzählen, denen sie den Weg hinüber geebnet hat ... Die Bauern sind oft zusammengekommen und haben gesagt, dem Dinge sollte man ein Ende machen und die Giftmischerin, die ...“

„Und warum haben sie ihr Vorhaben nicht ausgeführt?“ fragte ich.

Diese einfache und natürliche Frage brachte bei Wachruschka eine höchst unerwartete Wirkung hervor. Er zwinkerte mit den Augen, zuckte die Achseln, hob und senkte den Arm einigemal und verharrte schließlich unbeweglich mit fest geschlossenem Munde in derselben Stellung, und Pimen Saweljitsch hatte sich ebenfalls abgewendet. Während Wachruschka die vergifteten Ehemänner an den Fingern abzählte, hatte der Alte nur trübe den Kopf geschüttelt und bemerkt:

„Wachruschka, Wachruschka! ... So schweige doch endlich still! ... Herr, du mein Gott, wer wird denn so leichtsinnig über solche Dinge reden ... Wachruschka, so höre doch!“

Aber Wachruschka gab mir auf meine Frage keine Antwort, sondern fuhr fort zu schreien:

„Ich sollte diese Giftmischerin unter die Hände bekommen, mit ihrer Jaicka ... die Eingeweide würde ich ihnen herausreißen ... ihnen einen eschenen Pfahl ins Herz stoßen ... Warum vergiften sie auch die Leute! ... Schon der Name will was sagen: die Hexe! ... Aus allen Dörfern kommen die Weiber nach Schatunowo zu ihr, damit sie ihnen gute Lehren gebe, der Kalbskopf! Wenn man genau nachzählen wollte, so käme man auf die hundert Menschen, die sie alle vergiftet hat! Da können Sie fragen, wen Sie wollen in Schatunowo, in Julajewo, in Sotino und in Tytschki ... Ja sie ist eine Giftmischerin! Und jetzt muß der Untersuchungsrichter

kommen, die Leute von ihrer Arbeit sprengen und sie mit Fragen auf dem Gericht plagen ... Wozu war das nötig? Man begeht ja schon eine Sünde, wenn man nur mit ihr ein Wort redet!"

Die rücksichtsvollen Formen, deren sich das neue Gerichtswesen befleißigte, empörten Wachruschka tief; er spielte uns sofort eine Gerichtsszene vor:

„Anna Parfenowa, bekennen Sie sich schuldig, etwa hundert Bauern aus Schatunowo und den Nachbardörfern vergiftet zu haben?"

„Nein, Ihro Hochwohlgeboren!"

Und dann fängt der Advokat mit seinen Geschichten an: von diesem und jenem und dem Gesetz, bis sie sie herausgeredet haben.

„Wachruschka, ach! So schweige doch du Hu—und!" ermahnte Pimen Saweljitsch seufzend. „Daß deine Zunge nicht einmal müde wird! ... Das ist doch keine Sache, über die man so leichtsinnige Reden führen kann und soll."

„Ich bin in meinem guten Recht!" brüllte Wachruschka, der vor Aufregung fast von Sinnen war. „Da war meine Frau Eulacha ... wie gefällt dir das, Pimen Saweljitsch? ... Stelle dir vor, du habest gefüllte Pasteten gegessen und dann so fürchterliches Leibschneiden bekommen, daß sich dir das oberste zu unterst kehrt. Die Giftmischerin hatte ihre Kunst auch an mir versuchen wollen, Kalbskopf, nur hat mich mein gesunder Verstand gerettet: kuhwarme Milch getrunken, und so kam ich noch glücklich mit dem Leben davon. Daher habe ich auch das Recht, meine Meinung zu sagen, und ich darf alles sagen."

Wir saßen noch etwa anderthalb Stunden in solchen Gesprächen beisammen, bis uns die Soldatenfrau Malanja bemerkte und auf ihrem 'Batik' herüberkam.

Mit dem Namen Baat werden dort die Böte bezeichnet, die durch ihren Bau an die hölzernen Krippen erinnern, aus denen die Pferde gefüttert werden. Zwei Personen haben kaum darin Platz, sowie ein dritter einsteigt, ist ernstliche Gefahr vorhanden, bei der geringsten unvorsichtigen Bewegung umzuwerfen und zu ertrinken.

„Wie soll ich euch alle hinüberbringen?" fragte Malanja, als sie endlich gelandet hatte. „Viere haben darin nicht Platz."

Sie war eine feste, untersetzte Bäuerin mit freundlichen braunen Augen und einem dummzufriedenen Ausdruck auf ihrem runden, roten Gesicht. Sie erfreute sich keines besonderen Rufes in Schatunowo, aber man fand mildernde Umstände für sie, schon wegen ihrer schutzlosen Lage. Ein Soldatenweib ist doch auch ein lebendes Wesen; sie mag sich noch so sehr dagegen wehren, so kommt doch endlich ein unbewachter Augenblick, und es giebt ja immer Leute genug, die sich fremdes Leid zu nutze machen.

„Warum bist du nicht früher gekommen, Kalbskopf!" schimpfte Wachruschka, zuerst in das Baat steigend. „Wir haben uns halbtot geschrieen und auch geschossen."

„Laßt mich in Frieden, mir ist das Herz schon schwer genug," sagte Malanja, mit der Hand eine abwehrende Bewegung machend, und fügte halb weinend zum Alten gewendet hinzu: „Deine Anissja hat dem Untersuchungsrichter alles gestanden ..."

„Wie—e—e?"

„Und die Mutter beschuldigt ... O — ach — es ist alles verloren ..." und die Frau setzte sich auf einen Stein am Ufer und brach in lautes Weinen aus.

„Weißt du was, Malanja," tröstete sie Wachruschka, das Ruder prüfend, „bleibe du hier sitzen, während wir übersetzen ... wir schicken dir das Baat mit einem Jungen zurück."

Malanja winkte abwehrend mit der Hand, und das Fahrzeug stieß ab unter bedenklichen Schwankungen, während wir uns mit den Händen an den Rand klammerten, um das Gleichgewicht zu bewahren, und Fortuna ruhig hinter uns her schwamm, wie es einem guten Hunde geziemt.

„Ist Anissja mit dir verwandt?" fragte ich den Alten.

„Sie ist meine Tochter!" erwiderte er gleichmütig. „Die mittlere, d. h. die älteste hat den Schmied in Julajewo geheiratet."

„Was hat sie denn gestanden?"

„Ach, frage mich lieber nicht ... Ich darf es kaum aussprechen: man hat eine Leiche auf

der Wiese gefunden, wie's scheint, war es ihr Mann. O — die Sünde, die große Sünde!"

„Still sitzen, ihr Kalbsköpfe!" fluchte Wachruschka, da das Boot bedenklich ins Schwanken kam.

---

### III.

Der Pope Jlja, gekleidet in seine Sommersoutane aus hellgrünem Lüstre mit gelben Flecken unter den Achseln und auf den Schulterblättern, ging auf und ab in seiner Wohnstube, deren drei Fenster auf die breite Straße von Schatunowo gingen. Der Eingeweihte schloß aus diesen Anzeichen, daß das Väterchen sich der besten Gesundheit erfreute. Unser Erscheinen begrüßte er mit einem schüchternen Lächeln.

„Wir möchten nur etwas Kwas trinken, Vater Jlja," erklärte Wachruschka, behende durch das Pförtchen schlüpfend. „Wir sind nur auf der Durchreise — Kalbskopf."

Das neuerbaute saubere Häuschen des Popen stand der Kirche gerade gegenüber; ein neues Hofthor führte in einen Hof mit neuen Nebengebäuden und einer neuen Treppe, die zu einer zu jeder Tageszeit offenen Thür führte. Aber der Hof war vollkommen leer — im Gegensatz zu den Höfen von anderen Priesterhäusern, die stets mit allerlei Vieh und sonstigen lebenden Wesen angefüllt sind. Vater Jlja war seit fünf Jahren Witwer ohne Kinder und hatte seine sämtliche Habe verschleudert mit Ausnahme einer einzigen Henne, die ihr Leben unter irgend einer Stiege verbrachte. Wachruschka hatte mehreremal versucht, sie zu fangen, aber das 'verfluchte Vogelvieh' zeichnete sich durch ungewöhnliche Umsichtigkeit aus und konnte in kritischen Momenten gleichsam in den Boden versinken, um später, wenn die Gefahr vorüber war, wieder auf der Bildfläche zu erscheinen.

Während wir uns unserer Jagdtaschen und dergleichen in einer hintern Kammer entledigten, unterhielt sich der Pope mit Pimen Saweljitsch, der mit gesenktem Haupt unter dem Fenster stand.

„Die Sünde verbirgt sich nicht im Walde," wiederholte er trübselig.

„Ja, ja, gewiß," murmelte Vater Jlja, seinen schwarzen Bart streichelnd.

Von mittlerer Größe, kräftig gebaut, atmete der Priester jene Bauerngesundheit, die unerschütterlich ist. Das einzige, was seinem Aussehen schadete, war das gedunsene Gesicht und die vorzeitige Glatze; seine kurzsichtigen, hervorstehenden Augen schauten verwundert in die Welt hinaus. Während des Auf- und Abgehens pflegte er seine Hände entweder in die Taschen oder unter die Schöße seiner grünen Soutane zu verbergen.

Als ich in den Saal trat, hatte Pimen Saweljitsch sich gerade vom Popen verabschiedet und ging seines Weges, sich beim Gehen in den Hüften wiegend.

„Nun, wie geht's, Vater Jlja?" fragte ich.

„Schlecht . . . schade um den Mann. Es war ein rechtschaffener Mensch."

„Geht die Untersuchung ihren Weg?"

„Ja." Vater Jlja war kein Freund von vielen Worten und nahm seine Wanderung wieder auf. Auch schien mir, als wolle er nicht über das Vorgefallene reden.

„Man erzählt sich ja schreckliche Dinge von der Giftmischerin," warf ich hin, in der Hoffnung, das Gespräch zu beleben.

„Das geht uns nichts an!"

„Aber alle Welt spricht ja davon, Vater Jlja?"

„Wachruschka ist ein Schwätzer und der einzige, der darüber redet. Uns geht die Sache nichts an."

Diese Gleichgiltigkeit setzte mich in Erstaunen. Er, der im Dorfe lebte, mußte doch etwas um die Sache wissen, besonders da gar kein Grund vorlag, die Angelegenheit zu verschweigen.

„Sind Sie bei Antonytsch abgestiegen?" fragte mich der Priester.

„Ja. Weshalb fragen Sie das?"

„Nur so. Er hat gerade viel Besuch, das Haus ist voll, da der Untersuchungsrichter, der Stanowoi und die übrigen bei ihm abgestiegen sind. Kommen Sie lieber zu mir."

„Danke sehr."

Die alte Verwandte, die den einfachen Haushalt des Popen besorgte, erschien mit zwei Flaschen kalten Kwas, von dem wir den ganzen Tag geträumt hatten. Wachruschka setzte die eine an die Lippen und trank sie auf einen Zug leer.

„Er ist gut, der Pfarrkwas, Kalbskopf," lobte

er, seinen Schnurrbart mit dem Hemdsärmel abwischend. — „Besser als unser Bauernkwas."

Nach unserer langen Sitzung in der Sonnenhitze wirkte der kühle Schatten des Pfarrhauses geradezu erschlaffend. Die Dorfstraße war ganz leer, da sich sogar die Hunde in schattige Ecken verkrochen hatten. Wachruschka zog sich in einen Schuppen zurück mit einigen Lebensmitteln, die er in der Küche gefunden hatte, und war nicht dazu zu bewegen, mit uns zu Mittag zu speisen, aus besonderem Zartgefühl. Der Pope ließ ihn gewähren, und der eigentliche Grund seiner übertriebenen Bescheidenheit kam bald heraus, als das sämtliche Gerichtspersonal, bestehend aus dem Untersuchungsrichter, Wassili Wassiljewitsch, einem hochgewachsenen, etwas hochschultrigen Herrn mit einem Pincenez, dem dicken kahlköpfigen Doktor Atriboff und dem alten Stanowoi Golubtschikoff, nach beendeter Sitzung beim Popen erschien, um des Magens willen, wie Atriboff behauptete, der mit seiner fleischigen, plattgedrückten Nase immer in der Luft schnüffelte.

„Da werde der Teufel daraus klug!" wiederholte Wassili Wassiljewitsch, mit großen Schritten im Zimmer auf- und abgehend. „Diese alte Hexe hat ein ganzes Laboratorium von Giften aller Art in ihrer Hütte . . . und sehen Sie wohl, alles Pflanzengifte, die man in den meisten Fällen dann in der Leiche nicht einmal nachweisen kann."

„Lieber Freund, das habe ich Ihnen ja schon gesagt," entgegnete der Arzt, den Aufgeregten liebreich umarmend. „Ich wußte das längst, lieber Freund. Haben Sie ihr Gesicht genau betrachtet? Die reine Hexe, nicht? . . . Habichtsnase, die Augen funkeln wie bei einem Wolf . . . und wenn sie auch nur eine Miene verzogen hätte!"

Der alte Stanowoi seufzte nur, begehrliche Blicke auf die Thür werfend, durch welche die Fruchtliqueure und sonstige Erquickungen und Stärkungen erscheinen mußten.

„Nicht wahr, mein Freund," fiel der unermüdliche Atriboff über ihn her, der sich schon allen Leuten überflüssig gemacht hatte, „ein seltener Fall, he? . . ."

„Ein seltener Fall, warum nicht gar?" entgegnete der Stanowoi im Tone eines Mannes, der jeden Winkel in seinem Bezirk kennt. „In jedem großen Dorf können Sie einen solchen Vogel finden, und auf diese da hatte ich schon lange mein Auge — nun ja, wir haben einen guten Fang gemacht."

„Einen ausgezeichneten Fang! . . . Und wie glatt die Geschichte ablief. Ich hatte zu Wassili Wassiljewitsch gesagt, er solle sie erst etwas pressen und in ihrem Fett braten lassen . . . Nett gemacht, wie? . . . Und das junge Weibchen, die Anissja, das dumme Ding fällt uns zu Füßen in Thränen aufgelöst: ‘Ich habe meinen Mann vergiftet.’ Dummes Tierchen das . . . Die Alte hatte sie gut dressiert: ‘Du giebst dem Manne nicht zuviel auf einmal, damit keiner etwas davon merkt.’ Er wäre krank geworden — wer wird nicht einmal in seinem Leben krank? . . . der Feldscher hätte mit einer Mixtur nachgeholfen, und Vater Ilja die Leiche dem Erdboden übergeben . . . aber das Weibchen war zu eilig . . . wollte den Mann zu schnell los werden und verpfuschte die Geschichte! . . .

„Das Volk weist heutzutage große Unvorsichtigkeit als Hauptcharakterfehler auf —" bemerkte tiefsinnig der Stanowoi. — „Das Leben eines Menschen, das höchste Gut, gilt nichts . . . ja."

„Und bemerken Sie doch nur, daß die Alte für ihr Gift von der Anissja nur dreißig Kopeken in barem Gelde, eine Rolle Leinwand und noch irgend einen Plunder, ich glaube es waren Eier, genommen hat," sagte Wassili Wassiljewitsch, sich an den Eßtisch setzend und einen Zipfel der Serviette hinter den Hemdkragen steckend, „da kommt es einen ja höher, Schwabenkäfer zu vergiften."

„Sie vergessen, mein verehrter Freund, daß die ehrwürdige alte Dame ihr Geschäft so zu sagen en gros betrieb, und wenn sie hundert Personen auf diese Weise ad patres spediert hat und für jede Leistung eine Rolle Leinewand, zwanzig Eier und noch Geld bekam, — so . . . Vater Ilja, lieber Freund, warum trinken Sie denn nicht?"

„Ich habe mir selbst das Wort gegeben, einige Zeit nicht zu trinken, Doktor."

„Ich spreche Sie von Ihrem Gelübde los . . . mein Freund . . . mein Grundsatz ist: auf

einen groben Klotz gehört ein grober Keil ... Sollte es Ihnen schlecht werden, nehmen Sie getrost Chloral. Ich habe immer welches bei mir ..."

„Ich kann mein Wort nicht brechen."

Während des Essens drehte sich das Gespräch natürlich nur um den Giftmord, so daß ich mir mit Leichtigkeit die Sache zusammensetzen konnte: Anissja, in Unfrieden mit dem Mann lebend, war zur Giftmischerin gegangen, um sie um ein Mittel zu bitten; diese hatte die ihr gebrachten Gaben angenommen und, nachdem sie einige Zeit in ihrem Laboratorium herumgekramt, ihr das verhängnisvolle Mittel in einem gewöhnlichen Blechgefäß, wie man sie in Dorfschenken braucht, eingehändigt, nebst der genauen Anweisung, auf welche Weise sie es dem Manne eingeben sollte, aber das Frauchen beeilte sich zu sehr und gab ihrem Mann die auf vierzehn Tage berechnete Portion in 24 Stunden ein. Es war gerade um die Zeit der Heuernte; der Bauer bekam furchtbares Leibschneiden, er wälzte sich jammernd auf dem Boden umher und beschuldigte öffentlich die Frau, ihn vergiftet zu haben. Die Nachbarn liefen zusammen, die Kinder jammerten und schrien, Anissja verlor den Kopf und gestand alles dem Untersuchungsrichter, wobei sie die Giftmischerin direkt als diejenige bezeichnete, die ihr den tötlichen Trank geliefert haben sollte; Die Alte leugnete hartnäckig, trotz der Beweise, und Wassili Wassiljewitsch konnte nichts aus ihr herausbekommen: sie wüßte von nichts, dabei beharrte sie. Anissjas Schuld lag klar wie der Tag vor ihnen, aber die Giftmischerin blieb ein Rätsel: eine so durchtriebene und erfahrene alte Frau mußte ja wissen, daß ihr beharrliches Leugnen solchen bestimmten Tatsachen gegenüber zu nichts führen würde, auch schien sie sich nicht einmal für schuldig zu halten, sondern war augenscheinlich fest überzeugt, richtig gehandelt zu haben, und das war es, was alle in Verwunderung setzte.

„Was sagte sie denn, als sie mit Anissja konfrontiert wurde?" fragte ich.

„Garnichts, sie sah sie nur mitleidig an," entgegnete Wassili Wassiljewitsch. „Es war, wie wenn sie ihr hätte sagen wollen: 'du bist doch ein erzdummes Ding, daß du die Sache nicht vernünftiger und besser angefangen hast ... es war wirklich nicht der Mühe wert, sich die Hände mit euch zu besudeln. Und noch dazu für den Preis: 30 Kopeken, eine Rolle Leinwand und ein paar Eier.'"

„Ja, es war wirklich sehr billig — und hier kommt die zweite Schwierigkeit: die Giftmischerin wußte nur zu gut, was sie aufs Spiel setzte — und es ist doch wirklich kein Vorteil dabei, für 30 Kopeken sich lebenslänglicher Zuchthausstrafe auszusetzen. Kurz, die Alte war und blieb ein Rätsel, und wir fühlten uns fast unwillkürlich durch ihr selbstbewußtes Auftreten beeinflußt."

„In früheren Zeiten hätte man diese Damen anders behandelt," bemerkte der Stanowoi. „Sie hat schon nicht ganz Unrecht, wenn sie sich nicht vollständig um Kopf und Kragen reden will, aber damals hätte man es ihr schon eingetränkt ... ja wohl, meine Herren. Es waren freilich grobe Mittel, besonders was Frauen anbetrifft, ja, man hätte sie sogar grausam nennen können, aber, gestehen Sie selbst, was wäre uns sonst übrig geblieben? Auf irgend eine Weise mußte man doch die persönliche Sicherheit garantieren können."

„Sie irren sich, mein Freund," fiel der Doktor ein, „wir leben, Gott sei Dank, nicht mehr in solchen Zeiten ... Ja, ja, mein lieber Freund, so ist es."

(Schluß folgt.)



Verantwortlicher Redakteur Paul Schettler, Berlin-Charlottenburg. — Verlag der Romanwelt, G. m. b. H., Berlin W. 50, Rankestr.
Verantw. f. d. Inseratenteil H. Lürßen, Gräfenhainichen. — Druck von C. H. Schulze & Co. Gräfenhainichen.
Papier von Paul Herzberg Berlin SW.




# Der Zug nach dem Osten.

Roman

von

[9] **Franz Sperber.**



## VII.

Langsam aber stetig entwickelte sich die Gemeinde Buchenwalde. Als der Herbst herankam, waren acht neue Ansiedler damit beschäftigt, ihre Gehöfte aufzubauen; zum Frühjahr wollten sie schon mitsamt ihren Familien unter Dach und Fach sein.

Felix hatte nach Posen geschrieben und seine Ansicht über die absolute Notwendigkeit ausgesprochen, nun eine feste Kirche und Schule in Buchenwalde zu errichten.

Er hielt Eile in diesen Dingen gerade in Buchenwalde für so notwendig, wegen der gefährlichen Nachbarschaft von Friedrichs-Aue.

Nach Schwetz allsonntäglich zur Kirche zu gehen, ward den Ansiedlern, denen man in allen andern Punkten das Leben gar so bequem machte, bald zu beschwerlich . . . und der Adjunkt von Schwetz, der in dem zehn Minuten von Buchenwalde entfernten Dorfe Napolle Sonntag nachmittags in aller Eile eine kurze Predigt abhalten kam, gefiel ihnen nicht.

So lag die Gefahr sehr nahe, daß die Kirche in Friedrichs-Aue, obwohl katholisch, die eifrigeren Kirchgänger bald anlocken würde, zumal sich nicht allein Pfarrer Bruddowo, sondern auch noch andere einflußreiche Persönlichkeiten gar eifrig darum bemühten.

Darum versuchte Felix es mit aller Gewalt durchzusetzen, mindestens zum nächsten Frühjahr eine eigene Kirche und eigenen Prediger auf Buchenwalde zu bekommen.

Auch wegen des Schulbesuchs begannen die Ansiedler zu murren.

Sie wollten ihre Kinder nicht bis nach dem Dorf Napolle schicken, obwohl es nur ein Weg von zehn Minuten war. Der Lehrer in Napolle hielt die Schule für die Dörfer Napolle und Neuhausen und für die Tagelöhnerkinder von Buchenwalde ab.

Seit Jahren war es so gewesen; seit Jahren hatten die Buchenwalder Kinder die Schule in Napolle besucht; den neuen Ansiedler-Bauern paßte es nicht. Und sie fanden sogar allerhand ganz triftige Gründe ins Feld dagegen zu führen.

Der erste und vornehmlichste dieser Gründe war der:

Friedrichs-Aue hatte eine eigene Schule und Kirche; warum dann nicht auch Buchenwalde?

Daß auch die Friedrichs-Auer Bauern auf ihre Schule hatten warten müssen, bis das ganze große Besitztum, das früher den Namen Turnowo geführt hatte, wegparzelliert war . . . daran dachten sie nicht.

Daß Turnowo, oder Friedrichs-Aue, ein wohlbegründetes Anrecht auf eine eigene Schule hatte, da es sechzig Ansiedlerfamilien besaß, wohingegen Buchenwalde vorläufig noch kaum ein Dutzend aufzuweisen hatte, predigte Felix den starrköpfigen Bauern umsonst; sie blieben bei ihren Wünschen, die sie noch dazu ziemlich herrisch aussprachen, eine eigene Schule und in zweiter Linie auch eine eigene Kirche zu haben.

Doch dieses war auch der sehnlichste Wunsch des Verwalters von Buchenwalde.

Ein eigenes Wirtshaus, eine eigene Schule, eine eigene Kirche mußte Buchenwalde haben, damit seine Ansiedler nicht mehr nötig hatten, fortwährend nach Friedrichs-Aue hinüberzulaufen: die Frauen zur Kirche . . . die Männer ins Wirtshaus.

Die Finger schrieben Damm und er sich ab deswegen; es kam noch immer keine entscheidende Antwort.

Lehrer und Prediger fänden sich schon genügend, hieß es, daran war eben kein Mangel. Aber jetzt schon Geld 'reinstecken zum Bauen, wo es noch zwei und mehr Jahre dauern mochte, bevor Buchenwalde fest angesiedelt war!

Alles konnten die Verwalter von der Kommission verlangen, nur kein Geld. Denn sie hatte keins übrig. Und wahr war es!

Wenn man zusah, wie sie bald hier, bald dort, ost, west, süd, nord, überall entlang der polnischen Grenze die verkrachten Grundbesitzer auskauften . . . zum Teil sogar ziemlich teuer bezahlten, so war es kein Wunder, wenn sie sich vor unnützen, oder wenigstens doch ihnen verfrüht erscheinenden Ausgaben scheuten.

Endlich — Felix war schon ganz verzweifelt, weil es ihm durchaus nicht gelingen wollte, die Kommission zu seiner Ansicht zu bekehren, — kamen eines Tages zwei flotte junge Herren, zwei Regierungsassessoren aus Posen in Buchenwalde an.

Sie sollten das Terrain besichtigen und mit Herrn von Graach persönlich Rücksprache halten.

Ob er es nach seinen bisherigen Erfahrungen und Beobachtungen wirklich für unumgänglich notwendig hielt, schon jetzt eine Schule und Kirche für die Ansiedler von Buchenwalde zu bekommen?

Ja . . . er hielt es für unumgänglich notwendig.

Ob er glaubte, daß das Fehlen von Schule und Kirche weitere Ansiedler vom Kommen abhalten könnte?

Gewiß; das war sogar seine feste Überzeugung.

Ob er glaubte, daß die Einsetzung von Schule und Kirche schon jetzt vielleicht mehr Ansiedler anlocken würde?

Ja . . . das hielt er für ganz zweifellos.

Ob vielleicht die kleine Kapelle im Schloß, die der Großvater von Felix für seines Sohnes Frau seiner Zeit hatte einrichten lassen, sich umwandeln lassen würde zu einer evangelischen Dorfkirche.

Felix ballte bei dieser Frage unwillkürlich die Fäuste. Die Kapelle seiner Mutter. Noch heute ihr Allerheiligstes!

Doch das nützte ihm nichts.

Die Brauen konnte er runzeln, die Fäuste ballen . . . er mußte trotzdem den beiden Regierungsassessoren . . . zwei liebeswürdige, feingebildete junge Leute übrigens . . . die kleine Kapelle zeigen und sie mit ihnen zusammen besichtigen.

Doch sie erwies sich als unbrauchbar zu dem Zweck einer Dorfkirche.

Erstens lag sie im oberen Stockwerk; in unmittelbarer Nähe der Zimmer, die die alte Baronin früher bewohnt hatte . . . zweitens war sie viel zu klein.

Hiervon, von dieser höchst praktischen Ausnutzung mußte demnach abgesehen werden.

Man würde also bauen müssen. Gut! Wo?

Man besichtigte das ganze Gut und entschied sich schließlich für die Mitte des riesigen Gutshofs.

Genau der Platz, wo jetzt der kurze viereckige Turm stand, in dem sich unten die Schmiede, oben die Nachtlager für reisende Handwerker befanden, die tageweis auf dem Gut früher be-

schäftigt worden waren, wurde für den Bau einer nicht allzugroßen, neugotischen Kirche ausersehen.

Der Turm mußte also fallen; die Schmiede mußte aus- und irgendwo anders einquartiert werden, und Nachtlager für reisende Handwerksburschen brauchte man nicht. So üppig ging es nicht mehr zu in der Ansiedlung Buchenwalde.

Wer bei Anbruch der Nacht nicht Lust hatte, noch weiter zu marschieren, mochte im Wirtshaus zu Friedrichs-Aue oder Napolle einkehren, bis es später auch in Buchenwalde eines geben würde.

So wurde diese Angelegenheit arrangiert; der Bau konnte ganz aus Ziegelsteinen aufgeführt werden, erklärte Felix den beiden Assessoren; das sah hübsch und freundlich, sogar stilvoll aus, und kostete bei der ungeheuren Masse von Ziegeln, die schon für die Ansiedler auf Buchenwalde gebrannt wurden, sehr wenig.

Den Prediger konnte man fürs erste im Schlosse unterbringen; später, wenn das Gut aufhörte, Gut zu sein, und man keiner Verwaltungsräume mehr bedurfte, konnte man Felix' jetziges Büreau zur Predigerwohnung machen.

Da saß dann der Seelsorger in unmittelbarer Nähe seines Gotteshauses und so ziemlich im Mittelpunkt seiner Gemeinde. Der kleine Seitenflügel ließ sich ja bequem ganz loslösen von dem übrigen Teil des Schlosses, und der Obstgarten stieß unmittelbar daran; den bewilligte die Kommission dann wohl dem Pfarrer.

Das waren so die Ideen dieser beiden eifrig redenden Herren.

Felix sagte zu allem 'ja.'

Und dabei wühlte es, bohrte es in seinem Innern.

Eine Wut packte ihn ... eine ... oh, er wußte es wohl: eine ganz ohnmächtige Wut, wenn er so sah, wie sein Vaterhaus ihm überm Kopfe weg zerteilt, verschenkt wurde.

Alle durften darüber verfügen ... nur er nicht.

Er hatte nur still zu halten und die Anordnungen auszuführen, die er erhielt.

Oh ... einen Rat durfte er auch hier und da geben, freilich, das wohl. Einen Rat, wie man sein väterliches Besitztum noch besser ausnutzen, noch praktischer verwerten konnte.

Doch das that ihm zu weh. Er schwieg lieber und erfüllte so geduldig ... schweigend seine Pflicht.

Die Frage der Kirche war somit erledigt; nun kam die Schule an die Reihe. Da waren die Herren aber auch schon wieder vorbereitet. In Posen hatte man sich's so zurechtgelegt, daß die Schule und Lehrerwohnung im Erdgeschoß des Schlosses sehr gut plaziert sein würde.

Der große Saal mit einem daranstoßenden Zimmer zur Schule, die beiden, jenseits des Korridors gelegenen, viereckigen Parterre-Zimmer als Lehrerwohnung. Später konnte der Lehrer ja dann noch die Küche und Mädchenkammer zubekommen, zunächst aber würden er und der Pfarrer natürlich am Tische des Verwalters speisen.

Felix sah im Geiste schon seine Mutter aus ihrem momentanen Wohnraum, dem großen Saale, verdrängt und ins obere Stockwerk vertrieben.

Er sah sie am Tisch sitzen ... als vis-à-vis des protestantischen Pfarrers und des Dorfschullehrers.

Ein kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn.

„Gott bewahre uns! das kann ja noch gut hier werden!" mußte er unwillkürlich denken.

Doch er sagte zu allem 'ja,' erklärte sich mit allem einverstanden und bereitete sich innerlich schon darauf vor, wie er es seiner Mutter am besten würde beibringen können.

Nachdem alles so aufs beste besprochen, durchdacht und arrangiert worden war, die beiden Regierungsassessoren ihr aufrichtiges Bedauern darüber geäußert hatten, wie ein so prachtvolles Besitztum so jämmerlich zerfetzt und zerrissen werden müßte, um dem Allgemeinwohl zu dienen, waren sie nach Posen zurückgereist, um ihre Ansichten und die des Herrn von Graach an höherer Stelle pflichtschuldigst zu melden; und kaum eine Woche später wurden diese sämtlichen Beschlüsse von der Kommission bestätigt, und der Gutsverwalter von Graach erhielt den Auftrag, unverzüglich an die Einrichtung und den Aufbau von Schule und Kirche zu gehen, so daß zum nächsten Frühjahr beides schon in Stand wäre.

Zugleich wurde in die Einladungskarten, welche

allmonatlich nach den Dörfern im Süden und Westen Deutschlands behufs Werbung von Ansiedlern versandt wurden, der Passus aufgenommen, daß die noch erst im Entstehen begriffene Gemeinde Buchenwalde schon jetzt Kirche uud Schule für ihre Bauern besäße. Wenn das die Leute nicht in Scharen herbeizog! Ja ... an Schneidigkeit und Rührigkeit ließ die Königliche Ansiedlungs-Kommission nichts zu wünschen übrig. —

Felix war es sehr zufrieden. Bekam er doch dadurch auch wieder neue und interessante Beschäftigung. Er konnte alles ertragen ... nur keine Unthätigkeit. Dabei kam er unwillkürlich zu sehr ins Grübeln hinein. —

Auch wegen der Heirat des Wenzel-Brommeschen Paares hatte er endlich Antwort bekommen.

Die Kommission erklärte kein Gesetz, keine Grundbedingung beim Verkauf des Landes auf ihrer Seite zu haben, um den Bauern solche Mischehen zu verbieten.

Geschlossen könnten solche Ehen selbstverständlich nur zum allgemeinen Schaden werden. Doch um sie effektiv zu verhindern, besaß man keine Machtbefugnis.

Was die Nachkommenschaft Gustav Wenzels anlangte, die solcher Art als Katholiken einen Bauernhof auf protestantischer Ansiedlung besitzen würden, so wäre das und müßte vollständig ausgeschlossen sein.

Um dieses zu verhindern, ließen sich jedoch innerhalb der fünfzig Jahre, während welcher die Parzelle noch Eigentum der Kommission blieb, Mittel und Wege genug finden. —

Einstweilen war es besser, den Bauern keine so ernsten Gründe zur Unzufriedenheit zu geben, und Felix, der zugleich für drei Ortschaften der ausübende Standesbeamte war, sollte nun den Leuten ihren Willen thun und das Aufgebot erlassen.

Er war hiermit völlig einverstanden, und wenngleich es auch zwischen ihm und dem alten Wenzel beim alten blieb, — nämlich Felix sah über ihn hinweg, wenn er ihm begegnete ... und Wenzel fletschte vor Wut förmlich die Zähne, wenn er den Verwalter irgendwo erblickte — so waren Gustav Wenzel und seine Braut doch voller Freude und Dank ins Büreau gekommen, als Felix sie eines Tages zu sich entboten hatte, um nun endlich ihr Aufgebot zu erlassen. —

Ein Teil einer alten, großen Scheune, die man schon ruhig verfallen ließ, weil man sie nicht mehr brauchte, wurde zur Schmiede umgewandelt, der Schmied Paul mitsamt seiner Familie dort hineingesteckt, und man begann mit dem Abreißen des Hauses.

Die Bauern standen oft viertelstundenlang in der Nähe und sahen den Arbeitern mit aufgerissenen Augen und Mäulern zu.

Gewünscht, erbeten, verlangt hatten sie eine Kirche auf Buchenwalde; nun man ihnen aber so schnell und bereitwillig diesen Wunsch erfüllte, gerieten sie in ein maßloses Erstaunen.

Sie waren so gewöhnt, grob nach allem Möglichen zu verlangen, zu schreien und ... nichts zu bekommen, daß die freundliche Bereitwilligkeit der Ansiedlungs-Kommission fast Mißtrauen in ihnen erweckte.

Vieler Kämpfe hatte es bedurft, um der Baronin klar zu machen, daß sie sich andere Wohnräume im Schloß einrichten müsse, da man ihre jetzige Wohnung: den großen Saal, mit daranstoßendem kleineren Zimmer, zur Schule brauchte.

Endlich hatte sie sich gefügt und sich oben in zwei Zimmern einquartiert; doch, als fühle sie, daß ihre Angelegenheiten schlecht stünden, und sie nun umsomehr eines Verbündeten bedürfe, verdoppelten, verdreifachten sich seit dieser Umquartierung die Besuche des Pfarrers Bruddowo bei ihr.

Eine Freude ... eine einzige hatte Felix in dieser ganzen Zeit. Ellas Gesundheitszustand schien sich zusehends zu bessern. Seit jenem Anfall, der sie in seiner Gegenwart gepackt hatte, war kein solcher mehr wiedergekehrt; und infolgedessen weniger menschenscheu geworden, suchte sie jetzt öfter ganz von selbst den Park und auch die Feldwege auf, ging spazieren, und erschrak auch nicht mehr tödlich, wenn jemand sie ansprach.

Felix ließ es sich nicht nehmen, sie, so oft seine Zeit es nur gestattete, bei ihren Spaziergängen zu begleiten, und wenn er dann mit ihr von allerlei ganz harmlosen Dingen geplaudert,

wenn ihr Arm eine Weile beim Dahinschlendern in dem seinen gelegen hatte, so war es ihm fast so, als wäre die Zeit zurückgekehrt, da er Ella von ihrem Manne verlassen glaubte und ihr unzertrennlicher Gefährte und Kamerad gewesen war.

Jene unvergeßlichen Herbstwochen von damals — sie schienen noch einmal zurückgekehrt zu sein.

Sie wanderten wieder umher miteinander in diesen selten schönen, warmen Herbstwochen; wieder wanderten sie zusammen durch die breiten Alleen des alten Parks, wo sie die gelben, braunen und roten Herbstblätter unter ihren Tritten rascheln hörten; sie wanderten wieder um den großen, verschilften Teich herum und lauschten den Unken, wie sie halb klagend, halb drohend, den mißtönenden Klang ihrer Stimmen aus der Tiefe emporsandten. Sie wanderten zusammen über die nun leeren, kahlen Felder, sahen den letzten Vögeln zu, wie sie über ihren Köpfen in raschem Fluge dahinschossen, hörten die Herbststoppeln unter ihren Füßen knirschen, blickten ab und zu einer den andern ernst an und fühlten dabei den lautlosen Wunsch im Herzen, immer so miteinander bleiben zu können.

Oder aber sie fuhren zusammen in dem kleinen Feldwagen, in dem nur für zwei Personen Platz war, über die Felder, wenn Felix sich davon überzeugen wollte, daß alles in bester Ordnung war; sie machten auch weitere Touren, nach entlegeneren Ortschaften hin, und jedesmal kam die junge Frau mit lebhafteren Augen und rosig angehauchten Wangen, Felix aber aufgeräumter und heiterer nach Hause zurück. —

* * *

Eines Tages wagte Oberinspektor Damm, der einen großen Stein im Brett bei seinem jungen Herrn hatte, an diese Sache zu tippen. Er selber freute sich darüber, wie sehr viel heiterer und leichtherziger Felix durch den Verkehr mit seiner jungen Schwägerin wurde, und erlaubte sich, dieser Freude durch einige andeutende Worte Ausdruck zu verleihen.

Da kam er aber schlecht an.

Felix wurde beinahe böse auf ihn, den treuen Freund.

Er wäre ja allerdings gerade der rechte Mann zum heiraten! meinte er höhnisch. Oh ja! Tausend bare Reichsmark Gehalt pro Jahr . . . und so vom Glück gesegnet in jeder Hinsicht! So frei, so unabhängig und stolz in seiner Stellung! So mit voller Seele, mit ganzem Herzen bei seinem Beruf! So voller glänzender Aussichten für die Zukunft! Freilich, freilich, er war eine brillante Partie! Er wunderte sich nur, daß nicht sämtlichen jungen Mädchen in der Umgegend die Herzen brachen um seinetwillen. Er zerfleischte sich förmlich in solch peinigender Selbstverhöhnung, und Damm that es schon leid, daß er überhaupt an diese Dinge gerührt hatte; da trat Felix auf ihn zu, legte ihm zutraulich beide Hände auf die Schulter, sah ihn treuherzig an und sagte:

„Lieber Damm, ich weiß wohl, daß Sie es gut meinen, aber ich bitt' Sie, sprechen Sie mir von solchen Dingen nicht mehr. Ich bin kein Mann zum Heiraten, und darf garnicht daran denken. Denn zu meinen tausend Mark jährlich, nebst freier Wohnung, freier Heizung, Licht und Essen, mir eine Frau nehmen und 'ne Familie gründen, hieße mich und uns alle der grinsenden Armut und der ewigen Sorge und Not in die Arme werfen. Ginge ich aber darauf aus, eine Frau mit Geld einzufangen . . . so wär' ich meiner Meinung nach . . . und Ihrer wohl auch . . . ein ausgemachter Lump!

Zu beidem hab' ich weder Neigung noch Talent! Also basta! aus ist die Geschichte!"

Damm fühlte, daß Felix nicht Unrecht hatte. Er zuckte die Achseln und schwieg.

---

## VIII.

Es war gegen Schluß der Erntezeit. Die Felder, abgemäht, geschoren bis auf den letzten Halm, beraubt ihres goldenen Reichtums, in dem sie vor so kurzer Zeit noch strotzten, lagen häßlich, kahl und flach da.

Einige hatten schon wieder ein niedriges Meer von kurzen Halmen aufzuweisen, das waren die, die man zur Wintersaat bestimmt hatte, doch auch

sie sahen noch armselig genug aus ... die andern hingegen erstreckten sich großen Wüstenflächen gleich hin gegen den Horizont.

In den Scheunen und Schuppen aber, da häufte, da türmte, da staute sich der Reichtum an Getreide.

Kaum daß man imstande gewesen war, das ganze zu bergen, eine so ausnahmsweise gute Ernte hatte man gehabt.

Seit fünfzehn Jahren, behaupteten manche, sei ein so gutes Erntejahr nicht mehr gewesen; andere meinten seit fünfundzwanzig; ein paar ganz alte Hirten und alte Frauen, die, da ihnen nichts anderes mehr verblieben war, womit sie Staat machen konnten, mit ihrem hohen Alter prahlten, stellten gar die Behauptung auf, daß dies das beste Erntejahr seit einem halben Jahrhundert gewesen sei.

Wie dem auch sein mochte, es war ein gutes Jahr! Das sagte ein jeder mit freudestrahlendem Gesicht.

Und nicht allein die Besitzer sagten es, nein, auch die armen Tagelöhner sagten das gleiche, die, denen auch nicht ein ausgedroschenes Getreidekorn von all dem Reichtum, auch nicht ein gebogener Pfennig von dem Erlös gehören würde, auch sie freuten sich über die prachtvolle Ernte.

Das ist die angeborene Liebe des Bauern zur Erde; gewöhnt, sie zu bearbeiten, sie mit sorgsamem, mit ängstlichem Auge unausgesetzt zu bewachen, macht es ihn glücklich, wenn er sieht, wie sie reich und ergiebig und fruchtbar die tausendfältige Sorge und Arbeit belohnt, die man für sie sich gemacht hat.

Die Scheunenthüren waren kaum mit aller Gewalt mehr zuzukriegen, und sämtliche Mühlen im Umkreise Buchenwaldes waren in Requisition gezogen, um so schnell wie möglich die mit der Maschine gedroschenen Körner zu feinem Mehl zu zermahlen.

Aber die eiserne Dreschmaschine war mit ihrer Arbeit auch noch nicht fertig.

Sie arbeitete jetzt mitten auf den Feldern draußen, ganz dicht neben den im Hochsommer so kunstvoll erbauten Staken, deren goldener Inhalt nun täglich gierig von ihrem mächtigen, eisernen Rachen verschlungen wurde, um als goldene Körner auf der einen ... als ausgedroschene, leere Halme auf der anderen Seite wieder ausgespieen zu werden.

Mit diesen Arbeiten waren zwei Teile der Arbeiter beschäftigt; der dritte Teil war bereits wieder beim Säen. Klee, Lupine, Luzerne und Hafer wurden gesät, und nur noch kurze Zeit würde vergehen, bevor man die vier großen Felder voll Futterrüben für das Vieh würde abernten können.

So waren alle von früh bis spät beschäftigt, und der Himmel schien ihre Arbeit begünstigen zu wollen, indem er den schon merklich kurzen Oktobertagen eine Wärme und einen Sonnenglanz verlieh, der alle: Männer, Frauen und Kinder, noch einmal so fröhlich stimmte. Die noch im Bauen begriffenen Ansiedler konnten in diesem Jahr wirklich lachen. Denn sie machten ein glänzendes Geschäft.

Bedüngt, besät, abgeerntet waren ihre Äcker und Felder von der Gutsverwaltung worden. Die Arbeit also hatten jene gehabt.

Sie aber erhielten, kontraktlich ihnen zugesichert, die ganze volle Ernte als ihr unbestrittenes Eigentum; und zwar nach ihrer Wahl ... entweder den Wert in barem Gelde, oder die Ernte selbst, die ihnen noch dazu zum großen Teil auch von der Gutsverwaltung eingefahren wurde in ihre Schuppen und Scheunen.

Felix hatte täglich Abrechnungen mit seinen alten und neuen Ansiedlern.

Da waren zwei von den alten Ansiedlern, die zum letztenmal ihre Ernte geschenkt erhielten. Die drei Jahre der Ernte, die die Ansiedlungs-Kommission ihnen zugesichert hatte, waren nun um.

Dann kamen die neuen Ansiedler, die es zum erstenmal erhielten.

Müller, Damm und auch Felix selbst hatten alle Hände voll zu thun mit dem Aufschreiben dieser Dinge.

Nicht allein, daß es für die Bauern selbst alles aufs genaueste notiert sein mußte, nein, große und höchst vollständige Rapporte darüber mußten auch, säuberlich geschrieben, nach Posen abgesandt werden.

Eine Menge Papier wurde mit diesen Dingen manchesmal verschrieben!

Es war beinahe schade darum! Und noch weit mehr schade um die schöne, kostbare Zeit!

Aber da war nichts dagegen zu machen.

Solch eine gewaltige Maschinerie wie diese Ansiedlungs-Kommission konnte natürlicherweise nur durch größte Genauigkeit, Pünktlichkeit und Ordnung gehörig im Gange erhalten werden. — — — — — — — — — — — — — — —

(Fortsetzung folgt.)

# Scholastica Bergamin.

Von

## Hans Sittenberger.

[3]

(Nachdruck verboten.) (Übersetzungsrecht vorbehalten.)

31. März.

Morgen veranstalten die französischen Offiziere einen großen Freiball im Landhause. Die ganze Stadt ist wie verrückt. Es hat zwar noch niemand was rechtes zu nagen und zu beißen, aber was thut's? Wer hat denn nur Zeit daran zu denken? Der Freiball hat allen die Köpfe verdreht, und ich glaube, er ist ihnen auch schon in die Beine gefahren. Niemanden leidet's zu Hause, alles läuft in den Gassen herum und macht die vergnüglichsten Gesichter, just wie die Sonne, die auch über's ganze Gesicht lacht, und das trippelt und wippelt, das tänzelt und schleift, als ob ganz Klagenfurt ein einziger, großer Ballsaal wäre und der liebe Himmel die leuchtende Decke darüber, und als ob die Englein in den Lüften zu den schönsten Gavotten und Menuetten aufspielten. Hie und da mag vielleicht ein besonders verdrießlicher Magen das ärgerliche Knurren nicht ganz sein lassen, aber das geht halt als Brummbaß so mit drein.

Wir werden natürlich auch auf dem Ball sein, ja meine Wenigkeit wird sogar als eine Art Standesperson zu erscheinen geruhen; denn ich gehöre seit heute sozusagen zu den regierenden Kreisen. Sintemalen und alldieweilen, auch wasmaßen neulich die kaiserliche Regierung schon vor Ankunft der Franzosen zu abdizieren und retirieren oder kurz gesagt: zu verduften für gut befunden, hat der Buonaparte aus dem Adel und der Bürgerschaft eine Zentralregierung zusammengesetzt, welche das Land so lange verwalten soll, als es französisch bleibt. Das war gewiß sehr klug von ihm, aber noch klüger war es, daß er als Vertreter des Kaufmannsstandes just meinen Herrn Vater berufen hat; denn dadurch bin ich Regententochter geworden, und das läßt sich schon hören. Mein Herr Vater begreift zwar durchaus nicht, wieso die Wahl gerade auf ihn fiel, aber wer wird denn lange fragen?

Meine Toilette macht mir glücklicher Weise nicht viel Sorge. Das Staatskleid, das mir der gute Vater zum Geburtstag schenkte, hab' ich ja noch garnicht getragen, und ich sehe wirklich gar nicht übel darin aus. Aufputzen werd' ich mich mit Veilchen — die sind nicht eßbar, und darum haben die Franzosen sie noch nicht mit Beschlag belegt — alles übrige aber muß die Würde machen.

In komischer Verzweiflung war die Frau von Plazer samt ihrer teuren Sidonie. Sie hat neulich nicht nur ihren ganzen Schmuck, sondern auch alle ihre feinen Roben dem Wirt in Maria Rain zur Bewahrung übergeben. Nun war zwar das Hinausbringen keine schwere Sache, aber mit dem Hereinbringen hat es leider seinen Haken. Denn jeder, der in die Stadt will, wird von den Wachen gründlich visitiert, und das gäbe im besten Fall eine tüchtige Blamage; wahrscheinlich aber würde der Pack sogar abgenommen werden. Die Frau von Plazer war außer sich, sie schluchzte wie eine Nachtigall im Mai. Das war ein Ge-

wackel und Gefackel, halb deutsch, halb französisch, aber auch das Deutsch so ganz mit französischem Accent, als ob die Frau von Plazer nicht in Emmersdorf bei Klagenfurt, sondern mindestens in Paris zu Hause wäre; sie hat sich halt sehr rasch französisiert.

Mir ging ihre Not ans Herz, und ich rief unseren Obersten Boyer zu Hilfe. Der hat sehr fein gelacht, als wir ihm die Sache vortrugen. „H—aben uns die Damen geh—alten für Räuber, für Spitzbuben?“ fragte er spöttisch. Da kam er bei der Frau von Plazer auf die rechte. „Oh monsieur —!“ rief sie mit einer Miene, als ob eine solche Vermutung sie im Innersten kränken müßte. „Pas du tout, pas du tout, monsieur!“ Und nun ließ sie eine Rede über die Vortrefflichkeit der Franzosen vom Stapel, daß einem Hören und Sehen verging; ich glaube, die Schlacht bei Klagenfurt hat nicht halb so lange gedauert und sicher weniger Spektakel gemacht. Als der Oberst endlich zu Worte kommen konnte, beeilte er sich zu versichern, er werde sofort alles Nötige veranlassen, um der Dame aus der Verlegenheit zu helfen. „Wir Franzosen,“ fügte er hinzu, „lieben es, über Männer zu siegen, den Damen zu dienen.“ Und damit zog er sich schleunigst zurück und entging so den enthusiastischen Danksagungen der Frau von Plazer. Die Gute war aber so entzückt, daß sie in Ermanglung des Obersten mich umarmte und küßte. Auf diese Weise bin ich zu der Ehre eines hochwohlgebornen Kusses gekommen; er hat mir aber nicht sonderlich geschmeckt.

Nachmittags.

Eben haben sie an unseren Fenstern zwei arme Teufel vorübergeführt — vom Leben zum Tode. Die beiden, ein Offizier und ein Sergeant, sind in die Stadtpfarrkirche eingedrungen und haben plündern wollen. Etliche Männer haben sie aber festgenommen und vor den Buonaparte gebracht, und der hat sie kurzweg, man sagt, beim Mittagstisch, zum Tod durch Pulver und Blei verurteilt. Das Volk hat gejubelt über diese strenge Justiz, mir aber hat es fast weh gethan, daß er so grausam ist. Es sind ja doch nur zwei arme Häscher, und Tod ist ein hartes Wort.

Wie sie dahinschritten zwischen der schimpfenden, stoßenden Menge, das Antlitz kreideweiß und ganz verzerrt — mir zittern noch jetzt die Knie, wenn ich daran denke. Dem Offizier waren die Epauletten heruntergerissen, und die Schande schien ihn tiefer zu martern als die Angst vor dem Tode. Grad' vor dem Fenster schaute er auf, und ein Blick, so irr und so verzweifelnd traf mich, und, wie im Wahnsinn lächelnd, nickte er mir zu, daß es mir eiskalt durch und durch ging. Was hat er wohl sagen mögen, der Arme! Wem hat der Gruß — noch im Tode — gegolten? Weiß Gott, wohl seinen Lieben, die ferne, ferne von ihm sind und nicht wissen, daß er in seinem Herzen um ihre Verzeihung bettelt, die letzte Liebe, die sie ihm anthun können.

Ach, ich bin noch ganz verstört, ich kann es nicht fassen, daß jemand so gleichmütig über das Leben seines Mitmenschen aburteilen kann.

* * *

Ich habe den ganzen Nachmittag daran denken müssen. Die Erinnerung an das Gräßliche ging wie ein Schatten neben mir her, und mir war zu Mute, als hätte der Buonaparte mir persönlich bitter weh gethan. Aber je mehr ich über alles nachdachte, desto mehr sah ich ein, daß ich unrecht hatte, ihn grausam zu schelten. Er ist ja nicht wie andere. Er ist weit, weit über sie hinausgewachsen, ihr Herr; er darf gar nicht mild und mitleidig sein, wenn er es bleiben will. Er kann nicht so empfinden, wie irgend ein braver Bürger, der für nichts anderes zu sorgen hat, als daß seine rechtschaffene Null nirgends in der Welt anstößt und keinen Bug bekommt; sonst hätt' er ja gar nie so groß werden können. Das seh' ich jetzt ein, und wenn ich mir's recht überlege, ist's vielleicht gar er selber, den man bemitleiden muß, daß er so viel Freundliches, an dem die anderen hangen, nicht kennen darf. Wie einsam muß er sein, und wie entsetzlich nichtig muß ihm alles vorkommen!

1. April.

Hollah, heut bin ich wieder lerchenfroh. Die andern schlafen noch alle, mich aber hat die Sonne aufgeweckt, ich bin in mein Türmlein heraufgestiegen, und da sitz' ich nun und schau' hinaus ins Land. Wie ist es schön! Mir

kommt vor, ich höre das Blau des Himmels klingen und die Sonnenstrahlen jauchzen. Täusch' ich mich, oder schimmert's da drüben wirklich weiß her? Natürlich, das sind ja die Obstgärten dort an dem Hang, und was so weiß leuchtet, das sind vielleicht gar blühende Bäume. Und ich sitze da und kann nicht hinaus zu euch! Sie haben den Frühling vor mir ausgesperrt. Aber das thut nichts. Grüßen will ich euch doch, ihr lieben Bäume; wenn ich auch nicht zu euch kann, wir verstehen uns ja aus der Ferne. — — —
— — — — — — — — — — — — — —

So, das war eine dumme Unterbrechung. Dem Herrn Jesse fiel's leider auch ein, ins Türmlein heraufzusteigen, und er hat wieder gar so gescheit geredet. Der ganze Frühling ist mir grau geworden. Also daß der Buonaparte eine Regierung aus den hiesigen Bürgern eingesetzt hat, ist nichts weiter als eine Art Bauernschlauheit. Und wenn er seine Truppen mit eiserner Strenge im Zaume hält, so thut er das nur, um die braven Klagenfurter zu übertölpeln und dann desto gemütlicher ihre Taschen leeren zu können, u. s. w. u. s. w.

Daß Herr Jesse für den Buonaparte nicht so schwärmt wie die anderen, gefällt mir eigentlich von ihm; er zeigt doch ein wenig mehr Charakter. Aber ich kann mir nicht helfen, es ärgert mich doch wieder, daß er gar so kleinlich von ihm denkt. Ich bin nur ein Mädchen, und ich hoffe auch, daß es gescheitere Leute giebt, als ich bin, aber das fühl' ich doch, daß man diesem Manne nichts Kleinliches nachsagen darf. Einen Löwen muß man schon für mehr gelten lassen als für einen großen Kater. Herr Jesse spricht vom Buonaparte wie von einem Banditen, der durch sein Glück noch ungehängt herumläuft. Aber was ärgere ich mich! Das soll der Herr Jesse mit dem Buonaparte ausmachen.

Mittags.

Was hat der Oberst Boyer nur mit seinen seltsamen Worten wollen? Er hat mich beinahe erschreckt. Aber ich weiß nun wenigstens, daß mich der Buonaparte gesehen hat. Er selbst hat es dem Obersten erzählt, und der hat es mir wieder gesagt. Es ist kein Zweifel, daß ich gemeint bin. Wer soll's denn sonst gewesen sein? Gleich bei seinem Eintritt, vor dem Landhaus, und der Hut stimmt auch. Er hat mich also wirklich bemerkt, und er hat's als gutes Vorzeichen genommen. Ich kann's nur gar nicht recht glauben, daß der Mann, der so vieles im Kopf hat, Zeit findet, ein so einfältiges Geschöpf wie mich nur zu sehen, und daß er dann gar noch davon redet. Ach ich bin eigentlich ein eitles Ding. Ich komme mir ordentlich wichtig vor. Und ich werde doch darum nicht mehr, weil er was Freundliches von mir gesagt hat.

Als mir's der Oberst erzählte, wurde ich ganz aufgeregt. Um keinen Preis hätt' ich's sagen mögen, daß die Sache mich angeht. Doch der Oberst sah mich mit einem langen Blick so ganz eigentümlich an, und dann sagte er, leise, aber mit einem seltsamen Nachdruck — jedes Wort hör' ich noch. 'Zu Haus', sagte er, 'ich habe eine Schwester, ein schönes, liebes Kind. Ich würde nicht wünschen, daß sie es wäre, die der General hätte erblickt.' Und dabei schaute er mich wieder so sonderbar an, fast forschend, kam's mir vor — ich habe seinen Blick nicht ertragen können.

Mir gehen seine Worte im Kopfe herum. Was hat er damit wollen? Einen Augenblick schien es mir, als wüßt' er, daß der Buonaparte mich gemeint hat. Aber das kann ja nicht sein. Und wenn? Warum würde er seine Schwester vor ihm hüten? Ich verstehe das alles nicht recht, aber verstimmt hat es mich doch.

Ah bah! Ich will mich aber nicht verstimmen lassen von dem Gruselpeter in Uniform. Soll ich mir über seine Gedanken den Kopf zerbrechen? Wäre doch schade darum! Einen bessern krieg' ich ja nicht wieder.

Ich bin sehr, sehr neugierig auf den heutigen Abend; es ist eigentlich mein erster wirklicher Ball.

Nachts.

Nein, ich kann nicht schlafen, ich kann nicht. Ich muß es jemandem sagen. Ich habe ja niemand anders als dich, du liebes, altes Buch. Du plauderst nicht. Mein Herz ist so voll, so voll, daß es zerspringen will.

Gott, wie es heiß ist, wie schwül im Zimmer! Mir wird ganz eng und angst . . .

Ich habe das Fenster aufgerissen, weit auf. Ach, das thut jetzt wohl, so wohl. Komm' nur herein zu mir, du liebe, freundliche, kühle Nacht! Komm' nur herein und streichle mir die Schläfen! Sie hämmern wie im Fieber, und meine Wangen brennen ...

Hm, alle schlafen jetzt, alle, die ganze Stadt ist in Ruh'. Kein Laut wird lebendig in der stillen, milden, schweigenden Nacht. Nur ich allein bin wach, ich finde keine Ruhe, ich möchte hinauseilen, fort, fort, ich möchte jubeln und schluchzen — ach Gott, was möcht' ich nicht?!

Und ich sitze hier in meinem Kämmerlein, beim flackernden Kerzenlicht, still, ganz still, und ich höre, wie mein Herz klopft.

Was klopfst du denn, du dummes, thörichtes Ding! Kannst du das Glück nicht fassen! Ja, ja, sag's nur, jubl' es nur hinaus, daß du ihn lieb hast, lieb, lieb, o so lieb! Jetzt darfst du's ja wagen, jetzt hört er dich nicht.

Aber er träumt jetzt vielleicht von mir. Wenn er schläft und mich nicht sieht, da könnt' ich's ihm ins Ohr flüstern, ein übers anderemal, wie selig mich seine Worte gemacht haben, wie glücklich ich bin, wie ich ihn lieb habe — ach! Aber die Augen dürft' er nicht aufschlagen, die tiefen, schrecklichen, süßen Augen, die so verwirren und lähmen.

Mein Gott, es ist mir ja wie im Traum! Wie ich mit dem Vater und der Tante Netti lachend die Treppen zum Ballsaal hinanstieg, hab' ich da gewußt, was ich in einer Stunde alles erleben werde? Ich war so kindisch fröhlich, so im letzten Winkel meines Herzens vergnügt. Wie ein Schneekönig hab' ich mich gefreut, als wir aus dem Wagen stiegen und die Menge, die auf der Straße gaffte, ein Spalier machte, durch das wir ganz vornehm zur Freitreppe hinschritten. Und dann gar, als uns gleich auf der untersten Stufe ein General begrüßte und der Tante Netti sehr feierlich die Hand bot! Die gute Frau, sie wurde zuerst purpurrot vor Verlegenheit und knixte ganz schüchtern, aber dann stieg sie mit ihrem General höchst würdevoll hinauf, stolz wie ein Pfau, wenn er Rad schlägt. Und was für triumphierende Blicke sie dabei auf die Menge unten warf — auf das beherrschte Volk von Klagenfurt! Die gute Frau!

Und als wir in den Ballsaal traten, da glaubte ich zuerst, ich müßte die Augen schließen, so blendete das Licht. Das funkelte und glitzerte nur so von den Glaslustern, und von tausend Wachskerzen quoll das weiße Licht, und es war, als ob diese strahlende, quellende Flut nicht Raum fände in dem weiten Saal und hinausbrechen müßte durch die Fenster in die dunkle Nacht. Ich habe vor lauter Licht zuerst nichts gesehen, aber ich kam mir vor wie eine Königin.

Erst, als uns der General zu der Estrade für die Ehrengäste geleitete, kam ich ein bißchen zu mir selber. Ein Hagel von scharfen, kritischen Blicken ging auf uns nieder, ich sah, wie bei unserer Annäherung ein paar Dutzend höchst vornehmer Schultern sich in stiller Entrüstung höher zogen, und unser Gruß wurde von den männlichen, besonders aber den weiblichen Kollegen im Regierungsgeschäft mit einem vorsichtig herablassenden Kopfnicken beantwortet. Nun standen wir glücklich auf der Estrade und konnten aus nächster Nähe bewundern, wie die vornehmen Leute von rückwärts aussehen. Nur hier und da blitzten noch ein paar spöttische Lorgnons zu uns herüber. Tante Netti kam sich in ihrer Würde recht einsam vor, bis die übrigen bürgerlichen Mitglieder der Regierung mit ihren Familien kamen. Mich focht die ganze Sache nicht an; denn mir sind die vornehmen Rücken immer noch lieber als die vornehmen Gesichter.

Doch das Warten war langweilig, und der Vater führte mich durch den Saal. Wie glücklich staunte ich über alle die Pracht! Ganze Orangen- und Blütenhaine waren in den Nischen angebracht, und rings an den Wänden standen die kostbarsten Sessel und Sofas, alles aus rotem Samt, und die vergoldeten Lehnen gleißten ganz feierlich. An den Wänden hingen Teppiche mit kunstvollen Stickereien, wie ich sie nie gesehen habe. Und da staunte ich und bewunderte und lachte im stillen über alle hochmütigen Leute. 'Was haben sie denn von ihrem Hochmut?' dachte ich mir. 'All diese Pracht und

Herrlichkeit gehört ja heute gerade so gut dir wie ihnen, und das können sie dir nicht nehmen, und sie können nicht hindern, daß du dich freust — gerade so wie sie, ja noch viel, viel mehr, weil deine Augen so viel heller sind und dein Herz so viel frischer.'

Der Nebensaal, wo das Buffet stand, war noch fast leer. Nur einige Herren gingen auf und ab und plauderten. Der alte Herr von Frabenegg musterte das Buffet von allen Seiten. Auf einmal bleibt er vor einer Batterie Flaschen stehen, macht ihnen wie wahnsinnig Diener, winkt mit der Hand und ruft ihnen ein- übers anderemal 'Grüß Gott!' zu. 'Ja,' sagte er endlich, da alle sich wundern, 'das sind ja gute, alte Bekannte von mir, diese Bouteillen. Sie sind lang in meinem Keller gewesen, und ich freu' mich halt, daß ich sie wiederseh'. Aber das muß man sagen, großartig traktieren uns die Franzosen mit unseren Sachen.'

Wie hab' ich da von Herzen gelacht und die nächsten Augenblicke nicht voraus geahnt!

Der Tanz begann. Die Musik wirbelte durch den Saal, und gleich stellte sich ein Tänzer ein, einer von den französischen Offizieren. Es hätte wer immer sein mögen, ich war glücklich, daß ich tanzte. War das ein berauschendes Gefühl! Das lockte und kicherte von den Geigen und Flöten so verführerisch, daß mir ganz wunderlich zu Sinne ward. Und die vielen Paare, die sich um mich drehten! Mir kam es plötzlich vor, als stünd' ich ganz allein auf einer schwimmenden Insel, und es müßten im nächsten Augenblick die reizendsten Wunder vor mir erblühen. Ein Tanz folgte dem anderen, und immer war's das nämliche Gefühl.

Plötzlich, mitten im Tanz, brach die Musik ab und ging in einen schmetternden Tusch über. Alles blieb überrascht stehen und schaute nach dem Eingang. Dort begann ein Flüstern und Winken, und im Nu schwirrte es von Mund zu Mund: 'Der Obergeneral kommt!' Ich glaube, mir blieb das Herz stehen, als ich es hörte. Mein Tänzer führte mich zu Tante Netti, aber ich weiß nicht, ob ich ihm gedankt habe. Mein einziger Gedanke war: 'Ich werde ihn sehen! Ich werde ihn sehen!' Und das sagte ich mir — ohne Worte, gleichsam inwendig — immer wieder vor. Die Tante Netti redete viel in mich hinein, doch ich hörte ihr gar nicht zu. Nur als sie fragte, ob man den Buonaparte auch wie unsere Generäle Exzellenz anzusprechen habe, mußte ich lachen.

Unverwandt blickte ich nach dem Eingang. Er war bereits im Saale, aber ich konnte ihn nicht sehen, denn eine Schar von Damen und Herren stand vor ihm — ein paar Minuten nur, aber sie schienen mir schrecklich lang. Da löste sich der Menschenknäuel, und nun sah ich ihn. Hinter ihm drängte die Schar seiner Generäle; die bunten Farben ihrer Waffenröcke leuchteten, und das Gold daran flimmerte. Er aber war schmucklos wie damals, da ich ihn zuerst erblickte, doch wie ein König ging er vor ihnen her, und wenn er winkte, da flogen die Tressen nach seinem Befehl. Keinen Blick konnt' ich von ihm verwenden. Daß ich's da noch immer nicht gewußt habe, wie lieb er mir war! —

Im Vorwärtsschreiten sprach er mit etlichen Herren und Damen, kurz, immer nur ein paar Worte, wie ein Herrscher, der mit seinen Worten begnadet. Sein Gesicht war bleich und freudlos, ich sah es wohl, und seine Augen waren unruhig, als ob sie etwas suchten. Er schien gar nicht zu merken, wie tief sich die vornehmen Herrschaften vor ihm bückten, die doch sonst ihre Nase so hoch tragen. Und alle haschten nach einem Wort von ihm. Auch die Frau von Plazer und ihre Sidonie schoben sich eifrig vor. Sie verzogen den Mund schon zu dem angenehmsten Lächeln, als er noch gut eine Klafter von ihnen entfernt stand, und wie er nun an ihnen vorbeikam, knixten sie wie die Störche. Ich weiß nicht warum, aber ich wurde ganz rot vor Ärger über die beiden, und ich hätte doch nur lachen sollen über die eitlen Tröpfe. Er hat sie keines Wortes gewürdigt, und das werden sie ihm gewiß in ihrem Leben nie verzeihen.

Nun blieb er wieder vor einer Dame stehen und sprach mit ihr; aber seine Augen suchten über sie hinweg in dem Saal. Jetzt sah ich es ganz deutlich. 'Mein Gott, was sucht er nur! Was sucht er nur?' rief's in mir, und ich fühle noch, wie's mir das Herz zusammen

krampfte, halb Furcht, halb Seligkeit. Da zuerst hab' ich geahnt, was kommen wird. Und da — da flog auch schon sein Blick zu mir. Ich sah, wie es leicht um seine Brauen zuckte, ob aus Freude oder Verdruß, wußte ich nicht, nur das eine wußte ich, daß er mich erkannt hatte. Mir stockte der Atem, und eine heiße Angst überkam mich, und ich hätte fortlaufen mögen und konnte mich doch nicht von der Stelle rühren.

Und da grüßte er auch schon die Dame, und jetzt, jetzt — mein Gott, wahrhaftig! — jetzt schritt er auf mich zu, an allen andern vorbei, ohne sie nur zu beachten, gerade auf mich, auf mich zu! Ich begann am ganzen Leibe zu zittern, ich spürte, wie mir die Ader am Halse hüpfte, es rauschte mir dumpf in den Ohren, meinen Blick zog's zu Boden vor Angst, und die Gedanken tanzten wirr durcheinander.

Und nun stand er vor mir, und ich hörte seine Stimme, und mir war dabei, als ob mir jemand ins Herz hinein faßte. Was er sagte, weiß ich nicht, ich erinnere mich nur, daß alle Leute nach mir blickten, und ich hätte in den Boden sinken mögen, daß die Tante Netti einen grotesk ungeschickten Knix machte, und daß ich mich ihrer in diesem Augenblick schämte. Und dann hatte er plötzlich meinen Arm genommen und mich in eine Nische gezogen, und die Musik begann wieder zu spielen, und da war's mir, als ob sich mir die Glieder lösen wollten.

Das blendende Lichtmeer um mich, und das dunkle, lockende Grün der Lorbeeren und Orangen, die wogenden Menschen, das Schweben und Wiegen der Musik, die heiße, taumlige Luft — es flattert vor meinen Augen, es dreht sich alles um mich. Und ich höre seine heimlichen, hastigen, jagenden Worte, die mir das Seligste sagen, und sein heißer Atem streift mir das Ohr und die Wange, und das rieselt mir durch die Adern, so marternd wonnig, so betörend, so berauschend ... Und er faßt meine Hand und preßt sie wild, daß es mich schmerzt und ich doch aufschreien möchte vor Lust, und ich fühle, wie sein lähmender Blick mich förmlich umklammert ... Mich schaudert vor diesen Augen, die so wild verlangen und befehlen. Mir ist, als ob sie mich antasteten, ich fühle, daß sie mich beleidigen, daß er mich demütigt wie eine Sklavin, und ich möchte bittere Thränen weinen, aber das betäubt mich zugleich, das treibt mir einen unsagbar süßen Taumel durchs Blut, und mir ist, als müßt' ich mich niederwerfen auf die Knie vor ihm, mich selbst erniedrigen, als wäre die tiefste Demütigung die unaussprechlichste Wonne.

Ach Gott, was ist mit mir? Was ist mit mir geschehen?

Ich weiß nicht mehr, wie er von mir fortging. Es verschwimmt mir alles im Nebel. 'Auf morgen!' war sein letztes Wort; das hör' ich noch. Auf morgen!

Und dann seh' ich noch einen weiten Kranz von gepuderten und hochgetürmten Frisuren, die auf mich einnicken, daß die Reiherfedern schwanken. Und süßliche Gesichter lächeln mir zu, und tausend Fragen schwirren um mich, und ich muß Vorwürfe anhören, daß ich mich bisher ganz von der Gesellschaft ausgeschlossen, und man drückt mir die Hand, und ich lasse alles willenlos mit mir geschehen. Und die Tante Netti steht neben mir und lächelt unaufhörlich. Und dann holt man mich wieder zum Tanz, und ich tanze, tanze ...

Mein Gott, mein Gott, was ist mit mir geschehen! Was hat sich alles in meinem Herzen gedrängt in diesen paar Stunden! Ach, ich kann's ja nicht tragen, ich allein nicht! Dir, Mutter, dir könnt' ich alles sagen. Warum hörst du mich nicht mehr? Warum hast du mich allein gelassen? Schau, es ist mir so bang, daß ich mich vor mir selber flüchten möchte. Ich muß jemanden haben, dem ich's beichten kann. Es ist eine Seligkeit, die wie Fieber rüttelt, die mich entsetzlich ängstet, die mich erstickt — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Ich bin so erschöpft jetzt, so unsäglich matt. Aber das thut mir wohl. Mir kommt's vor, als ob liebe, linde Hände sich mir auf die Stirne legten und mich streichelten. Ist das nur die Nacht, oder bist du es, liebe Mutter? —

2. April.*)

Wie sie mich quälen heute, wie sie mir weh thun mit ihrem Fragen und Necken! Was wissen sie denn? Sie haben gesehen, daß er mit mir gesprochen hat, eifrig, angelegentlich, daß er mich vor allen andern ausgezeichnet hat, und das schmeichelt ihrer Eitelkeit. Die Tante Netti schwelgt noch in der Ehre, die ihrem Schützling zu teil geworden ist. Sie war ja den ganzen Abend mit mir der Mittelpunkt der Gesellschaft, und zwei wirkliche Gräfinnen haben ihr sogar die Hand gedrückt. Die gute Muhme Ursula schmunzelt so vergnüglich, als ob sie dabei gewesen wäre und die zarten, gräflichen Händedrücke selbst in Empfang genommen hätte. Schade, daß sich die Dinger nicht in den Glaskasten stellen lassen zur Bewunderung der gesamten Bekanntschaft, vielleicht gar der Kinder und Enkel. Ach, was sind das für Menschen!

Fragt nur, neckt nur! Euch sag' ich nichts. Ihr könnt mich ja doch nicht verstehen.

Auf morgen, hat er gesagt. Werd' ich ihn noch einmal sehen? Ich fürchte mich vor ihm, es faßt mich beinahe wie Grauen, wenn ich an ihn denke. Aber dieses Grauen ist so süß, so schwelgerisch, so berauschend. Warum? Warum?

Ich kann nichts denken, ich bin noch immer wie im Traume. Es wiegt und wogt um mich wie leichte, schmeichelnde Musik, und ich höre heiße, taumelnde Worte und spüre mich an der Hand gepackt. Und dann fühl' ich, wie alle Glieder matt werden, so selig matt, und ich muß die Augen schließen, und mir wollen die Sinne vergehen, und ich spüre noch, wie ich in einem Meer von Veilchenduft dahinschwebe . . . leicht . . . leicht . . . wohlig geschaukelt . . . weithin in die Ferne, die rosig vor mir dämmert.

Und dann wecken sie mich mit ihren dummen Reden aus dem schönen Traume. Gott verzeih's euch! Ihr könnt ja nichts dafür.

Am wehesten hat mir der Herr Jesse gethan. Er hat kein Wort mit mir gesprochen, aber er hat mich so bitter traurig angeschaut. Ja, das ist nun freilich aus zwischen uns . . .

* * *

Die Herren von der Regierung sind heute abend zu einem Bankett geladen. Mein Vater wird ihn also sehen. Mir war's beinahe ein Schrecken, als ich es hörte. Ich schäme mich, wenn ich mir denke, daß mein Vater an einem Tische mit ihm sitzt, und ich möchte ihn am liebsten bitten, nicht hinzugehen. Aber das ist ja thöricht, und wie soll ich's ihm denn auch sagen?

* * *

Ist es möglich? Das kann er von mir wollen? Mein Gott, nein, nein! So war ich doch nicht, daß er so was von mir glauben kann! Heimlich, hinter dem Rücken meines Vaters soll ich zu ihm laufen! Und eine Dame wie die Baronin Kettelhof giebt sich dazu her! Bei ihr will er mich erwarten. Was muß nur der Offizier von mir denken, der mir den Brief gebracht hat?

Mein Gott, ich bin doch kein ehrloses Geschöpf, daß man mir nur zu befehlen braucht: komm dort und dort hin, und ich gehe gleich. Weiß er denn nicht, wie bitter unrecht und weh er mir mit diesen Zeilen gethan hat? Ach, er ahnt ja nicht, wie namenlos ich ihn liebe! . . .

* * *

Jetzt ist es drei Uhr. Er wird jetzt schon bei der Baronin sein und auf mich warten. Und wenn ich nicht komme, wird er denken, daß ich ihn nicht liebe. Nein, nur das soll er nicht glauben, nur das nicht, das wäre mir gar zu hart.

Sieh, ich kann dir ja nicht böse sein, du Lieber! Du hast mir so weh gethan mit deinem Briefe, aber nicht wahr, du hast mich ja nicht wirklich kränken wollen? Ein anderer hätte gefleht und gebettelt, du aber kannst nicht anders als befehlen. Es ist so in deiner Natur, darum bist du auch so groß geworden. Ich war kindisch und thöricht, daß ich dich anders haben wollte; aber ich will dich ja auch gar nicht anders haben. Befiehl nur, gebiete nur! Es thut mir wohl,

*) Wie sich aus dem Inhalt dieser Tagebuchstelle ergiebt, ist sie nicht in einem Zuge, sondern in Absätzen, immer unmittelbar nach den besprochenen Ereignissen, geschrieben. Das Manuskript läuft aber ohne Unterbrechung fort; die Schreiberin hat eben in ihrer begreiflichen Erregung versäumt, die einzelnen Abschnitte zu bezeichnen. Der Deutlichkeit wegen füge ich die nötigen Trennungen ein.

wenn du mich so rauh anfaßt, deine trotzigen Worte sagen mir doch, daß du mich liebst. Nein — lieben wohl nicht. Was bin ich dir denn? Was sollst du nur an mir lieb haben? Ach Gott, und doch! Warum hättest du gestern so zu mir gesprochen? Und warum hättest du mir den Brief geschrieben? — — — — — — — —

Er wird noch dort sein. Wird es ihn kränken, daß ich nicht komme? Wenn ich nun doch hinginge? Ich könnt' ihn noch einmal, einmal noch sehen. Es ist ja ohnedies das letzte Mal. Heute ziehen die Truppen fort; und morgen wird er wohl auch fortgehen. Dann seh' ich ihn nie, nie wieder im Leben. Den Gedanken ertrag' ich nicht.

... Nein, nein, ich kann's doch nicht über mich bringen. Wenn ich mir denke, daß jetzt die Baronin am Fenster steht und nach mir ausspäht, ob ich noch nicht komme, und jetzt bieg' ich um die Ecke, und jetzt — — Nein, nein, ich mag's gar nicht denken, es ekelt mich so, und ich müßte ihn darum hassen. Das wäre dann zwischen uns.

Siehst du, ich kann's ja nicht thun. Du mußt keinen Groll gegen mich haben, aber ich darf's nicht thun. Wirklich nicht. Ach Gott, du weißt ja nicht, was es mich kostet ...

* * *

Mir ist entsetzlich bang. Der Oberst Boyer hat wieder Andeutungen gemacht, die ich nicht verstehe. Er hat mich gefragt, ob ich die Nacht nicht lieber bei Verwandten zubringen wolle; der Vater werde vermutlich sehr spät nach Hause kommen, denn das Bankett werde sicher bis zum Morgen dauern. Ich sagte, das sei doch kein Grund, mich zu fürchten, er aber meinte, besser sei es dennoch, wenn ich seinem Rate folgen wollte. Nach einer Weile fügte er hinzu, es werde ihn heute nacht ein Offizier besuchen. Es schien mir fast, als ob er auch das absichtlich sagte, um mich zu warnen, aber ich kann mir nicht vorstellen, was der Besuch mich angehen soll.

Mein Gott, ich bin ganz verwirrt. Ich weiß, daß es kindisch ist, mich zu fürchten. Was soll mir denn auch geschehen? Aber ich kann mir nicht helfen. Vorgestern hätt' ich den Obersten ausgelacht, und heute sitz' ich ganz verschüchtert in meinem Zimmer da und wage kaum zu atmen.

Es ist zehn Uhr vorüber, und das ganze Haus schläft schon. Ich hätte gerne der Muhme gesagt, was der Oberst mit mir gesprochen, und daß mir angst ist. Aber ich habe kein Wort über die Lippen gebracht.

Jetzt wird es schon hoch hergehen beim Bankett. So viel Glanz und festlicher Lärm! Ob er dabei auch einmal meiner gedenkt? Es ist so wenig, an jemanden denken, aber ich wäre schon glücklich, wenn ich's nur wüßte. Mehr darf ich ja nicht —*)

3. April.

Du bist fort, die Leute sagen's alle. Es ist aber nicht wahr. Du bist immer noch bei mir. Hier über diese Schwelle bist du getreten — wie hast du mich erschreckt, du lieber, böser Mann! Und auf diesen Stuhl hast du mich niedergezwungen und hast mich in die Arme gepreßt und mich betäubt mit deinen durstigen Küssen. Hier bin ich auf deinem Schoß gesessen, zitternd an deiner Brust, und habe mich selbst verloren in dir. Auf diesen Kissen hast du geruht, und ich habe gebebt und geweint, ich habe geschluchzt und gejubelt in deinen Umarmungen. Was hast du aus mir gemacht?

In der Nacht bist du gekommen, niemand hat dich gerufen, als deine und meine Sehnsucht. Kein Mensch weiß darum, und kein Mensch soll es wissen. Sie würden unser Geheimnis entweihen.

Du bist wie ein Räuber gekommen, und ich habe vor dir geschaudert. Aber du hast mich zur seligsten der Frauen gemacht. Ich habe dir harte Worte gegeben, ich habe gefleht und gebettelt, aber du hast meine Bitten mit deinen Küssen erstickt. Ich hätte vergehen mögen vor Scham und Zorn, aber von deinen Küssen rann verzehrende Wonne durch meinen Leib. Du hast mich getötet in deinen Umarmungen und hast mich mit neuen Liebkosungen zu neuem Leben erweckt.

---

*) Hier bricht das Manuskript mit einem jähen Strich mitten im Satze ab. Das folgende läßt vermuten, daß Buonaparte eben in diesem Augenblick plötzlich in das Zimmer trat; denn er scheint jener Offizier gewesen zu sein, dessen Besuch der Oberst Boyer angekündigt hatte. Nur so, denke ich, kann man sich die folgende Tagebuchstelle zurechtlegen.

Du bist fort von mir, aber ich weiß, daß ich dein war, eine selige Nacht ganz dein. Das süße Geheimnis ist heilig zwischen uns, und niemand soll daran tasten. Hier aber lebt's und webt's um mich in meinem stillen Zimmer, unsichtbar und unfaßbar für andere. Ich will mich darin einspinnen für mein Leben und selig träumen.

Siehst du, da stehen Veilchen auf meinem Tische. Verstehst du ihren Duft? Das ist wie Sehnsucht nach Glück, das Verlangen nach allen Süßigkeiten der Liebe. O komm, komm doch wieder zu mir! Ich will deine Lippen küssen, ich will die Veilchen um deine Stirn winden, und wir werden wieder glücklich sein. Willst du nicht?

Du bist fort, aber wo immer du bist, das weißt du: dein bin ich gewesen, ich bin dein und werd' es bleiben.

Drüben schlägt jetzt die Nachtigall. So früh schon im Jahr? Was hat's denn gegeben? Wie süß sie schluchzt! Die Leute sagen, sie klagt. Aber das wissen sie nicht. Ich verstehe dich besser, du liebe Nachtigall. Dein Lied ist nicht Klage, du schluchzest vor heimlichem Glück, vor Wonne, die niemand wissen darf. Nicht wahr, das verstehen sie nicht, daß man vor lauter Seligkeit weinen kann?

(Schluß folgt.)

# Liebes-Rebellen.

## Roman

von

**Roy Tellet.**

[10] Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Lise Landau.



In der Kentish Town-Road sind die Geschäfte ziemlich spät offen. Carolath hatte bald gefunden, was er brauchte; er ging in den Laden, kaufte einen Kragen und band ihn sofort um. Nur einen hatte er gekauft; er mußte mit seiner schmalen Barschaft haushalten.

Sie verließen den Laden und setzten ihren Weg fort, das eben überstandene Abenteuer noch einmal erörternd. Plötzlich empfand Carolath das Verlangen, ohne daß er recht den Grund dafür wußte, sich umzuschauen. Die Straße schien eben fast menschenleer, nur in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritt erkannte er zu seiner nicht geringen Bestürzung die Gestalt des Inspektors Kensick. Sofort ward ihm klar, daß man ihm nachspürte. Der Inspektor hatte wohl einsehen müssen, daß Carolath nicht der Mörder aus Essex war, aber er war keineswegs überzeugt, daß der junge Mann nicht doch ein Verbrecher irgend welcher Art sein mochte. Nicht umsonst war er schon dreißig Jahre im Amt; er hatte Gelegenheit genug gehabt, die Menschen zu studieren, und seine Erfahrung täuschte ihn selten.

Die Entdeckung war für Carolath sehr unangenehm. Ja, wenn er sich nicht schuldig gefühlt hätte, so würde ihn die Verfolgung nicht weiter gestört haben; aber jetzt mußte er sich sagen, daß, wo immer er auch Zuflucht fände, die Polizei sich den Ort merken und ihn dort festnehmen würde, sobald Dr. Vipan die Anzeige gegen Carolath erstattete. Noch waren sie also nicht gerettet.

„Wir werden verfolgt," flüsterte Carolath dem jungen Mädchen zu. „Was fangen wir nur an?"

„Wir wollen laufen," sagte Errima eifrig. „Oh, ich kann ganz tüchtig laufen."

Carolath lächelte traurig und schüttelte den

Kopf. Mit dem Davonrennen war nichts gewonnen, denn das wäre nur als ein neues Zeichen ihres Schuldbewußtseins erschienen.

„Am besten ist's, wir thun, als hätten wir ihn garnicht bemerkt," riet Carolath. „Vielleicht wird er es müde, uns zu folgen."

Er sagte das in jener Verzweiflung, die für den Augenblick oft die Maske der Hoffnung annimmt. Aber damit konnte er nur Errima, nicht sich selber täuschen.

Schweigend setzten sie ihren Weg fort, während Carolaths trübe Gedanken sich mit Errimas Zukunft beschäftigten. Was sollte nur aus ihr werden, wenn er erst wieder der Polizei in die Hände fiel, die ihn dann sicher nie mehr frei lassen würde?

Endlich erreichten sie die Tottenham Court-Road; der Detectiv folgte ihnen immer noch, aber in größerer Entfernung. Und nun geschah etwas ganz Unerwartetes, was Carolath in die allergrößte Aufregung versetzte. Sie waren gerade aus einer kleineren Seitenstraße um die Ecke gebogen, als sie sich, von einer der Ecklaternen hell beleuchtet, plötzlich dem Manne gegenüber fanden, dem Carolath von allen Menschen, den Dr. Vipan ausgenommen, am wenigsten zu begegnen wünschte, dem Manne, dem er vor Scham nicht ins Angesicht zu sehen vermochte, der sein bester Freund gewesen und dem er Geld geraubt, um es dem falschen Geschöpf zu Füßen zu werfen, das ihm sein Leben ruiniert hatte.

Die Begegnung kam Carolath so unerwartet, so unwahrscheinlich, daß er wie gelähmt war vor Schreck. Jetzt wäre er sicherlich davongelaufen, hätte er nicht Errima bei sich gehabt; jeder körperlichen Gefahr konnte er wohl trotzen, aber er vermochte es nicht, dem lebenden Zeugen seiner Schande freiwillig ins Antlitz zu schauen. Da er jedoch Errima nicht verlassen durfte, blieb er stehen, wagte aber nicht, die Augen zu erheben.

Einen Augenblick — für Carolath schien es eine Ewigkeit — herrschte Schweigen, denn der Ankömmling war offenbar ebenso verblüfft durch das unerwartete Zusammentreffen wie Carolath selber. Dann jedoch stürzte er auf ihn zu und griff, ehe Carolath es hindern konnte, herzlich nach dessen Hand.

„So bist du also wieder da, alter Junge!" rief er freudig, „wo in aller Welt hast du denn die ganze Zeit über gesteckt? Du weißt wohl garnicht, was du uns für Sorgen gemacht hast?"

Carolath erwiderte den freundschaftlichen Händedruck nicht; er war totenbleich; nur mit äußerster Anstrengung vermochte er es, die Augen zu dem ehemaligen Freunde zu erheben.

„Du magst mir wohl vergeben, Lechmere," sagte er, „und ich danke dir dafür von Herzen — aber ich selbst kann mir nicht vergeben."

„Dir vergeben! Welcher Unsinn, Carolath!" sagte Lechmere. „Denkst du an das Geld? Da habe ich gar nichts zu vergeben. Komm', wir wollen ein bißchen weiter gehen; die Leute gucken uns schon an — ich erkläre dir gleich alles."

Schon hatte er Carolaths Arm ergriffen, und so gingen die drei langsam die Straße hinab. Als der Detektiv, der ihnen noch immer folgte, das sah, schüttelte er den Kopf, er war überzeugt, daß die drei da irgend einen neuen Plan zusammen ausheckten.

„Aber willst du mir nicht erst sagen, wer die junge Dame hier ist?" fragte Lechmere. „Dir ist's am Ende nicht gerade angenehm, wenn wir die ganze Angelegenheit vor ihr erörtern."

„Sie ist meine künftige Frau," entgegnete Carolath, der immer noch hoffte, daß sein heißester Wunsch sich erfüllen könnte, „und ich habe keine Geheimnisse vor ihr."

Lechmere, übrigens eine schlanke, elegante Erscheinung mit eigenartig vornehmen Zügen, blickte jetzt Carolaths Begleiterin mit lebhafterem Interesse an; ihre Schönheit machte offenbar Eindruck auf ihn. Ehrerbietig lüftete er seinen Hut.

„Ja, mein lieber Junge," fuhr er dann fort, „du hast uns allen doch nicht etwa wegen dieser dummen Geldangelegenheit den Rücken gekehrt?"

„Freilich, das war doch wohl Grund genug."

„Für jemanden, der es aufrichtig meint mit der Freundschaft, durchaus nicht; du wolltest damals doch Geld von mir geborgt haben?"

„Ja, und du weigertest dich, meinem Verlangen nachzukommen."

„Doch nicht ganz. Ich sagte dir, daß ich das Geld augenblicklich selbst nicht hätte."

„Ja, das war aber doch nur eine höfliche Form deiner Weigerung."

„Bei manchen Leuten mag das so sein; aber mich hättest du doch besser kennen sollen. Ich meinte buchstäblich, was ich sagte, und am selben Tage noch schrieb ich nachhause, mir den Betrag, den du wünschtest, zu erbitten."

„Du hast mir aber gar nicht gesagt, daß du darum schreiben wolltest."

„Nein; denn es wäre ja möglich gewesen, daß man mir das Geld nicht schicken wollte, und dann hättest du dir vergeblich Hoffnungen gemacht. Nun, der Check kam, und ich hatte ihn gerad' in bares Geld umgewechselt, als du mich aufsuchtest. Das Geld, was du auf dem Tische liegen sahest, war mithin dein Geld."

„Aber das hattest du mir doch nicht gesagt."

„Freilich nicht, denn du erinnerst dich wohl, daß wir gleich nach deinem Eintritt gestört wurden, und ich hätte dir gern vorher noch einen guten Rat geben wollen. Ich konnte mir wohl denken, zu welchem Zwecke du das Geld brauchtest. Es war für eine, die dich ausbeutete und dabei die ganze Zeit über betrog. Noch einmal wollte ich versuchen, dich zu überreden, daß du dich losreißen solltest von jenem Vampyr — obschon das durchaus nicht die Bedingung war, unter der du das Geld erhalten solltest — denn, wie gesagt, es war schon dein — aber um deines eigenen Glückes willen wollte ich dir raten. Als ich zurückkam, warst du fort, und ich bedauerte nur, daß ich die Gelegenheit, dich zu warnen, hatte vorübergehen lassen müssen; daß du das Geld, das ich für dich hatte kommen lassen, mit dir nahmst, schien mir das natürlichste von der Welt. Erinnerst du dich noch des Betrages, den du von mir entleihen wolltest?"

„Gewiß; ich wollte dreißig Pfund."

„Hattest du die Summe auf dem Tische gezählt?"

„Nein, ich stopfte alles gedankenlos in meine Tasche."

„Hättest du das Geld gezählt, so würdest du gefunden haben, daß es genau dreißig Pfund waren."

„Das mag ja alles wahr sein," — meinte Carolath.

„Es ist wahr," unterbrach ihn der Freund.

„Aber," fuhr Carolath fort, „ich wußte trotzdem nicht, daß die Summe für mich bestimmt war."

„Das ist ein Vorwurf für mich. Gilt denn die Freundschaft nichts? Sind denn zwei Menschen, die, wie wir beide bisher, gleich Brüdern miteinander gelebt hatten, an dieselben steifen Formen der Konvenienz gebunden wie zwei Fremde? Ich bitte dich: wenn du das Geld gehabt hättest, wäre deine Börse nicht immer offen für mich gewesen? Sicherlich würde ich manchmal in deiner Abwesenheit daraus genommen haben, was ich brauchte; du hast bei mir nur dasselbe gethan, und ich bin dir dankbar dafür. Weshalb machst du dir Vorwürfe, als hättest du ein Unrecht begangen, wo du mir doch nur deine Freundschaft bewiesen hast?"

„Du bist großmütig," sagte Carolath.

„Durchaus nicht; du bist nur ein grübelnder Sophist."

Carolath war zwar nicht ganz überzeugt, aber er fühlte sich gewaltig erleichtert. Mit seiner idealen Meinung von der Freundschaft stimmte es überein, daß, was dem einen gehörte, auch Eigentum des anderen war. Wenn auch Lechmere dieser Anschauung huldigte, so hatte Carolath damals, als er das Geld nahm, keinen Diebstahl begangen. In diesem Falle konnte das Gesetz, das nur für den Verkehr von einander fremden Menschen gemacht war, keine Geltung haben.

Lechmere ließ dem Freunde nicht viel Zeit zum Grübeln.

„Und wenn man nun bedenkt, daß du dich aus keinem anderen Grunde monatelang vor deinen Freunden verborgen gehalten hast! Dein Glück scheinst du inzwischen auch nicht gemacht zu haben — wenn man nach deinem Äußeren urteilen darf. Weißt du, lieber Junge, du siehst in der That so schäbig aus, daß ich dir wirklich dankbar sein muß, denn du giebst mir Gelegenheit, eine der schönsten christlichen Tugenden zu üben: Demut; nur indem ich mich neben dir sehen lasse."

„Wie kannst du nur so scherzen?" fragte

Carolath trübe. „Du mußt doch wissen, welches Verbrechen mein Gewissen drückt.“

Sofort schaute Lechmere ganz ernst drein.

„Was soll das denn heißen, Carolath?“ sagte er. „Ein Verbrechen? Sage mir, was es ist; und wäre es selbst Mord, meine Freundschaft wird diese Probe aushalten.“

„Es ist Mord,“ sagte Carolath.

Lechmere wandte sich halb, um dem Freunde ins Antlitz zu sehen. Carolath schien sehr bleich; die Stirn hatte er finster gefaltet, seine Augen blickten düster. Lechmere wurde unsicher.

„Ist denn das möglich?“ rief er erschreckt aus. „Du magst wohl heftig und impulsiv sein, aber so weit kannst du dich nicht vergessen haben!“

„Aber du mußt das alles ja längst wissen,“ meinte Carolath.

„Nichts weiß ich davon, eben so wenig wie ich ahnen kann, wo du die ganze Zeit über gesteckt hast.“

„Willst du etwa sagen, du hättest nicht gewußt, daß ich es war, der Cora Hamilton ermordet?“

Jetzt zog Lechmere seinen Arm aus dem des Freundes und blieb mitten auf der Straße stehen, indem er sich vor Lachen ausschütten wollte.

„Oh, du hochedler Jüngling, bist du denn ganz und gar verrückt geworden?“ rief er aus. „Cora Hamilton ist so gesund wie du und ich.“

„Aber ich habe sie doch tot zu meinen Füßen liegen sehen,“ entgegnete Carolath ganz verwirrt durch die Worte und das Gebahren des Freundes.

„Dann ist sie eben wieder lebendig geworden,“ sagte Lechmere lustig. „Da, schau doch nur her!“

Sie befanden sich zufällig vor einem großen Plakat, auf das Lechmere jetzt hinwies; da stand in großen, bunten Lettern die Ankündigung, daß am nächsten Montag Cora Hamilton mit verschiedenen anderen Künstlern in einem bekannten Theater auftreten würde.

„Na, bist du jetzt überzeugt?“ fragte Lechmere.

Carolath stand wie im Traum; die Buchstaben verschwammen vor seinen Augen. Der Umschwung seiner Gefühle war so gewaltig, daß er Mühe hatte, sich aufrecht zu halten. Endlich sagte er, wie aus einem schweren Traum erwachend:

„Das muß richtig sein; es kann doch nicht zwei Cora Hamiltons geben!“

„Nein, natürlich nicht,“ meinte Lechmere, „eine ist schon mehr als genug.“

„Ich kann das alles nicht fassen,“ sagte Carolath immer noch ganz befangen.

Errima strahlte. „Siehst du, ich wußt' es ja, daß du so etwas nicht begehen konntest,“ flüsterte sie ihm zu.

„Zerbrich dir doch nicht weiter den Kopf darüber,“ sagte Lechmere. „Laß es dir an der Thatsache genügen. Ich kann es ebenso wenig fassen, wie du dir je einbilden konntest, du habest Cora Hamilton getötet. Aber ich nehme an, du wirst wohl deine Gründe dafür gehabt haben.“

„Du sollst das alles erfahren,“ entgegnete Carolath, „nur nicht jetzt gleich. Ich kann meine Gedanken noch nicht recht beisammen halten.“

„Wohin willst du eigentlich?“ fragte Lechmere.

Carolath erzählte, wie sie ohne ein bestimmtes Ziel umhergewandert wären.

„Das beste ist, wir nehmen einen Wagen,“ rief Lechmere, in dem wir in aller Ruhe Kriegsrat halten können.“

Schon hatte er einen geschlossenen Wagen herbeigewinkt, und die drei stiegen hinein.

„Los, Kutscher!“ rief Lechmere.

„Wohin denn, Herr?“ fragte der Mann.

„Das werde ich Ihnen nachher schon sagen!“

Der Kutscher legte die Hand an den Hut und machte ein ganz bestürztes Gesicht. Man ließ ihn hinfahren, wohin er wollte — das schien ihm doch gar zu wunderlich.

---

## XXIII.

„So ist Cora Hamilton also wirklich am Leben,“ sagte Carolath, dem dieser Gedanke immer noch unfaßbar schien. „Aber sie ist doch sicherlich schwer verwundet worden?“

„Nicht daß ich wüßte,“ meinte Lechmere.

Da warf Carolath sich in die Wagenecke zurück und lachte. Jetzt kam für ihn die Reaktion nach der furchtbaren Aufregung des ganzen Tages. So war er also kein Mörder! Und der Mann, der ihnen bisher gefolgt und der ihm die verkörperte Nemesis schien, war nichts für ihn als ein ganz gewöhnlicher Mitbürger. Carolath hatte,

als er in den Wagen stieg, sich umgeschaut und bemerkt, wie der Detektiv auch einen Wagen herbeirief, offenbar in der Absicht, den vermeintlichen Verbrechern nachzufahren. Aber diese beharrliche Verfolgung hatte nichts Beängstigendes mehr für ihn, sie erschien ihm nur noch komisch.

Inzwischen fuhr der Wagen mit seinen drei Insassen aufs Geratewohl durch die Straßen; noch hatte man kein Ziel bestimmt. Die erste, dringendste Frage war: Was sollte mit Errima geschehen? Carolath lachte und scherzte zwar jetzt mit ihr, und Lechmere mußte ihn unterbrechen:

„Während du Unsinn schwatzest, treiben wir auf dem Ozean des Großstadtgewühls. Wir müssen einen Entschluß fassen. Ich will dir sagen, was das beste sein wird: Du kennst meine gute, alte Tante, Carolath; für ihren verzogenen Neffen thut sie alles. Und wenn die junge Dame hier zu ihr gehen wollte, so wird sie sicherlich eine gute Aufnahme finden."

Carolath schaute Errima an. „Ich danke Ihnen sehr," sagte Errima zu Lechmere, aber man merkte ihr an, daß sie keine große Lust verspürte, sich einer Fremden aufzudrängen. Doch schien es vorläufig das Vernünftigste, dachte Carolath für sich — und so nahm er in seinem eigenen und Errimas Namen die Einladung an. Er fühlte sich zwar nicht ganz behaglich dabei; wie würde die alte Dame diese Zumutung an ihre Gastfreundlichkeit aufnehmen?

Als sie dem Kutscher die Adresse gaben, fühlte er sich anscheinend sehr erleichtert, nun hatte er doch wieder einen Zweck im Leben; er zog auch sogleich sein Pferd ins Vertrauen, indem er mit freundlicher Lebhaftigkeit auf das arme Tier losschlug. Nicht umsonst führt der Kutscher die Peitsche mit sich, besonders wenn er bei guter Laune ist. Hoffentlich verstehen die Pferde soviel vom Leben, daß sie die menschliche Freude begreifen, die ihnen allerdings nur vermittelst der Peitschenschnur zum Bewußtsein gebracht wird.

Am Ziele angelangt, sprang Lechmere zuerst aus dem Wagen und ließ die beiden noch warten, während er mit seiner Tante sprechen wollte. Miß Spenlove war, äußerlich wenigstens, die rechte, alte Jungfer mit einem verschrumpften, aber doch sympathischen Gesicht. Ihr Herz aber war jung und sanft geblieben, wie es vor vierzig Jahren gewesen. Sie schwärmte für Romane und betete ihren Neffen an. Sein plötzlicher Vorschlag jedoch schien ihr unbegreiflich.

„Wenn die junge Dame sich mit deinem Freunde verheiraten will," sagte das Fräulein, „weshalb bleibt sie dann nicht bis zu ihrer Hochzeit bei ihren Freunden?"

„Weil sie gar keine Freunde hat," entgegnete Lechmere keck aufs Geratewohl.

„Das arme Kind!" rief Miß Spenlove, schon nachgebend.

Nun sagte Lechmere, indem er seinen Mund ihrem Ohre näherte, mit bedeutsamem Flüstern:

„Ich will dir alles verraten, Tante, sie sind beide davongelaufen!"

„Ah, wahrhaftig?" rief Miß Spenlove entzückt. „Ist das romantisch! Aber sag', Charlie, kann ich nicht ins Gefängnis kommen, wenn ich mich ihrer annehme?"

„Ich glaube kaum," entgegnete Lechmere, und nach einer kleinen Pause beruhigend: „Nein, ganz gewiß nicht."

Man muß es der alten Dame hoch anrechnen, daß sie Errima aufnahm, obwohl sie über diesen Punkt doch nicht ganz beruhigt war. Aber ehe sie heute nacht zu Bett ging, gab sie ihrem Bewußtsein für den Ernst der Sache Ausdruck, indem sie einen neuen Willen aufsetzte. Das war nämlich eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen, wie man das übrigens ziemlich häufig bei alten Jungfern zu finden pflegt. Es machte ihr auch nicht sonderlich viel Mühe, da der Grundzug des Testamentes stets der gleiche blieb, nämlich die Bestimmung, daß alles, was sie besaß, ihrem lieben Neffen Charlie Lechmere (selbst in diesem ernsthaften Schriftstück konnte sie es nicht über sich gewinnen, ihn 'Charles' zu nennen) zufallen sollte. Nur in der Wahl ihrer letzten Ruhestätte traf sie kleine Änderungen. Manchmal bestimmte sie den 'Highgate'-Kirchhof dazu, weil er ländlicher und freier lag, und dann wieder 'Kensal Green', weil das ihrer Wohnung näher war. Zum Schluß kam immer dasselbe Postskriptum, ohne das die Frauen einmal nicht schreiben können, in Form eines Kodizills: „Und

unter keinen Umständen will ich mich verbrennen lassen. Ich verbiete das aufs entschiedenste, denn ich glaube an eine körperliche Auferstehung, und außerdem finde ich es durchaus unschön."

Sie hatte kaum eingewilligt, Errima bei sich aufzunehmen, als Lechmere auch schon die Treppen hinabsprang und die beiden zu seiner Tante geleitete, welche die jungen Leute freundlich empfing. Carolath war ihr schon von früher her bekannt, und Errimas jetzt so liebenswürdiges Wesen war ein hinreichender Empfehlungsbrief.

„Ich freue mich, daß Sie bei mir bleiben wollen, liebes Kind," sagte die alte Dame und dann zu Lechmere gewendet: „Hast du auch das Gepäck herein besorgt, Charlie?"

„Du vergißt, was ich dir erzählt habe, liebe Tante," entgegnete Lechmere. „Die junge Dame hatte es sehr eilig, fortzukommen."

„Ah ja, ganz recht," erwiderte Miß Spenlove hastig. „Aber noch hast du mir, glaube ich, nicht einmal ihren Namen genannt."

Lechmere schaute auf Carolath, aber Errima kam ihm schnell zu Hilfe.

„Wollen Sie mich Errima nennen?" fragte sie mit lieblicher Befangenheit.

„Gern, mein liebes Kind," entgegnete Miß Spenlove herzlich, das junge Mädchen mütterlich umarmend.

Man plauderte noch ein Weilchen und verabredete eine bestimmte Stunde, zu welcher Carolath morgen erscheinen sollte, dann verabschiedeten sich die beiden jungen Männer und stiegen wieder in den Wagen, der unten ihrer noch harrte.

(Schluß folgt.)

## Feuilleton.

# Die Hexe.

Von

**D. N. Mamin.**

Autorisierte Übersetzung a. d. Russischen v. M. v. Thilo.



(Schluß.)

### IV.

Gegen Abend setzte sich die ganze Gesellschaft an den Kartentisch, den gewöhnlichen Zeitvertreib der Provinzbewohner. Ein herrlicher Sommerabend senkte sich herab: die Kuhherde schritt müde die Dorfstraße entlang, Schafe blökten, Hunde bellten, Gänse schnatterten dazwischen — kurz, Schatunowo durchlebte jenen aufregenden Augenblick, auf den die nächtliche Todesstille im Dorfe zu folgen pflegt. Im weitgeöffneten Fenster tauchte Wachruschkas Kopf einigemal auf, um wieder zu verschwinden. Ich trat vor das Hofthor, um frische Luft zu atmen: die Abendröte stand über dem See, der in rosiger Glut leuchtete. Vom fernen Ende desselben, wo das Schilf wie eine Mauer unbeweglich stand, wehte es feucht und kühl herüber, und leichte Nebel schwebten wie Rauchwolken in der Luft!

Ich blieb einen Augenblick am Thor stehen und schlenderte dann ziellos die Straße hinab: hie und da wurde Feuer in einer Hütte angezündet, die Weiber gingen dem heimkehrenden Vieh entgegen, die Dorfkinder stoben erschrocken auseinander beim Anblick des städtisch gekleideten Fremden. Ein russisches Dorf macht immer einen sehr melancholischen Eindruck am Abend, man denkt unwillkürlich an die Stadt, wo gerade um diese Zeit volles reges Leben herrscht. Unterwegs gesellte sich Wachruschka zu mir, der sich müßig im Dorfe umhertrieb — da er in seiner eigenen Hütte nichts zu thun hatte.

„Ich war im Gemeindekäfig," erzählte er, eifrig neben mir hertrabend. „Habe mir die Giftmischerin angesehen ... Die reine Pest, Kalbskopf! ... Sitzt da wie der Uhu in der Falle." Und er kicherte über seinen Vergleich, den er

ausgezeichnet fand. „Was werden sie nun eigentlich mit ihr anfangen?“ fuhr er, sich zu mir herabbeugend, in vertraulichem Tone fort. „Kommt die Sache vor das Bezirksgericht?“

„Gewiß.“

„Sie werden sie lossprechen, Kalbskopf,“ rief er mit einer verzweifelten Handbewegung. „Natürlich — die Herren sitzen ja zu Gericht über sie ... Früher hätte man ihr die Haut auf dem Schafott abgezogen, und dann hätte es geheißen: in den Kerker! ... Ja ... aber heutzutage klingt das Lied anders: ‘Anna Parfenowna, sind Sie schuldig?’ — ‘Durchaus nicht, Ihro Hochwohlgeboren, im Gegenteil.’ — ‘Danke bestens’, sagen die Herren. Heißt das richten? Man sollte sie in Riemen schneiden ...“

Hie und da standen Gruppen von Bauern vor den Thoren und an den Zäunen, die leise untereinander redeten, wohl über denselben Gegenstand wie wir beide, aber bei unserem Anblick schwiegen. In der Dämmerung konnte ich ihre ernsten bärtigen Gesichter nur undeutlich unterscheiden. Ein paar nahmen die Mützen ab, da sie mich wahrscheinlich für ein Mitglied der Untersuchungskommission hielten.

„Im Gemeindehaus spielt der Schreiber mit dem Feldscher Schach,“ bemerkte mein Begleiter, als wir vor einer zweistöckigen Isba standen. „Zum Popen mögen sie nicht wohl gehen, da spielen sie denn miteinander. Der Wassili Wassiljewitsch will auch ein Richter sein! Daß sich Gott erbarme — vergangenen Winter, gleich bei dem ersten Schnee, sind wir zusammen auf die Hasenjagd gefahren, haben nebeneinander im Schlitten gesessen und geschwatzt, gerade als wäre ich seinesgleichen, Kalbskopf ... Soll ein Höhergestellter so ungebunden und einfach mit unser einem sein?“

„Und wie hätte er denn nach deiner Meinung sein sollen?“

„Nach meiner Meinung müßte ein solcher Herr unser einem solchen Schrecken einjagen, daß man nicht mehr weiß, ob man auf dem Kopf oder auf den Füßen steht. Natürlich hat die Giftmischerin keine Angst vor ihm — sie unterhielt sich ganz gemütlich mit ihm ...“

Wir traten in das Haus, da ich den Schreiber Antonytsch sprechen wollte. Er war ein richtiger Typus, der Gemeindeschreiber, von jenseit des Ural, mit grauen Haaren, langsamer Rede, etwas umständlich im Umgang, stets in einen schwarzen Tuchrock mit steif gestärktem Vorhemd gekleidet. Der Feldscher Gerassimoff war ein armer, dem Trunk ergebener Mensch, der so nach der Apotheke roch, daß man glauben mußte, er sei jahrelang in einer Kräuterkiste eingeschlossen gewesen. Während Antonytsch seine Unabhängigkeit jedermann gegenüber behauptete, empfand der Feldscher eine angeborene Furcht vor jedem blanken Knopf an einer Uniform und bebte, wenn man ihn nur ansah.

Wir stiegen eine knarrende, altersschwache Treppe hinauf in den zweiten Stock. Im Vorzimmer saß, auf einer Bank friedlich schlummernd, ein alter Wächter, der bei Gericht die Stelle eines Beamten für besondere Aufträge versah. Im Gerichtszimmer brannte eine Unschlittkerze auf dem Tisch und beleuchtete trübe zwei stumm über das Schachbrett gebeugte Häupter.

„Geht es?“ fragte der Feldscher, der augenscheinlich seinen Gegner in die Enge getrieben hatte. „Du kannst dich drehen und wenden wie du willst, so bleibt doch ein Fuß kürzer ...“

„Man pflegt die Gänse im Herbst zu zählen,“ entgegnete Antonytsch, seinen Ärger über die verlorene Partie mühsam zurückhaltend.

„Warte doch nur, bis man dich lobt ... Ach Sie sind es? ... Willkommen, bitte Platz zu nehmen.“ Und den günstigen Augenblick geschickt wahrnehmend, warf Antonytsch die Spielfiguren durcheinander, was den Feldscher in die tiefste Seele hinein kränkte. Dennoch wagte er seinem Grimm nur durch ein leise geflüstertes ‘Heimtückischer Schleicher!’ Luft zu machen.

„Sie sind wohl gekommen, um einen Blick auf unsere Gefangene zu werfen?“ sagte Antonytsch verbindlich zu mir, ohne auf seinen Partner zu achten. Ich erklärte ihm, daß ich beim Popen nächtigen würde, aber nicht abgeneigt sei, allerdings einen Blick auf die Gefangene zu werfen, wenn ich niemand dadurch behelligte.

„Sie ist es wirklich nicht wert, daß man sich ihretwegen bemühe, aber wenn Sie trotzdem —“

versetzte Antonytsch würdevoll, mich mit einer Handbewegung auffordernd, ihm zu folgen.

Der Gemeindeschreiber von Schatunowo redete von der Giftmischerin nicht anders, als in dem verächtlichen Ton, in dem man von unanständigen Dingen spricht. Der Feldscher und Wachruschka flüsterten zusammen und gestikulierten. Antonytsch nahm die Kerze vom Tisch und schritt uns voran zu einer schmalen, steilen Treppe, die in den untern Stock führte, wo dichte Finsternis herrschte. Wir betraten ein ähnliches Vorzimmer wie oben, in dem wir Pimen Saweljitsch in Gesellschaft von einigen Weibern antrafen, die sich furchtsam an die Mauer schmiegten.

„Was thut ihr hier," fragte Antonytsch streng.

„Ich kam zu meiner Tochter, Iwan Antonytsch," erwiderte der Greis leise, seinen weißen Hut zwischen den Händen drehend und wendend. „Das heißt zur Anissja! Ach, wir armen Sünder haben gesündigt, und der Herr hat es zugelassen . . ."

Eine schwüle Pause trat ein. Die Weiber, die sich an die Mauer gedrückt hatten, seufzten tief und schneuzten sich. In der Thür, die mit einem eisernen Riegel verschlossen war, befand sich eine viereckige Öffnung, durch die ich blickte, während Antonytsch mir mit seinem Unschlittende leuchtete, diensteifrig das Licht gegen die Eingeschlossene fallen lassend. Der Kerker bestand aus einer engen, schmutzigen Kammer, deren einziges Fenster mit einem massiven eisernen Gitter verschlossen war. Schmutziges Stroh bedeckte den Fußboden. Die Giftmischerin, eine etwa siebzigjährige, von den Jahren gebeugte alte Frau, saß auf der einzigen Bank, den Kopf auf die Hand gestützt. Aus dem runzligen Greisenantlitz blickten uns ein Paar dunkle, erloschene Augen an, von einem Netzwerk tiefer Fältchen umgeben. Sie schien unseren Besuch keineswegs unangenehm zu empfinden und fuhr fort, mit dem trockenen, zahnlosen Mund Kaubewegungen zu machen. An die Wand gelehnt, stand die zweite Gefangene Anissja, ein noch junges, bleiches und mageres Weib mit herabhängenden Händen. Ihre Augen waren vom Weinen geschwollen, die mageren Schultern zitterten von verhaltenem Schluchzen. Sie war barfuß und machte einen überaus kläglichen, jammervollen Eindruck.

„Fangt ihr da Mäuse, he, ihr Kalbsköpfe?" fragte Wachruschka, seinen Kopf durchs Fenster steckend. „Ihr . . ."

Er warf ihnen ein wüstes Schimpfwort zu, aber Antonytsch stieß ihn zornig zurück mit den Worten:

„Dich geht die Sache überhaupt nichts an! Wir stehen alle unter Gott . . ."

„Also den bunten Kattun soll man der Schwägerin geben, sagtest du, Anissja, nicht wahr?" unterbrach uns Pimen Saweljitsch, ein augenscheinlich angefangenes Gespräch über wirtschaftliche Angelegenheiten fortsetzend.

„Sie mag davon Njutka Hemdchen machen," erwiderte Anissja mit einer Umsicht, die einen seltsamen Gegensatz zu ihrer betrübten, jammervollen Miene bildete. „Und Paschunka. — Pa—a—schun . . ." Die Thränen ließen sie nicht ausreden.

„Hat man je so etwas gesehen: sie ist auf dem Wege ins Zuchthaus und denkt an bunten Kattun," knurrte Iwan Antonytsch, mit einem Versuch, den Alten von der Thür fortzudrücken.

„Was soll sie denn anfangen, Iwan Antonytsch," entschuldigte sich der arme Alte demütig, „die Kinderchen sind ja noch jung und werden jetzt noch schlimmer daran sein als Waisen. Sie müssen doch auch besorgt werden. — Also Paschunka soll einen Pelz bekommen aus den neuen Schaffellen?" wandte er sich zur Öffnung.

„Ja, und was abfällt, soll zum Flicken aufgehoben werden für später," antwortete Anissja, in einer neuen Anwandlung von Energie. „Das Kalb bekommt der Bruder Ilja, und die junge bunte Kuh die Schwiegermutter. Später, wenn die Kinder verteilt worden sind . . ."

Die Frauen an der Wand flüsterten miteinander. Der Polizeisoldat schrie sie an, still zu sein. Die Hexe saß immer noch unbeweglich an ihrem Platz und schaute starr in eine Ecke.

„Mütterchen, mein liebes Mütterlein," jammerte Malanja von der Wand her, sie wagte es nicht, näher zu treten. Antonytsch schnitt eine Grimasse und machte eine ungeduldige Bewegung: als gebildeter Herr haßte er das dumme Weibergeheul.

„Schweigt sie immerfort?“ fragte ich, auf die Giftmischerin deutend.

„Wie eine Tote,“ erwiderte der Feldscher, der bis dahin ebenfalls geschwiegen hatte.

„Es ist ein halsstarriges Weib.“

Die schweigsame, gleichsam erstarrte Gestalt brachte auf alle einen eigentümlichen Eindruck hervor; es war uns, als ob hinter der siebzigjährigen Greisin eine dunkle, geheimnisvolle Gewalt stände, die sie allein kannte und die ihr Kraft und Mut einflößte.

Keiner unter uns hätte sich den Einfluß, den sie auf uns ausübte, den wir dunkel und fast unbewußt empfanden, erklären können, und den weder Wachruschkas Grobheiten noch die Galanterie des Schreibers zu verwischen vermochten. Sogar Pimen Saweljitsch, der einfache Bauer, war bemüht, den Gesprächen über die Giftmischerin möglichst aus dem Wege zu gehen, mit den Worten:

„Der Herr sei mit ihr, das ist nicht unsere Sache u. s. w.“

„Die Sachen, die in der Truhe sind, soll die Tante Feklista aufheben,“ fuhr Anissja in ihren wirtschaftlichen Anordnungen fort. „Mein Totenhemd mag fürs erste drin bleiben ... später könnt ihr mir's schicken, wohin ich bestimmen werde. Die neuen Schuhe können warten, bis Njutka alt genug sein wird, sie anzuziehen ...“

Wir verließen das Gefängnis und kehrten durch einen anderen Gang auf die Treppe zurück. Das Dorf schlief schon, nur dann und wann wurde die nächtliche Stille durch das verschlafene dumpfe Gebell eines Hundes unterbrochen.

„Sie gehen zum Popen?“ fragte mich Antonytsch.

„Ja ... Sie haben das Haus voll Gäste, und er hat Platz für mich.“

„Ein Plätzchen für Sie hätte sich auch noch gefunden ... wenn die Gäste überhaupt kommen, wird es gegen Morgen sein — Herr, erbarme dich!“ gähnte Antonytsch.

Wachruschka und ich gingen fort.

„Du hast am Schluß gepudelt, Antonytsch,“ hörte ich den Feldscher aus der Ferne im Finstern seinen Partner schelten.

„Ich war bis zur Königin gekommen —“

„Laß mich in Frieden,“ gähnte Antonytsch.

Im Ural, wo es solche Dörfer giebt, wie Schatunowo, sind Gerichtsschreiber, die einige Tausende besitzen, keine Seltenheit. Es sind solide, einflußreiche Leute, die wie Antonytsch neben ihrem Beruf noch Ackerbau und Handel treiben und sich ein hübsches Sümmchen auf die Seite gelegt haben, und deren Streben dahin geht, Mitglieder der Verwaltung und Deputierte des Semstwo zu werden, um sobald als möglich dem Dorfleben Lebewohl zu sagen.

Der Pope Ilja gehörte auch zu den wohlhabenden Priestern aus den Provinzen jenseits des Ural: seine Ländereien erstreckten sich über hundert Dessjatinen, er hatte zwanzig Pferde, ebensoviele Kühe, kurz ein großes Gut. Aber nach dem Tode seiner Frau hatte er angefangen, seine Wirtschaft zu vernachlässigen und sich dem Trunk zu ergeben; allmählich war seine sämtliche Habe in Antonytschs Hände übergegangen, während Vater Ilja, finster wie ein gehetztes Tier, in seinem Hause ruhelos aus einem Winkel in den andern wanderte.

Niemand wunderte sich darüber, schien doch Antonytsch nur deswegen zu existieren, um den Besitz des Priesters an sich zu ziehen.

---

## V.

Im Pfarrhause saßen die Herren noch am Spieltisch, spielten, tranken und stritten, so daß man sie weit auf der Straße hören konnte. Der Tisch war mit Schüsseln, halbgeleerten und vollen Flaschen bedeckt.

„Der Pfaffe ist noch nüchtern!“ murmelte Wachruschka, erstaunt durch die offene Thür einen Blick auf die Spielenden werfend.

Ich setzte mich einen Augenblick neben sie und begab mich dann in den Schuppen, wo Wachruschka uns ein Lager im Heu bereitet hatte. Wir legten uns nieder, aber mein Gefährte, der sich am Tage ausgeschlafen hatte, warf sich unruhig hin und her und konnte lange keine Ruhe finden.

Mir wollte die Hexe nicht aus dem Sinn: welcher geheimnisvollen Macht gehorchte diese seltsame Alte, die einen ganzen Bezirk vergiftet

hatte? Woher schöpfte sie ihre teuflische Ruhe!... Die stille Sommernacht gab mir keine Antwort... Der Morgen dämmerte bereits, helle Streifen fielen durch die Ritzen im Dach über uns... irgendwo krähte der erste Hahn hell und lustig, zehn andere antworteten ihm — die letzten Hahnenschreie schienen aus den Tiefen der Erde zu bringen, sie tönten so dumpf — es waren die Hähne vom entfernten Ende des Dorfes. Die Hunde hörten auf zu bellen, die eben erwachten Schafe trappelten auf der Straße, eine Kuh brüllte in der Nähe. Die friedliche, ländliche Umgebung erwachte zu ihrem neuen Tagewerk, das einen seltsamen Gegensatz bildete zu der unheimlichen finstern That, die vor wenigen Tagen begangen worden war. Wie mochte die Hexe wohl die Nacht zugebracht haben? Standen die Schatten ihrer Opfer bei Nacht um ihr Lager?... Warum hatte sie immer nur Männer vergiftet, hinter denen jetzt die verwaisten Familien standen — Kinder, die zu heimatlosen Bettlern geworden waren — und alles das für dreißig Kopeken und zehn Eier. Es existiert gar kein logischer Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung hier.

Ich dachte an die Vergifteten: ‘Paschka Kopaluchin, jener andere Paschka, der Schwager von Spirka mit dem Schielauge, der alte Jefim, und zuletzt der Schmied Fomka und Malanjas Mann, die ihr Schicksal ruhig erwarteten und gleichgiltig sagen konnten: ‘unsere Schwiegermutter wird uns wohl noch vergiften’... Und das alles wird so ruhig gesagt, wie wenn es die allergewöhnlichste Sache von der Welt wäre. Und dabei ist Schatunowo ein ackerbautreibendes Dorf, fern von allen verderblichen und schädlichen Einflüssen, wie z. B. die Nähe einer Stadt, große Jahrmärkte, oder die Lage an einer Hauptstraße sie mit sich bringen. Die echte, wahre Landbevölkerung zeichnet sich durch ihre friedlichen Instinkte aus — plötzlich erscheint in ihrer Mitte ein altes Weib, das sich das Vergiften ihrer Mitbewohner gleichsam zum Gewerbe erkoren hat. Sie lebt ihr ganzes Leben in Schatunowo, alle kennen sie und wissen, daß sie sich mit Giften abgiebt — sie zeigen mit Fingern auf sie und beschuldigen sie öffentlich dieser Thaten, trotzdem bleibt sie bis zum siebenzigsten Jahr im Dorfe. Es war etwas so Eigentümliches um die ganze Sache, etwas, das sich durchaus nicht mit den friedlichen Dorfgewohnheiten vertragen konnte.

Durch die stille Sommernacht hörte ich die Stimmen der Spielenden herüberschallen, bald einzeln, und dann wieder im Chor — zu Zeiten ward der Lärm ärger, Stühle wurden gerückt, die Herren erhoben sich, um sich nach den schweren Anstrengungen leiblich zu stärken. Ich konnte deutlich die rollenden Lachsalven von Wassili Wassiljewitsch unterscheiden, das tiefe Brummen des Stanowois, das mich an das Summen einer Fliege erinnerte, die man am Fuß hält, nur Vater Ilja blieb stumm und nüchtern, treu seinem Wort.

* * *

Am andern Morgen erwachte ich ziemlich spät: eigentlich war es schon nicht mehr Morgen, sondern Nachmittag, zwölf Uhr vorbei. Wachruschka war fort, Totenstille herrschte im Hause, das einzige überlebende Huhn wandelte würdevoll auf dem Hof umher, wie der letzte Römer. Trotzdem der Pope noch schlief, kochte der blitzblank polierte Ssamowar mit wahrer Todesverachtung auf dem Tische.

„Jetzt habe ich schon zum drittenmal Wasser nachgefüllt,“ sagte die alte Frau, die die Wirtschaft besorgte. „Jener Spaßvogel — der Doktor — ist schon zweimal dagewesen und hat mit dem Stock ans Fenster geklopft.“

„Sind die Gäste lange geblieben?“

„Bis Sonnenaufgang, glaube ich.“

Während ich mich wusch, war der Pope erwacht und empfing mich am Theetisch; er war noch mürrischer als gestern, und ging, während ich mein Glas Thee trank, im Zimmer auf und ab mit einem Gesicht, als sei er zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt worden. In solchen Augenblicken war es unmöglich, mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen, da alle seine Antworten sich auf ‘Ja’ und ‘Nein’ beschränkten. Ein- oder zweimal trat er ans Fenster und blickte auf die Straße, die zu dieser Stunde immer leer war. Sogar die Kinder und die Hunde waren fort.

„Wer hat gestern gewonnen?“ fragte ich, um unser Gespräch zu beleben.

„Niemand."

„Warum spielten Sie denn?"

„So — zum Zeitvertreib."

Schweigen. Die Theemaschine hat aufgehört zu kochen und keucht nnr noch leise, wie jemand, der eine ganze Station gerannt ist. Schwüle Hitze brütet auf der Straße, von der auch die Hühner verschwunden sind. Nirgends auch nur eine Idee von Schatten. Der See glänzt wie polierter Stahl, und die Augen thun einem weh, wenn man ihn ansieht.

„Es ist heiß!" bemerkt Vater Ilja, indem er sich das feuchte Gesicht mit dem Taschentuch trocknet.

„Schönes Erntewetter."

„Ja."

Mein Hauswirt stellt sein Glas hin und nimmt seinen Spaziergang wieder auf mit der Beharrlichkeit eines Geisteskranken. Im Fenster erscheint Wachruschkas Kopf.

„Thee und Zucker!" lautet sein freundlicher Gruß.

„Komm herein, sei unser Gast," erwidert der Pope, stets auf- und abgehend.

„Ich habe jetzt keine Zeit, Kalbskopf, soeben wird die Hexe aufs Bezirksgericht gebracht."

„Was kümmert das dich?"

„Mich? . . . ich muß doch sehen, wie die Hexe im Wagen spazieren fährt . . . natürlich, anstatt sie zu pfählen, bringt man sie in die Stadt, um anständige Leute zu plagen. Das haben die Gebildeten ausgedacht, Kalbsköpfe. Hi . . . hi. 'Anna Parfenowna, sind Sie schuldig?' 'Nein, hochwohlgeborener Herr!' So wird sie sich herausreden. Das ganze Dorf ist um das Gemeindehaus versammelt, um zu sehen, wie die Hexe mit Anissja abreisen wird. Ihr Lebelang sind sie zu Fuß gegangen, aber heute sind es zwei vornehme Damen, die im Wagen fahren."

Ich bekam Lust, den letzten Akt dieses ländlichen Dramas mir anzusehen, und schloß mich Wachruschka an. Ein großer Volkshaufe war um das Gemeindehaus versammelt: an der Treppe stand eine gewöhnliche, mit zwei Pferden bespannte Telega; der Polizeisoldat, der heute ein Messingschild an der Brust trug, war eifrig damit beschäftigt, eine Art Kutschersitz herzustellen. Eine Gruppe Weiber stand auf der anderen Seite der Straße neben Iwan Antonytschs Isba; man hörte abgerissene Ausrufe, Seufzer und verhaltenes Flüstern. Am Fenster des Gemeindehauses ward einigemal Iwan Antonytschs Kopf sichtbar, der fragende Blicke hinüber warf . . . man wartete auf den Stanowoi, der noch beim Frühstück saß.

„Wassili Wassiljewitsch ist mit dem Doktor heute früh abgereist," erzählte mir mein Begleiter, „sobald sie den Thee getrunken hatten, der Stanowoi fährt mit der Hexe . . . Sie ist zu hohen Ehren gelangt, Kalbskopf."

Ich war im Gedränge stehen geblieben, um hören zu können, was gesagt wurde, aber die Bauern schwiegen mit ernsten Gesichtern oder redeten halblaut von ihren wirtschaftlichen Angelegenheiten. Wieder war jener eigentümliche, bedrückende Einfluß bemerkbar, den die Hexe auf Männer ausübte. Die Weiber bedauerten Anissja.

„Sie war ein so stilles Frauchen," sagte eine Stimme. „Kein Wässerchen hätte sie getrübt, und wer hätte je an so etwas gedacht."

„Die Frau ist auf schlechte Wege geraten — das ist geschehen," erwiderte eine andere Stimme aus der Menge

„Wollt ihr schweigen, ihr Weiber . . . ist das ein Geschnatter!"

Die Weiber schwiegen verschüchtert auf einige Minuten, um gleich darauf wieder zu flüstern. Antonytsch zeigte sich immer häufiger am Fenster. Der Polizeisoldat kletterte einigemal auf seinen selbstverfertigten Bock, um jedesmal irgend etwas zu ändern, und lächelte dumm, sehr zufrieden, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gerichtet zu sehen.

„Man hätte dir einen Degen geben sollen, Potap," witzelte Wachruschka, der einen regen Anteil an der ganzen Sache genommen hatte. „Du würdest vornehm aussehen, Kalbskopf! fährst du doch mit Damen!"

Endlich erschien das graue Haupt des Stanowoi am Fenster der Isba des Schreibers und winkte ihm zu. Die Menge drängte vorwärts. Der Polizist stürzte in das Haus. Pimen Saweljitsch erschien zuerst, mit entblößtem Haupte, ein Kind auf den Armen tragend, während ein zweites

Kind sich furchtsam an seinen Rockschoß klammerte. Auf ihn folgte Antonytsch mit der Hexe und Anissja, beide gingen mit schnellen Schritten und kletterten unbeholfen auf den Wagen, ein anderes Weib stopfte zwei Bündelchen unter den Kutschersitz. Die Frauen fingen an zu schluchzen, der Stanowoi, der den Auftritt beobachtet hatte, winkte zum zweitenmal.

„Vorwärts!" rief Antonytsch dem Kutscher zu, der sich auf dem Bock zurechtrückte.

„Gleich."

Anissja saß niedergeschlagen mit gesenktem Kopf da, aber als Pimen Saweljitsch ihr die Kleinen hinhielt, zuckte es über ihr Gesicht, die blassen Lippen zitterten, leidenschaftlich, ja fast heißhungrig preßte sie ihren Mund auf die Köpfchen und blieb unbeweglich in derselben Stellung sitzen.

„Vorwärts!"

Das Volk wich nach beiden Seiten zurück. Die Hexe neigte sich tief nach allen vier Weltgegenden und bekreuzte sich, aber ohne auch nur durch die geringste Veränderung in ihren Mienen zu verraten, was in ihr vorgehen mochte. Die Weiber jammerten laut, eine helle Frauenstimme erhob sich über die übrigen und wiederholte die letzten Worte der anderen in einer Art Rezitativ, wie man es oft bei Leichenbegängnissen hört. Der Stanowoi winkte ungeduldig zum drittenmal, und der Karren mit den Mörderinnen setzte sich in Gang.

Eine eigentümliche Bewegung lief durch die Menge, wie wenn beim Nahen des Sturmes sich die Wellen eines stillen Landsees kräuseln. Die hinterlassenen Waisenkinder schrieen jämmerlich; Pimen Saweljitsch stand barhaupt auf der Treppe des Gemeindehauses und bekreuzte sich einmal über das andere.

„Gott sei Dank!" wiederholte der Schreiber Antonytsch, sein würdevolles Wesen wieder annehmend. „Diese Last wäre abgewälzt."

Ein Glöckchen erklang, es war der Reisewagen des Stanowoi, der aus dem Hofthor des Schreibers herausfuhr.

„Ihro Hochwohlgeboren ..." grüßte Wachruschka, der an den Wagen gesprungen war ... „Möge Ihr Weg so eben wie ein Tischtuch sein ..."

Das Glöckchen klang fort und fort und sang sein lustiges Reiselied ...

---

## VI.

Im Spätherbst führte mich mein Weg wieder nach Schatunowo. Gleich nach dem ersten Schneefall war die Hasenjagd sehr ausgiebig, und ich gedachte ein paar Tage damit zuzubringen. Ich stieg bei Antonytsch ab, fand ihn aber nicht zu Hause: er war mit den Steuerbeamten in das Dorf Nisa gefahren. Ich begab mich zum Popen Ilja, um Wachruschka aufzutreiben, der mir bei der Jagd behilflich sein sollte.

Eine Dorfstraße im Spätherbst ist ein wahres Kotmeer; die Leute waren daheim eifrig mit den Vorbereitungen zum Winter beschäftigt, man flickte die Hütten, fuhr Holz an, setzte Öfen u. s. w. Die Feldarbeiten waren beendet, und bis zum Winter konnte man noch gut mit allerlei häuslichen Arbeiten fertig werden. Nur die ärmeren eilten mit dem Dreschen beim ersten Frost, um Mehl zu haben, die wohlhabenderen Bauern warteten, bis der Kekursee zugefroren wäre, um auf der Eisdecke zu dreschen.

Der Pope war zu Hause; ich lief ihm fast in die Arme, als ich in den Hof trat, in welchem er, mit einem Scheit Holz bewaffnet, in Wachruschkas Gesellschaft hinter seinem einzigen Huhn herlief:

„U — uh — du Verfluchte!" brüllte letzterer, der sich bemühte, dem fliehenden Huhn den Weg abzuschneiden. „Ziele nach den Beinen, Vater Ilja, nach den Beinen! ... Kalbskopf, jetzt ist es wieder fort."

Beide waren völlig betrunken; das Gesicht des Priesters war gedunsen, die Haare ungekämmt, die Kleidung in Unordnung, kurz, er machte den Eindruck eines gänzlich verkommenen Menschen. Aus mehreren Zeichen schloß ich, daß dieses Stadium der Trunkenheit wohl zwei Wochen gedauert haben mußte. Als das Huhn endgiltig verschwunden war, spuckte Wachruschka aus, warf ihm ein Schimpfwort nach und sagte, sich mir nähernd:

„Es treibt."

„Was treibt?“ fragte ich erstaunt.

„Na, wir beide treiben uns gut ... das ist die dritte Woche jetzt, Kalbskopf ...“

Der Priester stand mit gesenktem Haupte da; er bot wirklich einen bedauernswerten Anblick dar, sobald die Periode der Niedergeschlagenheit das Stadium der wahnsinnigen Aufregung ablöste. Jetzt befand er sich gerade in diesem Zustand und schien kaum zu wissen, was um ihn vorging. Nur Wachruschka waren diese Zeiten, in denen der Pope sich bis zum Delirium betrank, immer wahre Festtage; er zog dann ins Pfarrhaus, und da, obgleich er dem Priester im Trinken durchaus nichts nachgab, der Branntwein keine Wirkung auf ihn ausübte, sondern ihn nach einer kurzen Bewußtlosigkeit in einen wonnigen Zustand versetzte, so befand er sich dabei ausgezeichnet wohl.

„Vater Ilja, wir wollen ins Haus,“ redete er dem Betrunkenen zu, ihn am Arm fassend. „Wir können ja das Huhn noch morgen fangen, Kalbskopf, unterdessen thäten Sie wohl, sich etwas hinzulegen ... Die Füße wollen nicht mehr folgen ... Kalbskopf ...“

Während er den Popen durch allerlei List überredete, ihm in die Stube zu folgen, winkte mir Wachruschka zu; sein Genosse gehorchte ihm fast, ohne zu wissen, was er that, und ballte nur von Zeit zu Zeit die blau angelaufenen Fäuste.

„Er könnte einem eins in die Schnauze versetzen,“ erklärte Wachruschka, seinen Patienten ins Haus bugsierend. „Manchmal hat man nicht Zeit, sich umzusehen — da hast du eins. — Und dabei kann er ganz verständig reden, wie es einem Christenmenschen geziemt, bis es ihn wieder überfällt ... ich habe meinen Teil von diesen Pfannkuchen gehabt und bin satt ... Und dann hat er noch eine böse Gewohnheit zu solchen Zeiten: er prügelt seine Haushälterin; sobald sie ihm unter die Augen geht, haut er darauf los mit der ersten besten Sache, die ihm unter die Hände kommt ... und kann dann bitterlich darüber weinen ... Ja, ja, so ist er, unser Vater Ilja, da heißt es aufpassen ... und dabei ist er engelsgut und so klug! Jetzt führen wir schon seit vierzehn Tagen diese Gespräche ...“

Mit Hilfe von allen möglichen Kriegslisten gelang es ihm, den Priester ins Schlafzimmer zu locken und zu Bett zu bringen — eine Viertelstunde darauf schnarchte er fürchterlich.

„Man sollte denken, ein Ssamowar kommt ins Kochen,“ grinste Wachruschka, mit dem Kopf auf das Schlafzimmer deutend.

„Kommen Sie wegen der Hasen?“

„Ja!“

„Es wäre schon die günstige Zeit, aber ich bin jetzt hier wie an Händen und Füßen gebunden ...“

„Mache wie du willst, ich kann schon allein gehen.“

„Sie müssen längs des Sees fahren ... in den Röhrichtinseln von Julajewo bis Nisa sitzen die Hasen so dicht wie die Krähen. Viele Herren gehen hin: Wassili Wassiljewitsch war neulich da, der Stanowoi und andere ...“

Es wurde spät, und ich kehrte zu Antonytsch zurück; er war eben erst angekommen und erwartete mich bei der Theemaschine.

„Sie haben unser Väterchen gesehen?“ fragte er mich nach der ersten Begrüßung.

„Er nimmt geistig ab ... Die Leute klagen darüber, aber man muß ihm auch Gerechtigkeit widerfahren lassen ... Da sitzt er nun tagein, tagaus, wie ein Bär in seiner Höhle — und kann's schließlich nicht mehr aushalten ... Es giebt ihrer viele solcher einsamen Priester, und ich sage den Leuten immer: schaut nicht auf seine Schwachheit, sondern auf seinen geistlichen Stand. Ja wohl. Wir sollen unseren Seelenhirten in ihm achten und den Wein übersehen ... Andere trinken nicht, aber dafür ... Befehlen Sie vielleicht etwas Rum?“

Später erschien der Feldscher Gerassimow und setzte sich bescheiden in eine Ecke. Man sprach von diesem und jenem, von Bekannten, von der Ernte, der Pest, die in einem benachbarten Bezirk herrschte, und wie man so plaudert. Draußen war die finstere Herbstnacht angebrochen, der Ssamowar sang eine traurige Weise, der Thee wurde kalt in den Gläsern. Ein Klopfen ans Fenster ließ uns alle auffahren: es war Wachruschka.

„Hol' dich der Teufel, du Nachtvogel!“

brummte Antonytsch, indem er die Schnur zog, um das Pförtchen zu öffnen.

„Ich kam zum Herrn!" murmelte Wachruschka, unter der Thür erscheinend. „Nämlich, Kalbskopf, was die Hasen betrifft ... aber ich kann den Popen nicht allein lassen. Kaum habe ich den Rücken gekehrt, so muß ich immer denken, wenn er nur nichts anstellt ... Ein Unglück ist bald geschehen!"

„Meine Anordnungen sind schon getroffen," erwiderte ich. „Ich gehe morgen allein!"

„Wachramei, sieh dich doch nur an, wie du ausschaust!" sagte Antonytsch kopfschüttelnd.

„Ich sehe aus wie immer, Iwan Antonytsch, nur werde ich immer klüger, je mehr ich trinke. Andere machen Dummheiten, aber bei mir singt und klingt es nur im Kopfe."

„Das sieht man dir an."

Es war schwer zu sagen, was ihn eigentlich hergeführt hatte. Er war betrunken; das Jagdgespräch war zu Ende, und immer stand er noch da und trat von einem Fuß auf den andern. Antonytsch blickte den ungebetenen Gast finster von der Seite an, war aber zu träge, ihn vor die Thür zu setzen, wie er es sonst wohl gethan haben würde. Und Wachruschka stand und grinste uns an.

„Geh' doch nach Hause!" bemerkte der Feldscher und erschrak über den Klang seiner eigenen Stimme.

„Ich — nach Hause!" schnurrte Wachruschka ihn an. „Ich weiß selbst, wann ich nach Hause gehen soll ... Und wenn ich nun gekommen bin, um zu reden ... Kalbskopf!"

„Nun, so sprich denn!"

„Denn ich bin bei vollem Verstande — ja!" Und sich zu mir wendend, fügte er mit herausfordernder Miene hinzu:

„Wissen Sie auch, Herr, was mit der Hexe damals geschehen ist?"

„Nein, ich weiß es nicht."

„So—o ... Und mit Anissja?"

„Nein."

Antonytsch machte eine ungeduldige Bewegung, aber Wachruschka kam ihm zuvor:

„Ich gehe schon, ich gehe gleich, Iwan Antonytsch. Laß mich nur noch ein Wörtlein sagen: man hat sie beide ins Zuchthaus geschickt, Herr! Das ist geschehen!"

„Und jetzt bist du zufrieden?"

„Ich? Was habe ich davon? ... Aber ich möchte nur wissen, was Sie davon halten, Herr ... das ist es ja eben ..."

Aufrichtig gesagt, setzte mich diese Frage in Verlegenheit, und ich wußte nicht recht, was ich antworten sollte. Denn wie kann man jemand richten, der schon gerichtet ist, besonders in einer Angelegenheit, wie diese, in der mir vieles unklar geblieben war?

„Das ist es eben," hub Wachruschka feierlich an, „man kann die Sache von zwei Seiten betrachten; fragen wir uns aber nur das: die Hexe ist ins Zuchthaus gegangen und hat Anissja mitgenommen, aber wer hat dadurch gewonnen? Anissja, der Kalbskopf, hat dazumal einen großen Fehler begangen, daß sie die Sache nicht besser angefangen hatte, und noch dazu die Hexe mit sich ins Verderben gezogen; und wer soll jetzt unsere Weiber beschützen?"

„So schweige doch, Wachruschka," warf Iwan Antonytsch ein, mit der Hand durch den Bart fahrend. „Damals hast du anders geredet, du Dummkopf! Hast du nicht im ganzen Dorf geschrieen, man solle die Hexe pfählen ... und alle Welt aufgehetzt?"

„Ich leugne es nicht, damals habe ich wohl so geredet, Kalbskopf ... aber da redete ich als Mann für Männer — und heute rede ich für die Weiber, das ist der Unterschied. Sehen Sie, Herr, was ich Ihnen sagen will: Diese Weiber sind dumm. — Nr. Eins: Sie hätten sich mit den Zähnen an die Hexe klammern sollen, weil sie ihre einzige Beschützerin war. Es ist ja entsetzlich, wie die Weiber jetzt bei uns behandelt werden ... Nehmen wir Paschka Kopaluchin: er hängt seine Frau an den Füßen an der Decke auf und schlägt sie so lange mit dem Zügel, bis er nicht mehr kann ... Die Nachbarn kommen zusammengelaufen, sehen sie da hängen, ganz braun und blau geschlagen, und Paschka brüllt zum Fenster hinaus: 'Das Weib ist mein, ich will sie in Stücke schneiden.' Und der andere Paschka, der Schwager von Spirka-Schielauge, pflegt seiner Frau einen Strick um den Hals

zu legen und sie wie eine Ziege in den Wald zu führen, zu einem Ameisenhaufen, nackt auszuziehen, einen Pfahl in den Ameisenhaufen zu stoßen, ihr die Hände auf den Rücken zu binden und sie auf den Haufen zu setzen, die Hände an den Pfahl gebunden. Die Arme hat manche Nacht hindurch sich da wie ein Wurm gekrümmt und jammervoll gebrüllt, aber niemand durfte sie befreien, weil Paschka neben ihr auf dem Grase lag und auf der Harmonika spielte. Und nehmen wir den guten alten Jefim z. B. Zwei Frauen hat der ins Grab geprügelt, und dann mit der dritten, einer ganz jungen, die gleiche Prozedur angefangen: den linken Fuß an den rechten Arm angebunden, und sie wochenlang so gelassen, und wenn sie klagte, mit der Ahle in die empfindlichsten Teile gestochen, oder auf Glasscherben laufen lassen. Habe ich gelogen, Iwan Antonytsch?"

„So höre doch auf, Wachramai ... Manches geschieht noch in unseren Dörfern durch eure Unwissenheit!"

„Sage ich denn das Gegenteil, Kalbskopf?"

„Erzähle doch lieber, wie du deine Frau gemißhandelt hast!"

„Nun ja, ich habe da auch manches begangen, ich leugne es nicht ... manchmal habe ich sie belehrt, wenn ich betrunken war, aber wozu war sie denn auch ein Weib? Mich plagten der Stanowoi und die Ältesten im Dorf, und ich mußte meinen Ärger an etwas auslassen ... Ja, ja, gewiß habe ich Eulacha oft geschlagen ..."

„Schon gut, aber man muß auch wissen, wohin man schlägt, und nicht mit einem Holzscheit auf das Weib loshämmern."

„Halt, laß mich ausreden, Kalbskopf! Jetzt nehme ich für die Weiber Partei ... Die Hexe hat drei Männer gehabt, immer einer schlimmer als der andere; der eine hat ihr den Zopf mit samt dem Fleisch abgerissen, der zweite den Arm mit einem Holzscheit zerschlagen, und der dritte wollte sie mit kochendem Wasser im Bad brühen. Wie gefällt Ihnen das? Da ist nun ihre Tochter, die Jaicka; der erste hat ihr eine Rippe zerbrochen, und der zweite die Kinnlade verrenkt ... Nehmen wir Anissja, die Tochter von Pimen Saweljitsch — was hat die vom Manne für eine Behandlung erfahren! Sie war ein reiches Mädchen und heiratete einen armen Schlucker, weil sie eben einen Fehltritt begangen hatte ... Als man das junge Paar zum erstenmal ins Bad führte, hat er mit den Füßen auf ihr herumgetrampelt, und dann ist es immer noch schlimmer gegangen. Die Frau kam zu früh nieder ... Da ging es erst recht los; er ging nie an ihr vorüber, ohne ihr eins ins Gesicht zu versetzen, und wie oft hat er sie am Zopf durch die Straße geschleppt vor allem Volk; und als es zum Heuen ging, da ist ihr auch die Geduld ausgegangen.

„Alle die Weiber, die es nicht mehr mit den Männern aushalten konnten, nahmen ihre Zuflucht zur Hexe, und die half ihnen und lehrte sie, was sie thun sollten. Und die Männer hatten doch eine gewisse Furcht ... meine Eulacha wollte mich ja auch vergiften — ich hatte Leibschneiden, wie wenn in meinem Bauch Gras gemäht würde ... deshalb sage ich ja, Kalbskopf, daß unsere Weiber sehr dumm gewesen sind wegen der Hexe ... wer soll sie jetzt vor den Männern beschützen?"

„Er hat nicht Unrecht!" bemerkte Iwan Antonytsch, als Wachruschka uns verlassen hatte. „Es geschehen genug derartige Greuelthaten bei uns ... Die Männer sind wie Tiere und mißhandeln die Weiber, — das ist nun einmal in jedem Dorf so."

„Und jedes große Dorf besitzt seine Hexe," fügte der Feldscher aus seinem Winkel hinzu. „Ich werde alle Augenblick zu Vergifteten geholt ... Auf Wiedersehen, Iwan Antonytsch. Es ist Schlafenszeit ..."

„Freilich wohl ... Ach—h—h ... Wir sind Sünder und haben gesündigt ..."

Das Dorf schlief schon längst, nur hier und da bellte ein Hund.

# Ein Wort über unsere Staatseisenbahnen.

Von
Eisenbahn-Direktor de Terra in Guben.



Mancherlei bedauerliche Erscheinungen haben in letzter Zeit unser Eisenbahnwesen im In- und Auslande einigermaßen in Mißkredit gebracht. Vielfach ist versucht worden, das Staatsbahnsystem als solches dafür verantwortlich zu machen.

Privatbahnen sind bei uns allerdings nur noch in verhältnismäßig geringem Umfange vorhanden. Eine der bedeutendsten, die hessische Ludwigsbahn, ist bekanntlich erst vor kurzem dem Staatsbahnnetz einverleibt worden. Keine von ihnen hat in irgend einer Beziehung Leistungen aufzuweisen, die denen unserer Staatsbahnen ebenbürtig oder gar überlegen wären. Abgesehen hiervon haben aber auch die in allen Ländern mit hochentwickeltem Eisenbahnwesen gemachten Erfahrungen mit überzeugender Klarheit erwiesen, daß keine Veranstaltung den Charakter einer gewerblichen Unternehmung mit dem einer öffentlichen Wohlfahrtseinrichtung so innig und unlösbar vereinigt, wie die Eisenbahnen es thun, daß bei keiner die letzterwähnte Eigenschaft alle anderen Interessen so vollständig beherrschen muß, wie bei den Eisenbahnen, wenn sie ihren Aufgaben gerecht werden sollen, und daß deshalb bei ihrer Verwaltung wie bei keiner anderen Unternehmung eine ausgedehnte, beständige und wirksame Beeinflussung durch den Staat als den zur Wahrnehmung der öffentlichen Interessen berufenen Vertreter der Gesamtheit unerläßlich ist. Die Erfahrungen aller anderen Länder schließen weiterhin jeden Zweifel darüber aus, daß keine noch so umfassende und strenge Beaufsichtigung den Charakter der Eisenbahnen als Veranstaltungen zur Förderung der öffentlichen Wohlfahrt in gleichem Maße zu wahren vermag, wie die eigene Leitung und Handhabung der Verwaltung durch den Staat. Die hierin liegende unmittelbare Bürgschaft für Wahrung dieses Charakters ist der durch die bloße Staatsaufsicht gebotenen mittelbaren unter allen Umständen vorzuziehen, namentlich in den Staaten, deren durch langjährige Überlieferungen gefestigte Einrichtungen jeden bewußten Mißbrauch des wichtigsten Verkehrsmittels der Neuzeit zu Gunsten irgend welcher Sonderinteressen ausschließen.

In keinem anderen Lande hat die Vergeudung des Volksvermögens — unter der Herrschaft einer Eisenbahnpolitik, die weniger den wirklichen Bedürfnissen des Verkehrs angepaßt war, als den privaten Interessen geldgieriger Unternehmer und Spekulanten diente, — einen solchen Umfang angenommen, wie in Amerika. Schon bei der Herstellung der Eisenbahnen, die vielfach von vornherein nichts weiter als ein Gegenstand oft recht unlauterer Spekulationen waren und nicht selten gebaut wurden, obwohl eine bereits vorhandene Linie bei weiterer Ausgestaltung dem Verkehrsbedürfnis vollauf genügt hätte. Der hierdurch geschaffene Wettbewerb hat zwar auf den Linien, auf denen er sich besonders fühlbar machte, zu betriebstechnischen Glanzleistungen, namentlich in Gestalt besonders beschleunigter und mit maßlosem Luxus ausgestatteter Züge, geführt, die in der ganzen Welt unerreicht dastehen. Diese Glanzleistungen, für deren Übertragung in unser geographisch und wirtschaftlich völlig anders gestaltetes und geartetes Vaterland übrigens kein allgemein anzuerkennendes Bedürfnis vorliegt, können aber unmöglich die Schäden verdecken, an denen das vielgepriesene Eisenbahnwesen Amerikas nach dem übereinstimmenden Urteil einsichtiger Kenner krankt. Diese Schäden, unter denen der völlige Mangel eines gesicherten einheitlich geordneten und gleichmäßig gehandhabten Tarifwesens keineswegs die Hauptrolle spielt, sind nicht etwa besondere Erscheinungen der eigentümlichen amerikanischen Verhältnisse, an denen namentlich die fast vollständige Ohnmacht der gesetzgeberischen (staatlichen) Gewalt gegenüber der wachsenden Macht des Großkapitals bemerkenswert ist. Wenn auch nicht überall in demselben Umfange und der gleichen Schärfe, sind sie dem Privatbahnsystem als solchem eigen. Das zeigt sich nicht allein in England, dem Mutterlande der Eisenbahnen, wo diese Schäden durch eine einsichtigere Gesetzgebung in Verbindung mit einer kraftvoll entwickelten öffentlichen Meinung und gesündern Anschauungen überhaupt in sehr viel engeren Schranken gehalten werden.

Auch Frankreich, wo die staatliche Beeinflussung der Privatbahnen am weitesten geht, und im Hinblick auf die von ihnen dem Staate auferlegten großen finanziellen Opfer auch gehen muß, liefert den Beweis dafür, daß keine noch so tiefgreifende Handhabung der Staatsaufsicht das Privatbahnsystem von den ihm anhaftenden, in seiner Natur begründeten Schäden frei zu halten vermag. In beiden Ländern ist namentlich das Fehlen der vorhin erwähnten gesicherten und gleichmäßigen wirtschaftlichen Grundlage im Tarifwesen ein Mangel, der sich dem soliden Erwerbsleben in empfindlichster Weise fühlbar macht.

Gleichwie die amerikanischen entbehren auch die englischen Eisenbahnen nicht gewisser Glanz- und Musterleistungen. Besonders die Schnelligkeit der Züge ist auf den — wenigen — Linien, die noch in ernstlichem Wettbewerb miteinander um die wechselnde Gunst des Publikums stehen, in England zu einem wahren Sport ausgeartet. Für die Beurteilung des Eisenbahnwesens eines Landes insgesamt, seiner Einrichtungen und Wirksamkeit können aber nicht solche vereinzelten Leistungen den Ausschlag geben, auch wenn sie noch so bestechend sind, sondern nur der Nutzen, den die Eisenbahnen allen Teilen des Landes, allen Schichten der Bevölkerung gewähren. In dieser Hinsicht aber, in der gleichmäßigen Fürsorge für alle Landesteile, sind unsere deutschen, insbesondere auch die preußischen Staatsbahnen, den meisten anderen Ländern weit überlegen. Doch auch in anderer Beziehung stehen sie den Eisenbahnen fremder und auch der vorgenannten Länder mindestens nicht nach. Von einem Zurückbleiben hinter den verwaltungs- und betriebstechnischen Fortschritten in anderen Ländern kann trotz mancher offenkundigen Mängel, deren möglichst baldige Beseitigung auf Grund neuerer amtlichen Erklärungen mit Sicherheit zu erwarten ist, ganz und gar nicht die Rede sein.

Daß die deutschen Eisenbahnen den Vergleich mit anderen, namentlich der meisten Nachbarländer, im großen und ganzen nicht zu scheuen haben, obwohl eigentliche Konkurrenzrücksichten bei ihnen so gut wie gar nicht in Betracht kommen, spricht zugleich dafür, daß der Wert des wirtschaftlichen Wettbewerbes für den Eisenbahnverkehr im allgemeinen weit überschätzt wird. Auch die Erfahrungen in anderen Ländern mit reinem oder überwiegendem Privatbahnsystem sind dafür beweisend. Die Erkenntnis, daß ein wirklicher Konkurrenzkampf die daran beteiligten Parteien gewöhnlich insgesamt schädigt, hat in den allermeisten Fällen, auch in denen es nicht zur wirklichen Niederlage des einen — schwächeren — Teiles kam, zu einer friedlichen Verständigung, sei es über gleichmäßige Tarifsätze, über Teilung des Verkehrs oder auch nur der Einnahmen daraus geführt. Diese Erkenntnis hat auch wesentlich dazu beigetragen, daß die anfängliche Zersplitterung und Vielgestaltigkeit des Eisenbahnwesens in allen jenen Ländern allmählich der Vereinigung einer immer größeren Zahl von Einzelunternehmungen zu großen einheitlich verwalteten Netzen gewichen ist.

Eine weitere Ursache dieses sich unaufhaltsam vollziehenden Vorganges ist die wachsende Überzeugung von den ungeheuren wirtschaftlichen Vorteilen und der unvergleichlichen Überlegenheit des Großbetriebes gegenüber dem Arbeiten mit kleinen Mitteln in beschränktem Kreise. Die lange Zeit von vielen als einziges und universelles Heilmittel gegen alle wirtschaftlichen Schäden gepriesene 'freie Konkurrenz' hat die in sie gesetzten Erwartungen, nicht bloß im Eisenbahnverkehr, in keiner Weise gerechtfertigt. Die ganze wirtschaftliche Entwicklung beginnt allmählich in das Gegenteil, die künstliche Ausschließung jeder Konkurrenz durch die Bildung von Ringen, Syndikaten, Trusts u. dergl. m. umzuschlagen. In Amerika, dem in dieser Beziehung am weitesten vorgeschrittenen Lande, ist der Gedanke einer Vereinigung sämtlicher Eisenbahnen der Vereinigten Staaten in einer Hand, gewissermaßen eines Eisenbahn-Rockefellers, schon allen Ernstes erörtert worden.

Wenn die Bildung großer Transportmonopole aber nicht verhindert werden kann, weil die ganze Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse unaufhaltsam darauf hindrängt, so ist es zweifellos richtiger, sie der Ausbeutung durch Privatunternehmer zu entziehen und der staatlichen Handhabung zu überantworten. Nur auf diesem Wege kann die Übervorteilung des gewissermaßen in einer Notlage befindlichen Publikums und das übermäßige Anwachsen einer wirtschaftlichen Gewalt im Staate wirksam verhütet werden, die seinen Hauptzweck, die öffentliche Wohlfahrt, ernstlich zu

gefährden vermag. Aus diesem Grunde, und namentlich deshalb, weil das Privatbahnsystem seinem innersten Wesen gemäß sich überall als ungeeignet erwiesen hat, den allgemeinen Verkehrsinteressen und -Bedürfnissen in vollem Maße Genüge zu thun, sind so ziemlich in allen Ländern mit einem größeren Netz von Privatbahnen Bestrebungen im Gange, die auf Verstaatlichung, wenigstens der bedeutenderen Eisenbahnlinien, abzielen. In Österreich und Rußland wie in England, in Frankreich und Belgien wie in der Schweiz. Überall haben die mit dem Privatbahnsystem gemachten unbefriedigenden Erfahrungen dazu geführt, ihm die bisherigen Sympathien zu Gunsten des Staatsbahnsystems in wachsendem Umfange zu entziehen.

Die Erfahrung lehrt nun, daß das Transportmonopol auch in der Hand des Staates nicht davor sicher ist, seinen eigentlichen Aufgaben entfrembet und in den Dienst anderer, diesen mehr oder minder fern liegenden Interessen gestellt zu werden. Doch wird dies immer nur vorübergehend, unter dem unausweichlichen Druck zwingender Verhältnisse möglich sein, deren Beseitigung jede einsichtige Regierung als eine ihrer dringlichsten Aufgaben betrachten wird, weil jede Schädigung der Verkehrsinteressen ihren eigenen hauptsächlichen Zielen zuwiderläuft und das wirtschaftliche Gedeihen des Landes und seiner Bewohner mit schwerwiegenden Nachteilen bedroht.

Immerhin ist daraus die beherzigenswerte Lehre zu ziehen, daß bei keiner Verstaatlichung eines Monopols, zumal des alle Lebensverhältnisse so stark beeinflussenden Transportmonopols, unterlassen werden sollte, die Grundsätze für seine Handhabung unter Mitwirkung der Volksvertretung gesetzlich festzulegen und namentlich eine strenge Auseinanderhaltung seiner Erträgnisse von den allgemeinen Staatsfinanzen herbeizuführen.

In dem schweizerischen Gesetz, das die Erwerbung und den Betrieb der fünf Hauptbahnen des Landes für Rechnung des Bundes anordnet und zugleich die Organisation der Verwaltung der künftigen Bundesbahnen regelt, ist u. a. die Bestimmung enthalten, daß 'weitere Überschüsse' (über die Verzinsung und Amortisation der Eisenbahnschuld) 'ausschließlich im Interesse der Bundesbahnen und zwar für Ausgleichung der Jahreserträgnisse, sowie für Hebung und Erleichterung des Verkehrs' zu verwenden sind.

In Dänemark sind durch Gesetz vom 1. Mai, mit Giltigkeit vom 1. August 1896 die Beförderungsbedingungen sowie auch die Grundsätze für die Aufstellung der Personen- und Gütertarife für die Staatsbahnen (damals 1744 km gegen 486 km Privatbahnen) einheitlich geregelt. In der der betreffenden Gesetzesvorlage beigegebenen Denkschrift wurde ausgeführt, daß es keinen Schwierigkeiten unterlegen habe, einheitliche Vorschriften für die Bedingungen, unter denen die Eisenbahn die Beförderung von Personen und Gütern ausführen solle, zu geben, daß es aber um so schwieriger sei, durch das Gesetz eine zweckmäßige und möglichst nach allen Richtungen befriedigende Gestaltung des Tarifwesens zu schaffen. Nach den im eigenen Lande und anderweitig gemachten Erfahrungen sei es nicht für angängig zu erachten, die Tarife im einzelnen durch Gesetz festzusetzen, da die wechselnden Bedürfnisse des Lebens eine gewisse Freiheit in der Gestaltung der Tarife fordern. Man habe daher in das Gesetz nur allgemeine Grundsätze u. Höchstbeträge aufnehmen können.

Das Vorgehen der dänischen Regierung hat bisher keinerlei üble Erfahrungen gezeitigt. Es erscheint ganz danach angethan, auch für andere Länder mit größerem Staatsbahnbesitz vorbildlich zu werden.

Würde die Volksvertretung auch bei uns zu wirksamer, nicht bloß vorwiegend beratender Mitarbeit an der grundsätzlichen Regelung des Verkehrswesens zugelassen, so würden dadurch das gesamte Volk und seine Vertreter, wie auch die Organe der öffentlichen Meinung unzweifelhaft zu lebhafterem Interesse daran angeregt werden. Auch das Verständnis für die tief einschneidenden Wirkungen des Verkehrswesens, wie für seine großen, zum Teil noch der Erfüllung harrenden Aufgaben könnte dabei nur gewinnen. Eine solche Mitwirkung würde außerdem die Regierung von einer schwerwiegenden Verantwortlichkeit entlasten, deren Minderung ihr nur willkommen sein könnte. Das mit jeder durchgreifenden Umgestaltung unvermeidlich verbundene Risiko wird nicht mehr in dem jetzigen Maße davon abschrecken, wenn das gesamte Volk durch seine berufenen Vertreter die Veranwortung für solche Umgestaltungen mit übernimmt. (Ein zweiter Artikel folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Paul Schettler, Berlin-Charlottenburg. — Verlag der Romanwelt, G. m. b. H., Berlin W. 50, Rankestr. 28.
Verantwortlich für den Inseratenteil Heinr. Lürßen, Gräfenhainichen. — Druck von C. H. Schulze & Co. Gräfenhainichen.

JAHRGANG V. BAND II. 36. HEFT

DIE ROMANWELT
ZEITSCHRIFT FÜR DIE ERZÄHLENDE LITTERATUR ALLER VÖLKER

HERAUSGEGEBEN VON FELIX HEINEMANN

# Der Zug nach dem Osten.

Roman

von

[10] **Franz Sperber.**



Am fünfzehnten und letzten jedes Monats war Zahltag der Gutskasse.

Heute war der fünfzehnte.

Das fiel sehr glücklich, denn morgen sollte das offizielle Erntefest stattfinden, und manches Mädchen wollte wohl gern noch ein paar Groschen haben, um sie für farbige Bänder, eine hübsche Schürze, neue Schuhe oder sonstigen Putz und Tand fürs Fest verwenden zu können. Abends präzise um acht Uhr saß Felix in dem vordersten Büreauraume, hinter einem kleinen Tisch. Vor ihm stand ein Geldkasten. Neben ihm saß Damm, der Oberinspektor, und auf der anderen Seite des Verwalters stand der Unterinspektor Müller, eine lange Liste in der Hand, von der er einzeln und laut die Namen der im Tagelohn Arbeitenden ablas, worauf sie heranzutreten und ihren Lohn für vierzehn Tage in Empfang zu nehmen hatten.

Die Thür zum Vorflur stand halb offen, und durch diese Öffnung sah man die meist häßlichen, unsauberen, blassen Gesichter der polnischen Arbeiter und Arbeiterinnen, die dort im dichten Haufen, den Vorflur hindurch, die kleine Treppe hinunter, bis in den Hof hinein standen und den Aufruf ihres Namens erwarteten.

Im Büreau selbst, etwas abseits vom Tisch des Verwalters, zwischen ihm und der Thür, lehnten am Fenster die vier Vögte, die bei der Lohn-Auszahlung stets zugegen sein mußten, um zu sehen, daß kein Arbeiter um das ihm Zukommende verkürzt wurde.

Sie bilden, obwohl gleichfalls Polen, doch gewissermaßen das Bindeglied zwischen dem deutschen Herrn und den polnischen Arbeitern und Arbeiterinnen.

Inspektor Müller rief:

„Lamanski . . . achtzehn Mark, fünfzig Pfennig.“ Der Tagelöhner Lamanski, ein blasser, magerer Mensch mit verwildertem Haar und Bart und kleinen tückischen Augen trat vor bis an den Tisch.

Im Geldkasten klapperte es; Felix reichte Damm das Geld für den Mann; Damm legte es ihm wohl ausgebreitet auf eine Ecke des

Tisches. Lamanski zählte es sorgsam durch, strich es in seine Hand und trat wieder zurück. An die Wand gelehnt blieb er stehen, zählte das empfangene Geld noch einmal durch und entfernte sich.

„Ladislaus Woronschawski, vierzig Mark, fünfundsiebzig Pfennige," rief Müller weiter, und ein großer, struppiger Mensch schob sich durch den Haufen von Kameraden durch bis an den Tisch. Wieder wurde ihm das Geld hingelegt. Doch bevor er es einstreichen konnte, sagte Felix:

„Ihr habt einen Tagelohn verloren, weil Ihr neulich beim Aufstapeln gefehlt habt."

Der Mann warf einen häßlichen Blick auf den jungen Verwalter und blieb einen Moment zögernd vor seinem Gelde stehen.

„Na . . . wollt Ihr es nehmen oder nicht?" mahnte Felix. „Bißchen fix! Wir haben keine Zeit übrig."

Da brummte er etwas unverständliches, strich das Geld ein und entfernte sich.

„Kowalski, der Ältere," rief Müller, „fünfundzwanzig Mark. Außerdem neun Mark fünfzig für Kastrieren von drei Bullen."

Ein riesenhafter, kräftiger Kerl trat vor, nahm ohne eine Miene zu verziehen das Geld in Empfang und trat zurück.

„Kowalski, der Jüngere . . . elf Mark und achtzig Pfennige."

„So wenig nur?" sagte Felix halblaut, und Damm, der die Strafenliste vor sich liegen hatte, erwiderte:

„Jawohl. Vier Tage betrunken gewesen."

Als der Mann, ein dicker, aufgeschwemmter Mensch mit blondem Haar und fahler Hautfarbe herantrat, sagte Felix:

„Ihr habt wieder mal durch Trinken vier Tage verloren. Wenn das noch einmal vorkommt, jag' ich Euch fort. Diesmal seid Ihr nur in Geldstrafe genommen."

Da Kowalski sich so stellte, als verstünde er nicht, winkte Felix einen von den Vögten heran.

„Dolmetscht."

Darauf übersetzte der Vogt das von Felix Gesagte dem Kowalski ins Polnische, da Felix selber des Polnischen nicht völlig mächtig war.

Der Kowalski murrte und sagte etwas.

Da beugte sich Felix über den Tisch 'rüber und sah ihn an.

„Werdet Ihr nun Euer Geld nehmen? Weiter, Müller."

„Franek Sobierski . . . zweiundzwanzig Mark," las Müller. Und Kowalski, der sah, daß er sonst sehr rasch verdrängt werden würde, schaufelte sich schnell das Geld vom Tisch in die Hand und verschwand.

Noch eine ganze Reihe von Männern wurde aufgerufen; sie kamen, erhielten ihr Geld und zogen wieder von dannen.

Danach kamen die Frauen.

Hier gab es weit mehr Strafen und Lohnverkürzungen als bei den Männern.

Häßlich waren die meisten, sowohl Mädchen als auch Frauen. Bleich, schlecht gekämmt, ohne jede Spur von Korsett, in häßlichen buntbedruckten, losen Nachtjacken und kurzen Röcken, viele sogar ohne Strümpfe, die Füße nur mit den derben Holzschuhen bekleidet.

Manche sahen mit trüben, verhärmten Blicken das winzige Häufchen Geld an, das vor sie hin auf den Tisch gelegt wurde, doch beeilten sie sich dennoch stets es einzustreichen, wenn sie den Namen der Nächstkommenden von der hellen, unerbittlichen Stimme des jungen Müller gerufen hörten.

„Annuschka Wanatzow," rief Müller, „sieben Mark fünfzig Pfennig."

Felix sah das häßliche, abgearbeitete, magere Weib an.

„Hast dich also entschlossen wieder zu arbeiten?" sagte er lächelnd, sie, wie das bei allen Mädchen und Frauen Sitte war, duzend.

Sie warf ihm einen stumpfsinnigen Blick zu.

„Muß doch. Mann kommt nicht wieder. Kinder hungern."

„Nee . . . dein Mann wird gewiß nicht mehr wieder kommen," lachte Damm, und die anderen lachten alle mit, namentlich die Weiber, als hätte der Oberinspektor den besten Witz von der Welt gemacht.

„Er sitzt. Nicht wahr?" sagte Felix halblaut zu Damm.

„Sitzt. Ja. Auf sechs Monate."

„Nun, da sei du nur recht fleißig,“ ermahnte Felix die Frau.

Sie zuckte einfältig die Achseln, strich ihr Geld in die Hand und verschwand, mit ihren Holzschuhen laut klappernd.

„Kascha Laskowski . . . dreizehn Mark,“ rief Müller. Die schwarze Kascha trat rasch vor. Sie hatte noch ihr rotbaumwollenes Tuch um den Kopf, aus dem ihre Augen seltsam groß hervorsahen.

Als sie herankam, pflanzte sie sich keck vor dem Tische auf, ohne die Hand nach ihrem Gelde auszustrecken, und heftete ihren Blick voll und dreist auf den jungen Müller, der hingegen den seinen nicht vom Papier zu erheben wagte.

Als Felix bemerkte, daß sie das Geld nicht nahm, blickte er auf; dann tauschte er einen lächelnden Blick des Einverständnisses mit Damm.

„Nimm dein Geld,“ sagte er mahnend dem Mädchen. Sie ließ den Blick nicht von Müller; es schien, als habe sie nicht gehört.

„Weiter, Müller,“ rief Felix. „Nimm dein Geld, Kascha, flink,“ und er schob den Haufen etwas näher zu ihr hin.

„Olga Le . . . le . . . w . . . wand . . . dowska;“ Müller begann plötzlich zu stottern, Kaschas so beharrlich fester Blick ward ihm unangenehm, „sechzehn Mark, s . . . s . . . siebzig Pfennig.“

„Wirst du nun endlich dein Geld nehmen und machen, daß du fortkommst?“ herrschte Felix die schwarze Kascha an.

Sie schrak zusammen wie eine plötzlich erwachende Nachtwandlerin und griff nach ihrem Gelde. Beim Herunterscharren paßte sie nicht gut auf, und ein paar kleinere Münzen fielen auf die Diele herab.

„So ist's recht,“ spottete Felix gutmütig. „Schmeiß noch mehr weg. Hast's gewiß übrig, Schafskopf du!“

Da sah sie Felix an, dann noch einmal Müller, und brach in ein lautes, halb krampfhaftes, halb leichtfertiges Lachen aus. Dann kauerte sie am Boden nieder, um das herabgefallene Geld aufzulesen; ein halbes Dutzend Weiber mit ihr. Es begann ein förmliches Herumrutschen am Boden nach den paar Groschen.

Jetzt, da Müller nicht mehr den Blick Kaschas auf sich ruhen fühlte, rief er wieder lauter und beherzter:

„Olga Lewandowska . . . sechzehn Mark, siebzig Pfennig.“

Gleich darauf stieß er einen Schrei aus und bückte sich hinab zu seinem Fuße.

„Verdammte Polackenkröte!“

„Was ist denn?“ riefen Felix und Damm zugleich.

„Sie hat mich gestochen,“ sagte Müller und faßte sich ans Bein. „Da, gerade überm Stiefel,“ und er drückte sein Taschentuch auf einen kleinen Blutstropfen, der durch das Beinkleid hervordrang.

An der Thür machte sich gleichzeitig eine allgemeine Bewegung bemerkbar, dann war alles wieder ruhig. Die schwarze Kascha war auf Händen und Füßen bis zur Thür hingekrochen, und die Kameraden hatten sie bereitwilligst durchgelassen.

Felix und Damm waren aufgesprungen.

„Was meinen Sie denn, Müller? Wer hat Sie gestochen?“

„Die Kascha natürlich.“

Er hatte sich ein wenig abgewandt, sein Beinkleid heraufgeschlagen und untersuchte die winzige Wunde, aus der kaum mehr als drei Blutstropfen hervorquollen.

Felix und Damm wandten sich um.

„Die Kascha?“ sagte Felix. „Unsinn! Sie ist ja garnicht mehr da.“

In der That war von der schwarzen Kascha nichts mehr zu sehen, vor dem Tisch stand die lange, dürre Gestalt der häßlichen, blutleeren Olga Lewandowska.

Felix sah sich ringsum. Auf manchen Gesichtern der herumstehenden Polen sah er ein halb verstecktes Lächeln. Natürlich . . . die Kascha hatte ihren gewesenen Liebhaber aus Rache mit dem spitzen Haarpfeil, den sie immer trug, ins Bein gestochen . . . die Kameraden hatten sie entwischen lassen. Indessen . . . Müller war ja nichts geschehen . . . ein Stich wie mit 'ner Nadel . . . die Polen haßten die Deutschen ohnehin schon genug . . . Müller hatte sich miserabel benommen gegen das Mädchen . . . man durfte nicht noch böses Blut machen wegen dieser Sache.

„Sie sind närrisch, Müller," sagte er laut. „Wahrscheinlich hat Sie 'ne Wespe gestochen. Bitte weiter; Olga Lewandowska, wieviel?"

Müller mußte gute Miene zum bösen Spiel machen, obwohl er Felix innerlich wegen dieser Angelegenheit bitter grollte und sich selbst schwor, die Kascha ordentlich durchzuprügeln, sobald sie ihm mal allein über den Weg laufen würde.

Die Lewandowska hatte ihr Geld eingestrichen, noch ein Dutzend andere Weiber und Mädchen nach ihr.

Jetzt rief Müller wieder:

„Wanda Gyzinska."

Keiner kam.

Noch einmal rief er lauter:

„Wanda Gyzinska."

Doch es erschien niemand.

Die Vögte wandten sich der Thür zu, suchend und auch Wandas Namen rufend. Einer der Männer rief ihn zum Fenster hinaus. Man hörte, wie er dort draußen von Mund zu Mund getragen wurde und in der herbstlichen Abendluft fast einem Klageruf gleich verhallte.

Aber noch immer erschien keine Wanda.

Felix erhob sich.

„Wieviel bekommt sie?"

„Achtzehn Mark, zweiunddreißig Pfennig."

Felix zählte das Geld ab und legte es auf den Tisch.

„Sie ist die letzte, nicht wahr?"

„Jawohl."

Er nahm den Geldkasten, stellte ihn in den eisernen Sicherheitsschrank, verschloß diesen und steckte die Schlüssel zu sich.

Dann blieb er aufrecht hinter dem Tisch stehen, auf dem das Geld für die Wanda Gyzinska lag.

„Nun, kommt sie?" fragte Felix laut und sah nach der Thür.

Und noch einmal ging der Ruf von Mund zu Mund, drinnen im Zimmer, wie draußen im Hof.

„Wanda Gyzinska! Wanda Gyzinska!"

„Sie kommt," rief da eine Stimme.

Man wartete eine und noch eine Minute. Dann ertönte vom Hofe her lautes Stimmengemurmel, das sich steigerte, lauter wurde, lauter, verworrener, immer lauter, immer verworrener. Dann kam es näher, näher . . . näher! Schwoll an und an, daß es fast erklang wie die Brandung eines vom Sturm gepeitschten Meeres. Näher, näher, immer näher!

Lauter . . . immer lauter.

Zwei der Vögte steckten die Köpfe zum Fenster hinaus.

Einer lief hinaus. Die Leute drängten alle mehr zur Thür hin, viele gingen hinaus. Eine seltsame Neugierde bemächtigte sich aller. Und noch einmal hörte man die Vögte rufen:

„Wanda Gyzinska! Wanda Gyzinska!"

Und wieder antworteten mehrere Stimmen draußen im Hofe:

„Sie kommt!"

An der Thür entstand ein auffälliges Gedränge. Man hörte Ausrufe des Staunens, unterdrücktes Gelächter . . . Felix, Damm und Müller blickten gespannt nach der Thür, durch die jetzt der Vogt Janitschow wieder eintrat und den Kameraden ganz seltsame Zeichen machte, die Felix und Damm unverständlich blieben.

Doch da kam sie auch schon hereingetaumelt, die lange Wanda Gyzinska, dieselbe, die Oberinspektor Damm vor drei Monaten im Chausseegraben aufgelesen hatte.

Kam hereingetaumelt, eine Flasche im Arm, die sie wie ein Kind wiegte, betrunken, so vollgetrunken, daß sie kaum mehr sich auf den Füßen halten konnte.

Die anderen stießen und schoben sie teils freundschaftlich, teils böswillig vorwärts. Noch einmal taumelte sie, noch einmal blieb sie stehen, so wankend, daß ihr ganzer hagerer, langer Körper zu rollen schien.

„Wanda Gyzinska," begann Felix in strengem Tone, und die übrigen horchten alle hoch auf, um auch kein Wort von der Strafpredigt zu verlieren, die der fremden, hergelaufenen Person jetzt zu teil werden würde. —

„Wanda Gyzinska, schämst du dich nicht, so, in solchem Zustande hier vor uns zu erscheinen?" sagte Felix.

Die Wanda aber verdrehte ganz seltsam die Augen, schleuderte die Flasche plötzlich von sich, stieß einen furchtbaren Schrei aus und drückte

beide Hände gegen ihren Leib, dann gegen ihre Brust.

Die Männer sprangen auf.

„Was hat sie denn?"

Die Arbeiter und Arbeiterinnen drängten mit dummglotzenden Augen, mit halb ängstlich aufgerissenen, halb lachenden Mäulern näher an die Betrunkene heran, die jetzt, mit weißem Schaum vor dem Munde, noch einen zweiten und dritten Schrei ausstieß und wie ein Paket schwer und hart zu Boden fiel, wo sie alsbald, die Hände gegen den Leib gedrückt, sich hin und her zu rollen begann und wild die Augen verdrehte.

Felix, Damm und Müller sprangen zu dem Weibe hin und knieten neben ihr am Boden nieder. Auch die vier Vögte kamen näher heran.

Damm hielt die sich Windende an beiden Armen fest und sah ihr in das rollende Auge.

„Die ist nicht betrunken," sagte er erschrocken — „sie scheint Krämpfe zu haben; was ist das denn nur?"

Die am Boden liegende Wanda begann jetzt zu heulen und zu wimmern, ihr ganzer Körper zuckte, ihre Gesichtsfarbe wurde bläulich, und kalter Schweiß stand ihr in großen Tropfen auf Stirn und Wangen. Ihre Zähne schlugen hörbar aufeinander, und wie in furchtbaren Schmerzen rollte sie sich hin und her auf der Diele.

Damm richtete sich plötzlich empor.

„Der Arzt muß geholt werden," rief er. „Müller, schnell, Januschewski soll fahren, so rasch wie möglich."

Felix nickte nur.

„Ja . . . schnell!"

Müller eilte hinaus.

„Was glauben Sie denn, Damm?" fragte Felix, mit starren Augen das Weib betrachtend, das jetzt, anscheinend frei von Schmerzen, ruhig auf der Diele lag, mit so weißen, leichenhaften Zügen, daß man sie ohne das gelegentliche, unruhige Zucken der Wimpern für tot hätte halten können.

„Sie scheint vergiftet zu sein," erwiderte Damm. „Halt, wo ist die Flasche?"

Eines der Weiber reichte ihm die Flasche, die in eine Ecke gerollt war. Es war eine gewöhnliche Rumflasche, und auch der Alkoholgeruch, der daraus hervordrang, war ein sehr starker; doch mit ihm vermengte sich noch ein anderer Geruch . . . ein unbestimmbarer, aber scharfer, penetranter Duft wie von Pfirsichen oder bitteren Mandeln.

„Gift . . . natürlich!" murmelte Damm. „Wie mag sie dazu gekommen sein?"

Felix war unterdessen niedergekniet neben dem Weibe, er hatte sein Jackett abgestreift und dies zusammengerollt ihr unter den armen, blassen, zuckenden Kopf mit den großen, weitgeöffneten, rollenden Augen gelegt. Sie vom Boden aufzunehmen ging nicht mehr an, da sie bei dem geringsten Versuch dazu vor Schmerzen laut aufschrie.

Einige Weiber waren von ihrem Anblick so tief ergriffen, daß sie laut schluchzten.

Die Vögte drängten sie alle zur Thür hinaus.

Die Sterbende begann sich wieder ein wenig zu regen, ihr Atem ging rasch und röchelnd.

Draußen über das Hofpflaster hörte man den Wagen rollen, der nach dem Arzt geschickt wurde.

Damm beugte sich herab über die Frau, deren eine Hand Felix in der seinen hielt, wie um ihr Mut einzuflößen.

„Warum hast du aus der Flasche getrunken?" fragte er sie in seinem schlechten, gebrochenen Polnisch.

Sie verstand ihn zuerst nicht. Vielleicht, daß der Gehörnerv schon stumpf wurde. Und er mußte noch einmal lauter seine Frage wiederholen.

Ihre Lippen, die ganz blau geworden waren, zitterten und bebten wie vor Kälte.

„Ich hatte so Durst," sagte sie mühsam.

„Und woher hattest du die Flasche?"

Das Sprechen ward ihr immer schwerer. Dreimal setzte sie an, und dreimal versagte die Zunge. Endlich gelang es ihr doch ein Wort hervorzubringen.

„Hab' sie genommen . . . heut' . . ."

„Wo?"

„In der Kammer . . . wo die Besen . . . sind . . ."

Damm wandte sich schaudernd ab.

„Kein Zweifel, sie hat das Fliegengift

getrunken," sagte er so laut, daß alle es hören konnten.

„Weißt du, was du getrunken hast?" fragte er sie, sich noch einmal über sie beugend.

„Quälen Sie sie nicht, Damm," bat Felix, der sehr ergriffen aussah.

„Ich muß . . . der Polizei halber," sagte Damm achselzuckend. Und er beugte sich noch tiefer über die Sterbende und fragte noch lauter als vorher:

„Wußtest du, was du nahmst, Wanda?"

„Ja . . . ja. Schnaps. Ich hatte Durst. Wollte . . . nicht . . . st . . . eh . . . len . . . nur Durst . . . ah, Was . . . ser . . . Wasser."

Sie griff mit beiden Händen wild um sich.

Damm goß aus der Karaffe, die auf dem Tisch stand, ein Glas mit Wasser voll und setzte es ihr an die armen, zuckenden Lippen.

„Gott erbarm' sich dieses armen Geschöpfs," murmelte er dabei leise. „Vor drei Monaten hab' ich sie besoffen aus dem Chausseegraben gezogen und hab' sie retten wollen . . . heut' stirbt sie ihres Saufens wegen hier auf der bloßen Diele."

Wanda Gyzinska begann jetzt wieder unruhig zu werden. Sie rollte sich wieder wie von Schmerzen gepeinigt hin und her und stieß von Zeit zu Zeit einen Schmerzenslaut aus.

Da öffnete sich die Thür, und herein trat in seiner langen schwarzen Soutane, mit den heiligen Sakramenten in der Hand, Pfarrer Brudbowo.

Er warf einen Blick auf die Sterbende, dann einen auf Felix.

„Es ist fast schon zu spät," sagte er vorwurfsvoll. Dann brannte er hastig zwei Wachskerzen an, die er auf den Boden stellte, zwischen die Leuchter stellte er ein Kruzifix.

Felix hatte sich auf die Lippen gebissen. Er trat zu Brudbowo heran.

„Pfarrer Brudbowo, ich weiß nicht, wer Sie hierhergerufen hat," sagte er leise, wie um die Sterbende nicht zu stören, „aber dies ist ein protestantisches Haus, und nur Rücksicht auf die Sterbende hindert mich daran —"

„Diese Frau," sagte der Pfarrer und deutete auf Wanda Gyzinska, „ist Katholikin. Ich will ihr die letzte Ölung geben."

Und ohne ein weiteres Wort kniete er neben der Sterbenden nieder und begann in lateinischer Sprache Gebete herzusagen. Die vier Vögte, alle vier Katholiken, beugten die Köpfe und falteten die Hände.

Felix und Damm traten zurück.

Von weitem drangen durch die Entfernung gedämpfte, lustige Klänge einer Ziehharmonika ins Sterbezimmer, dazwischen bellte heiser der eine große Hofhund.

Die Sterbende hatte die Lippen eingekniffen, und die Augen schienen in den Kopf zurückgesunken, so klein und schmal sahen sie plötzlich aus. Völlig verständnislos blickte sie auf den Priester an ihrer Seite, der weiter murmelte, weiter betete, und von dessen Gebeten ihre dunkel umnachtete Seele auch nicht ein Wort verstand.

Da ging die Thür auf. Naska flog herein wie ein Blitz. Ein hurtiger Blick ihrer großen dunkeln Augen überflog die ganze Szene, rasch schlug sie ein Kreuz sich über Brust und Stirne, dann wandte sie sich zu Felix.

„Gnäd'ger Herr Baron, drei Ansiedler sind draußen; sie kommen von weit her und wollen den gnädigen Herrn heut' noch sprechen."

Der Pfarrer hielt inne in seinem Gebet und warf dem Mädchen einen vorwurfsvollen Blick zu.

Die fiel da, wo sie gerade stand, rasch in die Knie nieder, beugte den Kopf so tief herab, daß er fast die Erde berührte, und begann eifrig zu beten.

Felix berührte Damm leicht am Arm.

„Bleiben Sie hier, bis es vorüber ist; ich muß gehen."

Geräuschlos verließ er das Zimmer und ging, um die draußen seiner harrenden Ansiedler aufzusuchen.

(Fortsetzung folgt.)

# Scholastica Bergamin.

Von

Hans Sittenberger.

[4]



1. Juni.

Zwei Monate sind vergangen! Eine lange Zeit, und ich habe keine Zeile in mein liebes, altes Buch geschrieben. Nicht einmal aufgeschlagen hab' ich's. Ich konnt' es nicht über mich gewinnen. Es giebt Zeiten, wo der Mensch auch vor sich selbst schweigen muß. Nun bin ich aber doch wieder freier geworden in mir, und wenn ich sehe, wie alles um mich seinen gewöhnlichen Gang geht, als ob's nie anders gewesen wäre, wie die Leute alle wieder ganz ohne Umstände in die alte Haut schlüpfen, die sie vor etlichen Wochen abgestreift haben, dann wundert's mich fast, daß ich das nicht auch kann.

Noch sind es kaum ein paar Tage her, daß die Franzosen fort sind. Wie haben meine lieben Landsleute vor ihnen gebuckelt und sie kajouliert, so lange sie da waren, und jetzt möchte kein Hund mehr in der ganzen Stadt einen Bissen von ihnen nehmen. Dafür hat auch der Dompropst Ortner eine Festpredigt gehalten und die braven Klagenfurter insgesamt für Helden erklärt — Helden im Leiden und Tragen natürlich. 'Ihr habt euch der Not gefügt,' sagte er, 'aber eure bleichen Wangen, eure gesenkten Häupter gaben Zeugnis von der tiefen Trauer eurer patriotischen Herzen.' Das war ungemein rührend, und die Leute nickten stumm ergriffen; diejenigen am eifrigsten, die auf dem Franzosenball am lustigsten getanzt hatten.

Die Kaiserlichen sind jetzt eingezogen, und die Bürger haben dem General Hotze eine Serenade gebracht. Dabei haben sie unaufhörlich 'hoch' geschrien, fast so laut und begeistert wie damals bei dem Zapfenstreich unter den Fenstern Buonapartes. Die Gefangenen sind ausgelöst worden, und so weilt denn auch der wackere Major Budik glücklich wieder in unserer Mitte. Er geht von einer Damengesellschaft zur andern, erzählt schauderhafte Geschichten von den Leiden, die er ausgestanden, bekrittelt die miserable Kriegsführung der Franzosen und ist ohne Zweifel einer der größten Strategen in Klagenfurt und Umgebung. So ist alles wieder in der alten Ordnung, und ich hoffe, auch bei mir wird alles wieder in das alte Geleise kommen.

Ich habe ja die zwei Monate her viele schwere Stunden erlebt. Nicht meinetwegen; mit meinem Schicksal hab' ich mich abgefunden. Ich habe mich über mein Los ja nie getäuscht, auch nicht in dem Augenblick, da ich sein wurde. In der größten Seligkeit hab' ich gewußt, daß er mich verlassen muß und nie mehr zu mir zurückkehren kann. Mich hat es nicht gereut, und ich denke, es wird mich mein ganzes Leben lang nicht reuen — trotz allem, was ich hernach erdulden mußte.

Könnten's doch die andern so ruhig tragen wie ich selbst, oder hätten sie nie etwas davon erfahren! Aber giebt es denn ein Glück, das die Menschen nicht antasten? Wie es aufgekommen ist, weiß ich nicht, doch merkte ich bald, daß die Meinen mit scheuen Blicken mich musterten, und daß die Leute auf der Straße einander anstießen, wenn sie mir begegneten, und geschwind etwas tuschelten. Meine Freundinnen gingen verlegen mit eiligem Gruß an mir vorüber, manche kannten mich garnicht mehr.

Ich habe ihre Grüße nicht gesucht, aber es hat mir doch weh gethan, bitter weh. Freilich, was lag mir an den Freundinnen, was lag mir an den Leuten allen? Wir hatten sonst einander guten Morgen und guten Abend gesagt, wenn wir uns begegneten, wir hatten, wenn's hoch kam, dies und jenes zusammen geschwatzt oder uns gar besucht — im Grunde war doch eins neben dem andern hergelaufen. Aber ich war's einmal gewohnt, daß mir die Leute von allen Seiten freundlich zunickten, so oft ich nur über die Straße ging, und mich mit lachenden Blicken grüßten. Und jetzt auf einmal diese Scheu, dieses Ausweichen und boshafte Zischeln! Weiß

Gott, wie mir diese hämischen Blicke ins Herz stachen! —

Erst ist es mir heiß in die Wangen geschossen, und ich habe heimlich die Hände geballt, und ich hätte sie schlagen mögen, diese Leute, die mich so grausam kränkten. Aber dann ist es über mich gekommen, so unendlich traurig, und so namenlos weh und bitter; ich fing an zu begreifen, was es heißt, ausgestoßen sein von den Menschen, ausgestoßen und in Schande. Eine klägliche Scheu ergriff mich, ich fürchtete mich, auf die Straße zu gehen oder jemanden anzublicken, und ich versteckte mich Tage lang in meiner einsamen Kammer. Wenn ich Schritte vor der Thür hörte, so schüttelte mich jähe Angst wie vor einer entsetzlichen Entscheidung. Das Gerede mußte auch meinem Vater zu Ohren gekommen sein. Ich sah es ihm an, daß er es wußte, wenigstens ahnte. Aber er sprach nicht zu mir, all die Tage kein Wort; er konnte sich's nicht abringen. Nur seine traurigen Augen forschten in mir.

Wie manche Nacht hab' ich da in Angst und Qualen durchwacht! So ein freundliches Kopfnicken zum Gruß von den fremdesten Leuten, man achtet's kaum, wenn's einem gilt; und wenn man's entbehren muß, wie schmerzt es dann in die Seele hinein! —

Es gab Stunden, in denen ich anfing, an mir selber und dem, was mit mir geschehen war, irre zu werden. Freilich, so oft ich jener Nacht gedachte, kam immer wieder tiefe Ruhe über mich und ein eigenes Gefühl, halb stolzes, halb demütiges Glück. Was haben sie denn voraus vor mir, dachte ich, diese ehrbaren Lebensgefährtinnen von Gevatter Heinz und Kunz! Mann und Frau, das sagt man so, weil sie den Ring am Finger stecken haben. Mann und Frau, o gewiß! Aber wer weiß, ob eins von ihnen nur eine Stunde lang Mensch gewesen ist? Ob eins von ihnen ein Leben führt, das des Lebens wert ist? Ich habe einem angehört, der größer ist, als sie alle, größer, als ich's denken und begreifen kann; mein Herz aber hat ihn verstanden. Freilich, nur einen Augenblick seines Lebens hab' ich ausgefüllt, aber diesen ganz, ganz! Damals hat er nichts gedacht, nichts gefühlt als mich, mich ganz allein! Jetzt ist er von mir gegangen; ich weiß, ich hab' ihn verloren, er wird mich vergessen, vielleicht nie mehr im Leben meiner gedenken. Aber sollt' ich da klagen? Wer bin ich, und wer ist er? Durft' ich mehr Glück vom Leben verlangen?

Ach, dann hörte ich aber wieder das hämische Zischeln um mich, und ich sah die bösen Blicke, die so schamlos spotteten, und es war mir, als ob sich hundert Finger nach mir ausstreckten und nach mir wiesen. Und aus dem Dunkel der Nacht, da schauten mich plötzlich die angstvoll fragenden Augen meines Vaters an, so voll Leid und Wehmut. Und da faßte mich eine jähe Angst und Qual, und ich vergrub meinen Kopf in den Kissen, und da fühlt' ich auf Augenblicke nichts als das rasende Hämmern in den Schläfen.

Ich konnt' es endlich nicht länger tragen. Eines Morgens lief ich hinaus auf den Friedhof, dort, wo mein Mütterlein liegt unter dem grünen Rasen. Ich hätte ihr gerne Maßliebchen und Kornblumen gebracht, die sie liebte, aber ich fürchtete mich, ob's ihr aus meinen Händen auch recht wäre.

Wie ich so vor dem kleinen Hügel stand und dachte, was mir da alles begraben lag, da ward mir so weich und sehnsüchtig ums Herz. Ach, hätte ich noch einmal die Augen sehen können, noch einmal die Hand spüren, die mir so gern über die Stirn strich und so lieb, wie's keine mehr vermochte! Sie hätt' es auch jetzt gethan. Nein, die Mutter hätte mich nicht verstoßen wie die andern alle! Die Mutter nicht! Die hätte meinen Kopf zwischen ihre Hände genommen, sie hätte mich angeschaut aus ihren klaren Augen, lange, lange, dann hätte sie leise den Kopf geschüttelt, und ich hätte das liebe, stille Lächeln um ihre Lippen gesehen, und dann hätte sie mich an sich gezogen und hätte mich geküßt, und alles wäre gut gewesen. Und da war es mir auf einmal, als seien wir garnicht mehr getrennt, meine Mutter und ich, sondern wieder zusammen wie ehemals. Mir war plötzlich, als könne nichts von allem, was da lebt, jemals wirklich sterben, als wären Leben und Tod nur leere

Worte und nur unsere Augen so trübe, daß sie nicht sehen können, wie alles um uns lebt, alles, auch das Tote! Das packte mich so tief, und es schwamm mir vor den Augen; ein Klingen schwebte um mich wie eine liebe, tröstende Stimme, und ein Hauch berührte meine Stirn wie ein leiser Kuß. Da warf ich mich hin auf den Hügel und weinte, weinte — heiße, selige Thränen.

Als ich aufstand, war mir völlig leicht ums Herz. Ich blickte um mich. Es war ein wunderschöner Morgen, und reichster Frühling überall. Tausend Blumen wucherten im saftigen Grase zwischen den Gräbern, die alten Linden hatten ihre ersten Knospen angesetzt, und zwitschernde Vögel schlüpften mit den Sonnenstrahlen um die Wette durchs dichte Gezweig der breiten Wipfel . . . alles war so sorglos froh, als gäb' es gar kein Leid auf dieser Erde.

Mir war es wie eine wunderbare Erlösung. Dort, wo der Frühling über den Gräbern blüht, hab' ich mir Trost geholt. Ich hab' ihn nicht gleich verstanden, nur geahnt hab' ich ihn, aber schon das hat mir die Seele so leicht gemacht. Später erst, später, da hab' ich ihn auch verstanden, und da hab' ich die lieblosen Blicke tragen gelernt, das böse Zischeln und die Schande.

Was nennen sie denn Schande? Daß ich ohne ihre Erlaubnis glücklich geworden bin. Der Baum draußen auf der Heide schauert und seufzt in Lust, wenn der Sturmwind kommt und ihn umfängt; die Blumen zittern dem Sonnenstrahl entgegen, der sie wach küßt, und die Erde selbst, sie schüttert und bebt in jauchzender Wonne, wenn der Frühling zu ihr niedersteigt. Und ich sollte ärmer sein als der Baum und die Erde, als das letzte Blümlein? Ich hätte den ganzen, reichen Schatz an Leben, den ich in mir trug, vergraben sollen und hinwelken lassen, weil es die Menschen so für recht halten? Bin ich denn anders als Baum und Blume, als die Erde selbst? Gehör' ich denn nicht mitten hinein in die lebendige Natur, die mich umgiebt? Die jauchzt und jubelt und atmet hoch, wenn ihr die selige Stunde kommt, und mir soll's verwehrt sein? Und warum? Weil die Leute mit ihren kalten, dummen Geboten das lebendige Glück morden wollen. Nein, nein! Sie sollen nur die Nase rümpfen über das, was ich gethan habe, und sich abkehren von mir, ich weiß doch in meinem Herzen, daß es kein Unrecht war. Ich brauche nur hinauszugehen in Feld und Wald, da sagt's mir jeder Blick, jeder Atemzug, daß es nicht unrecht war, und das Lied der Amsel grüßt mich jetzt noch einmal so vertraut wie früher.

Das alles verstand ich jetzt. Ruhig war ich geworden in meinem Herzen und meiner selbst sicher. Aber doch lag's noch bang auf mir; denn ich wußte, daß mir noch manche schwere Stunde bevorstand, und daß ich das Glück, das ich einmal genossen, würde hart verteidigen müssen.

So war es auch. Als ich eines Abends auf mein Zimmer ging, kam mir der Vater nach. Ich sah sofort ein, daß jetzt die Entscheidung kommen werde. Bleich war ich wohl vor Erregung, aber nicht erschreckt. Ich blickte ihm fest ins Auge und wartete, bis er beginnen werde. Auch er fing nicht gleich an zu reden, und ich sah wohl, daß es ihm schwer wurde, die rechten Worte zu finden. Das that mir unsäglich wehe, aber ich wußte doch, daß ich daran nichts mehr ändern könne. Endlich nach etlichen belanglosen Worten, die er sprach, um Zeit zu gewinnen, rang er sich die Frage ab, ob ich an dem und dem Tage des Nachts Besuch empfangen hätte. Ich stockte eine Sekunde lang, denn es fiel mir die Antwort seinetwegen schwer, aber es mußte sein, und ich sagte ja.

„Wen?“ fragte er weiter, und seine Stimme bebte vor Aufregung. Ich bekannte ohne Zaudern die Wahrheit. Er zuckte zusammen, als ich den Namen nannte, eine dunkle Röte stieg ihm ins Gesicht, seine Lippen preßten sich aufeinander, und die Hände ballten sich; das alles sah ich. Er wollte reden, aber er atmete so heftig, daß er kein Wort hervorbringen konnte. Er kehrte sich von mir ab und trat ans Fenster. Eine Weile stand er so, dann wendete er sich wieder mir zu, und ganz ruhig, doch so, daß ich merkte, welche Mühe ihn jedes Wort kostete, fragte er mich, was in jener Nacht vorgefallen sei.

Was ich in diesen Augenblicken litt, kann ich nicht sagen. Lügen? Nein, dazu war ich zu stolz, und ich wußte doch, welchen Schmerz ich meinem Vater durch die Wahrheit zufügen müßte. Auch

that mir seine Frage weh; er war ja mein Vater, aber ich empfand es als ein Unrecht, daß mich irgend jemand zwingen wollte, mein Geheimnis preiszugeben. Tausend Gedanken gingen mir in diesem Augenblick durch den Kopf, und ich weiß nicht, wie es mir möglich war, meine Fassung zu bewahren. Ich sagte ihm, daß es Dinge gebe, die jeder nur vor sich selbst zu verantworten habe, daß ich ihm also auf seine Frage keine Antwort geben könne. Übrigens kenne er mich, und wenn ich ihm sagte, daß ich ruhig und ohne Reue an das Vorgefallene zurückdächte, so könne auch er darüber ruhig sein.

Er ließ mich ausreden, aber ich hatte zu früh gehofft, er werde sich damit begnügen. Im Gegenteil, er ward immer eindringlicher mit seiner Frage, die dunkle Röte zeigte sich wieder auf seiner Stirn, und er drohte zuletzt. Damit aber rief er nur den Trotz wach, der seit jeher in mir wohnt, ich blieb bei meinem Wort und verteidigte heftiger, als es mir jetzt recht scheint, mein Eigentum. Da brach nun sein voller Zorn über mich los. Was hab' ich da hören müssen! Jedes seiner Worte stach mir ins Herz, aber ich mußt' es eben ertragen.

„Morgen verläßt du mein Haus!“ rief er. „Ich kenne dich nicht mehr.“

Damit ging er.

Da hab' ich geweint, wie damals, als mir die Mutter starb. ‘Ich kenne dich nicht mehr!’ Wie mußt' es dem armen Mann ums Herz sein, daß er das zu mir sagte! Denn ich wußte ja, wie lieb er mich hatte. Und für all diese Liebe hatte ich nun so namenloses Weh über ihn gebracht. Muß denn, wenn einer glücklich wird, immer ein anderer darunter leiden?

Die Muhme kam, und auch sie begann mich zu verhören — in ihrer Weise. Ich vermochte kaum zu antworten; auch wollte und konnte ich ihr nicht einmal so viel gestehen, wie dem Vater. Da ich aber daran war, einige Habseligkeiten — so viel ich für's Nötigste brauchte — zusammenzupacken, merkte sie bald, welche Wendung die Unterredung mit meinem Vater genommen hatte. Die brave Frau war im Innersten entsetzt über mein Vergehen, ja sie vermochte nur schwer ihren Abscheu vor mir zu verbergen, und noch jetzt muß sie sich Mühe geben, gleichgiltig mit mir zu reden. Aber daß ich in die Fremde hinausgestoßen werden sollte, war ihr doch zu hart und leid, und sie fing an zu weinen. Sie hat's mit mir ja immer gut gemeint und mich treulich gern gehabt, und ich bin überzeugt, die Zeit her habe ich sie unzählige Rosenkränze gekostet. Endlich ging auch sie und ließ mich allein. Schlaf habe ich nicht gefunden.

Den nächsten Morgen blieb ich in meinem Zimmer. Der Vater aber schickte eine Magd herauf und befahl mir, zum Frühstück zu kommen. Ich gehorchte. Gesprochen wurde fast nichts, und ich ging gleich wieder in meine Kammer, um mich zum Scheiden zu rüsten. Darauf kehrte ich ins Speisezimmer zurück.

Ich traf dort noch den Vater, der am Tisch saß und unverwandt in das weit aufgeschlagene Zeitungsblatt blickte, und die Muhme. Die ließ uns aber gleich allein. Ich trat auf den Vater zu und hielt ihm die Hand hin. Er blickte auf, meine Hand aber nahm er nicht.

„Was willst du denn jetzt thun?“ fragte er.

„Abschied nehmen,“ antwortete ich so fest als möglich. „Du hast mir ja das Haus verwiesen.“

Er nickte mit dem Kopf. „Und wohin wirst du denn gehen? Was wird aus dir werden?“

„Ich weiß es nicht,“ gab ich zur Antwort, und das Herz klopfte mir bis zum Halse hinauf.

Er sagte nicht gleich etwas darauf, sondern schaute in die Zeitung, als ob er etwas Wichtiges darin suche. Dann blickte er plötzlich auf, und ich sah, daß seine guten treuen Augen feucht waren.

„Denkst du denn gar nicht daran, daß du mein Kind bist, und daß ich dich lieb habe?“ fragte er.

Ich konnte nicht antworten. Das Weh schnürte mir die Kehle zusammen, und ich wäre am liebsten auf die Knie gesunken und hätte seine Hände geküßt. Aber ich konnte keine Reue spüren, und reulos die Schuldige spielen, das vermochte ich nicht.

Er stand auf und ging im Zimmer hin und wider. Keiner von uns sprach ein Wort, aber meine Augen folgten jeder seiner Bewegungen.

Endlich blieb er vor mir stehen. „Scholastica!“

rief er und streckte mir die Hand entgegen. Sein Blick glitt unsicher über mich hin, als getraute er sich nicht, mich anzuschauen, und es zuckte ihm heftig um den Mund.

Da schoß es mir heiß durch das Herz. Mit meinen beiden Händen griff ich nach seiner und preßte sie an den Mund. Nie in meinem Leben habe ich sie so inbrünstig geküßt; mir stürzten die Thränen aus den Augen und rieselten über meine Wangen auf seine Hand.

Mit der Linken strich er mir liebkosend über das Haar, und nun kam es von seinen Lippen — Worte so voll von Liebe und Güte, von Milde und Verzeihung . . .

Endlich faßte ich mich. Ich blickte ihm in die Augen, die so schmerzlich liebevoll in die meinen schauten und mir ins Herz dringen wollten. Ich ertrug den Blick.

„Sieh, Vater,“ sagte ich, „ich will nicht ungehorsam sein und nicht trotzig. Aber ich kann dir nicht mehr sagen, als daß ich mich nicht schuldig fühle. Sieh, ich selber müßt' es doch in mir spüren, ich müßt' es doch bereuen, und ich kann es nicht.“

Er schaute mich noch immer mit seinem sorgenvollen Blick an. Schmerzlich schüttelte er das Haupt.

„Du bist jung,“ sprach er leise, wie vor sich hin. „Jung — jung! Und du hast keine Mutter mehr. Du hast es nicht gewußt . . . Du weißt es nicht.“

Und er strich mir wieder mit den zitternden Händen über das Haar und faßte mich an den Wangen und küßte mich auf die Stirn. Dann schob er mich plötzlich fort und drehte mir den Rücken.

„Geh! Geh!“ sagte er, und ich ging. Als ich die Thür schloß, hörte ich ihn laut aufschluchzen.

Am Abend des nächsten Tages, als ich wie die anderen zur Ruhe gehen wollte, rief er mich zurück. Er habe sich alles wohl überlegt, begann er nach einer kleinen Pause; es falle ihm schwer, über die Sache noch einmal zu reden, aber er müsse es thun. Denn es werde gut sein, wenn ich auf einige Zeit zu meinen Verwandten nach Görz zöge.

Er mochte meinen verwunderten Blick bemerkt haben, und darum setzte er hinzu, es sei wegen der Leute, um die Sache bei ihnen in Vergessenheit zu bringen.

Das that mir weher, als ich sagen kann, aber ich wußte, daß er es mit mir gut meinte, und das minderte mir das bittere Gefühl. So ruhig wie möglich sagte ich ihm, ich wäre aus dem Hause gegangen, wenn er mich wirklich daraus verwiesen hätte; denn das hätte ich, so namenlos unglücklich ich darüber gewesen wäre, ohne Murren hinnehmen müssen. Allein freiwillig thäte ich einen solchen Schritt nie und nimmer. Wenn die Leute Übles redeten, so könnte ich das nicht hindern; vor ihren Schmähungen fliehen, hieße aber sich schuldig bekennen und ihnen recht geben. Das aber könnte ich nicht, ich könnte mich nicht für schlechter halten als die anderen. Und ich dachte in diesem Augenblick an die Baronin Kettelhof, die sicherlich den Mund voll Entrüstung nimmt, wenn die Rede auf mich kommt.

Mein Vater ließ sich nicht gleich umstimmen, aber ich hörte nicht auf zu bitten, und endlich gab er nach. So weh mir noch immer um seinetwillen war, so fühlte ich mich doch ordentlich erleichtert im Herzen; ich hatte für mein Recht auf Glück den Kampf bestanden.

Seither hat mein Vater kein Wort mehr darüber gesprochen. Er ist immer lieb und gütig mit mir, aber manchmal, wenn er glaubt, ich seh ihn nicht, schaut er mich noch mit seinem prüfenden, schmerzlichen Blick an. Gott vergelt' es ihm, was er um mich leidet! Ich kann's ja nicht. Nicht einmal lindern kann ich's ihm, und wenn ich mit aller Sorgfalt und Liebe um ihn bin. Doch nein, nein! Verziehen hat er's schon, er wird es mit der Zeit wohl auch vergessen. Eine Nacht in meinem ganzen Leben hat mir gehört; Tag um Tag, so viel ich ihrer noch sehe, gehört jetzt ihm, ihm ganz allein, und da muß doch auch endlich der Tag kommen, an dem er ohne Schmerz daran denkt, daß sein Kind glücklich war.

Noch einmal hatte ich eine schwere Stunde zu überstehen.

An einem Sonntag nach Tisch hatte der Herr Jesse eine geheime Unterredung mit dem Vater. Als die beiden danach aus dem Zimmer wieder zu uns traten, merkte ich wohl, daß sie

beide nach mir schauten und dann einen schnellen Blick wechselten, allein ich achtete nicht weiter darauf. Mit Herrn Jesse hatte ich, seit die Franzosen in der Stadt waren, nur wenig mehr gesprochen. Es war das von mir nicht absichtlich, sondern aus natürlicher Scheu geschehen, ohne daß ich es übrigens selbst gemerkt hätte.

Des Nachmittags saß ich in meinem Zimmer und stickte. Da klopfte es an die Thür. Verwundert sagte ich ‘Herein’! Denn ich konnte keinen Besuch erwarten; meine Freundinnen ließen sich ja bei mir nicht mehr blicken. Als ich aber den Herrn Jesse eintreten sah, ging meine Verwunderung in jähe Angst über. Dennoch bot ich ihm ruhig einen Stuhl an und fragte ihn, was er wolle.

Er war sehr verlegen, setzte sich erst nach vielen Entschuldigungen und sorgte dabei umständlich, daß die Schöße seines Rockes nicht verdrückt würden. Ich hätte trotz meiner Verwirrung beinahe lächeln müssen.

Endlich hub er an, ich müßte wohl gemerkt haben, daß er schon seit langem ein Auge auf mich geworfen. Bisher habe er nicht gewagt, davon zu sprechen, und er glaube, ich kennte seine Gründe. Nun aber sei die Zukunft klar vor ihm, so weit dies überhaupt in menschlicher Berechnung stehe. Er habe mit meinem Vater gesprochen und seine Einwilligung erhalten; es sei alles zwischen ihnen beredet worden, und nun frage er mich, ob ich seine Hoffnungen erfüllen und seine liebe Frau werden wolle.

Ich hatte ihn nicht unterbrochen, sondern fort und fort überlegt, was oder vielmehr wie ich ihm antworten sollte. Aber so schlecht das von mir war, ich habe dabei immer gedacht: genau so und nicht anders hab’ ich mir die Liebeserklärung des Herrn Jesse gedacht, so umständlich, so feierlich und so wohl fundiert. Und ich habe jedes seiner Worte voraus geraten und eine gewisse spöttische Freude darüber empfunden, daß es immer so eintraf, wie ich geraten hatte.

Als er aber zu reden aufhörte, war ich nun doch in Verlegenheit. Ich sagte, was wahrscheinlich alle in solchen Fällen sagen; ich sprach von der Ehre, die ich zu schätzen wisse, und wie leid es mir thue, seinen Antrag nicht annehmen zu können, kurz, ich bemühte mich, das Nein so wenig wie möglich verletzend zu machen.

Er war betroffen. Eine Weile schwieg er und blickte vor sich nieder, und ich sah, wie er sich mühsam sammelte. Ob ich ihm denn garnicht ein bißchen gut sei, wagte er endlich zu fragen.

Das schon, erwiderte ich, und es kam mir von Herzen. Aber mehr als Freundschaft sei es eben nicht, was ich für ihn empfände.

Er schaute mich voll an, und über sein ehrliches Gesicht huschte ein leises, bescheidenes Lächeln. Mehr als Freundschaft habe er garnicht erwartet, sagte er. Er wisse ganz gut, daß er nicht die Eigenschaften besitze, Herzen zu erobern. Aber treuer als er könne es niemand mit mir meinen, und wenn ich ihm vertrauen wolle, er seinerseits wäre das zufrieden. Er hoffe, sich mit der Zeit zu meiner Freundschaft auch meine Liebe zu erwerben, und so würde unsere Ehe dann doch eine glückliche werden.

Sein Vertrauen machte mich aufs neue verwirrt, und stotternd sagte ich, daß ich seine Hoffnungen leider nicht teilen könne. Ich bat ihn, sich den Gedanken aus dem Kopf zu schlagen und nicht weiter in mich zu dringen.

„So schicken Sie mich ganz und gar fort?“ bat er noch einmal. „Ich möchte nicht drängen. Vielleicht wollen Sie sich meine Worte überlegen und mir erst in ein paar Tagen Bescheid geben?“

Ich sagte ihm, daß dies unnütz sei. Meine Weigerung sei unumstößlich, und ich könnte davon nicht abgehen. Das mochte ich wider Willen etwas rauh herausgebracht haben; mir schien es selbst so, und es that mir leid.

Er stand auf und ging zur Thür, aber er kehrte wieder um. Seine bittenden Augen ruhten auf mir, fast Hilfe flehend, und ein Gedanke schien in ihm zu arbeiten, den er nicht zu äußern wagte.

„Liebes Fräulein,“ begann er endlich, „halten Sie mich nicht für zudringlich! Aber es wird mir schwer zu glauben, daß es bei dem Nein bleiben soll. Früher ist es mir oft vorgekommen, als ob Sie mich doch ein wenig leiden könnten. Nein, nein, ich will ja nicht unbescheiden sein. Aber es könnten vielleicht — verzeihen Sie, daß ich es sage! — es könnten vielleicht irgend welche Bedenklichkeiten Sie abhalten. Sehen Sie,

ich weiß ja — aber ich möchte Ihnen nicht wehe thun, liebes Fräulein — ich weiß, daß die Leute manches —"

Er hielt inne und wagte nicht, den Satz zu vollenden. Mir wurde es kalt, und ich glaubte, ich müsse mich an dem Tische festhalten, um aufrecht stehen zu können.

„Nein, nein," fuhr er fort, „glauben Sie nicht, daß ich Sie kränken will. Sehen Sie, es könnte aber sein, daß Sie zu stolz wären. Das geht mir im Kopfe herum. Ich glaube nichts von dem, was die Leute sagen. Ich brauche Ihnen nur in die Augen zu schauen, und ich weiß, daß ich keine liebere und bessere Frau bekommen kann. Wenn's also das wäre, Fräulein Scholastica, dann glauben Sie nur, ich vertraue Ihnen, ohne daß Sie ein Wort sagen."

Er hielt wieder inne. „Wollen Sie noch nicht in meine Hand einschlagen?" Und er hielt mir treuherzig die Rechte entgegen.

Ich hatte seine Worte eingesogen. Freude und Weh gingen mir zugleich durchs Herz. Der Mann, der da vor mir stand, war mir so oft lächerlich erschienen, und wenn ich ihm bisweilen gut war, so war das immer ein halb mitleidiges Gefühl gewesen. Und jetzt seine Worte, so voll warmer Liebe, so treuherzig, so kindlich schlicht und voll rührenden Vertrauens! Das überwältigte mich; das Herz klopfte mir hoch, und ich fühlte, wie mir das Blut darin zusammen strömte. Ein wilder, leidenschaftlicher Schmerz überkam mich — um ihn, der so gut mit mir war, so edel, und ich fühlte: wenn ich ihm schon das Glück nicht geben konnte, das er hoffte, eines war ich ihm schuldig: Wahrheit!

„Also wollen Sie nicht einschlagen?" fragte er nochmals.

„Nein," sagte ich und kämpfte die Thränen hinunter. „Ich kann nicht." Und mit äußerster Überwindung fügte ich hinzu: „Ich darf Sie nicht täuschen."

Ein jäher Schmerz zuckte in seinem braven Gesicht auf; er hatte Mühe, sich zu beherrschen. Aber er bezwang sich. Wortlos drückte er mir die Hand, dann verließ er das Zimmer.

Noch am selbigen Tage hat er seine Stellung gekündigt. In einem Vierteljahr wird er von uns scheiden. Ihm und mir ist es qualvoll, daß wir uns täglich sehen müssen; wir reden natürlich kaum einmal ein Wort miteinander. Er hätte freilich sogleich fortgehen können; mein Vater hätte ihn gewiß nicht gehalten, und eine neue Stellung hätte er sicherlich auch gleich bekommen. Aber so ist er einmal: ein Mann der Ordnung, und von der üblichen Zeit würde er um keinen Preis etwas abdrücken.

Ach Gott, wenn die anderen nicht wären, in meinem eigenen Herzen wäre ich glücklich. Kurz, kurz war mein Glück — eigentlich nur eine einzige, selige Nacht lang. Aber mich reut es nicht, und ich klage nicht. Die andern verzetteln ihr bißchen wohlerzogenes und wohlangesehenes Glück auf ihr ganzes Leben. Ich hab's heimlich genossen und auf einmal. Eine Nacht war's nur, aber in der einen Nacht so stürmisches, so gewaltiges Glück, so aus meinem ganzen Menschen heraus, und so viel jubelnde Seligkeit, daß ich's um ein ganzes Leben nicht hingeben möchte.

Rümpft die Nase über mich, wenn ihr's schon nicht anders könnt — mein Glück aber könnt ihr mir nicht rauben. Das hab' ich gehabt, und das bleibt bei mir — bis zu meinem Tode.

Ende.

# Liebes-Rebellen.

## Roman

von

**Roy Tellet.**

[11] Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Lise Landau.



„Und jetzt kommst du in meine Wohnung und bist mein Gast, Elton," sagte Lechmere, „wir haben noch tausenderlei zu besprechen."

„Du bist wirklich ein guter Kerl," meinte Carolath, „und etwas später komme ich gern zu dir, aber erst muß ich noch Cora sehen, sonst läßt es mir keine Ruhe. Mir erscheint alles, was du gesagt, immer noch kaum glaublich."

„Aber ist's nicht schon ein wenig spät für einen Besuch?"

„Nicht bei ihr," antwortete Carolath lächelnd. Wie vollständig hatte die neue Liebe die frühere verdrängt!

„Das stimmt," sagte Lechmere. „Die Nacht ist ihr Tag. Gut, ich werde dem Kutscher die Adresse sagen. Aber es wäre ein Zufall, wenn du sie zuhause treffen solltest."

„Und wo wohnst du denn jetzt eigentlich?" fragte Carolath.

„Das sollte eine kleine Überraschung für dich werden, aber nun muß ich dir's wohl vorher sagen — in deiner früheren Wohnung."

„Ah, ich merke wohl, das ist wieder eine deiner Gutthaten. Du wolltest mir die Wohnung erhalten."

„Nun ja doch, denn ich hatte die feste Überzeugung, daß du doch wohl bald wiederkommen würdest. Und ich wußte, daß du eine Menge Sachen besaßest, von denen du dich nur ungern getrennt hättest — die Bibliothek deines Vaters und allerhand Familienerinnerungen. Die Wirtin drohte, die Sachen zu verkaufen, um sich für die Kleinigkeit, die du ihr schuldetest, bezahlt zu machen. Sie hätte alles für eine Lappalie weggegeben."

„Die Sachen waren, abgesehen davon, daß sie mir als teuere Erinnerungen galten, nicht viel wert," meinte Carolath, „sonst würde ich sie in meiner damaligen Verblendung wohl längst verkauft gehabt haben."

„Da bist du denn noch ein wenig im Irrtum, wie du gleich hören sollst. Also ich hielt es für das vernünftigste, in deine Wohnung zu ziehen und deine Sachen zu behalten."

„Mit anderen Worten, du bezahltest meine Schulden," unterbrach ihn Carolath, „und ich bin dir von neuem zu Dank verpflichtet."

„Thorheit — das war ja nur eine Kleinigkeit, die du mir nächstens ganz bequem zurückerstatten kannst. Denn du bist ein ganz wohlhabender Junge, Elton; paß mal auf: Ich ließ nämlich, ehe ich die Zimmer bezog, ein Verzeichnis deiner Sachen machen und sie abschätzen. Und da stellte sich folgendes heraus: Als der Mann mir die Aufstellung brachte, war ich ganz starr über die große Summe. Ich hätte am liebsten aufgeschrieen vor Verwunderung. Zum Glück trug der Taxator eine Brille, die er fortwährend abputzen mußte, und während er damit beschäftigt war, gewann ich Zeit, mich ein wenig zu beruhigen, so daß ich schon wieder ein ganz gleichgiltiges Gesicht machen konnte, als er mich endlich anguckte."

„Du hast mir aber die Summe noch nicht genannt," bemerkte Carolath.

„Ach so, ja, also es waren siebenhundert und fünfzig Pfund."

„Nicht möglich!" rief Carolath, „das scheint mir wieder einer deiner versteckten Edelmuts-Pläne!"

„Aber durchaus nicht, ich gebe dir mein Wort darauf. Die Bücher allein machten es, wie ich aus der Aufstellung ersah. Es scheint, daß sich unter den verstaubten Bänden aus deines Vaters

Bibliothek einige befinden, die einen ganz phantastischen Wert repräsentieren."

„Er selbst hatte davon nie eine Ahnung gehabt, und nach seinem Tode wurden die Bücher auf dem Lande sehr niedrig abgeschätzt."

„Das glaube ich schon — wahrscheinlich von irgend einem Dorftölpel, der nichts davon verstand. Übrigens haben diese wertvollen Bücher durchaus kein Ansehen, im Gegenteil, sie schienen mir die schäbigsten von allen. Ich hätte nicht fünf Schilling für die ganze Geschichte geboten. Aber sie sollen sehr selten sein — daher ihr Wert. Du brauchst also nur eins oder zwei davon zu verkaufen, wenn deine Kasse leer ist."

Carolath saß eine Zeitlang schweigend da. Jetzt erschien ihm das Leben nicht mehr unerträglich.

„Ich finde eigentlich, es kennzeichnet deine sehr geringe Meinung von unserer Freundschaft," fuhr Lechmere fort, „daß du es gar so eilig hast, mir das, was du von mir geborgt hast, zurückzuzahlen; aber ich weiß ja, was du für ein wunderlicher Kauz bist. Es steht jetzt also in deiner Macht, mir das Geld, wann immer du willst, wiederzugeben. Hast du denn fürs erste genug Bargeld?"

„Ja, ich danke dir."

„Und du hast wirklich die ernste Absicht, das junge Mädchen zu heiraten?"

„Ganz gewiß."

„Sie ist hübsch," meinte Lechmere nachdenklich, „sehr hübsch, von ganz eigener Art. Aber gehört sie denn unserer gesellschaftlichen Sphäre an?"

„Ganz entschieden."

„Hat sie Vermögen?"

„Ja, lieber Junge, das weiß ich wirklich nicht."

„Denn du bist nicht etwa reich," meinte Lechmere lächelnd. „Siebenhundert und fünfzig Pfund ist ein ganz hübsches Sümmchen. Du kannst eine Weile davon leben, aber wie du damit auf die Dauer eine Familie erhalten willst, das ist mir nicht ganz klar."

„Nun ich muß natürlich arbeiten, sogar angestrengt arbeiten," entgegnete Carolath. „Aber mit Errima an meiner Seite, will ich das gern thun."

„Und du glaubst ein Recht zu haben, sie an ein Leben voll Armut zu ketten?"

„Mach' mich nicht toll, Lechmere! Ist denn Geld alles in der Welt, und gilt denn Liebe gar nichts?"

„Ich will ja nur, daß du alles mit offenen Augen ansiehst, und nicht wie damals blindlings drauf los handelst."

„Oh, damals war's eine unechte Liebe," sagte Carolath, „aber diesmal ist's die wahre. Da war's nur satanischer Teufelsspuk; jetzt aber ist's der Zauber engelhafter Reinheit."

„So, das war schön gesagt," meinte Lechmere trocken. „Aber hier sind wir schon an der Thür des satanischen Teufelsspuks."

Carolath sprang aus dem Wagen.

„Warte nicht auf mich," sagte er dann zu Lechmere. „Ich suche dich auf, sobald ich hier fertig sein werde."

Er klopfte an die Hausthür. Ein schmutziger Mensch, der halb Haushofmeister, halb Diener zu sein schien, öffnete.

„Ist Miß Hamilton zu sprechen?"

„Ja, Herr. Wen soll ich melden?"

„Mr. Elton."

Der Mann ging hinauf und ließ Carolath in der Halle stehen. Offenbar schien Miß Hamilton daran gewöhnt, zu jeder Stunde Besucher zu empfangen.

Gleich darauf kam er zurück und forderte Carolath auf, ihm nach oben zu folgen. Sie kamen an die Thür des Salons, die der Mann weit öffnete; ein starker Duft von Patchouli drang ihm entgegen. Dann schloß sich die Thür hinter ihm, und er fand sich allein mit seiner einstigen Liebe.

---

## XXIV.

Cora saß in einem Lehnstuhl, mit dem Rücken zur Thür, die Hände hinter dem Kopf gefaltet, in einer Stellung, die deutlich ihre üppigen Formen hervortreten ließ. Als Carolath näher kam, wandte sie den Kopf halb nach ihm um und reichte ihm über die Lehne hinweg die linke Hand zum Gruß. Carolath nahm sie; er fand sie groß und plump und garnicht so weiß, wie er sie sich immer vorgestellt hatte.

„Da wärst du also wieder, caro mio,“ sagte Cora lässig. „Was ist denn mit dir los gewesen die ganze Zeit über?“

Ihre Sprache schien ihm gemein. War das wirklich dieselbe Frau, die er einst so leidenschaftlich geliebt hatte? Sie war ja um zehn Jahre älter als er; ihre Figur war plump, die Augen erschienen künstlich vergrößert durch bella donna; die Lippen — gefärbt, der leuchtende Teint — Kunst; und dann dieser entsetzliche Patchouliduft! Wer von ihnen beiden hatte sich so geändert, oder wie kam es, daß er all das früher nie gemerkt hatte?

Nur eines gefiel ihm an ihr: sie schien so wohl wie nur je. Wie sollte er sich nur dies Rätsel erklären?

„Ich bin auf dem Lande gewesen,“ erklärte er; es war ihm unmöglich, ihr die Wahrheit zu erzählen.

„So! — ach, setz' dich, bitte, hierher — mir gegenüber. Du bist also auf dem Lande gewesen? Ich glaub's wohl. Weißt du, mein Lieber, man sieht dir's an.“

Und Cora brach in lautes, hartes Lachen aus.

„Erinnerst du dich auch,“ fuhr sie dann fort, „daß du dich sehr häßlich betragen hast, als du zuletzt hier warst?“

„Wirklich?“ fragte Carolath gespannt.

„Wirklich, fragst du noch! — Na, ich will's meinen. Du warst damals ein ganz abscheulicher Mensch.“

„Ja, was hatte ich denn gethan?“

„Oh, du Heuchler, thu' doch nicht, als wüßtest du von nichts! Auf deinen Knien solltest du mich um Verzeihung bitten!“

„Bitte, hilf doch meinem Gedächtnis nach und erzähle mir etwas davon! Ich weiß nur, daß ich an jenem Abend sehr aufgeregt war.“

„Nur aufgeregt, mein Lieber? — Toll warst du geradezu! Und um nichts! Als ob ich nicht mal einen Freund bei mir zum Abendbrot hätte haben dürfen, ohne dich erst um Erlaubnis zu fragen! Weißt du, als du ins Zimmer stürztest, da hast du ausgesehen, wie ein wildes Tier. Ordentlich Angst bekam ich im Augenblick vor dir. Und dann griffst du noch nach einem Messer! Das war doch höchst unpassend und mußte einen erschrecken. Wie du es nun mit einem furchbaren Blick hochhobst, da sprang ich auf und fiel rücklings über den Ofenvorsetzer hinweg zu Boden. Du mußt wissen, was weiter geschah, ich weiß von nichts — denn ich war ohnmächtig geworden. Aber es war doch nett von dir, daß du wenigstens das Geld dagelassen hattest; ich nahm es als deine Entschuldigung; ich konnte es gerade gut gebrauchen.“

Carolath hörte mit angespannter Aufmerksamkeit zu. Er mußte sie doch sicherlich mit dem Messer verletzt haben, aber durch den Schreck und die gleich folgende Ohnmacht hatte sie es wahrscheinlich gar nicht gefühlt oder bemekrt.

„Meinen Freund hast du fast noch mehr erschreckt als mich,“ fuhr Cora laut lachend fort. „Er lief davon wie ein scheugewordenes Pferd. Ich necke ihn heute noch damit. Als ich wieder zu mir kam, war er fort; das Geld lag verstreut auf dem Fußboden, die Tischdecke war halb herabgerissen, und das meiste Geschirr natürlich zerschlagen; ja sogar von einem Messer war die Klinge abgebrochen.“

Jetzt wurde dem jungen Manne alles klar. Das mußte offenbar das Messer gewesen sein, mit welchem er den Streich geführt. Wahrscheinlich hatte es an dem Stahl von Coras Mieder Widerstand gefunden und war abgebrochen, während er geglaubt, daß es ihren Körper durchbohrt hätte. Das war damals alles so blitzschnell geschehen, und er hatte sich in solcher Aufregung befunden, daß ihm für Beobachtungen keine Zeit blieb.

„Jedenfalls war dir nichts geschehen,“ bemerkte er im Tone großer Erleichterung.

„Nichts weiter, als was Essig und Löschpapier nicht hätte gut machen können,“ entgegnete Cora. „Nur mein Kleid hatte ich mir vorn aufgerissen, obgleich ich mir garnicht denken kann, wie das kam.“

Offenbar hatte sie keine Ahnung davon, daß Carolath wirklich nach ihr gestochen. Sie bildete sich ein, daß er alles nur gethan, um sie zu erschrecken, und jetzt amüsierte sie der Gedanke, daß es ihm so gut gelungen war. Daß es jemandem im Ernst einfallen konnte, ein so reizendes

Wesen, wie sie es war, umbringen zu wollen, das kam ihr garnicht in den Sinn. Kein Gefühl der Sicherheit ist stärker, als das, welches sich auf Selbstschätzung gründet.

„Ich nehme an, du bist gekommen, um mich um Verzeihung zu bitten," fügte Cora hinzu.

„Ich hoffe, du wirst meine Entschuldigung annehmen, wenn sie auch etwas verspätet kommt," sagte Carolath. Jeder Funke des alten Grolls war erloschen; ja er war ihr sogar in einer Art dankbar, daß sie seiner Rache entgangen und ihn davor bewahrt hatte, an ihr zum Mörder zu werden.

„Oh, ja, ich nehme sie an," entgegnete Cora auf seine Entschuldigung. „Ich trage dir nichts nach. Jetzt wirst du sicherlich vernünftiger sein. Deinen Augen sehe ich's an, daß du ein gut Teil gelernt hast, seit du zum letztenmale bei mir warst. Damals warst du ja noch ein halber Knabe, und es machte mir Spaß, dich ein bißchen zum Narren zu haben. Du weißt doch, daß die meisten Jünglinge sich zuerst in Frauen verlieben, die älter sind, als sie selbst? Aber sie kommen schon drüber hinweg. Du machst dir jetzt nicht mehr die Bohne aus mir — das merk' ich wohl, und unter uns gesagt, mir thut das gar nicht leid. Es war wirklich furchtbar unbequem für mich, immer so gut und anständig in deiner Gegenwart zu thun."

Sie besaß einen unglaublichen Freimut, dieses große, hübsche Weib. Für Carolath war das, was sie eben gesagt, nicht gerade schmeichelhaft, aber eigentlich gefiel ihm das ganz gut an ihr.

„Du mußt nicht etwa glauben, daß ich dich damals nicht mochte," fuhr sie fort, während sie die reichberingte Rechte vor den Mund hielt, um mühsam ein Gähnen zu verbergen, „du weißt wohl, daß du sehr hübsch bist, und ich liebe hübsche Männer. Aber sag' mal, weshalb in aller Welt bist du denn so schäbig angezogen? Hast du gespielt?"

„Nein," erwiderte Carolath, „aber ich habe auf dem Lande gelebt, ganz abgeschnitten von aller Gesellschaft."

Cora schaute ihn flüchtig, aber neugierig an. Dann stand sie auf, ging auf ihn zu, legte ihm die Hände auf die Schultern und sagte, ihm fest in die Augen schauend:

„Irgend etwas ist mit dir nicht richtig. Was ist's denn? Ich habe dich schlecht behandelt, ja, das weiß ich. Hast du all dein Geld für mich hergegeben? Freilich, ich brauche viel Geld, ohne das kann ich nicht leben. Aber augenblicklich habe ich genug davon, und du sollst mit mir teilen. Da, hier hast du meine Börse. Wir sind doch alte Freunde, weißt du."

Ehe er es hindern konnte, ließ sie eine Hand in die Tasche gleiten und zog eine Börse heraus, die sie ihm aufnötigen wollte.

„Ich weiß nicht, wie viel drin ist," fügte sie hinzu. „Ich zähle mein Geld niemals. Aber irgend welche Banknoten sind drin — vorläufig genug, daß du damit auskommen kannst."

„Aber ich denke nicht daran, das Geld zu nehmen," sagte Carolath heftig. „Ich habe selbst, was ich brauche."

„Na, zum Teufel, weshalb kleidest du dich denn so schlecht?" fragte Cora ärgerlich. „Früher zogst du dich doch so gut an."

„Das will ich auch wieder," entgegnete Carolath lachend.

Cora nahm wieder ihren Platz ein.

„Gut," sagte sie gekränkt, „ich denke, wir verstehen einander. Du hast mich früher für einen Engel gehalten, und jetzt meinst du, ich sei ein Teufel. Wer weiß? Ich bin weder das eine noch das andere, sondern nichts weiter als eben nur ein Weib. Ach bitte, schau mich nicht so an! Ich weiß ganz genau, was du jetzt denkst. Du begreifst nicht, wie du je in mich verliebt sein konntest! Das heißt mit anderen Worten, du liebst eine andere, irgend ein junges Ding vom Lande, ganz Unschuld im weißen Musselinkleid! Na, hab' ich nicht recht?"

Carolath mochte in diesem Punkte ihre Neugier nicht befriedigen. Weder wollte er sie kränken, noch vermochte er es über sich zu gewinnen, hier den Namen seiner Braut auszusprechen. So gab er irgend eine ausweichende Antwort.

Darauf versuchte Cora ihren Gefühlen Luft zu machen, indem sie die Klingel heftig in Bewegung setzte.

„Champagner!" rief sie dem eintretenden Diener zu.

„Wir wollen ein Abschiedsglas mit einander

trinken," meinte sie dann zu Carolath gewendet. „Du kommst natürlich heut zum letztenmale zu mir; das weiß ich recht gut."

Der Champagner wurde gebracht, und sie schenkten tapfer ein. Die prickelnde Flüssigkeit that dem jungen Manne wohl; auch Cora gewann ihre gute Laune schnell zurück; sie machte gar nicht erst den Versuch, ihre alte Herrschaft über Carolath wieder zu erlangen; sie mochte wohl einsehen, daß der Versuch ihr doch nicht glücken würde, oder vielleicht verbot ihr auch ein besseres Gefühl, sich zwischen ihn und seine Liebe zu drängen.

„Und nun," sagte sie, als er sich erhob, um sich zu verabschieden, „nun will ich suchen, dich so schnell als möglich zu vergessen."

„Weshalb denn?" fragte Carolath.

„Weil ich weiß, daß du mich sehr bald vergessen haben wirst, und der Gedanke mich ganz melancholisch machen würde. Ich will jetzt eine Künstlerin werden, weißt du, eine richtige. Nächste Woche trete ich in einer neuen Rolle auf, es ist zwar eine Hosenrolle, aber sie giebt doch Gelegenheit, künstlerisches Spiel zu entfalten. Du kannst ja hinkommen, dir's ansehen, wenn du willst."

„Hoffentlich hast du einen recht großen Erfolg damit," sagte Carolath, ihr „Gute Nacht" wünschend.

„Eine Hosenrolle!" dachte er bei sich, als er wieder auf die Straße hinaustrat. Und das war seine Göttin, der Inbegriff edler Weiblichkeit für ihn gewesen.

Der Gedanke verstimmte ihn ein wenig; aber bald wurde er wieder vergnügt in dem beglückenden Bewußtsein, daß die schwere Schuld, an die er geglaubt, nicht mehr auf ihm lastete. Die Zukunft lag hell vor ihm, nichts trübte mehr die Erinnerung an die Vergangenheit. Und als er jetzt in einiger Entfernung die Gestalt des Detektivs, der sich in einem Thorweg halb versteckt hielt, gewahrte, lachte er laut auf.

„Verlorene Liebesmüh'," sagte er zu sich. Der arme Kerl that ihm ordentlich leid! Aber da fiel ihm plötzlich ein, daß Entführung ja auch strafbar sei! Der gute Mann kam am Ende doch noch auf seine Rechnung, wenn Dr. Vipan Anzeige erstattete und nach Errima forschen ließ.

## XXV.

Carolath hatte die Nacht bei seinem Freunde verbracht und ihm all seine Abenteuer erzählt. Am nächsten Morgen gleich prüfte er die Schätze seiner Bibliothek mit einem Respekt vor ihrem Alter und ihrer Unansehnlichkeit, wie er ihn nie vorher empfunden. Nachdem er aus den wertvolleren Bänden einen ausgewählt, trug er ihn zu einem bekannten Antiquar, der ihm das Buch, nachdem er es sorgfältig geprüft, für eine Summe abkaufte, die Carolath nicht nur in den Stand setzte, seine Schuld an Lechmere zu bezahlen, sondern ihm noch eine ganz schöne Barschaft in die Hand gab, die vollständig ausreichte, seine Bedürfnisse für die nächste Zeit zu decken. Nächst den Büchern und tausend Kleinigkeiten, an denen er hing, fand er auch alle seine Kleider vor, die freilich von dem langen Hängen nicht mehr ganz frisch und ansehnlich waren. Luft und Sonne machte indes bald alles wieder gut an ihnen, und mit Behagen legte Carolath einen der Anzüge an, in dem befriedigenden Bewußtsein, nun wieder wie ein Gentleman auszusehen.

Dann ging er zu Errima und besprach mit Miß Spenlove allerhand Zukünftiges. Die alte Dame befand sich in einer prickelnden Unruhe. Sie hatte Errima schon ganz in ihr Herz geschlossen und war bereit, alles für sie zu thun. Und daneben empfand sie wieder ein gewisses Schuldbewußtsein, was der ganzen Situation einen eigentümlichen Reiz gab. Miß Spenlove war jeden Augenblick gewärtig, daß die Hüter der heiligen Ordnung plötzlich auf der Bildfläche erscheinen würden, und das gab ihr in ihren eigenen Augen das Ansehen einer Romanheldin. „Nein, Mr. Elton," sagte sie, ohne daß vorher von irgend etwas ähnlichem die Rede gewesen wäre, „nein, Mr. Elton, ich will Sie nie verlassen, was auch immer kommen mag!" Carolath sprach ihr seinen tiefgefühlten Dank aus, er hätte von ihr auch gar nichts anderes erwartet.

Lechmere, der dieser Unterhaltung beiwohnte, blieb bei den romanhaften Reden seiner guten Tante ganz ernsthaft. Er selbst war ein trockener Geschäftsmann; es reizte seine Neugier, herauszufinden, welchen Grund Dr. Vipan gehabt haben

mochte, seine Nichte so eilig zu verheiraten. Sein Scharfsinn hatte ihn schon auf eine plausible Erklärung hingewiesen. Jetzt hielt die kleine Gesellschaft eine Art von Familienrat ab, in welchem das Geheimnis besprochen wurde.

„Ich denke mir, das hat irgend wie mit dem Mammon zu thun," meinte Lechmere.

„Das glaube ich kaum," sagte Carolath, „ich habe bestimmte Gründe, weshalb mir das nicht einleuchten will."

„Man hat mich immer in dem Glauben gelassen, als wäre ich nur aus bloßer Nächstenliebe aufgenommen worden," fügte Errima, sich deutlicher aussprechend, hinzu.

„Aber mochte es nicht mit in den Plan Ihres Onkels gehört haben, Ihnen Ihre wahre Stellung nie zur Kenntnis zu bringen, Miß Ravenshaw?"

„Daran habe ich freilich nie gedacht," meinte Errima.

„Nun, wenn es sich doch um Geld handelt, so steht das zweifellos in Verbindung mit dem Testament, das Miß Ravenshaws Vater hinterlassen haben muß. Sollen wir nach diesem Testament forschen, und geben Sie uns Ihre Einwilligung dazu?"

„Mir ist alles recht, Mr. Lechmere; Sie werden wohl am besten wissen, was zu thun ist."

„Wissen Sie, wo Ihr Vater starb — oder wie sein Vorname war?"

„Nichts weiß ich über ihn. Man hat mir nichts von ihm erzählt, als daß er starb, als ich noch ein Kind war."

„Natürlich gehörte das mit zu der Intrigue, Sie über alles so viel wie möglich im Unklaren zu lassen," sagte Lechmere. „Hoffentlich stellt sich jetzt nicht heraus, daß Ihr Vermögen, wenn Sie überhaupt eines hatten, schon aufgebraucht ist."

„Oh, ich glaube ganz gewiß, daß ich nichts besessen."

„Wir werden auch so auskommen," bemerkte Carolath vergnügt.

„Da bin ich doch neugierig, wie du das anfangen willst. Bis du deine Examina alle bestanden und die Goldstücke dir ins Haus regnen werden, hat's noch gute Weile."

„Nein, mit der Medizin mag ich auch gar nichts mehr zu thun haben," erklärte Carolath. „Ich habe nie große Vorliebe dafür gehabt. Ich denke mich ganz der Kunst zu widmen."

„Ja, das gefällt mir auch viel besser," meinte Errima.

„Wenn du Vermögen hast; sonst nicht," warf Lechmere ein. „Ich sehe schon, du wirst es sehr nötig brauchen können; wir wollen also versuchen, es für dich ausfindig zu machen. Wenn es wirklich existiert, dürfte es uns bald gelingen."

„Aber wie sollen wir das erfahren?" fragte Errima.

„Oh, wir haben ja eine vortreffliche Einrichtung dafür, wo wir alles über Ihre verstorbenen Angehörigen erfahren können. Sommerset-House heißt dieses löbliche Institut. Es ist wirklich ein Jammer, daß es nicht eine ähnliche Erkundigungsstätte für die Lebendigen giebt. Heute nachmittag wollen wir gleich ans Werk gehen, Elton."

„Ich bin gewiß dabei. Übrigens dürfte uns das Auffinden der Akten nicht gar so schwer sein. Ravenshaw ist kein so alltäglicher Name wie Smith oder Jones. Ich denke, wir werden das nötige bald ausgekundschaftet haben."

---

## XXVI.

Am nächsten Nachmittag hatten sie das Testament ohne viele Schwierigkeiten gefunden, und das Geheimnis war aufgeklärt. Daß es das richtige Aktenstück war, darüber konnte kein Zweifel bestehen, denn Errimas Name war ausdrücklich darin genannt. Es war daraus ersichtlich, daß ihr Vater bei seinem Tode ihr, seinem einzigen Kinde, sein ganzes Vermögen im Betrage von achtzigtausend Pfund hinterließ. Das Testament enthielt die Bestimmung, daß der größere Teil der Zinsen zum Kapital geschlagen werden sollte, bis Errima das einundzwanzigste Jahr erreicht hätte, zu welcher Zeit Kapital und Zinsen zu ihrer eigenen Verfügung stände. Noch eine Klausel fand sich vor: „Da ich nun weiß, daß meine liebe Tochter als reiche Erbin gar oft den Bewerbungen leichtfertiger Glücksjäger ausgesetzt sein, und in ihrer Unerfahrenheit vielleicht eine unglückliche Ehe eingehen wird, so untersage ich ihr aufs entschiedenste, zu heiraten,

ehe sie mündig und imstande ist, eine vernünftige Wahl zu treffen. Sollte dennoch der Fall eintreten, daß sie vor ihrer Volljährigkeit sich vermählt, so vermache ich alles, was ich besitze, meinem Schwager Dr. med. Kylmer Vipan, der nur eine jährliche Pension von dreihundert Pfund an meine Tochter zu zahlen hat. Ich beauftrage den besagten Kylmer Vipan, diese Klausel meines Testaments meiner Tochter mitzuteilen, sobald sie alt genug ist, alles zu begreifen."

„Oh, die arme Unschuld!" sagte Lechmere, als er mit Carolath bis zu dieser Stelle des Testamentes gelesen hatte. „Es sieht mir ganz danach aus, als hätte Dr. Vipan ihm vielleicht schon auf dem Totenbette dieses kostbare Dokument anfertigen geholfen."

„Er mag wohl unter dem Einfluß des Doktors gehandelt haben," meinte Carolath, „aber wenn das der Fall wäre, so hätten wir doch den Doktor selbst unter den Erben finden müssen. Ihm scheint aber nichts vermacht zu sein."

„Nein, wenigstens nichts Direktes — doch indirekt alles. Das ist ja eben die Schlauheit."

„Mr. Ravenshaw besaß auf alle Fälle ein ganz unberechtigtes Vertrauen in die Ehrlichkeit seines Schwagers, aber ich glaube bestimmt, daß er das Testament selbst verfaßt hat. Es ist ja so weit auch ganz verständig, wenn er nur besser für die sorgsame Ausführung seiner Wünsche gesorgt hätte. Es wäre alles in Ordnung gewesen, wenn Errima von dem Inhalt des Testaments in Kenntnis gesetzt worden wäre. Sie hätte ja heiraten können, wen immer sie mochte, nur mußte sie bis zu ihrem einundzwanzigsten Jahre warten, was ja doch gerade kein Patriarchen-Alter ist. Aber Dr. Vipan hat Sorge getragen, daß sie von der Bestimmung nichts erfuhr."

„Auf alle Fälle hätte er sich verrechnet," sagte Lechmere. „Denn wenn sie vor dem einundzwanzigsten Jahre geheiratet und dann den Beweis erbracht hätte, daß man sie über die Bestimmungen des Testamentes im unklaren gelassen, so würde das Gericht ihr doch noch das Geld zugesprochen haben."

„Deshalb lag dem Doktor sicherlich auch so viel daran, mich beim Wort zu nehmen. Durfte ich, der ich mich ganz in seiner Macht glaubte, doch keine unbequemen Fragen an ihn stellen. Ich bin neugierig, was er sich jetzt denken mag?"

„Sollte er nicht glauben, daß du immer noch in seiner Macht bist?"

„Oh nein, keineswegs! Jetzt erkenne ich wohl, daß all seine Drohungen gegen mich nur schlaue Komödie waren. Er hat seine Sache gut gemacht, denn er wußte, was für ihn auf dem Spiele stand. Er muß auch gleich von Anfang an gewußt haben, daß ich kein Mörder war. Sicherlich hat er doch in den Zeitungen nach einer Notiz über den Mord gesucht, und als er nichts dergleichen fand, mag er vielleicht auf den Gedanken gekommen sein, daß ich an Hallucinationen leide. In den ersten vierzehn Tagen oder drei Wochen habe ich nie eine Zeitung zu Gesicht bekommen. Ich mochte auch gar keine sehen; ich mochte nicht erinnert werden an das, was ich gethan, und die einzelnen Details des schaurigen Verbrechens gedruckt lesen. So verlangte ich nie nach einer Zeitung und war dem Doktor noch dankbar für sein vermeintliches Zartgefühl; während er doch sicherlich nur so handelte, um mich in dem Bewußtsein meiner Schuld zu erhalten. Sobald aber meine Flucht gelungen war, konnte der Doktor sich wohl denken, daß ich meinen Irrtum sehr bald entdecken würde. Er hatte die Macht über mich für immer verloren. Und nicht nur das: nachdem Errima mir ihre Hand geschenkt, konnte kein Zweifel mehr darüber sein, daß wir sehr bald Rechenschaft über ihr Besitztum von ihm fordern würden. Es muß dem Alten recht unbehaglich zu Mute sein, denn er hat einen Eklat zu befürchten. Mehr als alles aber wird ihn der Gedanke schmerzen, daß er nun nicht mehr in der Lage sein wird, seine wissenschaftlichen Experimente fortzuführen. Ich muß gestehen, ich habe beinahe Mitleid mit ihm."

„Beinahe!" rief Lechmere lächelnd.

„Nun, ich hätte ihm alles verzeihen können, nur nicht seine Lieblosigkeit gegen Errima."

Diese Unterhaltung wurde in der Droschke geführt, welche die beiden jungen Männer wieder

nach der Wohnung Miß Spenloves brachte. Hier berichteten sie von ihrer Entdeckung, und Errima war nicht wenig erstaunt und erfreut zu erfahren, daß sie nun eine reiche Erbin geworden. Aber noch weit mehr entzückt darüber zeigte sich Miß Spenlove.

„Die Welt ist voller Romantik," sagte sie, „man muß sie nur suchen."

„Oder man muß das rechte Verständnis dafür haben," bemerkte Carolath.

„Es thut mir leid, der Romantik einen kleinen Dämpfer aufsetzen zu müssen," unterbrach hier Lechmere das Gespräch, „aber ich halte es für besser, wenn wir nicht gar zu hoffnungsfreudig sind. Wir haben vorläufig nur entdeckt, was Miß Ravenshaw haben sollte; noch müssen wir in Erfahrung bringen, was Dr. Vipan davon verbraucht hat."

„Kann er es gewagt haben, von dem Gelde etwas für sich zu nehmen?" fragte Miß Spenlove ganz erregt.

„Ich fürchte fast," entgegnete Carolath.

„Aber es war ja nicht sein Eigentum," eiferte die alte Dame.

„Das hätte er freilich bedenken sollen, aber wo die Wissenschaft in Betracht kam, scheut der Doktor vor nichts zurück, wenn er dabei nur zum Ziele gelangt."

„Und was soll nun zuerst geschehen?" fragte Miß Spenlove. „Man sollte ihn doch zur Rechenschaft ziehen."

„Ich denke, wir wenden uns am besten an einen Anwalt," meinte Lechmere, „natürlich nur, wenn Miß Ravenshaw nichts dagegen hat."

„Das ist ja nicht so eilig," sagte das junge Mädchen. „Wir wollen es uns noch ein wenig überlegen."

---

## XXVII.

Am nächsten Morgen gegen elf Uhr, als Carolath mit dem Freunde noch beim Frühstück saß, meldete der Diener, daß Inspektor Kensick draußen wäre und den Mr. Elton zu sprechen wünsche. Carolath war wohl etwas verwundert, aber zu fürchten brauchte er nichts mehr.

„Lassen Sie ihn eintreten," sagte Lechmere. „Ich kann mir gar nicht denken, was er will."

Der Inspektor wurde hereingeführt, und Carolath bemerkte sofort sein ganz verändertes Benehmen. Nicht nur, daß er den jungen Mann mit ‘Herr’ anredete, aus seinem ganzen Wesen sprach Unterwürfigkeit, wenngleich er ein gewisses Triumphgefühl nicht ganz verbergen konnte.

„Verzeihung, die Herren; hoffe, ich störe nicht," begann der Inspektor.

„Durchaus nicht," erwiderte Carolath. „Bitte, nehmen Sie Platz. Was verschafft uns die Ehre?"

„Nun, Herr, Sie erinnern sich wohl, daß ich Sie verfolgt habe."

„Oh, gewiß. Sie waren uns ja immer ziemlich dicht auf den Fersen in der vorgestrigen Nacht," meinte Carolath lächelnd.

„Meine Pflicht, Herr. Dachte, wäre etwas nicht richtig gewesen, konnte also nicht anders handeln."

„Nun aber wissen Sie doch wohl, daß alles in Ordnung ist, wie?" fragte Carolath geradheraus.

„Ja, Herr, so ziemlich stimmt's nun wohl. Hat sich eben anders aufgeklärt, als ich erwartet hatte. Aber Sie werden doch selbst zugeben, daß an jenem Abend etwas nicht ganz Alltägliches vor sich ging?"

„Wie meinen Sie das?"

„Nun, Herr, Sie waren mit der jungen Dame ausgerückt, nicht wahr?"

„Woher glauben Sie das?"

„Oh, ich glaub's nicht, ich weiß es. Ich habe den ganzen Weg verfolgt, den Sie gegangen waren, bis zu Ihrem Ausgangspunkt."

„Den Teufel auch!"

„Ja, Herr. Ich hab mir's gedacht, daß Sie von Hampstead herkamen. Der Beamte an der Bahnstation, der hat Sie vorbeigehen sehen, und noch ein paar Leute. Weiß Gott, das hat mir nicht viel Scharerei gemacht."

„Und was wünschen Sie nun?"

„Ich habe hier einen Brief für Sie."

„Von wem denn?"

„Von dem Dr. Vipan."

Der Inspektor reichte Carolath den Brief. Der junge Mann nahm ihn halb zögernd, halb neugierig. Was mochte er wohl enthalten?

Er öffnete ihn; auf einem großen Blatt Papier standen die Worte:

„Schonen Sie meine Schwester.

K. V.“

Weiter nichts.

„Ich danke Ihnen,“ wandte sich Carolath an den Inspektor. „Wir wollen Sie nicht weiter aufhalten.“

Der Inspektor verstand den Wink und entfernte sich. Nun reichte Carolath das Schreiben dem Freunde hinüber.

„Was mag das bedeuten?“ fragte Charlie.

„Er denkt sich nun, daß ich inzwischen entdeckt, was er gethan, und jetzt bittet er mich, um seiner Schwester willen einen öffentlichen Skandal zu vermeiden.“

„So glaubst du, daß er von dem Vermögen seiner Nichte etwas veruntreut hat?“

„Ohne Zweifel.“

„Und du willst ihn schonen?“

„Gewiß, um Errimas willen. Sie ist doch seine Nichte! Aber natürlich muß er herausgeben, was von dem Gelde noch übrig ist. Es muß wohl immer noch eine ganz beträchtliche Summe sein, nach dem zu urteilen, was er mir angeboten hat, als er mich zur Heirat mit seiner Nichte überreden wollte.“

„So glaubst du also, daß Errima noch Vermögen hat?“

„Ich bin dessen ganz sicher.“

Lechmere nahm noch einmal die eigentümlich lakonische Benachrichtigung zur Hand.

„Weißt du, Elton,“ sagte er dann, „in dem Briefe scheint mir trotz seiner Kürze doch mehr zu liegen.“

„Was könnte das sein?“

„Ich denke, er besagt, daß Dr. Vipan nicht mehr unter den Lebenden weilt.“

„Woher willst du das wissen?“

„Ein Sterbender pflegt nicht viel Worte zu machen,“ erklärte Lechmere, „das wenige macht dann einen um so tieferen Eindruck.“

„Aber wenn dem so wäre, so hätte der Inspektor doch etwas gewußt.“

„Das ist nicht unbedingt nötig: Dr. Vipan kann gestorben sein, nachdem der Inspektor fortging. So viel ich verstanden habe, war er gestern nachmittag draußen und erhielt da den Brief.“

Die Unterhaltung geriet einige Augenblicke ins Stocken, bis Lechmere, der inzwischen die Abendzeitung vom vorigen Tage durchflogen hatte, plötzlich dem Freunde das Blatt hinreichte mit den Worten:

„Es ist, wie ich es mir gedacht habe — da lies!“

Carolath griff nach der Zeitung und las folgendes Prachtstückchen des Reporterstils:

**Plötzliches Dahinscheiden eines Gelehrten.**

Ein Märtyrer der Wissenschaft.

Die wissenschaftliche Welt wird mit größtem Bedauern Kenntnis nehmen von dem Tode des hervorragenden Gelehrten Dr. Vipan, welches Ereignis gestern nacht unter ganz besonders merkwürdigen Umständen in seinem Heim zu Hampstead stattfand. Es scheint, daß Dr. Vipan, welcher den größten Teil seiner Zeit wissenschaftlichen Experimenten widmete, sich gestern nacht wie gewöhnlich in sein Privat-Laboratorium, ein abseits liegendes Gebäude, zurückgezogen hatte, um elektrische Experimente vorzunehmen. Eine große Dynamo-Maschine war in Thätigkeit, und offenbar war der Doktor in einem Augenblick der Unachtsamkeit mit einem unbekleideten Draht in Berührung gekommen, wobei er den verhängnisvollen Schlag erhielt. Als er heute morgen beim Frühstück nicht erschien, wurde Nachforschung gehalten, bis man ihn schließlich in leblosem Zustande auf dem Fußboden seines Laboratoriums ausgestreckt fand. Unter denen, die sich bemüht haben, die Elektrizität der biologischen Wissenschaft dienstbar zu machen, nahm Dr. Vipan einen hervorragenden Rang ein, und es ist höchst bedauerlich, daß seine Laufbahn als kühner, eigenartiger Erfinder einen so jähen, tragischen Abschluß finden mußte. Wie wir hören, soll morgen eine Trauerfeierlichkeit für den Verstorbenen stattfinden.“

„Du siehst also, daß ich recht hatte,“ sagte Lechmere. „Er dachte an seinen Tod, als er dir die wenigen Worte schrieb. Deine Flucht hatte all seine Pläne vernichtet, er besaß nichts mehr, wofür er leben mochte.“

„Du meinst, er hätte sich selbst das Leben genommen?“

„Die Weisen würden sagen, er hat sein Geschick erfüllt.“

Carolath vermochte keine Worte hervorzubringen, aber seine Gedanken arbeiteten weiter bis zu dem unvermeidlichen Schluß. Er und Dr. Vipan, sie hatten beide unbewußt ihrem Lebensziel zugestrebt. Carolath hatte unbeabsichtigt

den Dr. Vipan getrieben, das zu thun, woran der Doktor ihn damals, am Hampstead Teiche verhindert hatte. Aber er konnte nichts dafür, er war nicht zu tadeln; dennoch fühlte er sich bedrückt und peinlich berührt. Das Leben verträgt nun einmal nicht, daß man darüber nachdenkt. Die Menschen bilden sich ein, sie wären frei, weil sie die Fähigkeit zu kämpfen besitzen, oder doch zu besitzen glauben. Aber die ist auch der Fliege im Spinnennetz eigen, und ihr Kämpfen bezeichnet doch nur die Vollziehung ihres Geschicks. Das ganze wird unerträglich, sobald man erst anfängt, darüber nachzudenken. Das vernünftigste ist noch, in der Liebe sich selbst zu vergessen suchen.

„Wir wollen zu Errima gehen," sagte Carolath endlich.

Sie fuhren zu ihr und teilten ihr die Nachricht mit. Das junge Mädchen war erschüttert. Die einfache Thatsache des Sterbens macht auf die Jugend immer Eindruck. Es ist ihr nicht nur etwas Geheimnisvolles, sie empfindet auch stärker als die Älteren die Schroffheit der Gegensätze.

Obgleich Errima jahrelang gezwungen gewesen, ihre wahre Natur in sich selbst zu verschließen, hatte sie doch nie gelernt, konventionell zu sein. Sie hatte ihren Onkel nie geliebt, und vermochte jetzt auch keine Trauer über seinen Tod zu heucheln. Aber ihr weibliches Gefühl sprach zu Gunsten der Tante, die trotz all ihrer Härte dem Bruder so aufrichtig ergeben gewesen.

„Wenn er mir noch etwas von meinem Gelde übrig gelassen hat," sagte Errima, „so werde ich natürlich für die Tante sorgen. Das heißt, wenn du nichts dagegen hast, Carolath."

„Ich? Aber es ist ja doch dein Geld, Errima!"

„Was ich habe, gehört auch dir, Carolath."

„Folge nur deinem eigenen Gefühl, mein Lieb. Eine Frau trifft mit ihrem Instinkt meist das rechte."

„Und ihr Männer?"

„Oh, wir Männer sind Feiglinge, die ihrem Instinkt nicht zu folgen wagen. Überdies denken wir zu viel. Immerhin haben wir allenfalls darin noch manchmal den rechten Instinkt, daß wir in der Liebe unser einziges Heil erblicken."

„Und das nennt man die Naturgeschichte des Menschen," schloß Lechmere.

Ende.

# Eine bedeutende Frau.

Novellette von

G. von Beaulieu.

(Nachdruck verboten.) (Übersetzungsrecht vorbehalten.)

Reizend, ja, das ist sie und rund und rosig dazu. So ist sie jetzt, kaum einen Monat nach ihrer Hochzeit, und so war sie auch schon als junges Mädchen gewesen.

Resi von Dörrentall überblickte noch einmal prüfend die Reihe der Zimmer, ehe die Gäste kamen.

Wirklich, wie in einem Schlosse sah es bei ihr aus. Ein Gemach neben dem anderen, alle hell erleuchtet und glänzend eingerichtet in jener feierlichen, ein wenig ungemütlichen Weise, wie man sie in Schlössern gewöhnt ist. Ernste, schwere Vorhänge, große, dunkle Ölbilder und dünnbeinige steife Möbel, deren weiß- und goldlackiertes Holzgestell gelbseidenes Damastpolster einfaßte.

Ja, schön und fein war es bei ihr.

Resi seufzte, ach ja! Wenn *sie* nur besser in all die Herrlichkeit hineinpaßte! Wenn sie nur für den Herrn Baron gebildet genug wäre! Der Herr Baron, das war nämlich ihr Gemahl.

Sie gab ihm immer noch diesen respektvollen Titel, wenn sie an ihn dachte. Er war ja so furchtbar gelehrt und so vornehm; wie hätte sie gleich vertraulich mit ihm sein können. Freilich, wenn sie mit ihm sprach, mußte sie ihn bei seinem Vornamen anreden, darauf bestand er.

Bis sie ihn geheiratet hatte, war Resi nicht aus Garmisch und ihren lieben oberbayrischen Bergen herausgekommen. Nun erschien ihr alles wie ein Wunder, wie eine Offenbarung. Hier in der Residenz — es war allerdings nur eine kleine Residenz, aber der jungen Frau kam sie gewaltig und imposant vor — hier gab es solch eine Menge adliger Leute, hier war der Hof, hier hatte man unglaublich viel Rücksichten zu nehmen. Nach rechts und nach links durfte man sich nur vorsichtig bewegen, sonst glitt man aus. Besonders der Baron besaß das, was man eine exponierte Stellung nannte, er war großherzoglicher Museumsdirektor.

Wenn Resi daran dachte, daß sie jetzt Frau Baronin und Frau Museumsdirektor geworden, mußte sie lachen; sie war lange nicht ernsthaft und würdig genug dafür.

Und nun sollten heute abend all die Herren von der Kunstakademie kommen; man wollte eine Beratung abhalten. Worüber doch nur? Ach, das würde ihr der Baron schon erklären.

Ertönte da nicht sein schwerer Tritt?

Ja, das war er.

Kaum hatte Resi das Nahen ihres Gatten vernommen, so befand er sich auch schon im Zimmer. Er war ein großer, starker, knochiger Mann mit einem scharfen Rassegesicht, wie man sie jetzt nur noch in kleinen Residenzen findet, wo der Adel sich streng von der Vermischung mit bürgerlichem Blute fernhält.

Otto von Dörrentall aber hatte sich vor dem Bürgertum nicht abgeschlossen, im Gegenteil, er hatte sich dort sein Weibchen geholt.

Als er im vergangenen Sommer die Münchener Kunstausstellungen besuchte, die der Sezession und die im Glaspalaste, machte er einen Abstecher ins oberbayrische Gebirge. Er hoffte, da in Bauernhäusern schöne alte Zinngeräte zu finden. Die würden gut für seinen Speisesaal passen. So das ganz Echte, ganz Alte, das war sein Geschmack. Allein er hatte nicht alte Zinnkannen, sondern eine junge Frau gefunden.

Da er sich längere Zeit in Garmisch aufzuhalten gedachte, mietete er ein paar Zimmer bei einer dort angesessenen Familie, bei dem Oberförster Demharter, einem biederen Alten, mit dem es sich gut und verständig reden ließ. Aber noch besser plauderte es sich mit dessen eben erblühtem Töchterlein, der Resi.

Der hagere, lange Freiherr glaubte, noch nie etwas so Frisches, Reizendes gesehen zu haben. So weich und doch rund war das Dirndl, so rosig und so appetitlich, gerade wie zum Anbeißen. Und wie sie ihn mit den blauen, unschuldigen Augen anschaute, wenn er von draußen, von der großen Welt erzählte! Sie war noch nie aus ihrem Thale herausgekommen; sie kannte nur den greisen Herrn Pfarrer, den rotnasigen Tierarzt und ein bißchen auch den Apotheker, von dem sie zuweilen für ihren Vater ein bitteres Tränklein gegen das Magendrücken holte. Daran litt nämlich der Vater, wenn die alte Haushälterin, die Annemarei, zu fett und schön gekocht hatte.

J u n g e Herren kannte Resi nicht. Mit den Sommerfrischlern ließ sie sich nicht ein; sie antwortete kaum ein Wort, wenn ein kecker Alpenfex, mit bloßen Waden und Kniestrümpfen, sie einmal anredete. Sie war ja auch eben erst gefirmelt und aus der Klosterschule der Schwestern vom Herzen Jesu entlassen worden; wie hätte sie da Männer kennen sollen.

Der Herr Baron war dem Oberförster besonders gut empfohlen, sonst hätte der Alte ihn nicht als Gast aufgenommen. Der Vater hielt überdies Resi noch für ein Kind, und dachte an nichts Arges, wenn der lange Freiherr von da oben her — damit meinte der Bayer Norddeutschland — mit der Kleinen sich unterhielt.

Wenn Otto von Dörrentall Resi von der großen weiten Welt erzählte, dann kam er ihr wie ein Gott vor, und sie schaute ihn so gläubig, so andachtsvoll an, wie sie es sonst nur beim Herrn Pfarrer in der Kirche gethan.

Es war an einem Juniabend; die Wiesen des Thales blühten gelb, rot und blau, die Luft war weich und schmeichelnd wie zärtliche Arme,

da vergaß der Freiherr unter dem Banne von Resis Blicken seine sechzehn blaublütigen Ahnen und hielt um das bürgerliche Oberförstertöchterlein an.

Der alte Vater wollte erst nicht sein Kind hergeben; er fürchtete, es werde sich in der Vornehmheit nicht glücklich fühlen. Aber Otto von Dörrentall war bis über die Ohren in die kleine, rosige Resi verliebt, und seiner feurigen Beredsamkeit vermochte Papa Demharter auf die Dauer nicht zu widerstehen. Auch setzte der Baron es durch, daß die Hochzeit noch vor dem Beginn des Winters stattfand. Da Resi keine Mutter mehr hatte, welche das Fehlen der Aussteuer hätte als Hinderungsgrund angeben können, gelang ihm auch dieser letzte Ansturm.

Und Resi selbst? Es war ihr wie ein Wunder, wie ein Traum. Es kam ihr vor, als sei, gleichwie im Märchen, eine Fee erschienen und habe, sie mit ihrem Zauberstabe berührend, gesagt: Komm und folge mir!

Und sie folgte dem Gebote.

Jetzt befand sie sich in ihrem eigenen Heim, die Leute nannten sie Frau Baronin, und sie sollte eine vornehme Dame sein. Das war so schwer, man machte so leicht ein Versehen, ihr war ja alles fremd.

„Nun, Weibi!“ begrüßte sie ihr Gemahl, ihr die weiße Stirn küssend.

Sie errötete, sie errötete noch immer unter seinem Kuß, obgleich er ihr nichts Neues mehr hätte sein sollen.

„Nun, Weibi, was hast du gethan?“

„Ein paar Blumen aufgestellt und gesehen, ob die Kerzen und Lampen richtig angezündet sind. Ist es gut so, Ottchen?“

Er schlang den Arm um sie, zärtlich wie eine Mutter ihr Kind umfängt, und ging so mit ihr durch die Flucht der Gemächer.

Überall waren Herbstblüten in Vasen und Gläsern aufgestellt — einfache Wiesenblumen und prunkende Gartenblumen, Georginen und Astern. Dazu hier und da buntes Laub, blutfarben und purpurn, gelb und braun. Auch Zweige mit weißen, schwarzen und roten Beeren ragten in natürlicher Anmut aus langhalsigen, grünen Majolikagefäßen hervor.

„Du bist ja eine Künstlerin, Weibi,“ sagte der Freiherr, zärtlich bewundernd.

Resi errötete wieder.

„Ich habe nur versucht, es hier ein bißchen lustiger zu machen, es war alles so feierlich; ich denke immer, in diese feierlichen, großen Säle muß nächstens der Kaiser mit der Krone auf dem Kopfe hereintreten.“

„Mit der Krone auf dem Kopfe!“ Otto von Dörrentall lachte herzlich. „Er geht wohl auch mit der Krone zu Bett, dein Herr Kaiser, gelt?“

„Nein,“ versicherte sie ernsthaft, „das wäre ihm zu heiß und zu lästig.“

Er lächelte, daß sie seinen Scherz für bare Münze genommen. Ihre blauen Augen rundeten sich ängstlich.

Um sie auf andere Gedanken zu bringen, fragte er:

„Weißt du auch, warum all die alten Herren heute abend herkommen, Weibi?“

„Nein, Ottchen.“

„Nämlich, man hat neuerdings in dem Artikel eines Berliner Blattes die Echtheit unserer Venus angezweifelt. Du kennst sie, du erinnerst dich? Ich zeigte sie dir, als wir neulich im Museum waren.“

„Ach, Ottchen, das war die Dame, die nichts anhat?“

Der Freiherr runzelte die Stirn. Ging diese Naivetät nicht eigentlich zu weit? Gut, daß niemand es gehört hatte.

„Die Venus ist keine Dame, mein Kind, sie ist eine Göttin,“ belehrte er sie unwillkürlich in etwas strengem Tone. „Das Bild ist von Tizian, dem großen italienischen Maler; die ganze Welt beneidet uns um dies Kleinod. Und nun haben sie in Berlin, wo sie immer etwas zu nörgeln finden — der Kaiser sagt es ja auch — nun haben sie da die Echtheit des Gemäldes angezweifelt. Ich will heute mit den Professoren darüber beraten, wie der Angriff zurückzuweisen ist.“

Im Grunde war der jungen Frau die ganze Venusgeschichte sehr gleichgiltig, indessen die Angelegenheit mußte doch wichtig sein, weil sie ihren Mann so beschäftigte.

Nun kamen auch schon, einer nach dem andern, die Herren der Kunstakademie. Resi war zu Mute, als ob sie ein Examen zu bestehen habe. Doch sie hielt sich tapfer, ihr weiblicher Instinkt ließ sie das Rechte thun. Sie begrüßte jeden liebenswürdig und blieb bescheiden im Hintergrunde.

Otto von Dörrentall hatte gewünscht, daß sie auch während der Beratung anwesend sei.

So hörte denn Resi einen Redner nach dem anderen, ihn dabei mit großen Augen anschauend; nur zuweilen furchte sich ihre weiße, runde Stirn, nämlich wenn die Herren zuviel Fremdworte gebrauchten und sie durchaus nicht den Sinn der Ausführungen enträtseln konnte. Nach einer Weile gab sie die vergebliche Mühe auf und beschäftigte sich statt dessen mit den kleinen Eigenheiten der Sprechenden. Belustigt beobachtete sie, wie kahl der Kopf des einen war, wie der andere an seinem Schnurrbarte zwirbelte, wie ein dritter sich beständig räusperte, wie ein vierter im Eifer des Streites sein Taschentuch zu einem Balle formte. Durch dies aufmerksame Hinschauen sah sie sehr interessiert und vollkommen in die Sache vertieft aus. Und alle Herren dachten: „Diese junge Frau muß doch ganz hervorragend sein. Wie sie unseren Auseinandersetzungen folgt, ist einfach großartig, wirklich famos.“

Daß Resi die ganze Zeit hindurch stumm war, merkten sie nicht, sie sprachen ja selbst.

Einmal jedoch kam der gute Glaube der Professoren an die Bedeutung der jungen Frau Direktor fast ins Wanken. Es war, als alle in der Hitze der Debatte durcheinanderschrieen, und man nicht mehr aus, noch ein zu wissen schien.

Da that Resi plötzlich den Mund auf und bemerkte ganz ruhig und wie selbstverständlich: „Nun sag' du doch mal, Ottchen.“

Sie sprach es in einem Tone, der deutlich verriet: wenn mein Ottchen seine Meinung gesagt hat, dann ist die Frage entschieden.

Diesmal war es an Herrn von Dörrentall, zu erröten. Er that es auch, dann versuchte er einen Scherz aus dem kleinen Zwischenfall zu machen.

„Eine ideale Frau, nicht wahr, meine Herren? Sie glaubt, daß ich immer Recht habe.“

Im Grunde war er ihr durchaus nicht böse; er fand es ja vollständig richtig, daß sie so dachte; nur giebt es eben Dinge, die man denken, aber nicht sagen darf. Daher hielt er es für seine Pflicht, ihr am Abend desselben Tages eine kleine Ermahnung zu geben. Er war ein wenig ängstlich geworden; drei Naivetäten an einem Tage war zu viel, besonders für die Gattin eines großherzoglichen Museumsdirektors.

Als aber bei dem Erziehungsversuche Thränen in Resis blaue Augen traten, sagte er schnell, sie sei ein Engel und keine Frau so gescheit wie sie.

Am anderen Morgen, bei nüchternen Sinnen, setzte er jedoch seine pädagogischen Anstrengungen fort. Nach und nach überzeugte er sein Weibchen wirklich davon, daß es jungen Frauen am besten stehe, wenn sie in Gesellschaft schweigen. Und da auch Resi das Sprechen gefährlich gefunden, folgte sie seinem Rate.

Als das nächste Mal eine Venusversammlung stattfand — die Frage war so schnell nicht gelöst — hörte die Frau Direktor stumm verständnisvoll zu, nur hin und wieder mit dem Kopfe nickend, und ihre blauen Augen sahen die Redner so andachtsvoll und durchdringend an, daß jeder der Herren meinte, ihm allein gelte ihre Aufmerksamkeit.

Anfangs hatten einige ihr, als einer Bürgerlichen, ein gewisses Vorurteil und Mißtrauen entgegengebracht; Resis stumme Andacht bei den Vorträgen entwaffnete aber die Übelwollenden vollständig.

Und als die Venusversammlung diesmal geschlossen wurde, sprachen die Professoren auf dem Heimwege nur von der jungen Frau Direktor, gerade als habe die Beratung ihretwegen stattgefunden und durchaus nicht wegen der Venus.

„Wie bedeutend ist diese Frau!“ sagten sie. „Wirklich phänomenal. Und wie sie einen ansieht! Der Dörrentall hat doch ein unverschämtes Glück. Und so reizend bei aller Klugheit! Wirklich ein entzückendes Weib!“

So sprachen die Herren von der Kunst-

akademie; und da sie Professoren und Maler zugleich waren, mußten sie sich auf Frauen verstehen.

Nach und nach verbreitete sich der Ruf von Resis Klugheit in der kleinen Residenz. Es ist mit solchem Rufe wie mit einem Steine, den man ins Rollen gebracht hat. Rollt er einmal, so hält ihn nichts mehr auf.

Da mit Otto von Dörrentall schwer zu verhandeln war — er war schroff, impulsiv und sehr heftig — fing man an, sich an seine Gattin als Mittlerin zu wenden. Wenn die Unzufriedenen, die Beleidigten der jungen Frau ihr Herz ausgeschüttet und ihr alle Sorgen und Anliegen anvertraut hatten, dann legte es sich ihnen wie Balsam auf die Wunden, sobald Resi mit sanfter Stimme antwortete: „Ich will es Ottchen gern sagen. Ottchen wird es gewiß gern ändern."

Wie gemütlich das klang! Überhaupt, wie behaglich und reizend sie war! Man brauchte sie nur anzusehen — die klaren blauen Augen, die weiße, unschuldige Stirn und den weichen roten Mund. Dieser Glückspilz von Dörrentall!

Nach und nach gewöhnte auch der Freiherr sich daran, seine junge Frau zur Mittlerin zu machen. Wenn man ihn in seinem Berufe ärgerte, wenn man unbegründete Ansprüche an ihn stellte, herrschte er die Menschen an: „Gehen Sie zu meiner Frau! Meine Frau wird Ihnen das sagen."

Auch wurden ihm die Dinge leichter und klarer, sobald er sie mit seiner Frau besprach.

Im innersten Grunde seiner Seele wußte er freilich, daß Resi ihn nicht verstand; allein die Angelegenheiten sozusagen mit den Ohren seiner Frau zu hören, that ihm wohl. Er wurde dadurch ruhiger, ihm fiel dabei die Lösung der Schwierigkeit ein. Wie ein Geheimnis hütete er das Gefühl, daß seine Frau nicht so bedeutend sei, wie man allgemein annahm. Ja, auch vor sich selbst ließ er diese Empfindung nicht aufkommen. Resi that ihm so wohl, sie war gerade die rechte für ihn, die Gattin, die er brauchte.

Und alle Welt in der großherzoglichen Residenz beneidete den Freiherrn. Selbst die Damen meinten, er habe in den Glückstopf gegriffen. Die Frau Direktor war so bescheiden, so garnicht kokett; sie machte keinen Mann seiner Frau, keinen Verehrer seiner Herzensdame abspenstig. Sie war immer teilnehmend und freundlich; sie beschützte die schüchternen jungen Mädchen, und diese vertrauten der lieben Frau Baronin ihre Herzensangelegenheiten ohne Scheu an.

Somit war alle Welt zufrieden, nur Resi selbst nicht.

Ihre Rolle ängstigte sie. Sie wußte recht gut, daß sie durchaus nicht das war, wofür man sie hielt. Ach, wenn sie doch irgendwo hätte hingehen können, wo sie nicht klug zu sein brauchte, wo sie reden durfte, wie ihr der Schnabel gewachsen war. Hier mußte sie immer würdevoll sein, gleich der Madonna in der Garmischer Kirche hoheitsvoll, ruhig, als ginge sie alles Erdenleid nichts an, als schwebe sie darüber hoch in den Wolken. Und sie war doch selbst noch so jung, erst achtzehn Jahre alt.

Was hätte sie darum gegeben, nur einmal Unsinn reden zu dürfen. Es war ihr so lästig, dies kluge Schweigen, das jeder auf seine Weise deutete und jeder für sich schmeichelhaft fand.

Aber dann kam ein Tag, wo sie alle ihre Sorgen vergaß. In der langen Flucht feierlicher Empfangsgemächer ließ sich ein kleines, feines Stimmchen hören, die Stimme von Resis erstem Sohne.

Otto von Dörrentall trug sein Weibchen jetzt noch mehr als zuvor auf Händen, obgleich ihn sein Junge sehr eifersüchtig machte. Resi benahm sich garnicht wie eine Mutter mit ihrem Kinde, sondern wie ein Kind mit seinem Kameraden. Sie lachte und plauderte mit dem Kleinen und hatte für nichts weiter Sinn.

Auch nicht einmal für die Venusversammlungen. Die fanden nämlich noch immer statt; die verwünschten Nörgler, die Berliner, legten den Großherzoglichen allerlei unvermutete Steine in den Weg.

Selbst die so von sich eingenommenen Herren Professoren merkten den Unterschied in Resis Benehmen. Und auf dem Heimwege sprachen sie jetzt mehr von der alten Venus als von der jungen Frau Direktor. Erwähnten sie ihrer aber einmal, so meinten sie ein wenig achselzuckend und bedauernd: „Schade! Bedeutende Frauen

sollten keine Kinder bekommen. Was war sie bis jetzt diesem Manne, und nun geht sie ganz in der Kinderstube auf. Sie sieht einen immer so zerstreut und abwesend an, sie denkt immer an ihren Buben." Letzteres rechneten ihr die Herren Professoren als besonderes Unrecht an.

So kam Resi in den Ruf einer bedeutenden Frau, und so verlor sie ihn wieder.

Aber sie fühlte sich viel glücklicher, als sie nicht mehr phänomenal begabt zu scheinen brauchte.

# Italienische Momentbilder*)

## Aufrichtigkeiten von einem Freund Italiens.

Von

**Felix Heinemann.**

(Nachdruck verboten.) (Übersetzungsrecht vorbehalten.)

### I.

Ein sarkastischer Politiker sagte mir vor kurzem: „Deutschland ist nicht mehr standesgemäß verheiratet. Seine Doppelehe mit Österreich und Italien muß gelöst werden. Die österreichische Mehrheit sucht unsere Blutsbrüder mit Gewalt und List zu entnationalisieren. Wie könnten wir uns da im Ernstfall auf dieses Land verlassen? Und Italien? Italien leidet am Hungertyphus und möchte das Bündnis mit uns am liebsten in der Weise auffassen dürfen, daß wir es sattfüttern und ihm Heer und Flotte zur Verfügung stellen, damit es seine Scheinrolle als europäische Großmacht weiter spielen kann. Wir sollten uns mit einer ebenbürtigen Großmacht verbünden."

Ob er Unrecht hat? Brotkrawalle in Italien sind jetzt an der Tagesordnung, Krawalle, die an allgemeinen Aufruhr grenzen und bei denen auf beiden Seiten, beim Militär und beim empörten Volke, zahlreiche Verwundete und Tote bleiben.

Das mußte kommen. Der Kornmangel infolge des spanisch-amerikanischen Kriegs mag den Ausbruch beschleunigt haben, verursacht hat er ihn nicht. Er macht sich ja auch in Deutschland, in Frankreich und England fühlbar. Aber die gesunderen Körper dieser Länder haben Kräfte zuzusetzen, ihre Nationalökonomen sind in der glücklichen Lage, als aufmerksame Forscher über die wunderbare Verwicklung der heutigen Weltwirtschaft zu grübeln und die Erscheinung zu klassifizieren, welche darin zum Ausdruck kommt, daß Europas Speisekarte magerer wird, weil in den kubanischen Gewässern Amerikaner und Spanier aufeinander schlagen.

Die Italiener haben keine Zeit zu theoretischen Betrachtungen, denn ihnen steht die Not bis an den Hals. Schon vor Jahren erhoben sich in Sizilien die hungernden Scharen und, bezeichnend genug: ihre ersten Gewaltthätigkeiten richteten sich gegen die städtischen und ländlichen Mauthhäuser, die über das ganze Land dicht gesäten Gemeindezollämter, die kein Stück Wurst, keine Flasche Wein, kein Stück Brot hereinlassen, ohne den Dazio zu erheben, den Gemeindezoll auf Nahrungsmittel, an den ich mich nie gewöhnen konnte. Ich habe ganze Provinzen des Landes zu Fuß durchwandert, ich habe das Königreich von den Alpen nach Neapel und von Neapel bis nach Frankreich durchradelt, und immer wieder machte ich mir klar, daß diese Zölle, die zwischen Gemeinde und Gemeinde sich türmen, das Gefühl der Zusammengehörigkeit in der Nation täglich und stündlich beeinträchtigen müssen. Heute verstehen wir es noch, wenn sich Länder gegen Länder durch Zollmauern verschanzen, vielleicht wird man in hundert Jahren eine Weltwirtschaft ohne Zölle kennen. Italien kennt noch heute nicht einmal eine Provinzial-, geschweige denn eine Landeswirtschaft ohne Zollzwang. Doch obgleich diese Erscheinung beständig auf dem Volk lastet und es zum Widerspruch reizt, es zum Betruge geradezu erzieht, wäre es ein Irrtum, wollte man in ihr eine der wichtigsten

*) Als dieser Artikel geschrieben wurde, waren schon mehrere Hefte der Romanwelt vorausgedruckt. Wir bringen ihn deshalb erst jetzt und hoffen, daß er für die Leser noch von Interesse und von den Ereignissen noch nicht überholt sein möge. Die Redaktion.

Ursachen für die heutige Not Italiens sehen. Die Gründe sitzen viel tiefer.

* * *

Kein anderes Volk Europas dürfte so sehr wie die Italiener unter der Last der indirekten Zölle seufzen. In Italien kostet das Pfund Zucker nahezu 80, das Pfund Salz wenig unter 40 Cts. Guten Tabak und gute Zigarren erhält man für Geld und gute Worte überhaupt nicht. Auf Salz und Tabak liegt Staatsmonopol, und zu dem ungeheuren Druck, den diese beiden Monopole auf die Tasche des armen Mannes ausüben, kommt noch die aufhetzerische Ausführung der Vorschriften, die in einer unglaublichen Weise in die persönliche Freiheit eingreift. Wir Deutschen sind königstreu und soldatenfreundlich, auch nicht an übermäßige Freiheiten als Staatsbürger gewöhnt, aber sicher würde ein Sturm der Entrüstung die Urheber und die Ausführenden eines solchen Gesetzes hinwegfegen, wie es das Salzmonopol in Italien ist. An der ganzen mächtigen Küste dieses Landes, an der die meisten großen Städte liegen, an der sich die wichtigsten Eisenbahnen entlang ziehen, die thätigste Industrie entwickelt ist, an der die meisten Sommerfrischen und Erholungsorte des Landes sich befinden, an dieser langen abwechslungsreichen Küste darf man nach dem Buchstaben des Gesetzes nicht ein Glas Meerwasser schöpfen, um es ins Haus zu tragen. Man stelle sich dies Verbot vor. Der Fischer, der täglich mit seiner Barke aufs Meer hinausfährt, um für sich und die Seinen karges Brot zu finden, der von dem Meer und auf dem Meer lebt, er darf sich ohne besondere Erlaubnis der Beamtenschaft nicht einen Eimer Seewasser ans Land nehmen. Wie weit ist der Schritt von diesem Verbot bis zur Besteuerung der Luft, und doch besteht dieses Verbot zu recht! Schwerlich würden die Leser dieses Aufsatzes erraten, weshalb. Meerwasser enthält bekanntlich einen geringen Prozentsatz Salz. Der Badende, der sich ein Glas Seewasser mit nach Haus nimmt, um damit zu gurgeln, der Fischer, der einen Eimer davon zur Reinigung seiner Geräte ans Land trägt, wer weiß, sie könnten sich vielleicht, gleich Falschmünzern, in der Geisterstunde daran machen, aus diesen kostbaren Tropfen eine Messerspitze voll Salz auszukochen! Eine höchst charakteristische Geschichte fällt mir dabei ein. Der Besitzer eines großen und rühmlichst bekannten Hotels in der Nähe Genuas wünschte für seine Wintergäste Seebäder im Hause einzurichten und suchte die Erlaubnis nach, einen Röhrenstrang vor seinem Garten ins Meer zu führen, um das Seewasser direkt in die Wannen pumpen zu können. Es wurde ihm ohne weiteres von seinem Gemeindevorstand abgeschlagen, mit der Bemerkung, hierüber könnte nur die höhere Behörde verfügen. Herr X. wandte sich an den Hafenmeister von Genua. Nach vielen Monaten erhielt er den Wink, er möchte sich in dieser heiklen Angelegenheit ans Ministerium in Rom wenden. Herr X. wandte sich schriftlich ans Ministerium und betrieb, als die Antwort wieder monatelang auf sich warten ließ, seine Angelegenheit persönlich. So erreichte er es schließlich nach Jahr und Tag, daß ihm die Erlaubnis wurde, die Röhren ans Meer zu legen, und einige Jahre hatten er und seine Gäste es gut.

Soweit diene diese wahrheitsgetreue Anekdote zur Illustration der Wirkung des Salzmonopols, ihre Fortsetzung dagegen zur Charakteristik des italienischen Beamtentums.

Herr X. hatte sich zu früh gefreut. Die Röhren lagen, die Pumpen funktionierten, und die Gäste badeten; aber das Mittelmeer wollte auch ein Wort mitreden. Es ist nämlich unbeständig, wie die lebhafte Bevölkerung an seinen Ufern. An der ligurischen Küste tritt es jährlich um eine recht meßbare Strecke zurück, und nach wenigen Jahren förderten die Pumpen des Herrn X. hier und da nur noch dünnen Meeressand in die Wannen, aber kein Wasser. Dem Schaden war leicht abzuhelfen. Die Röhren wurden um 2 Meter verlängert. Da kam die Nemesis.

„Was machen Sie da, Herr X.?“ meinte sein liebenswürdiger Herr Bürgermeister, „das verbiete ich Ihnen.“

„Hier ist das Dokument aus dem Ministerium, Herr Bürgermeister. Ich habe das Recht, meine Röhren an das Meer zu legen und mir Salzwasser herauszupumpen.“

„Nein, Herr X., das haben Sie nicht. In diesem Dokument ist die Länge der Röhren vorgeschrieben, die Sie ans Meer hinunterführen wollten. Sie wollen diese Röhren verlängern, und das ist gegen die Instruktion.“

Herr X. gab die Hoffnung nicht auf, den Beamtenschädel zur Raison zu bringen ...

„Wenn ich eine Röhre von größerem Durchmesser anlegen würde, so daß ich gleichzeitig mehr Wasser als früher aufpumpen könnte, Herr Bürgermeister, so würde ich allenfalls Ihr Bedenken begreifen, denn ich könnte vielleicht das Meer trocken legen. Da ich aber genau dasselbe Rohr ansetze, so kann es Ihnen und auch Seiner Exzellenz in Rom doch vollständig gleichgiltig sein, ob das Meerwasser zwei Meter weiterher gepumpt wird, bevor es an mein Haus kommt, oder nicht ...“

Herr X. bemühte sich vergeblich. Hätte er seine Anschauung von den Pflichten eines guten Staatsbürgers, die er als Ausländer besaß, etwas abgeändert, hätte er auf die eine oder andere Weise ein paar hundert Francs springen lassen, seine Meerwasserleitung wäre zweifellos um die paar Glieder gewachsen, ohne daß ein Hahn danach gekräht hätte. Er that es nicht. Er appellierte an den Hafenmeister von Genua, er appellierte ans Ministerium in Rom, und wenn er nicht über dem Warten auf eine gnädige Antwort gestorben ist, so wartet er noch heute.

Herr X. machte noch eine andere Erfahrung. Diesmal mit einer Süßwasserleitung. Als unternehmender Mann dachte er eines Tages, wie ganz besonders schön es wäre, wenn er hoch oben von den Bergen eine mächtige Quelle fassen und direkt das erquickende Naß in seinen Garten herunterleiten könnte. Gedacht, gethan. Er kam um die Erlaubnis ein, und abermals nach geraumer Frist hatte er das Dokument in der Tasche, welches ihn berechtigte, die Quelle zu fassen und das Wasser direkt in seine Besitzung hinunterzuleiten. Der Weg von der Quelle bis dorthin mochte etwa 2 km betragen. Er bestellte also einen recht erheblichen Posten eiserner Röhren, nahm eine Schar fleißiger Arbeiter an, ließ sich von den Gemeinden, deren Land er berühren mußte, um die Leitung zu legen, die Erlaubnis geben, und als die Röhren eintrafen, sollte die Arbeit beginnen.

„Halt, Herr X., so geht das nicht!“

„Was geht so nicht?“ meinte der geplagte Hotelier.

„Daß Sie hier Röhren legen.“

„Aber ich muß doch das Wasser fassen können, wie soll ich es denn sonst herunterleiten?“

„Natürlich so, wie wir es hier gewohnt sind, Herr X.: in offnen, kleinen, hölzernen Aquädukten.“

„Das Wasser sollen meine Gäste doch aber trinken. Wenn hier oben die Ziegen herumklettern und mir Steine und Erdklumpen hineinwerfen, oder gar die Frauen des Dorfes in meiner Wasserleitung ihre schmutzigen Hemden waschen, dann kann ich das Wasser nicht, ohne es wieder zu filtrieren, meinen Gästen zu trinken geben. Wenn ich es aber filtrieren soll, brauche ich wieder das frische Bergwasser nicht. Übrigens kann es Ihnen doch viel lieber sein, wenn ich die Röhren ins Erdreich vergrabe und sie niemanden mehr stören, als wenn ich das Land mit einer offenen Wasserleitung durchschneide.“

Der gute Wirt traute aber der Kraft der Gründe und dem freundlichen Willen eines gewöhnlichen Menschenverstandes zu viel zu — der Wirt, der die Rechnung ohne den Wirt gemacht hatte! Und da er sich nicht zu einer solchen Überredungskunst, wie vorher angedeutet, entschließen wollte, so appellierte er. Er kannte ja schon die Wege. Von Genua wurde er nach Rom verwiesen. Aus Rom bekam er keine Antwort, er klagte, und wenn er nicht gestorben ist, so prozessiert er heute noch. Acht Jahre lang hat er es schon ausgehalten.

Die schlechte italienische Verwaltung macht den Staatssäckel leer. Der leere Staatssäckel verlangt Monopole, die Monopole drücken aufs Volk, und das Volk verliert die Widerstandskraft gegen die Krisen der Weltwirtschaft: Diese machen sich in Italien deshalb ganz besonders fühlbar. Italien besitzt kaum nennenswerte Metallschätze und gar keine Kohlen. Wer einmal unsere rheinisch-westfälischen und sächsischen Industriegebiete gesehen hat, der weiß, was die paar Worte Kohle und Eisen für ein Land bedeuten. Wäre Italien wälderreich, so hätte es für einen gewissen Bruchteil jener Entbehrung Ersatz, aber der italienischen Sprache ist selbst das Wort ‘Wald’ so gut wie

unbekannt. Der Italiener hat das Wort 'bosco' dafür, wie schon der Laut uns lehrt, gleichbedeutend mit dem deutschen 'Busch, Gebüsch.' Damit bezeichnet er auch Wälder; eben weil er eigentlich nie einen Wald gesehen hat. Meines Wissens giebt es, von einigen Waldbeständen in den Alpen abgesehen, zusammenhängende Waldungen nur in dem Gebiete Vallombroso im Toskanischen und in dem abgelegenen Vorgebirge auf der Halbinsel Gargano. In den vergangenen Jahrhunderten wurden alle Waldbestände unbarmherzig niedergeschlagen und ausgeraubt. Der Mangel an Wäldern verschuldet wieder die Ungleichmäßigkeit des Klimas, die in Italien zugenommen hat, die Entwertung der Bergweiden und den Mangel an allen Holzindustrien.

In früheren Jahren kam viel Geld durch die Ausfuhr von Apfelsinen, Mandarinen und Wein ins Land. Besonders viel davon ging nach Amerika und wurde dort hoch bezahlt. Heut produziert das gesegnete Kalifornien so viele dieser Früchte, daß die Ausfuhr nach Amerika so gut wie aufgehört hat, daß man sogar schon, allerdings noch als Rarität, einige davon in Italien sehen kann. Solange Italien in freundschaftlichen Handelsbeziehungen zu Frankreich stand, hatte es immer noch einen sichern und guten Absatz für den größten Teil seines Weines. Auch das hat aufgehört. Es giebt jetzt Striche in Süditalien, wo der Wein thatsächlich und ohne Übertreibung so billig ist wie Wasser. Der Absatz nach Deutschland hat die Erwartungen der Italiener nicht erfüllt. Dem an die leichten, wenn auch oft verschnittenen und gefälschten französischen Weine gewöhnten deutschen Gaumen sagt das kräftige, erdduftige Blut der italienischen Rebe nicht zu, ganz abgesehen von der übermächtigen Konkurrenz unserer guten Biere.

Natürlich ist der Absatz nicht nur von der Kaufkraft anderer Länder, sondern auch von den guten Transportverbindungen des eignen Landes abhängig. Hier aber hapert's wieder in Italien an allen Ecken und Enden.

Für die italienischen Eisenbahnen, abgesehen von einigen besseren Schnellzugsverbindungen in Oberitalien und von der Hauptlinie Florenz-Neapel-Rom, könnte man beinahe als charakteristisch ein Wort anführen, das mir einmal ein Schaffner zurief, als ich mich über eine beträchtliche Verspätung beklagte und fragte, wann wir denn Aussicht hätten, anzukommen: 'Pacienza, Signore, arriveremo quando potremo' — Geduld, lieber Herr, wir kommen an, wann wir können. — Die Unordnung, Unpünktlichkeit und der Wagenmangel auf den italienischen Eisenbahnen suchen ihresgleichen. Das Königreich hat den Fehler gemacht, sämtliche Eisenbahnen an drei große Gesellschaften zu verpachten — wenn ich nicht irre, noch beinahe auf drei Jahrzehnte hinaus — und die Regierung resp. das Ministerium hat sich nicht genügenden Einfluß auf die Verwaltung vorbehalten. Es ist deshalb kaum eine Aussicht auf Besserung vorhanden, und da ich bei aller Klarheit über die italienischen Übelstände das Land und seine Leute liebe, so möchte ich auf Dinge, an denen sich vorläufig nichts ändern läßt, nicht schelten. Was jedoch eine so mangelhafte Bahnverwaltung für ein Land bedeutet, das möge man daraus ersehen, daß die italienischen Eisenbahnen, im Gegensatz zu allen anderen Nationaleisenbahnen der Welt, mit Unterbilanz arbeiten, einer Unterbilanz, die nicht auf mangelnden Verkehr zurückzuführen ist, sondern nur auf die schlechte Verwaltung. Und statt in der Hebung des Verkehrs und besseren Einrichtungen eine Gesundung zu suchen, wollte man im letzten Jahr durch einen Zuschlag von 15 Prozent auf alle Fahrpreise mehr Einnahmen erzielen. Wie ich von kundiger Seite höre, wird dieses gewagte Experiment einen weiteren Niedergang von etwa 200 Millionen Lire verursachen, weil nun viel weniger gereist wird. Italien besitzt einige gute Züge in der Po-Niederung, die etwa 60 km die Stunde erreichen (Berlin-Hamburg ca. 80); durchschnittlich fahren seine Schnellzüge aber nur zwischen 40 und 50 km, und ich habe Züge kennen gelernt, die, trotzdem sie, statt die Berge zu übersteigen, im Thale blieben und durch Tunnel fuhren, nicht schneller ans Ziel kamen, als ein gewöhnlicher Tourenfahrer auf seinem Zweirade. Ich glaube, daß diese durchschnittliche Langsamkeit der italienischen Bahnen wohl die hauptsächlichste Ursache ist, weshalb man nicht häufiger von Eisenbahnunfällen hört, und ich ziehe dabei wohl

in Betracht, daß Italien zum größten Teil ein gebirgiges Land ist, in dem man nicht so schnell fahren kann wie in der Ebene.

Ähnlich wie mit den italienischen Eisenbahnen steht es mit der italienischen Schiffahrt. Italien besitzt eine der größten Schiffahrtsgesellschaften der Welt, die Navigazione Italiana, die der Firma Florio und Rubattino gehört. Sie soll über eine Flotte von mehr als hundert Dampfern verfügen, aber schon seit Jahren sinken ihre Dividenden beständig. Die Dampfer, welche die kleine Küstenschiffahrt besorgen, zählen nach unsern Begriffen überhaupt nicht mit. Man frage nur die Fremden, die das Glück hatten, in der Wintersaison nach Capri zu fahren.

Lassen diese direkten Verkehrsmittel schon zu wünschen übrig, so ist das indirekte, das wichtigste Verkehrsmittel, das Geld, unter aller Kritik. Vor zehn Jahren sah man in Italien wenigstens noch einigermaßen Silbergeld. Das hat aufgehört. Selbst Stücke von einer Lira*) bekommt man nicht mehr zu sehen. Es ist alles Papier und Kupfer, und zwar schmutziges Papier und Kupfer, von den seltenen kleinen Nickelmünzen abgesehen. Nun würde das, so lange das Geld seinen Zahlungswert im Inlande behält, ja weniger störend sein, besonders für den Fremden, wenn es nur da wäre; aber es ist nicht da. Man versuche einmal einen 1000 Lireschein zu wechseln. Ich behaupte, man kann in Rom, in Neapel oder in Genua, kurz, den größten Centren italienischen Lebens, mit einem 1000 Lireschein in der Hand verhungern. Es wechselt ihn keiner. Der eine, und selbst wenn er ein Geldwechsler wäre, nicht, weil ihm das genügende kleine Geld fehlt, der andere, weil er sich fürchtet, den Schein zu wechseln, denn er könnte falsch sein, der dritte, weil er in Kenntnis dieser Zustände als kluger Geschäftsmann einen Fehler zu begehen gedächte, wenn er einen 1000 Lireschein wechselte, ohne sich dafür 1 oder 2 Lire vergüten zu lassen — und dagegen lehnt sich das Gefühl des Fremden anfänglich auf. Einer meiner Freunde wollte in Genua eine Schiffskarte nach Alexandrien lösen. Er schickte den Boten mit einem 1000 Lireschein an die Kasse. Die Kasse weigerte sich, auf den Schein herauszugeben. Der Bote ging aufs Hauptpostamt. Das Postamt weigerte sich, zu wechseln. Er ging zu einem Geldwechsler, der forderte 2 Lire 50 für seine Bemühung. Der Bote war ehrenhaft genug, dieses 'Wechselgeschäft' abzulehnen. Nach einer weiteren Stunde bequemte er sich aber zu einer Zahlung von 1 Lire 50 und konnte sich im letzten Augenblick noch glücklich preisen, die Schiffskarte zu erhalten. — Ich hatte vor einigen Monaten ein Telegramm von Neapel nach Berlin zu senden. Das Telegramm kostete 9 Lire 80. Ich gab einen 25 Lireschein in Zahlung. Der Beamte verwies mich auf den vor jedem italienischen Post- und Telegraphenschalter angebrachten Vermerk, daß die Beamten nicht verpflichtet seien, herauszugeben. Ich meinte, daß ein zentralgelegenes Postamt in Italiens größter Stadt trotzdem schwerlich gegen Beamtenehre und Vorschrift handeln würde, wenn es bei einem Telegramm, das circa 10 Lire kostete, 15 herausgeben sollte.

„Wenn ich es aber doch nicht habe," meinte der Beamte weinerlich.

„Dann ist es eine Schande für Sie," platzte ich heraus.

„Pacienza, Signore," — das Wort lernt man bald auswendig in Italien — „meine Vorgesetzten lassen mir das Geld ja keine zehn Minuten in der Kasse."

Das ist Italiens wundester Punkt, keiner traut dem andern, besonders kein vorgesetzter Beamter seinem Untergebenen, und die Herren müssen sich doch kennen. Man hört ebensoviel von Unterschleifen in den höchsten und in den niedersten Kreisen, wie von Vorsichtsmaßregeln, die den Veruntreuungen entgegen arbeiten sollen, thatsächlich jedoch vor allem wieder den Verkehr hemmen. So versuche man einmal eine Kiste Zigarren von einer Stadt Italiens nach der andern zu senden, wohlverstanden, regelrecht am Grenzamt verzollte Zigarren, die nicht wie Reuters Hammel 'ohne Papieren' sind. Ja, man gebe auch nur eine Inlandspostanweisung auf: Verkehrserschwerungen, die stellenweise bis zur Freiheitsbeschränkung ausarten, überall.

(Ein zweiter Aufsatz folgt in Heft 38.)

*) Nominell gleich einem Franc.

Verantwortlicher Redakteur Paul Schettler, Berlin-Charlottenburg. — Verlag der Romanwelt, G. m. b. H., Berlin W. 50, Rankestr. 28.
Verantwortlich für den Inseratenteil Heinr. Lürßen, Gräfenhainichen. — Druck von C. H. Schulze & Co. Gräfenhainichen.

JAHRGANG V. BAND II. 37. HEFT

DIE ROMANWELT
ZEITSCHRIFT FÜR DIE ERZÄHLENDE LITTERATUR ALLER VÖLKER

HERAUSGEGEBEN VON FELIX HEINEMANN

# Der Zug nach dem Osten.

Roman

von

[11] **Franz Sperber.**



Gerade im Gang draußen begegnete ihm seine Mutter. Er blieb vor ihr stehen und vertrat ihr den Weg.

„Wohin willst du, Mutter?"

„An einem Sterbelager beten."

Er packte sie fest an der Hand.

„An dem Sterbelager einer Landstreicherin?"

„An dem Sterbelager einer Rechtgläubigen, mein Sohn."

Er drückte die Hand, die in der seinen lag. „Wenn du dort hinein gehst, so wirkt das wie eine Demonstration gegen mich. Du gehst nicht hinein."

Er hatte die letzten Worte fast drohend gesprochen.

Sie bemühte sich, ihre Hand aus der seinen zu befreien.

„Willst du mich daran hindern?"

„Ich ... ja ... ich wünsche es nicht ... du darfst ... nicht ..."

„Es ist meine Pflicht."

„Es ist die meine, dich daran zu verhindern."

„Ich gehe dennoch."

„Und wenn ich dich bitte: thu' es nicht!"

„Du ... bittest? Ich dachte, du bist der Herr hier ... der nur befiehlt."

„Dir nicht. Nein, dir nicht. Dich bitte ich. Hörst du's? Ich bitte dich. Geh' jetzt nicht dort hinein."

„Ich muß!"

„Du sollst aber nicht. Es geht nicht. Du darfst nicht."

„Vergissest du, daß wir einander den Krieg erklärt haben?"

Sie standen einander so dicht gegenüber, daß einer den heißen Atem des anderen fühlte. Beider Augen sprühten. Wie zwei Todfeinde standen sich Mutter und Sohn gegenüber.

Da ging die Thür auf, ein Lichtstrahl fiel daraus hervor auf die Gruppe. Der Vogt Janitschow, der heraustrat, warf einen höhnischen Blick auf Mutter und Sohn. Dann ging er vorbei.

„Ihr da, Janitschow," rief Felix ihm nach. „Ist es schon vorbei?"

„Vorbei, Herr. Sie ist tot."

Die Baronin that einen Schritt auf die Thür zu. Noch einmal hielt Felix sie fest.

„Du siehst ... es ist ohnehin zu spät."

„Nicht zu spät, um noch ein Gebet für die Tote zu sprechen."

„Geh nicht."

Sie maß ihn mit einem hochmütigen Blick von Kopf bis Fuß.

„Soll der Mensch erzählen können, daß ich mir von dir etwas verbieten lasse, mein Sohn? Nein!"

Sie trat rasch auf die Thür zu, öffnete sie und rauschte hinein. Wie das Gefieder eines Raben fegte ihr langer Witwenschleier, den sie niemals ablegte, hinter ihr her.

Felix überlief es schaurig, als er ihr nachsah.

Er stand da im Dunkeln, allein, und biß die Zähne zusammen in seiner ohnmächtigen Wut.

In seiner Brust tobten solch harte, solch bittere Gefühle, daß er am liebsten alles hier hingeworfen hätte und auf- und davongegangen wäre.

Und doch rief ihn schon wieder die Pflicht.

Ansiedler waren da. Sie wollten ihn sprechen. Von Gott weiß woher waren sie hierhergekommen nach dem Osten. Seine Pflicht war es, sie zu empfangen ... sich um sie zu kümmern.

Und dabei hätte er ihnen am liebsten gesagt: „Kommt nicht hierher! Kommt nicht! Hier blüht kein Glück!"

Als er um die Ecke im Korridor bog, sah er bei dem matten Schein der hier hängenden Lampe noch ein weibliches Wesen ihm entgegenkommen. Es war Ella.

Ein kurzes, rauhes Lachen entrang sich seinen Lippen.

„Auch du also? Natürlich! Du willst auch beten gehen, was?"

Sie sah ihm ängstlich, fast flehend ins Gesicht.

„Bist du mir böse, Felix?"

„Nein, Ella. Ella," er faßte sie fest am Arm und sah ihr in das schmale, weiße Gesichtchen, „Ella — hast du mich lieb? Ein wenig nur — ein klein wenig?"

„Felix! Sehr ... sehr!"

„Dann geh nicht dort hinein. Mir zu Liebe! Geh nicht — ich bitte dich!"

Sie hatte sich folgsam schon wieder zurückgewandt. Sie ging ein paar Schritte neben ihm den langen Korridor hinab, bis ganz unten, wo das Licht der Lampe ihn kaum mehr beleuchtete, wo er im tiefsten Schatten lag.

Felix nahm Ellas Hände. Er drückte sie zwischen den seinen, daß es sie fast schmerzte.

„Doch eine wenigstens, die mir etwas zu Liebe thut! Eine, die mich nicht bloßstellt," murmelte er.

Sie lehnte ihren Kopf leicht wie eine Blume an seine Schulter.

„Felix ... ich thu' dir alles zu Liebe ... alles!"

Da beugte er seinen Kopf tief herab zu ihr, so tief, daß sein Mund auf ihrer Stirn ruhte, und er hauchte so leise, daß sie es kaum verstehen konnte:

„Ella ... Ella ... thu's. Wenn du wüßtest, wenn du ahntest, wie not mir's thut, daß einer mich lieb hat!"

Unwillkürlich erhob sie die Arme und legte sie auf seine Schultern. Da umschlang er sie fest mit seinen beiden Armen und preßte sie so fest, so leidenschaftlich an sich, daß das Wehgefühl, das sie dabei empfand, zu einem Wonnegefühl wurde.

So standen sie einige Augenblicke da und hörten nicht die leichten Tritte, die näher und näher im Korridor kamen.

Erst als Naska schon fast vor ihnen stand, wurden sie sie gewahr und ließen einander los.

Doch es war zu spät. Das Mädchen mußte deutlich gesehen haben, wie sie in engster Umschlingung dagestanden hatten.

Felix wollte es vorkommen, als hätte ein spöttisches Lächeln um ihre Lippen gelegen; doch mochte er sich darin wohl auch irren, denn im nächsten Augenblick war sie schon an ihnen vorbei und ganz im Dunkel verschwunden.

„Komm, Ella, Liebling!" sagte er und führte die junge Frau sanft in ihr Zimmer zurück.

Dann ging er zu seinen neuen Ansiedlern. Aber er hatte heute kaum Gedanken für sie.

Sein Kopf brannte, schmerzte ihn; Fieberschauer durchrüttelten seinen Körper, und sein Herz war wund und weh.

Wie sollte, wie konnte er dieses Leben weiter ertragen? fragte er sich.

Dieser endlose, ewige Kampf mit seiner Mutter mußte ihn nach und nach aufreiben. Er fühlte es. Wär' es nicht so, er wäre vorher nicht so schwach gewesen, er hätte sich selber nicht so, in diesem Grade untreu werden können.

Wie kam er dazu, Ella in seine Arme zu schließen, ihr von Liebe zu sprechen, sie um Liebe zu bitten, anzubetteln ... er, der von Liebe nichts wissen durfte und wollte?

Schwäche, Schwäche war das ... nichts als Schwäche ... unmännliche Schwäche, deren er sich selber schämte.

Der Kampf mit seiner Mutter, im Verein mit seiner rastlosen Thätigkeit, seiner vielen, vielen Arbeit wirkte so auf ihn, daß er schwach wurde wie ein Weib. Er hätte weinen mögen über sich selber.

Aber er hatte gar keine Zeit dazu.

Wohl an zwei lange Stunden hatte er mit den neuen Ansiedlern verplaudern müssen. Dann hatte er Befehl gegeben, ihnen Abendbrot und Betten herzurichten.

Dann war das Fuhrwerk mit dem Arzt aus Graudenz angekommen.

Er hatte zugegen sein müssen, als der Arzt die Tote untersuchte, er hatte die schriftliche Todesbescheinigung in Empfang nehmen und mit dem Arzt ein Glas Wein trinken müssen; dann war der Arzt wieder fortgefahren.

Alsdann hatte Felix noch eine Unterredung mit Damm und den Vögten.

Die Tote hatte ein Kind hinterlassen, einen kleinen Knaben. Wer würde sich dieses Kindes annehmen? Wer ihn erziehen?

Sie setzten noch am selben Abend das Schriftstück über den Tod der Wanda auf.

Aber sie wußten kaum mehr, als daß sie Wanda Gyzinska geheißen, vielmehr sich genannt hatte.

Wie alt sie war, wann und wo geboren, von wo gekommen ... kein Mensch wußte es.

Ihr Kind! Wo war es geboren? Im Chausseegraben? In Polen? In Deutschland? Es wußte es niemand. Wie alt war das Kind? Auf etwa vier bis fünf Monate taxierten es die meisten. Aber sie wußten es nicht. Es mochte älter, mochte jünger sein. Wie hieß es? Die lange Wanda hatte es immer nur 'Kindchen' oder 'Würmchen' genannt. Ob es getauft war? Ob es ehelich oder unehelich geboren war? Keiner konnte darüber Auskunft geben.

„Gott steh' dir bei, du armer Bursch," sagte Damm in tragikomischem Ton, „wenn du groß werden solltest! Stirb lieber früh ... das wäre weit klüger von dir. Denn wenn du mal groß bist und deine sogenannten Ausweispapiere haben mußt, was wird da drin stehen?

„Geboren? Nirgends. Wann? Gar nicht.

„Du wirst in der Welt herumlaufen, so groß und breit wie du nur immer willst, und doch wird man dir jede Existenzberechtigung verweigern, doch wirst du ein Mensch sein, der nie geboren ward, weil keiner wissen wird, wann du geboren worden bist und wo."

Felix sah ihn an und nickte.

„Ja, ja, so wird's wohl werden. Der arme Bursch. Er kann einen heut' schon dauern. Aber was machen wir nun mit ihm? Wo bringen wir ihn unter?"

Es wurde beschlossen, eine kleine monatliche Pension für die Pflege der mutterlosen Waise aus der schon vorhandenen Gemeindekasse auszusetzen und morgen alle Frauen zu fragen, welche von ihnen Lust habe, das verlassene Geschöpfchen bei sich aufzunehmen.

Einstweilen für die Nacht hatte ihn die Annuschka Wanatzow zu sich genommen.

---

## IX.

In dem Zimmer der Baronin saßen die beiden zusammen: sie und Pfarrer Bruddowo.

Die Baronin sah noch blaß aus von der eben erlebten Szene, der Pfarrer streichelte nachdenklich mit der einen Hand sein breites, volles, glattrasiertes Kinn.

Beide schwiegen, in ihre Gedanken vertieft.

Endlich hob die Baronin den Kopf und blickte den Pfarrer an.

„Was hat die Person dazu angetrieben, das Gift zu trinken?“

„Ich denke . . . Durst.“

„Nicht . . . Furcht? . . . nicht . . . Gewissensbisse?“

„Gewissensbisse? Sie war gar nicht imstande, sich welche zu machen? Furcht? Sie empfand nur die einzige Furcht, eines Tages wieder hungern, wieder dursten zu müssen! Keine andere.“

„Sie sind dessen ganz sicher?“

„Völlig.“

„Sie hatten das Weib neulich doch längere Zeit vor. Haben Sie ihr da sehr hart zugesetzt?“

„Nicht härter, als meinen anderen Beichtkindern. Sie aber war ein verstocktes, halb vertiertes Wesen. Man konnte ihr gar nicht scharf zusetzen, da alles, aber auch alles an ihrem moralischen Stumpfsinn abprallte. Wirkungslos! Völlig wirkungslos!“

Er schüttelte wie in tiefer Betrübnis den Kopf.

„Es war also in keinem Falle ein Selbstmord?“

„In keinem Fall. Warum hätte dieses Weib sich denn das Leben nehmen sollen? Sie hat mir gebeichtet, daß sie ihrem Mann mit dem Hackbeil über den Kopf geschlagen hat. Er ist aber nicht gestorben an seiner Wunde. Er war, wie es scheint, ein unverbesserlicher Säufer. Erst ein halbes Jahr danach ist er im Delirium tremens gestorben. Sie hat sich während ihrer unglücklichen Ehe mit ihm das Trinken auch angewöhnt. Arbeiten konnte sie kaum mehr, nachdem sie das Kind zur Welt gebracht. Da hat man sie einfach hinausgeworfen, als der Mann tot war.“

„Und von wo sie eigentlich war . . .“

„— hat sie niemandem — auch mir nicht verraten.“

„Selbstmord halten Sie also für ausgeschlossen?“

„Völlig.“

„Um so besser.“

Die Baronin seufzte tief auf.

„Und wie wird es nun weiter? Hier auf Buchenwalde?“

„Morgen um Mitternacht werde ich wieder eine Messe abhalten. Wieviele werden kommen?“

„Oh . . . da sorgen Sie nicht, mein Vater, die Frauen haben wir bald alle.“

Der Pfarrer rieb sich seine breiten, fleischigen Hände.

„Das ist gut, das ist gut, meine Tochter, der Segen der Kirche ist mit dir in deinen Werken; das siehst du an dem Erfolg, der dich begleitet.“

„Und es ist ein gutes Werk, das wir thun.“

„Ein gutes — oh, ein gutes Werk! Eine ganze Kolonie, eine ganze Gemeinde unserer Kirche gewonnen!“

Die Baronin faßte nun plötzlich in die Tasche und zog einen Brief heraus.

„Ich habe einen Brief bekommen — gestern.“ Langsam entfaltete sie das Schreiben.

Ihre hageren, bleichen Wangen röteten sich dabei vor Erregung.

„Von —?“ fragte der Pfarrer mit Interesse.

„Von Seiner Eminenz dem Erzbischof.“

„Vom Erzbischof! Ah! Und er schreibt . . .?“

„Er drückt Ihnen und mir seine außerordentliche Zufriedenheit mit dem Fortschreiten des Werkes aus.“

„Er meint also, es wird nicht umsonst geschehen sein?“

„Er hegt nicht den mindesten Zweifel daran, daß die Zentrums-Partei es mit klugem Vorgehen im Reichstage durchsetzen wird, die Gemeinde Buchenwalde zu einer katholischen umzuwandeln. Als Hauptmotiv dafür wird man die nahe Nachbarschaft der Gemeinde Friedrichs-Aue anführen und die Wichtigkeit, den Frieden sorgsam zu erhalten zwischen den beiden Gemeinden. Man wird versprechen, die beiden Kirchen von einem Pfarrer versehen zu lassen —“

„— Der ich sein soll?“

„Zunächst Sie! Später will man Sie dann noch reichlicher bedenken.“

„Ah!“

Die Baronin atmete hoch auf.

„Ja. Gott sei Dank! Gelobt sei der Herr! Mein Buchenwalde soll gerettet werden!“

Ihre Augen, die sie auf den Pfarrer heftete, glühten schon wieder im lodernden Feuer des Fanatismus.

„Ah! und ich — ich will es gewiß an nichts fehlen lassen. An keinem Eifer, keiner Arbeit! Gebieten Sie über mich, mein Vater, was soll ich noch thun?“

„Rastlos weiter arbeiten, meine Tochter! — Rastlos, ohne nachzulassen, noch zu erlahmen. Noch dürfen wir das nicht! Noch dürfen wir in unserem Eifer nicht nachlassen; noch sind wir nicht so weit. Noch nicht!“

„Nein, nein; Sie haben Recht. Noch darf nicht nachgelassen werden. Ich werde weiter streben, weiter; die Frauen haben wir schon fast alle. Für die Kinder verbürgen sich die Frauen — die Männer zu gewinnen ist noch unsere Aufgabe; sie wird schwer sein; doch sie muß gelingen. Und sie wird gelingen ... ich schwör' es. Sie wird!“

„Und ... und ... was gedenkt Seine Eminenz, der Herr Erzbischof später mit mir zu thun? Erwähnt er in seinem Schreiben nichts davon?“

„Oh doch. Sie sollen später ... und es wird nicht allzulange dauern ... Domherr werden in Gnesen oder in Culm ... aber hier ... lesen Sie es selber.“

Mit langsamer Gebärde, doch funkelnden Augen, empfing der Pfarrer den Brief aus den Händen der Baronin. Hastig entfaltete er das Papier, durchflog er den Inhalt.

Die Baronin schritt indessen langsam hin und her im Zimmer.

Der Pfarrer hatte den Inhalt des Erzbischöflichen Schreibens verschlungen.

Er faltete den Bogen zusammen, drückte ihn ehrfurchtsvoll an die Lippen und schlug ein Kreuz.

„Ja ... wir wirken für die gute Sache, meine Tochter. Lassen Sie uns so weiter zusammen kämpfen wie bisher, Hand in Hand, Schulter an Schulter ... eins im Wollen und im Denken ... und wir werden große, die größten Resultate erzielen.“

Die Baronin ging immer noch hin und her im Zimmer, hin und her; ihr Kleidersaum fegte geräuschvoll die Diele, ihr langer Witwenschleier hob und senkte sich bei jedem Luftzuge, einer großen Trauerfahne gleich ...

„Mein Buchenwalde,“ so sprach sie halblaut vor sich her, „mein Buchenwalde! So soll es doch noch gerettet werden — doch noch! Endlich werd' ich es erleben. Buchenwalde zur katholischen Gemeinde gemacht! Der Traum meines Lebens. Endlich werd' ich ihn verwirklicht sehen — endlich!“

Murmelnd und mit gefalteten Händen blieb sie mitten im Zimmer stehen und schaute wie in Verzückung zur Decke empor. Ihre Lippen bewegten sich. Sie betete.

Pfarrer Bruddowo stellte sich neben sie, faltete gleichfalls die Hände und senkte seinen großen, runden Kopf auf die Brust herab.

„Ja — lassen Sie uns beten, meine Tochter. Sagen wir dem Herrn Dank für die gesegnete Hilfe, die er unseren schwachen Anstrengungen zu teil werden läßt. Denn was wären wir wohl ohne Seine Hilfe? Schwache, erbärmliche, sündige Menschen, die nicht wüßten, was thun, wie handeln — die unsicher im Dunkel herumtappen und kaum wissen würden, was recht, was unrecht sei.

„Lassen Sie uns Ihm danken dafür, daß Sein Geist uns erleuchtet, uns Mut und Kraft gegeben hat, und auch noch fernerhin verleihen wird, um an Seinem Ruhm, an Seiner Glorie, an Seinem Werk weiter zu schaffen, unermüdlich, unablässig, weiter, immer weiter, bis zu unserem Ende. Amen.“

Beide erhoben die Köpfe und sahen einander an. Dann, wie auf ein gegebenes Zeichen, begannen sie Seite an Seite auf und ab zu gehen im Zimmer.

„Wir müssen also mit aller Energie unsere Bekehrungs-, unsere Erleuchtungsversuche“ — begann der Pfarrer — „fortsetzen. Gut wäre es, wenn wir möglichst bald den einen oder den anderen Mann auch heranziehen könnten zu unserer Kirche — um ihm das ewige Seelenheil zu bringen. Ist Ihnen kein Mann unter den Ansiedlern bekannt, meine Tochter, der bald für uns zu haben sein würde?“

„Doch!“

Die Baronin legte ihre Hand auf den Ärmel der schwarzen Soutane.

„Doch — wenn wir es vorsichtig und richtig anfassen, so glaube ich wohl, mein Vater.“

„Ah! Wer ist's?“

„Der alte Wenzel.“

„So?“

„Ja. Er ist aufs äußerste aufgebracht gegen meinen Sohn. Das wissen Sie.“

„Jawohl.“

„Ich glaube, ihm zum Trotz wäre er kapabel überzutreten. Ich muß ihn durch seine Frau behutsam vorbereiten und aushorchen lassen. Ich glaube, er dürfte bald zu haben sein.“

„Ja, ja — ich weiß — er ist schlecht zu sprechen auf Baron Felix. Und bei diesen Bauern wirken Trotz und Bosheit oft Wunder.“

„Oh ja!“

„Man müßte ihn bei dieser Stimmung packen. Natürlich darf er nur durch wirkliche Überzeugung, durch fromme Sehnsucht, durch wahre Gottergebenheit unserer Kirche zugeführt werden, meine Tochter.“

„Natürlich, mein Vater.“

„Beten wir darum recht eifrig, recht inniglich darum, meine Tochter, daß der große allmächtige Gott den Sinn des Wenzel recht bald wenden und erleuchten möge, in seiner unerforschlichen, unendlichen Gnade und Güte. Amen.“

„Amen.“

Wieder gingen sie einige Momente schweigend hin und her im Zimmer.

„Baron Felix ist hoffnungslos? Er ist für uns verloren?“

Der Pfarrer sah die Baronin fragend an.

Ein tiefer, schwerer Seufzer hob ihre Brust.

„Ich fürchte . . . ah, ich fürchte es.“

„Und doch wollten Sie versuchen, auf ihn einwirken zu lassen.“

„Ich wollte — ja — ich hab's versucht. Doch alles prallt ab an seinem starren, festen Sinn.“

„Den er von Ihnen hat.“

„Ja — leider.“

„Sagen Sie nicht ‘leider’. Dieser Starrsinn, einmal uns zugewendet und unserer Sache, kann Wunder für uns wirken . . . würde endgiltigen Sieg für uns bedeuten.“

„Das — ja.“

„Nun also. Wollten Sie nicht durch Ella, seine Schwägerin, auf ihn wirken lassen?“

„Ja. Doch sie hat keine Spur von Einfluß über ihn. Ein schwächliches, zerbrechliches Geschöpf. Ohne Kraft des Denkens, ohne Kraft des Willens! Wie könnte sie Einfluß haben auf diesen feurigen Eisenkopf, auf dies unbeugsame Gemüt, auf diesen stolzen Sinn, der vielleicht einmal brechen, doch niemals sich biegen lernen wird.“

Etwas wie mütterlicher Stolz flammte ihm aus ihren Worten entgegen, ihr selber unbewußt.

Der Pfarrer sann nach.

„Es ist da aber, soviel ich weiß, noch jemand, der möglicherweise Einfluß auf Ihren Sohn haben könnte. Sie selbst sprachen mir davon vor einiger Zeit.“

„Ah, ja. Die Magd, Naska.“

„Richtig. Glauben Sie auch nicht, daß es ihr gelingen könnte?“

„Ich habe noch keine Spur von Erfolg gesehen. Ich habe sie zu dem Zweck ins Schloß genommen; ich lasse sie in seinem Zimmer bedienen; ich habe wohl schon des öfteren bemerkt, daß er sie mit Gefallen sieht — doch mehr — —“

Sie machte eine verzweiflungsvolle Gebärde mit den Händen.

„Und doch glaubten Sie fest, daß sie die Kraft haben könnte.“

„Ich glaubte es — ja. Sie hat ein resolutes, energisches Wesen; sie ist dreist, ohne doch aufdringlich zu sein; sie ist so viel wie möglich um ihn; und sie gefällt ihm. Doch ein Resultat, auch selbst das minderwertigste, hab' ich noch nicht gesehen.“

Der Pfarrer reckte seinen Kopf empor, um seine Lippen an das Ohr der Baronin legen zu können.

„Ich bin neulich nachts in der großen Quer-Allee einem kosenden Paare begegnet. Baron Felix war es, und ich schwöre darauf, das Weib war die Naska.“

„Ah!!“

Beide sahen einander an mit verständnisvollen Blicken. Die Augen der Baronin leuchteten hell auf.

„Ah! also doch!“

„Wir wollen es hoffen. Hoffen, daß Naska, die eine gute Katholikin ist, imstande sein wird, die leider von früh an verirrte Seele Ihres Sohnes endlich unserer Kirche zuzuwenden. Zu seinem Heil! Und für die Sache!“

„Und für die Sache!“ wiederholte die Baronin. „Wenn das sein könnte! wenn das

wäre!" rief sie. „Ah, welcher Triumph, welcher Triumph!"

Sie warf den Kopf hochmütig in den Nacken zurück.

„Dann hätte ich gesiegt! Gesiegt — über ihn, der sich mir widersetzt!" Gleich darauf beugte sie den Kopf wieder herab und faltetete fromm die Hände.

„Mein Sohn! mein Sohn! Nur an dein Wohl denke ich. Nur dein Bestes wollen wir!"

„Und wenn Baron Felix gar zu widersinnig ist — nun, so muß man ihn zu beseitigen suchen."

„Beseitigen?"

„Ich meine — aus der Verwalterstelle hier."

„Ah?"

„Jawohl. Das würde dann notwendig werden. Doch noch ist's ja nicht so weit. Noch wollen wir das Beste hoffen. Das Beste für ihn, und für — Buchenwalde" — ergänzte der Pfarrer.

Er reichte der Baronin die Hand. „Ruhen wir nicht, rasten wir nicht. Kämpfen wir, wirken wir weiter für die Sache, meine Tochter. Es wird, es muß uns gelingen. Gute Nacht."

Sie beugte den Kopf unter seiner sie segnenden Hand.

„Es muß, es wird gelingen, mein Vater."

Dann ergriff sie seine Hand und küßte sie.

Die beiden Verbündeten sahen einander noch einmal fest in die Augen.

Um beider Lippen spielte ein Lächeln, streng, herb.

Sie verstanden einander vollkommen.

(Fortsetzung folgt.)

# Nazarener.

Von

## Victor von Reisner.

[1]



Um zehn Uhr Vormittag wurde Vuk Vitanović dem Gefängnisdirektor vorgeführt.

„Deine vier Jahre sind um," redete ihn dieser an, „du wirst nachmittag entlassen — leider. Besser wäre es freilich, wir behielten dich gleich hier, denn so viel ich dich kenne, wirst du uns ja doch bald wieder zugeschickt werden — wenn es nicht ärger kommt, und sie dich gleich zum Galgen verurteilen, der dir ja doch blüht."

„Eh, gospodine, kako Božja volja — eh, Herr, wie es Gottes Wille," murmelte Vuk ergebungsvoll.

„Sage lieber, wie es des Teufels Wille ist," verwies ihn der Direktor, „denn wenn du an Gott glauben würdest, brauchte dich nicht der Staat zu verköstigen. Und nun höre mich an und versuche es, meine Worte tief im Herzen zu bewahren — vielleicht findest du dich dann noch einmal auf den rechten Weg zurück. — Du bekommst heute dein zurückgelegtes Arbeitsgeld, bare 120 Gulden, ausbezahlt und mit dem Entlassungsschein hast du dich bei deiner Heimatsbehörde zu melden. Niemand hat das Recht, dir die verbüßte Strafe vorzuwerfen, und da du nun auch eine Menge Geld hast, so wird es dir — wenn du nur immer den Willen dazu hast — auch gelingen, einen ehrlichen Verdienst zu finden. Halte es dir stets vor Augen, daß du diesmal nur durch die Milde deiner Richter so gnädig weggekommen bist, die den von dir begangenen Mord als Totschlag qualifizierten; fällst du aber dem Gericht noch einmal in die Hände, dann rechne ja nicht wieder auf Gnade."

Vitanović wand sich hin und her und wäre

am liebsten schon draußen gewesen, denn was ihm der vorerzählte, war ja eine Lüge — eine himmelschreiende Lüge. Freilich, er hatte ja den Ivo niedergeschlagen, aber doch nur im Streit, und wäre jener der Stärkere gewesen, dann hätte wohl er ihm den Garaus gemacht. Aber wozu sollte er sich jetzt noch einmal verteidigen — die vier Jahre waren ja um, und das Geschwätz von dem ging doch nur bei einem Ohr hinein und zum anderen hinaus.

„Also schon in deinem eigenen Vorteil liegt es," fuhr der Direktor ermahnend fort, „Einkehr zu halten und zu bedenken, daß ehrlich am längsten währt. Und nun gieb mir die Hand und versprich mir, ein ordentlicher Mensch zu werden."

„Ich will's versuchen, Herr," versprach Vuk Vitanović und atmete, als ihn der Kerkermeister wieder abführte, befreit auf.

Nach dem Mittagessen legte er die Gefängniskleidung ab und bekam seinen eigenen Anzug. Dann ging es nach der Kanzlei, wo er über seine zurückerhaltenen Sachen und über das empfangene Geld quittieren mußte — respektive unter die Quittung sein † setzte — und um zwei Uhr klirrte endlich der Schlüssel im Thor.

Gleich darauf stand er als freier Mann auf der Landstraße, ballte zum Abschied die Fäuste gegen die hohen Mauern, die ihn so lange von der Außenwelt abgesperrt, und schlug nach kurzem Überlegen den Weg in die Stadt ein.

Je näher er aber den ersten Häusern kam, umsomehr verlangsamte er das erst eingeschlagene Tempo. Schließlich blieb er ganz stehen, sah sich vorsichtig nach allen Seiten um, übersprang dann den Straßengraben und schlich in das mehr als mannshohe Weizenfeld, in dem er sich hinlagerte, um vor allem einmal gehörig und nach rechter Herzenslust auszuschlafen.

Die Sonne war schon im Sinken, als er erwachte.

„I jebemti kobasica — i, du verfluchte Blutwurst, wo bin ich denn?" murmelte er verwundert, und als er sich dessen erinnert und noch einmal seinen Lieblingsfluch hingebrummt hatte, fing er erst wirklich zu schimpfen an.

Und gerade sein Leib- und Magenfluch war an diesem Zornesausbruch schuld. Vier Jahr — volle vier Jahre und keinen Tag weniger hatte er keine Blutwürste zu riechen, geschweige denn zu essen bekommen. Das war doch entschieden eine Gemeinheit! Daß es im Gefängnis keinen Schnaps giebt, na ja, das war ja schlimm, aber das wußte man doch, das verbot das Gesetz — aber keine Blutwürste, das war eine Bosheit von dem schuftigen Kerl, von dem Direktor, der sie wahrscheinlich selber gern fraß und keinem anderen gönnte.

Freilich, man hätte sich ja beschweren können, das war erlaubt, aber wer es einmal gethan, der ließ es sicher ein zweites Mal bleiben. Die Hunde hauten auch gar zu niederträchtig drein, und wenn das auch gegen Recht und Gesetz war, so fühlte man es deshalb doch nicht weniger. Davon konnte auch er ein Liedchen singen, und war es ihm auch gleich zu Anfang seiner Einlieferung passiert, so glaubte er doch noch immer seine mürben Knochen zu spüren.

Der Teufel noch einmal hinein, er war doch sein Lebtag keiner Rauferei aus dem Wege gegangen und hatte dabei so manchen blutigen Schädel und blaue und braune Flecke in Hülle und Fülle davongetragen, aber man schlug doch auch zurück und fühlte dadurch nicht so die eigenen Schmerzen. Hier hieß es aber still halten und fest die Zähne aufeinander beißen, wenn die Bande nicht noch zorniger werden sollte. Denn schrie einer, so hauten sie nur um so toller zu, um ihm ein für allemal die Freude am Anschwärzen zu vertreiben.

Und wie schlau die Kerle es anfingen! Hatten sie einen auf dem Zug, dann ging es mit ihm nach der Holzkammer, die ganz abseits lag, und von wo aus kein Heulen bis nach vorne drang, und ehe er noch wußte, wie ihm geschah, hatten ihn zwei über den Holzblock gelegt, und die anderen hauten mit Rohrstöcken und Haselnußgerten, die immer bereit standen, was es nur Platz hatte, drein.

Ja, ja, mit denen war kein Spaß zu machen. Das waren gar große Herren, die fragten den Teufel danach, ob es weh that, und lachten einen höchstens aus, wenn man sich dann eine Woche lang umgekehrt, mit dem Gesicht nach unten schlafen legen mußte.

Und alles das hieß es still erdulden!

„Weiß Gott," stöhnte Vuk in Erinnerung an diese Leidenszeit schwer auf, „das Leben wird einem armen Menschen heutzutage nicht leicht gemacht."

Wie gut hatte es doch noch sein seliger Vater — 'Gott gebe ihm die ewige Ruh und lasse ihn in sein Reich eingehen,' murmelte er dazu — der war oft genug eingesperrt gewesen, und Prügel hatten sie ja damals auch bekommen, aber wenigstens arbeiten brauchten sie dafür nicht. Diese verfluchte Neuerung haben sie ja erst aus Deutschland — wo die verrückten Schwaben wohnen sollen — eingeführt, und von denen war freilich nichts Gescheites zu erwarten.

„I jebemti kobasica," griente er, „aber heute will ich mir dafür einen extra guten Tag anthun und Würste fressen, als ob beim Nachbar Schweineschlachten wär' und sie nichts kosteten."

Nun erinnerte er sich auch seines Geldes, das er aus dem umgeschnallten Ledergürtel herausnahm und andächtig nachzuzählen begann. So sehr er sich aber auch abmühte, kam er damit doch nicht zustande.

Einhundert und zwanzig Gulden sollten es sein, wie der Herr Direktor sagte. Wer konnte aber wissen, ob es auch wirklich soviel waren, ob sie ihn nicht am Ende betrogen hatten! Vielleicht war das auch so eine Neuerung.

Bis zehn konnte er ja mit Mühe und Not zählen, aber was dann noch übrig blieb — wer sollte das berechnen können!

Das Beste wird wohl sein — überlegte er — ich gehe zu Gericht und zeige sie wegen Betrug an, dann wird es sich schon herausstellen, um wieviel sie mich bestohlen haben.

Einige Minuten später ließ er jedoch diesen Gedanken wieder fallen. Diesen Herrensleuten war nicht zu trauen, die hielten doch wie die Kletten zu einander, und er bekäme am End' obendrein noch seine Tracht Prügel, wenn sie ihn nicht gar durch den Gendarmen zurückschickten!

So war es nun einmal in der Welt — dem Bauer wird immer das Fell über die Ohren gezogen, ob er nun im Recht ist oder nicht.

Niedergeschlagen steckte er das Geld wieder ein und begann zu überlegen, was er dann, wenn er die Blutwürste gegessen und dazu gehörig Wein und Schnaps getrunken haben würde, beginnen solle.

In sein Heimatsdorf wollte er auf keinen Fall zurück. Was sollte er auch dort? Vater und Mutter waren längst tot. Die Hütte hatte der Alte — Gott hab' ihn selig — versoffen, und die paar lumpigen Verwandten, die selber nichts zum Beißen hatten, würden ihn wohl schwerlich bei sich aufnehmen.

Also lieber erst gar nicht hingehen und sich hier in der Stadt um einen Dienst umsehen. Aber auch das gefiel ihm nicht recht, dazu war das Gefängnis zu nahe, und man konnte nicht wissen . . .

„Eh," sprang er endlich auf, „ich will doch zuerst ein Wirtshaus aufsuchen, dahin werd' ich wohl allein finden, und für den weiteren Weg wird schon der liebe Gott sorgen."

* * *

Nun saß Vuk Vitanović im Wirtshaus zum 'Čoravi vranac', dem 'blinden Rappen', und verschlang die vierte Portion Blutwürste mit derselben Gier, mit der er die erste weggeputzt hatte.

„Höre, Nachbar," fragte der Wirt, indem er sich ihm gegenüber niederließ, „du hast wohl schon lange nichts Warmes in den Magen bekommen?"

„Wieso das?"

„Na, ich meine halt, du bist wohl im stand, ein ganzes Schwein auf einen Sitz aufzufressen."

„Eh, Freundchen, wenn du erst geschlachtet bist, will ich's versuchen."

„Al si šaljivac — bist du doch ein Spaßvogel," zwinkerte dieser vergnügt, „aber wenn du genug Geld zum Bezahlen hast, dann kannst du meinethalben so lange essen, bis du platzt."

„Hvala ti — ich danke dir. Wenn du aber denkst, daß ich kein Geld habe, dann bist du ein Esel, Bruderherz."

Der Wirt bereute es sofort, den guten Gast beleidigt zu haben. Nun er ihn einen Esel ge-

heißen, stand es doch außer Zweifel, daß er bei Kasse war; denn nur große Herren hatten das Recht, grob zu sein, und wer einen gefüllten Geldbeutel hat, eh, der ist eben auch nicht weniger als ein großer Herr.

„Du darfst nicht glauben, daß ich dich kränken wollte," lenkte er infolge dieses klugen Argumentes ein, „und wenn du willst, bestell' ich gleich noch eine Portion."

„Poslie — später," würgte Vitanović den letzten Bissen hinab. Dann beugte er sich zu dem Wirt vor und fragte: „Sag', kannst du zählen?"

„Wie denn zählen?"

„Nun, Geld."

„Eh, ich denke doch."

„Und ehrlich bist du auch?"

„Eh brajko — Brüderchen, wie du nur so reden kannst! Oder hast du vielleicht schon je einen unehrlichen Wirt gesehen?!"

„Ich weiß nicht."

„Na, siehst du, und in der Stadt giebt's das schon gar nicht."

„Was du nicht sagst!"

„Die Sache ist nämlich die," nickte der Rappenwirt, „es giebt ja auch unehrliche Wirte, aber das sind nur die, wo die Stadtleute hingehen, und nicht, wo die Bauern einkehren. Denn siehst du, unser Magistrat liebt doch die Bauern und nimmt sich ihrer väterlich an. Wenn also einer ein Wirtshaus aufmachen will, dann muß er zum Herrn Magistrat hinauf und da heißt es: Eh, Freundchen, das laß dir gleich gesagt sein, die Bauern darfst du nicht betrügen — dazu sind wir da — und wenn so etwas dennoch zu unseren magistratischen Ohren kommt, dann kannst du gleich zusperren, dann nehmen wir dir die Konzession weg."

„Was nehmen sie dir weg?" fragte Vuk blöde.

„Die Konzession."

„Das ist wohl viel?"

„Na, das will ich meinen!"

„Eh, wenn du so reich bist, dann werd' ich dir wohl mein Geld zum Nachzählen anvertrauen können."

„Gewiß darfst du das, Brüderchen, denn siehst du, ein städtischer Wirt, das kann doch nicht ein jeder werden, das ist doch sozusagen eine Ehrenstellung; das ist dasselbe, wie im Dorf der Herr Pfarrer."

Nun war Vuk vollkommen beruhigt, schnürte seinen Lederriemen los, entnahm ihm das erhaltene Geld und breitete es vor dem erstaunten Rappenwirt aus.

„Und das alles ist dein rechtschaffen erworbenes Eigentum?" schlug der die Hände ineinander.

„Ehrlich und rechtschaffen — aber nun zähl' schon, damit ich weiß, ob es auch stimmt."

„Gern, Bruderherz, und wenn es dir recht ist, kannst du dir ja einstweilen selbst noch eine Portion bei meiner Frau in der Küche bestellen."

„I wo werd' ich — daß du mich bestiehlst! Nein, mein Freundchen, so dumm bin ich noch lange nicht, und das laß dir gesagt sein, ich paß' auf, und es kommt mir nicht drauf an, dir die Knochen im Leib entzwei zu schlagen."

Da sich also schwerlich etwas beiseite schieben ließ, wollte der Wirt beleidigt aufstehen; aber noch rechtzeitig kam ihm ein guter Gedanke, und er blieb sitzen.

„Du bist zwar ein gemeiner Kerl und hast mich beschimpft," sagte er treu und bieder, „da ich aber weiß, daß du es nicht so meinst und mich nur in deiner Dummheit gekränkt hast, so will ich es dir verzeihen."

„Ich hab' dich gekränkt?" verwunderte sich Vuk, „du bist wohl besoffen! Wie sollt' ich dich denn gekränkt haben?!"

„Hast du mir vielleicht nicht gedroht?"

„Freilich, gedroht schon; aber wenn du mich nicht bestiehlst, dann haue ich ja auch nicht zu — also, wieso hab' ich dich gekränkt?"

„Du bist ein Esel."

„Gut, ich bin ein Esel; aber du kannst doch nicht sagen, daß ich dich gekränkt habe, wo ich dir nur drohte — na, und jetzt zähl', Bruderherz, und gieb acht, daß dir nichts an den Fingern kleben bleibt."

„Nemaj brige — hab' keine Angst," und damit fing jener das Geld zu sortieren an. Die Einer zu den Einern, die Fünfer zu den Fünfern und die Zehner zu den Zehnern.

„Du Hund," sprang er plötzlich wütend auf und ließ die Faust voller Wucht auf den Tisch fallen. „Du bist ein Falschmünzer. Du willst mich ehrlichen Mann ins Unglück stürzen!"

„Was bin ich?"

„Ein Falschmünzer bist du — verstell' dich nicht — da, die drei Zehnguldennoten sind falsch — oder willst du das vielleicht ableugnen, du scheinheiliger Hund?! — He, Kata," schrie er in die Kammer, wo ihn sein Weib nicht hören konnte, „lauf' um die Polizei — schnell um die Polizei!"

„Pro Boga — um Gotteswillen," hing sich Vitanović verzweifelt an ihn, „stürz' mich nicht ins Unglück. Was kann denn ich dafür, ich hab' es doch in der Anstalt bekommen."

„In welcher Anstalt?"

„Eh, nicht in der Anstalt — ich meine nur so," wurde Vitanović immer verlegener, „bei meiner Seligkeit, ich hab's für echtes Geld gekriegt."

„Und wenn du's tausendmal dafür gekriegt hast, so hilft dir doch kein Herrgott. Wer falsches Geld hat, wird eingesperrt — ob er es nun selbst gemacht hat oder nicht, danach wird nicht viel gefragt. — Kata, hol' die Polizei!"

„Hab' Erbarmen!"

„Das geht nicht, Freundchen, Gesetz ist Gesetz — dort kommt auch gerade ein Pandur auf der Straße."

„Bei allen Heiligen, und wenn du an den gekreuzigten Heiland glaubst, nimm dich meiner an — hilf mir aus meiner unschuldigen Not."

„Ich darf nicht."

„Du mußt."

„Ich kann nicht. Wenn das falsche Geld hier gefunden wird, und ich hab' dich nicht angezeigt, dann sperren sie mich auch noch ein."

„Verbrenn' es — und nimm dir von dem andern, soviel du willst — nur nicht ins Gefängnis!"

„Gut, ich will dir helfen," ließ sich der Wirt endlich erweichen, „aber du sollst nicht sagen, daß ich deine Not ausnützte. Dir bleiben ohne die drei Zehner noch neunzig Gulden, die wollen wir ehrlich und redlich teilen."

„So nimm doch schon," drängte Vuk ängstlich.

„Nun, in Gottes Namen, und weil ich dir glauben will, daß du unschuldig bist," nickte der Rappenwirt gutmütig, nahm seine Hälfte und auch die drei Zehner, die er sofort in der Küche zu verbrennen versprach, und ging.

Vernichtet starrte ihm Vitanović nach, dann erinnerte er sich plötzlich an den Gefängnisdirektor.

„Also deshalb hat mir der Hund gesagt, daß ich bald wieder dort sein werde," ballte er in ohnmächtiger Wut die Fäuste. „Bože, Bože — oh Gott, oh Gott, das kommt von den verfluchten deutschen Neuerungen!"

Indem kam auch wieder der Wirt zurück.

„Hast du sie verbrannt?" fragte ihn Vitanović beklommen.

„Na, wie denn nicht!" entgegnete dieser, „ich werd' mich hüten, so etwas Gefährliches im Hause zu behalten. Kann man denn wissen, wie der Teufel sein Spiel treibt, und ob sie dich nicht bereits suchen?"

„Die heilige Maria steh' mir bei."

„Na, beruhige dich nur, bei mir geschieht dir nichts — hier bist du so sicher wie in der Kirche. Aber nun steck' auch dein Geld wieder ein, sonst kommt noch jemand und — besser ist besser, fremden Leuten ist nie recht zu trauen."

„Wieso nicht zu trauen?"

„Eh, Freundchen, es könnt' doch einem in die Augen stechen, und alle meinen es nicht so selbstlos wie ich. Da wird dann schön gethan und pokuliert, und ehe du dich versiehst, haben sie dich um dein Geld betrogen. — Also, steck' lieber ein, ich mein' 's, weiß Gott, ehrlich."

„Ja, ja, das kann schon so sein, und ich dank' dir auch schön für deinen Rat," stammelte Vitanović noch immer benommen und brachte das Geld an Ort und Stelle.

„Sag' einmal," fragte er dann — „wie viel hab ich denn jetzt noch?"

„Eine Menge, Bruderherz, dafür kannst du dir jeden Tag einen Eselsrausch kaufen — und nun komm und laß uns auf deine glückliche Errettung eins trinken."

„Ja, das wollen wir thun," atmete Vuk erleichtert auf.

Einige Minuten später betrat ein neuer Gast

die Schenke, ein blasser, kranker Bauernbursche, mit einer Militärmütze auf dem Kopf.

„Dobar večer— guten Abend," grüßte er und ließ sich müde an ihrem Tisch nieder.

„Od kud si — von wo bist du?" — fragte ihn der Wirt, nachdem er seinen Gruß erwidert.

„Aus Punitovce — und wenn es dir recht ist, gieb mir ein Gläschen Schnaps."

„Scheinst ihn wohl zu brauchen," sagte der Wirt und ging einschänken, „siehst ja wie der leibhaftige Tod aus."

„Meinst? Ist ja auch kein Wunder. Nachdem sie mich superarbitriert, hab' ich noch drei Monat im Spital gelegen, und heut' ließen sie mich laufen. Wenn mich noch die Füß' bis Svinodol tragen, brauch ich wenigstens nicht auf der Landstraß' zu krepieren."

„Ich denk', du bist aus Punitovce."

„Ja, ja, aus Punitovce, aber mit meinen Geschwistern hab' ich mich auseinandergesetzt und will jetzt zu meines Vaters Bruder, — von dem haben sie einmal erzählt, daß er ein ganz Extriger ist, so irgend ein Heiliger. Na, und weil's ja doch mit mir zu Ende geht, so wird's mir wohl nicht schaden, wenn ich ein bißchen von seiner Heiligkeit abkrieg'. So eine kleine Fürsprach' bei unserm Herrgott ist immer was wert."

Erschöpft schwieg er still.

„Hast dich wohl zu Hause nicht vertragen?" — fragte ihn nach einer Weile Vuk.

„Eh, mit meinen Geschwistern schon," entgegnete Stipan Svilac offenherzig, „aber nicht mit deren Weibern, und da bin ich halt aus der Hauskommunion ausgetreten, und mit meinen vierhundertfünfzig Gulden, die ich Gottlob noch fein bei einander hab, werd' ich ja dem Ujak (Onkel) auch nicht zur Last fallen."

„Vierhundertfünfzig Gulden hast — und lauter echtes Geld?!" — fragte Vuk mit einem Anflug von Neid.

„Na freilich, soll ja sogar drauf gedruckt stehen."

„Willst mich's nicht lieber untersuchen lassen?" — drängte sich der Wirt mit der Miene des Biedermannes an ihn heran, „siehst du, es giebt so viel falsches Geld, und es thät mir leid, wenn du deswegen in Ungelegenheiten kämst. Bei Gott, ich mein's ehrlich, bin ich doch auch vom Dorf zu Haus."

„Hvala ti za Ljubav — ich dank dir für die Lieb, aber mein Geld ist ganz sicher in Ordnung — hat es doch mein kapetan, mein Hauptmann in Aufbewahrung gehabt, und der hätt's doch für gewiß bemerkt, wenn's nicht stimmte."

„Freilich, freilich," knurrte der Rappenwirt, „die Herren Offiziere müssen's ja verstehen, die haben ja die Tasche immer voll Geld — also, nichts für ungut."

„I, warum denn! — Na, und wie ist's, kann man bei dir übernachten?"

„Warum nicht? Wenn du hier auf der Bank liegen willst, kostet es zehn Kreuzer, draußen im Kuhstall sechs Kreuzer."

Der Bursche überlegte.

„Eh, ich bleib schon hier," entschloß er sich dann.

„Na, und du?" — wandte sich der Herbergsvater an Vuk Vitanović, „willst auch du dableiben, oder geht's heute noch weiter?"

„I ja ostanem — ich bleibe auch."

„Schön. Na, dann werd' ich euch auch gleich ein bißchen Heu hereingeben. Heut' kommt ja doch niemand mehr, — wenn nicht Markttag ist, brauchten wir eigentlich gar nicht aufzumachen."

Bald darauf war die Lagerstätte, für jeden ein Heubündel unter den Kopf, zurecht gemacht, und eine halbe Stunde später schnarchte Vuk Vitanović, daß die Fenster klirrten, während Stipan Svilac vor Atemnot keinen Schlaf finden konnte und mit stummer Sehnsucht den Morgen erwartete, der seinen Leiden Linderung zu bringen pflegte.

* * *

Am nächsten Tag wanderten die beiden Bauernburschen, die rasch Freundschaft geschlossen hatten, zusammen die Landstraße entlang.

Vuk, der ohnehin nicht wußte wohin, hatte sich kurzer Hand entschlossen, sein Glück in Svinodol zu versuchen, wo ihm vielleicht Stipans Onkel bei einem der Bauern Dienst verschaffen konnte.

Nur eines machte ihm dabei Sorge, ob der

neue Pajdaš, der Kamerad, überhaupt dahin kommen werde. Weiß Gott, er konnte sich schon kaum jetzt weiterschleppen, obgleich sie doch noch nicht einmal zwei Stunden unterwegs waren.

Glücklicherweise kam hinter ihnen ein Bauer dahergefahren, der sie aus Barmherzigkeit wenigstens bis zum nächsten Dorfe mitnahm.

Dort sagten sie ihm 'Vergelt's Gott' und wanderten wieder weiter. Aber kaum eine halbe Stunde später mußte sich Stipan am Grabenrand niederlassen, da ihn ein Schwindel erfaßt hatte und er sterben zu müssen vermeinte.

„Geh' du nur allein," hauchte er matt zu Vuk, „was sollst du dich mit einem Sterbenden abquälen."

„Bog sačuvao — Gott verhüt's," wehrte dieser gutmütig, ,wo werd' ich dich so allein lassen! Da, nimm einen gehörigen Schluck Schnaps aus meiner Kürbisflasche, der wird dir schon wieder Kraft geben."

Und wirklich, der Schnaps schien zu helfen, denn schon nach kurzer Zeit konnten sie die unterbrochene Wanderung — wenn auch nur langsam und mit vielen Pausen — fortsetzen.

Um beiläufig zehn Uhr, die Sonne brannte schon ganz niederträchtig und erschöpfte des Kranken letzte Kräfte, kam endlich wieder ein Bauer angefahren, der sie, für zehn Kreuzer pro Mann und freien Schnaps bei jedem Wirtshaus, aufsitzen ließ.

Aber auch diese Herrlichkeit erreichte gegen Abend, als der Bauer an einem Kreuzungspunkt abbiegen mußte, ihr Ende. Sie kletterten nun vom Wagen herab und überlegten, ob sie wohl noch vor Nacht das nächste Dorf erreichen würden.

„Ich meine," sagte Vuk, „wenn wir gut ausschreiten, können wir in einer Stunde dort sein."

„Ich kann nicht mehr," seufzte Stipan.

„So versuch's doch wenigstens."

„Es geht nicht, Bruderherz."

Ratlos um sich schauend, erblickte Vuk plötzlich eine auf freiem Felde stehende Laube, in der wohl die Hirten vor den glühenden Sonnenstrahlen Schutz suchen mochten.

„Gle — schau," rief er freudig, „dort wollen wir übernachten, und morgen, so Gott will, bist du wieder gesund, und dann geht's weiter."

„Ich werd' nicht wieder gesund."

„Ne govori tako — rede doch nicht so," sagte Vuk und nahm ihn unter den Arm, half ihm den Graben hinunter und auf der anderen Seite wieder hinauf, und bald darauf lagen sie in der verlassenen Laube.

Vuk nahm nun aus seiner Torba (Umhängetasche) das eingekaufte Brod, die Zwiebeln und den Speck heraus und bat den Kameraden zuzugreifen, das würde ihm schon wieder auf die Beine helfen.

Stipan versuchte auch einen Schnitt Zwiebel zu genießen. Es widerstand ihm aber, und nachdem er auf wiederholtes Zureden des Freundes wenigstens einen Schluck Schnaps hinuntergewürgt hatte, ließ er sich erschöpft zurücksinken.

Vuk kaute indes weiter und warf nur hier und da einen mitleidsvollen Blick nach dem Kranken, der wohl hauptsächlich dessen Appetitlosigkeit galt.

„Siehst du," begann Stipan, nachdem er lange vor sich hingestarrt hatte, mit schwacher Stimme, „mit mir geht's zu End' und . . .

„So rede doch keine Dummheiten," unterbrach ihn Vitanović, „du hast das Fieber, das geht vorüber."

„Nein, nein, Freundchen, bei mir sitzt's tiefer. Ich bin schon jahrelang krank, aber sie wollten mir's ja nicht glauben, und beim Militär wurde 's immer schlimmer, bis sie mich endlich doch freigeben mußten. 's ist aber zu spät, hör', wie's da pfeift," zeigte er auf die Brust.

„Ach was, pfeif' drauf, 's wird schon wieder gut."

Der Kranke wurde durch dies Verkennen seines gefährlichen Zustandes ganz aufgeregt und drehte sich mühsam nach der anderen Seite um.

Er hielt es aber nicht lange aus und begann voller Unruhe von neuem:

„Wenn ich vielleicht doch nicht den Morgen erleben sollte, so versprich mir zu meinem Onkel zu gehen und ihm zu sagen . . ."

„Ja, ja, ich verspreche es dir — jetzt gieb aber mit dem Unsinn Ruh." Damit schob Vuk die Torba unter den Kopf und machte sich's bequem.

Und wie sie nun so dalagen, über sich das

mit Laub bedeckte Lattendach, begann Stipan bruchstückweise von seinem Zuhaus zu erzählen, vom seligen Vater, von der seligen Mutter, von den Brüdern und deren Weibern, die die bösesten im ganzen Dorfe seien; dann ging's auf die Verwandtschaft und Nachbarschaft über, und als er auch von dieser nichts mehr zu sagen wußte, erinnerte er sich wieder des Onkels Jerolim, von dem er das letzte Mal vor Jahren — noch zu Vaters Lebzeiten — hatte sprechen hören, und den er selbst gar nie gesehen hatte.

„Na, und warum willst du denn dann zu ihm?" fragte Vuk, um überhaupt etwas zu fragen.

„Eh, das ist so," fuhr Stipan in der Aufregung des Fiebers und aus Angst, daß der Freund einschlafen könnte und er wieder die Nacht mit ihrer schreckhaften Bangigkeit allein durchwachen müßte, zu erzählen fort — „siehst du, er war meines Vaters jüngerer Bruder und wollte auch nicht in der Hauskommunion bleiben. Da ließ er sich seinen Anteil auszahlen und ist nach Svinobol verzogen — Gott mag wissen, wie er dorthin gekommen ist. Sehen hat er sich seit der Zeit nur ein einziges Mal lassen — na ja, es ist ja auch ein paar Tagreisen weit und es wird ihn wohl auch nicht stark nach uns verlangt haben."

„Warum verlangt's denn aber dich nach ihm?"

„Eh, ich sagte dir doch schon, er soll so eine Art Heiliger sein — mein Alter hat einmal am Jahrmarkt in Pakraz davon erzählen hören. Sie haben da eine neue Religion erfunden, was weiß ich, unser Heiland selbst soll gesagt haben, daß es die einzig wahre ist — na, und weil ich doch nicht mehr fürs Leben tauge, so wollt ich mich halt bei ihm fürs Jenseits vorbereiten — freilich wird's zu spät sein," seufzte er schwer und verstummte.

Vuk ging das Gehörte wirr durch den Kopf, und der viele bei der großen Hitze getrunkene Schnaps erleichterte ihm das Denken keineswegs. Endlich fielen ihm müde die Augen zu, und er schlief ein.

Das Stöhnen des Kameraden hatte ihn einige Mal des Nachts aufgeweckt — auch war es ihm vorgekommen, als ob jener ängstlich seinen Namen gerufen hätte, schlaftrunken hatte er sich aber auf die andere Seite gewälzt und weiter geschnarcht.

Als er bei Tagesgrauen erwachte, schaute er sich zu allererst nach dem Kranken um.

„Er schläft," murmelte er, „aber das nutzt nichts, ich muß ihn wecken — besser, wir brechen frühzeitig auf, ehe noch die Sonne so heiß herunterbrennt. He pajtaš, ustani — Kamerad, steh auf," suchte er ihn deshalb munter zu rütteln.

Der aber rührte sich nicht.

„Stipan, Brüderchen," rief er nochmals, drehte ihn um und prallte entsetzt zurück, als ihm die entglasten Augen eines Toten entgegenstarrten.

Im ersten Schreck wollte er davongehen, besann sich aber schnell auf seine Christenpflicht und ließ sich an der Leiche in die Knie fallen, um für den Heimgegangenen ein Vaterunser zu beten. Dann erst überlegte er, was nun zu thun sei. Im nächsten Dorf Anzeige zu erstatten, fehlte ihm die Kourage, weil sie ihn ja sicher auf dem Amt nach seinen Papieren fragen würden; und wenn sie dann sähen, daß er vier Jahre wegen Totschlags gesessen, eh, war es dann nicht möglich . . .

„Großer Gott, nur das nicht," murmelte er, „du weißt es ja, daß ich auch den Ivo nicht erschlagen hätte, wenn er mich nicht so schwer gereizt und ich nicht so besoffen gewesen wäre."

Also rasch davon, ehe sich noch jemand sehen ließ — das war entschieden das beste, denn, wenn es sich ja auch herausstellen mußte, daß der arme Kerl ganz von selbst und sozusagen aus eigenem Willen gestorben sei, so konnte man doch nicht wissen, ob er nicht schon wegen des falschen Geldes verfolgt würde, das sie ihm so niederträchtigerweise in der Anstalt angehängt hatten.

Auf einmal zuckte etwas wie eine Erleuchtung durch seinen Schädel, und rasch seinen Hut mit der Soldatenmütze des Verstorbenen tauschend, murmelte er pfiffig:

„Eh, jetzt sollen sie mich suchen — jetzt bin ich der Stipan, und er ist der Vuk."

Als er aber schon gehen wollte, schlug er sich mit der Faust vor die Stirn.

„I jebemti kobasica — i du verfluchte

Blutwurst, beinahe hätte ich das Wichtigste vergessen. — Verzeih', Kamerad," — kniete er dann neben dem Toten nieder und nahm dessen Papiere aus der Torba, an deren Stelle er seine eigenen legte, „verzeih', ich will dich damit, weiß Gott, nicht kränken. Aber du brauchst sie ja jetzt doch nicht, und der heilige Petrus wird dir's aufs Wort glauben, daß du es selber bist — der fragt sicher nicht nach dem Militärpaß."

„A sad z Bogom — und nun mit Gott," machte er über ihn das Zeichen des Kreuzes — „und ich dank' dir auch schön, daß du mir armem Kerl über den Tod hinaus helfen willst — bei meiner Seel, ich hätt's dir auch nicht verwehrt."

Nun trachtete er aber schleunigst weiter zu kommen, schlug jedoch vorsichtshalber nicht den Weg nach der Landstraße ein, sondern eilte in den Wald, so im großen Bogen das Dorf umgehend.

Erst gegen Abend traute er sich in einer Schenke einzukehren.

Der Wirt, der eben sein Weib durchgeprügelt hatte, verschonte ihn glücklicherweise mit unnötigen Fragen, setzte ihm mürrisch den verlangten Speck und Schnaps vor, wofür er gleich bezahlen mußte, und ließ ihn dann allein.

Schon den ganzen Tag hatte es Vuk gelüstet, sich einmal das in dickes Papier eingewickelte Militärbuch anzusehen, aber im Walde — so direkt unter Gottes Auge — war er doch zu feige dazu. Und wenn er sich auch sagte, daß dies ja kein Diebstahl, sondern nur ein Tausch sei, so konnte er doch die Furcht nicht los werden. Hier war das etwas anderes — hier war die Zimmerdecke und dann der Boden und dann das Dach darüber, und wenn Gott auch überall hinsehen konnte, so war es doch entschieden so schwerer, und vielleicht ließ er's deshalb bleiben.

Trotz dieses beruhigenden Gedankens griff er aber dennoch nur zögernd in die Tasche.

„Eh, ich thu's lieber doch nicht," murmelte er und zog die Hand, die das Buch schon gefaßt hatte, wieder zurück — „was hätte ich denn auch davon? Lesen kann unsereins ja doch nicht — aber . . ."

Die Neugierde ließ ihm doch keine Ruh', und rasch, um ja nicht wieder furchtsam zu werden, holte er es heraus. Erst befühlte er es von außen und wunderte sich, wie dick es sei. — Werden wohl viel über ihn hineingeschrieben haben — dachte er — na ja, wenn einer beim Militär war, ist das weiter kein Wunder! — Dann wickelte er es vorsichtig aus dem Papier und begaffte auf der ersten Seite die krausen Schriftzeichen, die sich jetzt wohl alle auf ihn bezogen.

Er schmunzelte dabei ganz vergnügt, machte den Daumen naß und blätterte um. Vor Schreck wäre er aber beinahe von der Bank heruntergefallen. Da lag Geld und auf der nächsten Seite wieder Geld und dann wieder Geld und so auf allen Seiten. — Mit zitternden Händen schlug er das Buch wieder ins Papier und steckte es rasch ein.

Großer Gott, wenn ihn dabei jemand gesehen hätte! — Das waren doch sicher die vierhundertundfünfzig Gulden, von denen der Stipan erzählt hatte, daß er sie als Anteil bekommen.

Jesus, Jesus, was nur mit dem Geld anfangen? Freilich, zurückgeben mußte er es. Aber wem?! Vater und Mutter und Weib und Kinder hatte er ja nicht, und ins Grab nachwerfen konnte man ihm's doch auch nicht!

Als er sich eben den Kopf darüber zerbrach, wer nun das Recht auf das viele Geld haben könnte, kam der Wirt herein.

„Willst du noch etwas?" fragte er, „wenn nicht, dann scher' dich zum Teufel, ich brauch unter der Woche keine Gäste, da haben wir andere Arbeit."

„Eh, wenn's dir recht ist, dann gieb mir halt noch ein Fläschchen," bat Vitanović, und einem guten Gedanken Folge gebend, setzte er hinzu: „Bring' dir doch auch eins mit, ich bezahl's."

„To je rieć — das ist ein Wort," schmunzelte der Wirt, holte beide Fläschchen herbei und setzte sich an den Tisch.

Sie redeten nun von allerlei, wobei sich der Bursche zu seiner Freude überzeugte, daß von der Auffindung eines Toten bis hierher noch keine Nachricht gedrungen sei.

Endlich rückte er mit der Frage, die ihm hauptsächlich am Herzen lag, heraus.

„Sag' einmal, du bist doch ein gescheiter Mann und weißt gewiß vieles. Wie ist es denn, wenn einer stirbt und er hat keinen Anhang?"

„Eh, dann muß ihn eben die Gemeinde auf ihre Kosten beerdigen."

„Na ja, wenn er aber Geld hat . . ."

„Dann wird's aus dem Seinen bezahlt."

„Wenn er aber noch mehr hat . . ."

„Was nutzt ihm das Mehr," lachte der Wirt — „wenn er tot ist, kann er's ja doch nicht mehr brauchen."

„Freilich, freilich, aber es kann doch immerhin vorkommen, na, und wegwerfen kann man's doch auch nicht."

„Eh, Bruderherz, dann ist der Fiskus da, der nimmt alles, und obendrein muß dann die Gemeinde noch Straf' zahlen."

„Wieso Straf'?"

„Na, das ist doch klar, wenn einer Geld liegen hat, muß er doch den Fiskus um Steuer betrogen haben — wie käm' denn sonst ein Bauer zu barem Geld?!"

„Also der Fiskus nimmt es?" — stierte ihn Vuk an.

„Natürlich. — Denk' doch nur, läßt er ja kaum dem Lebendigen das Hemd am Leib, warum sollt er also dem Toten etwas schenken! — Vidiš — siehst du, mein Nachbar war sieben Gulden und sechzig Kreuzer für Steuer rückständig. Na ja, mit was soll er's zahlen, wenn er kein Geld liegen hat? 'Brüderchen,' sag' ich ihm, 'verkauf eine Kuh aus dem Stall, eh sie sie dir abholen.' 'Sie werden schon nicht,' meint er, 'ist erst die Fechsung herin, dann giebt's ohnehin Bargeld. Verkauf' ich aber erst eine Kuh, eh, dann kommt doch nicht so leicht eine andere an ihre Krippe, denn damit ist's gerad' so wie mit dem Kirchengehen — 's geht sich leichter heraus als hinein — ja, ja, verkauft ist schneller als erworben'."

„I der Donner," riß Vuk vor Staunen den Mund auf, „ist das aber ein feiner Kopf."

„Ein Esel war er, folgen hätt' er mir sollen," lachte der Wirt zornig, „aber mir wird ja nicht geglaubt! Und richtig, wie ich's ihm prophezeit hab', accurat so ists auch gekommen. — Freilich, hätt' er Geld liegen gehabt, dann wär's dem Fiskus nicht drauf angekommen zu warten, so aber ist er schnell mit der Exekution bei der Hand, weil da immer noch ein großer Patzen extra abfällt."

„Was du nicht sagst."

„Ja, ja, für die rückständigen sieben Gulden und sechzig Kreuzer haben sie ihm sein' Scheckige, die unter Brüdern ihre fünfzig Gulden wert war, weggetrieben und kein' Kreuzer kriegt er mehr davon zu schauen — wenn er nicht am End noch Kosten draufzahlen muß."

„Oh du heiliger Cyrill, das ist aber ganz niederträchtig."

„Freilich, freilich, niederträchtig ist's schon, aber siehst du, Bruderherz, das ist eben das Gesetz, und in dem steht's geschrieben, daß nur der Fiskus stehlen darf, und daß der Bauer das Maul zu halten hat, wenn er nicht eingesperrt werden will."

Nachdem er in solcher Weise seine Weisheit hatte leuchten lassen, trank er den Rest aus und verlangte Bezahlung, da er nach dem Felde schauen müsse, damit seine Leute nicht faulenzten.

Vuk bezahlte und ging.

Das Gehörte hatte ihm derartig den Kopf benommen, daß er beinahe die falsche Richtung eingeschlagen hätte und wieder zurück gegangen wäre.

Also der Fiskus hatte das Recht, zu betrügen und noch obendrein die Leute einzusperren! Da hatte also die sichtbare Gnade Gottes über ihm gewaltet, sonst wäre er ja noch immer im Besitz des falschen Geldes. Und — überlegte er — wenn ich Stipans Geld behalte, das ja jetzt doch nicht mehr ihm, sondern dem Fiskus gehört, so entschädige ich mich doch nur für das, um was er mich bestohlen hat. Das ist doch nicht mehr als recht und billig.

Na wartet nur — lächelte er schlau — vielleicht ist ein dummer Bauer accurat so gescheit, wie ihr mit euren deutschen Neuerungen. — Wollt ihr das Geld wieder haben, eh, dann haltet euch doch an den Stipan, der wird euch schon . . .

Hier blieben seine Gedanken einen Moment stecken.

Das war doch eine ganz verflucht verzwickte Sache, die mit Verstand überlegt sein wollte —

das war doch nicht so einfach wie den Rosenkranz beten oder dem Herrn Pfarrer eine Sünde zu verschweigen.

Na ja, der Stipan war tot, aber eigentlich war er's doch auch nicht, denn bedachte er's recht, so müßte ja er jetzt für ihn tot sein. Ui, ui, das war eine böse Geschichte, denn kämen die gelehrten Herren dahinter, daß er die Papiere vertauscht, dann war doch sozusagen sein Leben verwirkt, dann hatte er ja von rechtswegen garnicht's mehr auf der Erde zu suchen.

Es wurde ihm wirklich erbärmlich zu Mute. Fortwährend und immerzu als lebendige Leiche herumwandeln zu müssen, war doch, weiß Gott, nicht schön. Aber was half alles, nun blieb ihm ja doch nichts anderes übrig, als sich für den Stipan auszugeben. Wollte er auch dreist sagen, daß er der Vuk Vitanović sei, so würde ihm's ja doch niemand glauben, da ja die Papiere **nein** sagten, und was schwarz auf weiß steht — so viel wußte er schon — dagegen half kein Reden.

Allerdings blieb ihm ja noch übrig, der Wahrheit die Ehre zu geben und vor Gericht ein Geständnis abzulegen, aber da er weder das Geld herausgeben, noch eingesperrt sein wollte, so konnte er sich mit diesem Gedanken nicht so recht befreunden.

Endlich nach langem Grübeln und Überlegen hatte er einen Ausweg gefunden, der endgiltig über sein Schicksal entscheiden sollte.

Erkannte ihn der alte Jerolim Svilac als seines Bruders Sohn an, gut, dann war das Gottes Stimme, und er wollte weiter der Stipan bleiben; — schmiß er ihn aber hinaus —

„Eh, er wird doch nicht," murmelte er hoffnungsfreudig und setzte sich wieder in Trab

*　*　*

(Fortsetzung folgt.)

# Lumen.*)

Von

## Camille Flammarion.

Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen.

[1]



### I.

„Lumen, du hast mir versprochen, mir von jener Stunde zu sprechen, die deinem letzten Seufzer folgte, und mir zu erzählen, wie du, einem wunderbaren und doch natürlichen Gesetze zufolge, die Vergangenheit gegenwärtig sahst und in ein Geheimnis eindrangst, das bis auf den heutigen Tag verschleiert war."

Lumen: Ja, mein alter Freund, ich will mein Versprechen halten, und ich hoffe, daß du dank der langjährigen Verbindung unserer Seelen den Vorgang verstehen wirst, den du als so wunderbar bezeichnest. Es giebt Erscheinungen, die das sterbliche Auge nur mit Mühe erträgt. Der Tod, der mich von den schwachen, schlaffen Sinnen des Körpers erlöste, hat nach dir seine befreiende Hand noch nicht ausgestreckt. Du gehörst noch in die körperliche Welt. Und trotzdem du in so abgeschlossener Zurückgezogenheit haust, zwischen den königlichen Türmen des Faubourg St. Jacques, wo die Kinder der Welt deine Gedanken nicht stören, bist du doch mit dem irdischen Leben und seinen oberflächlichen Beschäftigungen verwachsen. Wundere dich deshalb nicht, daß ich in dem

*) 'Lumen' heißt der erste Abschnitt der 'Récits de l'Infini', eines Buches des berühmten französischen Astronomen Camille Flammarion, das demnächst in unserem Verlage erscheinen wird.

Augenblick, da ich dich in meine geheime Kenntnis einweihen will, dich bitten muß, noch mehr als sonst dich zu isolieren und mir mit der allergespanntesten Aufmerksamkeit zu folgen, deren dein Geist fähig ist.

Ich: Nie war ich aufmerksamer, als heut, Lumen, nie hatte ich meine ganze Geisteskraft besser in der Gewalt, um dir zu folgen. Sprich, geh' gerad' aufs Ziel los und schildere mir die Empfindungen, die du nach dieses Lebens Ende hattest.

Lumen: Aber womit soll ich anfangen?

Ich: Beginne, wenn du dich dessen erinnerst, mit dem Augenblick, als meine zitternde Hand dir die Augen zudrückte.

Lumen: Oh, die Trennung zwischen der denkenden Kraft und dem Nervensystem läßt keine Spur von Erinnerungen in der Seele zurück. Es scheint, als ob die Eindrücke des Gehirns, die das harmonische Ganze des Gedächtnisses ausmachen, sich erst vollständig verwischen, um sich alsbald auf ganz andere Weise wieder herzustellen. Das erste Bewußtsein des eigenen Ich, das man nach dem Tode erlebt, gleicht dem Erwachen im Erdenleben, wenn das Bewußtsein des Morgens allmählich zurückkehrt, noch durchsetzt von den Träumen der Nacht. Von Zukunft und Vergangenheit gleichzeitig bestürmt, bemüht sich der Geist, wieder Herrschaft über sich selbst zu gewinnen und zugleich die flüchtigen Eindrücke des versunkenen Traumes, die sich noch in ihm jagen, in der Reihe ihrer Bilder und Ereignisse festzuhalten. Zuweilen verliert er sich in diesen Rückblick auf einen fesselnden Traum, und dann fühlt er im geschlossenen Auge die Kette der Erscheinungen sich wieder zusammenfügen und das Schauspiel sich erneuern. Er fällt zugleich in den Traum und in eine Art Halbschlaf zurück. So schwankt unsere Denkkraft beim Austritt aus diesem Leben zwischen einer Wirklichkeit, die sie noch nicht begreift, und einem Traum, der noch nicht ganz verflogen ist. Die widersprechendsten Empfindungen kreuzen sich, und wenn man dann unter dem Druck von Gefühlen, die dem Untergang geweiht sind, um die Erde klagt, von der man verbannt ist, so überkommt einen das Gefühl unbeschreiblicher Trauer, das unsre Gedanken belastet, uns in Finsternis taucht und die Hellseherschaft verzögert.

Ich: Hast du diese Empfindungen unmittelbar nach dem Tode gehabt?

Lumen: Nach dem Tode? Es giebt keinen Tod. Das Ereignis, das du darunter verstehst, die Trennung der Seele vom Körper, vollzieht sich thatsächlich nicht in materieller Weise, etwa wie chemische Trennung nicht verwandter Körper, die man in der physischen Welt beobachtet. Man wird sich dieser endgiltigen Trennung, die dir so grausam erscheint, ebensowenig bewußt, wie das neugeborene Kind sich seiner Geburt bewußt wird. Wir werden in das überirdische Leben hineingeboren, wie wir's ins irdische wurden. Nur mit dem Unterschiede, daß die Seele dort schneller Kenntnis ihres Zustandes und ihrer Persönlichkeit erwirbt, als hier, wo die körperliche Hülle sie beschwert. Freilich ist diese Auffassungsfähigkeit bei den verschiedenen Seelen durchaus verschieden. Die einen erhoben sich während ihres körperlichen Lebens niemals zum Himmel und verlangten nie nach der Erkenntnis der Schöpfungsgesetze. Diese bleiben noch lange unter der Herrschaft ihrer körperlichen Begierden, die sie in Unruhe und Unbewußtheit festhalten. Andere strebten schon während dieses Lebens mit beflügelten Gedanken zu den Höhen ewiger Schönheit. Diese sehen dem Augenblick der Trennung mit ruhiger Heiterkeit entgegen. Sie wissen, daß der Fortschritt das Gesetz alles Lebendigen ist, und daß sie aus diesem Leben zu einem höheren eingehen werden. Sie verfolgen die Erstarrung, wie sie Zoll für Zoll nach ihrem Herzen kriecht, und schweben, wenn der letzte Herzschlag langsam und unmerklich ausklingt, schon über ihrem Körper, den sie in seinem Erstarren beobachteten. Sie befreien sich von den magnetischen Fesseln und fühlen, wie eine unbekannte Kraft sie in jene Region der Schöpfung fortträgt, nach der ihr Streben, ihre Gefühle, ihre Wünsche sie hinziehen.

Ich: Unser Gespräch erinnert mich, mein lieber Meister, an Platons Dialoge über die Unsterblichkeit der Seele. Und wie Phaedros ihn nach Sokrates an jenem Tage befragte, an welchem dieser, dem ungerechten Richterspruch der Athener gehorsam, den Schierlingsbecher leerte, so frage

ich dich, der die schicksalsschwere Schwelle überschritten hat, nach dem wesentlichen Unterschiede zwischen Seele und Körper, da dieser stirbt, während jene nicht stirbt.

Lumen: Ich werde dir darauf keine metaphysische Antwort geben, wie Sokrates, noch eine dogmatische, wie die Theologen, sondern eine wissenschaftliche. Denn du und ich, wir beide, legen nur Wert auf Thatsachen, die positiv und methodisch erwiesen wurden.

Du mußt in der menschlichen Natur drei verschiedene und doch vereinte Bestandteile unterscheiden: den Körper, die Lebenskraft und die Seele.

Ich zähle sie in dieser Reihenfolge a posteriori auf. Der Körper ist eine Ansammlung von Molekülen, die ihrerseits wieder aus Gruppen von Atomen bestehen. Die Atome sind leblos, gasig, unveränderlich und unzerstörbar. Sie treten in den Organismus ein durch die Atmung und die Ernährung, erneuern unaufhörlich die Gewebe, werden durch neue ersetzt und treten, vom Lebensstrom getrieben, in andere Körper über. Der menschliche Körper erneuert sich in einigen Monaten vollständig, und weder das Blut, noch das Fleisch, noch das Gehirn, noch die Knochen enthalten dann mehr ein Atom von denen, die den Körper einige Monate früher gebildet haben. Vor allem vermittelt die Atmosphäre die Wanderung der Atome von einem Körper zum andern. Das Eisenmolekül bleibt sich gleich, ob es nun im Hirnblut eines berühmten Mannes pulst oder zu einem Stück verrosteten Eisens gehört. Das Sauerstoffmolekül bleibt dasselbe, gleichviel, ob es aus dem Blick der Geliebten leuchtet, ob es mit dem Wasserstoff vereint unter den Tausenden von Lichtern der Pariser Nacht sprüht, oder ob es glänzend von dem Busen der Dame in ihrem Boudoir herabperlt. Die heut lebendigen Körper sind aus der Asche der Toten gebildet, und wenn alle Toten wieder auflebten, so möchte es den Lebendigen gar bald an dem Material fehlen, das den Toten gehörte. Und während des Lebens selbst gehen fortwährend Änderungen vor sich, an Freund und Feind, an Mensch, Tier und Pflanze, Änderungen, die das forschende Auge in Erstaunen setzen würden. Das, was du einatmest, ißt und trinkst, ist schon tausendmal eingeatmet, gegessen und getrunken worden.

Das ist die Natur des Körpers: eine Anhäufung materieller Moleküle, die sich beständig neu zusammensetzen.

Die Lebenskraft, das Leben, ist das Prinzip, nach dem die Moleküle sich zu bestimmten Formen ordnen und einen Organismus bilden. Diese Kraft lenkt die passiven, leblosen, eigener Bewegung unfähigen Atome; sie gebietet ihnen, zieht sie an sich, stellt sie auf und ordnet sie nach festen Gesetzen; so bildet sie den wunderbar organisierten Körper, in dessen Anschauung sich der Anatom und der Physiologe vertiefen. Die Atome sind unzerstörbar, die Lebenskraft ist es nicht. Die Atome kennen kein Alter, die Lebenskraft entsteht, altert und vergeht. Ein Greis von achtzig Jahren ist älter als ein Jüngling von zwanzig. Warum? Die Atome seines Körpers sind doch erst seit wenigen Monaten in ihm und sind überdies weder alt noch jung. In ihre Bestandteile aufgelöst, haben die Elemente seines Körpers kein Alter. Was also ist in ihm gealtert? Seine Lebenskraft, das heißt, jener Teil der Weltallskräfte, der sich umgewandelt hat, um den Körper zu bilden und zu erfüllen. Die Lebenskraft pflanzt sich durch die Zeugung fort. Sie erhält den Körper instinktiv, ohne sich ihrer selbst bewußt zu werden. Sie hat einen Anfang und ein Ende. Sie ist eine unbewußte Naturkraft, die den Körper organisiert und erhält.

Die Seele ist ein intellektuelles, denkendes und stoffloses Wesen. Die Welt der Ideen, in der sie lebt, und die Welt des Stoffes sind zweierlei. Sie verändert sich nicht gleich dem Körper in wenigen Monaten. Denn nach Monaten, Jahren und Jahrzehnten fühlen wir, daß wir unsere Individualität behalten haben, daß unser 'Ich' uns geblieben ist. Wäre es anders, existierte die Seele nicht, wäre die Fähigkeit zu denken nur eine Eigenschaft des Gehirns, so dürften wir nicht mehr den Ausdruck gebrauchen: wir haben einen Körper. Vielmehr unser Körper, unser Gehirn hätte uns. Ferner müßte unser Bewußtsein von Zeit zu Zeit wechseln, wir könnten nicht mehr die Gewißheit, kaum mehr die Ahnung

unserer Identität haben und wir würden nicht mehr verantwortlich für die Entschlüsse sein, die den Molekülen angehörten, welche vor Monaten unser Gehirn bildeten. Die Seele hat auch nichts mit der Lebenskraft zu thun, denn diese ist meßbar, durch Zeugung übertragbar, und entsteht, wächst, schwindet und stirbt unbewußt, und alles das im Gegensatz zur Seele, die körperlos, unmeßbar, nicht übertragbar und ihrer selbst bewußt ist. Geometrisch ließe sich die Lebenskraft mit einem Kugelsegment vergleichen, das gegen die Mitte hin allmählich anschwillt, dann wieder allmählich abnimmt und in nichts endet. Die Seele dagegen nimmt, wenn ich im Bilde bleiben darf, gegen die Lebensmitte nicht ab, noch endet sie gleich dem Kugelsegment, sondern sie fährt fort, ihre Parabole zu erweitern, als wäre sie in den unendlichen Raum hinausgeschleudert. Ferner sind die Existenzbedingungen der Seele durchaus verschieden von denen der Lebenskraft. Sie sind die Bedingungen des Geistes. Das Gefühl des Gerechten und des Ungerechten, des Wahren und Falschen, des Guten und Bösen; das Studium, die Mathematik, die Analyse, die Synthese, die Betrachtung, die Bewunderung, die Liebe, Zuneigung und Haß, Achtung und Verachtung, kurz, die Thätigkeit der Seele bewegt sich im Reiche des Verstandes und des Gefühls (Moral), das den Atomen und den Naturkräften fremd ist und doch ebenso wirklich existiert, wie die Körperwelt. Auch die denkbar feinste Thätigkeit der Gehirnzellen könnte keinen logischen Schluß zur Folge haben, wie etwa die Erkenntnis, daß $2 \times 2 = 4$ ist, oder daß die drei Winkel eines Dreiecks zwei rechte Winkel ausmachen.

Diese drei Elemente der menschlichen Natur finden wir in dem ganzen Weltall wieder: 1. die Atome, die leblosen und passiven Weltkörper; 2. die Naturkräfte, deren Thätigkeit die Welten beherrscht, und die sich in einander umsetzen; 3. Gott, den ewigen und unendlichen Geist, den intellektuellen Urheber der mathematischen Gesetze, denen die Naturkräfte gehorchen, Gott, das große Unbekannte, in dem die letzten Grundgesetze des Wahren, Schönen und Guten ruhn.

Die Seele kann sich mit dem Körper nur durch Vermittlung der Lebenskraft verbinden. Wenn diese erlischt, so muß die Seele sich selbstverständlich vom Organismus trennen und jede unmittelbare Berührung mit Raum und Zeit verlieren. Sie hat keinen Aggregatzustand und kein Gewicht. Sie bleibt nach dem Tode an jener Stelle des Weltraums, wo sich die Erde im Augenblick der Trennung befand. Die Erde ist ein Planet, wie die Venus und wie Jupiter. Die Erde fliegt mit einer Geschwindigkeit von 12700 Kilometer die Stunde auf ihrer Bahn weiter, so daß die Seele sich schon eine Stunde nach dem Tode in der gleichen Entfernung von ihrem Körper befindet, allein deshalb, weil sie den Gesetzen der Materie nicht mehr unterliegt und unbeweglich im Raume schwebt. So haften wir unmittelbar nach unserm Tode im Weltraum, in dem wir uns übrigens auch während unserer Lebenszeit befunden haben. Aber keine Schwerkraft fesselt uns mehr an den Planeten. Doch muß ich hinzufügen, daß die Seele gewöhnlich einige Zeit braucht, um sich vollständig von dem Nervensystem zu trennen, und daß sie manchmal mehrere Tage, ja Monate magnetisch mit dem Körper verbunden bleibt, von dem sich loszulösen sie sich nicht überwinden kann. Im übrigen vermag sie sich, dank besonderer Fähigkeiten, gedankenschnell von einem Punkt des Weltraums in den andern zu versetzen.

Ich: Zum erstenmal erhalte ich so eine faßliche Erklärung für die keineswegs übernatürliche Erscheinung des Todes, und ich begreife die Existenz der Seele als Individuum, ihre Unabhängigkeit von der Materie und dem Leben, ihre persönliche Fortdauer und ihre so einfache Position im Raum. Diese synthetische Theorie bereitet mich hoffentlich vollends darauf vor, deinen Enthüllungen zu lauschen und sie zu würdigen.

Aber du sagtest, ein seltsames Ereignis habe dich bei deinem Eintritt ins ewige Leben überrascht. In welchem Augenblick war das?

Lumen: Laß mich doch nur weiter erzählen, lieber Freund. Du weißt, meine alte Schreibtischuhr hatte mit ihrem klangvollen Glockentone Mitternacht geschlagen, und der Vollmond goß von der Mitte seiner Bahn sein fahles Licht auf mein Sterbebett hernieder, als meine Tochter,

mein Enkel und die Freunde meines Gemüts sich zu kurzer Ruhe in ihre Zimmer zurückzogen. Nur du bliebst neben meinem Kopfkissen und versprachst meiner Tochter, mich bis zum Morgengrauen nicht zu verlassen. Ich würde dir jetzt für deine hingebende und warme Zärtlichkeit Dank sagen, wenn wir nicht wirklich Brüder gewesen wären. Wir mochten schon eine halbe Stunde allein mit einander gewesen sein, denn der Mond neigte sich schon rechts in seiner Bahn, als ich deine Hand ergriff und dir sagte, daß das Leben bereits aus meinen Gliedern zurückwiche. Du wolltest es mir ausreden, aber ich beobachtete mit Ruhe den Zustand meines Körpers und wußte, daß ich nur noch wenige Augenblicke zu atmen hatte. Da wolltest du sacht in das Zimmer meiner Kinder schleichen, aber durch eine unbegreifliche Willensanstrengung gelang es mir, dich zurückzurufen. Du kehrtest mit thränendem Auge um und sagtest: ‘Es ist wahr, deine letzten Verfügungen sind getroffen, und morgen früh ist es auch noch Zeit, deine Kinder zu rufen.’ Ich fühlte den inneren Widerspruch zwischen diesen beiden Sätzen wohl, aber ich ließ es mich nicht merken. Und dann bat ich dich, wenn du dich recht entsinnst, das Fenster zu öffnen. Es war eine schöne Oktobernacht, wie Ossian keine schönere besungen hat. Nahe dem Horizont und bequem vor meinen Augen zeigten sich die Plejaden, von den niedrig flatternden Herbstnebeln schwach verhüllt. In geringer Entfernung davon strahlten Castor und Pollux in siegreichem Glanze. Höher hinauf und mit ihnen ein Dreieck formend, stand in dem Sternbild des Fuhrmanns, nahe dem Tierkreis, ein Stern, der in goldstrahlender Majestät leuchtete: Capella.

Du siehst, mein Gedächtnis läßt mich nicht im Stich. Als du das hohe Fenster geöffnet hattest, strömte der Duft der schlafenden Rosen auf den Fügeln der Nacht herein und vereinte sich mit den schweigenden Strahlen der Sterne. Ich kann es nicht beschreiben, mit welch einer Wonne meine Seele sich unter diesen Eindrücken erfüllte, diesen letzten Eindrücken, welche die Erde mir gewährte, und die meine noch nicht abgestorbenen Sinne genießen konnten. Nie, auch nicht während der Stunden höchster Glückstrunkenheit und zärtlichster Seelenverschmelzung, habe ich eine so unbegrenzte Freude, eine so durchleuchtete Heiterkeit, eine solche Vorfreude des Himmels erlebt, wie in diesen letzten Minuten unter dem Hauche der Blumen und dem milden Blick ferner Sternenwelten . . .

Und als du wieder zu mir herantratst, richtete ich meine Aufmerksamkeit wieder auf diese Welt, faltete meine Hände über der Brust und vereinte Blick und Gedanken zum Gebet und zum Fluge in den Raum. Mein Gehör sollte bald für immer taub werden, und ich erinnere mich der letzten Worte, die von meinen Lippen kamen: ‘Leb’ wohl, mein treuer Freund, ich fühle, wie der Tod mich fortträgt, fortträgt zu den unbekannten Regionen, in denen wir uns eines Tages wiederfinden werden. Wenn diese Sterne vor der Morgenröte erblassen, wird nur noch meine sterbliche Hülle hier liegen. Dann wirst du meiner Tochter sagen, daß es mein letzter Wunsch war, sie möge ihre Kinder in der Betrachtung des Ewigen erziehen.’

Du weintest und knietest an meinem Bett, da bat ich: ‘Sprich das herrliche Gebet Jesu Christi,’ und ich hörte, wie du mit zitternder Stimme das Vaterunser sprachst . . . ‘und vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.’

Das war der letzte Eindruck, den meine Seele durch die Sinne aufnahm. Mein Auge trübte sich, in den Anblick der Capella versunken; und von dem, was gleich auf diesen Moment folgte, ist mir nichts mehr bewußt.

* * *

Die Jahre, Tage und Stunden werden von den Bewegungen der Erde bestimmt. Abgesehen von diesen Bewegungen existiert die irdische Zeit im Raume nicht. Es ist also absolut unmöglich, dort einen Begriff der Zeit zu haben; trotzdem vermute ich, daß das Ereignis, von dem ich dir erzählen will, an dem Tage meines Todes stattfand, denn mein Körper war, wie du dich gleich überzeugen wirst, noch nicht begraben, als meine Seele diese Erscheinungen erlebte.

Ich bin 1793 geboren, war in meinem 72. Lebensjahr und wunderte mich nicht wenig, mich von einem Feuer und einer Geistesfrische

durchwärmt zu fühlen, als ob ich in den schönsten Tagen meiner Jugend wäre. Ich hatte keinen Körper, und doch war ich nicht körperlos, denn ich fühlte und sah, daß ich aus irgend einem Stoff bestand; aber dieser Stoff und die irdische Materie dulden keinen Vergleich. Ich weiß nicht, wie ich den Weltraum durchmaß und von welcher Kraft getragen ich mich bald einer großen, prachtvollen, goldstrahlenden Sonne näherte, deren Glanz mich jedoch nicht blendete und die, soweit ich es aus der Entfernung zu beurteilen vermochte, von einer großen Zahl ringumgebener Weltkörper umkreist wurde. Von derselben mir unbewußten Kraft weitergetragen, befand ich mich plötzlich auf einem dieser Ringe und ward Zeuge unbeschreiblicher Lichtschauspiele, denn der Sternenhimmel schien kreuz und quer von gewaltigen Regenbogen überspannt. Ich konnte die goldstrahlige Sonne nicht mehr sehen und befand mich in einer Art vielfarbig durchleuchteter Nacht.

Meine Seele verfügte über ein Sehvermögen, das das der Augen meines irdischen Körpers unendlich überragte, und was noch wunderbarer war, dieses Sehvermögen schien nur von meinem Willen abzuhängen. Diese Sehkraft der Seele ist so wundervoll, daß ich mich jetzt nicht in ihre Beschreibung verlieren will. Ich begnüge mich damit, dich ahnen zu lassen, daß ich nicht nur, wie von der Erde aus, Sterne am Himmel sah, sondern deutlich die Weltkörper erkannte, die um sie als diesen Mittelpunkt gravitierten, und noch seltsamer war es, daß ein Stern, wenn ich ihn nicht mehr zu sehen wünschte, um durch sein Licht in der Betrachtung anderer Weltkörper nicht gestört zu werden, aus meiner Beobachtung entschwand und ich unter den vortrefflichsten Vorbedingungen die Welten dahinter beobachten konnte.*)

Ferner konnte ich, sobald sich mein Blick auf einen besonderen Stern konzentriert hatte, die Einzelheiten auf seiner Oberfläche erkennen, die Kontinente und die Meere, die Wolken und Flüsse, und es gelang mir, trotzdem er sich anscheinend nicht vergrößerte, wie es bei der Betrachtung durch das Teleskop geschieht, durch eine besondere Konzentration des Willens auf die Sehkraft meiner Seele, jeden Gegenstand, auf den mein Blick fiel, zu erkennen, z. B. eine Stadt oder ein Getreidefeld.

Auf dieser Ringwelt angekommen, fand ich mich in derselben Gestalt, in der ihre Bewohner einherwandelten, gerade als ob meine Seele die Atome an sich gezogen hätte, die zur Bildung des neuen Körpers notwendig waren. Die Geschöpfe der Erde bestehen aus Molekülen, die sich untereinander nicht berühren und sich fortwährend durch die Atmung, Ernährung und chemische Umsetzung erneuern. Hier dagegen bildet sich die Hülle der Seele viel schneller. Ich fühlte, daß ich lebte, und fühlte es besser als die übernatürlichen Wesen, deren Leidenschaften und Kummer Dante besingt. Und eines der hervorragendsten Merkmale der Bewohner dieser neuen Welt ist sicher ihr ferntragendes Sehvermögen.

Ich: Aber, mein teurer Freund, — wenn du mir jetzt noch diese vielleicht naive Anrede gestattest, — verschwimmen denn auf eine so große Entfernung hin die Monde und die Planeten, die um ihre Zentrale kreisen, nicht gleichsam zu einem einzigen Stern? z. B. die Planeten unseres Systems, schienen sie dir auf diese gewaltige Entfernung hin nicht zu einem Punkt mit unserer Sonne zu verschmelzen? Hattest du die Erde getrennt erkennen können?

Lumen: Du hast sofort den einzigen Einwand getroffen, der sich auf Grund der geometrischen Gesetze meinen vorher geschilderten Beobachtungen entgegenstellt. Gewiß, in einer bestimmten Entfernung beginnen die Planeten in den Strahlen ihrer Zentralsonne zu verschwinden, und irdische Augen könnten sie nicht mehr erkennen. Du weißt, daß man schon vom Saturn aus die Erde nicht mehr sehen würde; doch du darfst nicht vergessen, daß diese Schwierigkeit weniger aus der geometrischen Verkürzung der sichtbaren Oberfläche, als aus anderen Unvollkommenheiten des Sehvermögens entsteht. Aber wie ich dir schon sagte, auf der Welt, in der ich gelandet war, gab es Wesen, die nicht in eine

*) Die transzendentale physiologische Anatomie hätte vielleicht eine Erklärung für diese Thatsache, indem sie annehmen könnte, daß eine Art von punctum caecum (Blindpunkt) eintritt, um den Gegenstand, den man nicht mehr sehen will, zu verdecken.

so plumpe körperliche Hülle wie die Menschen gekleidet, sondern frei und im Genusse unendlich höherer Sehkraft auch noch im Stande sind, die leuchtende Quelle von dem beleuchteten Gegenstande zu trennen und deutlich Einzelheiten zu erkennen, die auf diese Entfernung hin irdischen Augen absolut verborgen bleiben würde.

Ich: Haben denn diese Wesen Instrumente, die unseren Teleskopen unendlich überlegen sind?

Lumen: Wird es dir leichter, dir diese merkwürdige Begabung vorzustellen, wenn sie Instrumente anwenden, so magst du es in der Theorie thun. Denke dir, sie hätten Fernrohre, die mit Hilfe zahlreicher Linsen und Diaphragmen allmählich die Weltkörper in die Nähe rücken und von der Lichtquelle isolieren, so daß nur der Körper, den man studieren will, für die Betrachtung zugänglich bleibt. Aber du mußt verstehen, daß diese Wesen mit einem besonderen und von unsern Augen abweichenden Sinn versehen sind und ihn durch bewundernswerte optische Maßnahmen zu entwickeln verstehen, und dabei ist dieses Sehvermögen und dieses Sehorgan für jene Welt natürlich. Denke nur an die Insekten, die die Fähigkeit besitzen, ihre Augen zu verkürzen oder zu verlängern wie die Glieder eines Fernrohrs, ihre Kristallkörper anschwellen oder sich abplatten zu lassen, um sie wie eine Lupe mit verstellbarer Vergrößerung zu verwenden, und daß sie außerdem eine Unzahl von Augen auf denselben Punkt zu richten vermögen, die sich wie eben so viele Mikroskope einstellen lassen, um das denkbar Kleinste zu bemerken, dann wirst du die Fähigkeit dieser außerirdischen Wesen leichter begreifen.

Ich: Ich kann es mir zwar trotzdem nicht vorstellen, denn es liegt nicht im Gebiet meiner Erfahrung, aber ich verstehe, daß die Möglichkeit vorhanden ist. Du konntest also die Erde erkennen und aus der weiten Ferne die Städte und Dörfer unserer Welt unterscheiden?

Lumen: Und angekommen auf dieser Ringwelt, die so mächtig ist, daß 200 Erdkugeln auf ihr Platz fänden, fand ich mich auf dem Gipfel eines Berges, der von natürlichen Pflanzenpalästen gekrönt war, wenigstens machte es mir den Eindruck, als wüchsen diese Feenschlösser aus dem Boden hervor, und als wären sie durch nichts anderes, als die natürlichen Verschlingungen von Blumenranken und bunten Blüten entstanden. Das war eine volkreiche Stadt, und auf dem Gipfel des Berges bemerkte ich eine Gruppe alter Männer, etwa dreißig an der Zahl, die mit gespanntester Aufmerksamkeit und sichtlicher Unruhe einen Stern aus der östlichen Gruppe des Altarus betrachteten, der nahe dem Rande der Milchstraße erglänzte. Sie wurden mein Kommen gar nicht einmal gewahr, so außerordentlich nahm die Betrachtung dieses Sternes oder eines seiner Planeten sie gefangen.

Ich näherte mich ihnen und war nicht wenig verwundert, sie von der Erde sprechen zu hören. Ja, von der Erde, in jener Weltallsprache des Geistes, die alle Wesen verstehn, vom Seraph herab bis zu den Bäumen des Waldes. Und sie unterhielten sich nicht nur über die Erde, sondern sogar über Frankreich. „Warum," fragten sie sich, „müssen diese fortwährenden Blutbäder sein? Soll denn die brutale Gewalt unbeschränkt herrschen, und soll der Bürgerkrieg dieses Volk bis auf den letzten Mann vernichten und die Straßen dieser einst so lachenden und prächtigen Stadt mit Blutströmen überschwemmen?"

Ich konnte keinen Sinn in ihren Worten finden. War ich doch mit Gedankenschnelle von der Erde fortgeflogen, wo ich noch gestern mitten in der Frieden atmenden und ruhigen Hauptstadt gelebt hatte. Ich trat näher an die Gruppe der Greise heran und richtete gleich ihnen meinen Blick auf den schönen Stern. Ich folgte ihrer Unterhaltung und bemühte mich eifrig, die außerordentlichen Vorgänge zu erkennen, von denen sie sprachen. Es war die Erde. Du mußt nicht vergessen, mein Freund, daß die Erde wirklich ein Stern des Himmels ist. Aus der Ferne von einem der eurem System benachbarten Fixsterne aus stellt sich eure Erde als eine Familie von Gestirnen dar, in der acht Hauptmonde die Zentralsonne umkreisen. Von diesen erblickt man zuerst Jupiter und Saturn wegen ihrer Größe, dann Uranus und Neptun und zuletzt, ganz nahe bei der Sonne, Mars und die Erde. Venus ist sehr schwer zu erkennen, und Merkur bleibt wegen seiner größeren Nähe zur Sonne unsichtbar. So nimmt sich euer Planetensystem aus, vom Welten=

raum aus gesehen. Meine Aufmerksamkeit konzentrierte sich auf diese kleine Kugel, die Erde, an deren Seite ich den Mond erkennen konnte. Bald sah ich auch die schneeglänzende Fläche des Nordpols, das gelbe Dreieck Afrika, die Küstenlinien der Ozeane, und weil meine Aufmerksamkeit so ausschließlich auf die Erde gerichtet war, verschwand die Sonne aus meinem Sehfeld. Allmählich vermochte ich einen von Arzurblau umgebenen dunklen Vorsprung zu erkennen und entdeckte, daß auf diesem eine Stadt lag. Der Vorsprung war Frankreich und die Stadt war Paris, das ich zuerst an dem kokett sich hinschlängelnden Silberstreifen der Seine erkannte. Mit Hilfe meines neuen Sehvermögens wurden mir auch die einzelnen Gegenstände klar. Das Dach und die Türme von Notre-Dame, die über der östlichen Stadt als lateinisches Kreuz emporragten, die Boulevards im Norden, der Garten des Luxembourg und die Sternwarte im Süden, die Kuppel des Pantheon auf der Sainte-Geneviève, die Avenue der Champs-Elysées im Westen, etwas weiter das Bois de Boulogne, die Umgebung von Saint-Cloud, die Gehölze von Meudon, Sèvres, Ville d'Avray und Montretout.

Diese Landschaft war von einer strahlenden Sonne beleuchtet, aber zu meinem Erstaunen wie tief im Winter von Schnee bedeckt, während ich die Erde doch im buntfarbigen Laubgewande des Oktober verlassen hatte. Ich konnte trotzdem nicht mehr daran zweifeln, daß ich Paris vor mir hatte, aber ich verstand noch immer die Reden meiner Nachbarn nicht und strengte mich noch mehr an, alle Einzelheiten zu erkennen. Mein Blick richtete sich vor allem auf die Sternwarte; dort war mein Lieblingsstadtteil, den ich seit vierzig Jahren kaum auf einige Monate verlassen hatte. Denke dir nun mein Erstaunen, als ich bemerkte, daß keine Avenue mehr vom Luxembourg nach der Sternwarte führte, und daß an die Stelle der stattlichen Kastanienallee Klostergärten getreten waren. Kein Boulevard Saint-Michel, keine Rue de Médicis. An ihrer Stelle ein Gewirr enger Gassen. Kein Boulevard de Sébastopol, kein Ostbahnhof, überhaupt keine Bahnhöfe und keine Bahnlinien. Allenthalben alte Häuser, Baracken. Auf der Place de la Concorde kein Obelisk. Die äußeren Boulevards nichts anderes als alte Ringmauern, Festungswerke. Was war mit der Hauptstadt Frankreichs nur für eine Veränderung vorgegangen, daß sie aussah, wie eine alte Provinzstadt? War Paris so gealtert, seitdem ich es verlassen? Und hatte ich die Zukunft der Stadt vor mir? Doch nein, jetzt wurde es mir klar: das war das alte Paris, das heute zum Teil verschwunden, zerstört ist! Durch ein unerklärliches Phänomen sah ich ein anderes Paris, ein anderes Frankreich, eine andere Erde.

(Fortsetzung folgt.)

# Der Niedergang von Süd-Europa.

Von

## Carl Peters (London).



Der Marqueß of Salisbury präsidierte hier am 4. Mai einer großen Versammlung der Primrose-League in Albert Hall, an welcher ich teilnahm. Die Primrose League, die über anderthalb Millionen Mitglieder zählt, ist die politische Organisation der imperialistischen Bewegung und das eigentliche Rückgrat der konservativen Partei. Der leitende englische Staatsmann verteidigte bei dieser Gelegenheit vornehmlich seine ostasiatische Politik, deretwegen er in diesem Lande fortdauernd, nicht nur von der liberalen, sondern auch von der konservativen Seite, an-

gegriffen wird. Im Verlauf seiner Rede entwickelte er folgende bemerkenswerte Anschauung: Die Völker der Erde seien einzuteilen in lebende und in absterbende. Die ersteren würden im Verhältnis zu der zweiten Gattung fortdauernd stärker; das Mißverhältnis zwischen beiden wachse von Jahr zu Jahr. Es sei ein Naturgesetz, daß die lebenden Völker den absterbenden ihre Besitzungen mit Gewalt fortnähmen, und Pflicht der englischen Politik sei es, dafür Sorge zu tragen, daß Großbritannien bei solcher Neuaufteilung der Erdoberfläche nirgends und niemals zu kurz komme.

Lord Salisbury ist wegen dieser offenen Darlegung eines, anscheinend brutalen, geschichtlichen Gesetzes sowohl in England wie auch in anderen Ländern energisch getadelt worden. Ich finde, daß seine Offenheit gegenüber der traditionellen Heuchelei in diesen Dingen geradezu erquickend wirkt. Der Einfluß von Exeter Hall, dem Zentrum der Muckerei in London, der England längere Zeit beherrschte, und in Deutschland, welches seine Anschauungen vom Ausland zu importieren pflegt, seinen Rückschlag unter anderem in den sogenannten 'Kolonialskandalen' fand, mit seinen heuchlerischen philanthropischen Phrasen, ist in diesem Lande augenscheinlich im Absterben; und es ist sehr verdienstlich von Lord Salisbury, daß er die Dinge dieser Erde mit ihrem richtigen Namen zu bezeichnen den Mut hat. Er hat es gewagt, als englischer Premierminister, auszusprechen, daß in der geschichtlichen Entwicklung der Nationen es sich um die Frage der Kraft handelt, daß nur das existenzberechtigt ist, was zu existieren imstande ist, und daß der Gott der Geschichte gebietet, das Gerümpel, je eher, desto besser, beiseite zu schaffen, damit das gesunde Leben sich entfalten kann.

Die Nutzanwendung dieser Darlegung des Lord Salisbury auf den spanisch-amerikanischen Konflikt ist von den verschiedensten Standpunkten aus gezogen worden. Daß Spanien vielleicht zu den absterbenden Völkern gezählt werden müsse, haben vor allem die Spanier selbst schnell erfaßt, wie überhaupt die lateinische Rasse auf der ganzen Erde äußerst reizbar in diesem Punkt ist; genau wie ein Greis, oder jemand, der im Begriff steht, es zu werden, ungeheuer empfindlich zu sein pflegt in Bezug auf die Frage des Alters. Ich höre, daß in Deutschland die Sympathieen 'fanatisch' für Spanien sind in seinem Kampf gegen das durch und durch moderne Nordamerika. Dies ist nicht anders zu erwarten von einem Volk, welches sentimentalen Erwägungen überall das Übergewicht über kühle realpolitische Berechnungen zu geben geneigt ist. Es ist derselbe Geist weichmütiger Gefühlsschwärmerei, der sich 1848 für die Polen geltend machte, welcher auch jetzt für die schwächere Partei sich regt. Er ist menschlich berechtigt und edel; für die geschichtliche Auffassung aber ist der Standpunkt von Lord Salisbury der höhere, wie er überhaupt der männlichere ist.

Ich will hier nicht auf Darwin und seine Theorie vom 'survival of the fittest' zurückgehn. Aber Deutschen gegenüber werde ich mich auf Schiller und sein großes Wort beziehen dürfen: 'Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.' Spanien erntet heute die Saat von vier Jahrhunderten. Seine Kolonialpolitik ist von Anfang an, seit Fernando Cortez und Franz Pizarro mit Waffengewalt über Mittel- und Südamerika einbrachen, nichts gewesen, als die brutale Ausbeutung des Rechtes des Stärkeren über den Schwachen. Wer mag Mitleid in sich aufkommen lassen, wenn der Wolf, der in die Herde einbricht, um Hilfe schreit, weil ihn die Hunde gepackt haben? Die englischen Niederlassungen an den Küsten Nordamerikas haben genug in früheren Jahrhunderten von spanischen Brutalitäten zu leiden gehabt; wenn sie jetzt den Spieß umkehren, da sie die Stärkeren geworden sind, so üben sie nur das große weltgeschichtliche Gesetz aus, welches die Bibel in die Worte faßt: 'Irret euch nicht; Gott läßt sich nicht spotten; denn, was der Mensch säet, das wird er ernten.'

Kurz und gut: in diesen Dingen, genau wie in der astronomischen Welt, herrscht das Gesetz der Massen und der Kraft; und in der That ist es männlicher, wenn sowohl ein Volk, wie das Individuum, dieses Gesetz mit all seinen Konsequenzen anerkennt, als wenn es Erregungen des Beileids oder gar des Mitleids für sich zu erwecken sucht. Spanien hat seine Herrschaft

mit Gewalt aufgerichtet; wenn es sie durch Gewalt verliert, so geschieht ihm sein Recht, und es kann sich nicht beklagen. Rein menschlich und vom dramatischen Standpunkt aus ist es schön, daß es dies gar nicht versucht; sondern nur seine nationale Ehre im Zusammenbruch zu retten bestrebt ist. Es ist derselbe Zug, welcher den Untergang Karthagos so großartig für alle Zeiten macht.

Thatsächlich ist die Beseitigung der spanischen Weltstellung nur eine Episode im Niedergang von Süd-Europa und der lateinischen Rasse im allgemeinen. Wenn ich von der lateinischen Rasse spreche, so nehme ich immer noch Frankreich bis zu einem gewissen Grade aus, welches mit seinem Zustrom von Franken und Normannen, und mit seiner Nachbarschaft an die deutsche Welt, stärker von germanischem Blut imprägniert ist, als seine Schwesternationen, und ganz augenscheinlich auch mehr Vitalität besitzt, als alle die anderen Völker romanischer Mischung. Aber die allgemeinen Kennzeichen sind überall dieselben, und sie deuten für den Völkerpsychologen klar auch in Frankreich auf Dekadenz. Ein Land, welches Vereine für die Beförderung seiner Bevölkerungszunahme nötig hat, wie dies in Frankreich der Fall ist, darf man ebenfalls schon ohne Bedenken als in Verfall begriffen kennzeichnen.

Die Merkmale des Rückganges in den südeuropäischen Nationen, zu denen außer den Völkern lateinischer Rasse, also Frankreich, Spanien, Portugal und Italien, auch das slawo-hellenische Griechenland gehört, sind mit mehr oder weniger Modifikationen: das Abstauen oder doch Stehenbleiben der Bevölkerungsdichtigkeit, worin Italien allerdings durchaus eine Ausnahme bildet; das Nachlassen im Mitbewerb um den geistigen und kulturellen Fortschritt der Menschheit; auf militärischem Gebiet nicht so sehr ein Herabsinken des Mutes bei den Einzelnen, als vielmehr Schwächung der sittlichen Kraft der entsagungsvollen Einordnung der Individuen in die Organisation der Gesamtheit, Lockerung der Disziplin und damit Erschlaffung der kriegerischen Spannkraft. Im politischen Leben ist kennzeichnend ebenso ein Zurücktreten des Gemeingeistes; der Einzelne drängt sich mit seinen individuellen Interessen hervor, die Gesamtheit verliert im selben Maße das Billigkeitsgefühl gegen den Einzelnen für Dienste, welche er dem Staat leistet; auch hier lockert sich das Gefüge der Ordnung und des harmonischen Zusammenarbeitens aller für einen Zweck, welcher die Grundlage des Erfolges bildet.

Machen wir die Nutzanwendung dieser allgemeinen Begriffsbestimmung im einzelnen, so müssen wir feststellen, daß die großen Leistungen Europas für den Kulturfortschritt im 19. Jahrhundert fast durchweg dem Norden und nicht mehr dem Süden angehören. In England und Deutschland hat die Technik ihre riesenhaften Erfolge erzielt; in diesen beiden Ländern sind Dampf und Elektrizität in den Dienst der arbeitenden Menschheit gestellt, und damit muß die gewaltige Umwandlung im Verkehrsleben der Völker als das geistige Eigentum der nordischen Welt germanischer Rasse beansprucht werden. Ebenso gehören diesen beiden Nationen im verflossenen Jahrhundert die glänzendsten Namen auf den Gebieten der exakten Wissenschaften an: Namen, wie Humboldt und Ritter, Darwin und Lister, Niebuhr und Ranke, Macaulay und Carlyle, Liebig und Huxley &c. Der romanische Süden, welcher vom 14. bis zum 17. Jahrhundert die geistige Führung in Europa hatte, hat sie ohne Frage im 19. Jahrhundert an den germanischen Norden abtreten müssen. In militärischer Beziehung hat die lateinische Welt im letzten Menschenalter nur Niederlagen zu verzeichnen, wo immer sie gegen andere Kulturnationen gefochten hat. Ich brauche nur an den deutsch-französischen Krieg, an die Feldzüge Italiens und den griechisch-türkischen Krieg, an den gegenwärtigen spanisch-amerikanischen Konflikt zu erinnern. Jedesmal ist es besonders das Versagen der Organisation, was ins Auge springt. Es fehlt jedesmal an der genügenden Vorbereitung des Krieges und stets am harmonischen Zusammenarbeiten der in Frage kommenden Faktoren. Damit ist in allen Fällen die Niederlage entschieden. Der kriegerische Mut der Individuen wird hiermit nicht bestritten. Gewiß nicht; man muß sogar eine gewisse reizbare, ans Hysterische grenzende Verve anerkennen. Die Massen, welche 1870 ihr 'à Berlin' in Paris brüllten, oder welche

in Madrid und Athen die Kriege mit Amerika und der Türkei provozierten, besaßen gewiß genügend Kampflust und kriegerische Begeisterung. Aber es haperte hier wie dort an der kühlen und nüchternen Entschlossenheit, welches an Ort und Stelle das Entscheidende ist; vor allem aber an der verständigen organisatorischen Leitung und Voraussicht. Dies zeigt sich ganz augenkundig wieder im gegenwärtigen spanisch-amerikanischen Krieg. Die einzige Chance, welche das kleine Spanien gegenüber den Vereinigten Staaten hatte, war eine schnelle und kühne Initiative. Am Tage nach der Kriegserklärung, oder noch besser am Tage vorher, mußten Newyork und Boston blockiert und bombardiert sein, und mußten 50 000 spanische Veteranen in Florida landen. Damit konnte die kleine Kriegsmacht den Yankees imponieren und Freunde in Europa gewinnen; der ganzen Sache eine günstige Wendung geben. Was geschah statt dessen? Die spanischen Schiffe waren beim Ausbruch der Feindseligkeiten nirgends, wo sie hätten sein müssen. Nicht Boston und Newyork, sondern Havanna und Manila wurden blockiert; das spanische Geschwader bei Manila ließ sich in elender Weise überrumpeln und vernichten. Das Geschwader bei den Cap Verdischen Inseln mußte Wochen lang unthätig liegen, weil es nicht kriegsbereit war. Damit verlor Spanien die einzige Zeit, in welcher es Erfolge erwarten konnte, die der ersten Wochen, seine Sympathieen in Europa und jede Aussicht auf einen glücklichen Ausgang. Dies alles, trotzdem man den Krieg seit Jahren voraussehen mußte. Dieses Beispiel wird genügen, um klar zu machen, was ich meine. Genau dasselbe war der Fall im deutsch-französischen und im griechisch-türkischen Feldzug.

Auf politischem Gebiet äußert sich der Verfall der Völker entweder in einer sterilen Stagnation, wie z. B. in China, oder aber in einer hysterischen Unstetigkeit und Unsicherheit der Verfassungen und Regierungen, wie in der romanischen Welt. Die Regierungen und Einrichtungen wechseln hier von heute auf morgen, Revolution folgt auf Revolution; und oft gerade in solchen Zeiten, wo Einigkeit im Innern die Hauptbedingung der Existenz ist. In Paris gab es zwei siegreiche Revolutionen während des deutsch-französischen Feldzuges, in Spanien beginnen die Meutereien nach der ersten Niederlage im Felde; und, wenn der türkisch-griechische Feldzug nicht mit dem Umsturz der Monarchie abschloß, so lag dies nur an der drohenden Haltung der europäischen Großmächte. Besonders lehrreiche Beispiele in dieser Richtung geben auch die lateinischen Republiken in Zentral- und Südamerika, welche man, mit Ausnahme von Chile, kaum noch Staaten nennen kann, da alles fortdauernd in revolutionärer Auflösung begriffen ist. In solchen Völkern ist ein Mangel an schöpferischen leitenden Staatsmännern bemerkbar, und, wenn solche vorhanden sind, gewinnen sie keinen Einfluß mehr auf den Gang der Entwicklung. Der Gemeinsinn tritt zurück und kommt allmählich ganz abhanden; seine Stelle wird ersetzt durch einen renommistischen nationalen Größenwahnsinn und den selbstsüchtigen Ehrgeiz der Einzelnen. Dies sind Symptome von Rassenentartung auf politischem Gebiet, wie sie sterbenden Völkern zu allen Zeiten eigen gewesen sind. Die stolze römische Republik, vom zweiten punischen Krieg an, zeigte sie ebenso, wie heute die meisten Nationen lateinischer Rasse.

Das Symptom des Zurückstauens der Bevölkerungsdichtigkeit geht regelmäßig Hand in Hand mit den aufgeführten Krankheitserscheinungen. Auch hier siegt der Egoismus über das Gemeingefühl. Die Damen der römischen Kaiserzeit scheuten die Beschwerden und Folgen der Mutterschaft, genau wie die Damen im heutigen Paris, wo man im Begriff steht, vom Zweikinder- zum Einkindersystem überzugehen, was mit der Vernichtung der Nation identisch ist. Zwar sollen die Mutterfreuden nicht ganz fehlen im Dasein solcher 'Fin de siècle'-Völker; aber vor allem will man sich amüsieren und dazu möglichst lange 'jung' bleiben. Daher das eine 'konzedierte' Kind, und nichts weiter. Gegen solche entarteten Rasseninstinkte haben weder die Gesetze des julisch-claudischen Kaiserhauses genützt, noch werden die Vereinsbestrebungen in Frankreich dagegen wirksam sein. Die Bevölkerungszahl geht zurück, und damit ist auch das politische Schicksal der Nationen besiegelt. Die germanische Rasse mit ihrem Familiensystem wird schon durch dieses alle mit-

bewerbenden Völker lateinischer Zunge im nächsten Jahrhundert schlagen, und wenn sich diese zehnmal mit dem Slaventum verbünden.

So steht die Sache heute im Umfang unseres gesamten Planeten. Zwar treffen die aufgeführten Merkmale nicht auf alle Völker des südlichen Europa insgesamt zu. Frankreich ist immer noch eine Kriegsmacht allerersten Ranges und hat energischen Anteil am Fortschritt der Wissenschaften und der Industrie. Italien hat eine Bevölkerungszunahme etwa wie die germanische Welt, und zeigt auch in anderen Dingen Symptome des Aufschwungs anstatt der Dekadenz. Aber im großen und ganzen steht die gesamte lateinische Welt im Zeichen des charakterisierten Niedergangs, und, wenn die Weltentwicklung nicht eine unvorhergesehene Wendung erleidet, wird die Herrschaft auf der Erde schon im nächsten Jahrhundert unbestritten dem Germanentum zufallen. Das Slaventum, welches gleichzeitig mit den Germanen auf den Schauplatz der Geschichte trat und in zwei Jahrtausenden nichts für den Fortschritt der Menschheit geleistet hat, dürfte damit wohl den endgiltigen Beweis geliefert haben, daß von ihm auch in der Zukunft nichts Besonderes zu erwarten steht. Jedenfalls bin ich der Meinung, daß Rußland im zwanzigsten Jahrhundert in seiner politischen Entwicklung mehr eine rückläufige als eine fortschreitende Bewegung haben wird; schon wegen der großen sozialen Katastrophen, die ihm im Innern bevorstehen.

Ich bin mir bewußt, daß ich mich mit solchen Betrachtungen auf das gefährliche Gebiet von Kombinationen begebe, welche auf wissenschaftliche Beweiskraft nicht durchweg Anspruch haben. Wenn ich dennoch eine solche Gedankenkette veröffentliche, so geschieht dies in der Hoffnung, daß ich dadurch vielleicht andere zum Nachdenken anrege über einen Gegenstand, welcher sich unmittelbar auf das Verständnis der geschichtlichen Vorgänge bezieht, die wir um uns erleben. Daß sich auf diesem Felde keine mathematischen Wahrheiten darthun lassen, liegt auf der Hand; und, wenn ich meine Behauptungen nicht jedesmal mit dieser Einschränkung ausspreche, so ist der Grund dafür ein rein stilistischer, um meine Darstellung so klar und bestimmt zu gestalten, wie mir möglich ist, und nicht durch fortwährende Konditionalsätze abzuschwächen. Mit diesem Vorbehalt will ich in meiner Betrachtung fortfahren.

Von größtem Interesse ist es, den Ursachen nachzugehen, aus denen heraus die Führung in der Kulturarbeit der Menschheit von Südeuropa auf die nördlichen Völker übergegangen ist. Karl Ritter teilt die menschlichen Kulturepochen bekanntlich in potamische, thalassische und ozeanische; d. h. in Perioden, in denen der Verkehr, und damit der Brennpunkt des wirtschaftlichen Lebens, an Flußläufen, auf Binnenseen und endlich auf den Ozeanen sich abspielt. Wenn wir diese Einteilung auf unsere Frage anwenden, werden wir sofort erkennen, daß sie uns keine Aufklärung verspricht. Zwar hängt der wirtschaftliche Niedergang Italiens im Mittelalter mit dem Übergang aus der thalassischen in die ozeanische Kulturstufe zusammen; aber Spanien, Portugal und Frankreich, ebenso wie Holland und England, sind durch diese Verschiebung des Weltverkehrs vom Mittelmeerbecken über die Ozeane allererst große See- und Weltmächte geworden. Italien aber hat durch die Eröffnung des Suez-Kanals, welcher das Mittelmeer von neuem zu der großen Völkerstraße vom Abendland in das weite Morgenland macht, an wirtschaftlicher Bedeutung zurückgewonnen, was es im 15. Jahrhundert verlor. Auf diesem Gebiet finden wir also keine Erklärung für unser Problem.

Viel eher schon führt der Religionsunterschied der beiden Hälften von Europa zu einem gewissen Verständnis. Die lateinische Welt im Süden ist vorwiegend katholisch, der germanische Norden im wesentlichen protestantisch. Mit dieser Thatsache haben Geschichtskenner den Niedergang auf der einen Seite, das Emporsteigen auf der andern erklärt. Nun läßt sich auch nicht leugnen, daß der Geist der Kritik, welcher durch das protestantische Prinzip gegenüber dem katholischen starren Autoritätsbegriff in die europäischen Völker hineingetragen wurde, zur Entfaltung der modernen Wissenschaften außerordentlich viel beigetragen hat. Es ist doch kein Zufall, daß Newton, Watt, Stephenson, Kant, Schopenhauer, Darwin ꝛc. der protestantischen Hälfte Europas angehören, und daß eine Kirche,

welche Leute wie Galilei folterte und am liebsten verbrannte, nicht eben als kulturfördernd auf wissenschaftlichem Gebiet bezeichnet werden kann. Auch fällt folgender rein dogmatischer Unterschied sicherlich erheblich mit ins Gewicht. Nach der protestantischen Auffassung hat ein jeder die Verantwortung für seine Thaten vor Gott und seinem Gewissen selbst zu tragen. Der Katholizismus schafft einen eigenen Stand, das Priestertum, als Vermittler zwischen Mensch und Gott, welcher dem Einzelnen diese Verantwortung abnimmt. Zum Priester geht der sündenbeladene Mensch, ihm beichtet er, von ihm empfängt er Absolution und Seelenfrieden zurück. Ich habe es hier nicht mit der dogmatischen Wahrheit des einen oder des anderen Bekenntnisses zu thun. Aber das wird doch auch der objektive Katholik kaum leugnen können, daß das männlichere Prinzip das protestantische ist, welches den Menschen zwingt, mit Gott und seinem Gewissen selbst fertig zu werden, das weichere und bequemere das katholische, welches ihm diesen Konflikt durch die bewunderungswürdige Institution der Priesterschaft abnimmt. Ohne Frage haben wir in diesem Unterschied einen der Faktoren für den Gang der Entwicklung in den letzten drei Jahrhunderten vor uns. Die verschiedenartige Entwicklung von Französisch-Kanada, welches stagnant blieb, und Neu-England, welches emporblühte, in Nordamerika ist sicherlich ebenfalls großenteils auf diesen Gegensatz zurückzuführen.

Als eine weitere Ursache für das Hervortreten Nord-Europas gegenüber dem Süden wird der Unterschied des Klimas der beiden Hälften angeführt. Ohne Frage fehlen im milden Süden eine Reihe der abhärtenden Einflüsse, welche im Norden zu einer stärkeren Aussiebung der Schwachen und damit zur Stärkung der Rasse führen. Das Klima von Nord-Europa vernichtet die Schwachen schneller, wie dies negativ seine Bestätigung darin findet, daß solche Kranken, wenn sie dazu in der Lage sind, nach dem Süden flüchten, wo sie länger erhalten bleiben. Sicherlich muß sich dieser Unterschied im Verlauf der Geschlechter zu wesentlichen konstitutionellen Entartungserscheinungen der Rasse aufsummen. Aber andrerseits fehlen dem Süden wieder die Ursachen für eine Reihe von Krankheiten, welche der harmonischen körperlichen Durchbildung im Norden entgegenstehen. Der Schnupfen z. B. mit seinen Begleiterscheinungen, welcher bei uns typisch ist, fehlt im milden Süden fast ganz. Das menschliche Schönheitsideal hat nicht im germanischen Norden, sondern in der Hellenenwelt seine Verwirklichung gefunden, und auch die Römer wird man bis zur Kaiserzeit kaum der Verweichlichung zeihen können. In Nordamerika war es der kältere Norden, welcher in seiner Entwicklung vom rührigeren Süden überholt wurde. Ich möchte den klimatischen Verschiedenheiten kein großes Gewicht beilegen, sondern bin der Meinung, daß sich, für die Entwicklung der Rasse, Vorteile und Nachteile ziemlich ausgleichen; ja, daß der Süden für die harmonische Gestaltung der menschlichen Konstitution eher überlegen ist.

Der Lebenslauf des Individuums wird bestimmt durch seine ihm angeborene Eigenart und die äußeren Umstände, welche darauf einwirken; besonders aber durch die erstere. Was die Natur dem Menschen an Willenskraft und Intelligenz, sowie an Charakter, mit auf den Lebensweg giebt, das ist das Entscheidende. Genau so ist es im größeren Lebensgang der Völker. Auch bei ihnen kommt schließlich alles darauf an, mit wie viel Lebenskraft und Energie sie in den Kampf ums Dasein hineingeschleudert werden. Das vornehmlich bestimmt ihre Geschichte, ihr Sein und ihren Untergang. Völker und Rassen unterscheiden sich nur durch den größeren Umfang ihrer Lebensdauer von dem Einzelwesen; ihr Daseinsgang ist im übrigen denselben Gesetzen unterworfen, und sie sind untereinander ebenso verschieden wie die Individuen unter sich. Ich glaube, daß in der angeborenen Lebenskraft auch der wesentliche Unterschied zwischen der romanischen und germanischen Rasse liegt.

Die romanische Rasse entstand, als auf das greisenhafte, verlebte Römertum frisches germanisches Blut gepfropft wurde. Die Römerwelt war abgestorben und unfähig, aus sich heraus allein sich zu verjüngen. Die Goten und Lombarden, die Alemannen, Vandalen und Franken, welche von Norden aus die Grenzwälle

der alten Kulturwelt des Mittelmeerbeckens zertrümmerten und wie eine verheerende Sturmflut über den Süden dahinbrausten, brachten in ihrem frischen gesunden Blut die Lebenskeime, welche die 'lateinische Welt' entstehen ließen. Es war, als wenn in ein abgestandenes Glas Sekt ein Schuß neuen Schaumweines aus einer frischen Flasche gegossen wird. Das Ganze gärte von neuem empor. Daneben blieb die Welt der Germanen über dem Norden und Westen von Europa bestehen etwa, wenn das Bild nicht zu matt ist, wie drei Viertel der neu geöffneten Flasche, aus welcher dem Süden die lebenspendende Kraft zugeflossen war. Es scheint mir, daß die Vitalität, welche aus der Mischung des abgestandenen und des frischen Weines entsprang, doch nicht gleichwertig ist mit der pulsierenden Lebenskraft des unvermischten frischen Schaumweines; und dies erklärt alle die Symptome des Nieberganges im Süden im Vergleich mit dem Norden von Europa. Die romanische Rasse scheint physiologisch auf die Dauer der Jahrtausende den Wettlauf mit der germanischen Welt nicht durchhalten zu können.

Aus der Mischung der italischen und deutschen Rassen, welche den Beginn des sogenannten Mittelalters kennzeichnet, entstand eine schneller lebende Kultur als im germanischen Europa. Die deutschen Stämme, welche Gallien, Italien und Spanien eroberten, nahmen die Sprache und alle die alten Kulturelemente der Römerwelt an und eilten ihren Stammesgenossen im Norden zunächst voraus. Deshalb waren die Romanen bis in die Neuzeit hinein die führende Kulturrasse in Europa. Aber nach und nach wurde auch das kompakte zurückgebliebene Germanentum im Norden von der Antike mit ihrem Geistesinhalt durchdrungen, und nun fiel bei ihrer robusteren eingeborenen Lebenskraft naturgemäß ihnen die Führung zu. Deshalb sehen wir jetzt, besonders in der überseeischen Welt, das Germanentum überall im Vordringen, während die Tagessonne der romanischen Nationen im Absteigen begriffen scheint. Nach menschlicher Berechnung gehören die nächsten Jahrhunderte den Germanen; nicht so sehr, weil ihre geographische Lage den romanischen Ländern in Bezug auf den Weltverkehr überlegen wäre, auch nicht, weil sie protestantisch sind im Gegensatz zum katholischen Süden — dieser Unterschied wird sich mehr und mehr durch den zum Allgemeingut der Menschheit werdenden Niederschlag der modernen Wissenschaft ausgleichen — und schließlich nicht deshalb, weil sie in ihren kühleren Klimaten der Gefahr der Verweichlichung weniger ausgesetzt sind, als das Romanentum: nein, vornehmlich deshalb, weil ihre Rasse als solche ihrer Naturanlage nach mehr Vitalität besitzt, als die romanische. Großbritannien, Deutschland und Nordamerika werden die drei großen Kulturmächte der heraufziehenden Epoche sein; und, wenn sie zusammengehen, werden sie die ganze übrige Welt in Schach halten und beherrschen können. Das zwanzigste Jahrhundert schon wird die Zahlenverhältnisse zwischen der teutonischen Rasse und den übrigen Völkern arischer Abstammung in ungeheurem Maße zu Gunsten der ersteren verändern.

Sind diesem Ausblick gegenüber die Romanen nun zum physischen Untergang bestimmt? Das meine ich keineswegs. Der Verjüngungsprozeß, den die Römerwelt durchmachte, läßt sich wiederholen. Cäsar rettete das Römertum nach den großen Krisen des ersten Jahrhunderts vor Christo dadurch, daß er ihm in den Provinzialen neues rotes Lebensblut zuführte, und die ganze Kaiserzeit ist eigentlich nichts anderes als die Durchdringung dieser beiden Elemente, welche sehr bald alle gleichberechtigte Bürger desselben Weltreichs wurden. Als diese Mischung abstarb, kam die Flutwelle der Völkerwanderung, welche von neuem lebendiges Emporblühen über den Süden brachte. Aus dieser Katastrophe entstand das Romanentum. Nun scheint dessen Lebensabend im Anzug. Weshalb den Verjüngungsprozeß nicht zum drittenmale vornehmen?

Ich glaube nicht, daß es hierzu großer kriegerischer Katastrophen bedarf. Trotz aller chauvinistischen Regungen in den verschiedenen Nationen leben wir doch in einem Zeitalter internationalen Ausgleiches. Die Staaten lateinischer Zunge haben mehr als die Germanen ein Lebensinteresse daran, das System der nationalen Absperrung zu beseitigen und frisches Blut von der ganzen Welt in sich einzusaugen. Der Pariser Verein zur

Vermehrung der Bevölkerung Frankreichs sollte seine Thätigkeit in dieser Richtung geltend machen, dann wird er mehr Erfolge erzielen, als durch Prämiierung von Geburten und dergleichen Spielereien. Sämtliche romanischen Völker haben zähes Rassengepräge genug, um eine auch noch so starke Einwanderung schon in der zweiten Generation sich völlig zu assimilieren, ebenso, wie die Angelsachsen. Weshalb dann die Thüren ihres Landes nicht weit öffnen? Geradezu selbstmörderisch erscheint mir die französische Bewegung der letzten Zeit, welche laut schreit: 'Frankreich für die Franzosen'. Ein Volk, welches von Bevölkerungsabnahme bedroht ist, sollte das letzte sein, solche Parole auszugeben; sondern sich freuen, wenn das Ausland von seinem Lebensüberschuß ihm abgiebt. Ebenso finde ich kein besonderes Unglück darin, wenn eine Nation wie die spanische, welche ebenfalls im Zusammenschrumpfen begriffen ist, ihre Kolonien verlieren sollte, welche doch nur praktischen Wert für expansive Völker haben. Spaniens Volkswirtschaft hat wahrhaftig viel dringendere und näherliegende Aufgaben, als die Aufrechterhaltung der spanischen Flagge über See, wo doch das Mutterland selbst an Menschenarmut leidet. Eine absolut liberale Wirtschaftspotitik gegenüber dem Ausland, mit Beförderung einer gesunden Einwanderung von draußen, das scheint mir in beiden Fällen das einzig kluge und mögliche Programm für die Staatsmänner in Frankreich und Spanien zu sein.

Die Romanen sind ritterlich und intelligent und haben eine Reihe von Vorzügen, welche wir nicht besitzen. Es liegt im Interesse der Weltkultur, daß sie den toten Punkt in ihrer Entwicklung überwinden und als lebendiges Element in die geschichtliche Entwicklung der Zukunft mit hinübergehn.

# Allerlei.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

**Außerordentliche Menschen.** In einem alten Almanach, dem „Königl. Großbrit. Genealogischen Kalender auf das 1785. Jahr," lesen wir einen amüsanten Artikel über merkwürdige Menschen. 'Man kann', so heißt es da, 'zwo Klassen von solchen Menschen machen, welche sich von dem gemeinen Haufen unterscheiden. Sie können entweder wegen ihrer Bildung, oder wegen ihrer Eigenschaften außerordentlich sein. Deslandes versichert, zu Lanvau, einem drei Meilen von Brest gelegnen Dorfe, an dem Ufer des Meeres ein Kind gesehen zu haben, dem alle Gelenke, und folglich auch alle davon abhängige Bewegung fehlte. Sein Körper war gleichsam ein zusammenhängender Knochen, wo alle Bänder und Sehnen verhärtet waren. Sogar seine Augenlider waren völlig unbeweglich, es konnte ohne Beihilfe seiner Mutter weder gehn, noch essen, noch trinken. Es war ein Jahr und ohngefähr zehn Monate alt. Eine so außerordentliche Bildung war mit einem anhaltenden Schmerze verbunden.

'Folgender Fall ist nicht minder merkwürdig. Man sah im Jahre 1775 in der Pfarrey Mont=Saint=Jean, eine Meile von Sile=le=Guillaume, ein Mädchen von achtzehn Jahren, welche seit ihrer Geburt kein entscheidendes Kennzeichen von Empfindung von sich gegeben hatte. Man mochte sie kneipen oder stechen, so wurde sie dadurch nicht gerührt. Nie hatte sie weder gelacht, noch geschrien; wo man sie hinsetzte, da blieb sie: sie konnte sich weder bewegen, noch ihren Platz verändern. Gewöhnlicher Weise legte man sie aufs Bette, wo sie so lange liegen blieb, bis man sie wieder wegnahm. Ihre Nahrung bestand in etwas Brühe, welche man ihr morgens und abends reichte. Ihr Herz schlug schwach, und dies war beinahe das einzige Kennzeichen des Lebens, welches man an ihr vernahm. Sie hatte offene Augen und unbewegliche Augenlider. Sie war von außerordentlich kleiner Gestalt und schien seit ihrer Geburt garnicht gewachsen zu sein. Ihre Mittelfüße lagen an den Schenkeln an, ihr Körper war vorwärts gebogen und ihr Kopf ruhete auf der Brust.

'So kann man auch folgende Person als außerordentlich betrachten. Es war dieses ein Bauer Wolduck, im Herzogtum Mecklenburg, welcher im Jahre 1775 vierzig Jahr alt war und seit seiner Geburt nicht getrunken hatte. Seitdem er angefangen hatte, Tabak zu rauchen, so führte er eine Pfeife, die er garnicht weglegte. Er arbeitete und ertrug, wie jeder andre Mensch, Hitze, Frost und andere Abwechslungen der Witterung: er hatte eine unüberwindliche Abneigung gegen jedes flüssige Nahrungsmittel, und man versicherte, daß er auch schon in seiner Kindheit die Muttermilch, welche man ihm die ersten Tage nach der Geburt mit Gewalt einflößte, mit Widerwillen zu sich genommen habe. Er war gesund, stark und thätig.

'Am zwölften des Wintermonats 1763 starb in dem Dorfe Conino in Rußland Margaretha Krebcowna in ihrem hundert und achten Jahre. Sie hatte sich in ihrem vierundneunzigsten Jahre zum drittenmale mit Caspar Kaykoul, aus dem Dorfe Liboulzin, welcher damals hundert und fünf Jahre alt war, verheiratet und bekam mit ihm zween Söhne und eine Tochter. Diese drei Kinder lebten noch beim Tode ihrer Mutter und trugen die Kennzeichen von dem Alter ihrer Eltern an sich: sie hatten weiße Haare; in ihren Kinnladen fand man Zahnlücken, ohne daß sie jemals Zähne gehabt hatten. Sie konnten keine

harten Speisen kauen, sondern lebten bloß von Hülsenfrüchten; für ihr Alter waren sie groß genug, allein ihr Rücken war krumm, ihre Haut runzlich, und es fanden sich bei ihnen alle andern Zufälle des hohen Alters ein. Ihr Vater lebte damals noch und war hundert und neunzehn Jahre alt.

'Linné versichert, zu Amsterdam ein so ungeheuer dickes Kind gesehen zu haben, daß es, ohne seine Füße auseinander zu dehnen, nicht aufrecht stehen konnte: es wog fünfhundert holländische Pfund. Da es seine Mutter weder selbst stillen noch eine Amme halten konnte, so hatte sie es mit süßem Biere aufgezogen.

'Eduard Brigth, ein Spezereihändler, starb in seinem dreißigsten Jahre zu Malden. Er hatte das zweite Jahr noch nicht erreicht, als er schon über hundertundvierundvierzig Pfund schwer war. In seinem zwanzigsten Jahr wog er dreihundertundsechzehn Er war fünf Fuß neun und einen halben Zoll hoch. Unter den Armen hielt er fünf Fuß sechs Zoll im Umfange und der Umkreis seines Bauchs betrug sechs Fuß elf Zoll. Sein Oberarm war zween Fuß und acht Zoll dick. Nach seinem Tode waren zwölf Männer nötig, um ihn in das Grab zu senken, brauchte man eine besondere Maschine. In seine Kleider konnten sich sieben Personen hüllen, wie dieses aus den Kirchenbüchern und aus der hierüber gerichtlich abgefaßten Registratur erhellet. Dieser Mann starb am zwölften des Lenzmonats 1750. Er konnte sich ohngeachtet seiner ungeheuren Größe sehr leicht bewegen.

'Zu Usk in der Grafschaft Monmouth beobachtete man im Jahre 1772 eine ähnliche Erscheinung an einem gewissen Philipp Mason, dessen Ellenbogen elf Zoll, der Oberarm nahe bei der Schulter einundzwanzig, die Brust fünf Fuß, der Unterleib sechs, der Schenkel drei Fuß und einen Zoll im Umfange hielt, und der bei aller dieser ungeheuren Dicke sehr behend war.

'Christoph, Herzog zu Bayern, hob drei Jahr vor seinem Tode, welcher auf der Rückkehr aus dem gelobten Lande zu Rhodis erfolgte, einen Stein von drei Centner vierzig Pfund und drüber von der Erde auf seine Schultern und warf ihn weit von sich weg.

'Louis de Boufflers mit dem Zunamen der Starke, der im Jahre 1534 lebte, war sehr stark und behende: wenn er beide Füße zusammen gestellt hatte, so konnte ihn kein Mensch einen Schritt weder vor noch rückwärts stoßen. Er zerbrach ein Hufeisen mit leichter Mühe und konnte einen Stier bei seinem Schwanze überall hinziehen. Er hob ein starkes Pferd in die Höhe und trug es auf seinen Schultern fort. Er sprang in voller Rüstung auf ein Pferd, ohne es zu berühren, und ohne den Fuß in die Steigbügel zu setzen. In einem zweihundert Schritte weiten Laufe kam er dem schnellsten spanischen Pferde zuvor.

'Der Major Barsabas im vorigen Jahrhundert (also im 17.) besaß eine solche Stärke, daß, wenn er zu Pferde fest saß und anschloß, er dem Pferde die Knochen zerbrach. Er kam einmal in eine Schmiede und brachte dem Schmied ein starkes Stück Eisen zu bearbeiten: als dieser seinen Willen erfüllen wollte und sich etwas entfernte, so nahm Barsabas den Amboß und verbarg ihn unter seinem Mantel. Der Schmied, welcher das Eisen auf demselben schmieden wollte, erstaunte sehr, als er ihn vermißte, und noch mehr, als er sahe, daß dieser Offizier den Amboß ohne Schwierigkeit wieder an seine Stelle setzte. An der Tafel seines Generals nahm Barsabas eine silberne Schale, in welcher sich Wein befand, und drückte sie in der Hand zu einem Becher so zusammen, daß der Wein bis über den Kopf in die Höhe spritzte. Ein Gaskogner den er in einer Gesellschaft beleidiget hatte, überreichte ihm eine Ausforderung. „Sehr gern," antwortete Barsabas, „allein fühlen Sie einmal hierher." Der Gaskogner reichte ihm die Hand, welche der Major so drückte, daß alle Knochen zerquetscht wurden, und er also außer stand gesetzt wurde, sich mit ihm zu schlagen.

'In den Nouvelles Littéraires Florence wird von dem Prediger Paul Moccia, welcher fünfzig Jahr alt war, und sich durch seine lateinischen Briefe und durch eine griechische Prosodie bekannt gemacht hat, erzählt, er habe sich ins Meer gestürzt und sei nicht so bald auf dem Grunde gewesen, als er in einer senkrechten Richtung wieder auf die Oberfläche empor kam, wo er bis an die Brust im Wasser stand, ohne einige Bewegung zu machen Er blieb in dieser Stellung mit ineinander geschlagenen Armen und ging mit eben der Gewißheit im Meere, als andere auf dem festen Lande. Man versichert, daß Taucher ihn mehr als einmal mit sich auf den Grund des Meers genommen hätten, daß er aber, sobald sie ihn los ließen, wie Korkholz wieder in die Höhe stieg. Zu einer andern Zeit war er auf dem Wasser eingeschlafen und streckte sich eben so aus, als wenn er im Bette läge; er wendete sich bald auf diese, bald auf jene Seite, ohne jemals unterzutauchen. Er versicherte, daß er unter seinen Füßen einen eben so starken Widerstand fühlte, als auf dem festen Lande, und wunderte sich über diese besondere Eigenschaft ebensosehr wie andere. Die Naturforscher, welche diese Erscheinung beobachteten, bemerkten, nachdem sie ihn gewogen und seinen Umfang gemessen hatten, daß er dreißig Pfund weniger wog als ein gleiches Volumen von Wasser. Im Herbstmonat 1760 entdeckte er von ohngefähr diese sonderbare Eigenschaft, und zog alsdann durch Übung und Gewohnheit alle möglichen Vorteile daraus.'

**Die Fabrikation der Smyrna-Teppiche.** Die Zentralstellen für die Verfertigung dieser beliebten Teppiche sind die in der Nähe Smyrnas gelegenen Dörfer Kula, Uschak und Gördis. Fast sämtliche Bewohner dieser Ortschaften, alt und jung, sind im Dienst der großen Unternehmer mit der Teppichknüpferei beschäftigt. Die Kinder waschen die Wolle, die Männer färben sie, und die Frauen besorgen das Knüpfen. Diese Arbeit wird recht schlecht bezahlt. In Uschak sind ungefähr 5000 Frauen beschäftigt; jede von ihnen erhält einen Wochenlohn von etwas über 15 Piaster, ungefähr drei Mark, wobei sie sich noch selbst beköstigen müssen. Anfängerinnen müssen zwei Jahre unentgeltlich arbeiten, erhalten dafür aber freie Kost. Die Breite des geknüpften Stoffes beträgt gewöhnlich 68 Centimeter; um ein Meter davon fertigzustellen, braucht selbst eine geschickte Arbeiterin eine ganze Woche. Zum Färben bedient man sich in neuerer Zeit auch schon der Anilinfarben; gute Stoffe werden jedoch nach alter Methode nur mit den aus Krapp, Kreuzbeere Indigo und gemischten Wurzelextrakten bereiteten Farbstoffen behandelt.



Verantwortlicher Redakteur Paul Schettler, Berlin-Charlottenburg. — Verlag der Romanwelt, G. m. b. H., Berlin W. 50, Rankestr. 28.
Verantw. f. d. Inseratenteil H. Lürßen, Gräfenhainichen. — Druck von C. H. Schulze & Co., Gräfenhainichen.
Papier von Paul Herzberg Berlin SW.

Jahrgang V. Band II. 38. Heft




# Der Zug nach dem Osten.

Roman

von

[12] **Franz Sperber.**



X.

Auf den nächsten Tag, den sechzehnten Oktober, war das Erntefest angesetzt. Trotz des plötzlichen, schrecklichen Endes der Wanda Gyzinska herrschte vom frühesten Morgen an die fröhlichste Stimmung unter den Arbeitern und Arbeiterinnen. Die Tote, die noch nicht unter der Erde lag ... erst morgen sollte sie begraben werden ... war bereits vergessen. Das Leben stellte seine täglichen Anforderungen an alle, und den Lebenden gehört nun einmal die Welt ... nicht den Toten.

Kein Mensch vermißte die arme Wanda.

Nicht einmal ihr armer, namenloser, verwaister, kleiner Knabe. Er hatte in der Hütte der Wanatzows geschlafen. Er hatte hier früh morgens seinen Brei bekommen und war notdürftig gesäubert worden. Dann saßen die sechse von der Wanatzow, von denen die älteste eben neun Jahre alt war, um ihn herum, schäkerten und spielten mit ihm, kurz, der Kleine befand sich sehr wohl und sehr vergnügt, ein Beweis, daß es ihm auf Erden ganz gut erging, auch ohne seine Mutter.

Früh morgens schon begannen vor dem großen Hause, das die von auswärts gedungenen Feldarbeiterinnen, zumeist unverheiratete, beherbergte ... in der ganzen Umgegend und auch auf dem Gut selbst nur die ‘Kaserne’ genannt ... die Tollheiten und dummen Streiche, unter denen alle den Tag zu verbringen gedachten.

Einige Mädchen schon in voller Toilette — helle, ausgewachsene Kattunfähnchen mit bunten Bändern geputzt — versuchten bereits um neun Uhr früh, ob ihre unteren Gliedmaßen auch in guter Ordnung wären zum abendlichen Tanz.

Sie schwenkten lustig eine die andere herum, bewunderten eine der anderen Putz und Staat, beneideten auch wohl eine die andere darum, und kreischten von Zeit zu Zeit vor lauter Vergnügen hell auf. Trat erst ein Bursche dazu in seiner sonntäglichen Tracht, so umringten ihn alle und lauschten andächtig seinen Worten.

Bis er dann vielleicht ungeniert zugriff ...

die eine kniff, die andere küßte, da stoben sie dann plötzlich auseinander wie eine aufgescheuchte Entenschar, und das Kreischen und laute Lachen ging von neuem los.

Auf der schmalen, hölzernen Bank vor der Kaserne saß ein alter, halbblinder Mann mit seiner Ziehharmonika.

Es war der alte frühere Schweinehirt, Bronowski mit Namen. Seit fünfzig oder noch mehr Jahren hatte er hier auf Buchenwalde gelebt, seit sechs Jahren schon war er seiner immer mehr zunehmenden Blindheit wegen in den Ruhestand versetzt worden und knusperte nun in aller Gemütsruhe Tag für Tag sein karges Gnadenbrot, zufrieden, wenn die Mädchen ihn bitten kamen, seine Ziehharmonika vorzuholen und ihnen eins zum Tanze aufzuspielen.

Da hatte er dann doch wieder einmal das Gefühl, sich jemandem nützlich zu machen.

Zum Erntefest war er selbstverständlich schon lange vorher gebeten worden; und er hatte sich zu diesem Tage auch in seinen besten Sonntagsstaat gesteckt, der freilich abgenutzt und defekt genug aussah.

Doch aus allen Knopflöchern seines langen Rockes guckten ihm schon kleine Ährenbündel, von den munteren Mädchen der Reihe nach hineingesteckt, damit auch selbst ihr Musikant schön sei zu diesem Tage.

Er konnte alle die Tänze spielen, die ihnen von ihrer Heimat her bekannt waren und die sie am liebsten tanzten: Mazurka, Polka, Polka Mazurka, den Krakowiak, und so weiter.

Daher hatten sie ihn alle gern und verhätschelten und verzogen ihn wie ihr Schoßkind.

Die eine schenkte ihm einen Apfel.

„Da nimm, Bronowski, iß und laß dir's schmecken.“ Der Alte ließ die Harmonika sinken, grinste das Mädchen vergnügt an, nahm den Apfel und biß mit seinen wenigen, ihm noch gebliebenen Zahnstummeln vorsichtig hinein.

Die zweite, die blonde Rosa, drückte ihm ein kleines Päckchen Schnupftabak in die Hand.

„Da, Bronowski, das hab' ich gestern für dich mitgebracht, aus Schwetz. Dafür mußt du mir heut' aber auch einen Krakowiak spielen ... hui ...“ sie stieß einen kräftigen Pfiff zwischen den Lippen hervor, um so recht zu zeigen, wie sie's meinte.

„Danke ... danke!“ murmelte der Alte, noch mit seinem Apfel beschäftigt. Er legte die Ziehharmonika nieder, befühlte das Päckchen Tabak von allen Seiten, schnupperte mit seiner großen, verrunzelten Nase daran, und schob es schmunzelnd in die Rocktasche.

Da kam die schwarze Kascha angehüpft. Sie setzte sich vertraulich neben ihn hin auf die Bank.

„Seht, Vater Bronowski, da hab' ich 'ne Zuckerbrezel für Euch. Vom Bäcker Müller in Schwetz. Hab' sie extra bloß für Euch gekauft. Sie ist prachtvoll und hat sechs Pfennig gekostet. Dafür zum Dank sollt Ihr mir aber auch jetzt gleich 'ne Mazurka spielen. Ich hab' neue Schuhe an ... schöne neue Schuh' ... die will ich mir zu heut' abend eintanzen.“

„Hihihihi!“ Der Alte grinste. All diese Begierden und Wünsche des jungen Volks ließen auch in seinen Adern das schon halb stockende Blut noch einmal rascher und feuriger fließen. „Hihihi! Mit wem willst denn tanzen, Kaschachen? Mit dem jungen Inspektor?“

Mit einem Ruck stand Kascha auf den Füßen.

„Mit d e m? Wenn der bloß in meine Nähe kommt heut' abend, da zieh ich meine neuen Schuhe aus und haue sie ihm um die Ohren. Dem Kerl ... dem ...“ Sie spie wütend aus. „Na spielt, Bronowski, spielt, Alter, daß ich die neuen Schuh' probieren kann,“ rief sie gleich darauf wieder munter; und der alte Bronowski, der inzwischen seinen Apfel bis auf den letzten Kern verspeist hatte, griff zur Harmonika und spielte los.

Gleich darauf schwangen sich mehrere Pärchen lustig im Tanze.

Es war ein prachtvoller Tag für Oktober. So warm, so hell, so sonnenstrahlend, daß man sich beinahe einreden konnte, noch im Sommer zu sein.

Von Zeit zu Zeit kam ein oder das andere Kind aus dem Dorfe, das heute auch in seine Sonntagskleider gesteckt worden war und zu seiner eigenen Überraschung sogar Schuh' und Strümpfe an den Füßen hatte, heran bis zur Kaserne, blieb stehen und sah mit vor Staunen

weit aufgerissenem Munde, in dem zum mindesten drei Finger staken, den frühen Tänzerinnen zu.

Endlich nach dem zweiten Frühstück, bestehend aus Brot und Speck, kamen die Vögte ihnen sagen, daß es Zeit sei, sich bereit zu machen.

Schnell ordneten alle noch ein wenig ihre Haare, ihre Röcke, ihre Schleifen, dann stellten sie sich auf in Reih und Glied.

An die Spitze des Zuges trat die blonde Naska, die sonst immer zu den Feldarbeiterinnen gehört hatte und seit ganz neuester Zeit erst den Dienst im Schlosse versah; sie war ganz weiß gekleidet. Weiße Blouse, weißen Rock, weiße Schürze, weiße Strümpfe und sogar die langen blonden Haare, die ihr offen den Rücken herabhingen, hatte sie mit einem weißen Seidenbande zusammengeknotet.

Sie hielt in den Händen die Erntekrone mit lang herabwallenden, farbigen Bändern, die sie dem Gutsverwalter zu überreichen hatte. Vorne in den Haaren trug sie wie auch die anderen Mädchen ein aus Ähren geflochtenes Erntekränzchen.

Als sie so dastanden, ganz bereit, gesellte sich an ihre Seite der Zug der männlichen Arbeiter. Auch sie trugen sämtlich ihre besten Kleider und ein Ährensträußchen an der Brust, auch ihr Anführer hielt eine Erntekrone mit langen Bändern in den Händen.

So setzten die beiden Züge sich langsam in Bewegung, zu den Klängen von des alten Bronowski Ziehharmonika, und einer von einem der jüngeren Bursche ganz leidlich gespielten Fiedel.

Die Pappel-Allee hin bis zum Hofthor zogen sie so, dann quer 'rüber über den großen Hof, und durch das schmiedeeiserne Gitter in den Park hinein und vor die breite Eingangsthür des Schlosses.

Hier standen der Sitte gemäß die alte Baronin in ihren unveränderlich schwarzen Gewändern, Ella in schlichtem, weißem Kleide, der Gutsverwalter Felix in seiner landwirtschaftlichen Gala-Tracht, blinkende Sporen an den glänzend geputzten Stiefeln, und neben ihm der Oberinspektor Damm und Inspektor Müller.

Von beiden Seiten gesellten sich jetzt noch zwei Züge dazu. Von rechts kamen die verheirateten Frauen, von links die Kinder. Auch ihre Anführer trugen jeder eine Erntekrone in den Händen.

Die Musikklänge tönten lustig durch die herbstliche Sonnenluft, und die Füße der vielen Anmarschierenden stampften kräftig und voller Lebenslust auf beim Gehen.

Jetzt waren sie angelangt. Mit einem Ruck und mächtigem Scharren von Füßen standen sie alle still, und Naska, die gerade vor Felix stand, begann mit nicht klangloser, doch einförmiger Stimme ein Gedicht herzusagen.

Das Gedicht war sehr lang. Es hatte viele Strophen, viele Verse, und immer, wenn die Zuhörer schon glaubten, nun endlich sei es fertig, ging es wieder von neuem los.

Doch endlich war es wirklich so weit. Der Mund Naskas schloß sich, sie machte einen tiefen Knix, und . . . überreichte Felix ihre Krone.

Das war gegen jede Sitte und Gebrauch . . . gegen jedes Herkommen. Sitte und Tradition gemäß hatte sie ihre Krone der Herrin des Hauses zu überreichen, während die Bursche und Männer dem Herrn die ihre darbrachten.

Alles blickte erstaunt, fast erschreckt auf die Kecke, wie sie dastand mit demütig gebeugtem Haupte, doch aber mit einer gewissen Hartnäckigkeit dem Herrn ihre Krone darbietend.

So vergingen wohl reichlich einige Sekunden.

Als Felix die Krone nicht nahm, blieb zwar der blonde Kopf Naskas immer noch herabgesenkt, doch die Augen schlug sie zu ihm auf, so voll, so groß, so dunkel, so glühend, daß er unwillkürlich ihr um einen Schritt näher trat und eine warme Röte in seine Wangen schießen fühlte.

Mit einem raschen Griff hatte er ihr die kunstvoll geflochtene Krone aus den Händen genommen und sie sich einen Augenblick aufs Haupt gesetzt. Doch gleich darauf, gleichsam wie erschrocken über seine Kinderei, nahm er sie wieder ab und hielt sie wie noch unschlüssig in der Hand.

Inzwischen hatten die Frauen ihre Krone der alten Baronin, die Bursche die ihre dem Oberinspektor überreicht. Nur die Kinder standen noch da mit ihrer Krone in der Hand . . . sie schienen sich nicht recht schlüssig zu sein, wohin

damit, denn ihre Ordre hatte gelautet, sie dem Herrn Administrator zu überreichen.

Doch da wandte sich Felix, der die Verlegenheit der Kinder bemerkte, rasch um zu der neben ihm stehenden Ella und drückte ihr seine Erntekrone auf das volle blonde Haar.

Dann streckte er mit freundlichem Lächeln seine beiden Hände nach der Krone aus, die die Kinder hielten, und drückte dem ältesten Buben, der sie ihm überreicht hatte, ein obligates Geldstück in die Hand. Er hatte nicht gesehen, wie der Naska alles Blut ins Antlitz geschossen war, als er seiner Schwägerin seine Krone aufgesetzt; und wie ihre Augen zornige Blitze hinsandten nach der jungen Frau. Und auch die anderen schienen es kaum zu merken. Nur Ella selbst sah es und trat wie betroffen unwillkürlich um einige Schritte zurück, während Naska sich an ihrer Betroffenheit förmlich zu weiden schien.

Die alte Baronin und Damm hatten gleichfalls ihren Kronen-Überreichern größere Geldstücke gespendet, jetzt erst fiel es Felix ein, daß er vergessen hatte, der Naska etwas zu geben.

Er steckte die Hand in die Tasche, zog ein Zehnmarkstück hervor und reichte es ihr.

Doch sie sah drüber hinweg, über das Geld und über seine Hand, gerade in seine Augen hinein und nahm es nicht.

Überrascht blickte er das Mädchen an.

„Nun . . . willst du das Geld nicht?“

„Nn . . . n . . . nein!“ stieß sie zwischen den fest zusammengepreßten Zähnen hervor. „Ich will kein Geld, wenn der ... gnäd'ge Herr ... m . . . meine Krone nicht will!“

Sie sagte es rasch, und ihre Stimme klang so dick, als würgte sie Thränen dabei herunter.

„Dann nimm doch du es,“ sagte er gleichgiltig und reichte das Geldstück dem hinter Naska stehenden Mädchen, der schwarzen Kascha.

Die nahm es dankend an. Es gehörte ja doch ihnen allen zusammen, das wußten sie; da war es ja einerlei, ob die blonde Naska es in Empfang genommen, oder die schwarze Kascha.

„Und nun . . . zum Mittag. Los, Musik!“ rief Felix. Und die Fiedel und die Ziehharmonika stimmten einen Marsch an.

Da wandten sich die vier Züge der Feldarbeiter und marschierten ebenso im Trab zurück, wie sie vorher gekommen waren.

Über den Hof hinweg ging es bis an den großen Speicher, der über den Viehställen lag.

Hier waren eine große Reihe von sicheren Leitern angelehnt, auf denen die Männer und Frauen so bequem und behaglich emporkletterten, als wären es lauter mit Teppich belegte Treppen gewesen. —

Oben standen schon lange, schlichte Tafeln ihrer harrend.

Einfache, mit weißen Tüchern bedeckte Bretterplanken, die auf leeren Bierfässern ruhten. Hier und da geziert durch eine Vase mit Blumen oder Getreideähren, die irgend eine der Arbeiterinnen hingestellt hatte, um den festlichen Eindruck der Tafel noch zu erhöhen.

Rohe, schlichte Stühle und Schemel waren in zwei langen Reihen um die Tafeln herumgestellt. Man setzte sich, und nun begann der Ernteschmaus. —

Zwei Mädchen aus der herrschaftlichen Küche waren heute angestellt, die Arbeiter und Arbeiterinnen bei ihrem Schmause zu bedienen; ihnen half noch die polnische Köchin, die eigens nur für die Leuteküche beschäftigt und angestellt war.

Es gab eine mächtig dicke Grützsuppe zuerst, mit reichlicher Butter angerührt.

Als diese verzehrt war, kamen gehäufte Schüsseln mit gesottenem Rindfleisch an die Reihe.

Als sie aufgetragen wurden, hätte man glauben können, daß es ganz unmöglich sein würde, solche Quantitäten zu verzehren, doch die gar bald leer zurückkehrenden langen Schüsseln erwiesen die Vermutung als unberechtigt.

In einer Ecke des langen und hohen Speichers lag auf einem hölzernen Bock ein Fäßchen. Hierhin liefen die Männer fortwährend, um ihre und ihrer Damen große zinnerne Becher immer von neuem mit dem schäumenden Biere zu füllen.

Nach dem Fleisch gab's noch ein Gericht von Fischen aus der Weichsel. Dazu dampfende Kartoffeln in unerhörter, nie geahnter Menge. — Dann kamen Nudeln mit brauner Butter, Zucker und Zimmet, und schließlich ganze Berge von Brot und Kuchen.

Zu diesem letzten delikaten Gange gab es für die Männer auch Schnaps. Und nicht die

Männer allein waren's, die tapfer ihre Gläser leerten, sondern auch die Frauen, und sogar auch ab und zu ein Mädchen oder Bube schwang sein geleertes Schnapsglas und schrie lustig 'Hurrah' dazu.

Das war ein Lärmen und Schreien, ein Jauchzen und Kreischen, ein Lachen und Zanken sondergleichen.

Und eine Luft herrschte nach Verlauf einiger Stunden in dem großen Raume, so dick vom Speiseduft und Schnapsgeruch und Tabaksqualm, daß es selbst den in dieser Hinsicht wohl kaum sehr empfindlichen Bauernlungen und -Nasen zu viel ward, und man eine nach der anderen die großen Luken weit aufstieß, um Herbstfrische hereinzulassen.

Gegen sechs Uhr kam Felix mit seiner Mutter am Arm, hinter ihm Ella an Damms Arm, sowie Fräulein Marie an Kornatschewskis Arm, um den Leuten eine gesegnete Mahlzeit zu wünschen und einmal mit ihnen zu trinken auf das Wohl von Buchenwalde.

Alle unter den Arbeitern, die nicht gar zu betrunken waren, erhoben sich von ihren Plätzen, ihre Becher in der Hand, und ein allgemeines Hurrahgeschrei erhob sich. —

Und nachdem die Herrschaften einen Rundgang um die lange Tafel gemacht und Platz genommen auf der kleinen, aus Fässern und Brettern roh aufgeschlagenen Tribüne am andern Ende des Speichers, erhoben sich alle und beeilten sich alle ... wiederum mit Ausnahme derjenigen, die nicht gar zu betrunken waren ... die Tische, Stühle und Schemel wegzuräumen und den Boden frei zu machen.

Denn nun begann, für die jungen Leute wenigstens, das eigentliche Vergnügen des Festes: der Tanz!

Zu der einsamen Fiedel und der Ziehharmonika hatte sich jetzt noch ein Blasinstrument — eine Art Waldhorn gesellt, und nun ging es los.

Mit einer Polka-Mazurka wurde begonnen.

Felix mußte, der Landessitte gemäß, den ersten Tanz mit seiner ersten Feldarbeiterin tanzen. Diese war bisher die blonde Naska gewesen. Freilich war sie es jetzt eigentlich nicht mehr ... doch heute?

Er kam gar nicht mehr dazu, weiter darüber nachzudenken. Da stand sie schon in seiner Nähe ... sie sah ihn nicht an ... und doch fühlte er ihren Blick gleichsam, auch ohne daß sie ihn auf ihn richtete. Diesen sammetweichen, nachtdunkeln, gierigen Raubtierblick! Der Blick schien es ihm angethan zu haben.

Im Augenblick hatte er ihre Hand gefaßt, hielt er sie im Arm, schwebten sie dahin miteinander. Und sie tanzte gut. Wie geschmeidig waren ihre Bewegungen! Wie elastisch ihre Hüften, wenn sie sich neckisch vor ihm drehte, und er sie erst einfangen mußte, bevor sie sich wieder an ihn schmiegte, um Brust an Brust mit ihm, in seinem Arm mit ihm zusammen sich zu den rhythmischen Klängen der Musik zu drehen und wiegen!

Ein Dienstmädchen?

Ja, weiß Gott, sie war's. Eine arme, unwissende, polnische Magd!

Aber jetzt beim Tanzen zum mindesten mit den Allüren einer ganz raffinierten Ball-Kokette.

Und hübsch dabei — graziös und hübsch! Und eine Wärme ging von ihr aus! Aus allen Poren schien es gleichsam siedend ihr zu strömen. Und diese Hitze strömte auch über ihn; es ward ihm heiß, so heiß, und dabei so übermütig toll ward ihm zu Mut, wie schon lange nicht mehr.

Er schwang die Naska und drückte ihren vollen Arm und preßte sie fest an sich, und sah ihr tief in die dunklen Augen, so tief, daß ihm war, als würde er sich gar nie wieder von ihr losreißen können.

„Was hast du denn nur?“ flüsterte er ihr zu, während des Tanzens. „Du bist so heiß! Du glühst ja förmlich!“

Sie sah ihn an, dann strich sie sich mit der freien Hand über die pupurglühende Wange.

„Ja — mir ist heiß!“ sagte sie.

Er drückte sie unwillkürlich fester.

„Was fehlte dir denn nur vorher? Warum wolltest du das Geld von mir nicht nehmen?“

Sie antwortete nicht.

Er drängte sie.

„Warum nicht? Sag'!“

Da schlug sie das Auge zu ihm auf .... groß und voll.

„Wenn der gnädige Herr meinen Kranz nicht wollten, da brauchte ich sein Geld auch nicht,“ sagte sie leise, fast trotzig.

Er mußte lachen.

„Sieh, sieh! so leicht beleidigt?“

„Ja. Der gnäd'ge Herr haben meine Krone weggeschenkt.“

„Ich hab' sie doch nur meiner Schwägerin einen Augenblick aufgesetzt.“

Er wußte selbst nicht, warum er nötig hatte, sich ihr gegenüber noch zu entschuldigen. Er war eben in selten guter Laune. Das merkte er selbst.

„Ja — eben!“

Sie erhob noch einmal die Augen zu ihm und sah ihn an mit einem so seltsam langen, tiefen, vielsagenden Blick ... daß er plötzlich an jene Stunde vom gestrigen Abend denken mußte, wo er Ella im Arme gehalten hatte und Naska an ihnen vorbeigelaufen war.

Er senkte unwillkürlich seinen Blick und richtete während des weiteren Tanzes das Wort nicht mehr an das Mädchen.

Aber er fühlte doch, wie sie sich heißer an ihn drängte, wenn er sie im Arme hielt, wie ihr Blick den seinen suchte, und wie glühend ihr Atem ging.

Da preßte er sie noch einmal fest an sich, als der Tanz zu Ende ging, schwenkte sie einmal herum so übermütig toll, daß sie einen lauten Aufschrei nur mühsam unterdrückte und in seinem Arm, den Kopf weit hinten überwerfend mit lachenden Augen zu ihm emporblickte. Dann mit dem letzten Akkord ließ er sie stehen. Der Tanz war aus. Das Vergnügen war zu Ende.

Sie knixte sehr tief vor ihm, wie es die Sitte erforderte, wenn der Herr mit einer Arbeiterin getanzt hat, und verlor sich dann im Gewühl.

„Komisches Frauenzimmer!“ dachte Felix unwillkürlich. Der Tanz nahm nun seinen Fortgang. Die Musik tönte, die festen Schuhe klappten laut auf den hölzernen Dielen, die Röcke wirbelten, die Tänzer schwitzten und tranken unzählige Seidel Bier; die Tänzerinnen schwitzten gleichfalls und tranken massenhaften Kaffee, der jetzt in riesigen, dampfenden Blechkannen auf einem in der Ecke stehenden Tisch serviert wurde. Die Kinder saßen still in ihren Ecken, oder sprangen auch mit herum und stopften sich voll mit Kuchen und mit Brot.

Die alte Baronin mit Fräulein Marie saßen noch immer da, sahen dem Tanze zu und plauderten bald mit diesem, bald mit jenem ein paar Worte. Auch Ella war noch da, und da jetzt endlich ein Walzer an die Reihe kam, forderte Felix sie auf, ihn mit ihm zu tanzen.

Es drehte sich nicht besonders gut auf den unebenen Planken des Speichers, aber es ging doch an. Auch die Musik war miserabel ... aber schließlich ... man war jung und man konnte nicht bloß zusehen, wie die anderen tanzten, man mußte auch einmal mittanzen.

Und Ella tanzte gut. Sie glitt dahin mit solch weichen, schmiegsamen Bewegungen, wie ein Schwan. Und lag wie eine Feder so leicht in seinem Arm.

Es tanzte sich prächtig mit ihr. Und Felix ward es so leicht und fröhlich zu Mut, daß er sich wie in seine ganz jungen, ganz ersten Leutnantstage zurückversetzt fühlte und immer heiterer, immer aufgeräumter wurde.

Das Klirren seiner blinkenden Sporen übertönte das Trampeln der bäurischen Holzschuhe, und seine hohe Gestalt mit dem feinen, energischen Gesicht und dem gelockten Haar überragte auch die meisten anderen und war von überall deutlich sichtbar.

Naska hatte diesen Walzer nur wenige Augenblicke getanzt. Dann hatte sie sich losgerissen vom Arm ihres Tänzers und stand nun da an eine Wand gelehnt, die Arme über der Brust gekreuzt, mit finster gerunzelten Brauen, den anderen Tänzern zuschauend.

Besonders fest haftete ihr Blick auf Felix und Ella. Sie ließ das Paar nicht aus den Augen. Es war, als könne sie ihre Blicke nicht losreißen von ihnen.

Und dabei verfinsterten sich ihre Augen, und ein fast böses Leuchten kam hinein.

Was in ihr selbst vorging, während sie dem tanzenden Paare zusah, hätte das einfache, unwissende Mädchen gar nicht zu sagen gewußt, doch eine Art von wilder Verzweiflung war es, die sie überkam, und sie hatte das Gefühl, sich auf die beiden stürzen, sie auseinanderreißen zu mögen.

Sie fühlte, daß sie sie nicht so zusammen sehen **konnte**, daß sie dies nicht aushielt, und dumpf nagte in ihr das Bewußtsein, wie alle ihre Bemühungen, ihre Anstrengungen der letzten Wochen, Felix für sich zu gewinnen, umsonst gewesen waren.

Als wieder eine Pause im Tanzen eintrat, erhob die alte Baronin sich, um zu gehen; mit ihr gingen Ella und Fräulein Marie.

Felix und der Oberinspektor blieben noch. Es war nicht Sitte, daß der Gutsherr das Erntefest so schnell verließ. Als sie die Damen gehen sah, frohlockte Naska.

Endlich ... endlich! endlich war das Feld wieder frei. Es drängte sie förmlich hin zu Felix. Sie dachte nicht mehr daran, daß sie nur eine arme, einfache Magd sei, die ihm unmöglich jemals mehr sein konnte als das Spielzeug einer müßigen Stunde ... wenn er schon überhaupt Gefallen an ihr fände ... aber ihre ganzen ungebändigten, elementaren Naturtriebe rissen sie mit Gewalt fast zu ihm hin.

Er hatte sich hingesetzt, sprach mit einigen der Bauern und hielt ein Glas Bier in der Hand, aus dem er von Zeit zu Zeit trank.

Er mußte scherzen, denn die Männer, die ihn umringten, lachten hier und da laut auf, schubsten einander vor Vergnügen mit den Ellenbogen in die Seite, und auch um Felixens Mund sah Naska ein Lächeln spielen.

Sie drängte sich näher heran. Auch sie wollte hören, was er sprach. Gewaltsam brach sie sich Bahn durch den Kreis der Männer hindurch und horchte.

Felix sprach von Zeit zu Zeit ein paar polnische Worte mit den Leuten. Das war's, worüber sie so lachten, denn er sprach das Polnische nicht gut, und seine Aussprache lautete fremd und seltsam. Das veranlaßte die Leute jedesmal zum Lachen.

Da gewahrte Felix das Mädchen, wie es dastand, den blonden Kopf vorgeneigt, mit den mächtigen, dunklen Augen ihn fast verzehrend.

Er schlug den Deckel seines leeren Zinnkrugs zu und ließ ihn achtlos aus der Hand fallen, so daß er klirrend auf die Diele rollte, dann sprang er auf, klatschte in die Hände und rief mit seiner hellen, metallischen Stimme:

„He, Musik! Wir wollen tanzen, Leute, tanzen, tanzen, bis der Morgen graut."

Die ließen sich das nicht zweimal sagen. Sofort hatte je ein Bursch ein Mädchen umschlungen, und sie drehten sich und hopsten und sprangen vergnügt herum zu den Klängen einer Polka.

Felix hatte Naska genommen. Er tanzte mit ihr, lange, lange. Sie tanzte vorzüglich, und sie hatte heute abend etwas ... etwas ... ganz Undefinierbares, was ihm aber dennoch zu Kopf stieg.

Als der Tanz vorüber war, trat er mit ihr zur Seite, griff in die Tasche, holte sechs Mark hervor und sagte lachend sie ansehend:

„Na, willst du nun ein Geschenk von mir annehmen, zum Dank für deine Krone? Ja?"

Sie nickte nur. Da drückte er ihr das Geld in die Hand. Sie hielt seine Hand länger fest als nötig war und flüsterte:

„Darf ich dem gnäd'gen Herrn auch was schenken?"

Felix lachte.

„Nein, du, davon kann natürlich keine Rede sein."

Da ließ sie traurig den Kopf hängen. Er sah sie an und sah, daß sie wirklich betrübt war. Da legte er ihr die Hand unters Kinn und hob ihr Gesicht langsam empor zu sich.

„Thut dir's weh, wenn ich's nicht nehme?"

„Ja ... sehr weh."

„Na, dann also her damit. Was ist's?"

„Ein Talisman."

Sie zog aus dem Brustausschnitt ihres Kleides ein kleines Heiligenbild hervor.

„Das."

„Ach, Blödsinn! Laß mich zufrieden."

„Darf ich's im gnäd'gen Herrn sein' Zimmer anmachen? Es hält alles Böse fern vom gnäd'gen Herrn." Dabei schlug sie halb verstohlen das Kreuz über ihm.

Er sah sie an und wollte böse sein; mußte aber wider Willen lachen. Dies dumme Polackenvolk! Immer abergläubisch! Immer in Angst vor dem Bösen! Wirklich lächerlich! Rein wie die Kinder!

„Bist 'n Schaf, Naska. Mir wird schon nichts Böses passieren."

Wieder schlug sie erschrocken das Kreuz über ihm und sich.

„Oh, gnäd'ger Herr ... das kann man nie wissen."

„So?" Er lachte gutmütig. „Na, dann mach's meinetwegen fest, wo du willst," sagte er leichtfertig, „bloß mir nicht auf Brust und Rücken. Darum muß ich sehr energisch bitten."

Er lachte wieder; sie aber ergriff seine Hand und preßte rasch und verstohlen ihre Lippen darauf.

„Danke, gnäd'ger Herr."

Er legte den Arm um sie wie zum Tanz.

„Wollen wir noch einmal?"

Beglückt sah sie ihn an.

„O ja!"

Sie ließ das Heiligenbild in ihrer Kleidertasche verschwinden, und er dachte nicht mehr daran.

Er tanzte noch viel; mit ihr und auch mit den anderen Mädchen und Frauen.

Bis in die frühen Morgenstunden hinein dauerte das Fest in unverminderter Lustigkeit fort. Man schrie und brüllte und lachte und jauchzte, ein paar Schlägereien gab es dazwischen auch, doch diese wurden schnell wieder geschlichtet und thaten der allgemeinen heiteren Laune keinen Abbruch. Alle stimmten darin überein, daß es ein herrliches Fest gewesen; so schön, wie sie es seit Jahren nicht mehr erlebt gehabt. — — —

Als Felix in seinem Zimmer ankam, sich rasch entkleidete und ermüdet auf sein Bett warf, um noch ein paar Stunden Schlaf dem bleigrauen Oktobermorgen zu entreißen, war sein letzter Gedanke vor dem Einschlafen der, daß es eigentlich Unrecht von ihm gewesen war, die Naska so gründlich abzuküssen.

Freilich war sie eine sehr verführerische Kröte!

Aber ... aber ... wenn sie sich nun etwas darauf einbildete ... sich gar daraufhin Freiheiten, Dreistigkeiten herausnahm?

Das Zeug dazu hatte sie wohl!

Nun, dann lag es ja natürlich in seiner Hand, sie wieder ordentlich zu ducken. Ordentlich und fest.

Das würde dann sogar seine Pflicht sein!

Über diesen Gedanken schlief er bald ein.

Naska in ihrer elenden Mägdekammer hatte sich noch garnicht entkleidet. In ihrem ganzen feiertäglichen Putz kniete sie vor ihrem Bett, den Kopf in der Decke vergraben . . . und betete . . . betete . . . betete inbrünstig.

Vor ihr stand ein Heiligenbild, und zu jeder Seite dieses Bildes in einem kleinen Leuchter eine brennende Kerze, die jeden Augenblick umzufallen und das Bett in ein Flammenmeer zu verwandeln drohte. Doch daran dachte sie nicht. Sie war viel zu tief vergraben in ihr inbrünstiges Gebet.

„Heilige Jungfrau, schenk' ihn mir. Heilige Jungfrau, gieb, daß er mich liebt, so wie ich ihn liebe. Heilige Jungfrau, steh' mir bei. Heilige Jungfrau, erleuchte seinen Sinn. Heilige Jungfrau, beschütze ihn. Heilige Jungfrau! Heilige Jungfrau!"

So lautete Naskas Gebet.

Stundenlang lag sie so da, betend und sich fleißig bekreuzigend.

Als sie endlich wieder völlig zur Besinnung kam, war es zu spät, um noch überhaupt ins Bett zu gehen.

Es war sieben Uhr.

Sie war wie zerschlagen, als sie sich von den Knieen erhob, und hatte kaum die Kraft, sich zu waschen und ihr Kleid zu wechseln.

Es wäre überhaupt für gar viele der Arbeiter ein böser Tag geworden, wenn es nicht ein Sonntag gewesen wäre. Also ein Ruhetag!

Da konnten die Männer ihre Räusche ausschlafen, und auch die Frauen und Mädchen krochen ein paar Stunden später aus den Betten heraus als sonst, und mit bleichen, übernächtigen Gesichtern.

Es war ein schönes, ein herrliches Fest gewesen. Aber die bösen Nachwehen davon, die sich sehr aufdringlich fühlbar machten, mußten mit in den Kauf genommen werden.

Nachmittags um drei Uhr mußten sie übrigens alle mit nach dem Kirchhof von Friedrichs-Aue — Buchenwalde hatte noch keinen eigenen Friedhof — die Wanda Gyzinska wurde begraben. — — — — — — — — — — — — — — —

Und als Felix am späten Abend wieder in sein Schlafzimmer kam, sah er in der äußersten Ecke über dem Kopfende seines Bettes das kleine

Heiligenbild hängen mit einem brennenden Lämpchen davor, das die Naska ihm geschenkt.

Er lächelte und zuckte die Achseln.

„Dummes Ding!" murmelte er. „Was mir das nun wohl helfen oder nützen soll!"

Er begnügte sich damit, das Lämpchen auszupusten. Das Bild ließ er hängen. Er war auf einmal sehr nachsichtig gegen die Naska geworden.

(Fortsetzung folgt.)

# Nazarener.

Von

**Victor von Reisner.**

[2]

(Nachdruck verboten.) (Übersetzungsrecht vorbehalten.)

Nun war Vuk Vitanović oder, wie er jetzt endgiltig hieß, Stipan Svilac schon über ein Jahr beim Onkel Jerolim, der ihn mit offenen Armen aufgenommen hatte.

Nie im Leben hatte er so viel Liebe wie jetzt genossen, und die Dankbarkeit, die er dem Alten und der Tetka (Tante) Barica schuldete, ließ ihn seinen Betrug doppelt schwer empfinden.

Schon öfter war er nahe daran gewesen, sein Vergehen einzugestehen und um Verzeihung zu bitten, doch hatte Jerolim jedes Geständnis abgewehrt.

'Mit sich selbst muß der Mensch alles auskämpfen, wenn er innere Zufriedenheit und Seelenruhe erringen will,' pflegte er zu sagen, wenn ihm der Bursche mit so eigentümlichen Reden daherkam.

Ja, ja, Jerolim kannte das Leben, und obgleich er noch nicht einmal alt war — kaum fünfzig — so hatte er doch immer die Augen offen gehalten und eigenes und fremdes Leid kennen gelernt.

Auch ihn hatte man herumgestoßen und herumgetreten, und er hatte hinwiederum andere gestoßen und getreten, bis er endlich zu der Überzeugung gekommen war, welch himmelschreiendes Unrecht es sei, sich gegenseitig das bißchen Leben zu verbittern. — Aber er war noch weit klüger und begriff, daß es ein nutzloses Beginnen wäre, die Menschen mit leeren Worten bekehren zu wollen, wo doch nur Selbsterfahrung reuige Umkehr zustande bringen konnte.

Er sah es dem Jungen an, daß ihm etwas auf der Seele brenne, aber gerade weil er ihn so schnell in sein Herz geschlossen, wollte er sein Geheimnis nicht wissen.

Was wird's denn auch weiter sein — sagte er sich — irgend eine Jugendeselei, mit der er allein fertig werden wird — und war's etwas Schlimmeres, eh, dann konnte ja doch nur tiefe Reue und strenge Büßung helfen. Auf keinen Fall durfte er sich da hineinmischen. In jeder Menschenbrust wohnt so wie so ein Bißchen Gott, und wer sich mit rechter Zerknirschung an dieses Bißchen anklammert, der geht nicht zu Grunde, der findet schon aus aller Drangsal selbst heraus und braucht dazu keine fremde Hilfe.

Er forderte ihn — trotzdem er ein strenggläubiger Nazarener war — nicht einmal auf, an den Andachten seiner Gemeinde teilzunehmen, und obwohl ihm dies die Glaubensbrüder verübelten, so blieb er doch bei seiner Ansicht bestehen.

„Er sieht mein und meines Weibes Leben," antwortete er ihnen auf ihre Vorhaltungen, „und wird, wenn es Gottes Wille ist, schon selbst zu der Erkenntnis kommen, daß unsere Zufriedenheit und unser Glück nur in der Kraft unseres Glaubens liegen. Dazu gehört aber

Zeit, und erst, wenn er mit sich im Reinen ist und selbst den Wunsch äußert, in unsere Gemeinde aufgenommen zu werden, dürfen wir hoffen, in ihm ein treues Mitglied zu bekommen — eher nicht."

So hatte denn Vuk-Stipan volle Bewegungsfreiheit, und dies, so wie das Bewußtsein, daß er dem Onkel und der Tante — denen der Himmel, trotz ihres heißen Flehens, keine Kinder beschert hatte — viel Freude bereiten könne, machte ihn glücklich und ließ ihn nach und nach seinen Betrug als eine Notwendigkeit erscheinen, mit welcher der Himmel die beiden Frommen belohnen wollte.

Zwar kam es ihm selbst komisch vor, daß der liebe Gott gerade ihn als Gnadengeschenk ausgesucht haben sollte, aber wenn er dann wieder den Alten von den Wundern Gottes reden hörte, und wie seltsame Wege der Allmächtige oft einschlage, um den Seinen seine unerschöpfliche Gnade zu beweisen, dann erschien es ihm geradezu frevelhaft, daran zu zweifeln, daß er wirklich ein Werkzeug des Himmels sei — freilich ein höchst sündhaftes Werkzeug.

In solchen Stunden hatte er den festen Vorsatz, ein ordentlicher, braver Mensch zu werden und sich dieser Auszeichnung würdig zu erweisen. Es kamen aber auch Tage, wo er keine Zeit fand, daran zu denken, und das war hauptsächlich dann, wenn er des Dorfrichters Älteste — die Ruža — in der Nähe witterte. Und dieser Fall trat immer öfter ein, da sich die Dirn alle Augenblicke bald am Dorfbrunnen, bald bei der Tetka Varica, ja selbst beim alten Jerolim selbst zu schaffen zu machen wußte.

Wie sie so leichtfüßig im hochgeschürzten, selbstgewebten Röckchen dahinflog, war es auch eine Freude, das Mädel anzusehen. Dazu hatte sie ein Paar kohlrabenschwarze, funkelnde Augen, die so einem weichherzigen Burschen nur zu leicht den Kopf verdrehen konnten; und da sie das zu wissen schien, auch schon an manchem anderen erprobt hatte, so ärgerte es sie doppelt, daß gerade der Stipan immer wie ein Klotz stehen blieb, sie nur angaffte, aber gar keine Miene machte, ihr schön zu thun.

Und wie gern hätte er es doch gethan!

Wie es nun aber einmal mit ihm stand, durfte er ja garnicht daran denken. Ja, wenn er wirklich der Stipan gewesen wäre, dann hätte er sich keine Sekunde lang besonnen, frisch zuzugreifen. Aber so — nein, nein, das ging nicht.

Nur zum Scherz mit ihr anzubandeln, das durfte er des Onkels wegen nicht wagen, der ihn sonst bei aller Liebe hinausgeschmissen hätte, und andrerseits konnte doch ein Toter unmöglich heiraten!

Je länger er diese Liebe verborgen im Herzen trug, umso trauriger und niedergeschlagener wurde er. — Bis jetzt war es ja Gottlob keiner Seele eingefallen, daran zu zweifeln, daß er der echte Stipan sei; wollte er aber ernst machen, dann wäre ihm doch nichts andres übrig geblieben, als des Aufgebots wegen dem Herrn Pfarrer die Papiere zu geben, in denen weiß Gott was stand!

Nein, nein, solch' geschriebenem Teufelszeug war nicht zu trauen. — Die Wirtschafterin vom Herrn Pfarrer aus seinem Dorf, die hatte ja auch so ein Buch, aus dem sie alles vorhersagen konnte — und wenn schon ein Weibsbild so gescheit war, so mußte doch ein Pfarrer noch viel, viel gescheiter sein, und der würd' dann wohl schnell die Wahrheit herauskriegen.

Und dann — wer konnt's wissen, ob nicht auch schon von dem Rehbock und den Hasen drinn' zu lesen war, die er weggeschossen und heimlich in der Stadt verkauft hatte. Freilich, eine Sünde konnte man ja dies so eigentlich nicht nennen, da sie doch aus dem fiskalischen Wald waren, und er hatte doch auch damit wahrhaftig keinen Diebstahl begehen wollen, sondern nur dem Fiskus wieder weggenommen, was der Onkel an Steuer hatte bezahlen müssen. — Das konnte ihm doch kein ehrlich denkender Christenmensch verübeln.

Dem Onkel hatte er davon allerdings nichts erzählt, denn der war gar eigen — der sagte: Haut mir einer die rechte Backe, so halte ich ihm auch die linke hin. Dem hätten sie ruhig Haus und Hof wegnehmen können, und er hätte sich noch immer nicht gewehrt. — Aber Gottlob war ja nun er da, all die Barmherzigkeit, die er empfangen, gutzumachen, und deshalb ließ er

den Alten nicht bestehlen und am allerwenigsten von dem verfluchten Fiskus, der von jedem Menschen Geld haben wollte.

Aber schlau mußte er es anfangen, ganz verteufelt schlau, damit der Onkel davon nichts merkte und ihm am End' die Freude verdürbe. — Denn der Wahrheit die Ehre, es machte ihm ganz unbändige Freude, dem Fiskus etwas abzuknöpfen. Den Fiskus haßte er, wie nichts anderes auf der Welt, und dazu hatte er doch auch volle Berechtigung. Oder vielleicht nicht?! Wars's nicht der Fiskus, der ihn auf vier Jahre hatte einsperren lassen — war's nicht der Fiskus, der ihm falsches Geld zugesteckt hatte, um ihn wieder ins Loch zu werfen — war's nicht der Fiskus, der in Stipans Buch etwas ganz anderes hineingeschrieben hatte, als in das seine, und ihn nun am Heiraten hinderte — und war nicht etwa der Fiskus auch daran schuld, daß er Stipans Geld an sich genommen hatte und nun so oft Gewissensbisse empfand, obgleich er doch eigentlich im Recht war!

Der Onkel sagte zwar, der Fiskus sei der Herr König selbst, aber das konnte er nie und nimmer glauben, denn der Herr König würde sich doch geschämt haben, den armen Bauern etwas wegzunehmen, um fein leben zu können. Der hatte doch ohnehin alles und brauchte auch nichts zu bezahlen — und nun sollte er gar den Befehl gegeben haben, dem Bauer falsches Geld anzuhängen, damit er wieder eingesperrt würde und für ihn arbeiten müsse.

Nein, nein, so etwas konnte er unmöglich glauben, das verstand eben der Onkel nicht, der hatte viel zu viel Frömmigkeit im Kopf, um auch für etwas anderes Platz zu haben. Also war es seine Pflicht, dafür zu sorgen, daß der Alte mit lauter Steuerzahlen nicht an den Bettelstab käme.

Deshalb schoß er auch in jedem Quartal einen Bock, oder einige Hasen oder was ihm eben unter die Flinte kam, und den Erlös wußte er so nach und nach dem Onkel zu gute zu bringen. Hatte er zum Beispiel neue Radreifen in der Stadt zu besorgen, eh, dann sagte er, daß sie ein oder zwei Gulden weniger kosteten, und in der Weise fand sich immer Gelegenheit, das Geld dem zukommen zu lassen, dem es von rechtswegen gehörte — denn er selbst wollte davon bei Leibe nichts haben — er war doch kein Dieb!

Die Freude des Alten über die billigen Einkäufe war ihm genug Lohn für seine gute That, und wenn nicht die eine große Lüge gewesen wäre, so hätte es auf der ganzen Welt keinen glücklicheren Menschen als ihn gegeben.

Das war es aber eben, was ihm das Leben vergällte; und je öfter er in Ružas Augen schaute, umso mehr kam er zu der Erkenntnis, daß er sich, wenn auch unschuldigerweise, das Glück verscherzt habe, und daß es für ihn am besten wäre, wenn er bei seinen rechtmäßigen Papieren läge und nicht mehr Gottes Sonne schauen müßte.

* * *

Wenn Ruža geahnt hätte, wie es in ihm aussah, würde sie ihn wahrscheinlich bemitleidet haben, so aber ärgerte sie sich über den dummen Burschen — diesen blöden Ichtraumichnicht — und gewann ihn trotzdem von Tag zu Tag lieber.

Umsonst fragte sie sich, was sie an ihm gefressen habe, der ihr kaum guten Tag zu geben sich getraute und der sie nur dann angaffte, wenn er glaubte, von ihr nicht bemerkt zu werden. Auch die Mutter machte ihr Vorwürfe und schalt sie ein verrücktes Frauenzimmer, und der Vater hatte ihr sogar mit dem Prügel gedroht, wenn sie sich nochmals nach dem Burschen umdrehen würde, der ja doch nichts von ihr wissen wolle.

Sie mochten ja alle recht haben und es schaute ja auch so aus, und doch fühlte sie es, daß sie zusammengehörten, daß sie für einander geschaffen waren und sich früher oder später finden mußten. Dieses unerklärliche Gefühl, das ihr nur ein Gott eingegeben haben konnte, gab ihr denn auch jene Sicherheit im Auftreten Stipan gegenüber, die ihn so sehr entzückte, dann wieder in Angst zusammenfahren ließ, und die ihn fortwährend zwang, an sie zu denken. —

„Höre, Mädel," wurde Ruža eines Tages von der Mutter angesprochen — „schlag' dir den Stipan aus dem Kopf — es kann ja doch nichts daraus werden. — Als ob's eine Dirn

wie du überhaupt nötig hätt', sich gerad' auf den einen Burschen zu steifen! Sind sie erst verheiratet, dann ist ja doch einer wie der andere — prügeln thun sie alle."

„Meiner wird mich schon nicht prügeln."

„Natürlich, für dich wird extra einer aus dem Himmel herunterfallen."

„Eh majko — Mütterchen, sag' selbst, ist's nicht fast so — ist er nicht wie aus dem Himmel daher geschneit gekommen?"

„Mädel, Mädel," schlug die Bäuerin verzweifelt die Hände ineinander, „willst du denn mit Gewalt, daß es noch ein Unglück giebt! Du weißt doch, der Vater will nun einmal von den Nazarenern nichts wissen."

„Na, und? Der Stipan ist doch kein Nazarener."

„Aber er wird's werden."

„Umso besser für mich, dann krieg' ich wenigstens einen ordentlichen Mann und kein' solchen Saufbold, der Sonn- und Werktags im Wirtshaus sitzt und zu Haus nichts andres zu thun weiß, als hauen und fluchen, und fluchen und hauen."

„Versündig' dich nicht."

„Wieso sollt' ich mich mit der Wahrheit versündigen? Oder lüg' ich vielleicht? Treibt's der Vater und der Onkel Franjo und der Onkel Tuno und der Onkel Nikola oder sonst einer von unseren Leuten besser? Wann aber hast du schon einen Nazarener im Wirtshaus gesehen? Nie! Oder wann hast du je gehört, daß die bei einer Prügelei oder Messerstecherei dabei sind?! Na, und mit der Hacke gehen sie erst recht nicht auf einander los, weil sie sich nie wie unsere Mannsleut besaufen!"

„Pro Boga, drž labrdu — um Gotteswillen, halt' das Maul, wenn dich der Vater hörte, es gäb' das größte Unglück."

„Na, da siehst es ja wieder," sagte Ruža mitleidig, „zitterst ja schon, wie du nur an dein' eigenen Mann denkst; ich will nicht, daß es mir auch einmal so geht."

Die Bäuerin wußte erst gar nicht, was sie erwidern sollte, und schüttelte ungläubig den Kopf hin und her. Endlich aber kam sie zu der Überzeugung, daß sie nur dadurch wirklichem Unheil vorbeugen konnte, wenn sie dem Mädel reinen Wein einschenkte.

„Siehst du," begann sie verschämt und schaute dabei unverwandt zu Boden, „ob nun der Stipan Nazarener ist oder nicht ist, oder wird, oder nicht wird, das ist nun einmal doch gleich, denn der Vater redet ja nur so daher und schimpft über sie, ohne daß 's ihm damit ernst ist. — Die Sach' liegt ganz wo anders, nur will er 's nicht eingesteh'n, weil er sich schämt — aber, wenn er dem Jerolim ein' Verdruß und ein Leid anthun kann, dann thut er's sicher, und wenn's ihm gleich selber gegen den Strich geht."

„Und warum das, Mütterchen?"

„Eh warum, darum. War er doch in die Barica verschossen, und wenn nicht damals der Jerolim dahergekommen wär, accurat so wie jetzt der Stipan, eh', dann wär' sie wohl auch seine Bäuerin geworden, und du hättst jetzt ein' andren Vater."

Trotzig warf die Dirn die Lippen auf.

„Wär' auch weiter ein großes Unglück — warum hast denn keinen andern genommen," sagte sie bitter, „daß er sein' Zorn an dir und nachher an den Kindern auslassen wird, hättst dir leicht an den Fingern abklauben können."

„Eh djevo — Mädel, glaubst du denn, daß mich mein Alter gefragt hat, ob ich will?! Gott mag nur wissen, woher dir so hirnverbranntes Zeug in den Schädel kommt, oder denkst du am End' im Ernst, daß der Vater dich erst um Rat angehen wird, wenn er für dich einen Mann aussucht?!"

„So soll er's doch versuchen," entgegnete die Dirn mit funkelnden Augen, „ich bin doch keine Kuh, die sich einfach in einen fremden Stall treiben läßt! Sucht er mir den Stipan aus, gut, dann will ich ihm eine folgsame Tochter sein und gehorchen, kommt er aber mit dem Pavo oder einem andern solchen schiefbeinigen Mamlatsch daher, eh, dann soll er sehen, daß ich sein leibliches Kind bin, daß ich auch mein' Schädel hab'."

„Jesus, Maria und Joseph, wie kannst du nur so unchristlich daherreden."

„Wieso unchristlich? Unchristlich wär's, wenn er mich zwingen wollt', ein' Burschen zu nehmen,

der nur ihm zusagt. Ich soll ihn doch heiraten und nicht er!"

Die Bäuerin war wie vor den Kopf geschlagen. Ihr Lebtag hätte sie es nicht geglaubt, daß ein Frauenzimmer auf solch gottlose Gedanken kommen könnte, und nun gar ihr eigen Fleisch und Blut!

Mit einer gewissen Scheu sah sie das Mädel von der Seite an, als ob sie auch irgend eine äußere Veränderung an ihr entdecken müsse.

„Sto me tako gledaš, majko — warum schaust mich denn so an, Mütterchen?" — fragte die Dirn.

„Wie sollt' ich dich nicht anschauen," seufzte die Alte, „muß ich doch rein glauben, daß du mir ausgetauscht worden bist. — Steift sich auf einen Burschen, der auf sie pfeift, der sie ruhig mit den anderen zum Kolo antreten läßt und sich den Teufel aus ihr macht."

„Eh, das wird sich ja zeigen."

„'s hat sich schon gezeigt. Bist ihm ja auf Schritt und Tritt nachgerannt, daß es 'ne wahre Schande ist! Oder glaubst du vielleicht, daß ich blind bin und nicht gesehen hab', wie du dich wegen solch einem Dummkopf vom ganzen Dorf auslachen läßt?!"

„Neka — soll'n's doch," trotzte Ruža und wich behende einer ihr zugedachten Ohrfeige aus.

„Du schamloses Frauenzimmer," schimpfte nun die Bäuerin, „nimm dich in acht! Bis jetzt hab' ich geschwiegen, weil ich mir dachte, daß du von selbst zur Vernunft kommen und deine Ehre behüten wirst. Jetzt ist's aber damit aus, und wenn ich dich noch ein einziges Mal mit verdrehten Augen nach ihm herumscharwenzeln seh', dann sag' ich's dem Vater, der wird dir schon deinen Strohkopf zurechtsetzen."

„Ich hab' keinen Strohkopf," maulte das Mädchen.

„Du, halt' deine lose Zung' im Zaum, daß ich sie dir nicht beschneid'," fuhr die Bäuerin sie an, „hat man je schon so etwas gehört — keinen Strohkopf hat sie! Aber könntest leicht recht haben, daß in dem Dickschädel nicht einmal Stroh, sondern nur Häcksel drinn' ist".

„Majko — Mütterchen," fing nun Ruža zu betteln an, „so sei doch nicht so. Hättest doch auch lieber den gehabt, den du gern hattest. Geh', sei gut und hilf deinem unglücklichen Kind."

Der Alten wurde es ganz eigen ums Herz, und vergebens gab sie sich Mühe, streng zu bleiben.

„Aber er will dich doch garnicht," lenkte sie nach einer Weile ein.

„Doch, Mütterchen, er will mich."

„Hat er's dir denn gesagt?"

„Eh, wenn auch das nicht, aber so etwas merkt man doch."

„Und da willst du dich ihm wohl antragen?"

„Kako tako govoriš — wie du nur so reden kannst! Aber er traut sich halt nicht, und da werd' ich ihm doch zeigen dürfen, daß ich nichts gegen ihn hab', und daß er mir schon recht wär'!"

„Mädel, Mädel," seufzte die Alte, „du stürzt dich ins Unglück. Und wenn er dich dreist gern hätt', du hörst doch, daß es der Vater nicht zugiebt, daß er ihn zur Thür hinausschmeißt, wenn er's sich . . ."

„Pusti, pusti, majko — laß nur, laß, Mütterchen, ich werd' den Vater schon herumkriegen," schmeichelte die Dirn, hing sich um der Mutter Hals und bettelte so lange, bis diese endlich versprach, wenigstens eine kurze Zeit noch dazu still zu sein.

Ruža war überselig und nahm sich fest vor, sobald sich nur die passende Gelegenheit fände, den Burschen zu einer Erklärung zu ermutigen.

(Schluß folgt.)

# Lumen.

Von

**Camille Flammarion.**

Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen.

[2]



II.

„Welch außergewöhnliche Situation für deinen kritischen Geist, o Lumen! Durch welches Mittel war es dir aber möglich, die Wirklichkeit zu erkennen?"

Lumen: Während die vorhergehenden Betrachtungen meinen Geist beschäftigten, hatten die alten Männer vom Berge ihre Unterhaltung fortgesetzt. Plötzlich hörte ich den ältesten, einen würdigen Geist, dessen Nestor-Kopf zugleich Bewunderung und Ehrfurcht heischte, mit traurig klingender Stimme ausrufen:

„Auf die Kniee, meine Brüder! Erflehen wir Nachsicht vom allgegenwärtigen Gott! Diese Erde, diese Nation, diese Stadt fährt fort, sich im Blute zu baden. Von neuem ist ein Haupt, das eines Königs, gefallen!"

Die Gefährten schienen ihn zu verstehen, denn sie knieten auf dem Berge nieder und neigten ihre blassen Angesichter zu Boden. Ich, der ich noch nicht dahin gelangt war, in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen die Menschen zu unterscheiden, und den Beobachtungen der Greise nicht gefolgt war, blieb aufrecht stehen und prüfte um so eingehender.

„Fremdling," fragte mich der Greis, „tadelst du die einstimmige Handlung deiner Brüder, weil du dein Gebet nicht mit dem ihren vereinst?"

„Meister," erwiderte ich, „ich kann das, was ich nicht verstehe, weder tadeln noch loben. Seit kurzem erst auf diesem Berge angelangt, kenne ich ja noch nicht einmal die Ursache eurer religiösen Verrichtungen."

Dann näherte ich mich dem Alten, und während seine Gefährten sich erhoben hatten und in Gruppen mit einander redeten, bat ich ihn, mir seine Beobachtungen mitzuteilen.

Er belehrte mich, daß durch die innere Befähigung zur Wahrnehmung, wie sie Geistern eigen, die auf der Stufe der diesen Weltkörper bewohnenden stehen, eine Art magnetischer Verbindung zwischen ihnen und den Nachbarsternen existiert.

Es giebt zwölf bis funfzehn solcher Sterne; diese sind die nächsten. Außerhalb dieser Region wird die Wahrnehmung verwirrt. Unsere Sonne ist eine von diesen Nachbarsternen. Sie können also den Zustand der Wesen, welche unsern von der Sonne abhängigen Planeten bewohnen, wenn auch nur unbestimmt, erkennen, ebenso wie den relativen Grad von intellektueller und moralischer Größe, den sie besitzen.

Tritt eine größere Störung im physischen oder moralischen Leben dieser Menschheit ein, so empfinden sie eine Art innerer Erschütterung, gleich wie eine vibrierende Saite eine entferntere andere Saite in Schwingungen versetzt. Seit einem Jahre (das Jahr dieser Welt kommt zehn der unsern gleich) fühlten sie sich durch eine besondere Anziehungskraft zum irdischen Planeten hingezogen, und die Beobachter waren mit Interesse und Unruhe dem Lauf dieses Weltkörpers gefolgt. Sie hatten das Ende einer Regierung und die Morgenröte einer glänzenden Freiheitsepoche, hatten den Kampf um die Menschenrechte und die Bestätigung der großen Prinzipien der Menschenwürde gesehen. Sie sahen die heilige Sache der Freiheit bedroht von denen, die sie in erster Linie hätten verteidigen sollen, und sahen die brutale Gewalt sich an Stelle der Vernunft und der Überzeugung setzen. Ich verstand, daß es sich um die große Revolution von 89 und um den Zusammensturz der alten politischen Welt handle. Seit einiger Zeit hatten die Greise die Ereignisse der Schreckenstage und die Tyrannei der Blutsauger besonders schmerzlich verfolgt. Sie fürchteten für die Erde und zweifelten an dem Fortschritt einer Menschheit, die den Schatz, den

sie kaum erworben, schon wieder preis gab. Ich hütete mich wohl, dem Greise kund zu thun, daß ich selbst von der Erde komme und sie 72 Jahre lang bewohnt habe. Ich weiß nicht, ob er es intuitiv erriet, denn ich selbst war so seltsam überrascht von dem Anblick, der sich mir bot, daß sich mein Geist ausschließlich mit ihm beschäftigte und nicht mehr an meine Person dachte.

Mein Blick hatte sich endlich an das Schauspiel, das vor mir stand, gewöhnt, und ich konnte mitten auf der Place de la Concorde ein Schaffot unterscheiden, das von einer Schar Soldaten, Trommelschlägern, Kanonieren und einer bunten, lanzenbewaffneten Menge umgeben war. Ein rotgekleideter Mann führte die Überreste Ludwigs XVI. auf einem Karren fort in der Richtung des Faubourg St. Honoré, und die berauschte Menge drohte dem Himmel mit Fäusten.

Aber die Aufregung, die sich in dieser Gegend zeigte, dehnte sich auf die übrige Stadt nicht aus. Diese lag vielmehr tot und verlassen da. Die Schreckensherrschaft hatte alles Leben erstickt.

Da ich im Jahre 1793 geboren worden, so hatte ich von seinen Ereignissen keine persönlichen Erinnerungen. Als ich jetzt so unvermutet Zeuge dieser Szene wurde, die ich aus der Geschichte kannte, verfolgte ich sie mit unbeschreiblichem Interesse. Ich hatte mich oft über die Beschlüsse des Konvents unterhalten, aber ich gestehe, daß die Hinrichtung Ludwigs XVI. mich weniger entrüstete, als die von Männern wie Lavoisier, dem Vater der Chemie, von Bailly, dem Geschichtschreiber der Astronomie, von André Chénier, dem sanften Dichter, oder Condorcet, dem Philosophen — denn für deren Ermordung gab es keine staatspolitischen Gründe.

Doch mit welch gespanntem Interesse ich auch den Vorgängen folgte, e i n e Frage beschäftigte mich noch viel mehr: wußte ich mich doch im Jahre 1864, und dabei erblickte ich Ereignisse als gegenwärtig, die zu Ende des vergangenen Jahrhunderts stattgefunden hatten!

Ich traute, wie man zu sagen pflegt, meinen eigenen Augen nicht. Und doch konnte ich das Geschehene weder gelten lassen, noch leugnen.

Ich: War es nicht doch vielleicht nur ein Bild, das deine Seele bewegte, eine Schöpfung der Einbildungskraft, eine Erinnerung deines irdischen Gedächtnisses?

Lumen: Alles das bedachte ich auch. Aber ich sah ja unbestreitbar das Paris von 1793 und die Ereignisse vom 21. Januar dieses Jahres. Es war kein Zweifel daran möglich. Außerdem hatten doch die Greise auf dem Berggipfel dieselbe Beobachtung wie ich und schon vor meinem Kommen gemacht, hatten über die Ereignisse nachgedacht und davon gesprochen, ohne daß sie die Geschichte der Erde kannten, und ohne zu wissen, daß ich sie kannte.

Ich: Wenn sich aber nun die Vergangenheit auf diese Weise in der Gegenwart auflösen kann, wenn Wirklichkeit und Vision sich derart verschmelzen, wenn längst gestorbene Personen noch als mitwirkende auf der Weltbühne gesehen werden können; wenn in einer Stadt wie Paris alle Gebäude und Metamorphosen verschwinden können und man an ihrer Stelle die Stadt von ehemals sieht; wenn endlich die ganze Gegenwart untergehen kann, um die Vergangenheit neu aufleben zu lassen, was können wir fürderhin als bestimmt annehmen? Was wird aus der wissenschaftlichen Beobachtung, was aus allen wissenschaftlichen Theorien und Deduktionen? Auf welcher Grundlage ist unser anscheinend gediegenstes Wissen dann noch aufgebaut? Und wenn die Dinge, von denen du berichtest, wahr sind, müssen wir nicht entweder an allem zweifeln oder alles glauben?

Lumen: Diese und ähnliche Betrachtungen, lieber Freund, haben auch mich beschäftigt und gequält, aber sie hinderten doch nicht, daß das, was ich beobachtete, Wirklichkeit war. Als ich die Gewißheit erlangt hatte, daß wir vor unsern Augen das Jahr 1793 gegenwärtig hatten, dachte ich sofort daran, daß die Wissenschaft selbst, anstatt diese Wirklichkeit zu bekämpfen, — denn zwei Wahrheiten können ja nicht einander widersprechen, — mir die Erklärung dafür geben müsse. Ich befragte die Physik und harrte ihrer Antwort.

Ich: Wie, es wäre also eine wirkliche Thatsache?

Lumen: Nicht nur eine wirkliche, sondern

auch eine zu begreifende und zu beweisende. Ich werde sie dir auf astronomischem Wege erklären.

Zuerst prüfte ich die Lage der Erde im Sternbild des Altars, von dem ich dir schon sprach. Nachdem ich mich bezüglich des Polarsterns und des Thierkreises orientiert hatte, bemerkte ich, daß die Sternbilder von jenen, die man von der Erde aus sieht, nicht allzu verschieden waren, und daß, mit Ausnahme einiger besonderer Sterne, ihre Lage merklich die gleiche war. Orion regierte noch am irdischen Ex-Äquator; der Große Bär, in seinem Kreislauf aufgehalten, stand im Norden. Indem ich von den Koordinaten der scheinbaren, nunmehr unterbrochenen Bewegungen ausging, stellte ich fest, daß der Punkt, an dem ich die Gruppe der Sonne, der Erde und der Planeten sehen konnte, die siebzehnte Stunde der Rektascension d. h. ungefähr den 256. Grad bezeichnen müsse. (Ich hatte keine Instrumente, um eine genaue Messung vorzunehmen.) In zweiter Linie beobachtete ich, daß die Gruppe sich ungefähr 44 Grad vom Südpol befand. Diese Nachforschungen hatten den Zweck, den Stern festzustellen, auf dem ich mich befand, und führten mich zu der Schlußfolgerung, daß dieser sich ungefähr im 76. Grad der rechten Rektascension und im 46. der nördlichen Deklination befinden müsse. Andrerseits wußte ich durch die Reden der Greise, daß der Stern, auf dem wir uns aufhielten, nicht sehr weit entfernt von der Sonne sei, da diese zu seinen Nachbarsternen gehöre. Mit Hilfe dieser Angaben konnte ich mich leicht erinnern, welcher Stern mit der angeführten Lage übereinstimme; ein einziger kam in Betracht: es war ein Stern erster Größe, Alpha im Fuhrmann, auch Capella oder Ziege genannt. Es blieb nicht der geringste Zweifel über diesen Punkt.

Ich befand mich also auf einer der Welten, die zum System dieses Sternes gehören; von hier aus macht die Sonne den Eindruck eines einfachen Sternes, der in Folge seines Laufes sich perspektivisch vor und in das Sternbild des Altars gestellt hat, das für einen Bewohner der Erde genau gegenüber dem des Fuhrmanns steht. Ich erinnerte mich, daß ein mir befreundeter russischer Astronom die Parallaxe dieses Sternes ausgerechnet hat, und daß sie 0″,046 betrug. — Ich näherte mich rasch der Lösung des Rätsels, und mein Herz schlug vor Freude.

Jeder Geometer weiß, daß die Parallaxe mathematisch die Entfernung in Einheiten der angewandten Größe anzeigt. Ich mußte mich also deutlich erinnern, welche Entfernung diesen Stern von der Erde trennt, und sie nötigenfalls ausrechnen können. Es genügte, zu suchen, welche Zahl 0″,046 entspricht.*)

In Millionen von Meilen ausgedrückt, beläuft sich diese Zahl auf 170 392 000. Die Entfernung des Gestirns, auf dem ich mich befand, beträgt also 170 Trillionen 392 Milliarden Meilen. Die Hauptsache war gethan und das Problem zu dreiviertel gelöst. Jetzt aber kommt der Kernpunkt, auf den ich deine ganz besondere Aufmerksamkeit lenken muß, denn in ihm liegt die Erklärung der merkwürdigsten aller Thatsachen.

Du weißt, daß das Licht die Entfernung von einem Orte zum andern nicht augenblicklich durchmißt, sondern Zeit dazu gebraucht. Du hast früher schon bemerkt, daß, wenn man einen Stein in ein ruhiges Wasser wirft, eine Reihe von wellenförmigen Bewegungen sich nach und nach um den Punkt bildet, wohin der Stein gefallen. Ebenso ist es mit dem Ton in der Luft, wenn er von einem Punkt zum andern dringt, und so auch mit dem Licht im Weltenraume; es pflanzt sich fort von Ort zu Ort, in ununterbrochenen, wellenförmigen Bewegungen.

Das Licht eines Sternes bedarf also einer

*) Jeder Mann weiß, daß, je weiter entfernt ein Gegenstand ist, er um so kleiner erscheint. Ein Gegenstand, der unter dem Winkel von nur einer Sekunde erscheint, ist 206 265 mal weiter entfernt, als er groß ist, wie groß er auch sei; denn es giebt 1 296 000 Sekunden in einer Kreislinie, und diese beträgt im Verhältnis zum Durchmesser 3,14159; es ist aber $\frac{1\,296\,000}{3{,}14159 \times 2} = 206\,265$. Da die Capella den Radius der irdischen Planetenbahn nur in einem 22 mal kleinern Winkel sieht, ist ihre Entfernung 22 mal größer. Folglich ist diese 4 484 000 mal so groß als der Radius der Erdbahn.

Die zukünftigen mikrometrischen Messungen werden vielleicht die Zahlen dieser Parallaxe modifizieren, aber sie werden nichts an dem Prinzip ändern, nach welchem der Entwurf dieser Arbeit aufgebaut ist.

gewissen Zeit, um zur Erde zu gelangen, und diese Zeit hängt ab von der Entfernung, welche den Stern von der Erde trennt.

Der Ton durchschläuft 340 m in der Sekunde. Ein Kanonenschuß wird von den Artilleristen, die neben dem Geschütze stehen, sofort — von denen die 340 m entfernt stehen, eine Sekunde später, von denen, die einen Kilometer weit entfernt sind, 3 Sekunden nachher vernommen; für die, welche 4 km entfernt sind, beträgt die Verspätung 12 Sekunden, für die zehnmal weiter Stehenden bereits 2 Minuten; und 5 Minuten für die, welche in einer Entfernung von 100 km noch immer diesen künstlichen Donnerschlag hören.

Das Licht pflanzt sich mit einer viel größern Geschwindigkeit fort, aber doch auch nicht plötzlich, wie die Alten glaubten; es durchläuft 300 000 km in der Sekunde und würde die Weltkugel achtmal in einer Sekunde umkreisen, wenn es sich im Kreise bewegen könnte. Es braucht $1^1/_4$ Sekunde, um vom Monde, 8 Minuten 13 Sekunden, um von der Sonne, 42 Minuten, um vom Jupiter, 2 Stunden, um vom Uranus, und 4 Stunden, um vom Neptun zur Erde zu gelangen. — Wir sehen also die Himmelskörper nicht so, wie sie in dem Augenblick sind, in dem wir sie beobachten, sondern so, wie sie waren, als das Licht, das uns jetzt erreicht, von ihnen ausging. Wenn z. B. ein Vulkan auf den ebengenannten Welten zum Ausbruch gelangte, so würden wir seine Flammen erst $1^1/_4$ Sekunde nach dem Beginn des Ausbruchs sehen, wenn es sich um den Mond, 42 Minuten später, wenn es sich um den Jupiter, 2 Stunden später, wenn es sich um Uranus, und 4 Stunden später, wenn es sich um Neptun handelte. Wenn wir uns jenseits des Planetensystems versetzen, sind die Entfernungen ungleich größer, und die Verspätung des Lichtes weit bedeutender. So braucht das Licht, das von dem uns nächsten Fixstern Alpha im Centaur ausgeht, mehr als 4 Jahre, um zu uns zu gelangen, das des Sirius 10 Jahre, um den Raum zu durchlaufen, der uns von dieser Sonne trennt.

Da nun die Entfernung der Capella von der Erde die obengenannte Zahl beträgt, ist es leicht auszurechnen, wieviel Zeit das Licht braucht, um diesen Zwischenraum zu durchlaufen bei einer Geschwindigkeit von 300 000 km in der Sekunde; das Resultat ergiebt 71 Jahre 8 Monate und 24 Tage. So langer Zeit bedarf das Licht, um in ununterbrochenem Laufe von der Capella zur Erde zu gelangen; ebenso erreicht der Lichtstrahl, der von der Erde ausgeht, den Stern erst in der gleichen Zeit.

Ich: Wenn also das Licht, das dieser Stern ausstrahlt, nahezu 72 Jahre braucht, um zu uns zu gelangen, so zeigt er uns in diesem Augenblick das Bild des Gestirnes so, wie es vor 72 Jahren war.

Lumen: Und diese Thatsache ist es gerade, worauf es ankommt.

Ich: Also, mit andern Worten, gleicht der Lichtstrahl einem Boten, der uns Nachrichten bringt über die Beschaffenheit des Landes, das ihn sendet, und der, wenn er 72 Jahre braucht, um zu uns zu gelangen, uns das Land so schildert, wie es bei seinem Weggange war, d. h. nahezu 72 Jahre vor dem Augenblick, in dem er bei uns eintrifft.

Lumen: Du hast die Sache erfaßt. Dein Vergleich zeigt mir, daß du den Schleier ein wenig gelüftet; um aber noch deutlicher zu reden, so ist der Lichtstrahl ein Bote, der uns nicht etwa geschriebene Nachrichten bringt, sondern vielmehr die Photographie oder, noch besser, das Bild selbst des Landes, von dem er kommt.

Wenn wir also mit dem Teleskop die Oberfläche eines Gestirns prüfen, so sehen wir diese Oberfläche nicht so, wie sie in dem Augenblick ist, in dem wir sie beobachten, sondern so, wie sie war, als das uns von dort zukommende Licht von dieser Oberfläche ausgesandt ward.

Ich: So also, daß, wenn ein Stern, dessen Licht z. B. zehn Jahre braucht, um zu uns zu gelangen, heute plötzlich zerstört würde, wir ihn noch zehn Jahre lang sehen könnten, weil seine letzter Lichtstrahl uns erst in zehn Jahren erreichen würde.

Lumen: Genau so ist es.

Es ist dies also eine erstaunliche Umwandlung von Vergangenheit in Gegenwart; für das beobachtete Gestirn ist es schon entschwundene Vergangenheit, für den Beobachter aber ist es Gegenwart. Die Vergangenheit des Ge-

stirns ist thatsächlich die Gegenwart des Beobachters. Da das Bild der Welten sich von Jahr zu Jahr fast von einem Tag zum andern verändert, kann man sich dieses Bild so vorstellen, als wenn es sich in dem Weltenraum weiter bewegte und sich der Unendlichkeit näherte, um sich den Augen ferner Bewunderer zu offenbaren. Jedem solchen Bilde folgt ein anderes Bild, und so immer weiter eine Reihe wellenförmiger Bewegungen, die die Vergangenheit der Welten in die Ferne tragen und den auf ihrem Wege staffelförmig aufgestellten Beobachtern zur Gegenwart gestalten. Was wir auf den Gestirnen als gegenwärtige zu sehen glauben, gehört schon der Vergangenheit an; was sich gegenwärtig dort vollzieht, das sehen wir noch nicht, das werden zum Teil erst unsere Nachkommen sehen.

Nicht die gegenwärtige Beschaffenheit des Himmels ist sichtbar, sondern seine frühere Geschichte. Es giebt Weltkörper, die schon seit zehntausend Jahren nicht mehr existiren und die wir trotzdem sehen, weil das uns von ihnen zukommende Licht lange vor ihrer Zerstörung von ihnen ausgestrahlt wurde. — Mancher Doppelstern, dessen Natur und Bewegungen du mit tausend Mühen und Anstrengungen zu ergründen suchst, existiert schon nicht mehr, seit es Astronomen auf der Welt giebt. Wenn das sichtbare Firmament heute zerstört würde, man sähe es noch morgen, noch im folgenden Jahre, ja man sähe es noch in hundert, tausend, hunderttausend und mehr Jahren, mit Ausnahme der uns zunächst liegenden Gestirne, die eines um das andere erlöschen würden, wenn die Zeit verflossen, deren ihre Lichtstrahlen bedürfen, um die uns von ihnen trennende Entfernung zu durchmessen. Zuerst würde Alpha im Centaur in vier Jahren, erlöschen, Sirius in zehn Jahren u. s. w. —

Es wird dir nun ein Leichtes sein, lieber Freund, diese wissenschaftliche Theorie auf den seltsamen Vorgang anzuwenden, dessen Zeuge ich war. Wenn man von der Erde aus die Capella so sieht, wie sie vor 72 Jahren war, aber nicht, wie sie in dem Augenblick ist, da man sie beobachtet, so sieht man auch von der Capella die Erde mit einer 72jährigen Verspätung, da das Licht der gleichen Zeit bedarf, um die gleiche Entfernung zu durchmessen.

Ich: Ich bin deinen Erklärungen aufmerksam gefolgt, Meister; glänzt denn aber die Erde von weitem wie ein Stern, da sie doch kein eigenes Licht besitzt?

Lumen: Sie strahlt im Weltenraume das Licht wieder, das sie von der Sonne erhält. Je größer die Entfernung, desto mehr gleicht unser Planet einem Sterne, indem all das Licht, das die Sonne auf seiner Oberfläche verbreitet, sich zu einer immer kleiner werdenden Scheibe konzentriert. So scheint auch seine Oberfläche, vom Monde aus gesehen, vierzehn mal so hell als die des Vollmondes, weil sie vierzehn mal größer ist, als diese; von der Venus aus betrachtet scheint sie so glänzend, wie Jupiter von der Erde aus gesehen. Den Bewohnern des Mars ist sie der Morgen- und Abendstern, der ihnen die gleichen Phasen darbietet, wie uns die Venus. Obwohl also die Erde kein eigenes Licht besitzt, leuchtet sie doch von ferne wie der Mond und die Planeten, durch das Licht, das sie von der Sonne empfängt und im Weltraum wiederspiegelt. Ebenso wie die Vorgänge auf dem Neptun von der Erde aus, können auch die der Erde von der Planetenbahn des Neptun aus, nur mit einer vierstündigen Verspätung, gesehen werden, und von der Capella aus zeigt sich die Erde mit einer Verspätung von nahezu 72 Jahren.

Ich: So fremd und neu diese Theorie auch für mich ist, so verstehe ich jetzt doch vollkommen, daß, als du dich auf der Capella befandest, du die Erde nicht so sahst, wie sie im Oktober 1864 zur Zeit deines Todes, sondern so wie sie im Januar 1793 war, weil das Licht 71 Jahre und 8 Monate braucht, um den Abgrund zu überbrücken, der die Erde von diesem Stern trennt. Und ich erkenne ebenso klar, daß das, was du erblicktest, weder eine Vision noch ein Gedächtnis-Phänomen war, noch etwas Wunderbares oder gar Übernatürliches, sondern eine wirkliche, unzweifelhafte Thatsache. Erlaube mir aber noch eine nebensächliche Frage: Um, von der Erde kommend, Zeuge dieses Vorgangs sein zu können, mußtest du doch die Entfernung von unsrer Erde zur Capella mit einer Geschwindigkeit durchlaufen haben, die größer als die des Lichtes selbst wäre.

Lumen: Ich sagte dir schon, mir schien, als durchliefe ich diesen Raum mit der Schnelligkeit des Gedankens, und als hätte ich mich bereits an meinem Todestage auf dem Stern befunden, den ich während meines Aufenthaltes auf der Erde so sehr geliebt und bewundert habe.

Ich: Ach, Meister! Trotz dieser Erklärung scheint mir die Vision doch nicht weniger erstaunlich. Es ist in der That ein merkwürdiges Phänomen, in solcher Weise eine gegenwärtige Vergangenheit zu erblicken und sie sogar nur in dieser überraschenden Form zu sehen.

Lumen: Das berechtigte Staunen, das du, lieber Freund, bei der Betrachtung dieser Thatsachen empfindest, ist so zu sagen nur ein Vorspiel dessen, das dich jetzt erfassen wird. Es scheint im ersten Augenblick sehr wunderbar, daß, wenn man sich weit genug in dem Weltenraum entfernt, man thatsächlich den Ereignissen vergangener Jahrhunderte beiwohnen und zum Ursprung der Vergangenheit zurückgehen kann. Aber das Merkwürdigste und Sonderbarste wirst du hören, wenn ich fortfahre, dir zu erzählen, was sich am Tage nach meinem Tode zutrug.

Ich: Ich bitte dich, sprich, ich bin begierig, noch mehr zu hören. (Fortsetzung folgt.)

# Italienische Momentbilder.

## Aufrichtigkeiten von einem Freund Italiens.

Von

**Felix Heinemann.**



II.*)

Trotz ihrer bedrängten Lage haben die Italiener mehr als ein dunkles Bewußtsein ihrer Rechte, um so mehr, als sie bei aller Unwissenheit die Nachwirkung der tausendjährigen Kultur ihres Landes in sich tragen und ein Feingefühl besitzen, um das der mit viel größerem positiven Wissen ausgestattete gewöhnliche Mann aus dem deutschen Volke sie beneiden könnte. Wenn die zahllosen Fremden, die alljährlich nach Italien strömen, sich nicht fast ausschließlich nach den wenigen großen Zentren der Kunstschätze und der Naturschönheiten Italiens zögen, so würde die Kenntnis dieser Zustände auch bei uns verbreiteter sein. Wie viele Reisende aber giebt's, die die italienischen Provinzen kennen? Und trotzdem Italien verhältnismäßig viele, sogar außerordentlich viele volkreiche Städte besitzt — spricht doch der Italiener selbst mit Vorliebe von den 'hundert großen Städten Italiens' —, so ist die Lage der ländlichen Bevölkerung in diesem wie in jedem anderen Lande natürlich doch eines der wichtigsten sozialen Momente. Und gerade Italiens ländliche Bevölkerung hat besonders schwer an den unvollkommenen Einrichtungen ihres Landes zu tragen. Nur ausnahmsweise findet man Strecken mit einem freien Bauernstande, der auf eigner Scholle sitzt. Fast übers ganze Königreich dehnt sich der Latifundienbetrieb, der allein deshalb schon schädlicher wirkt, als beispielsweise der agrarische Großgrundbesitz in Deutschland, weil der wohlhabende Italiener weit passiver ist, als der wohlhabende Germane, und auch weniger Pflichtbewußtsein und Arbeitsdrang besitzt. Es ist zweifellos, daß der wohlhabende Italiener im tiefsten Innern seines Herzens fühlt, wie sehr er seine Untergebenen vernachlässigt, und deshalb den direkten Verkehr mit ihnen mehr meidet, als für beide Teile gut ist. Oft hatte ich den Eindruck, als ob auf beiden Seiten das böse Gewissen sie auseinandertriebe. Der Latifundienbesitzer hat seinen Großpächter, einen Unternehmer, welcher zwischen ihm und seinen sogenannten Bauern steht, an die er das Land

*) vgl. den Aufsatz in Heft 36.

möglichst teuer und mit möglichster Ausnutzung ihrer Kräfte verdingt. Und es würde mich nicht wundern, wenn die Bauern, wo sie es können, in großen Streiks ihre Rechnung präsentieren, sobald das Korn schnittreif steht, denn dann können sie dem Besitzenden ihre Bedingungen diktieren.

Diese Zustände haben natürlich eine weitere Entfremdung zwischen Besitzenden und Besitzlosen zur Folge und bieten auch die Erklärung für viele andere Mißstände. Der Gutsherr, der nur in den heißen Sommermonaten auf seinen Landbesitz geht, weiß oft garnicht, wie schlecht die Wege dahin sind. Das italienische Straßenmaterial ist fast durchweg gut, dafür hat die Natur gesorgt. Überall, leicht erreichbar und nahe gelegen, finden sich brauchbare Steinbrüche. Die Straßen ruhen zum größten Teile auf vortrefflichem Untergrunde, sie könnten also in einem glänzenden Zustande sein, wie sie es thatsächlich auch streckenweise sind, z. B. im Venezianischen. Hier aber wurden die Straßen von den Österreichern übernommen, und das ist wieder ein Beweis dafür, daß Italien unter eigner Verwaltung keine Fortschritte gemacht hat. Der italienische Kommunal- und Provinzialbeamte läßt die scharfkantigen Steine viele Zoll hoch auf die Straße schütten und vertraut den mühselig ihres Weges ziehenden Maultierkarren und dem etwa rechtzeitig eintretenden Regen die Sorge für die Feststampfung des Weges an. Eine Dampfwalze ist den Italienern unbekannt. Vielleicht schon deshalb, weil auch diese nützliche Maschine Geld kostet. Wenn man sich aber überlegt, welch eine Zerstörung an Wagen- und Zugviehmaterial ein stundenlanger Marsch auf diesen scharfkantigen, schneidenden Steinen kostet, wieviel Zeit darüber verloren geht, so braucht man kein großer Rechner zu sein, um einzusehen, daß die Dampfwalze sich rasch bezahlt machen würde. Diese nachlässige Art der Instandhaltung öffentlicher Straßen geht so weit, daß beispielsweise in Italiens bekanntestem Winterkurort, San Remo, in diesem Frühjahr die Radler und selbst die Ausflügler zu Wagen in der Höhe der Saison so gut wie eingesperrt waren. Nach Osten wie nach Westen hatte man gerade um diese Zeit an der einzigen Hauptstraße, die sich am Meer entlang zieht, die sogenannte Wegeverbesserung vorzunehmen beliebt, und da hieß es für die Radler absitzen und für die Fuhrwerke Schritt fahren. Als ich den mir persönlich bekannten Kommunalbeamten auf die bedauerliche Wirkung aufmerksam machte, die eine solche Nachlässigkeit für den Kurort haben müßte, meinte er, 'man hätte doch zur Aufschüttung der Straßen auf Regen warten müssen, und es hätte doch während des ganzen Sommers nicht geregnet'. Daß man die Straßen nötigenfalls auch besprengen und begießen könnte, war ihm nicht eingefallen, und thatsächlich siedelten viele Touristen im selben Frühjahr wegen dieser Zustände nach dem benachbarten Frankreich über.

So macht sich der Mangel an Überblick und Organisation überall fühlbar. Er zeigt sich auch in der Art, wie der Italiener Geschäfte treibt. Der große Gesichtspunkt fehlt. Seinen Gedanken schwebt das Profitchen vor, weit mehr als der Erfolg einer ehrlich durchgeführten, weit angelegten Unternehmung. Er scheut sich nicht, den reellen Wert einer Ware drei- bis viermal zu überfordern. Zahlt man, so freut er sich, den naiven Fremden hineingelegt zu haben, und das Bewußtsein fehlt ihm vollständig, daß er hiermit weder moralisch recht, noch geschäftlich klug gehandelt hat. Zahlt man nicht, sondern zeigt ihm, daß man 'pratico', erfahren, eingeweiht ist, so lacht er und giebt einem die Ware zu dem Preise, den sie wert ist. Und dabei steigt man erheblich in seiner Hochachtung, auch wenn man ihm in den schärfsten Worten den Standpunkt klar gemacht hat! Gerade bei solchen Anlässen sieht man aber wieder, welch guter Kern in dem Volke steckt, welche Liebenswürdigkeit bei aller Neigung zum Mogeln; welch naive Kinder die Italiener sind.

Besonders kennzeichnend für diese Charaktereigenschaften war mir ein Erlebnis mit einem Genueser Kutscher. Ich hatte schon mehrere Monate lang an der prachtvollen Umwallungsstraße in einem Privathause gewohnt, war mit Droschkentaxen ebenso gut wie mit anderen öffentlichen Einrichtungen der Stadt bekannt, und mußte eines Nachts bei einem strömenden Ge-

witterregen nach Haus fahren. Der Kutscher hatte 1. Lira 50 für die Fahrt zu verlangen. Als wir an die einsamste Strecke der stillen Straße kamen, und die stockfinstere Nacht nur hier und da durch einen Blitz erhellt wurde, hielt der Kutscher, drehte sich um und meinte: Was ich ihm denn zahlte für die Fahrt?

„Die Taxe selbstverständlich," sagte ich ihm, „und wenn du gut zufährst, ein Trinkgeld, damit du dich über das schlechte Wetter trösten kannst."

Das fiele ihm garnicht ein, meinte er, er verlangte 5 Lire; und damit sprang der baumlange Kerl vom Bock und schien seine Forderung nicht nur mit guten Worten unterstützen zu wollen. Ich sah, wie die Sachen standen, und sagte ihm mit aller Gemütsruhe, wenn er denn durchaus auf seinen 5 Lire bestände, so wollte ich sehen, was sich dabei thun ließe, griff in die Tasche und hielt ihm einen Revolver unter die Nase. Natürlich zog er andere Saiten auf; aber wenn ich denke, wie sich ein deutscher Kutscher jetzt benommen hätte! Mein Genueser war nicht einen Augenblick in Verlegenheit. Er lachte, daß seine weißen Zähne blitzten, und meinte in dem treuherzigsten Ton von der Welt, „ob ich denn seinen Scherz nicht verstanden hätte?"

Zuerst wollte ich ihn auf die Polizeiwache bringen, aber der lange Weg zurück bei dem strömenden Regen im halbverdeckten Wagen, seine köstliche Auffassung der Situation, kurz —

„Geh zum Teufel," sagte ich, „aber zur Strafe kriegst du nicht einen Pfennig."

Nun lachte er übers ganze Gesicht. Er wisse ja, daß er nichts mehr fordern könne, und er verzichte auch darauf und wünsche überhaupt den Segen aller Heiligen auf mich herunter, weil ich ihn nicht bei der Polizei anzeige; und damit zog er seinen Hut, machte mir eine Verbeugung, streckte die Hand gegen mich aus und meinte:

„E mancia, Signore, mi da? — Aber ich bekomme doch ein Trinkgeld, mein Herr?"

Vor diesem liebenswürdigen Spitzbubenhumor streckte ich die Waffen. Ich gab ihm nicht nur, was er tarifmäßig zu verlangen hatte, sondern auch das ihm ursprünglich zugedachte Trinkgeld, und ließ ihn laufen. Mit dieser einzigen Ausnahme habe ich übrigens niemals in Italien einer Waffe bedurft, und diesmal war ich gut davon gekommen, weil ich die in Italien verbotene Waffe bei mir hatte. Es war ein Zufall. Jedermann weiß, daß einem Widerwärtigkeiten gewöhnlich zustoßen, wenn man am wenigsten darauf vorbereitet ist. In Italien sind schon seit vielen Jahren eigentlich alle Waffen verboten, und es ist mit recht vielen Schwierigkeiten verknüpft, einen Erlaubnisschein zum Tragen einer Schuß-, Hieb- oder Stichwaffe zu bekommen. Trotzdem blüht das Geschäft mit Degenstöcken, und es ist zweifellos, daß die Diebe und Räuber Italiens sich nicht erst Waffenscheine lösen. Der ehrliche Mann leidet darunter. Es ist Thatsache, nicht nur Zeitungsgerede, daß in Italien das Messer sehr oft bei Meinungsverschiedenheiten entscheidet, und daß in den südlichen Provinzen und Sizilien noch die geheimnisvollen Verbindungen der Camorra und Mafia in voller Kraft bestehen, deren Anhänger vor Gewaltthaten nicht zurückscheuen. Diebstahl im großen und kleinen, Betrug und Durchstechereien sind die Mittel, durch welche ihre Mitglieder sich mühelos zu bereichern suchen. Ihre Verbindung umfaßt den Armen wie den Reichen und erstreckt sich bis in die höchsten Verwaltungskreise. Ursprünglich auf historische Entwicklung zurückzuführen, haben sich diese Schäden der Nation, wie viele andere, in der Gegenwart zum größten Teile wohl deshalb erhalten, weil die allgemeine Geldnot, die gedrückte Geschäftslage und das mangelnde Pflichtbewußtsein der oberen Klassen ihnen Vorschub leisten, und diese Verbindungen haben mehr Einfluß als die Verwaltungsorgane.

Einem deutschen Professor, der an einem bekannten Institute Neapels Studien halber verweilte, wurde seine Uhr und Kette gestohlen. Er zeigte den Diebstahl sofort der Polizei an, aber natürlich erfolglos. Da klagte er seine Not einem italienischen Kollegen, der lachte und meinte:

„Die Uhr wollen wir bald wieder haben. Uns darf nichts gestohlen werden." Man rief den Diener des Instituts.

„Pietro," sagte der italienische Gelehrte zu ihm, „ich kenne ja deine Verbindungen und deinen Einfluß." Pietro verbeugte sich geschmeichelt und fragte, „womit er den Herren dienen könnte?"

„Ja, lieber Pietro," fuhr der Mann der Wissenschaft fort, „hier meinem Freunde aus Germanien ist gestern die Uhr und Kette gestohlen, beides Andenken von seiner Großmutter" . . . für derartige Argumente aus dem Gemütsleben hat der Mann aus dem italienischen Volke — zu seinem Lobe sei es gesagt — stets ein warmes Empfinden übrig . . . „also, lieber Pietro, diese Uhr und Kette mußt du uns wieder schaffen."

Am nächsten Tage fand der deutsche Gelehrte beide unversehrt auf seinem Arbeitstisch. Nun wurde er neugierig, aber der Italiener riet ihm, den Pietro nicht auszufragen. Pietro gehöre der Camorra an. Er sei jedenfalls sofort zu dem Abteilungschef für jenes Stadtgebiet gegangen und habe ihm den Fall vorgetragen. Da Uhr und Kette natürlich nur von einem Camorristen gestohlen sein konnten, der sie satzungsgemäß dem Oberen auszuhändigen hatte, so war es Pietro ein leichtes, die Gegenstände aufzufinden, und ihm, dem Genossen der Verbindung, wurde die Rückgabe nicht verweigert.

Dieser Fall illustriert nur im kleinen, was man täglich im großen in Italien erleben kann. Unglaubliche Erbschaftsprozesse, besonders im Süden, wiederholen sich beständig, und die Bankskandale sind noch in frischer Erinnerung; vor allem die letzteren leiten auf das italienische Parlament hinüber als die letzten Ursachen und die Quintessenz der italienischen Leiden, wohlverstanden nicht den Parlamentarismus als solchen, sondern das italienische Parlament. Davon hat man in der Tagespresse so viel gehört, daß jedes Wort darüber überflüssig ist. Wer aber behauptet, um Ordnung in die italienischen Zustände zu bringen, empfehle es sich am meisten, Montecitorio auf ein Jahr zu schließen, dürfte nicht unter allen Umständen Unrecht haben. Der italienische Parlamentarier steht auf einer Bildungsstufe und moralischen Basis, die ihn nach unseren Begriffen nicht völlig geeignet erscheinen läßt, um die Geschicke eines großen Volkes zu lenken. Auch der politische Überblick scheint diesem sonst so begabten Volke oft zu fehlen. Es ist kaum zu begreifen, mit welcher Zähigkeit der Italiener immer wieder auf die Einverleibung des Trento in Italien zurückkommt, während er die Lostrennung des viel bedeutenderen und wichtigeren Gebiets von Nizza und Savoyen nahezu verschmerzt zu haben scheint. Auf eben so wunderlichen Wegen, wie diese politische Anschauung, wandelt auch häufig seine Auffassung von nationaler Würde. Empfindlich und leidenschaftlich aufgebracht gegen das Wort eines Ausländers, der Italien herabzusetzen suchen möchte, bringt selbst ein italienischer Linienoffizier schon ein Jahr nach den furchtbaren und erschütternden Niederlagen in Afrika es fertig, scherzhaft, schmunzelnd seinem Kameraden damit zu drohen, ‚er werde ihn an Taitú verkaufen oder er schicke ihn zu Menelik.' Ist es nicht unverständlich, wie man solche Scherze mit einem nationalen Unglück verbinden kann?

Viele dieser Schäden würden zweifellos weder so weit gediehen, noch so schwer zu bekämpfen sein, wenn dem ernsten, arbeitsamen und noch immer wohlhabenden Norden Italiens der gebührende Einfluß auf die innere Verwaltung und die äußere Politik zustände; aber es ist eine merkwürdige Erscheinung in dem modernen Italien, daß schon seit langer Zeit, fast seit Bestehen des vereinigten Königreichs, der leichtlebige, unbeständige und heißblütige Süden die Herrschaft an sich gerissen zu haben scheint. Der Piemontese, der sich selbst mit Stolz den Preußen Italiens nennt, trat bescheiden zurück, der Neapolitaner und der Sizilianer drängten sich vor. Crispi war Sizilianer, der jetzige Ministerpräsident Rubini ist es ebenfalls. Rubini, dessen Vermögen auf 100 Millionen Lire geschätzt wird, ist einer der größten Latifundienbesitzer Italiens. Er müßte eine außerordentlich weite und große Auffassung sozialer Entwicklung besitzen, wenn gerade er die Befreiung des italienischen Landvolkes und die Schaffung eines freien Bauernstandes im großen Stil betreiben sollte. Gelingt es aber nicht bald der italienischen Regierung und dem italienischen Königshause, an dessen reblichem und treuem Willen niemand im italienischen Volke zweifelt, von Grund aus bessere Zustände herbeizuführen, die Volksbildung vor allen Dingen zu heben und dafür zu sorgen, daß die Steuerquellen nicht so sehr reichlicher fließen, als richtiger geleitet werden, gewöhnt sich die

herrschende Klasse nicht daran, daß sie so gut für das gewöhnliche Volk da ist, wie das Volk für sie, dann dürften die jetzt mit knapper Not durch das Kleinkaliber-Gewehr unterdrückten Aufstände doch schließlich zu einer allgemeinen Revolution ausarten. Und das wäre für Italien um so bedenklicher, als eine große und festgefügte Macht im eignen Lande grollend bei Seite steht und auf ihren Tag wartet: der Vatikan. Die Macht der katholischen Kirche ist dort wie überall im Wachsen. Auch äußerlich giebt sie sich kund: Der Papst dürfte bei weitem der reichste Mann Italiens sein und er hält darauf, daß seine Einkünfte in barem Golde fließen. Schon jetzt und schon seit Jahren hofft die Partei des kirchlichen Regimes, die nichts vergeben und nichts vergessen hat, auf die nahe Stunde der Abrechnung, und man geht so weit, daß man in Gedanken schon Italien wieder einteilt in das Neapolitanische Königreich, in den Kirchenstaat und in Nord-Italien. Gewiß wird man diese Hoffnung für einen Traum halten, der nie erfüllt werden kann; aber man gehe aufs Land um Neapel oder in Apulien und höre, wie die älteren Leute von der Zeit unter dem Re Bomba sprechen. Wie viel sorgenfreier, wie viel ruhiger, wie viel genußfroher sie leben konnten. Man gehe nach Turin oder Mailand und erfahre, wie der Norden denkt:

„Ohne den unproduktiven Süden, der Geld und politische Stellung an sich reißt und sich auf unsere Kosten nährt," wird man da hören, „stände es um uns viel, viel besser; unsere Eisenbahnen verzinsen sich gut, die süditalienischen kosten beständige Zuschüsse, die süditalienischen Banken erlebten und verbreiteten die größten Erschütterungen, Süditalien, besonders Sizilien, ist der Herd beständiger Unruhen. Die Süditaliener haben uns in die politischen Großmachtaktionen gedrängt, zu denen uns die materielle Unterlage fehlt. — Ja, selbst unsere Sprache trennt uns: Sizilianer, die im vorigen Jahre in Mailand als gerichtliche Zeugen fungierten, bedurften eines echten Dolmetschers, da sie die Norditaliener und diese sie nicht verstanden."

Hört man solche Klagen von den ruhigen, gediegenen Piemontesen, so begreift man, daß im Leben der Völker, ähnlich wie in der Ehe, materielle Sorgen die schlimmsten Feinde der Liebe sind, und wünscht unsern Bundesgenossen Kraft und Einsicht, damit sie ihrer Schwierigkeiten Herr werden. Noch können sie's: das italienische Volk ist arbeitsam, das Laster der Trunksucht ihm so gut wie unbekannt, es ist begabt und widerstandsfähig. Überdies erfreut es sich eines überaus fruchtbaren Landes in gesegnetem Klima. Seit der Eröffnung des Suezkanals ist seine geographische Lage mit Hinblick auf den Weltverkehr vorzüglich. Für seine nationale Selbständigkeit ist gesorgt, so lange der Dreibund besteht.

Also alle Vorbedingungen zu einer friedlichen und erfolgreichen Arbeit nach innen sind gegeben. Italien braucht jetzt M ä n n e r, die mit Gerechtigkeit und Willensstärke Verwaltungssystem, Steuerwesen und die agrarischen Verhältnisse des Landes ordnen. Dann wird es die ihm gebührende Stelle unter den Nationen aus eigener Kraft einnehmen. Denn ein Volk von über 30 Millionen Menschen wird nie zur Unbedeutendheit herabsinken, so lange es sich nicht selbst aufgiebt. Das große Los, das man Italien wünschen sollte, wäre ein großer Mann an der Spitze, der in inniger Wechselbeziehung zu einem wirtschaftlichen Aufschwung der Arzt seines Vaterlandes würde.

# Die Vom-Bergere.

Von

**Felix von Stenglin.**



„Die Vom-Bergere ist verrückt geworden!" ruft der Honickel im Vorübergehen seiner jungen Hauswirtin zu.

„Was Sie sagen! Herr Rechtsanwalt! Hab' sie doch noch vor 'ner Stunde ganz vernünftig sprechen hören."

Er bleibt einen Augenblick stehen.

„Will ihrer Tante 'n Nähkasten für zwei Daler schenken. Zwei Daler! Was soll die mit 'm Nähkasten? Näht ja nit! Wenn sie so weiter wirtschaftet, muß ich mich von ihr scheiden lassen."

Fort ist er.

Doch an der offenen Küchenthür der Wirtin hält er nochmals inne.

„Fleischreste?" fragt er.

„Wo?"

„In der Schüssel da."

„Abfall zur Seife."

„Zur Seife! Warum nit für d' Säule?"

„Na, nehmen Sie's halt."

Und er verschwindet mit der Schüssel nach dem Hof zu. Bald darauf kommt er aus seinem Schweinestall zurück, betrachtet einen Augenblick seine Miststätte und kratzt mit dem Fuß von der daneben liegenden seiner Wirtin ein wenig zu der seinigen hinüber.

„Danke, Frau Kugel," sagt er. „D' Säule haben sich gefreut. Sind halt bessere Geschöpfe. 's Vieh dankt's einem, setzt Fett an . . ."

Dann blickt er zu der jungen Frau auf. „Wissen's, Frau Wirtin, daß Sie jeden Tag schöner werden?"

„D' Säule?"

„Hihi! D' Frau Wirtin!"

„Glaub's nit, Herr Rechtsanwalt."

„Halten Sie's, wie Sie wollen. Muß doch 'ne Schmeichelei sagen."

Und grinsend schiebt er die Treppe hinauf.

* * *

Die 'Vom-Bergere' stürzt aufgeregt ins Zimmer ihrer Hauswirtin.

(Sie war eine geborene vom Berg, und da hatte ihr Mann diese Bezeichnung zuerst gebraucht, um sie ein wenig mit ihrem Adel zu necken. Später blieb's dann dabei. Er nannte sie stets 'die Vom-Bergere', mit der Betonung auf dem 'vom'.)

„Wissen Sie, was er jetzt gemacht hat?" ruft sie schon von der Schwelle aus. „Versteckt mir mein Gebiß, weil's zu sehr abgenutzt würde! Und nun läßt er sich nicht sprechen. Er hätte zu thun, heißt es. Und wenn ich von dem Gebiß anfange, schreit er mir zu: Versteh' nit! und rennt weg. Und was ist die Folge davon? Ich muß nach Böblingen und mir ein neues kaufen. Denn so kann ich doch nicht gehen, nicht wahr? Sehen Sie mich an! Ist es nicht lächerlich?"

„Mein Gott, Frau Honickel, wie sehen Sie denn aus?" wirft nun die andere unvorsichtig dazwischen.

„Wie denn? Wie denn?" Die Vom-Bergere reißt ihre großen wasserblauen Augen weit auf.

„Um zwanzig Jahr' älter!"

„Ich sag's ja!" Die Vom-Bergere geht vor den Spiegel und betrachtet sich. Dann rennt sie auf und ab, zieht das Taschentuch hervor und beginnt zu schluchzen. „Er bringt mich noch ins Grab, Frau Kugel!" ruft sie zwischendurch aus. Dann bleibt sie stehen und bezwingt sich. „Unsinn! Es ist nicht wert, daß man sich darüber ärgert!" Doch gleich darauf fängt sie wieder an zu weinen. „Die Leute meinen, ich wäre nicht ganz richtig im Kopf," spricht sie unter Thränen, — „nun ja, ich hab' meine Absonderlichkeiten und ärgere ihn vielleicht manchmal damit, — aber durch wen hab' ich sie denn? Und bis jetzt geht's noch an. Daß ich ab und zu unter die Möbel gucke und fünf Minuten lang da hocke, ist noch nicht das

Schlimmste, was man thun kann. Es überkommt mich so, ich kann nicht anders. Wenn ich aber wirklich einmal meinen Verstand verliere, ist nur er daran schuld!“

„Aber Sie sind nun doch über zwanzig Jahr’ zusammen, Frau Honickel, da sollten Sie sich in einander schicken.“

„Sollten wir! Vielleicht lernen wir’s noch. Aber leider wird er immer schlimmer mit seiner spitzigen Laune, seinem Geiz und seiner Gleichgiltigkeit. Warum? Er liebt mich nicht mehr. Weshalb? Gott weiß es.“ Sie sieht wieder in den Spiegel. „Vielleicht weil ich so alt geworden bin? So häßlich? Er ist doch auch nicht der Schönste. Ich hab’ ihm gestern erst gesagt, daß er dem Bullboggen vom Fleischer Schwingmann zum Verwechseln ähnlich sähe. Und das nehme ich nicht zurück, denn es ist wahr! Ach, es ist unser Unglück, Frau Kugel, daß wir keine Kinder gehabt haben. Dann würden wir unsere Fehler gegenseitig nicht so bemerken. Kein Kind in der Ehe! Das ist der Nagel zu meinem Sarge!“

Gebieterisch zeigt sie bei diesen Worten mit dem Finger auf die Erde, während sie sich fortwährend im Spiegel betrachtet. In dieser Stellung muß sie sich wohl sehr interessant vorkommen, denn sie wiederholt noch einmal in derselben Weise: „Das ist der Nagel zu meinem Sarge!“

„Ach geh’n Sie doch nur von dem alten Spiegel fort!“ sagt nun die Hauswirtin. „Durch das Begucken werden Sie auch nit schöner. Ihr Mann ist halt ’ne verrückte Schraube, und Sie geben ihm nit viel nach. So, nun lassen Sie die Fisematenten.“

Die Vom-Bergere wendet sich um und legt ernst die Hand auf den Arm der Frau. „Er liebt mich nicht mehr!“ sagt sie leise und feierlich. Und dann wiederholt sie es laut und wie verzweifelt: „Er liebt mich nicht mehr!“ Darauf beginnt sie wieder hin und her zu rennen, ringt die Hände, blickt an die Zimmerdecke und wirft sich schließlich, krampfhaft schluchzend, aufs Sofa. Plötzlich schreit sie auf, verdreht die Augen und liegt dann bewußtlos da.

Nun ist’s an Frau Kugel, aufzuschreien. Sie rennt hinauf und holt den Mann.

„Kommen S’ schnell, Herr Rechtsanwalt!“ ruft sie. „Ihre Frau stirbt!“

Als sie aber mit Honickel zurückkehrt, bleibt sie erstaunt an der Schwelle stehen. Die ‘Vom-Bergere’ sitzt am Fenster und liest in Schillers Gedichten. Des Mädchens Klage liest sie. „Ich habe gelebt und geliebet...“

„Die Vom-Bergere ist wieder lebendig geworden,“ sagt der Honickel trocken und geht wieder hinauf.

* * *

Ja, es waren ein paar seltsame Leute, der Rechtsanwalt Honickel und seine Frau, die ‘Vom-Bergere’. Noch seltsamer als gewöhnlich aber benahmen sie sich, als endlich ihr Herzenswunsch erfüllt und ihnen ein Kind geboren wurde. Der Honickel hatte sich schon eine ganze Weile vorher die Redensart angewöhnt: „Muß auf die Vom-Bergere Rücksicht nehmen!“ Und dabei schmunzelte er gar eigentümlich. Mit dem Rücksichtnehmen war’s übrigens nicht so arg. Die Vom-Bergere schämte sich und meinte, sie dürfe sich jetzt nirgends mehr blicken lassen. Und unter die Möbel guckte sie jetzt öfter und andauernder als zuvor.

Ja, und nun war es zur Thatsache geworden, trotzdem die Eltern es nicht recht hatten glauben wollen, und die anderen Leute erst recht nicht. Da lag es eines Tages leibhaftig in der Wiege, das Kindle.

Frau Kugel war in ihrer Küche, als die Thür plötzlich aufgerissen wurde und das strahlende Gesicht Honickels hereinsah. „Prachtbube!“ schrie er. „Hat schon Haare!“ Und hinaus war er wieder. —

Wie selig sie dalag, die Vom-Bergere, als die junge Wirtin gegen Abend hinaufging, um sie einen Augenblick zu besuchen! Sie mochte sich garnicht von ihrem Kinde trennen, und dabei hielt sie’s doch so ungeschickt in ihren Armen!

„Nun, Frau Honickel,“ sagte die Besucherin, „jetzt sind doch all’ Ihre Wünsche erfüllt, gelt?“

„Ich denke!“ antwortete die Wöchnerin leise und wandte das Gesicht ihrem Manne zu.

Der Honickel rannte hin und her. Bald trat er an das Kind und tadelte, daß es nicht

ordentlich zugedeckt sei, bald hatte er an der Sauberkeit der Milchflasche etwas auszusetzen oder schalt die Pflegerin, weil sie so schnell durchs Zimmer gehe und Wind mache.

Frau Kugel empfahl ihm, etwas hinauszugehen, die Frau sei unruhig und müsse eine Zeit lang ungestört sein. So ging er denn.

Die Vom-Bergere sagte lächelnd: „Er kommt zehnmal in der Stunde und sieht sich das Kind an.“

Die junge Wirtin blieb eine Weile. Als sie dann hinunter ging, begegnete ihr der Rechtsanwalt.

„Die Vom-Bergere ist ganz weg über das Kind,“ sagte er, „hat'n Narren d'ran gefressen.“ Und damit eilte er wieder in die Wochenstube.

Der Gedanke an das Kind wob sich durch all' seine Thätigkeit und beschäftigte seine Gedanken fast fortwährend. Die ‘Säule’ mußten seine Fürsorge mit dem ‘Prachtbuben’ teilen.

„Was macht's Säule?“ fragte eines Tags der Schwanenwirt, der auf eins der Tiere schon für den Winter Beschlag gelegt hatte.

„Trinkt Haferschleim!“ war Honickels Antwort, der gerade an seinen Jungen gedacht hatte.

Und als der Apotheker ihm von seiner Thür aus zuruft: „Wie geht's dem Kleinen?“, da schreit der Rechtsanwalt, indem er eilig wie immer vorüber stürmt: „Der Schwanenwirt hat's gekauft!“ —

Ein Tropfen Wermut aber war doch in dem Freudenbecher: Das Aufstehen in der Nacht. Sie waren an dergleichen halt nicht gewöhnt, waren beide nervös, mochten gern schlafen. Aber fremden Leuten wollten sie ihren Buben des Nachts auch nicht anvertrauen. So suchten sie sich gegenseitig diese unbequeme Pflicht zuzuwälzen.

Merkwürdig, wenn sie Tags über sich ganz wohl gefühlt hatten, gegen Abend flog ihnen irgend etwas an.

„Bin heut' garnit wohl,“ sagte zum Beispiel der Rechtsanwalt, indem er schwer atmete und die Hand auf die Brust legte. „Hoffentlich nix Bedenkliches. Muß mal ordentlich ausschlafen.“

„Weiß nicht,“ klagte die Vom-Bergere, „woher ich heute wieder meine Kopfschmerzen habe, ich kann mich kaum bewegen, — au! Das sticht förmlich, sobald ich mich rühre.“

Nachts, wenn der Bube zu schreien anhub, stellten sich für gewöhnlich beide schlafend.

„Mein Gott, die Frau!“ denkt er. „Sie hört's doch! Warum steht sie nicht auf?“ Und die Vom-Bergere denkt: „Er verstellt sich ja nur. Wenn's ihm zu viel wird, steht er schon auf.“

Endlich regt er sich. Er kann's nicht mehr mit anhören. „Steh' auf!“ sagt er. „Der Kleine schreit.“ Er sagt das diktatorisch, um jeden Widerspruch von vornherein abzuschneiden.

Aber sie liegt zu warm gebettet. „Steh' du doch auf!“ entgegnet sie schlaftrunken.

„Ich bin so geschwitzt, ich darf jetzt nicht heraus.“

„Und ich soll wohl wieder meinen Rheumatismus bekommen? Nein, ich bleibe liegen!“

„Ich auch.“

Nun sagen sie eine Weile garnichts, nur das Geschrei des Buben wird markanter. Er ist in Zug gekommen.

„Und das kannst du mit anhören?“ ruft die Vom-Bergere endlich. „Du als der Vater?“

„Du bist ja die Mutter und hörst es auch mit an.“

Jetzt schreit der Kleine, als ob er platzen wollte. Die Luft scheint ihm manchmal auszugehen. Dann hält er wohl auf einen Augenblick inne, und die Eltern hoffen schon, er werde sich beruhigen, — doch vergebens! Es geht mit neuen Kräften los, nachdem er Atem geschöpft hat.

In dieser Nacht ist der Rechtsanwalt dickfälliger als seine Frau und trägt infolgedessen den Sieg davon. Als gerade wieder einmal der Bube bei den höchsten gurgelnden Tönen angelangt ist, wirft die Vom-Bergere ärgerlich das Deckbett ab und schwingt sich hinaus. „Das hat man von den kleinen Kindern!“ schilt sie. „Jede Nacht die Störung! Das halt' ich nicht länger aus, soviel weiß ich. Ich bin schon oft so schwach am Tage ... Kannst du nicht ruhig sein, du? Kannst du keine Rücksicht nehmen auf deine Mutter? ...“

Endlich liegt er still und zieht glucksend an seiner Flasche. Die Vom-Bergere hat sich

beruhigt und beschaut ihn vergnügt. „Wie er zieht!“ ruft sie ihrem Manne zu. „Doktors Junge soll kräftiger sein? Was die Leute nicht sagen! Nicht wahr, mein Junge? Du bist der Beste und der Stärkste. Du wirst größer als sie alle. Und klüger dazu!“

Die Vom=Bergere liegt wieder im Bett. Alles ist still. Und sie denkt: „So schön hat man's Einschlafen doch nie gefühlt wie jetzt!“ — —

Arme Vom=Bergere! Die Sorgen um den Kleinen sollen nicht lange dauern.

Einige Monate war er alt, da verreiste Rechtsanwalt Honickel auf ein paar Tage. Und als er zurückkam, lag sein Bub still und weiß in den Kissen und war tot.

Ihn rührte fast der Schlag, als Frau Kugel ihm schon im Hausflur entgegentrat und es ihm sagte. Dann stürzte er hinauf an das Lager seines Kindes. Lange saß er dort. Matt, zu Tode erschöpft, erhob er sich und wankte in sein Zimmer, das er hinter sich abschloß. Nach der Mutter hatte er nicht gefragt.

Starr, mit hervorquellenden Augen, blickte seine Frau ihm nach.

Harte Tage kamen für sie. Kein freundliches Wort, keinen Trost hatte er für sie in ihrem namenlosen Schmerz. Seine Laune war verbitterter als je. Immer unfreundlicher, immer gehässiger wurde er. Oft genug ließ er durchblicken, daß seine Frau das Kind vernachlässigt haben müsse, bis er schließlich offen aussprach: „Die Vom=Bergere hat ihr Kind gemordet.“

Man suchte ihn zu beruhigen oder lächelte hinter seinem Rücken über ihn. Seine Frau aber nahm die Sache bitter ernst. Sie bat, sie beschwor ihn, das schreckliche Wort nicht wieder auszusprechen. Aber er hatte in seinem Schmerz kein Mitleid. Immer wieder hieß es: „Die Vom-Bergere hat nit aufgepaßt. Die Vom=Bergere hat ihr Kind gemordet.“

Nun war's gar schlimmer als zuvor, ehe sie das Kind gehabt hatten!

* * *

Kein gütliches Zureden half.

„Brauch' keinen Menschen!“ sagte der Honickel abwehrend. „Und sie braucht mich auch nit.“

Frau Kugel nahm sich der Vom=Bergere an, aber ohne nachhaltigen Erfolg. Sie ging mit ihr aus, nahm sie in ihre Wohnung, und wenn sie für Reden nicht zugänglich war, las sie ihr vor. Manchmal ließ die geknickte Frau alles mit sich machen, und oft zerfloß sie in Thränen. Dann aber war sie wieder wie rasend, rannte wie geistesabwesend umher, schrie und klagte, so daß es laut durchs Haus schallte und ihr Mann eilends hinaus flüchtete.

Eines Abends las die Wirtin ihr von einer Künstlerin aus Paris vor, die sich in ihrem Brautstaat vergiftet hatte, weil ihr Bräutigam sich von ihr lossagte. Nun hatte diesen die Reue gepackt, und er wollte, wie es in der Zeitung hieß, ihr ein herrliches Grabdenkmal setzen lassen. Diese Geschichte schien Eindruck auf die Vom=Bergere zu machen. Sie hörte aufmerksam zu, und zum Schluß sagte sie mit einem tiefen Seufzer: „Schöner Tod!“

In den nächsten Tagen schien sie stiller und nachdenklicher als sonst.

Eines Tages konnte der Rechtsanwalt seine Frau nicht finden. Als er die Thür zur Schlafstube öffnen wollte, war sie verschlossen. Er klopfte und trommelte, — vergebens. Er rief, — niemand antwortete. Ratlos lief er zur Wirtin.

„Schau'n S' doch durchs Schlüsselloch!“ Und er stieg wieder hinauf und schaute durchs Schlüsselloch.

Frau Kugel war auf ihren Flur getreten und horchte. Eine Weile blieb alles still. Dann hörte sie die laute Stimme Honickels. „Die Vom=Bergere hat sich vergift't! Die Vom=Bergere hat sich vergift't!“ rief er.

Flugs eilte Frau Kugel hinauf. „Ach reden Sie doch keinen Unsinn!“

Aufgeregt kam der Rechtsanwalt ihr entgegen. „Sie liegt in ihrem Brautstaat auf 'm Bett! Schau'n S' selbst! da liegt sie! Tot! Vergift't!“

„Ach du Grundgütiger! Und ich bin schuld daran! Ich hab' ihr die Geschichte von der Dame aus Paris vorgelesen! Laufen S' schnell zum Schlosser, Herr Rechtsanwalt!“

„Wird nix mehr nützen. Hat sich vergift't.“ Damit eilte er hinunter.

Frau Kugel überzeugte sich noch einmal von

dem, was sie soeben gesehen. In schwarzseidenem Brautkleid, Myrthenkranz und Schleier im Haar, so lag sie da und rührte sich nicht mehr.

Als der Schlosser gekommen war, drang man hinein. Doch sofort prallten alle drei zurück, denn langsam richtete die schwarze Gestalt sich auf, blickte sich erstaunt um und sprach mit einer Stimme, die wie aus dem Jenseits herüber klang:

„Wo bin ich?"

„Mein Gott, Frau Honickel, was machen S' denn? Sie wollen sich doch nit umbringen?"

Die Vom=Bergere antwortete nicht, blickte nur forschend auf ihren Mann. Der aber wandte sich zur Wirtin und meinte: „Schöne Braut! Lebt noch, die schöne Braut!"

„Haben Sie Gift genommen?" fragte Frau Kugel in höchster Spannung.

Wehmütig schüttelte die Gefragte das Haupt. „Leider nein!" erwiderte sie. „Aber ich träumte so schön. Ich träumte, ich wäre tot, und da käme er und umfaßte mich wie in alter Zeit und spräche: 'Ich liebe dich! Warum hast du mir das gethan?' Und dann weinte er, und heiße Thränen tropften auf mein Gesicht und brannten auf meiner Wange. Es waren meine eigenen Thränen!"

Honickel räusperte sich. Da faßte Frau Kugel seine Hand. „Herr Rechtsanwalt!" sagte sie bittend. „Sie haben ihr sehr unrecht gethan. So geben Sie doch Ihrer Frau die Hand und sagen Sie ihr ein paar trostreiche Worte!" Er zuckte die Achseln. „Versteh' nit!" Dann wandte er sich ab und verließ das Zimmer.

* * *

„Die Vom=Bergere geht nach Amerika!" Dies war einige Zeit darauf die große Neuigkeit, die Rechtsanwalt Honickel seinen Freunden mitzuteilen hatte.

Aller Zureden ungeachtet machte er keine Versuche, sie zu halten. „Mag sie nit mehr sehen! Kann sie nit mehr leiden!" erwiderte er denen, die ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen suchten. Und mit einem gewissen Triumph verkündete er nun: „Die Vom=Bergere geht nach Amerika!" Er schmetterte diese Worte hinaus, als ob nun der Hauptwunsch seines Lebens in Erfüllung gehe.

„So ist es wahr?" redete der Doktor ihn an, als er ihn auf der Straße traf.

„Wahr ist's!" erwiderte er. „Hat 'nen Bruder drüben. Will's in der neuen Welt versuchen."

Und bald darauf rief der Apotheker von seiner Thür aus: „Wird's Ernst, Herr Rechtsanwalt?"

„In vierzehn Tagen geht's ab!" antwortete Honickel. „Fahr' sie noch nach Böblingen zur Tante. Will ihre Tante noch besuchen. Will noch was haben!" —

Die Vom=Bergere packte ihre Koffer. Ihr war wohl eigentümlich dabei zu Mut. Oft unterbrach sie sich, saß eine Weile still und blickte gedankenvoll ins Leere. Bei jeder Gelegenheit brachte sie sich ihrem Mann in Erinnerung.

„Soll ich meine Nähmaschine mitnehmen?" fragte sie und blickte den Honickel dabei so eigentümlich an, als ob sie wer weiß welch' erlösendes Wort von ihm erwartete.

„Nimm sie mit!" erwiderte er mit einer Bewegung, die zu sagen schien: Wärt ihr nur alle beide schon fort!

„Ich möchte der Tante etwas mitbringen," begann sie dann wieder. „Sie beherbergt mich ja doch für einige Tage, ehe ich den Boden der alten Heimat verlasse. Ob ich ihr von den getrockneten Pflaumen —"

Die Vom=Bergere erwartete Widerspruch, denn getrocknete Pflaumen aß ja ihr Mann so gern. Sie wünschte so sehr, er möge ihr nur einmal widersprechen und dadurch gewissermaßen zeigen, daß er noch Teil an ihren Angelegenheiten nehme.

Aber nichts dergleichen. „Nimm sie ihr mit! Nimm auch die Birnen mit!" antwortete er bereitwillig.

Da seufzte sie tief auf, die Vom=Bergere.

* * *

Es war ein schöner Frühlingstag, als das eigentümlich bepackte Gefährt des Rechtsanwalts sich in Bewegung setzte. Gerade kam ein Klient Honickels vors Haus gefahren.

Honickel zuckte die Achseln. „Kann nit!" rief er dem Manne zu. „Die Vom=Bergere geht nach Amerika. Fahr' sie noch nach Böblingen. Will ihre Tante besuchen." Und dabei schmunzelte er, gab dem Pferd einen Schlag mit der Peitsche und fuhr ab.

Hinter ihm im offenen Wagen saß seine Frau mit dem Taschentuch vor dem Gesicht und weinte. Frau Kugel stand vor der Hausthür und hatte ebenfalls das Taschentuch vors Gesicht gepreßt.

Im Ort aber traten die Leute an die Fenster und Thüren, um sich die Vom-Bergere anzuschauen, wie sie nach Amerika ging. —

Und nun rollte der Wagen auf der Chaussee dahin. Vorn beim Rechtsanwalt stand ein großer Reisekorb, auf dem die Nähmaschine festgebunden war. Die Vom-Bergere hatte neben sich einen kleineren Koffer, sowie mehrere Kisten und Schachteln, unter denen sich auch die Pappschachtel mit getrockneten Pflaumen und Birnen für die Tante befand.

Zu beiden Seiten des Weges grünte das Ackerland, blauer Himmel strahlte auf die Erde hernieder, und in einiger Entfernung grüßten die bewaldeten Berge.

„Die Buchen grünen schon,“ bemerkte die Vom-Bergere leise.

Honickel antwortete nicht.

Ein Zaunkönig flatterte über den Weg und in das Gebüsch zur Seite.

Die Vom-Bergere sah ihm nach, wie er munter im Gezweig umherhüpfte.

„Der bleibt hier,“ dachte sie, „und du mußt davon.“

Sie kamen durch ein Dorf. Mehrere Leute begrüßten sie. Eine Frau blieb stehen und streckte die Hände nach dem Wagen aus.

„Ach, bitte, lieber Mann!“ bat die Vom-Bergere.

„Hüüü!“ machte der Honickel und hielt.

„Behüt' Sie Gott!“ sagte nun die Frau zu der Vom-Bergere und reichte ihr die Hand. „Daß Sie auch so weit fort machen! 's ist doch so schön bei uns! Seh'n Sie meinen Apfelbaum dies Jahr. Ich hätt' Ihnen auch wieder welche gebracht. Mein Mann will heuer Apfelwein machen —“

„Saures Zeug!“ murmelte Honickel.

Die Vom-Bergere konnte nicht sprechen, es schnürte ihr etwas den Hals zu.

„Wissen S' noch,“ fuhr die Frau fort, „vor einundzwanzig Jahren, — so blühend und glückstrahlend wie der leibhaftige Frühling kamen S' daher, und nun der Herbst des Lebens kommt, geh'n S' wieder hinaus — — Und der Herr Rechtsanwalt, wird er denn bald nachkommen? Er wird Sie doch nit lang allein lassen, Sie gute Frau, — ach, Sie gute Frau —“ sie ergriff die Hand der Schluchzenden — „keinem Menschen haben S' in Ihrem Leben was zu Leid gethan —“

„Hüer!“ machte der Rechtsanwalt, und das Gefährt rollte weiter.

Wieder ging's auf der Chaussee entlang. Staub wirbelte auf. Die Sonne fing an zu brennen.

„Hätt' uns auch von ihrem sauren Bier 'nen Trunk vorsetzen können, weil s' den sauren Wein noch nit hat!“ sprach der Rechtsanwalt vor sich hin.

Die Vom-Bergere nestelte hastig an einer mit Bindfaden verschnürten Pappschachtel.

„Hier, willst du etwas nehmen? Ich weiß, du ißt sie so gern.“

Es waren die getrockneten Pflaumen für die Tante.

„Hm.“

„Nimm nur gleich ein paar, sie löschen den Durst.“

Er murmelte etwas, das wie 'danke' klang.

Und wieder waren sie beide wohl eine viertel Stunde lang stumm und mit ihren Gedanken beschäftigt.

„Max?“ fragte sie da schüchtern.

„Hm?“ Er wendete sich halb um.

„Frau Kugel darf mir doch manchmal Nachricht über dich geben?“

„Kann ich ihr nit verwehren.“

Pause.

„Max?“

„Hm?“

„Ich darf dir doch auch schreiben und dir von meiner Existenz da drüben berichten? Im Namen unseres kleinen heimgegangenen Engels bitt' ich dich: Weise diese Zudringlichkeit nicht von dir —“

„Was red'st!“ warf Honickel hastig ein und schüttelte mißbilligend den Kopf.

Die Vom-Bergere legte ihre Hand auf Honickels Arm.

„Ich danke dir!“ sagte sie innig.

Und so fuhren sie weiter.

„Gieb mir noch 'ne Pflaume," rief er ihr nach einer Weile zu.

Dienstfertig reichte sie ihm die Schachtel, und er griff tüchtig zu. Die für die Tante in Böblingen bestimmte Gabe war schon recht zusammengeschmolzen.

„Spar 's Mittagessen," sagte er entschuldigend. Dann schien ihm etwas eingefallen zu sein. Er wandte sich zu ihr um. „Hast Hunger?" fragte er.

„Nein!" beteuerte sie. „Garnicht."

Nichtsdestoweniger hielt Honickel im nächsten Dorf vor dem Wirtshaus still.

„'s Pferdle muß fressen," sagte er und half seiner Frau vom Wagen.

„Kann ich die Sachen liegen lassen?"

„Die Pflaumen nimm mit 'nein."

Die Gaststube war leer. Honickel ging auf den Hof und besprach verschiedenes mit dem Wirt. Dann setzte er sich ins Zimmer zu seiner Frau. Das Fenster war geöffnet, und die Frühlingssonne flutete warm und freundlich herein.

Honickel betrachtete seine Frau. In ihrem schmalen Gesicht lag, wenn es auch nicht mehr jugendlich frisch war, doch etwas eigentümlich Mädchenhaftes, etwas rührend Unschuldiges. Und die hellblauen Augen blickten heute nicht so unstet, es lag ein Ausdruck von Schwärmerei und Entsagung in ihnen.

Als Honickel ans Fenster trat, lugte seine Frau verstohlen zu ihm hin. Schön konnte sie ihn auch heute nicht finden, aber der spöttische, harte Zug um den Mund war verschwunden, er ähnelte heute seinem Jugendbildnis, das die Vom-Bergere noch treulich in ihrem Herzen trug.

Nach einer Weile brachte die Wirtin ein paar gesottene Eier und Bratkartoffeln, dazu eine Flasche Bier.

Erstaunt blickte die Vom-Bergere auf, noch erstaunter aber war sie, als die Frau ihr das Essen hinsetzte.

„So. Und nun lassen Sie sich's schmecken!" sagte die Wirtin.

Die Vom-Bergere wartete, bis die Frau wieder hinaus war, dann fragte sie schüchtern: „Für mich?"

„Freilich!" erwiderte Honickel knurrend. Sie kämpfte mit ihren Thränen. „Nun, wenn ich auch nicht viel Hunger habe," sagte sie, „ich esse davon. Ich esse, weil du es mir hast kommen lassen, und weil mich deine Fürsorge wohlthuend berührt." Sie nahm Messer und Gabel zur Hand und begann zu essen. Dabei flossen noch immer ihre Thränen.

„Laß doch 's Weinen!" sagte er tadelnd. „Wirst noch 's Essen versalzen."

Und sie bezwang sich.

„Aber willst du nicht selbst?" fragte sie nach einer Weile.

„Ich nit. Ich ess' e' paar Pflaumen."

Und er griff nochmals hinein in die Schachtel der Tante.

Die Vom-Bergere aß mit sichtlichem Behagen. Honickel ging im Zimmer umher, nur hin und wieder bei der Pappschachtel mit den Pflaumen und Birnen Halt machend.

„Riecht schön! Riecht schön!" sagte er, als er wieder einmal an den Tisch kam. Und das nächste Mal ging er zur Thür und rief heraus: „Mir auch 'ne Portion, Frau Wirtin!"

Die Vom-Bergere legte die Gabel hin. Seine Freigebigkeit setzte sie in Erstaunen. Dann deckte sie einen leeren Teller über ihren halb geleerten.

„Was machst?" fragte ihr Mann.

Freudestrahlend blickte sie zu ihm auf.

„Nun soll mir 's noch einmal so gut schmecken," meinte sie, „ich warte, bis du auch etwas hast."

Honickel sagte nichts dazu. Bald darauf saßen sie dann beide schmausend und trinkend. Als sie fertig waren, ließ der Rechtsanwalt sich eine Zigarre geben. Und schmauchend saß er seiner Frau gegenüber.

„Hast so glänzende Augen, hast zu viel getrunken," meinte er dann plötzlich.

Sie lächelte. „Was sollte ich da wohl zu dir sagen. Du wirst die rote Nase ja überhaupt nicht los."

„Kommt vom Studieren."

„Vor zwanzig Jahren hattest du sie noch nicht."

„War bildschön, wie?"

„Wenn auch das nicht, aber du gefielst mir."

„Und heut' nit mehr?"

„Es geht an."

Honickel lächelte behaglich. Dann aber nahm sein Gesicht einen ernsteren Ausdruck an.

„Was wird dein Bruder sagen, wenn du 'nüber kommst?"

Auch die Züge der Vom-Bergere verfinsterten sich. „Oh, er wird sich gewiß sehr freuen, mich zu sehen!" erwiderte sie. Und nach einer Pause setzte sie hinzu: „Vielleicht auch nicht. Dann werde ich für mich allein arbeiten. Ich habe ja meine Nähmaschine. Und die Natur ist so großartig drüben. Die Urwälder und die Prairien. Es wird mir sehr gefallen."

Der Wirt trat jetzt ein, groß und schwammig aufgelaufen, mit glattrasiertem, rundem Gesicht, in Hemdsärmeln und die Hände in den Hosentaschen.

„Wird 's bleiben?" meinte er, mit dem Blick auf die Natur draußen. Honickel zuckte die Achseln.

„Es wäre mir lieb," sagte die Vom-Bergere, „wenn ich keinen Sturm bekäme."

Der Wirt sah sie erstaunt an. „Heut' giebts nix mehr," äußerte er dann.

„Ich meine, auf der See," fuhr die Frau des Rechtsanwalts fort, worauf dieser achselzuckend hinzusetzte: „Meine Frau geht nach Amerika."

Doch eben hatte der Wirt angefangen, auf dies Thema näher einzugehen, als Honickel aufsprang und stöhnend im Zimmer auf und nieder lief. Seine Frau erhob sich besorgt, der Wirt trat näher.

„Bringen S' mir e 'n Bitt'ren!" rief der Rechtsanwalt. Der Wirt verschwand.

„Ist dir nicht wohl?" fragte nun die Vom-Bergere. Honickel wehrte ab.

„Laß mich!" entgegnete er, stöhnte, klopfte sich den Magen, rannte auf und nieder. Als der Wirt den Bittern brachte, trank er ihn in einem Zuge aus, schüttelte sich und setzte sein Wandern und Stöhnen fort.

Nun wurde aber seine Frau energisch. Sie brachte es dahin, daß er sich aufs Sofa legte, deckte ihn mit einer vom Wirt gebrachten Decke zu und bestellte heiße Kompressen für den Magen.

„Die Pflaumen und das Bier —" wagte sie schüchtern zu bemerken.

Da fuhr er sie an. „Warum giebst mir das Zeug!" schalt er. „Hätt' sie lieber der Tante gegönnt, die Kolik — ooh — ooh — au — kann nit mehr — ooh — ooh —"

Die Kompressen kamen. Die Vom-Bergere legte sie auf und erneuerte sie alle zehn Minuten. In der Zwischenzeit saß sie auf einem Stuhl neben ihm und hielt seine Hand.

Endlich wurde das Stöhnen sanfter, und dann kam nur noch ab und zu ein leises Wimmern. Nach einer halben Stunde sagte Honickel: „Gott sei Dank! 'naus ist's!" und erhob sich. Doch fühlte er sich noch sehr schwach.

Nichtsdestoweniger befahl er das Anspannen.

„Weißt du, lieber Mann," sagte nun die Frau, „ich halte es für besser, du fährst heute nicht nach Böblingen. Du kannst den Weg nicht allein zurückmachen bei deinem Zustand. Wir müssen wieder umkehren, und du mußt erst gesund werden, ehe du mich hinbringst."

Eine Weile antwortete der Rechtsanwalt nicht, brütete nur vor sich hin. „Nein," erwiderte er dann, „kann ich nit annehmen. Ist ein Opfer für dich."

„Ein Opfer nun gerade nicht. Ich thu's ja recht gern. Ob ich nun ein paar Tage später fahre, was macht das aus!"

„Wird nix d'raus!" entschied Honickel. „Wir fahren nach Böblingen."

Die Vom-Bergere seufzte und blickte gedankenvoll vor sich hin.

Als der Wagen vorgefahren war, ließ Honickel alles Gepäck nach hinten bringen.

„Setz' dich zu mir!" sagte er zu seiner Frau.

„Hüer!" Und fort ging's.

Eine Stunde Wegs mochte es noch sein bis Böblingen. Nach einer halben Stunde sahen sie das Städtchen im Thal vor sich liegen.

„Da ist's ja schon!" meinte die Vom-Bergere kleinlaut.

Der Honickel ließ sein Pferd Schritt gehen.

„Muß sich verschnaufen," sagte er.

Seine Frau wunderte sich darüber, da das Pferd sich doch erst so lange Zeit im Stall des Wirtshauses verschnauft hatte. Doch sie sagte nichts.

Plötzlich hielt der Rechtsanwalt das Pferd an. Seine Frau blickte ihm ins Gesicht. Er sah

starr gerade aus zwischen den Ohren des Pferdes hindurch auf einen bestimmten Punkt.

„Was hast denn für die Tante?“ begann er darauf, ohne seine Haltung zu verändern.

„Weiter als die Pflaumen hatte ich nichts —“ antwortete sie kleinlaut.

„Zeug das!“ schalt Honickel. „Was giebst sie mir denn, wenn du für die Tante nix hast? Kannst doch nit so kommen!“

„Eigentlich wohl nicht. Etwas müßte ich ihr jedenfalls mitbringen. Vielleicht kaufe ich noch etwas in Böblingen.“

„In Böblingen? Unsinn. Giebt nix Gescheut's. Kost't Geld.“

„Ja, — aber was beginnen wir denn da ...“

„Hüer!“ machte Honickel da plötzlich, fuhr im Schritt herüber auf eine Seite des Weges und wendete dann um. „Hüer!“ machte er nochmals und gab dem Pferde einen Peitschenhieb, daß es in schlankem Trabe dahinging. Ängstlich sah die Vom-Bergere zu ihrem Mann auf. Er blickte sie nicht an.

„Max?“

Keine Antwort.

„Max! Ich bitte dich, was bedeutet das?“

Nun schrie er sie an. „Daß 's nix is mit der Reis' nach Amerika!“

Da packte sie seinen Arm und schüttelte ihn und lachte und weinte, so daß er sich veranlaßt fühlte, anzuhalten, denn von dem Ziehen an den Zügeln wurde das Pferd immer unruhiger.

So hielten sie denn auf offener Landstraße, die Vom-Bergere hatte sich an ihren Mann gelehnt, und er den linken Arm um sie geschlungen.

„Max!“ sagte sie nach einer Pause leise. „Unser Engel droben sieht auf uns herab!“ Und da tropfte auch aus seinem Auge eine Thräne auf ihre Wange. —

Am Abend war's, und Frau Kugel schaute aus nach ihrem Rechtsanwalt, der eigentlich von Böblingen schon hätte zurück sein müssen. Neben ihr stand der Doktor, der soeben eine kleine Unterhaltung mit ihr über das Honickelsche Paar gehabt hatte, und auch der Schwanenwirt war von drüben zu den beiden getreten.

Da polterte es gar wild auf dem Pflaster des Ortes, und gleich darauf kam ein Gefährt um die Ecke, dessen Brauner es sehr eilig zu haben schien, denn er stolperte in einer Mittelgangart zwischen Trab und Galopp einher.

Und droben auf dem Wägele saß Rechtsanwalt Honickel mit lachendem Gesicht und breitem Munde und hieb zum Überfluß noch einmal mit der Peitsche auf seinen Braunen ein. Ja, — was war aber das? Ein Frauenzimmer saß neben ihm. War das die Vom-Bergere oder war sie's nicht? Durch die Freude schien ihr Angesicht förmlich verklärt.

„Halloh!“ riefen die drei vor Frau Kugels Hause und schwenkten mit den Taschentüchern. Und auch der Honickel bekam's fertig, trotzdem er Zügel und Peitsche hielt, sein Taschentuch — ein großes rotes — hervorzuziehen und den Bekannten zuzuwinken. Dabei rief er laut über die Straße: „Die Vom-Bergere is wieder da! Die Vom-Bergere is wieder zurück von Amerika!“

Und dann hielt das Gefährt. Der Braune schnaufte, zitterte und dampfte, und der Rechtsanwalt sprang wie ein Jüngling vom Wagen. Die Zügel reichte er dem herbeigeeilten Mädchen, nahm seine Frau auf den Arm und trug sie über die Schwelle, die Treppe hinauf, in seine Wohnung.

„Aber Herr Rechtsanwalt! was machen Sie denn?“ rief der Doktor ihm nach.

„Wiegt ja nur neunzig Pfund!“ rief er zurück. —

Als der Rechtsanwalt Honickel am nächsten Mittag das Haus verließ, begrüßte er, wie schon so oft, seine junge Wirtin durch die offene Küchenthür.

„Nun, Herr Rechtsanwalt,“ sagte sie, zu ihm heraustretend, „glauben Sie jetzt an Liebe und Treue im menschlichen Herzen?“

Er machte sich los. „Versteh' nit!“ antwortete er, schüttelte den Kopf und trollte weiter.



Verantwortlicher Redakteur Paul Schettler, Berlin-Charlottenburg. — Verlag der Romanwelt, G. m. b. H., Berlin W. 50, Rankestr.
Verantw. f. d. Inseratenteil H. Lürßen, Gräfenhainichen. — Druck von C. H. Schulze & Co. Gräfenhainichen.
Papier von Paul Herzberg Berlin SW.

JAHRGANG V. BAND II. 39. HEFT

DIE ROMANWELT
ZEITSCHRIFT FÜR DIE ERZÄHLENDE LITTERATUR ALLER VÖLKER

HERAUSGEGEBEN VON FELIX HEINEMANN

# Der Zug nach dem Osten.

Roman

von

## Franz Sperber.

[13]



### XI.

Bevor die eigentlichen Winterarbeiten begannen, wurden alle Felder auf Buchenwalde, die nicht schon im Schmuck der kommenden Wintersaat prangten, reichlich gedüngt. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend fuhren die vollgehäuften Düngerwagen hin und her, unter dem jetzt schwer und bleifarben herabhängenden Oktoberhimmel.

Und ein Dampf stieg empor von diesen Wagen, als brächten sie der Erde Hitze mit, um sie zu wärmen gegen Frost und Winterkälte. Ein Teil der Leute war damit beschäftigt, die riesigen Ställe auszuschaufeln und alles, was da herauskam, auf die Wagen zu werfen.

Andere fuhren diese Wagen auf die Felder hinaus und warfen ihren Inhalt in Haufen auf den nackten Boden, worauf sie wieder zurückfuhren, um frisches Material zu holen.

Ein dritter Teil endlich hatte diese Haufen sorgsam auseinanderzubreiten, so daß jede Pore des Bodens etwas davon aufzusaugen bekam.

Das war die Frühlingssaat, die da wacker genährt wurde, inmitten einer schmutzigen, schwarzen, ekelerregenden Masse, von der ein fürchterlicher Verwesungsgeruch die ganze Luft in weitem Umkreise erfüllte.

Die Gutsverwaltung hatte alle Hände voll zu thun. Sie hatte nicht allein ihre Felder und Äcker zu bestellen, sondern auch in diesem Jahr noch für sieben neue Ansiedler die Arbeit zu besorgen, da diese ihre ganze Zeit und Kraft dazu brauchten, ihre kleinen Gehöfte einzurichten, ihre Häuser, Zäune, Scheunen, Ställe und Schuppen aufzubauen und einzurichten.

Zum Frühjahr hofften sie alle mit dem Aufbau fertig zu sein.

Inzwischen war ein ganzer Seitenflügel des Schlosses für die einstweilen noch obdachslosen Familien der neuen Ansiedler eingeräumt worden, wo sie mit ihren Kindern, ihren Hunden und Katzen hausten und einen unbändigen Lärm in die früher so vornehme Stille des Schlosses mitgebracht hatten.

Für ihr lebendes Inventar, wie: Pferde, Kühe, Ochsen und Schweine, hatte die Verwaltung ihnen einen Teil ihrer pompösen Stallungen eingeräumt.

Auf dem Hof schritt der Bau der kleinen gotischen Kirche aus freundlich leuchtenden, roten Ziegeln rüstig vorwärts.

Zu Weihnachten, allerspätestens aber zu Ostern sollte die feierliche Einweihung der Kirche stattfinden.

Der Prediger Lesser sollte schon einige Wochen vor Weihnachten eintreffen, und, im Fall die Kirche dann noch nicht ganz fertig wäre, einstweilen, so unbequem es auch war, in der winzigen Schloßkapelle den sonntäglichen Gottesdienst abhalten.

Dies alles war schon fest bestimmt.

Und auch am Wirtshaus wurde schon gebaut. Der aus Calw in Württemberg zugezogene Pächter saß auch schon da mit seiner Frau und baute mit wahrem Feuereifer.

Er schwor, daß die Bauern am ersten Weihnachtsfeiertag ihren Festestrunk in seiner Wirtsstube einnehmen würden. Und er fand das auch sehr nötig. „Denn —“ sagte er — „was 'n rechtschaffner Bauer ist, der tüchtig arbeitet alle Tage, der hat dann Sonn- und Feiertags 'nen ordentlichen Durst und darf da nicht immer erst 'ne halbe Stunde laufen müssen, um ihn zu stillen.“

Er hatte einstweilen eine kleine provisorische Gaststube eingerichtet in einem rohen, schlichten Bretterbau, der später ihm zur Scheune dienen würde.

Felix, unterstützt von Damm, war unablässig unterwegs; er beaufsichtigte persönlich alle diese Arbeiten.

Hier erteilte er einen Verweis, dort scherzte er mit den Leuten, um sie zu ermutigen.

Dort beaufsichtigte er den Bau der Kirche, hier wieder erteilte er einem bauenden Bauer Rat bei der Einteilung seines Gehöfts; dann kümmerte er sich um die Verpflegung und das Gedeihen seines Mastviehs, dann hatte er seine unerläßlichen Schreibereien nach Posen. Er war bald hier, bald dort, überall — die Seele des Ganzen.

„Ein tüchtiger Verwalter — ein prächtiger Mensch,“ sagten die, die ihm wohlgesinnt waren.

„Ein Topfgucker, ein Dreinreder, ein aufdringlicher ‘Sich-um-alles-Kümmerer,’“ sagten die ihm feindlich Gesinnten.

Und zu diesen gehörte in erster Linie der Ansiedler Wenzel. Er hatte Felix seine Zurechtweisung vom Sommer nie vergessen. — Und hatte geschworen, sich dafür zu rächen. — — — —

In seinem Felde arbeitete Wenzel mit seinem Sohne Gustav. Gustav stand, bis über die Knie im Dünger vergraben, auf dem hochaufgestapelten Wagen und warf eine Schaufel voll nach der anderen vom Wagen herunter seinem Vater zu, der zuerst die Masse mit seiner Schaufel in kleine Häufchen teilte, die er dann mit größter Umständlichkeit auf dem Erdboden ausbreitete.

Plötzlich richtete der Alte sich auf aus seiner gebückten Haltung, wischte mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn und ruhte einen Augenblick aus.

„Wen grüßt' denn da?“ fragte er, als er sah, wie Gustav im Schaufeln innehielt und die Mütze zog.

„Den Herrn Verwalter.“

„Den grüß' ich nimmer,“ sagte Wenzel schroff und wandte der Chaussee noch ostentativer den Rücken, als es vorher schon zufällig der Fall gewesen.

„Was hat er denn hier schon wieder 'rumzuspionieren, möcht' ich wissen?“ fuhr er fort. „Immer da, wo man ihn nicht braucht ... immer die Nas 'reinstecken in anderer Leut' Sachen ...“

„Er giebt doch aber manchmal auch guten Rat,“ meinte Gustav und warf wieder eine tüchtige Schaufel voll zur Erde.

Der Alte stützte sich auf seine Schaufel und blickte zu dem Sohn hinauf.

„Weißt', was ich von dem seinen Rat halt', du? Ja? Ich pfeif' darauf . . . und spuck' noch dazu. Das halt' ich von dem seinen Rat. 'n hochmütiger Schleicher und Spürhund, der sich so gewiß noch mal den Hals brechen wird — wie — wie ich Wenzel heiß'.“

„Meinst?“

„Kannst Gift drauf nehmen.“

Eine Weile arbeiteten beide wieder schweigend fort.

Dann bückte Gustav sich vom Wagen herab,

unbekümmert darum, daß seine Schaufel ihm dabei in den Mist fiel, aus dem er sie nachher würde herausfischen müssen.

„Weißt, was ich gehört hab', Vater?"

„Was denn?"

„Vom Verwalter."

„Vom Topfgucker meinst'."

„Nu ja, kannst ihn ja nennen, wie du willst. Aber weißt, was sie erzählen?"

„Na also."

„Er thut doch immer so schrecklich, gerad' als wenn er sich mit die Evangel'schen halten thut . . . und is dabei doch ganz und gar eins mit die Kathol'schen."

Der Alte hielt wieder inne im Arbeiten.

„Nanu! Wer sagt denn das?"

Der andere that geheimnisvoll.

„Hab's eben gehört. Schon mehre Mal."

„Red' nicht wie'n Aff! Nu schon raus mit der Sprach! Was haste gehört?"

„Also . . . ganz einfach. In der Schloßkapell', weißt in der kleinen Kapelle, da halten sie nachts Gottesdienst ab, katholschen, weißt' . . ."

„Wieso weißte, daß 's katholscher ist?"

„Weil der Pfarrer dazu rüber kommt."

„W—w—wer?"

Wenzel sperrte jetzt schon Mund, Augen und Nase weit auf.

„Na Bruddowo."

„Was Deiwel? Und der kommt nachts — und dann — dann predigt er für sie?"

„Jawohl. Ganz im geheimen. Die ganze Kapell' ist mit brennenden Kerzen voll — und viele Menschen drinn und hören zu und beten und —"

„Welche Menschen?"

„Na also die Baronin —"

„Das wiss' mer alle, daß die 'ne kathol'sche ist . . . wer noch? wer noch?"

„Die junge Baronin und die Fräulein Marie und Mädchen vom Schloß, und auch paar Ansiedlerfrauen und —"

„Ansiedlerfrauen? Was? Na hol' mich gleich der Deiwel . . . welche denn?"

„Die Schlegel," flüsterte Gustav erregt.

„Die Schlegel! Was?"

„So schrei doch bloß nicht so. Jawohl, die Schlegel und auch die Muck . . . man sagt, daß die alte Baronin so lange an den'n 'rumgearbeitet hat, bis daß sie nun schon übertreten wollen."

„Weißt . . . hör' auf . . . mich rührt der Schlag."

Gustav hatte sich niedergebeugt und seine Schaufel aus dem dicken Misthaufen 'rausgesucht.

„Hab's auch z'erst geglaubt," meinte er gleichmütig und wischte die schmutzigen, übelriechenden Hände an seinen Hosen ab, „aber 's ist schon ganz wahr. Die Schlegel und die Muck treten über, und die haben auch alle beide versprochen, daß sie nachher ihre Männer bereden werden zum Übertreten . . . und ihre Kinder auch."

„Nee so was! Na . . . Gustav . . . und wer is denn noch all's drin, in der Kapelle so in der Nacht, wenn die Kerzen brennen und der Bruddowo drin is? He?"

Er fragte es mit solch schlau-verschmitztem Gesicht, als ob er den besten Witz von der Welt gemacht hätte . . . und sein Blick blieb lauernd auf Gustav haften, der nun wieder weiter zu schaufeln begann, als gälte es sein Leben.

„Wer noch?" fragte auch er mit dumm-schlauem Gesicht zurück. „Nu . . . kannst dir's nicht denken? Eben er!"

„Hahaha! Er! Das ist wirklich 'ne schöne Geschichte. Also öffentlich da thut er so, als ob er's mit de Evangel'sche halten thut . . . und ins geheime da . . . mit de Kathol'sche! Nee . . . aber das is doch wahrhaftig zu doll! So'n Heuchler! Weißt noch, wie er damals gethan hat und sich angestellt bei dein'm Aufgebot, wie er euch nich hat aufbieten wollen, und wie ihr habt warten müssen . . . zwei, drei Monate lang, bloß weil er da hat Komödie spielen woll'n, und sich lieb Kinderl machen bei de Ansiedlungs-Kommission, weißt! Na ja, und dann thut man sich groß und hochmütig und Gott weiß wie noch, wenn'n armer, ehrenwerter, evangel'scher Ansiedler bloß verlangt, daß man seine Pflicht an ihm thut!"

Er beschäftigte sich wieder eine Weile mit seiner Arbeit, und Gustav leerte seinen Wagen vollends. Dann setzte er sich auf das quer über dem Wagen liegende Brett, nahm die Leinen in die Hand und rief „Hü . . . oh!"

Der alte Wenzel sah auf.

„Hast noch 'ne Fuhre?"

„Ja. Der Kuhstall ist noch nicht ganz leer.“

„So. Na.“

Er sah seinem Sohne zu, wie der den Wagen wandte, dann brach er plötzlich in ein lautes, höhnisches Gelächter aus.

„Du ... Gustav ... was meinst ... was das für ein Spaß wär',“ rief er zwischen dem Lachen, „wenn die Herrens in Posen das wissen möchten, daß ihr evangelscher Herr Gutsverwalter mit 'm kathol'schen Pfarrer beten thut! He?“

Gustav grinste.

„Das möcht' schon sein,“ meinte er. „Aber das werden sie nicht erfahren ... von wegen ... weil's doch alles bloß in de größte Heimlichkeit geschehen thut ... und bei Nacht.“

„I, du ... es giebt auch bei der Nacht wachsame Augen ... und dankbare Gemüter ... das gieht's auch noch auf der Welt. Denk' doch bloß mal an, du, zu was für leichte und günstige Bedingungen wir unser Land hier gekriegt haben von de Kommission, und du nu deine Parzelle auch noch. Gelt? Man hat eigentlich doch alle Ursach', hübsch dankbar zu sein. Meinst' nicht?“

Der Gustav saß ganz still auf dem Wagen und glotzte den Vater blöde an.

„Na ja ... das wohl schon.“

„Na, und seine Dankbarkeit, die muß man doch irgend wie bezeugen, wenn man's kann. Gelt?“

„Ja,“ sagte Gustav in demselben dummen, trägen Ton wie vorher, „das schon.“

„Und das könnte man nu doch ganz leicht thun. Gelt?“

„J ... j ... ja ...“

„Da brauchte man bloß 'n Bogen Papier und Feder und Tinte zu nehmen und denn — mir geht ja 's Schreiben nicht mehr so leicht von der Hand als wie früher mal; aber du ... du kannst es doch gut und 's geht dir ganz leicht. Hast ja auch 'ne gute Schule besucht. Gelt?“

„Ja ... das schon.“

„Na ... und da setzt dich dann hin und schreibst auf dem Bogen Papier an de königliche Ansiedlungs-Kommission, daß du ihr zu dankbar wärst, um so was noch länger mitansehen zu können. Daß der Herr Gutsverwalter mit de Kathol'sche geht ... und mit de Polacken 'rumscharmuziert ... denn das 's doch auch wahr; gelt?“

„Ja ... das schon ... aber ...“

„Na, was denn ... 'aber?' Hast 'n denn nicht selbst schon sechsmal abends im Park begegnet mit 'm polnischen Mädel vom Schloß ... wie heißt's noch gleich?“

„Die Naska meinst?“

„Na freilich die Naska. Germanisieren soll hier doch der Herr Verwalter, dazu ist er doch hergesetzt geworden. Und anstatt daß er das thut, was thut er? Er verpolackt.“

„Ja ... hast recht, Vater.“

„Und der, der das an die Kommission mitteilt, der verdient überhaupt noch 'ne Belohnung und wird se auch kriegen. Und ... na ... du ... du könnt'st sie dir ja verdienen ... weißt.“

Gustav grinste von Ohr zu Ohr. Endlich hatte er verstanden, was der Alte von ihm wollte.

„Na ... das könnte mer ja machen,“ meinte er und kratzte sich hinterm Ohr. Ohne jede Regung von Skrupeln versprach er es.

„Na ... da mach's doch; heut' abend.“

„Wenn du 's meinst. Mir is recht.“

„Aber zu kein'm anderen drüber sprechen, weißt.“

„Warum denn?“

„Damit daß uns nicht noch 'n anderer zuvorkommen thut und dir die Belohnung vor der Nase wegnimmt. 's Maul wirst doch halten können. Was, du?“

„Na freilich. So ... nu hol' ich's letzte.“

Er fuhr mit seinem schwerfälligen Fuhrwerk davon. Der alte Wenzel aber grinste vor sich hin und stieß seinen Spaten mit solcher Wucht in den Erdboden hinein, als stieß er seinem Feinde einen Dolch ins Herz.

„Wird dir noch leid thun, Verwalter,“ murmelte er ingrimmig, „daß du 'n Wenzel beleidigt hast. Der vergißt nicht und vergiebt auch nicht. Nee! —“

* * *

Ella ging im Park spazieren. Sie liebte diesen schwer herniederhängenden, bleigrauen Himmel, diese erste, herbe Spätherbstkälte, die einem bis in die Knochen drang, und in der einem doch so

wunderbar warm wurde, wenn man eine Zeitlang rasch ging.

Sie hatte ein warmes, dunkelwollenes Kleid an, eine leichtwattierte Jacke, einen kleinen leichten Filzhut auf dem blonden Haar; so ging sie rasch in den nun schon fast völlig laublosen Alleen des Parks spazieren und fühlte mit Wohlbehagen, wie das Blut ihr rascher und lebhafter in den Adern zu zirkulieren begann, wie ihre Wangen sich mit einem sanften Rot zu färben begannen, und wie ihre Augen heller leuchteten. — Naska ging mit ihr, da man sie nicht gern ganz allein gehen ließ.

Es ward ihr allmählich so wohl zu Mut, daß sie den Park verließ und auf die Felder hinaus wanderte. Hier und da blieb sie einen Augenblick stehen und schaute den Leuten zu bei ihrer Arbeit; dann wieder entfloh sie eilends den häßlichen Dung- und Mistgerüchen, die ihr so unangenehm waren, wie wenig anderes auf der Welt.

Da kam quer übers Feld ihr in mächtigen Sätzen eine riesenhafte Dogge entgegengesprungen und rieb in stummer, freudiger Liebkosung ihren großen Kopf an dem Kleide der jungen Frau.

Die streichelte dem Tiere den Kopf.

„Wo kommst du denn nur her, Cäsar? Bist du allein?"

Dabei glitt ihr Blick forschend über das Feld hin. Cäsar antwortete durch ein seltsames Freudengeheul, wobei er den Kopf hoch emporreckte, um recht in die Luft hinausschreien zu können. Ella kannte dieses Heulen des Tieres sehr wohl. Er pflegte es nur dann auszustoßen, wenn er mit seinem Herrn spazieren gehen durfte. Daher wußte sie nun schon, daß Felix nicht weit entfernt sein konnte.

Und wirklich erkannte sie jetzt bei schärferem Hinsehen, in weiter Ferne, ganz am andern Ende des fünfzig Morgen großen Feldes, einen Reiter hoch zu Roß, dessen schlanke Silhouette sich scharf und in prächtigen Contouren vom grauen Horizont abhob.

Auch er, dessen scharfes Auge auf dem ganzen großen Felde weit und breit nach Cäsar suchte, hatte sie jetzt bemerkt und kam in gestrecktem Galopp übers Feld geritten, auf sie zu.

Freudeheulend raste Cäsar ihm entgegen und sprang hoch an Roß und Reiter empor, als er sie erreicht hatte.—

Dicht vor Ella hielt Felix das Pferd an und reichte ihr die Hand.

„Gingst du spazieren, Kind?"

„Ja, Felix."

„Es wird kühl. Findest du nicht?"

„Oh nein, mir ist ganz warm, und Naska auch. Nicht wahr, Naska?"

„Oh ja, gnäd'ge Frau."

Felixens Blick streifte beide, glitt vielmehr prüfend, vergleichend von der einen zur anderen.

Merkwürdig! Jedesmal, wenn er die beiden Frauen nebeneinander sah, entdeckte er von neuem eine gewisse vage Ähnlichkeit zwischen ihnen.

Beide waren kleine, zierliche Gestalten, Naska allerdings war voller und üppiger als Ella, die so zerbrechlich aussah, als könnte ein kräftiger Windhauch sie zu Boden werfen. Merkwürdig! mußte Felix denken — wie sie sich hielt! Trotz ihres sichtlichen Dahinschwindens sah sie heute wieder ordentlich frisch aus, mit diesen von der Herbstluft ganz rosig angehauchten Wangen.

Wieder flog sein Blick hin und her, zwischen der Herrin und der Dienerin; beide hatten fast das gleiche blonde Haar — das Haar Ellas war leichter, duftiger, flockiger — das Naskas reicher und schwerer, doch die Farbe war die gleiche.

Damit hörte dann allerdings die Ähnlichkeit auch auf. Denn die Augen und Gesichtszüge beider waren total verschieden; so verschieden wohl, wie ihre Charaktere und ihr Temperament es waren.

„Geh nur nicht zu weit, Ella, damit du dich nicht übermüdest, mein Kind," sagte Felix endlich, da das beiderseitige Schweigen ihm auf einmal peinlich wurde.

Und dabei glitt sein Blick wieder zu Naska hinüber und begegnete ihren Augen, die ohne Scheu, groß, voll und dunkel in die seinen tauchten.

„Willst du morgen mal wieder mit mir zusammen spazieren fahren, Ella?" fragte Felix, der seinen Blick noch immer nicht von dem der Naska losreißen konnte. „Vormittags

werd' ich wohl ein paar Stunden Zeit haben. Hättest du Lust?"

Sie klatschte fröhlich in die Hände, wie ein Kind, dem man eine Freude gemacht hat.

„Oh — ob! Natürlich hab' ich Lust."

Er mußte lächeln über ihre naive Freude.

„Also dann — um elf Uhr. Ist dir's recht?"

„Sehr."

Ein Arbeiter kam übers Feld auf Felix zu.

„Was giebt's, Kratochvil?"

„Der Herr Oberinspektor schickt diesen Brief."

Felix nahm ihn.

„Danke. Weiter nichts?"

„Nein, Herr."

„Schön."

Der Mann grüßte und ging wieder. Felix las seinen Brief.

„Ah so. Ich muß nach Napolle. Na," er sah auf seine Uhr, „es hat noch Zeit. Wollen wir 'n paar Schritte miteinander gehen?"

Er sprang dabei schon vom Pferde und führte es, die Zügel um den Arm geschlungen, hinter sich her, während er mit Ella plauderte und scherzte.

Naska ging hinter den beiden. Aber sie ließ kein Auge von ihnen, und ein gespannter, unruhiger Ausdruck legte sich in ihre Augen und auf ihre Gesichtszüge. Mitunter verunstaltete sogar ein häßliches Zucken, das ihr sonst nicht eigen, ihre Mundwinkel, sie mochte selber nicht wissen, welch ein böses Licht das sonst so sammetweiche Dunkel ihrer Augen erhellte und verhärtete.

Felix wandte sich einmal wie zufällig nach ihr um und sah es. Doch er sagte nichts.

„Du bist heute vergnügt, Felix, wie ich dich lange nicht gesehen," sagte die ahnungslose Ella.

„Ja — ich bin etwas zufriedener."

„Das freut mich. Ist etwas Gutes passiert?"

„Gutes! Mon Dieu!" Er furchte die Brauen ein wenig.

„So gut, wie mir überhaupt was passieren kann. Wir haben 'ne gute Kartoffelernte, die Kirche ist von außen fertig, im Schloß wird das Hämmern und Poltern, das Mutter so sehr störte, bald aufhören und der Schulsaal eingerichtet sein, und meine Ansiedler sind ruhig und scheinen zufrieden."

„Und dann bist du's auch?"

Mit ganz glücklichem Gesichtchen sah Ella zu ihm auf.

„Ja — dann bin ich's auch!" Sein Ton klang scharf und herb. „Du siehst, wie wenig dazu gehört, um mich zufrieden und sogar glücklich zu machen. Erfolg meiner Arbeit — Frieden und Ruhe. Das ist's, was ich vom Schicksal verlange. Du siehst, anspruchsvoll bin ich nicht. Was?"

Er lachte etwas bitter auf.

Ella sah ihn mit plötzlich wieder traurig gewordenen Augen an und legte ihre kleine, schmale Hand leicht auf seinen Arm.

„Oh, Felix, Felix! Warum willst du mich glauben machen, daß du glücklich bist, wo ich doch aus jedem deiner Worte das Gegenteil heraushöre."

Er hieb ungeduldig mit der Reitgerte nach den Stoppeln am Boden und blickte zur Erde herab.

„Du irrst, Ella, unglücklich bin ich nicht. Es wäre das auch sehr thöricht von mir. Man muß seine Bedürfnisse den Verhältnissen anpassen. Da ich weiß, daß eine größere Summe von Glück als die vorher genannte mir nun mal nicht bestimmt ist, so thu' ich wohl am besten, mich mit dieser abzufinden. Nicht?"

Sie sah ihn nur bedauernd an. Sie wußte hierauf nichts zu erwidern.

Naska hatte ihre Worte nicht vernehmen können, doch ihre Augen hatten jede Miene, jeden Blick der beiden fast verschlungen, so unausgesetzt hatte sie sie beobachtet; und ihre Blicke waren immer finsterer, ihre Wangen immer bleicher geworden.

Felix blieb stehen. Sie waren am Chausseegraben angelangt.

„So, hier sag' ich dir adieu, Ella. Ich muß jetzt eilen."

Einen Fuß schon im Bügel, wandte er sich suchend um.

„Wo ist denn der Cäsar geblieben? He, Cäsar! Komm fix."

Er stieß einen lauten, hellen Pfiff aus, worauf man Cäsar heranrasen sah über die Felder. Ella lachte und ging ihm entgegen.

„Was hast denn du, Naska?" wandte sich

Felix plötzlich an das Mädchen. „Bist ja so weiß! Fehlt dir was?"

Sie antwortete nicht, sondern blickte starr vor sich hin zu Boden.

„Wie das Frauenzimmer immer trotzig ist!" sagte Felix ungeduldig. „Warum antwort'st du nicht, wenn ich dich was frage?"

Sie schlug die Augen zu ihm auf.

„Na — so antworte!"

Sie sah ihn fest an.

„Na — wirst du nun endlich reden? Ja?"

„Nein, ich will nicht," stieß sie zornig zwischen den Lippen hervor — sprach's, wandte sich um und ging davon über das Feld.

„Ist die Person verrückt geworden? Da soll doch gleich ein Donnerwetter dreinschlagen," schimpfte Felix laut, „unverschämtes Weibsbild. Da möcht' man ihr doch gleich so mit der Peitsche eins überreißen," er schwang drohend die Gerte in der Luft, „so 'ne freche, aufsässige Person — aber warte — du."

Er machte Miene, ihr nachzusprengen.

„Nicht, nicht, Felix — laß sie gehen — bitte," bat Ella.

„Na — wenn du für sie bittest — mag sie jetzt laufen, in Gottes Namen. Aber sie kriegt ihr Teil noch ab für die Unverschämtheit — da kann sie Gift drauf nehmen."

Er sah dem Mädchen nach, wie sie dahinschritt über das kahle Feld. Wie trotzig und energisch ihr Gang! Im Einklang mit ihrem ganzen Wesen. Wie gerade sie sich hielt — wie hoch den Kopf — sie sah so stolz aus, als gehörte ihr der Boden, über den sie dahinschritt, in der klaren, rauhen Oktoberluft. Der Wind peitschte ihre Röcke, daß sie um sie herumwirbelten; sie kümmerte sich nicht darum. Kerzengerade, unbekümmert schritt sie weiter, dem Park entgegen, ebenso unbekümmert um des Herbstwindes wilde Angriffe, wie um den Zuruf des Herrn und Gebieters. Und während Felix ihr so nachsah und es laut noch einmal schwor, daß sie ihre Strafe hierfür bekommen würde und müßte, mußte er plötzlich lachen. — Die Sache war doch eigentlich sehr komisch gewesen.

„Soll ich mich schließlich über solch ein dummes Frauenzimmer noch ärgern?" lachte er. „Adieu, Ella."

Und er ritt davon, dem Dorf Napolle zu.

Aber ob er nun wollte oder nicht, er mußte den ganzen Tag über noch viel an die Person denken.

Er sah den Leuten beim Kartoffelernten zu und mußte an Naska denken.

Er sah dem Maler zu, der das kleine Gotteshaus inwendig ein wenig schmücken sollte, und mußte an Naska denken.

Er schrieb seinen Kassen-Rapport und Bericht über den letzten Ochsenverkauf nach Posen, und sah Naskas Bild vor sich auf dem Papier.

Er besprach die Arbeiten für die nächsten Tage mit dem Oberinspektor und dachte an Naska.

Immer und überallhin verfolgte ihn heute das Bild der unverschämten polnischen Magd.

Als er endlich abends in sein Zimmer trat, ertappte er sich zu seinem Schrecken sogar auf einer leisen Enttäuschung, weil er sie dort nicht, wie so häufig in letzter Zeit, mit irgend etwas beschäftigt — natürlich eine leere Ausrede, das mußte er wohl — vorfand.

Das verstimmte ihn — machte ihn nervös und mißmutig. Gerade heute war er aufgelegt gewesen, sie hier zu finden. Dann hätte er sie sogleich vorgenommen und ordentlich! Darauf hätte sie sich verlassen können, die freche Kröte.

Er warf sich mißmutig auf das schwarze Roßhaarsofa. Dann sprang er wieder auf, ging an das Tischchen, auf dem die Wasserkaraffe stand, und wollte sich ein Glas Wasser einschenken. Naska sorgte immer dafür, daß abends noch einmal frisches, kaltes Trinkwasser in sein Zimmer kam.

Aber heute — nein, was war denn das nur für eine verfluchte Unordnung! Die Karaffe war leer.

„Das ist doch wirklich stark!"

Er schrie es vor Zorn ganz laut. Mit einem Satz war er an der Klingelschnur und riß daran, daß man die Klingel durch den ganzen Korridor tönen hörte.

Mit großen Schritten ging er im Zimmer hin und her, bereit, zornig auf die Schuldige loszustürzen, sowie sie kam.

Ganz schüchtern klopfte man an die Thür.

„Herein.“ Er wandte sich der Thür zu, aber sein zornblitzendes Auge sprühte vergebens; in der Thür stand nicht die Schuldige, sondern Fräulein Born, die Wirtschaftsmamsell.

„Was ist das für 'ne Art und Weise, Fräulein Born,“ fuhr Felix los und unterdrückte die für Naska bestimmt gewesene Heftigkeit nur mühsam — „alles ist heut' in Unordnung — in meiner Karaffe ist kein Wasser —“

„Es wird sofort gebracht werden.“

Fräulein Born griff nach der Karraffe.

„Fehlt noch etwas, gnäd'ger Herr?“

„Noch was? noch was? Ja, natürlich fehlt noch etwas —“ er hielt plötzlich inne und besann sich — er konnte doch unmöglich sagen: „die Naska fehlt!“ So sagte er denn nur: „Ich weiß nicht. Mir scheint, es ist alles heute verkehrt. Mein Bett ist schlecht aufgedeckt —“

„Schlecht? So?“ Fräulein Born setzte eine pikierte Miene auf. „Ich habe doch das Bett aufgedeckt, und ich dachte doch, daß ich es verstünde —“

„Sie? Sie?“

Felix geriet förmlich in Verlegenheit. Das fehlte ihm gerade noch heute. Nun hatte er die empfindliche alte Jungfer auch noch beleidigt. Na, schön!

„Ich begreife nicht, warum Sie sich diese Mühe gemacht haben, liebes Fräulein Born,“ sagte er ruhiger.

Aber sie war und blieb pikiert. Und ihr Mund hatte sich bedenklich zugespitzt.

„Oh — Mühe!“ sagte sie nur. „Die kleine Mühe, die macht man sich ja schon gern. Freilich, wenn ich gewußt hätte, daß ich's dem gnäd'gen Herrn nicht zu Dank mache —“

„Herrgott im Himmel! davon ist doch aber gar keine Rede,“ polterte Felix. „Bloß natürlich einer, der so was alle Tage macht, der hat es schon besser im Griff und — und — überhaupt, Sie wissen sehr gut, Fräulein Born, daß ich Unregelmäßigkeiten nicht liebe, weder außerhalb noch im Hause — wo also steckt denn eigentlich die faule Person, die Naska?“

„Ich hatte ihr gestattet, sich früher zur Ruhe zu begeben,“ Fräulein Born sprach stets sehr fein, wenn sie beleidigt war, „weil sie über heftige Kopfschmerzen klagte. Ich bitte mir das gütigst zu entschuldigen, wenn es Unrecht von mir war.“

Sie schloß mit einem Knix.

Felix hatte seine kühle Ruhe inzwischen wieder erlangt. „Unrecht war es nicht. Es war, im Gegenteil, sehr menschlich, mein liebes Fräulein. Heute nur war diese — diese Menschlichkeit nicht ganz am Platze, weil Naska sich heute mittag schon eines Vergehens schuldig gemacht hat und jetzt noch von mir eine ordentliche Strafpredigt erhalten sollte.“

„Der gnäd'ge Herr werden einsehen, daß ich das nicht wissen konnte.“

„Selbstverständlich. Übrigens ... es macht nichts. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Ich werde die Person morgen vornehmen. Das bleibt sich gleich. Gute Nacht, Fräulein Born.“

„Gute Nacht, gnäd'ger Herr. Ich will bloß noch das frische Wasser hereinbesorgen.“

„Lassen Sie das schon ... ich brauch's gar nicht mehr.“

„Oh — ich bring' es noch.“

Sie verschwand. Felix blieb zurück und ärgerte sich über die Born, über die Naska, über alle und alles. Vor allen Dingen aber ärgerte er sich über sich selbst. Das ging doch schon wirklich über die Grenzen des Erlaubten hinaus! Dieser völlige Mangel an Selbstbeherrschung! Schrecklich!

Im höchsten Grade mißmutig begab er sich zu Bett.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

# Nazarener.

Von

**Victor von Reisner.**

[3]



Keinen Augenblick zweifelte Ruža daran, daß Stipan sie gern habe, und gerade deshalb, weil er nicht so keck wie die anderen war, hatte sie ihn ja so lieb gewonnen und immer wieder voller Freude beobachtet, mit welch heißen Blicken er ihr folgte.

Freilich, sie hatte ihn ja schon öfter allein zu treffen gewußt und sich genugsam darüber geärgert, wie blöd er dann dastand — accurat so, als ob sie der Herr Pfarrer und er das böse Gewissen wäre. Aber nun wußte sie sich ja das zu erklären. Zweifellos hatte er schon mit seinem Onkel gesprochen, und der wird ihm, geradeso wie die Mutter ihr, gesagt haben, daß alle Mühe vergebens sei, daß er sie nicht bekommen könne, und deshalb, um ihr Leid zu ersparen, hatte er sie wahrscheinlich nicht anzureden getraut und war ihr möglichst ausgewichen.

Oh der liebe, gute, süße Dummkopf, jubelte es in ihrem Herzen und den ganzen Tag über machte sie sich am Hofe zu schaffen, um zu sehen, ob er nicht ausging. Am liebsten wäre sie allerdings gleich zu Svilac hinübergerannt — irgend eine Ausred' hätte sich schon dafür gefunden — aber jetzt, wo sie wußte, wie es zwischen dem Vater und der Tetka (Tante) Barica gestanden, traute sie sich doch nicht so recht.

Nein, nein, sie wollte den Alten nicht unnütz reizen — konnte man's denn auch wissen, ob ihn nicht der Teufel ritt, es ihr dann für immer zu verbieten?! Und das mußte auf jeden Fall verhindert werden. War sie erst mit dem Stipan einig, na, dann mußte sie ja auf alles gefaßt sein, aber dann würden sie schon Gelegenheit finden, sich wo anders zu treffen — bis dahin hieß es halt scheinbar nachgeben und dem Alten fein den Koder streicheln.

Gerade als sie sich ihren Plan schön zurecht legte, hörte sie schrägüber ein Hofthor knarren, und rasch aufsehend bemerkte sie Stipan, einen großen, leeren Sack hinter sich herschleppend, auf die Straße treten.

Wo er nur hin will — dachte sie und schaute ihm, über den aus Kukurutzstauden hergestellten Zaun hinweg, nach. Als sie ihn dann über den Damm schreiten und links von der Kirche in den Feldweg einbiegen sah, glitt ein verschmitztes durchtriebenes Lächeln über ihr Gesicht, und laut singend, als ob sie an alles andere, nur nicht an den Schatz dächte, eilte sie nach dem Stall, um sich von dort auch einen Sack und die Sichel zu holen.

„Kamo — wohin?“ rief ihr die Mutter nach, als sie sie wie eine Wetterhexe durch den Šlivnik (Pflaumengarten) davonspringen sah.

„Idem oko djetelinu za marvu — ich hole den Klee fürs Vieh,“ rief die Dirn, über und über errötend, zurück, und die weiteren Zurufe absichtlich überhörend, schmetterte sie ihr Liedchen noch lauter heraus und schaute hurtig aus dem Bereiche der mütterlichen Stimme zu kommen.

Erst an des Pfarrers Weizenfeld, das in hohen Ähren stand und durch welches ein ausgetretener, nur für eine Person platzgebender Fußpfad führte, machte sie halt.

Sie kalkulierte ganz richtig, daß Stipan hier abgebogen sein und nicht den weiten Umweg auf dem Feldweg gemacht haben mochte. Das thaten ja mit Erlaubnis des geistlichen Herrn alle, deren Felder auf dieser Seite lagen.

Einen besseren Punkt, ihn abzufangen, hätte sie also gar nicht finden können. Seine Schüchternheit berücksichtigend, hörte sie aber jetzt mit dem Singen auf, kauerte am Boden nieder und wartete.

Stipan pfiff sich indes eins, sichelte dazu im Takt, stopfte dann den frischen, saftigen

Klee in den Sack, und diesen über den Rücken schwingend, trat er den Rückweg an.

Inmitten des Weizenfeldes schaute er plötzlich überrascht in die Höhe und blieb wie versteinert stehen. Gerade die, an die er den ganzen Tag und eben jetzt noch gedacht, stand lächelnd vor ihm und sah ihn so eigentümlich spitzbübisch an.

„Dobar večer — guten Abend, Ruža," sagte er endlich — „warte, ich mach' dir gleich Platz," und damit wollte er ins Weizenfeld treten.

„Nicht doch," hielt sie ihn davon ab — „du machst Schaden."

„I wo," lachte er verlegen — „das richtet sich schon wieder auf."

„Nein, nein, das richtet sich nicht mehr auf, dazu sind die Ähren viel zu schwer," sagte sie überstürzend; und langsamer, ihm bittend in die Augen schauend, setzte sie schmeichlerisch hinzu: „Du kannst ja auch umkehren, und wenn's dir nicht zu sehr mit der Zeit eilt, dann wär's wohl schön, wenn du mir ein klein wenig helfen thätst."

Ohne etwas zu erwidern, machte er kehrt, ließ, bei Užarevićs Kleefeld angekommen, seinen Sack zur Erde gleiten und fing unverdrossen zu sicheln an.

Kopfschüttelnd sah sie ihm zu, bemerkte aber glückselig, wie er zeitweise verstohlen zu ihr aufblinzelte, um sich dann umso tiefer zu bücken.

„Dosta, dosta — genug, genug," fing sie auf einmal zu lachen an — „du denkst wohl, daß ich das ganze Feld in dem Sack da nach Hause schleppen soll."

„I jebemti kobasica — i, du verfluchte Blutwurst," stimmte er in ihr Lachen ein — „ich Esel sichle und sichle und anstatt an die Arbeit zu denken, denk' ich an . . ." — er brach jäh ab und begann den Klee auf einen Haufen zu scharren.

Ruža klopfte das Herz zum Zerspringen.

„An was hast denn gedacht?" fragte sie errötend.

„Eh, an was sonst sollt' ich gedacht haben," wich er aus, „an — an — an nichts hab' ich gedacht."

„Ist nicht wahr," fing sie zu weinen an, und ohne sich dessen so eigentlich bewußt zu sein, sprudelte sie leidenschaftlich heraus: „An mich hast du gedacht, bist aber zu feige, es zu sagen, daß du mich lieb hast, und wenn's nach dir ging, könnt' ich den Pavo heiraten, den ich doch einmal nicht mag, und wenn der Vater auch . . ."

„Den Pavo sollst heiraten?" rief er und packte sie auf einmal beim Handgelenk, „daraus wird nichts, und wenn ich den Hund erschlagen müßt!"

„Ja, hast mich denn wirklich so lieb?" lächelte sie unter Thränen.

„Und ob ich dich lieb hab'!" und er zog sie, alles andere vergessend, an sich, „mehr als mein Leben hab' ich dich lieb, mehr als die Engel im Himmel unsern Herrgott, mehr als ich weiß nicht was! — Und du, du hast mich auch so stark lieb?"

Fest preßte sie sich an ihn und hauchte nur: „Moj Stipane — mein Stipan."

Da zuckte er so auffallend zusammen, daß es ihr auffiel, und sie bemerkte zu ihrem Schrecken, wie blaß er geworden.

„Was ist dir denn?" fragte sie ängstlich.

„Oh nichts — nichts — wirklich nichts," versuchte er zu lächeln, „'s ist nur die Freud'. Aber siehst du — ich weiß nicht, wie ich's dir sagen soll — wenn du zu mir nicht — Stipan sagen thätst, sondern . . ."

„Pro Bogo — um Gottes Willen, du bist doch nicht übergeschnappt — wie denn sollt' ich zu dir sagen?!"

„Freilich, freilich, wie denn sollst du zu mir sagen," lachte er blöde, „aber siehst du, die Sach' ist nämlich die: ‚Stipan sagen zu mir doch alle, der Onkel und die Tant', und der Gendarm und der Kuhhirt, und . . ."

„Na ja, du heißt doch auch so . . ."

„Freilich, freilich, wie denn sollt' ich heißen, aber siehst du, wenn man sich lieb hat, da thut man sich doch auch etwas extra zu lieb. Und siehst du, mein Mütterchen — Gott hab sie selig und geb' ihr die ewige Ruh' — hat zu mir, natürlich nur wenn wir allein waren, immer Vuk gesagt, weil's doch der Vater nicht zugegeben hat, daß sie mich auf den Namen tauften. Und siehst du," fuhr er überstürzend fort, „das war doch ein so schönes Geheimnis zwischen mir und

meinem Mütterchen, und weil ich doch mein Mütterchen so gern gehabt hab' und du, weiß Gott, die erste Dirn bist, die ich wirklich von Herzen gern hab', darum thu' mir die Lieb und sag' zu mir, freilich nur wenn wir allein sind — auch . . .

„Moj ljubezni Vuk — mein geliebter Vuk," schloß sie ihm mit einem Kuß den Mund, und dann, als er sie frei ließ, fragte sie zärtlich: „Willst du mich vielleicht auch so rufen, wie dein Mütterlein hieß?"

„Nein, nein, Gott bewahre," drückte er sie glücklich an sich, „ti si moja Ruža, moje slatko ružice — du bist meine Rose, mein süßes Röschen."

„Schau mir einer den Schmeichler an," klopfte sie ihm auf den Mund, „und früher hat er sich kaum getraut, einem einen 'schön' guten Tag' zu geben."

„Doch, Schatz, da im Herzen hab' ich noch ganz andere Dinge zu dir gesagt, und wenn du wüßtest, wie . . ."

„Heilige Maria," stieß sie plötzlich aus und bückte sich rasch nach ihrem Sack, „der Vater!"

„Sto tam tjerajte — was treibt ihr dort!" rief der Alte im selben Augenblick wütend übers Feld herüber, „skoči što ne noge nose — lauf, was dich die Füße tragen! Und du, nazarenischer Hund, laß das vermaledeite Frauenzimmer in Ruh', sonst sollst was erleben!"

„Eh, ich will sie . . ."

„Šute — schweige," flüsterte die Dirn, „du bist ja doch mein alles, ich laß nie von dir — moj dragi Vuk — mein geliebter Vuk."

Beklommen schaute der Bursche der Davoneilenden nach, dann schwang er wieder seinen Sack über den Rücken, und langsam den Rückweg einschlagend, murmelte er mit fester Entschlossenheit:

„Und wenn ich tausend mal gestorben wär', sie wird doch die meine! Tako mi sveca — bei allen Heiligen!"

* * *

Über ein Jahr war seit dem Tag, da der alte Užarević die Liebenden auseinandergetrieben hatte, dahingegangen, und Svinodol stand noch immer auf dem selben Fleck. Und wenn nicht Jerolim Svilac einen neuen Obor (Schweinemaststall) gebaut hätte, so wäre auch rein gar nichts zur Vergrößerung und Verschönerung des Ortes geschehen.

Aber gerade dieser Schweinestall stach dem Dorfrichter Užarević in die Nase — was jedoch noch weit schlimmer war, sozusagen in die selische Nase, und er ließ es sich nicht ausreden, daß sich der Jerolim nur deshalb erweitert habe, um ihn damit zu ärgern.

Natürlich mußte dafür Ruža büßen, nicht anders, als ob der Stall zu ihrem persönlichen Gebrauch oder doch wenigstens ihr zu Ehren erbaut worden wäre, und jedesmal, wenn bei Jerolim eine Sau ferkelte, was die boshaften Nachbarn stets brühwarm hinterbrachten, that die Dirn gut, dem Vater hundert Schritt aus dem Wege zu gehen, wenn sie nicht für den Familienzuwachs bei Stipans Pflegekindern verantwortlich gemacht werden wollte.

Ja, ja, das war eine traurige Zeit für das arme Mädchen, und sie sah recht eingefallen und abgehärmt aus.

Den größten Kummer bereitete ihr aber Stipan selbst. Seit sie ihm das erste Mal gesagt, wie schön es wäre, wenn auch er Nazarener würde, und wie sehr sich sein Onkel und seine Tante darüber freuen müßten, war er immer verschlossener und düsterer geworden. Und zweifelte sie auch nicht, daß er sie aus ganzem Herzen liebe, so that es ihr doch weh, daß er ihr nicht den Grund seines geheimen Kummers anvertrauen wollte.

Der Bursche litt aber unter dem Druck seines schrecklichen Geheimnisses noch weit mehr, als sie ahnte, und hatte er auch dadurch, daß der Alte von einer Verheiratung nichts wissen wollte, momentan von dieser Seite keine Entdeckung zu befürchten, so konnte er ihr doch bei einem Übertritt zu den Nazarenern nicht entgehen.

Und dazu war er so ziemlich entschlossen.

Als Ruža das erste Mal davon gesprochen hatte, war er allerdings erschrocken zusammengefahren und hatte diesen Gedanken weit von sich

gewiesen. Immer aufmerksamer beobachtete er aber seitdem den Onkel und die Tante und die anderen Nazarener, und nach und nach bemächtigte sich seiner die Sehnsucht, auch so in Frieden dahin zu leben wie diese, die nur an Gott dachten und deren ganzes Thun und Lassen den Geist der inneren Zufriedenheit atmete.

In dieser Zeit bat er auch den Onkel, ihm zu erlauben, an den Andachten seiner Gemeinde teilnehmen zu dürfen, was dieser mit glücklichem Lächeln zugab.

Die Gemeinde der Nazarener zählte in Svinodol nicht ganz dreißig Köpfe, zu denen dann noch drei Familien aus dem benachbarten Bundovce hinzukamen, und allwöchentlich einmal hielten sie ihre gemeinsame Andacht in Onkel Jerolims großer Scheune ab. War diese jedoch zur Erntezeit mit eingefahrenem Getreide gefüllt, dann schlichen sie, um von den anderen Ortsinsassen nicht gestört oder gar verhöhnt zu werden, einzeln und auf verschiedenen Wegen nach dem nahen Gemeindewald, wo sie in freier Gottesnatur ihre Andacht vollbrachten.

Bei solch einer geheimen Zusammenkunft war Stipan das erste Mal in ihren Kreis getreten und hatte sich, anfangs voll gespannter Verwunderung, dann aber mit immer tieferer Ergriffenheit, ihren einfachen und gerade deshalb so sehr zu Herzen gehenden Gebräuchen hingegeben.

Verlassen wie er sich fühlte und gezwungen, fortwährend vor einer Entlarvung auf der Hut zu sein, mußte dieses feste, unerschütterliche Zusammenhalten, dieses selbstverständliche Sichbeistehen wie eine elementare Macht auf sein zerrüttetes Gemüt wirken. — Schon das gemeinsame Gebet, das nicht wie in der Kirche in monotoner Weise dahergemurmelt wurde, sondern aus wirklich gottvertrauenden und zu ihm hoffenden Herzen voller Inbrunst zum Himmel stieg, drang gleich einem Wonneschauer in seine Seele und erfüllte ihn mit zagender Sehnsucht nach Verzeihung und Vergebung seiner Sünden. Und wenn dann gar eines aus der Gemeinde aufstand — Mann oder Weib, Bursche oder Dirne — um in momentaner göttlicher Eingebung und erleuchtet durch den heiligen Geist das Wort des Herrn zu predigen, da fühlte er doppelt seine Unwürdigkeit und verzweifelte schier, ob ihm je die Gnade der Erlösung erblühen werde.

Mit unwiderstehlichem Drange trieb es ihn seitdem, sich dem Onkel anzuvertrauen und von ihm zu erfahren, ob er trotz seiner Sünden in ihren Bund aufgenommen werden würde.

Der aber ließ es zu keiner Aussprache kommen, sondern sagte nur in seiner einfachen, schlichten Art:

„Laß dir noch Zeit, so etwas will sehr reiflich überlegt sein. Wir wollen nur geläuterte Menschen unter uns haben, und wenn du fürchtest, daß deine Kraft im Wollen des Guten erlahmen könnte, dann stehe lieber ab davon. Also prüfe dich erst recht gründlich, mein Sohn, und bedenke wohl, daß die Engel über einen rückfälligen Sünder viel blutigere Thränen weinen, als über den, der gedankenlos gesündigt und dem die göttliche Offenbarung noch ein verschlossenes Buch ist.“

„Ich weiß schon jetzt, daß ich die Prüfung bestehen werde,“ hatte ihm darauf Stipan zuversichtlich geantwortet, „und deshalb bitte ich dich, bei allem, was dir heilig ist, mein Bekenntnis anzuhören.“

„Nein, nein,“ hatte sich der Alte gewehrt, „du mußt erst viel länger und viel tiefer in dein Herz blicken, und nicht mir, sondern der ganzen Gemeinde hast du dann deine Sünden zu gestehen.“

Davor war der Bursche zurückgeschreckt — und wenn er auch den Mut gefunden hätte, dem guten Alten seinen schmählichen Betrug zu bekennen und seine Verzeihung zu erflehen, so bangte ihm doch vor solch öffentlichem Schritt.

Die ganze Woche schlich er grübelnd und überlegend herum und konnte zu keinem festen Entschluß kommen. Nur wenn er Sonnabend mit hochklopfendem Herzen zur Andacht schlich, und die Mitglieder ihn mit so treu-biederen und ermunternden Blicken ansahen, begann er wieder Mut zu schöpfen. Sobald aber die neue Woche anbrach, drängte sich wieder die Furcht hervor und erschütterte seine besten Vorsätze.

Dieser innere Zwiespalt machte ihm das Leben zur Qual, und die Angst, daß Ruža, sobald sie die Wahrheit erführe, von ihm nichts

mehr werde wissen wollen, machte ihn vollends kopflos.

Und dabei zu denken, daß an alldem nur das vermaledeite, falsche Geld schuld sei!

„Oh Gott," stöhnte er in seiner Herzensnot, „nicht mich darfst du strafen, sondern den Direktor, der mich mit Willen ins Unglück gestoßen. Hab' Erbarmen und laß mich nicht noch fremder Leute Sünde büßen — ich hab' ja an den eignen genug."

Von solchen Gedanken benommen, schlich er wieder eines Sonnabends abend zu dem Versammlungsort der Nazarener. Der Weisung des Onkels gemäß, ging er die Landstraße entlang, um erst außer Gesichtsweite des Dorfes nach dem Walde abzubiegen. Eben als er dies thun wollte, glaubte er Ruža, die in Bundovce bei Verwandten gewesen, auf sich zukommen zu sehen und blieb, obwohl sie ihn noch nicht erkannt haben konnte, unwillkürlich stehen.

„Du gehst wohl zu den Nazarenern," sprach sie ihn bald darauf an; und da er nicht lügen, aber auch die Gemeinde, die bei einem Verrat von dem Pfarrer und von der Behörde verfolgt zu werden befürchtete, nicht verraten wollte, so schwieg er und schaute verlegen zu Boden.

„Čuj — höre," sagte sie gekränkt, „vor mir brauchst du's doch wirklich nicht zu verheimlichen — ich wollt', du hättest den Mut, dich endlich zu ihnen zu bekennen."

„Und dein Vater?!"

„So red' doch nicht wie ein altes Weib. Was kümmert dich überhaupt mein Vater? Thu' doch endlich, wozu dich dein Herz treibt, und was auch ich zu unserem Wohl erwünsche. Bist du erst wirklich Nazarener, dann haben wir wenigstens an diesen aufrichtige Freunde, auf die man sich verlassen kann. Oder glaubst du vielleicht, daß sich mein Alter um solche Sachen schert? Den Teufel schert er sich darum, und wenn nicht der alte Jerolim dein Onkel wär', könntest du von ihm aus sogar Unierter sein."

„Vielleicht ist er garnicht mein Onkel . . ."

„Was sagst du?"

„Nichts, nichts, ich mein' nur so," stotterte der Bursche verlegen — „aber siehst du, wenn ich übertrete, dann könnte vielleicht so mancherlei herauskommen und am End' auch, daß ich garnicht — ich bin — und . . ."

„Da ti nešto kažem — daß ich dir etwas sage," unterbrach ihn die Dirn resolut, „daß es mit dir nicht recht stimmt, weiß ich schon längst — aber ich lieb' dich nun einmal und werd' dich lieb behalten, selbst wenn du einen Mord oder noch Schlimmeres auf dem Gewissen hättst."

„Ruža, ist das auch wahr?!"

„So wahr als ich an die heilige Dreieinigkeit glaube," beteuerte sie, die Hand zum Schwur erhoben — „und nun geh', zeig', daß du ein Mann bist, der das Herz am rechten Fleck hat." — Dann küßte sie ihn herzhaft, und ehe er noch antworten konnte, sprang sie davon, ohne sich nur ein einzigesmal nach ihm umzusehen.

Wie betäubt schaute er ihr nach, so lange sie nur noch seine Augen bemerken konnten, dann hob seine Brust ein Seufzer der Erleichterung, und das Zeichen des Kreuzes machend, betrat er gehobenen Mutes den Wald.

Je näher er aber dem Versammlungsort kam, desto zögernder wurden seine Schritte, und schließlich blieb er, um nicht die Andacht zu stören, ganz stehen. So lange das gemeinsame Gebet dauerte, rührte er sich auch nicht von der Stelle, als aber Onkel Jerolim mit verklärtem Antlitz aufstand und zu predigen begann, da hielt es ihn nicht mehr, und vorsichtig, jedes Geräusch sorgfältig vermeidend, schlich er bis dicht an die im Kreise Knienden heran.

Der Alte sprach, die Augen unverwandt zum Himmel gerichtet, in visionärer Verzückung vom heimgekehrten Sohn und schilderte, wie ihm jetzt erst der verborgene Sinn dieser biblischen Geschichte klar geworden sei. Nicht nur um einen leiblichen Sohn handle es sich dabei, sondern die göttliche Gnade wäre damit gemeint, die ins Haus des Gläubigen einkehre. Und ihm sei solch göttliche Gnade zu teil geworden, indem ihm ein Sohn geworden sei, der zwar noch mit sich ringe, aber sicher den Weg zum Kreuz und in ihrer Gemeinschaft den Frieden seiner Seele finden werde.

Da unterbrach herzzerreißendes Schluchzen die feierliche Stille, und ehe noch jemand ahnte, was geschehen, stürzte sich Vuk vor dem Alten

nieder, umklammerte seine Füße und schluchzte nur: „Verzeih — vergieb!“

„Steh auf, mein Sohn,“ sprach der Älteste der Gemeinde, ein Bauer mit silberweißem Haar, und trat an ihn heran — „wenn ich dich recht verstehe, so willst du in unseren Bund aufgenommen sein.“

„Ich bin nicht würdig,“ stöhnte Vuk — „meine Sünde kann nicht vergeben werden.“

Nun hob der Alte den Burschen zu sich empor und schaute ihm mit mildem, im voraus Verzeihung verheißendem Blick in die Augen. Und als Vuk noch immer nicht den Mut zur Beichte fand, sagte er:

„Weißt du, was im Evangelium Mathäi steht? ‘Denn wer da bittet, der empfängt, und wer da suchet, der findet, und wer da anklopfet, dem wird aufgethan’ — und nun rede, denn nicht deine Richter wollen wir sein, sondern deine Brüder.“

Und alles, was sein Gewissen bedrückt, floß nun über die Lippen des Reuigen, und keinen Gedanken, geschweige denn eine That verschwieg er vor der atemlos lauschenden Gemeinde, die bald zu ihm, bald zu Jerolim mitleidsvoll emporsah.

Schon lange hatte er geendet, und noch immer regte sich nichts um ihn.

Da trat endlich der Älteste auf Jerolim zu, der das Gesicht halbabgewendet hielt, und dem Thräne um Thräne über die Wangen rollte.

„Bruder,“ sagte er sanft, „an dir ist's, ihn zu allererst in die Arme zu schließen und ihm den Bruderkuß zu geben.“

„Wartet, ich kann noch nicht — es ist zu bitter,“ stammelte dieser.

„Jerolim, Jerolim,“ sagte der Älteste voll der tiefsten Kümmernis, „ist dein Herz noch nicht so weit geläutert, um sofort verzeihen zu können? Muß ich auch dich an das Wort der heiligen Schrift erinnern: ‘Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet, denn mit welcherlei Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden, und mit welcherlei Maß ihr messet, wird euch gemessen werden’!“

„Hvali ti za opomenu — ich dank' dir für die Ermahnung,“ rief jetzt Jerolim und drückte in tiefer Ergriffenheit des Alten Hände, und Vuk auf die Stirn und beide Wangen küssend, sprach er: „Von dieser Stunde an bist du unser Bruder, und hast du dich in mein Haus geschlichen und mich betrogen, so soll es dir um Christi willen verziehen sein — und um der Liebe willen, die du mir bewiesen, bleibst du mein Sohn.“

„Onkel!“ — schrie Vuk im Übermaß des Glückes auf.

„Nein, nicht Onkel — Vater sollst du mich von nun an nennen, mein Sohn,“ und Jerolim zog ihn an die Brust und führte ihn dann von einem zum andern, damit sie ihm den Bruderkuß gäben.

„Und nun laßt uns beten und Gott für sein erneutes, sichtbarliches Wunder danken,“ ermahnte der Älteste, und als dies geschehen, schloß er mit einem aus tiefstem Herzen kommenden: „Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi sei mit euch allen! Amen“ die Andacht.

Geräuschlos wie sie gekommen, entfernten sich auch alle. Nur der Älteste — Jvan Kuzmanović, sein Bruder Nikola, Jerolim und Vuk blieben zurück.

„Du wirst wohl wissen, mein Sohn,“ wandte sich, sobald sie allein waren, Kuzmanović an Vuk, „daß du erst dann in unsere heilige Gemeinschaft aufgenommen werden kannst, nachdem du vor der Obrigkeit den Austritt aus deiner bisherigen Religionsgenossenschaft erklärt hast.“

Vuk nickte nur — er war zu ergriffen, um sprechen zu können.

„Gut,“ fuhr der Alte fort, „wir werden dich auf diesem schweren Gang begleiten — und dann fahren wir zum Gericht, denn siehst du, mein Sohn, Gott hat die Obrigkeit zu unserm irdischen Richter eingesetzt. Habe aber Mut, du hast ja nur aus Dummheit gefehlt, die Strafe wird also nicht hart sein, und wenn sie auch strenger ausfallen sollte, als du verdienst — sind doch die Richter auch nur irrende Menschen — so wirst du dann an unseren Herzen jene Kränkung vergessen. Und nun, Gott befohlen.“

Jerolim und Vuk blieben allein.

Da schloß ihn der Alte nochmals in die Arme, und als der Bursche von neuem um Verzeihung flehen wollte, wehrte er es ab.

„Aber weißt du," sagte, er „wen du noch um Verzeihung bitten mußt? — Ruža. — Geh', suche sie zu treffen und sprich dich mit ihr aus, und erst dann, wenn auch sie dir verziehen, darfst du auf eine glückliche Zukunft hoffen."

* * *

Svinodol lag wie ausgestorben da. Nur Greise und krummrückige Großmütterchen saßen auf den Straßenbänken, und da sie nicht mitgekonnt hatten, so sprachen sie wenigstens über das große Ereignis, das sich heute in der Stadt abspielte.

Ob er etwas abkriegen und wie lange er wohl werde sitzen müssen, war die Frage, die alle auf das lebhafteste interessierte, deren Lösung sie mit fiebernder Ungeduld erwarteten und über welche sie selbst die Fütterung des Viehs vergaßen.

Nicht minder lebhaft wurde dieselbe Frage in der Stadt zwischen den Svinodolern erörtert, die in einer Schenke unweit des Gerichtsgebäudes beisammen saßen. Und da sich zu ihnen einige als Zeugen geladene Bauern aus Vuks Heimatsgemeinde Valovce, hinzugesellt hatten, so gab es der Red' und Gegenred' kein Ende.

„Und ich sage euch," führte ein Valovcer das große Wort, „der Vuk hat es faustdick hinter den Ohren. Der pfeift auf euch und auf die Nazarener, und wenn er sich selbst beschuldigt hat, dann wird er schon ganz gut wissen, warum er es gethan hat. — Oder glaubt ihr vielleicht, daß sich einer einsperren lassen und das viele, schöne Geld herausgeben wird, wenn er's garnicht nötig hat?!"

„Eh komšia — Nachbar," meinte Užarević, „ihr habt bei euch keine Nazarener, da kannst du freilich nicht wissen, was für Narren das sind. Nicht einmal beim Militär wollen sie dienen, was doch gewiß für jeden Kroaten eine Ehr' ist."

„Das ist ja alles möglich, aber ich weiß, was ich red', und ich sag' euch, der Vuk giebt nichts Gestohlenes heraus, wenn er damit nicht etwas bezweckt. Gott ist mein Zeuge, daß ich ihm nichts Böses nachsagen will, ich hab ihn sogar immer gut leiden können, aber ich frag' einen Menschen, woher sollt' der auf einmal zu der vielen Frömmigkeit kommen?!"

„Das Gewissen wird ihn wohl bedrückt haben."

„I du Spaßvogel," lachte der Bauer, „das Gewissen! das müßt' er doch rein gefunden haben, wie er seine vier Jahr abgesessen hat. Das Gewissen! Möcht wissen, wie er zu so etwas kommen sollt' — bei uns hat keine Seel ein Gewissen, und doch sind wir ehrliche Leut'. Das Gewissen! Als ob ein Bauer so etwas braucht. Zahl' du nur zur Zeit deinen Pores (Steuer), und kein Mensch wird von dir ein Gewissen verlangen."

„Aber die Nazarener, Bruderherz, die Nazarener! Die Bande kennst du nicht!"

„Und ich sag' euch, der Vuk ist gar kein echter Nazarener, der stellt sich nur so. Das muß ich, der ihn von kleinauf kennt, besser verstehn."

Užarević wurde nachdenklich. Es ging ihm da ein Gedanke durch den Kopf, der ihm viel Spaß machte, und wenn sich die Geschichte wirklich so verhielt, wie er sich's nun ausdachte, dann hatte er ja die schönste Gelegenheit, an Jerolim, dem scheinheiligen Hund, der ihm die Marica weggeschnappt, Rache zu nehmen.

„Čuj komšia — hör', Nachbar," sagte er halblaut und klopfte dem Valovcer freundschaftlich-derb auf die Schulter, „komm' einmal hinaus, ich hätt' mit dir etwas Extriges zu bereden."

„Kann's denn nicht hier sein? Beim Schnaps red't sich's, weiß Gott, vernünftiger."

„Komm' nur, komm', meine Čutura (Holzflasche) ist noch voll."

„Na, dann in Gottes Namen," erhob sich dieser schwerfällig und folgte ihm.

Sie gingen über den Hof und zwischen den Wagen hindurch, auf denen die Weiber kauerten, die natürlich nicht mit den Männern im Wirtshaus sitzen durften, nach der Straße.

Besorgt sah Ruža dem Vater nach; der aber würdigte weder sie, noch sein Weib eines Blickes und stampfte gelassen weiter.

„Und nun sag'," fragte er, als sie endlich ohne Zeugen waren, „glaubst du wirklich, daß der Stipan, — der Vuk," verbesserte er sich, „solch ein durchtriebener Schlingel ist?"

„Bei meiner Seel und so wahr ich nie unschuldig gesessen hab', er ist's!"

„Eh, Bruderherz, dann mußt du aber doch auch wissen, warum du das glaubst."

„Weiß ich auch."

„Na, und warum denn?"

„Eh, warum willst du's denn wissen?"

„Nur so — zum Spaß."

„I, das glaub' dir ein anderer, gieb einmal die Flasche her."

„Pij brate — trink, Bruder, trink nur, aber dann red' auch."

„Ich werd' mich hüten, mir für ein' Schluck Schnaps die Zunge zu verbrennen."

„Wirst mich doch nicht für einen Spitzbuben halten?"

„Eh, kann man's wissen? Von außen schaut ein Spitzbub grad' so gut wie ein ehrlicher Mensch aus."

„Al si avkat — bist du ein Advokatus! Aber bei meiner Seligkeit, ich mein's mit dem Burschen gut, und mir wär's schon recht, wenn du recht hättst."

„Wenn ich nur wüßt, ob du auch wirklich die Wahrheit redest, denn siehst du, dort drüben ist das Gericht, und kann man's denn wissen, ob du mich nicht hineinlegen willst?!"

„Bei meiner Seele Seligkeit und so wahr ich an den gekreuzigten Heiland und die heilige Maria Mutter Gottes glaube, du darfst mir vertrauen," beteuerte Užarević.

„Eh, dann sollst es wissen, 's ist ja auch weiter nichts Kränkendes, ich hätt's eigentlich drinn' ebenso gut sagen können."

„Warum hast es denn dann nicht?"

„Hat mich denn einer darum gefragt? — Aber laß mich erst eins trinken. Da se pomirimo — damit wir uns wieder vertragen," und damit setzte er die ihm dargereichte Čutura an den Mund und ließ beinahe die Hälfte ihres Inhalts hinabgurgeln.

„Gieb acht, du ersaufst," hielt ihn Užarević zurück.

„Hab' keine Angst, Bruderherz, da ist viel Platz, und die Gurgel will doch geschmiert sein," damit wischte er sich den nassen Mund ab, „und jetzt will ich auch reden. — Siehst du, vom Pflaumenbaum fällt die Pflaum und sein Lebtag kein' Birn, und der Sohn von einem Zuchthäusler ist nicht zum Pfarrer geboren. Verstehst? Na, und was wahr ist, ist wahr, der Alte hat wenig Zeit gehabt, hinterm Pflug daherzugehen, weil er doch meistens auf Königs Kosten gelebt hat, und wenn er dann wirklich einmal herausgekommen ist, so war's doch nur sozusagen besuchsweise, denn 's hat ihn nie lang in der Freiheit gelitten — war eben ein Pechvogel, und die Gendarmen haben ihn scharf aufs Korn genommen."

„Das ist ja alles recht schön," wiegte Užarević bedächtig den Kopf hin und her, „aber kann man denn wissen, ob auch der Vuk . . ."

„Magarac — Esel! Hat er vielleicht nicht auch schon gesessen?"

„Das schon, aber doch nur wegen Totschlag."

„Eh, Bruderherz, mit solch' unschuldigen Sachen fängt man an, aber ich sag' dir, wer einmal zwischen die vier Mauern gerochen hat, der lernt dort sicher auch das andere."

Das leuchtete Užarević vollkommen ein, doch war damit seine Neugierde noch keineswegs erschöpft.

„Warum meinst denn aber," fragte er, „daß er Nazarener wurde?"

„Eh, das ist doch klar. Oder hast du nicht vielleicht selbst gesagt, daß das so Fromme sind, die keine Sünden begehen und denen kein Mensch einen Diebstahl oder sonst was zutraut?!"

„Na ja, aber ich seh' nicht ein . . ."

„Herrgott, bist du kurz von Verstand! Hab' ich dir nicht gesagt, daß die Gendarmen seinem Alten fortwährend auf die Finger geschaut haben! Na, siehst du, das hat ihn eben gewitzigt, und damit 's ihm nicht ebenso geht und er halt schön gemütlich und in Ruh wildern und sonst noch allerlei treiben kann, ist er eben unter die Frommen 'gangen. Verstehst jetzt?"

„Schon, schon."

„Na, Gott sei dank — und ich geh' nun hinein, der Stöpsel auf deiner Čutura scheint ja doch mittlerweil eingerostet zu sein."

Užarević hörte ihn garnicht mehr — jetzt hatte er an ganz etwas anderes, als an Durst zu denken.

Wenn der Vuk wirklich so war, wie der sagte — und daran war ja garnicht mehr zu zweifeln — dann mußte der Jerolim doch früher oder später dahinterkommen, daß er dem durch-

triebenen Spitzbuben aufgesessen sei! Ja, ja, das gab einen Hauptspaß! Aber — überlegte er weiter — damit war doch noch immer nicht viel erreicht. Er wird ihn eben hinausschmeißen und es umso schneller verschmerzt haben, als ihm ja der Bursche mittlerweile gehörig in die Tasche gearbeitet hatte — denn ein fleißiger Arbeiter war er, das mußte ihm der Neid lassen.

Ja, wenn es so einzurichten ginge, daß der Alte gehörig im Vermögen geschädigt würde, das wäre etwas anderes — das vergißt sich nicht so leicht!

Und wieder tauchte sein ursprünglicher Plan, der ihm schon im Wirtshaus gekommen, in seinem Kopf auf.

Na ja, und warum sollt er ihm denn jetzt die Dirn eigentlich nicht geben? Verwandt mit dem scheinheiligen Hund war er ja doch nicht, und wenn er schon für den gewildert hat, so wird er doch erst recht für seinen eigenen Haushalt sorgen und mit Gottes Hilfe es zu anständiger Wohlhabenheit bringen. — Die Hauptsache aber blieb, daß sich der Jerolim die Sache ein Stück Geld kosten lasse, denn die Dirn umsonst herzugeben fiel ihm ja nicht im Traum ein. Und der Narr wird es thun, dafür kannte er ihn, denn, hatte er ihn als seinen ‘Sohn’ erklärt, eh, dann ließ er sich auch nicht lumpen!

Und nicht wenig wollte er verlangen — bei Gott, nicht wenig, und war erst alles in Sicherheit gebracht, so daß er's nicht mehr zurückfordern konnt, dann würd' er schon auf seinen Schwiegersohn achtgeben und eines schönen Tags zum Jerolim hinübergehen und ihm sagen: Eh, Bruderherz, Rache ist süß, und wenn du glaubst, daß der Vuk wirklich ein Frommer ist, dann bist du ein Esel, denn siehst du, keiner versteht sich so fein aufs Wildern wie der, und wenn du vielleicht einmal ein Häschen oder ein Böckchen willst, brauchst es nur zu sagen, der Vuk bringt's dir, der ist ein Mordskerl!"

Vergnügt schmunzelnd ging er nun nach dem Wirtshaus zurück, blieb aber unterwegs einen Augenblick bei seinem Wagen stehen.

„Geh' um die Straßenecke, dort stehen die Nazarener," sagte er zu Ruža, „und frag' den Jerolim, ob du mit ihm nach Hause fahren kannst. Und wenn er mit mir einig wird, hab' ich nichts dagegen, daß du Vuks Weib wirst."

„Otče — Väterchen!" — jubelte die Dirne auf.

Er aber sah sie nicht weiter an und ging gelassen in die Schenke, um sich vor dem Aufbruch mit noch einem letzten Fläschchen zu stärken.

Gleich darauf machten sich auch alle auf den Weg, legten, im Gerichtsgebäude angekommen, ihre Hüte und Mützen im Korridor auf einem Haufen nieder und betraten mit lautem „Hvaljen Isus — gelobt sei Christus" den Verhandlungssaal.

Nach Verlesung der Anklageakte wiederholte der Inkulpat seine Selbstbezichtigung, und da auch der neben ihm auf der Anklagebank sitzende Rappenwirt seinen Betrug mit dem falschen Gelde eingestand, so nahm die Verhandlung einen raschen Verlauf.

Auf Wunsch des Verteidigers sollten nur noch einige Bauern über Vuks Leumund aussagen, da er hoffte, daß die günstigen Zeugnisse, die man ihm ausstellen müsse, mildernd auf die Strafbemessung wirken würden.

Der Vorsitzende ließ denn auch den Dorfrichter von Valovce vortreten.

„Eh, Herr," deponierte dieser, „ich kann ihm nichts weiter nachsagen, als daß er immer pflichttreu gewesen ist."

„Du wirst ihm doch daraus keinen Vorwurf machen wollen?" — schmunzelte der Richter unwillkürlich.

„Wo werd' ich denn, Herr! Im Gegenteil, hat er doch schon von Kindheit an zu den schönsten Hoffnungen berechtigt — alles was ihm nicht gehörte, wollte er haben."

„Und das heißt du: zu schönen Hoffnungen berechtigen?!"

„Eh, Herr, gewiß, wenn man nie dazubekommt und immer nur das Eigene hergiebt, wie soll's denn dann der Bauer zu etwas bringen?"

„Du hast ja einen recht netten Begriff von Ehrlichkeit!"

„Eh, Herr, Ehrlichkeit ist ja etwas recht Schönes — alle Achtung! Aber übertriebene Ehrlichkeit ist faul, der trau' ich nicht."

Der Verteidiger beeilte sich nun, im Interesse

seines Mandanten auf weitere Vernehmungen zu verzichten, und schon nach kurzer Beratung fällte das Gericht das Urteil, welches für Vuk Vitanović auf insgesamt neun Monate, für den Wirt auf ein Jahr und drei Monate Gefängnis lautete.

Weinend fiel Ruža auf dem Korridor dem Geliebten um den Hals, als aber Jerolim versprach, alles mit ihrem Vater in Ordnung bringen zu wollen, da vergaßen die Jungen den Schmerz der kurzen Trennung und schauten sich glückselig und hoffnungsfreudig in die Augen.

Wie verabredet fuhr die Dirn dann mit Jerolim nach Hause, und noch denselben Abend nahm sie das erste Mal an der geheimen Andacht der Nazarener teil, und vereinigt mit diesen betete sie zu Gott, ihr den Geliebten bald wiederzugeben und ihr und ihm die Kraft zu verleihen, stets nur das Gute zu wollen.

Ende.

# Lumen.

Von

## Camille Flammarion.

Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen.

[3]



### III.

Nachdem ich meine Blicke von den blutigen Szenen des Revolutionsplatzes abgewandt hatte, fühlte ich sie von einem altmodischen Hause angezogen, das gegenüber der Notre-Dame-Kirche an der Stelle lag, an der sich jetzt der Vorplatz befindet. Vor der Eingangsthür gewahrte ich eine Gruppe von fünf Personen, die, ohne Kopfbedeckung, halb ausgestreckt auf den Holzbänken in der Sonne lagen. Als sie aufstanden, um auf dem Platze hin- und herzugehen, erkannte ich meinen Vater, jünger als ich ihn je gesehen, meine noch jüngere Mutter und einen meiner Vettern, der vor ungefähr zwanzig Jahren gleichzeitig mit meinem Vater starb. Im ersten Augenblick ist es schwer, die Personen zu erkennen, weil man, statt ihnen direkt ins Gesicht zu sehen, sie nur von oben gleichsam wie von einem höhern Stockwerk aus sieht. Ich war nicht wenig erstaunt über einen solchen Anblick und erinnerte mich dann, in meiner Kindheit gehört zu haben, daß meine Eltern vor meiner Geburt auf dem Notre-Dame-Platze gewohnt hatten.

Erstaunter als ich zu sagen vermag, fühlte ich meine Sehkraft erlahmen und unterschied nichts mehr. Gerade als ob eine Wolke sich über Paris gelegt hätte. Einen Augenblick glaubte ich, ein Wirbelwind trüge mich davon, übrigens hatte ich ja, wie du schon weißt, keinen rechten Begriff von der Zeit. — Als ich die Gegenstände wieder deutlicher sah, bemerkte ich eine Schar Kinder, die über den Panthéon-Platz liefen. Sie schienen mir aus der Schule zu kommen, trugen Hefte und Bücher bei sich und kehrten lachend und schreiend heim.

Zwei unter ihnen fielen mir besonders auf, weil sie sich beim Streiten erhitzt zu haben schienen und nun einen Kampf unter sich begannen. Ein dritter Junge näherte sich ihnen, um sie zu trennen, erhielt aber einen Schlag auf die Schulter, der ihn zu Boden warf . . . Im selben Augenblick sah ich eine Frau auf das Kind zustürzen. Es war meine Mutter.

Ach, niemals, niemals während der 72 Jahre meines an Überraschungen, Zufällen und Wunderlichkeiten so reichen irdischen Lebens hatte ich eine Empfindung ähnlich der, die mich

durchschauerte, als ich in diesem Kinde ... mich selbst erkannte.

Ich: Dich selbst?

Lumen: Mich selbst, mit meinem blonden Lockenkopf von sechs Jahren, mit dem Kragen, den die Hände meiner Mutter gestickt, die jetzt auf mich zulief, mit meiner kleinen himmelblauen Blouse und den immer zerknüllten Manschetten. Ich war es wirklich. Dasselbe Kind, dessen verwischtes Bild du auf dem kleinen Miniaturporträt auf meinem Kaminbrett gesehen. Meine Mutter kam herbei, nahm mich auf den Arm, schalt meine Kameraden und führte mich dann an der Hand nach unsrer Wohnung, die damals am Eingang der Rue d'Ulm lag. Dann sah ich, daß, nachdem wir durch das Haus gegangen, wir uns beide in einem Garten befanden, in dem sich eine zahlreiche Gesellschaft aufhielt.

Ich: Erlaube mir, Meister, eine kritische Bemerkung. Ich muß gestehen, daß es mir unmöglich scheint, sich auf diese Weise selbst sehen zu können. Du kannst doch kein Doppelwesen sein. Da du 72 Jahre alt warst, war deine Kindheit vergangen, verschwunden, längst der Vernichtung anheimgefallen. Eine Sache, die nicht mehr ist, kann man auch nicht mehr sehen. Wenigstens begreife ich nicht, wie du als Greis dich selbst im Kindesalter erblicken konntest.

Lumen: Aus welchem Grunde findest du dieses Faktum weniger glaubwürdig, als die vorhergehenden?

Ich: Weil man sich nicht doppelt sehen kann, zugleich als Kind und als Greis.

Lumen: Du argumentierst nicht ganz richtig, lieber Freund. Du hast die allgemeine Thatsache genügend erfaßt, um sie gelten zu lassen, begreifst aber nicht, daß dieser letzte besondere Fall vollkommen damit im Einklang steht. Du giebst zu, daß 72 Jahre vergehen müßten, damit das Bild der Erde zu mir gelange, und daß ich also die Welt so sehen mußte, wie sie vor 72 Jahren war. Du giebst ferner zu, daß, indem ich die Straßen jener vergangenen Epoche vor mir sah, ich gleichzeitig auch die Kinder erblicken mußte, die damals in diesen Straßen herumsprangen. Giebst du das zu?

Ich: Vollkommen.

Lumen: Nun also, da ich diese Kinderschar sehe, und da ich mich damals darunter befand, warum soll ich mich nicht eben so gut sehen, wie ich die andern sehe?

Ich: Aber du bist doch jetzt nicht mehr unter ihnen!

Lumen: Ich wiederhole dir, daß die ganze Schar heute nicht mehr existiert, aber ich sehe sie doch so, wie sie war, als der Lichtstrahl, der mich heute erreicht, von ihr ausging, und da ich die 15—18 Kinder, aus der sich die Schar zusammensetzte, ganz deutlich unterscheide, ist doch kein Grund vorhanden, daß das Kind, welches ich selbst war, verschwinde, weil ich es bin, der es sieht. Andere Beobachter werden es in Gesellschaft seiner Kameraden ebenfalls erblicken. Warum soll es eine Ausnahme geben, wenn ich derjenige bin, der beobachtet. Ich sehe sie alle und sehe mich unter ihnen.

Ich: Ich hatte das nicht ganz erfaßt. Eigentlich ist es ja klar, daß, wenn du eine Kinderschar siehst, worunter du selbst dich befandest, du dich selbst eben so gut sehen mußt wie die andern.

Lumen: Nun, dann begreifst du auch, in welch seltsames Erstaunen mich eine solche Erscheinung versetzen mußte. — Dieses Kind war also wirklich ich selbst, leibhaftig, wie man so bezeichnend zu sagen pflegt; ich selbst, im Alter von sechs Jahren. Ich sah mich gerade so gut, wie die Gesellschaft im Garten, die mit mir spielte, mich sah.

Das war keine Täuschung, keine Vision, kein Hirngespinst, keine Einbildung, — das war die Wirklichkeit selbst. Das war thatsächlich mein eigenes Ich, mein Geist, mein Körper. Ich befand mich da vor meinen Augen. Wären meine anderen Sinne so vollkommen gewesen wie mein Gesicht, ich meine, ich hätte mich hören, hätte mich greifen können. Ich sprang in dem Garten herum, um den kleinen Teich, den man mit einem Gitter umgeben hatte; nachher nahm mich mein Großvater auf den Schoß und ließ mich in einem dicken Buche lesen. Nein! ich unterlasse es, diese Eindrücke zu schildern. Wenn du in das innerste Wesen der Sache eingedrungen bist, wirst du sie selbst empfinden, und

ich beschränke mich darauf, dir zu sagen, daß meine Seele noch nie von einem derartigen Erstaunen erfaßt worden war. Eine Betrachtung war es hauptsächlich, die mich stutzig machte: Ich sagte mir, dieses Kind bin also wirklich ich selbst; es lebt, wächst heran und soll noch weitere siebzig Jahre leben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses Kind wirklich ich selbst bin, und andrerseits bin ich es doch auch, der sich hier befindet, der schon 72 Jahre auf der Erde gelebt hat, der denkt und alle diese Dinge vor sich sieht. So existiere ich also doppelt: dort unten auf der Erde, hier im Weltenraum — zwei ganze und doch getrennte Persönlichkeiten. Andere an demselben Platze wie ich würden dieses Kind im Garten ebenso sehen, wie ich es sehe, und könnten ebenso gut mich hier sehen.

Ich bin also ein Doppelwesen, das ist unleugbar. Meine Seele ist in diesem Kinde und ist ebenso hier: es ist die gleiche Seele, meine einzige Seele, und doch belebt sie diese beiden Geschöpfe. Welch merkwürdige Thatsache! Und doch kann ich nicht sagen, daß ich mich einer Illusion hingebe, daß eine optische Täuschung mich irre leitet. Die Gesetze der Natur und der Wissenschaft zeigen mich mir zugleich als Kind und als Greis, dort und hier; dort sorglos und heiter, hier gedankenvoll und bewegt.

Ich: Merkwürdig, in der That!

Lumen: Und doch wahr. Suche, ob du in der ganzen Schöpfung ein derartiges Paradoxon findest. Was soll ich meiner Erzählung jetzt noch hinzufügen? Ich verfolgte also auf diese Weise mein ganzes Leben in dem großen Paris. Ich sah mich heranwachsen, im Jahre 1804 ins Gymnasium eintreten und zum erstenmal die Waffen tragen, im Augenblick als der erste Konsul sich mit der Kaiserwürde bekleidete. Bei einer Revue, die er abhielt, erkannte ich die gedankenschwere Herrscherstirne Napoleons und war umso froher, diesen an meinem jetzigen Beobachtungsfelde vorüberziehen zu sehen, als ich mich nicht erinnerte, ihn je während meines Lebens erblickt zu haben. —

Im Jahre 1810 sah ich mich als Abiturient des Polytechnikums während der Freistunden mit dem besten meiner Freunde, François Arago, plaudern. Dieser junge Mann gehörte schon damals der Akademie an und vertrat Monge an der Schule, wegen des Jesuitismus von Binet, über den sich der Kaiser beklagt hatte. Ich durchlebte auf diese Weise nochmals meine herrlichen Jugendjahre in Gesellschaft Aragos und Humboldts, mit diesen Pläne für wissenschaftliche Forschungsreisen schmiedend, die letzterer später allein unternahm. Dann sah ich mich während der 'Hundert Tage' rasch durch das kleine Gehölz des alten Luxembourg und durch die Gartenalleen der Rue Saint Jacques laufen und fand meine Geliebte unter dem blühenden Flieder auf mich warten. Süße Stunden des trauten Zusammenseins! Mit euren Herzensergüssen, eurem beredten Schweigen, mit all dem Zauber der ersten Liebe, — ihr alle zeigtet euch meinen erstaunten Blicken. Nicht als ferne, verschleierte Erinnerung, sondern als absolute Wirklichkeit.

Ich wohnte noch einmal dem Kampfe der Alliierten auf dem Hügel von Mont-Martre und ihrem Abstieg nach der Hauptstadt bei, sah die Statue der Vendôme-Säule unter dem Freudengeschrei der Menge herabstürzen und in das Lager der Engländer und Preußen geschleppt werden, sah die Zerstörung des Louvre und die Rückkehr Ludwigs XVIII., ich sah die Fahne von Elba vor meinen Augen im Winde flattern, und als ich später die einsame Insel, auf welcher der korsische Adler mit gebrochenen Flügeln festgekettet war, im atlantischen Ozean suchte, führte mir die Drehung des Erdballes Sankt Helena vor Augen, wo ich den Kaiser träumend am Fuße einer Sykomore fand.

So zogen die Jahre wie gegenwärtig an meinem Blick vorüber, und indem ich alle Stadien meines eignen Lebens, meine Verheiratung, meine Unternehmungen, meine Beziehungen zu andern, meine Reisen und meine Studien verfolgte, sah ich gleichzeitig auch die Entwicklung der zeitgenössischen Geschichte. Der Restauration Ludwigs XVIII. folgte die kurze Regierung Karls X. Die Julitage von 1830 zeigten mir ihre Barrikaden, und nicht weit vom Throne des Herzogs von Orleans sah ich die Säule der Bastille auf-

tauchen. Rasch zogen diese achtzehn Jahre an mir vorüber; ich sah mich im Luxembourg zur Zeit, als man diese herrliche Anlage, die ich so sehr liebe, gerade eröffnete; ich sah Arago auf der Sternwarte und eine andächtige Menge sich an den Thoren des neuen Amphitheaters drängen, ich erkannte die Sorbonne von Cousin und Guizot. Plötzlich krampfte sich mir das Herz zusammen: ich sah den Leichenzug meiner Mutter, der stolzen, in ihren Urteilen vielleicht etwas zu strengen Frau, die ich aber trotzdem so unendlich geliebt habe.

Die eigentümliche kleine Revolution von 1848 überraschte mich nicht weniger, als da ich sie das erste Mal mit erlebte; auf dem Börsenplatze erkannte ich Lamoricière, der letztes Jahr starb; in den Champs-Elysées Cavaignac, der schon seit fünf bis sechs Jahren verschollen ist. Ich beobachtete die Vorgänge des 2. Dezember von meiner Himmelsstation, wie ich es einst von meinem einsamen Turm aus gethan, und so folgten sich dann weiter die Ereignisse, die ich schon erlebt, nebst solchen, die mir bis jetzt unbekannt geblieben waren.

Ich: Zogen diese Ereignisse rasch an deinen Blicken vorüber?

Lumen: Ich kann die Zeit nicht recht bemessen, aber so viel ist sicher, daß dieses ganze retrospektive Panorama in kaum einem Tage, vielleicht in wenigen Stunden vor mir auftauchte.

Ich: Hier hört mein Verständnis auf. Vergieb einem alten Freunde, daß er dich so lebhaft unterbricht. Aber wie ich mir die Sache vorstelle, scheint mir doch, als habest du die Ereignisse selbst, nicht etwa ihr Abbild sehen können. In Anbetracht der Zeit, die das Licht zu seiner Reise bedarf, konnten diese Ereignisse also wohl auf jenem entfernten Sterne verspätet in die Erscheinung gelangen, aber doch nur so, daß, wenn 72 irdische Jahre an deinen Blicken vorüberzogen, sie auch genau 72 Jahre hätten brauchen müssen, um dir zu erscheinen, und nicht nur einige Stunden. Sahst du das Jahr 1793 erst im Jahre 1864, so müßte dir das Jahr 1864 auch erst 1936 erscheinen.

Lumen: Dein neuer Einwand, für den ich dir Dank weiß, ist sehr begründet und zeigt mir, daß du die Theorie der Sache vollständig erfaßt hast. Ich will dir jetzt auch erklären, warum ich nicht nötig hatte, nochmals 72 Jahre zu warten, um mein ganzes Leben wiederzusehen, sondern es, dank dem Einfluß einer geheimnisvollen Macht, thatsächlich in weniger als in einem Tage wieder erblicken konnte.

Indem ich meine Existenz auf die angegebene Weise verfolgte, gelangte ich zu den letzten Jahren, die durch die radikale Umwandlung, die Paris erfuhr, besonders bedeutsam waren. Ich sah unsre alten Freunde, sah dich selbst, meine Tochter mit ihren reizenden Kindern, meine Familie, meine Bekannten, und endlich kam der Augenblick, in dem ich mich auf meinem Totenbette liegen sah und meinem Ende beiwohnte.

Ich war also auf die Erde zurückgekommen. Meine Seele ging so auf in der Bewunderung dessen, was sie erfüllte, daß sie den Berg der Alten und die Capella rasch vergessen hatte; wie es im Traum oft zu geschehen pflegt, flog sie dem Ziel ihrer Blicke zu; ich bemerkte es nicht sofort, denn die seltsame Vision hielt alle meine Sinne gefangen. Ich kann dir auch nicht sagen, nach welchem Gesetz, noch durch welche Kraft sich die Seelen so rasch von einem Orte zum andern bewegen können. Thatsache ist, daß ich kaum eines Tages bedurfte, um auf die Erde zurück zu gelangen, und daß ich mich im Augenblick, als man mich ins Leichentuch hüllte, in meinem Zimmer befand. Da ich auf dieser Rückreise den Lichtstrahlen vorausging, kürzte ich fortwährend die Entfernung, die mich von der Erde trennte. Das Licht hatte einen immer kleineren Weg zu durchlaufen und zog infolgedessen die Ereignisse immer näher zusammen. Und indem mir die Lichtstrahlen nach der Hälfte des Weges nur mit einer 36jährigen Verspätung zukamen, zeigten sie mir nicht mehr die Erde von vor 72, sondern von vor 36 Jahren; nachdem ich drei Viertel des Weges zurückgelegt hatte, zeigten sich mir die Bilder nur mehr mit einer Verspätung von 18 Jahren, bei dem letzten Achtel sah ich alles nur noch um 9 Jahre später, als es sich ereignete, und so fort, so daß, infolge der raschen Wiederkehr meiner Seele, die den

Lichtstrahlen vorausflog, sich meine ganze irdische Existenz in einen Tag zusammendrängte.

Sind dir während meiner Erzählung noch andere Bedenken gekommen?

Ich: Dies war das letzte, oder vielmehr, es beschäftigte mich dermaßen, daß ich garnicht dazu kam, noch andere zu formulieren.

Lumen: Ich werde dir zeigen daß es doch noch einen Einwand giebt, und zwar vom astronomischen Standpunkt aus. Er hängt mit der Bewegung der Erde zusammen; denn nicht nur die tägliche Drehung des Erdballs hätte mich verhindern müssen, die Aufeinanderfolge der Ereignisse gut zu erfassen, sondern da diese Bewegung durch die Schnelligkeit, mit der ich zur Erde zurückkehrte, noch übermäßig beschleunigt wurde und 72 Jahre in weniger als einen Tag zusammendrängte, so hätte mir auch auffallen müssen, daß ich dessen garnicht gewahr wurde. Da ich indes nur eine relativ beschränkte Anzahl von Landschaften, Panoramen und Ereignissen wiedersah, ist anzunehmen, daß, indem ich auf unsern Planeten zurückkehrte, ich mich wahrscheinlich nur wenige Sekunden isoliert über den Punkten gehalten hatte, die mich nach einander interessiert haben. Wie dem auch sei, ich war genötigt, das unbestreitbare Faktum anzuerkennen und festzustellen, daß ich mühelos der raschen Aufeinanderfolge der Ereignisse des Jahrhunderts und meiner eignen Existenz beigewohnt hatte.

Ich: Dieser Umstand war auch mir nicht entgangen. Ich dachte mir aber, daß du dich im Weltenraum drehend weiterbewegt habest, wie ja auch ein Ballon durch die Drehung der Erde mit fortgerissen wird. Es ist wahr, daß die Schnelligkeit, die dich weitertrug, so groß hätte sein müssen, daß sie schwindelerregend gewesen wäre. Ich hielt aber trotzdem an dieser Hypothese fest, indem ich mich erinnerte, daß du mir gesagt, die Geister durchflögen den Weltenraum mit der Geschwindigkeit und Leichtigkeit des Gedankens, und indem ich mir ferner sagte, daß sowohl deine Sehkraft wie deine unbewußte Annäherung an die Erde nur eine Folge der gespannten Aufmerksamkeit war, die du dem Punkte des Erdballes schenktest, auf dem du dich sahst, und daß es doch nicht unmöglich war, daß du dich beständig über diesem einen Punkt gehalten.

Lumen: Ich kann dir in dieser Hinsicht nichts bestätigen, da es mir selbst unbewußt blieb. Aber ich denke mir den Vorgang anders. Ich habe nicht alle Ereignisse meines Lebens, sondern nur eine beschränkte Anzahl der wichtigsten wiedergesehen, die, nacheinander staffelförmig aufgestellt, mir die Gesamtheit meiner Existenz darboten. Sie konnten sich alle im gleichen Gesichtskreise zeigen. Ich weiß nur, daß die ungeheure Aufmerksamkeit, die mich so mächtig und gewaltsam an die Erde fesselte, thatsächlich wie eine Kette auf mich wirkte, die mich zu ihr zurückführte, oder wie die noch so geheimnisvolle Macht der Anziehungskraft der Sterne, auf Grund deren die kleinen Gestirne auf die größeren fallen würden, wenn sie nicht durch die Zentrifugalkraft in ihrer Planetenbahn festgehalten wären.

Ich: Wenn ich die Wirkung dieser Gedankenkonzentration auf einen einzigen Punkt und die Anziehungskraft, die dieser auf sie ausübt, in Erwägung ziehe, so glaube ich, daß dies auch die Haupttriebkraft im Mechanismus der Träume ist.

Lumen: So ist es, mein Freund, und ich, der ich jahrelang die Träume zum Ziel meiner Beobachtungen und Studien gemacht habe, kann es dir bestätigen. Wenn die Seele, losgelöst von allen Rücksichten, Zerstreuungen und allen leiblichen Bestrebungen, im Traum ein Ding sieht, das sie reizt, und von dem sie sich angezogen fühlt, so verschwindet alles andere rings herum; es bleibt allein übrig als Mittelpunkt der Traumwelt. Das Ding gehört ganz und ausschließlich der Seele, die es bewundert, erfaßt, sich zu eigen macht.

Das ganze Weltall wird aus dem Gedächtnis ausgelöscht, um dem von der Seele wahrgenommenen Dinge die Alleinherrschaft zu lassen. Sie sieht nur dies allein, umwoben von Ideen und Bildern, die es erzeugt und nacheinander erscheinen läßt, gerade wie es mir bei meiner schnellen Rückkehr zur Erde erging.

Ich: Deine rasche Reise zur Capella beruht also ebenso wie deine nicht minder rasche Rückkehr zur Erde auf diesem psychologischen Gesetz, und du konntest dich noch freier bewegen als im Traume,

da doch deine Seele befreit war von den körperlichen Fesseln. Ich entsinne mich in der That, daß du mir in unsern früheren Unterhaltungen oft von der Willensfreiheit gesprochen hast. So warst du also zu deinem Sterbebette zurückgekehrt, ehe noch deine irdische Hülle beerdigt war.

Lumen: Ich war zurückgekehrt und segnete die aufrichtige Trauer meiner Familie, stillte den Schmerz deiner wunden Freundesseele, bemühte mich, meinen Kindern die Gewißheit einzuflößen, daß diese körperliche Hülle nicht mehr ich selbst, sei und daß die Sphäre der Geister, der unermeßliche, unerforschliche Himmel nun meine Heimat. Ich wohnte meiner Beerdigung bei und bemerkte, daß viele von denen, die sich meine Freunde genannt, um einer geringfügigen Abhaltung willen sich nicht einmal die Mühe nahmen, meine sterbliche Hülle zu ihrer letzten Ruhestatt zu geleiten. Ich lauschte den Gesprächen jener, die meinem Sarg folgten, und trotzdem wir in dieser Region des Friedens nicht mehr nach Lob geizen, fühlte ich mich doch glücklich, zu erkennen, daß mein Aufenthalt auf der Erde bei allen in gutem Andenken stand.

Nachdem die Gruft geschlossen und die Welt der Toten von der der Lebenden getrennt war, verabschiedete ich mich zum letztenmal von meinem armen entschlafenen Körper, und als die Sonne in ihr goldbefranstes Purpurbett hinabstieg, verweilte ich bis zur sinkenden Nacht in der Erdatmosphäre, ganz erfüllt von Bewunderung der herrlichen Schauspiele, die sich mir in diesen Regionen darboten. Das Silberband des Nordlichts breitete sich über seine Pole aus; die Cassiopea sandte Schwärme von Sternschnuppen hernieder, im Osten ging, gleich einer aus den Wogen tauchenden neuen Welt, langsam der Vollmond auf. Ich sah die funkelnde Capella, die mich mit ihren reinen lebhaften Blicken anschaute, und unterschied die Strahlenkrone, die sie umgab, himmlische Fürsten um eine Gottheit. Dann vergaß ich aufs neue der Erde, des Mondes, des Planetensystems, der Sonne und der Kometen, um ganz allein der intensiven Anziehung des glänzenden Sternes zu gehorchen, und fühlte mich durch die Macht meines Wunsches mit einer Schnelligkeit, die größer war als die des elektrischen Stroms, zu ihm hingetragen. Nach einem Zeitraum, dessen Dauer ich nicht feststellen kann, gelangte ich zu demselben Ringe und demselben Berge, auf dem ich tags zuvor gelandet war, und sah die alten Männer damit beschäftigt, die Geschichte der Erde mit 71 Jahren und 8 Monaten Verspätung zu verfolgen. Sie sahen gerade die Ereignisse in der Stadt Lyon am 22. Januar 1793. Soll ich dir gestehen, welches die geheimnisvolle Ursache der Anziehungskraft der Capella für mich war? O Wunder! Es giebt in der Schöpfung unsichtbare Bande, die nicht wie die irdischen zerreißen, geheime Verbindungen, die ungeachtet der Entfernung die Seelen vereinigen.

Am Abend dieses zweiten Tages, als der smaragdene Mond in den dritten Goldring eintrat (das ist das Zeitmaß auf den Gestirnen), sah ich mich auf einer ganz von Blumen und Duft erfüllten einsamen Straße. In Träume versunken wandelte ich einige Minuten auf ihr, da sah ich plötzlich meine schöne geliebte Eivlys auf mich zukommen.

Sie stand im vorgeschrittenen Alter wie zur Zeit ihres Todes, und trotz ihres veränderten Aussehens war in ihren Zügen noch die Güte und Offenherzigkeit zu erkennen, die sie während ihres ganzen Lebens ausgezeichnet hatten. Ich will nicht versuchen, dir das Glück unsrer Wiedervereinigung zu schildern, es ist hier nicht der Ort dazu, und vielleicht, lieber Freund, ist es uns eines Tages beschieden, uns über die Neigungen, die wir im Jenseits empfinden und die auf die irdischen folgen, zu unterhalten. Ich erwähne diese Begegnung nur mit Rücksicht auf unsre These und füge hinzu, daß Eivlys und ich zusammen vom Himmel aus die Erde suchten, unser Adoptivvaterland, in dem wir so friedliche Tage verlebt hatten. Es gewährte uns Freude, unsre Blicke nach einem leuchtenden Punkt zu wenden und dort, dank unsrer gegenwärtigen Lage, eine Welt zu unterscheiden. Wir suchten die Vergangenheit unsrer Erinnerung mit der uns auf den Schwingen des Lichts zugetragenen Gegenwart zu vereinigen; in der glühenden Begeisterung, in die uns dieses seltsame, für uns so neue Schauspiel versetzte, sahen wir die Er-

eignisse unsrer Jugend wieder vor uns erscheinen. So erlebten wir nacheinander von neuem die glücklichen Jahre unsrer ersten Liebe in dem Pavillon des blühenden Klostergartens, die reizenden Spaziergänge und Ausflüge, die wir beide allein in der Umgebung von Paris unternommen. Um dies alles wiederzusehen, genügte es, daß wir uns im Weltenraum in der Richtung zur Erde weiterbewegten bis zu den Regionen, in denen diese durch das Licht dahingetragenen Bilder gleichsam photographiert waren.

Ich habe dir, lieber Freund, nun dieses seltsame Erlebnis wie versprochen mitgeteilt. Jetzt aber meldet sich die Morgenröte: Lucifer erbleicht schon in der rosigen Morgendämmerung. Ich kehre zu den Sternen zurück.

Ich: Noch ein Wort, Lumen, ehe wir dies Gespräch beschließen. Wenn die irdischen Bilder sich nur nacheinander im Weltenraume fortpflanzen, müßte es doch eigentlich für die darin staffelförmig aufgestellten Beobachter eine dauernde Gegenwart geben bis zu der Grenze, die allein durch die Macht des geistigen Gesichts begrenzt wird.

Lumen: Ja, mein Freund. Stellen wir z. B. einen ersten Beobachter in der Entfernung des Mondes auf, so wird er die irdischen Ereignisse $1^1/_4$ Sekunde, nachdem sie sich vollzogen, sehen. Für einen zweiten in der vierfachen Entfernung wird die Verspätung 5 Sekunden betragen; ein dritter wird sie 10 Sekunden nach ihrem Vollzuge, und ein vierter in einer abermals verdoppelten Entfernung Stehender sie erst nach 20 Sekunden sehen u. s. w.

Von der Sonne aus beträgt die Verspätung schon 8 Minuten 13 Sekunden; — von einzelnen Planeten aus mehrere Stunden; noch weiter sind es schon ganze Tage, und weiter, immer weiter Monate, Jahre. — Auf Alpha im Centaur sieht man die irdischen Dinge erst vier Jahre und sechs Monate, nachdem sie überhaupt nicht mehr sind; und es giebt Sterne, die soweit entfernt sind, daß uns ihr Licht erst nach hunderten, tausenden, Nebelsterne, deren Licht uns erst nach Millionen von Jahren erreicht.

Ich: Um also Zeuge eines historischen oder geologischen Vorgangs der Vergangenheit zu sein, brauchen wir diese durchdringenden Blicke nur weit genug zu entfernen. Vielleicht könnte man auf diese Weise die Sintflut, das Paradies, Adam u. s. w. wiedersehen und . . .

Lumen: Ich sagte dir schon, lieber Freund, daß das Erscheinen der Sonne auf der Hemisphäre die Geister in die Flucht schlägt. Ein zweites Gespräch wird uns eines Tages erlauben, uns noch eingehender in ein Thema zu vertiefen, von dem ich dir heute nur einen allgemeinen Umriß geben konnte, das aber reich ist an neuen Gesichtspunkten. Die Sterne rufen mich, schon sind sie verschwunden. Leb wohl, mein Freund, lebe wohl!

# Der Mann aus Canada.

Von

**George Brown Burgin.**

Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Hans Jürgens.



## I.

Ja, leider — ich bin's gewesen, Charles Henry, die dich in die Welt gebracht, und zurückschicken kann ich dich nun nimmer," sagte Mrs. Hawkins in einem Tone, der alles Mögliche, nur keine christliche Ergebung, verriet. „'s giebt Bürden zu tragen — Bürden, z. B. so dumme, grüne Jungens,

gleich dir — na, zu machen ist da weiter nichts, aber schwer sind sie, weiß der Himmel, und mühsamer als ein harthölzerner Kummet.

„Einundzwanzig bin ich jetzt, Mutter," gab Charles Henry zurück, „ich sehne mich hinaus, in die Welt, ins Leben, nach —"

„Nach was du dich sehnst, weiß ich schon, brauchst mir's garnicht erst zu sagen! Nach den Fleischtöpfen Ägyptens — nach denen gelüstet's dich! Ein Märzküken ist grad' so reif für die Welt, wie du es bist. Jetzt sei mir still mit der Geschichte und geh' an deine Arbeit, Holz sägen ist eine gesunde Beschäftigung, namentlich wenn's nicht dürr ist. —"

Charles Henry klimperte bedeutsam mit dem Geld in seiner Tasche. Sie war bis oben mit Dollars gespickt. Dann trat er ans Fenster und sah zu dem tosenden Ottawa hinüber.

„Ich habe den Hennenstall satt," sagte er gereizt mit einem trotzigen Blick der sonst gutmütigen Augen.

Mrs. Hawkins marschierte auf ihn zu und schob ihn zu dem Frühstückstisch hin.

„Solange du aber noch in diesem Hennenstall bist," sagte sie in einem Tone, der keinen Widerspruch zuließ, „wirst du die Futterschüssel, welche die alte Henne dir füllt, doch noch ausessen müssen, denke ich."

Charles Henry gehorchte, aber der eigensinnige Zug auf seinem jungen Gesicht wollte nicht weichen.

Mrs. Hawkins wartete, bis er mit Essen fertig war, dann blickte sie ihn nochmals ernst und strafend an.

„Es nützt nichts, Mutter," sagte er, „es nützt alles nichts. Es wird Zeit für mich, diese Wüste, wenn ich so sagen soll, zu verlassen und auszufliegen. Ich will wissen, wie's in der Welt aussieht."

„Du willst wissen, wie's in der Welt aussieht? Und andere machen lieber die Augen zu vor dem, was dort zu sehen ist. Laß du die Welt in Ruhe, sie ist bisher auch ohne dich fertig geworden. Ich glaube gar, dir sind die 400 Dollars von Onkel Jabez zu Kopf gestiegen."

Wieder klapperte das Geld in Charles Henrys Tasche.

„Ja, ja, so ist's," spottete die alte Dame, „die haben dich aus dem Gleichgewicht gebracht, derartigem sind wir noch nicht gewachsen. Und jetzt möchte man fort, zu den Fleischtöpfen und zu den gemalten Jezabels, und dann kommt man wieder heim, wie der verlorene Sohn! Aber das kannst du dir merken, Charles Henry, so wahr du lebst, von gemästetem Kalbe, wie's in der Bibel heißt, wirst du wenig zu sehen bekommen."

„Aus Kalbfleisch hab' ich mir noch nie viel gemacht," lautete die Antwort. „Es nützt nichts, Mutter, mir ist zu Mut wie dem Zugvogel, wenn der erste Reif gefallen ist."

„Was Zugvogel! Mit 'ner Dohle am Ende könnt man dich noch am ehesten vergleichen," gab sie schlagfertig zurück, „so einer, die auf dem Baume sitzt und krächzt und andere Vögel ihre Eier legen läßt."

Charles Henry hatte seinem Ich bisher noch nie Geltung zu schaffen versucht. Jetzt hatte er Geld in der Tasche, und wenn ein Mann, namentlich ein einundzwanzigjähriger, Geld in der Tasche hat, ist's seine Pflicht, diesem Ich Geltung zu verschaffen.

„Sieh', Mutter," sagte er offen heraus, „so lang ich lebe, hast du mich hinter Schloß und Riegel gehalten. Nicht einmal mit dem Floß nach Montreal hinunter hab' ich gedurft, man zieht mich oft genug deswegen auf. Ich kann nicht länger stillhalten, ich muß hinaus. Ich will mir die Sache mit eigenen Augen besehen. Und wenn das Geld auch drauf geht, was macht's? — Was macht's überhaupt? Willst du denn, daß ich zu Grunde gehe vor lauter Überdruß hier? Ich höre Stimmen, die rufen mich hinaus — in die Welt, in die große, herrliche Welt — weit weg von diesem erbärmlichen Nest. Ich will wissen, was an ihr ist, will sie kosten, und dann komm' ich wieder und säge Holz, so viel du willst. Aber, bei Gott, eh' ich meinen kleinen Flug nicht gethan, rühr' ich keinen Finger mehr."

„So geh," rief die Mutter erbost, „so geh, Charles Henry, und streue Asche auf deiner armen Mutter Haupt!"

„Asche auf irgend wessen Haupt streuen, hab'

ich noch nie gewollt," gab der Junge trocken zur Antwort. „Daß du mich auch garnicht begreifst, Mutter! Ich komm' mir vor wie ein Zuckerahorn, wenn der Saft zu steigen beginnt."

„Na, von Zucker hast du wenig genug an dir, Charles Henry, herzlich wenig. Aber bluten wie ein Zuckerahorn wirst du müssen, wenn du fortgehst, mein Sohn."

„Meinetwegen," sagte er gelassen, „was schadet's?"

Mrs. Hawkins kam die Sache nun nicht mehr ganz geheuer vor.

„Dir ist nicht zu helfen!" klagte sie. „Und wenn das halbe Dorf auf den Knieen läge, du wärest nicht mehr zu retten!"

Charles Henry hielt Stand. Seine Stimme zitterte vor unterdrückter Leidenschaft:

„Laß mich meines Weges ziehen, Mutter! Ich muß sehen! Bis nach London will ich und mich umschauen, und dann mag's zu Ende sein!"

„Ja, mit dir zu Ende! Ein Ende irgendwo in irgend einer Polizeiwachstube — so weit wirst du's bringen!"

„Ich komm' ja wieder, Mutter, ganz gewiß! Aber fort muß ich, hier bin ich lebendig begraben."

Mr. Henry Hawkins schaute zum Fenster hinaus nach dem hochangeschwollenen Flusse, der rauschend seine Wogen dahintrieb. Ein Häufchen Schnee da und dort auf den Bergen am gegenüberliegenden Ufer bekundete, daß der Winter noch nicht lange Abschied genommen.

Doch über dem kleinen, kanadischen Dorfe mit seinen glitzernden, zinkumsäumten Dachfirsten, den hellgestrichenen Holzhäusern funkelte die warme Sonne. In den Gärten regten sich fleißige Hände, um die Sommersaat zu bestellen, und durch die Lüfte ging ein Summen von neugebornen Mosquitos, die da suchten, wen zu verschlingen. Das Gras längs der Straße und an Hecken grünte lustig empor. Hier und da stolzierte ein Hahn mit runzligem, halberfrorenem Kamm einher, der mit den Flügeln schlug und herausfordernd in die Welt hineinkrähte, die Welt, die für Charles Henrys Bedürfnisse zu klein geworden war. Der Himmel hatte sich in reines, wolkenloses Blau gehüllt; die Knospen der hohen Ulmen, welche die Dorfstraße einrahmten, waren aufgegangen in einer einzigen Nacht. Die Welt glühte vor Lebenslust. Aller Pulse schlugen höher, und Freude füllte jedes Herz — jedes Herz, nur das von Charles Henry und seiner erzürnten Mutter nicht. — Ihre Augen waren auf das weite Stromgelände und die fernen Höhen gerichtet.

„Nun," sagte sie, als Antwort auf Charles Henrys letzte Bemerkung, „wenn der Ort, den du eben erwähntest, so aussieht, läßt sich's drin aushalten. — Doch dort kommt Phenisby Anne! Komm, Phenisby Anne — treib' du ihm die Grillen aus."

Ein junges Mädchen trat herein, sorglos ihren Hut an dessen langen Bändern schwingend. Es war ein prächtiges Geschöpf, kräftig wie ein Panther. Dunkles Haar mit blauschwarzem Schimmer legte sich in schwerer Masse um den schön gezeichneten Kopf. Fragend blickten ihre blauen Augen zu Charles Henry hinüber, der noch immer mit seinen Dollars klimperte. Ihren Blick gab er nicht zurück. In Phenisby Annes Augen lag etwas, das nicht für ihn war, solange er es nicht verdiente. Sie trug ein hübsches blaues Wollenkleid und sah ungefähr zwanzigjährig aus. Außerdem war sie um drei Zoll größer als Charles Henry und hätte ihn mit einer ihrer großen, schöngeformten Hände in die Höhe zu heben vermocht.

Phenisby Anne blieb, an den Pfosten angelehnt, an der Thür stehen, um einen Ton blasser war ihr Gesicht geworden, als sie die Lage erfaßt hatte.

„Ich weiß schon, Mrs. Hawkins," sagte sie, „Sie brauchen mir garnichts zu sagen, das Wanderfieber ist wieder über ihn gekommen. Er muß fort."

Überrascht blickte Mrs. Hawkins sie an. Sie hatte auf eine Bundesgenossin gerechnet.

„Es nutzt nichts," bestätigte Phenisby Anne, „es nutzt nichts, ihn zu halten, Mrs. Hawkins. Lassen Sie ihn gehen, er wird froh genug sein, wenn er wieder kommen darf."

Charles Henrys Augen wanderten dicht zu ihr hinüber.

„Nun also," sagte Mrs. Hawkins ergebungsvoll. „Wenn du selber es sagst — wird's wohl so sein müssen. Aber dann wein' mir nichts vor, wenn er jemand Anders gesehen hat. Hat er dir bis jetzt noch nichts gesagt, Phenisby?"

Einen Augenblick flammte es dunkelrot auf auf des Mädchens Wangen. Sie richtete sich stolz empor.

„Wenn er jemanden trifft, der ihm lieber ist als ich, sei's ihm unbenommen".

Es lag ein versteckter Trotz in dem Tone, der Charles Henry zur Besinnung brachte. Was Mrs. Hawkins mit all ihren Vorwürfen nicht zustande gebracht, hatte Phenisby Anne in einer Sekunde erreicht.

„Wenn du willst, daß ich bleibe," sagte er kleinlaut, zaghaft auf sie zutretend, auf deren Haar die goldenen Sonnenlichter spielten, „so bleibe ich, Phenisby."

Über die gestrengen Züge Mrs. Hawkins legte sich's wie ein stummes Flehen.

Das Mädchen zauderte einen Augenblick. Dann lachte sie, ein leises, melodisches Lachen, und ließ ihre prachtvollen Zähne blitzen.

„Wenn ich dich haben will, wird's nicht schwer sein, dich zu finden. Geh und sieh dir die Welt an, Charles Henry Hawkins. Eine zweite Phenisby begegnet dir doch nicht drin."

Und so war's abgemacht. Charles Henry zog hinaus ins Weite mit 400 Dollars in der Tasche und einem Felleisen auf dem Rücken. Ein langer Zug von Dorfbewohnern gab ihm das Geleite bis zum Landungssteg, und eine alte Dame schenkte ihm eine Flasche Himbeergeist gegen die Seekrankheit. Als sein Schiff den Atlantischen Ozean so etwa zur Hälfte passiert hatte, probierte Charles Henry ihn, zog jedoch die Seekrankheit vor. Phenisby Anne war bei der Abreise nicht zugegen gewesen.

„Du hast gehen wollen," hatte sie gesagt, „nun geh' und sieh zu, daß du damit fertig wirst. Adieu." Und damit war sie gegangen. Sie billigte die Reise nicht, aber sie wußte, daß sie unvermeidlich war.

Im Tagesanzeiger stand zu lesen: 'Unser verehrter Landsmann hat sich, ehe er Miß Ph. A. Jenkins zu Hymens Altar führt, auf eine Europa-Tour begeben. Wir wünschen ihm Glück zu diesem Unternehmen, das ihm Gelegenheit geben wird, mit den gekrönten Häuptern Europas in Verkehr zu treten und sie über die Annexionsfrage aufzuklären. Es liegt durchaus nicht in unserer Absicht, die Vereinigten Staaten zu annektieren, unsere eigene Politik giebt uns genug zu thun. Wenigen unserer Mitbürger ist es vergönnt, sich an Ort und Stelle jenes 'je ne sais quoi', das 'non plus ultra' englischer Bildung und Kultur anzueignen. Mit großem Interesse sehen wir der Heimkunft von Mr. Hawkins entgegen, die Gefahren, die er bestanden, werden ihn uns doppelt teuer machen. Soviel wir hören, hat er versprochen, in drei Monaten zurück zu sein. Wir erwarten ihn, überströmend — nicht von Whiskey, dem Getränke, das dem schönen Lande des Ahorns und des Bibers so sehr zur Unehre gereicht — sondern von der Eleganz und Weisheit jenes kleinen Eilandes, dem wir Canadier unser Dasein verdanken. Unsere besten Segenswünsche begleiten den jungen Mann, um so mehr, als er sich zum voraus für drei Monate auf unser mit Recht berühmtes Blatt abonniert hat'.

Nachdem Charles Henry jedoch abgereist, war's um Phenisby Annes künstliche Fassung geschehen. Sie warf sich in die Arme von Mrs. Hawkins und weinte bitterlich.

„Weshalb hast du ihn denn gehen lassen, wenn du dir so viel aus ihm machst?" fragte diese, ihre Genugthuung verbergend. „Der eigensinnige Bengel reitet sich so sicher wie was in eine Klemme hinein, und wir können ihm dann nachlaufen und ihm heraushelfen. Er hat mir versprochen, zu schreiben, wo er sich aufhält. Ist er nicht zur bestimmten Zeit da, so kennst du mich, Phenisby Anne, oder nicht?"

„Gewiß," erwiderte sie und trocknete sich die schönen Augen.

„Gut, und so wird's gemacht," sagte Mrs. Hawkins mit grimmiger Energie. „Er ist der einzige Sohn meiner alten Tage. Seine Mutter ist Witwe und nicht gesonnen, sich dieses hochtrabende Wesen und dieses in der Weltherumfahren gefallen zu lassen."

„Wenn er dann aber nicht mitgehen will?“ fragte Phenisby.

„Dann bring' ich ihn mit Gewalt aufs Schiff und schlepp' ihn nach Hause, ehe er den Mund aufthun kann.“

Wochen und Monate vergingen. Ein, zwei, drei Monate. Charles Henry ließ nichts mehr von sich hören, nachdem er einmal geschrieben und gemeldet hatte, daß er sich, bildlich gesprochen, an den Fleischtöpfen der alten Welt gütlich thue.

Mrs. Hawkins schickte zu Phenisby.

„Pack' deinen Koffer und mach' dich bereit. Morgen reisen wir. Es wird Zeit, daß dieses Liebäugeln mit den Fleischtöpfen ein Ende nimmt.“

Und Phenisby Anne machte sich bereit.

Mrs. Hawkins war noch nie zuvor auf einem Schiff gewesen. Sie konnte sich nicht gleich mit diesem Auf und Nieder der Wellen befreunden.

„Geht das nun immer so auf und ab?“ fragte sie den Steward.

„Gewiß, Madame,“ antwortete dieser Würdenträger, als die trotzigen Türme Quebecs in der Ferne entschwanden und nur etliche Möwen noch unter wildem Gekreisch das stattliche Schiff umkreisten.

„Dann sagen Sie, man soll mir einen Thee bringen, und Sie rufen mich, wenn wir angekommen sind,“ sagte sie und verschwand in der Kabine, auf das Schlimmste gefaßt.

Bei den damals ausgestandenen Leiden pflegte Mrs. Hawkins in späteren Zeiten mit Vorliebe zu verweilen.

„Wie es war?“ gab sie einer mitfühlenden Seele zur Antwort. „Wie es war? Nun, Sie wissen ja, wie es ist, wenn man ein guter Christ sein möchte, und Satan es nicht zulassen will, so große Mühe man sich giebt, ihn loszuwerden.“

„Ja — und weiter?“ fragte die Freundin gespannt.

„Na, gerade so ist mir's damals gegangen,“ sagte Mrs. Hawkins, „auf dem ganzen Wege hin und zurück hab' ich mit dem Satan gerungen, und er war stärker als ich.“

## II.

Charles Henry raffte sich auf von seinem Lager und schaute bedenklich in den Morgen hinaus, der trübe und grau durch die zerbrochenen Fensterläden in seine dürftig ausgestattete Dachkammer schien.

Mit spartanischem Heldensinn hatte er es sich versagt, diesen Raum — den einzigen, den er besaß, — durch Tapeziererkünste verschönern zu lassen. Das Bett war von Eisen und enthielt eine Wollmatratze, die eine höchst unbequeme Vorliebe für Unebenheiten verriet. Durch die Spalten des gänzlich teppichlosen Bodens pfiff der Wind. Ein dreibeiniger Stuhl ohne Lehne, ein tannener Toilettentisch, in dessen hölzernen Armen sich züchtig ein Waschbecken barg, das augenscheinlich bessere Tage gesehen hatte, und ein sehr wenig vertrauenerweckender, tannener Tisch, das war die ziemlich schmucklose Umgebung, mit der er sich zu begnügen hatte. In dem Bestreben, seine unfreiwilligen Mußestunden durch künstlerische Beschäftigung auszufüllen, hatte Charles Henry die Wanddekorationen seines Gemaches mit Hilfe eines Stückchens Kohle selbst übernommen. Der Glanzpunkt dieser Thätigkeit bildete das Selbstporträt Charles Henrys, das, auf eine Latte von Fichtenholz gemalt, an hänfenem Strick herunterging. Darunter stand in seinen eigenen charakteristischen Schriftzügen geschrieben:

> 'Charles Henry Hawkins. Geb. am 18. April 1871. Selbstbildnis. Er war ein vollendeter Thor.'

Charles Henry stand auf und blieb mit einer Art grimmiger Genugthuung vor seinem Konterfei stehen. Allmählich glättete sich die Falte auf seiner sorgenschweren Stirn, und ein übermütiges Lächeln huschte über sein Gesicht.

„Nun,“ sprach er — tief Atem holend — „eine flotte Zeit ist's gewesen, das ist keine Frage. Westminster Abtei, Parlamentsgebäude, Buckingham-Palast, Tower, alle die Orte, von denen ich in der Schule gelesen — alle hab' ich nun gesehen. Sie haben auf mich gewartet, seitdem sie erbaut worden sind. — Wer hat mich denn geheißen, Karten zu spielen mit allen möglichen dunkeln Ehrenmännern und all mein Hab' und Gut —

ganze 400 Dollars — zu verprassen? — Das weiß ich selber nicht. Vielleicht gehört's zum Ganzen. Aber jetzt besitz' ich keinen roten Heller mehr und zu essen hab' ich auch nichts für die nächsten zwei Tage außer einer Orange. Von der Westminster Abtei und vom Buckingham-Palast kann ich nicht leben, ebensowenig mir ein Stück vom Tower herunterschneiden. Nein, Verehrtester, jetzt gilts: Entweder etwas zu essen kriegen oder einen Strick um den Hals. Der Mutter kann ich auch nicht telegraphieren, wer giebt mir das Geld dazu? Zu versetzen hab' ich nichts mehr." — Er kramte lässig in seinen Taschen herum, wohl wissend, wie das Resultat ausfallen werde.

„Die Weste ist letzte Woche hingewandert," redete er an sein Bildnis hin. „Letzte Woche, und nun? Etwas Wahres ist schon dran an Mutters Geschichte mit dem verlornen Sohn. Ob der wohl je so ausgehungert war, wie ich?

„Aber 'ne schöne Zeit war's doch."

Er tauchte seine wellige Mähne ins Wasser und schaute sich nach seinen Stiefeln um. Die waren nirgends zu sehen. „Ich werde sie doch nicht versetzt haben im Schlaf?" murmelte er verdutzt. „Ob Mutter jetzt das Herz hätte, mir eine Standrede zu halten, wenn sie mich so sähe?"

Plötzlich hellte sein Gesicht sich auf.

„Ich hab' ihr versprochen, schon im letzten Monat zurück zu sein, und sie sagte, wenn ich nicht zur Zeit komme, dann werde sie mich holen. Das muß nun aber bald geschehen, sonst findet sie nicht mehr viel von mir vor."

Er fing an, nachzurechnen:

„Eine Woche, vielleicht auch vierzehn Tage giebt sie am Ende zu — aber dann macht sie sich auf und zwar auf den direktesten Weg," überlegte er. „Oh, sie kommt schon — sicher. — Aber bis sie kommt? Beim kanadischen Konsul war ich schon, der will nichts für mich thun. Wenn ich's beim Verleger der 'Montreal Scraps' versuchte? Sein Büreau hat er in 'Fleet Street', in meinem Hochmut bin ich mal dran vorüber gefahren. Herrgott, was gäb' ich jetzt um ein gutes Frühstück! Scheußlich, wenn man so hungrig ist und sein ganzes inneres Triebwerk nach Arbeit schreien hört!"

Er stürzte ein Glas Wasser hinunter, aber es wollte nicht sonderlich munden, ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken. Dann sah er sich von neuem nach seinen Stiefeln um, und eben klopfte es an der Thür.

Charles Henry schwankte ein wenig, als er öffnen ging. „Du bist's?" sagte er zu dem unsaubern Ding, einem Mädchen von sechzehn Jahren etwa, mit wirren roten Haaren und einer verschwenbrischen Fülle von Ruß und Stiefelwichse, die sich mit edler Unparteilichkeit über ihre ausdrucksvollen Züge breitete.

„Ja, ich bin's," erwiderte sie, „wer denn sonst? Sie glaubten am Ende, es sei der Gerichtsvollzieher? Hier sind Ihre Stiefel. Die Madam' hat sie weggenommen, während Sie schliefen, und gesagt, ich solle sie einschließen."

Charles Henry nahm sie mit einem etwas verunglückten Versuche, heiter zu scheinen, in Empfang.

„Sie hat wohl gemeint, ich könnte sie durch zu vieles Gehen verderben?" sagte er.

„Mag sein, und zu Mrs. Parker nebenan hat sie gesagt, wenn Sie morgen nicht zahlten, dann setzt' es Hiebe."

„Imstande wär' sie's," seufzte Charles Henry. — Das Mädchen holte ein großes Butterbrot unter ihrer Schürze hervor.

„Sie sind keiner von der schlechten Sorte," sagte sie, „da, nehmen Sie und beißen Sie hinein."

Charles Henry war sehr hungrig, aber er war auch stolz. „Dein eigenes Frühstück, nicht?" fragte er.

„Warum nicht gar," log sie zuversichtlich, „ich hab' lange schon Kaffee und Wurst gehabt."

„Meinst du, ich werd' dir dein bißchen Essen wegstehlen?" sagte Charles Henry. „Sicher nicht, und lüg' nicht so."

Mit einer blitzschnellen Bewegung hatte sich das Mädchen wieder seiner Stiefel bemächtigt.

„Wenn Sie das Brot nicht nehmen, schließ' ich die wieder weg," drohte sie.

Charles Henry mußte nachgeben. Gierig verzehrte er das Brot.

„Nun möchte ich um die Ehre bitten, dir die Hand schütteln zu dürfen," sagte er feierlich, als

er fertig war. „Ich fühl' mich wieder stark wie ein Adler."

„Ja, Ihr Schnabel hat schon einige Ähnlichkeit mit so 'nem Vieh," lachte sie. „Da — schütteln Sie!"

Und sie schüttelten. —

Es war erst 9 Uhr, als Charles Henry das Haus verließ und die Richtung gegen Fleet Street einschlug.

Er ging am Büreau der 'Montreal Scraps' vorüber und schlich weiter bis zu den öffentlichen Anlagen hin. Hier ließ er sich erschöpft auf eine Bank niedersinken und sah den emsigen Gärtnern zu, wie sie den Rasen beschnitten und Steine zusammenlasen.

Behäbige Tauben marschierten vor ihm auf und ab. Ihre Wohlgenährtheit kam ihm vor wie eine persönliche Beleidigung. Oh — hätte er nur eine davon in einer Pastete verspeisen können und Lendenbraten mit Eiern und Kraftbrühe dazu!

Die warme Sonne kam und machte ihn noch hungriger. Müde ging er wieder nach dem Redaktionsbüreau der Scraps zurück und fragte nach dem Verleger.

Die gewichtige Persönlichkeit war eben erst gekommen und noch mit dem Öffnen der Postsachen beschäftigt. Charles Henry mußte eine halbe Stunde warten, dann wurde ihm Einlaß in das Heiligtum gewährt.

Heiß stieg es ihm in die Wangen. Er, ein freier Kanadier, mußte betteln gehen, um nicht Hungers zu sterben! — Doch er rief sich die schöne Zeit ins Gedächtnis zurück, die konnte ihm trotz allem niemand nehmen.

Der hohe Herr las die Zeitung. Charles Henry fühlte instinktiv, daß dieses strenge, regelmäßige Gesicht einem klugen Manne angehören müsse.

Er brachte sein Anliegen ziemlich flau vor. Er mußte sich selbst gestehen, daß es so keinen sehr glaubwürdigen Eindruck machen konnte.

Der Verleger drehte den Kopf nach ihm um und sah ihm scharf in die Augen.

„Erwarten Sie wirklich, daß ich alles das glauben soll? Weshalb sind Sie denn herüber gekommen?"

„Zu meinem Vergnügen," erwiderte Charles Henry etwas kleinlaut. „Und weil ich ein Narr war."

„Und nun sitzen Sie fest?"

„Vollständig — radikal — ganz und gar," beteuerte Charles Henry in bezeichnender, wenn auch etwas tautologischer Redeweise. „Und ich wollte Sie bitten, mir zu helfen — ich habe Hunger."

„Aber zum Donnerwetter, wie kommen Sie denn dazu, gerade mir Ihre Heldenthaten zu erzählen? Warum wenden Sie sich nicht an den kanadischen Konsul?"

„Ist schon geschehen," kam es lakonisch heraus.

Nicht um die Welt hätte Charles Henry für seine Sache noch länger plaidieren mögen.

„Sehen Sie," sagte der Verleger, „siebenundfünfzig Menschen habe ich in den letzten Jahren geholfen, alle sind zu mir gekommen, und ihre Gründe waren nicht schlechter, als die Ihrigen. Hätte nur einer von diesen Siebenundfünfzig — einer ist, wie ich das letzte Mal in Montreal drüben war, im eigenen Wagen an mir vorübergefahren — hätte nur einer von diesen, sage ich, so viel Ehre im Leib gehabt, mir einen Cent davon zurückzugeben, so hätte ich auch Ihnen geholfen. Und nun machen Sie, daß Sie weiter kommen, ich habe zu thun."

Charles Henrys humoristische Ader hatte sich während seiner Europa-Tour auffallend entwickelt.

„Mir scheint," sagte er, „diese Siebenundfünfzig gehen nicht zum besten mit mir um — ich empfehle mich."

Und damit ging er.

Der Verleger bückte sich wieder über seine Zeitung, aber Charles Henrys hübsches, schmächtiges Gesicht kam ihm zwischen die Zeilen. Er schleuderte sie von sich.

„'s ist freilich scheußlich, Hunger zu haben," brummte er und eilte nach der Thür.

„Heda — Sie! Kommen Sie zurück!"

Doch Charles Henry war von der Bildfläche schon verschwunden. Er kroch mühsam in seine Dachkammer zurück.

„Ich will versuchen zu schlafen," dachte er, „die Zeit vergeht rascher. Jetzt heißt's: Wer kommt zuerst, der Tod oder die Mutter — na,

schön war's eben doch und — wenn die Mutter was will, hat sie bis jetzt noch immer gewonnen."

Er schlief eine Stunde lang. Dann wachte er wieder auf mit einer quälenden Sehnsucht nach etwas Eßbarem.

„Du, von der Welt hab' ich genug," erklärte er, zu seinem Bilde gewandt. „Wenn ich überhaupt wieder heimkomme, dann will ich Holz sägen bis ans Ende meiner Tage. Wer ist da?"

Es hatte geklopft.

„Ich!" rief eine wohlbekannte Stimme.

Charles Henry unterdrückte mannhaft seine Bewegung und taumelte nach der Thür.

Mrs. Hawkins war weniger stark als er. Sie preßte ihn an ihre Brust, vergoß Thränen über seinem lockigen Haar und erstickte ihn beinahe mit Küssen. Als sie ihn endlich freiließ, trat Phenisby Anne, etwas verlegen, hervor.

„Ich hab' es dir gesagt, daß ich komme und dich holen werde, wenn ich dich brauche," war alles, was sie sagte, „nun bin ich da."

Charles Henry gebot für den Augenblick heroisch allen Mahnungen seines knurrenden Magens Schweigen.

„Ich habe famose Zeiten verlebt," sagte er, „Parlamentsgebäude, M^me Tussaud, die Heilsarmee, den Tower, den Zoologischen Garten — alles habe ich gesehen. Setz' dich aufs Bett, Mutter, und laß dir erzählen."

Phenisby Anne betrachtete einen Moment seine schmalen Wangen, während Mrs. Hawkins ihre Blicke in der ärmlichen Behausung herumwandern ließ.

„Nun, den verlorenen Sohn hätten wir also!" begann sie, als müsse sie ihre Schwäche von vorhin wieder gut machen.

„Bst!" kam es von Phenisby Annes Lippen, „das verstehen Sie nicht, Mrs. Hawkins. Hier zu Lande ist es Brauch, so weit wie möglich in die Höhe zu kommen. Und je höher man strebt, um so elender sieht man aus. Charles Henry, nun erzähl' du deiner Mutter, was du gesehen, während ich das Essen bestelle. Nachher machen wir unseren Rundgang."

Phenisby Anne huschte davon und verrichtete wahre Wunderdinge. Zehn Minuten später kamen ein Tisch und zwei Stühle mit dem kleinen Dienstmädchen hinterdrein. Zwanzig Minuten später saß Charles Henry vor einem zwar etwas ländlichen, aber reichlichen Mahle und stand wonnevolle Qualen aus, bis seine Mutter sich anschickte, zuzugreifen. Er mußte an sich halten, um die Speisen nicht mit den Händen zu zerreißen und sie zu verschlingen wie ein wildes Tier. Als er endlich zu essen anfangen durfte, da tropften Thränen aus Phenisbys Augen und netzten die Kartoffeln auf ihrem Teller.

Mrs. Hawkins war zu kurzsichtig, um diese Extrabeilage zu der Mahlzeit zu bemerken.

„Mir scheint, mit deinem Geld hätt's auch zu was besserem gelangt, als dieser Kammer," sagte sie. „Da ist ja unsere Scheune behaglicher. Wie viel hast du noch übrig? —"

„Mehr als 200 Dollars — glaube ich," fiel Phenisby Anne ein, „dort liegt seine halboffene Börse auf dem Bett." Mrs. Hawkins war besänftigt.

„Ei, ei," sagte sie, „nun muß ich am Ende noch Abbitte leisten? Charles Henry, ich bin stolz auf dich, du hast den Kopf am richtigen Platz. Und dein Appetit scheint auch nicht verloren gegangen zu sein?"

Charles Henry wollte etwas erwidern, doch Phenisby Anne legte den Finger auf ihren Mund, und Mrs. Hawkins hat es nie erfahren.

Phenisby Anne fühlte Mitleid mit Charles Henry. Im verborgensten Winkel ihres hellen Verstandes lauerte ein ähnliches Sehnen nach der Welt, nur hielt sie die Zügel fest in der Hand.

Charles Henry hatte die Welt nun gesehen, war sein Geld losgeworden, hatte seine Erfahrungen gemacht und endlich Phenisby Annes Herz verstehen gelernt. Und das komplizierte Triebwerk eines Frauenherzens zu verstehen, bringt nicht jeder mit 21 Jahren fertig.

Charles Henry begehrte nicht mehr nach den 'Fleischtöpfen Ägyptenlands', Holz zu sägen für Phenisby Anne war ihm Glückseligkeit genug.

# Allerlei.



**Diamantenschmuggel in Amerika.** Man vermutet, daß durchschnittlich in einem Jahre Diamanten im Werte von nicht weniger als 2 Millionen Dollars nach den 'Vereinigten Staaten' eingeschmuggelt werden. Es ist ja auch natürlich, daß bei dem sehr hohen Zoll auf Diamanten jeder die so leicht zu verbergenden kostbaren Steine den Spürnasen der Zollbeamten zu entziehen sucht. Mit ingeniöser Geriebenheit verfahren dabei die professionellen Diamantenschmuggler, die sich seitens der Zollbeamten einer weit schärferen Beobachtung erfreuen als andere harmlose Reisende, dies aber gern in Kauf nehmen, da ihre Beschäftigung sehr einträglich ist. In allen möglichen und unmöglichen Behältern werden die Brillanten aus der alten in die neue Welt geschafft. Die ausgehöhlten Griffe von Schirmen und Stöcken gelten heutzutage bereits als veraltet: wohlriechende Toilettenseife, Taschenuhren, aus denen das Werk herausgenommen wurde, hohle Zähne u. s. w. müssen jetzt das kostbare Gut aufnehmen.

In sehr vorsichtiger Weise verfuhr ein alter Schmuggler, der kürzlich in New-York entlarvt wurde. Lange Jahre war er ununterbrochen auf der Reise zwischen England und Amerika; die Zollbeamten in New-York vermuteten natürlich in dem hartnäckigen Seefahrer schon lange einen Diamantenschmuggler; aber so sorgfältig man ihn auch jedesmal bei seiner Ankunft durchsuchte, — es gelang doch niemals, ihn zu überführen. Er fuhr stets mit demselben Schiff, auf dem er herübergekommen, wieder nach England zurück; die wenigen Tage des Aufenthalts in New-York verbrachte er in Gesellschaft seiner Frau, die mit ihm in derselben Kabine schlief und erst am Tage der Abfahrt das Schiff verließ. Da fiel es einem Zollbeamten ein, die Frau in dem Moment, als sie die Landungsbrücke verließ, anhalten und untersuchen zu lassen; das Resultat war überraschend, man fand für einige Tausend Pfund Diamanten bei ihr. Ihr Mann hatte in der Bretterwand seiner Kabine ein Versteck für die Steine angelegt; bei der Ankunft in Amerika konnte er seinen Schatz dort ruhig lagern lassen und sich leichten Herzens auf dem Zollamt einer Untersuchung unterwerfen. Verließ der Dampfer aber wieder den Hafen, dann nahm die treue Gattin die unverzollte Ware an sich und blickte vom Bollwerk aus ihrem Ehemann mit Abschiedstränen in den Augen und einem Haufen Diamanten in der Tasche zärtlich nach.

**Die Herkunft der Haustiere.** Man ist bisher gewöhnt, die meisten unserer Haustiere als aus Asien nach Europa eingewandert zu betrachten. Dieser allgemeinen Ansicht tritt jetzt der bekannte Zoologe C. Keller in den 'Archives des Sciences physiques et naturelles' entgegen, indem er behauptet, daß gewisse Tierrassen nicht aus Asien, sondern vielmehr aus Afrika zu uns herübergekommen seien.

Das soll zum Beispiel bei einzelnen Rassen des Hundes der Fall sein. Schon zur Steinzeit kam der Hund in Europa als Begleiter des Menschen vor, wenn auch nur in einer Form, dem Torfhunde, als dessen Abarten späterhin die Dachs- und Wachtelhunde, sowie die Spitze und Pinscher auftraten. Der Ursprung dieser Rasse läßt sich nicht mit Sicherheit angeben. Zur Bronzezeit finden wir dann einen zweiten größeren Hund vor, von dem unter anderen auch unsere heutigen Bernhardinerhunde abstammen. Daß diese Rasse ihren Ursprung in Mittelasien hat, ist kaum zu bezweifeln; dagegen sind unsere heutigen Windhunde ganz entschieden aus Afrika nach Europa gekommen. Schon vor viertausend Jahren bediente man sich in Egypten zur Antilopenjagd einer Art von Windhunden, und die Abbildungen von Jagdszenen, die wir auf den alten egyptischen Baudenkmälern finden, zeigen uns, daß dieser Hund eine große Ähnlichkeit mit dem heutigen russischen Barzois und den schottischen Windhunden hatte. Die Egypter haben ihre Jagdhunde aus Zentralafrika und vom oberen Nil her eingeführt, wo man auch noch heute ähnliche Spielarten antrifft.

Der europäische zahme Esel soll ebenfalls aus Afrika stammen. Zwar ist der wilde Esel Mittelasiens, der Kiang oder Kulan, in vorgeschichtlicher Zeit auch in Europa heimisch gewesen, doch läßt es sich kaum annehmen, daß unser Hausesel von diesem abstammt. Man kann es vielmehr als sicher betrachten, daß der europäische Asinus domesticus eine Abart des afrikanischen Steppenesels ist, der sich in allen Steppenländern östlich vom Nil, namentlich am Flusse Atbara und in den Barkaebenen vorfindet.

Was die Herkunft des Rindes anbelangt, so kann man annehmen, daß die verschiedenen europäischen Rassen Kreuzungen zweier ehemaliger Stammformen sind, des Bos primigenius und des Bos brachyceros. Von letzterem behauptet nun der erwähnte Zoologe, daß er aus Afrika nach den Ländern Südeuropas herübergekommen sei. In der That weist auch das afrikanische Rind, Bos africanus, viele Ähnlichkeiten mit Bos brachyceros auf, auch finden wir in Egypten Abbildungen von Kühen, die den heutigen Kühen unserer Alpen sehr ähnlich sehen. Ein weiterer Beweis dafür, daß die alten Pfahlbaubewohner der Schweiz ihre Rinderrasse aus Nordafrika erhalten haben, ist kürzlich gefunden worden; in einem Pfahlbau fand man einen vollständig erhaltenen Rinderschädel, der weder Hörner besaß, noch die entsprechenden Knochenzapfen aufwies. Eine solche Rasse gab es aber früher in Egypten, wie zahlreiche Abbildungen beweisen.

Daß Afrika die Heimat unserer Hauskatze ist, steht jedenfalls zweifellos fest, und zwar ist sie als eine Abart der Falbkatze zu betrachten, die in Ost- und Innerafrika vorkommt. Die Falbkatze wurde von den alten Egyptern gezüchtet und galt dort bekanntlich als das heiligste Tier. Wer eine Katze tötete, wurde unerbittlich mit dem Tode bestraft. Die Göttin Bast, der die Katze heilig war, wurde mit einem Katzenkopf abgebildet, und in der nach ihr benannten Stadt Bubastis wurden alle toten Katzen nach sorgfältiger Einbalsamierung beigesetzt. —

**Die Allgemeinheit der Sintflutsage.** Fast bei allen Völkern finden wir die Mythe von einer großen Flut, die in unvordenklicher Zeit alles Leben auf der Erde vernichtete. In ihren Grundzügen gleichen alle diese Sagen der biblischen Überlieferung; nur die Rettung der übere lebenden Geschöpfe wird auf verschiedene abweichende Weise erzählt. Dem hebräischen Bericht am nächsten kommt die assyrisch-babylonische Erzählung von Xisuthous; auch an ihr ergeht der Befehl zur Erbauung einer Arche, wie Noah landet er dann in Armenien, sendet ebenfalls einen Vogel aus u. s. w. — Eine sehr interessante Gestaltung hat die Sintflutsage bei den Thlinkiten, einem Volksstamm im südöstlichen Teil von Alaska. Die Legende lautet dort — wie die Zeitschrift 'Aus fremden Zungen' berichtet — folgendermaßen: „Vor langer Zeit versank das feste Land im Wasser. Das Wasser stieg immer höher und bedeckte endlich die höchsten Stellen, so daß es allen Menschen ans Leben ging. Es regnete so stark, daß es war, als ob das Meer vom Himmel herabkäme. Alles war schwarz und es wurde so dunkel, daß kein Mensch den andern kannte. Da liefen einige Menschen hin und her und machten ein Floß aus Zedernstämmen, aber nichts konnte den weißen Wogen standhalten, und das Floß zerbarst in zwei Stücke. Auf dem einen Teil blieben die Urahnen der Thlinkiten, auf dem andern die Vorfahren aller andern Völker. Das Wasser riß sie von einander weg, und sie sahen einander nie wieder. Jetzt sind ihre Kinder alle verschieden und verstehen einander nicht." — —

Verantwortlicher Redakteur Paul Schettler, Berlin-Charlottenburg. — Verlag der Romanwelt, G. m. b. H., Berlin W. 50, Rankestr. 28.
Verantwortlich für den Inseratenteil Heinr. Lürßen, Gräfenhainichen. — Druck von C. H. Schulze & Co. Gräfenhainichen.





# Cuba insurrecta.

Roman

von

**Theodor Duimchen.**



## I.

Es war noch nicht ganz zehn Uhr, und doch schien die Sonne fast schon im Zenith zu stehen: heiß brannte sie von dem dunkelblauen Himmel herab auf das graue Geröll der Punta von Habana.

Zwei Herren, in weißes Leinen gekleidet, das Haupt mit dem breitrandigen Strohhut bedeckt, wanderten auf und ab in dem feinen grauen Staub, der unter der leisen Brise leicht aufwirbelte, in kleinen Kreisen mit Strohhalmen und Maishülsen tanzte und dann wieder sacht niederfiel bis zum nächsten Atemzug des Windes. Die Luft flimmerte in der glühenden Hitze.

Die beiden schienen auf den Abgang der Dampfstraßenbahn zu warten, die von hier aus nach der Chorrera, der draußen an der Meeresküste sich entlang ziehenden Villenvorstadt, führt. Die altersschwache Lokomotive stand schon da mit den üblichen zwei Wagen hinter sich: einer für die Weißen bestimmt und einer für die Farbigen, para personas de color, neben denen in demselben Wagen Platz zu nehmen, eine spanische Verwaltung niemand zumutet. Der Heizer, ein Mulatte, hantierte an seiner ausrangierten Maschine herum, die aussah, als hätte die Gesellschaft sie vor langen Jahren einmal als altes Eisen gekauft. Der Schaffner schritt selbstbewußt und würdevoll neben dem Wagen auf und ab.

Nach einiger Zeit hörte man hinter dem Präsidio die von der Chorrera kommenden Wagen heranpusten und klappern. Jetzt bogen sie schon um die Ecke. Die auf der Punta haltenden hatten sich inzwischen ziemlich gefüllt: Farbige, ebenso nachlässig wie malerisch angezogen, und elegante Söhne der Insel, in weißem Pikee oder Flanell, weit ausgeschnittenen Lackschuhen und buntseidenen Strümpfen, sogar einige junge Damen in Begleitung ihrer Brüder oder ihrer Dueñas waren eingestiegen, in duftigen Kleidern, Spitzenmantillen über dem schwarzen Haar und mit Fächern und goldschnittglänzenden Gebetbüchern in den Händen. Sie waren in der

Messe gewesen und fuhren nun zurück, sich vor der Hitze in ihren Villen zu bergen, in deren schattigen, dem kühlen Seewind offenen Marmorhallen ihre Sklavinnen und Schaukelstühle ihrer harrten.

Während die ankommenden Wagen hinter den abgangsbereiten auf dem Platze anhielten, winkte deren Kondukteur seinem Mulatten, der daraufhin ein ganz greuliches Geräusch mit einer zersprungenen Glocke anzuheben begann und gleichzeitig das Pfeifenventil öffnete: ein gequetschter, heiserer, halb heulender Pfiff tönte über den in der Sonne glühenden Platz, und der Kondukteur sagte, mit einer königlichen Handbewegung nach seinem Wagen hin, einladend zu den beiden Wartenden: „Wenn es den Herren gefällig ist" — und wunderte sich, als der Größere kopfschüttelnd antwortete: „Noch nicht, Mann."

Die Maschine setzte sich mit einiger Anstrengung in Bewegung, und bald waren die Wagen prustend und klappernd hinter der Mauerecke des Gefängnisgebäudes verschwunden.

Das Bild war genau wie vorher: wieder eine invalide Maschine mit einem Mulatten als Heizer, wieder die beiden Wagen, in deren schmalem Schatten ein Schaffner auf- und abschritt, dieselbe Totenstille über dem weiten, in der Sonne liegenden, geröllbedeckten, grauen Platz, dasselbe Spiel des Staubes um die Felsbrocken und um die beiden auf und ab schreitenden Herren in Weiß.

Der Größere, mit dem glattrasierten Prokonsulgesicht, behielt seine gute Laune. Er sagte nur leichthin, als er nach der Uhr sah: „Der Herr Neffe läßt uns warten, lieber Raben."

Der andere, Kleinere, der einen rotblonden, kurzgehaltenen Kinn- und Schnurrbart trug, war unruhiger; seine Schritte wurden hastiger, und häufiger flogen seine Augen über die Trümmer der ehemaligen Stadtmauer hin, nach den Mündungen der engen Straßen Habanas, die drüben am Rande des freien Platzes auslaufen.

„Das dümmste ist," sagte er, „daß ich nicht weiß, ob ich mich nur ärgere, oder ob ich besorgt bin; unangenehme Lage für mich einem Neffen gegenüber, der nur einige Jahre jünger ist als ich, und für den ich mich doch verantwortlich fühle. Vorwürfe, daß ich nachgegeben und ihn habe herüberkommen lassen, mache ich mir auch. Namentlich jetzt. Was hat man denn noch für Aussichten hier? Vom Fieber ganz abgesehen. Ich begreife schon nicht, weshalb Sie hier bleiben, Gerting; Geld genug haben Sie ja, und Sie können sich auch jeden Tag frei machen. Ich hätte es vor ein paar Jahren auch so gut haben können, und wenn ich in der Lage wie damals wäre, hielten mich keine zehn Pferde hier zurück. Die letzte Zuckerbaisse hat mich aber zuviel Geld gekostet, wie Sie wissen. Drüben ohne Arbeit so zu leben, wie wir es uns hier nun mal angewöhnt haben, dazu reichts nicht recht, und zu Hause noch einmal etwas anderes anzufangen, dazu eignen wir uns ja ganz und gar nicht. Trotzdem thäte ich aber vielleicht sogar das, ich sitze jetzt nur an so viel Stellen noch fest, daß garnicht daran zu denken ist: ich muß bessere Zeiten abwarten, hoffentlich kommen sie noch einmal."

„Sie werden sicher kommen," sagte der andere, „der Aufstand wird siegreich sein; sobald aber die spanische Herrschaft fällt, wird hier ein geschäftlicher Aufschwung beginnen, wie ihn die Insel noch nicht erlebt hat." Er trat dichter an den Freund heran: „Glauben Sie mir, ich weiß, weshalb ich bleibe; im Innern steht alles gut, und die Staaten lassen diesmal nicht locker, ganz gleichgiltig, wer Präsident ist oder wird. Sie wissen doch, wer Amerika regiert."

Der andere nickte und sagte dann: „Allmighty Dollar ist allerdings sehr stark engagiert. Vielleicht setzen sie es durch."

„Sie setzen es sicher durch," sagte Gerting, während seine vollen Lippen sich einen Augenblick über dem kräftigen Gebiß energisch zusammenzogen, „alles, was w i r zu thun haben, ist abwarten und unsere Sympathien nicht zeigen, um dem Spanier nicht zu guterletzt Gelegenheit zu geben, an uns, die wir hier wehrlos in Habana sitzen, Rache zu nehmen. Die Herren wissen, daß diesmal so ziemlich alle, auch wir Deutschen, gegen sie sind, und sie wissen auch, daß es zu Ende geht mit ihnen; das macht ja gerade ihre Wut so verbissen."

„Na, von dem Standpunkt aus," sagte Raben, „ist es eigentlich nicht sehr vorsichtig, daß wir zu Don Carlos Echegoyen frühstücken gehen. Der und sein Schwager Bengochea sollen doch hier die geheimen Chefs sein. Daß Freund Berthold sich gerade jetzt mit Maria Bengochea verlobt hat, finde ich auch nicht sehr staatsklug."

„Im Gegenteil," antwortete Gerting, „ganz unbekümmert thun, ist das Richtige. Bengochea hat deshalb auch seine Tochter nicht weggeschickt, was doch das einfachste gewesen wäre. Und Bengochea und Echegoyen sind den Spaniern sicher gewachsen. Schriftliches kommt weder aus dem Innern, noch wird es von den hiesigen Freunden der Freiheit unter sich ausgetauscht. Durch ganz zuverlässige Boten überbrachte mündliche Nachrichten verbinden die Teile der Insel, die die Spanier noch besetzt halten, mit den Führern im Innern."

„Zuverlässige Boten," sagte Raben, „sehr schön, aber wer ist zuverlässig?" Er deutete mit dem Daumen über seine Schulter nach dem Präsidio: „Da drinnen wird bekanntlich gefoltert und wie. Aber da kommt ja Franz."

Drüben aus einer der kleinen Straßen kam er hervor, von weitem schon als ein neuer Ankömmling kenntlich: mit solcher Eile bewegt sich hier kein einigermaßen eingewöhnter Europäer. Der junge Herr kam fast im Laufschritt an. Von weitem winkte ihm schon sein Vetter ab, und sobald er in Hörweite war, rief er ihm zu: „Nicht laufen, nicht laufen, ruhig!"

Es war aber auch fast besorgniserregend: der junge Franz König trug einen Anzug, der von einem guten Schneider in einer der rheinischen Großstädte verfertigt war und zu Hause, selbst an heißen Sommertagen, auch ohne allen Zweifel ein besonders feines und leichtes Kostüm gewesen wäre, hier aber, unter der glühenden Tropensonne machte dieses dunkelbraune Röckchen mit den hellen Hosen aus englischem Plaidstoff, der lichtgraue Filzhut und die merkwürdig dickstoffige weiße Weste ganz und garnicht den Eindruck, als ob sie an rechter Stelle wären. Ihr Träger sah auch beängstigend erhitzt aus: dunkelrot glühte das Gesicht, und blau angeschwollen lagen die Adern auf der noch ziemlich jugendlichen Stirn.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, ich habe mich verspätet. Aber ich war rechtzeitig fertig, ich konnte nur niemand auftreiben, der mir die Stiefel geputzt hätte. So wie ich sie am Abend vor die Thür gestellt hatte, standen sie noch da," sprudelte er hervor.

Die beiden älteren Herren lachten. Franz König hatte sich vorläufig in dem Geschäftshause seines Onkels in der Calle mercaderes ein Zimmer eingerichtet, bis er in der Umgebung auf dem Lande oder in den Vorstädten eine geeignete Wohnung gefunden haben würde. In der Familie seines Onkels selbst zu wohnen, dazu hatte Guillermo Raben seinem Neffen nicht zugeredet, weil er nicht den Anschein erwecken wollte, als beabsichtige er, ihm die völlige Freiheit der Bewegung irgendwie zu beschränken. Aus früheren Zeiten her, wo die Europäer in ihren Geschäftshäusern auch wohnten, stehen darin sehr wohl geeignete Räume immer noch reichlich zur Verfügung. Die Bedienung seines Neffen war dem Portero — dem Markthelfer, Pförtner und Hausbewahrer — und dessen Muchachos, den Jungens, das heißt den jüngeren Packern und Kontordienern, übertragen worden.

„Kein Mensch war im ganzen Hause zu finden," fing der junge Herr König wieder an, und es lag ein gewisser leiser Vorwurf in seinem Ton.

„Sie werden in der Messe gewesen sein, lieber Franz," erklärte ihm Raben lachend, „aber deine Stiefel hätten sie dir doch nicht geputzt, auch wenn sie da gewesen wären. Sie selbst tragen alle Leinen- und Bastschuhe, und anderen Leuten die Stiefel zu putzen, gehört nicht zu den Obliegenheiten eines Dieners: sie kennen das garnicht, man putzt sich seine Stiefel selbst, oder aber man läßt sie unterwegs im Café oder in einem der vielen kleinen Läden putzen, die nur zu diesem Zweck gehalten werden, während man einen Blick in die aufliegenden Zeitungen thut."

„Was," fragte Franz entrüstet, „man zieht die Stiefel schmutzig wieder an?"

„Ja, ländlich — schändlich," antwortete sein Onkel. „Übrigens schmutzig sind sie ja

eigentlich nur in der Regenzeit, gewöhnlich sind sie nur etwas staubig, den Staub wischt man mit dem Taschentuch von gestern ab, und zu dem blendenden Glanze läßt man ihnen dann, wie gesagt, unterwegs verhelfen. — Aber wie gefällt dir dies Bild?" Und er deutete, mit dem rechten Arm einen Halbkreis beschreibend, auf Habana, die Küste und das Meer.

„Herrlich, großartig, schön," sagte Franz König und ließ seine Augen über die massigen Mauern des Morro und der Hafenforts und über das Meer schweifen, das in leuchtendem, sattem Blau sich weit, weit hinstreckte, bis es draußen am Horizont mit dem gleichfarbigen Himmel zusammenschmolz, an dem kein Wölkchen stand. Das Meer war sehr wenig bewegt, nur am engen Hafeneingang, der Boca, drängten sich die Wellen etwas und spritzten weißleuchtenden Schaum an den Quaderblöcken des Morro empor.

„Das ist also der berühmte Morro?" fragte Franz König, „natürlich, den kennt man ja von allen Zigarrenkistendeckeln. Ist er eigentlich ein Leuchtturm oder ein Festungsturm?"

„Beides," erklärte ihm sein Onkel, „dahinter liegt das neue Fort Cabañas, erst etwa hundert Jahre alt, und hier, auf unserer Seite, dem andern gegenüber das Fort San Salvador."

„Die Befestigungen sind ja formidabel," sagte Franz.

„Jawohl, seit die Herren Engländer in den zwei Jahren, während deren sie die Insel in der Gewalt hatten, einige hundert Millionen Dollar verschleppt haben, hat sich Spanien die Befestigung von Habana etwas kosten lassen. Auch auf der Landseite ist die Halbinsel, auf der es liegt, durch drei Forts abgesperrt. Da hinten" — Raben deutete rückwärts über die glatten Dächer der Stadt mit ihren hellblau, rosa, hellgelb leuchtenden Häusern hinweg auf weiße, aus dem dunkeln Grün der dahinter liegenden bewaldeten Höhen hervorlugende Festungsmauern — „das ist zum Beispiel Fort Principe: dicht darunter, auf der halben Höhe etwa, liegen die Villensanatorien des Doktor Belot, den du gestern bei mir kennen gelernt hast. Nach dieser seiner Quinta sollst du hinaus, sobald sich irgendwie das Fieber bei dir meldet."

„Das Beste, was Sie thun können," setzte Gerting hinzu. „Ich habe vor Jahren meinen Vomito da auch durchgemacht."

„Ja, ihr thut doch gerade, als müßte man notwendigerweise das gelbe Fieber bekommen, das ist doch garnicht gesagt."

„Na," meinte Gerting, „wir, die wir einige Jahre hier sind, haben es alle durchgemacht, und wenn der Anfall nicht zu schlimm ist, ist es eigentlich das Gescheiteste, man hat es hinter sich. Vorher fühlt man sich sozusagen doch nicht recht heimisch. Es ist fast eine Art Aufenthaltsschein, den man als Legitimation gegen das Klima in der Tasche haben muß."

„Und was ist das?" fragte König, dem das Thema nicht angenehm zu sein schien, indem er auf die Mauern des Gefängnisgebäudes hinwies.

„Das berühmte Präsidio," sagte Gerting, „kein besonders erfreulicher Anblick. Sie stehen aber hier überhaupt auf sonderbar geheiligtem Boden. Hier außerhalb der Stadtmauer, auf der Spitze der Landzunge, hat man auch alle ‘Glaubenshandlungen’ vorgenommen. Jener sagenhafte Häuptling, der damalige Herr der Insel, bestieg hier als der erste den Holzstoß: er wollte nicht in den Christenhimmel kommen, um nicht die Spanier im Jenseits wiederzusehen. Tausende und Abertausende sind ihm gefolgt. Der Boden hier ist überhaupt nicht so grau, wie er aussieht. Da drüben an der Mauer sind die Opfer des vorigen und des jetzigen Aufstandes, manchmal einzeln, manchmal aber auch gleich in größerer Gesellschaft, erschossen worden."

Herr Franz König schien trotz der Tropensonne leise zu frösteln und jetzt ganz gern der Mahnung seines Onkels zum Einsteigen zu folgen.

Außer einigen Farbigen im ersten Wagen waren die drei Deutschen diesmal die einzigen Fahrgäste, aber trotzdem niemand auf dem ganzen weiten Platz mehr zu sehen war, wurde wieder erst das Glocken- und Pfeifensignal mit aller Feierlichkeit gegeben.

Während sie unter den Gefängnismauern hinfuhren, sagte König noch: „Von dem Präsidio hat man mir gestern abend im Klub auch Mordgeschichten erzählt."

„So, was denn?" sagte Gerting aufmunternd,

„Sie können sich ruhig aussprechen, wir sind allein, und deutsch versteht der Kondukteur nicht, da können Sie ganz ruhig sein.“

„Einer der früheren Kommandanten — es soll aber noch garnicht lange her sein — sei finanziell zerrüttet gewesen.“

„Sehr wahrscheinlich,“ sagte Gerting. „Um sich zu rangieren, lassen spanische Beamte sich seit Jahrhunderten hierher versetzen. Raub und Bestechung sind sozusagen stillschweigend erlaubt, unter der einzigen Einschränkung, daß es vom Mark der Insel und nicht auf Kosten des Mutterlandes gehen muß.“

„Alter Aufwiegler,“ warf Raben halb lachend, halb warnend in die Unterhaltung.

Franz König berichtete weiter: „Er soll dann wirklich irgendwie zu vielem Gelde gekommen sein, aber auch dieses Vermögen wieder verloren haben, weil er vom Spielteufel besessen gewesen sei. Zu der Zeit hätten sich nun Einbrüche und nächtliche Raubanfälle in Habana geradezu beunruhigend vermehrt, und nie habe man die Thäter fassen können. Merkwürdigerweise wären sie immer nach der Punta zu geflohen und dann plötzlich verschwunden gewesen. Ursprünglich habe man angenommen, sie seien auf bereit gehaltenen Booten geflüchtet, aber auch die schärfste Bewachung der Küste habe nichts genutzt. Nur durch einen glücklichen Zufall sei es schließlich herausgekommen, daß der Kommandant mit Einbrechern und Mördern auf gemeinschaftliche Rechnung in der Weise gearbeitet habe, daß er von den seiner Obhut Anvertrauten die Tüchtigsten allnächtlich auf Habana losgelassen, sie nach beendetem Raubzug aber immer wieder durch ein Seitenpförtchen mit ihrer Beute ins Präsidio aufgenommen habe.“

„Da es hervorragend scheußlich und eigentlich ganz unglaublich ist, wird es wohl wahr sein,“ sagte Gerting trocken.

„Ja, wenn man so etwas auch nur für möglich hält, dann begreife ich nicht, daß Spanien die Insel so lange behalten hat.“

„Aller Greuel nimmt einmal ein Ende,“ sagte Gerting. „Manchmal allerdings etwas spät. Aber Sie setzen sich besser hier auf diese Seite, damit Sie die Aussicht aufs Meer haben.“

Raben sah es augenscheinlich gern, daß Gerting auf etwas andres kam: die beiden älteren Herren zeigten jetzt dem jungen Landsmann einige besonders schöne Villenbesitzungen und machten ihn auf hervorragende Aussichtspunkte aufmerksam.

„Dort ist das Gasthaus von Rodriguez Garcia ‘El Cosmopolitan’,“ sagte Raben zu seinem Neffen, indem er auf ein ziemlich dicht an der Bahn vereinzelt liegendes Gebäude deutete, „ein fanatischer Spanier und Insurgentenhasser, aber berühmt durch seine Fischsuppe und sein Huhn mit Reis, auch gute Weine hat er, ich empfehle dir das Lokal.“

„Sehen Sie dort hinten auf der Landspitze,“ fiel Gerting ein, „wo der viereckige, klotzige Turm am Strande steht, die Villa dicht am Rande des Meeres, zwischen den alten mächtigen Ceibabäumen? Das ist Don Carlos Echegoyens Besitz. Da werden wir heute Ihre Ankunft mit einem sicher ganz hervorragend guten Frühstück feiern.“

„Don Carlos Echegoyen ist der Schwager des Herrn Bengochea, des zukünftigen Schwiegervaters von Herrn Berthold, nicht wahr? Die beiden scheinen sehr bekannte Persönlichkeiten zu sein, man machte mir gestern abend im Klub Andeutungen, daß sie ganz und gar keine Freunde der spanischen Herrschaft wären.“

„Da hat man wahrscheinlich nicht unrecht, Don Francisco,“ sagte Gerting, mit einem halb spöttischen, halb grimmigen Lächeln. „Sie werden namentlich in Carlos Echegoyen übrigens einen ganz seltenen Menschen kennen lernen, einen Basken reinster Rasse. Seine Familie gehört dem alten Uradel des Iruracbat an. Sein Großvater fiel in den Kämpfen ‘Karls des Fünften’ — wie sie ihn nennen — in den dreißiger Jahren, dessen Freund und Adjutant er gewesen war. Sein Vater ließ sein Leben für den jetzigen Prätendenten Don Carlos, seine Mutter Concha, eine Iztueta, erbte von einer seit alters her in Westindien ansässigen Nebenlinie die hiesigen Güter und Besitzungen. Ihre Kinder, Carlos und dessen Schwester Blanca, die spätere Frau Don Juan Bengocheas, waren noch sehr jung, als sie herüberkamen. Carlos

Echegoyen haßt die Spanier mit dem doppelten Haß des Kubaners, der seine Insel frei sehen will von spanischer Tyrannei, und des Basken, der den Spanier stets als den verächtlichen Angehörigen einer schäbigen, verkommenen Mischlingsrasse zu betrachten gewohnt gewesen ist."

„Nanu," sagte Franz König, „in Deutschland citiren wir immer: 'Stolz lieb' ich den Spanier.' Was sagen denn die Herren Spanier dazu?"

„Sie haben sich," erwiderte sein Onkel, „doch wohl der Erkenntnis nicht verschließen können, daß die Basken in ihren Pyrenäen-Hochthälern wirklich und zwar als die einzigen von all den auf einander folgenden Bewohnern der Halbinsel durch die lange Reihe der Jahrhunderte stets unbesiegt geblieben sind. Hervorragende Basken haben sehr häufig die höchsten Stellen und damit einen großen Einfluß gehabt, und ihre uralten Rechte und Freiheiten haben sie gegen Gott und die Welt so lange erfolgreich verteidigt, bis die Gewalt der Großen, die absolute Macht des Königtums, die Willkür der Ämter auch in Spanien so gründlich gebrochen war, daß sie nach und nach darauf verzichten konnten, als etwas besonderes zu erhalten, was nun die anderen auch besaßen; soweit das nicht zutrifft, bestehen die alten Verbriefungen noch heute."

Franz König war überrascht: „Mein Gott," sagte er, „bei uns in Deutschland stellt man sich die Leute eigentlich nur als fanatische Katholiken vor, als eine zurückgebliebene Bergbevölkerung, die sich von ihren Pfaffen mißbrauchen läßt."

„Fromm sind sie schon," sagte Gerting, „und ihre Geistlichen haben wirklich viel Einfluß, aber die sind ja auch alle Basken, und gekämpft hat das Volk immer vor allem für seine 'Fueros, franquesas y libertades'."

„Na, Franquesas und Libertad, soweit reicht mein Spanisch: Freiheiten und Unabhängigkeit, aber was ist fueros?"

„Rechte," erklärte ihm sein Onkel, „besser Vorrechte; kommt von forum, die alten Gesetzessammlungen der Spanier heißen auch so."

Die Unterhaltung wandte sich, da jede Erklärung neue Fragen Königs hervorrief, jetzt ausschließlich dem alten Volksstamme zu, der mit keinem der jetzt Europa bewohnenden, ja, mit keinem der bekannten Völker der Erde irgendwelche Verwandtschaft zeigt, dessen Sprache nicht den geringsten Zusammenhang mit irgendwelcher bekannten anderen hat, das dasteht wie ein Fels aus der Urzeit, an dem die Fluten der iberischen, der karthagischen, der römischen Eroberung wie die der Vandalen, der Goten, der Franken und der Mauren ohnmächtig zerschellt sind.

Man verließ das Thema erst, als man, auf der Haltestelle der Straßenbahn in der Chorrera angekommen, den Wagen verließ und auf Don Carlos Echegoyens gastliches Haus zuschritt.

---

## II.

Die Chorrera zieht sich bis zu dem Punkte hin, wo der Almendares, nach kurzem Lauf durch duftende Blumengärten, fruchtbare Niederungen und üppigen Tropenwald, sich in das Meer ergießt, und eben dort liegt, als das letzte des Orts, das Haus der Echegoyen.

Das Ufer läuft an der Mündung in eine scharfe, kahle, steinige Landspitze aus, auf deren äußerstem Ende jener weithin sichtbare, viereckige alte Wartturm steht. Nach dem nächsten Vorsprung der Küste, etwa zwei bis dreihundert Schritte nach Habana hin, zieht sich von dieser Landspitze aus, wie eine Barriere, eine ganz dichte Reihe von Klippen hinüber, und an der so eingeschlossenen kleinen Bucht liegt in einem bis an das Flußufer und an das Meer herantretenden alten Ceibawald die jetzige Villa.

Der alte Turm da draußen ist wahrscheinlich die erste Wohnstätte jener Angehörigen des alten Geschlechts gewesen, die mit den Eroberern herübergekommen, sich hier seßhaft gemacht und ihre rauhen Bergnester in den Pyrenäen mit einem Wohnsitz auf der reichsten Insel des üppigen Westindiens vertauscht haben.

Seine ganze Bauart erinnert stark an die einsamen Turmburgen, die in den Hochthälern des Baskenlandes an schroffen Felshängen kleben: der Erbauer hat seine heimische casa sola auf diese Felsklippe der kubanischen Küste gesetzt.

Der Ort ist vorsichtig und klug gewählt: vom Turm aus ließ sich die ganze Küste weit über-

sehen, jede Annäherung von der Seeseite aus konnte rechtzeitig bemerkt werden, und auch der schmale Zugang vom Lande her war leicht zu verteidigen.

In den Jahrhunderten, während deren die spanischen Küsten Westindiens vor den französischen Flibustiers zitterten, die von der Insel San Cristobal und der Nordküste San Domingos aus die reichen Gestade der Inseln des mittleren Amerikas brandschatzten und sich den Spaniern so furchtbar machten, wie die Normannen ein Jahrtausend früher ihren europäischen Vorvätern, hatte der alte Turm jedenfalls gute Dienste geleistet.

Später waren solche Befestigungen durch die immer wachsende Sicherheit der spanischen Herrschaft überflüssig und durch die immer wachsenden Schiffe und Schiffskanonen auch nutzlos geworden: im Jahre 1762 hatten die Engländer so im Vorübersegeln einige Kugeln aus schwerem Geschütz an den alten Recken der Vorzeit gewandt und das ganze oberste Stockwerk, auf dem sie wohl einen Beobachtungsposten vermutet hatten, zusammengeschossen. Damals stand aber schon wie heute die palastartige Villa in dem wundervollen uralten Ceibahaine am Rande der kleinen Bucht, umgeben von einigen abseits liegenden, zu Wirtschaftszwecken und zur Wohnung eines Teils der Sklaven dienenden Gebäuden; sie ist nach dem quadratischen Grundriß fast aller derartigen spanischen Häuser erbaut: das Vorderhaus schließt mit seinen beiden Seitenflügeln und dem auf einer Terrassenmauer etwas ins Meer hineingebauten Hinterhaus den mosaikbelegten, mit Wasserbecken, Blumenbeeten und Palmen geschmückten inneren Hof, den 'Patio' ein, der ja eigentlich mit zu den Wohnräumen zählt. Das Hinterhaus ist in der Weise durchbrochen, daß das obere Stockwerk auf einer Art Kreuzgang ruht, der mit seinen drei großen, weiten, mächtigen, von Säulenpaaren getragenen Bogen den Ausblick auf das ferne Meer gestattet. Gerade über diesem Säulengang befinden sich die Schlafzimmer der Herrschaft, weil sie, der Seebrise immer zugänglich, die luftigsten und angenehmsten sind. Von dem Säulengang führt in der Terrassenmauer eine kleine, unten durch eine eiserne Gitterthür verwahrte Wendeltreppe hinab ans Meer. An den breit ausgebauten Stufen liegen auf der einen Seite Ruder- und Segelboote, auf der andern ein schwimmendes Floß, mit einem netten Badehäuschen, von dem aus die Familienangehörigen ihre Seebäder nehmen.

Die kleine Bucht ist durch die Klippenkette, die teils vom Meere leicht überspült wird, teils über die Wasserfläche nur eben herausragt, und die nur einen seichten Durchgang läßt, der wenig breiter als eine mäßige Thür ist, für fremde Boote so gut wie verschlossen, da man die Stelle des schmalen Einlasses sehr genau kennen muß, wenn man hindurch segeln oder rudern will, und selbst gegen die an Kubas Küsten so häufigen Haie bietet diese Lage vollkommenen Schutz.

Man hatte im Patio, der immer Schatten bietet, unter dem überhängenden Verandadach, dem Colgadizo, das Almuerzo eingenommen, die erste der beiden spanischen Hauptmahlzeiten, die auf Kuba eigentlich auch die beiden einzigen sind. Jetzt, nach aufgehobener Tafel, hatte man sich in die offene, nach der Straße zu gelegene, vordere Veranda begeben, um dort Kaffee zu trinken.

Die von Habana her führende Chaussee, die Calzada, bildet gleichzeitig die Hauptstraße, fast die einzige Straße des Villenortes, sie endet am Almendares, um sich an seinem anderen Ufer fortzusetzen, zu dem nur eine große 'fliegende' Dampffähre hinüberführt. Die niedrige Barriere, die das Colgadizo von Echegoyens Haus abschließt, reicht bis auf etwa zwanzig Schritt an den Straßenrand heran. Vor dem Hause liegt ein wohlgepflegter, kiesbestreuter Vorplatz, auf dem man in doppelter Reihe acht der mächtigen alten Ceibas hat stehen lassen, deren breite Kronen einen fast undurchdringlichen Schutz gegen die Sonnenstrahlen bilden.

Ein sehr angenehmer Aufenthalt unter dem luftigen Dache der Veranda: unter dem gewaltigen grünen Blätterdom hindurch sieht man die fast weiß schimmernde, staubige Straße in der Glut der grellen Sonne liegen, und das macht den kühlen Schatten noch angenehmer.

Carlos Echegoyen war unverheiratet geblieben.

Seinem Haushalt stand ein altes Paar vor, das schon der verstorbenen Herrin des Hauses, seiner Mutter, gedient hatte. Infolge der spanischen Sitte, sich nur mit dem Vornamen anzureden, hatte man den Familiennamen der beiden so gut wie vergessen: der alte Mayordomo war für alle Untergebenen und Fremden Don Tomas, für alle Familienmitglieder und näheren Freunde des Hauses kurz Tomas, und seine Frau, obschon sie Don Carlos und seiner Nichte Doña Maria gegenüber durchaus die Stellung einer alten Verwandten hatte, einfach Teresa; beide waren natürlich Basken.

Juan Bengochea hatte zu Lebzeiten seiner Frau, Echegoyens Schwester, auf seinen Pflanzungen im Innern gelebt, hielt sich aber, nachdem er seine Frau früh verloren hatte, den größten Teil des Jahres im Hause seines Schwagers auf, dem seine Tochter schon der Nähe von Habana und der dadurch leichteren Erziehung wegen ständig angehörte; sie, aber auch ihr Vater, wenn er anwesend war, wurden ganz zum Familienverbande gerechnet. Doña Maria pflegte wie eine Tochter des Hauses die Honneurs zu machen, dessen Hauptanziehungspunkt sie namentlich für die Herren, die einheimischen, wie die der Fremdenkolonie angehörigen, bildete.

Robert Berthold, in verhältnismäßig sehr jungen Jahren durch den Tod eines Anverwandten der Chef eines der größten deutschen Häuser Habanas geworden, war ihrem Vater sowohl, als ihrem Onkel mehrfach in geschäftlicher Beziehung sehr nützlich gewesen, dem gastlichen Hause dadurch näher getreten, und es war dem hochgewachsenen blonden Norddeutschen nach und nach gelungen, das Herz der stolzen Doña Maria zu gewinnen, obschon alle unverheirateten Herren, deren Stellung sie irgend dazu berechtigte, sich jahrelang wetteifernd um die Gunst der schönen Erbin bemüht hatten.

Sie und ihr Verlobter saßen jetzt, wie alle übrigen, in leichten Schaukelstühlen mit Raden und seinem Neffen um ein kleines Tischchen herum, während Gerting, Juan Bengochea und Carlos Echegoyen etwas abseits in einer Ecke der Veranda, dicht an der Balustrade ihre Schaukelstühle um ein ebensolches niedriges Tischchen gerückt hatten. Die Gesellschaft zerfiel also in zwei Gruppen, und wennschon die Unterhaltung häufig auch allgemein wurde, schienen die drei Männer in der Ecke doch meist ernstere und wichtigere Dinge zu besprechen, als von den um den anderen Tisch Sitzenden erörtert wurden. Ein junger Neger bot Kaffee von starkem würzigen Wohlgeruch, mit altem Cognac und Eiswasser an, die besten Zigarren der Habana standen auf den Tischen, und bald zogen die feinen blauen Wölkchen leicht im leisen Luftzug über die Plaudernden hin und hüllten alles wie in einen zarten Hauch vollendeter Behaglichkeit. Doña Maria rauchte eine Zigarette, die sie mit etwas lässiger Anmut zwischen ihren feinen Fingern hielt. Sie und ihr Verlobter schienen zunächst nur bestrebt, Don Guillermo Raden in seinem Bemühen zu unterstützen, seinen Neffen Don Francisco über Habana, die Chorrera, über Bekannte, gesellige und gesellschaftliche Verhältnisse zu unterrichten und ihn so möglichst gut zu unterhalten. Don Francisco König kam sich sehr wichtig vor und schwitzte. Er hatte zum erstenmal Gelegenheit, sein zu Hause nach bewährter deutscher Methode erlerntes Spanisch an den Mann, oder vielmehr an die Dame zu bringen. Es war etwas schwierig, aber es ging, dank der vollendeten, vornehmen Höflichkeit Doña Marias. Konnte er einmal garnicht weiter kommen, so wurde die deutsche Sprache zu Hilfe genommen, die die Kubanerin sehr viel besser sprach, als der deutsche Herr das Spanische, aber man kehrte immer wieder zu diesem Idiom zurück, weil Don Francisco darin sehr eifrig war, und weil auch Don Guillermo, sein Onkel, Wert darauf legte, daß sein Neffe eine so gute Gelegenheit, sich ans Spanischsprechen zu gewöhnen, nicht unbenutzt lasse.

Nur nach und nach erst schien die Aufmerksamkeit Doña Marias und ihres Verlobten etwas nachzulassen, oder vielmehr sich gelegentlich mehr den drei älteren Herren, die da abseits saßen, zuzuwenden: ihre Blicke flogen häufiger nach jenem Tischchen hin und trafen dann einander, einmal war Don Roberto sogar aufgestanden und hatte, hinter Don Carlos tretend und sich über ihn beugend, ihn, wie es schien,

an etwas erinnert; Don Carlos hatte mit dem Kopf geschüttelt und nach der Uhr gesehen.

Bald darauf erschien Don Tomas. Der hochgewachsene silberweiße Greis mit den feingeschnittenen, bronzenen Zügen trug sich ganz wie sein Herr: weißes Leinen und die runde, breite, tellerartige Baskenmütze aus weißer Lammwolle. Mit der stolzen Ehrerbietung, mit der ein hoher Vasall seinem König gegenübertritt, verbeugte er sich vor Don Carlos. Er brachte augenscheinlich eine wichtige Meldung, auf die die drei Herren gewartet hatten, sie sprangen erregt auf, alle drei thaten aber, auf einen Augenwink von Don Carlos nach dem anderen Tisch hinüber, gleich wieder möglichst unbefangen. Don Carlos rief dem sich entfernenden Tomas einige baskische Worte nach, die er aber dann sofort ins Spanische übersetzte mit einer höflichen Bitte um Entschuldigung und einer Verbeugung gegen die deutschen Herren: „Also in einer halben Stunde, Tomas, hier auf der Veranda."

„Eine geschäftliche Besprechung, meine Herren," fügte er, zu Raden und seinem Neffen gewandt, hinzu, während er mit Berthold einen blitzartigen Blick des Einverständnisses wechselte.

„Übrigens," fuhr er dann fort, „wie füllen wir den Nachmittag aus? Was meinen die Herrschaften zu einem Glase Bier im Patio und einem kleinen Pistolenschießen? Don Roberto leiht uns seine vorzüglichen Hinterlader zu dem Zweck, nicht wahr?"

„Aber mit Vergnügen," antwortete dieser, „Tomas wird so freundlich sein, einen der Jungen mit einer Karte von mir zu meinem Diener hinüberzuschicken."

Der Deutsche nahm ein Ledertäschchen aus seinem Pikeejackett und schrieb mit Bleistift einige Worte darauf.

„Erlaube," bat seine Braut, „ich will es besorgen." Aber in demselben Augenblick sagte sie, die Karte in ihren Gürtel schiebend: „Der Adjutant des Generals. Der widerliche Schleicher ist schon zweimal vorüber gegangen, jetzt kommt er her."

In der That, ein spanischer Offizier, sehr lang und mager, mit kurz gehaltenem, spitz geschnittenem, blauschwarzem Voll- und Schnurrbart, in der Leinenuniform der Kolonialtruppen, kam über den Vorplatz unter den alten Bäumen daher und trat an die Balustrade der Veranda.

„Ich sah die Herrschaften von drüben und wollte die Gelegenheit nicht versäumen, Ihnen guten Tag zu sagen," sprach er und fügte, mit einer tiefen Verbeugung sich zu der jungen Dame wendend, hinzu: „Ich küsse Eurer Gnade Füße."

Don Carlos war seinerseits mit tadelloser Verbeugung an die Brüstung herangetreten und erwiderte jetzt: „Wir freuen uns, Sie zu sehen, Don Cristobal, ich hoffe, es geht Eurer Gnade ausgezeichnet."

„Ich danke, leiblich. Und ich darf annehmen, daß Sie und die Ihrigen sich sehr wohl befinden?"

„Tausend Dank, es geht Eurer Gnade Dienern erträglich."

So schwirrten die von der spanischen Sprache für solche Fälle fest geprägten Redensarten hin und her, sich wie üblich immer mehr steigernd. Nach einigen Minuten aber war die Schnur zu Ende, und dennoch machte Don Cristobal nicht Miene, wegzugehen, sondern blieb an der Barriere stehen. Don Carlos konnte nun nach der Sitte des Landes nicht umhin, ihn zum Nähertreten aufzufordern, und sagte also mit verbindlichstem Lächeln:

„Gefällt es Eurer Gnade nicht, einzutreten? Eure Gnade weiß doch, daß dies Ihr Haus und ich nur Ihr Diener bin."

Vernünftigerweise hätte der Offizier, der die Phrasen seiner Sprache doch auf ihren wahren Wert schätzen konnte und also wissen mußte, daß diese Einladung eigentlich weiter nichts bedeutet als: 'Lieber Freund, Sie sehen, wir sind im Aufbruch und haben etwas vor, wollen Sie nicht weiter gehen?' sich jetzt verabschieden sollen.

Er nahm aber an und trat ein.

Die anderen Herren kannten den Adjutanten bereits von früheren Gelegenheiten, nur der junge, neu angekommene Deutsche war noch mit ihm bekannt zu machen.

Mit höflicher Feierlichkeit stellte Don Carlos vor: „El Señor Don Francisco de König, ein neuer, ausgezeichneter Zuwachs der deutschen

Kolonie, El Señor Don Cristobal Gutierrez de Orozco y Samaniego, ein hervorragender Soldat, des kommandierenden Generals persönlicher Adjutant."

Die Herren standen noch, Don Cristobal nahm aber auch eine Zigarre und die ihm angebotene Tasse Kaffee an. Man setzte sich also wieder.

Doña Maria zog sich unter dem Vorwande zurück, für Kaffee sorgen zu wollen, und kam dann nicht wieder.

Der Offizier saß mit dem Rücken nach dem Fenster eines der Wohnzimmer, die nach der Veranda herausgehen. Diese Öffnungen reichen von der Decke des Zimmers bis auf den Fußboden und sind tagsüber nur durch die fein geschmiedeten, verzierten Gitter, die 'Rejas', verwahrt, während die großen, Thürflügeln ähnlichen Läden erst für die Nacht geschlossen werden.

Hinter diesem Gitter sah Robert Berthold plötzlich seine Braut im Rücken des Offiziers erscheinen: sie machte die Geste des Zielens mit einer Pistole und deutete hinter sich.

Der Deutsche verstand: er sollte veranlassen, daß die Gesellschaft, wie es ihr Onkel vorgeschlagen hatte, sich nach dem Patio begebe.

Sie hatte augenscheinlich sofort nach seinem Hause geschickt, denn gleich darauf kam einer der kleinen Neger mit dem Pistolenkasten an.

Der Deutsche öffnete ihn. „Da sind sie, wir können also anfangen," sagte er. „Wir waren nämlich im Begriff, Don Cristobal, ein kleines Scheibenschießen zu veranstalten, vielleicht macht es auch Ihnen Vergnügen, meine Suhler kennen zu lernen."

Der Offizier erhob sich.

„Sehr schöne Waffen," sagte er anerkennend und nahm eine der Pistolen in die Hand: es waren Meisterstücke deutscher Büchsenmacherei mit grauen Damastläufen und schön verzierten Elfenbeinkolben.

„Sie sehen, Hinterlader, Randfeuer," sagte Berthold erklärend, indem er dem Offizier an der zweiten Pistole den Mechanismus zeigte.

„Man macht sehr präzise Waffen in Suhl, höre ich. Deutschland steht überhaupt an erster Stelle, was den Krieg und seine Mittel angeht," fügte er höflich hinzu. „Wir führen ja auch Kruppsche Kanonen. Und diese Klingen," er zog seinen schmalen Stoßdegen und legte den bläulich schimmernden einen Augenblick auf den Tisch, „und diese Klingen sollen, wie man mir sagt, aus Solingen stammen, trotz des goldeingelegten 'Hoja de Toledo'. Einigermaßen bedauerlich, aber wir werden uns bemühen, die deutsche Waffe hier mit Erfolg zu führen."

Er hatte die Stimme zum Schluß etwas erhoben, und sein Blick war über die anderen deutschen Herren zu Don Carlos und Don Juan Bengochea hinübergeflogen. Dann legte er die Pistole, die er noch in der Hand hielt, mit einem anerkennenden: „Ganz ausgezeichnet, sehr schöne Waffe," sorgfältig in den Kasten zurück.

„Es wird mir Vergnügen machen, wenn Sie sie auf ihre Leistungen prüfen," sagte Berthold, klappte den Kasten zu, nahm ihn unter den Arm und schritt durch den Flur des Hauses nach dem Patio voran. Der Spanier konnte nicht zurückbleiben, er sah sich aber im Vorbeigehen aufmerksam nach den Zugängen um, die in die Wohnzimmer führten, und wurde unruhig, als er, im Patio angekommen, bemerkte, daß Juan Bengochea auf der Veranda zurückgeblieben war.

(Fortsetzung folgt.)

# Der Zug nach dem Osten.

Roman
von
[14] Franz Sperber.



Als Felix am andern Mittag von den Feldern zurückkehrte, fand er Naska in seinen Zimmern. Sie räumte auf. Wie er da war, im Reitanzug, die Peitsche in der Hand, warf er sich im ersten Zimmer auf das Sofa, während sie im Schlafzimmer herumwirtschaftete.

Jetzt kam sie in das erste Zimmer; sie schrak ein wenig zusammen, als sie den Herrn sah. Sie mochte ihn wohl noch nicht zurück erwartet haben.

Er setzte sich ein wenig auf, obwohl seine schlanke Gestalt noch lässig genug in den schäbigen Polstern liegen blieb.

„Du, sag' mal, wo warst du denn gestern Abend?" begann er.

Dann ärgerte er sich über diesen Anfang. Der war nun ganz verkehrt gewesen. Wie einfältig!

Sie fuhr fort, die kleinen Gegenstände auf dem Tischchen vor dem Spiegel abzustauben.

„Hat Fräulein Born mich nicht beim Herrn entschuldigt?" fragte sie mit ihrer tiefen, schleppenden Stimme zurück. Doch beobachtete sie ihn dabei verstohlen durch den Spiegel. „Ich hatte sehr böse Kopfschmerzen."

„So? Nun — und dein unverschämtes Benehmen gestern mittag? Waren da auch die Kopfschmerzen dran schuld? Ja?"

Wieder sah sie ihn lauernd an im Spiegel. Doch das konnte er nicht merken, denn sie erhob dabei den Kopf nicht von ihrer Arbeit.

„Willst du mal antworten? Und zwar sofort!"

Er reckte sich ein wenig empor.

Da wandte sie sich um, das Staubtuch in der Hand. Sie mußte wohl die Wirkung ihrer Blicke schon kennen, denn sie schlug ganz langsam die Wimpern auf und heftete ihre großen, dunklen Augen auf ihn.

„Ich war bös'," murmelte sie.

Er lachte los — höhnisch, aber erzwungen.

„Bös'? Du? Reizend! Und das erlaubst du dir, an mir auszulassen! Unverschämtes Geschöpf!"

Sie wandte sich wieder zurück und wischte den Staub ab. Dabei ließ sie ab und zu ein unterdrücktes Schluchzen vernehmen.

„Nun weint die Person gar noch," schimpfte Felix schon viel milder. „Worüber heulst du denn nun, du empfindliche Prinzessin? Bist wieder bös'?"

„Nein. Ich — ich — bin trau — rig," klang es halb erstickt zurück.

„Über was? Na, so komm mal hierher und sag' mir's. Worüber bist du traurig, du Schafskopf?"

Sie trat ihm ein paar Schritte näher.

„Muß ich nicht traurig sein, wenn der gnäd'ge Herr mich so schimpfen — und ich — ich geb' mir doch solche Mühe — um — um — dem gnäd'gen Herrn alles gut zu — machen — und — und —"

„Das erkenn' ich auch an. Weiter."

„Und — das — das —" wieder kamen Thränen ihr zu Hilfe, „das — thut mir so weh — wenn der gnäd'ge Herr —"

„Ah! Das wird nicht so schlimm sein!"

Diese Worte, gleichgiltig, fast verächtlich gesprochen, waren Felix eigentlich wider Willen entfahren. Es überkam ihn eine plötzliche rohe Lust, das Mädchen — über deren Gefühle er nicht im geringsten im Unklaren war — eine Weile zu quälen, zu kränken. Und das war ihm gelungen. Denn ihre Thränen versiegten plötzlich, sie richtete sich hoch empor und sagte mit unterdrückter, aber durchzitternder Leidenschaft:

„Der gnäd'ge Herr wollen mir nicht glauben. Dafür kann ich nichts. Aber wie 'nen Hund braucht man einen darum doch noch nicht zu behandeln."

„Was?“ Mit einem Ruck schnellte Felix aus seiner lässigen Haltung empor und stand vor ihr. Nur der runde Sofatisch trennte sie noch von einander.

„Weißt du, du bist wirklich — wirklich so unver —“

„Unverschämt bin ich? Ja, das weiß ich! Aber wenn man auch das alles aushalten muß — und — und —“

Noch einmal brach sie in Thränen aus. Dies Mal in vollem Ernst.

„Aushalten? Du? Ja, was mußt du denn aushalten? Wer thut dir was? Na? Wer? Ja, so sprich doch.“

Er wurde wieder ganz milde und weich, als er sah, wie der ganze Körper des Mädchens im Schluchzen erzitterte. Er trat ihr näher und legte eine Hand auf ihre Schulter.

„Also? Sprich! Wer thut dir was? Von wem mußt du so viel aushalten? Von mir? Ja?“

Er sagte es fast ganz leise.

Sie nickte nur.

„Und auf mich warst du gestern auch bös? Ja?“

Wieder nickte sie.

„Und warum? He?“

Er kniff sie wie scherzend ins Ohr.

Da warf sie plötzlich den Kopf wild zurück.

„Weil ich's nicht mehr mitansehen kann,“ brach es mit elementarer Gewalt aus dem Mädchen hervor — und ihre Finger krampften sich ineinander, als wollten sie sich zerfleischen, „ich kann nicht. Ich kann nicht. Lieber sterb' ich.“

„Was denn? Was denn? Was kannst du nicht mehr mitansehen?“

„Wenn Sie mit der gehen! Und Sie gehen mmer mit ihr — ja; neulich nachts, da hab' ich Sie gesehen mit ihr, ja — da bin ich nachgeschlichen“ — Naska war ganz wild geworden. Keine Spur war mehr übrig von der servilen Demut, mit der sie sonst von der herrschaftlichen Familie sprach — sie schien alle Gewalt über sich verloren zu haben — sie schrie es fast: „immer mit der — immer mit der! — ich hasse sie — ich möcht' ihr die Augen ausreißen — ich möcht' —“

„Ruhig, Naska!“ unterbrach Felix sie herrisch. Aber er entsetzte sich auf einmal vor ihr.

Wie ein Knabe hatte er hier mit Feuer gespielt. Nun er sah, wie es um sich greifen wollte, wußte er nicht mehr, wie er es bändigen sollte.

„Hörst du, Naska, sei ruhig!“ sagte er noch einmal beschwichtigend und legte eine Hand auf ihr Haar. Diese Berührung schien sie wie ein elektrischer Strom zu treffen.

Sie zuckte zusammen, klammerte sich mit beiden Händen fest an seinen Arm und bohrte ihre Augen, die wie zwei Flammen glühten, in die seinen.

„Gehen Sie nicht mehr mit ihr, nicht mehr, Herr, versprechen Sie's — ich kann ja nicht — ich kann's nicht sehen —“

Er schüttelte sie, daß sie zu sich kommen sollte.

„Du bist wahnsinnig!“

Aber eine geheime Angst vor ihr, vor dem, was kommen konnte, befiel ihn doch. Er sah, wie die Leidenschaft in diesem Geschöpf ohne Bildung naturgemäß zügellos war und sein mußte. Und noch ein anderes Gefühl beschlich ihn — während sie so an ihm hing und er auf sie herabsah — ein Gefühl der Angst vor sich selbst.

Er hätte sie an sich reißen und mit wilden Küssen sie ersticken, in heißer Umarmung sie zerdrücken mögen. Und er versuchte krampfhaft sich von ihr zu befreien. Aber ihre Finger hielten seinen Arm fest wie mit so vielen eisernen Klammern. Sie hing an ihm wie ein Vampir, glühend hafteten ihre Augen auf ihm, ihre feuchten roten Lippen bebten vor Leidenschaft, während die festen weißen Zähne in der Erregung hervortraten und ihm leuchtend entgegen fletschten.

Es stieg ihm das Blut zu Kopf.

Bis in die Augenhöhlen hinein fühlte er den heißen Strom sich ergießen, bis er kaum mehr wußte, wen er da vor sich habe, die feine, zarte, geliebte Ella — oder die rohe, plumpe Dienstmagd Naska!

Und auch ihre Stimme, diese tiefe, tönende Stimme Naskas klang so bedrückend heiß, während sie nun rasch und aufgeregt weiter redete.

„Ich will ja nichts — nichts, Herr, nichts als um Sie sein . . . Sie bedienen . . . nichts, nichts anderes. Bloß nicht mehr mit ihr gehen

— nicht sie so ansehen, mit solchen Augen — ich kann nicht — hören Sie doch — ich kann es nicht sehen — wenn Sie's thun — dann geschieht ein Unglück, ich — ich — ich —"

Ihre eigene Leidenschaft erstickte sie. Sie konnte nicht weiter. Aber ihr Antlitz war dem des jungen Mannes so gefährlich nahe — er beugte sich schon herab — da begann es noch einmal aus ihr zu flüstern — wie ein Hauch fast drang es an sein Ohr:

„Hab' keinen Schatz — keinen — will alles, was der Herr befiehlt — alles — alles — alles —"

Sie wiederholte das Wort noch unzählige Male.

In dem Moment klopfte man von außen an die Thür und riß sie gleichzeitig weit auf.

Durch den Spiegel sah Felix das freundliche, rote Gesicht des Oberinspektors, eine Sekunde, kaum so lange, die Thür flog blitzschnell wieder zu, der Oberinspektor war verschwunden.

Doch diese eine Sekunde hatte Felix wieder zu sich gebracht.

„Laß mich los!" herrschte er Naska an und hob dabei seinen Kopf hoch empor, so daß der ihre ihm nicht mehr so nahe war.

„Ich — ich — ich — kann nicht —" sie hing mit halb verglasten Augen noch immer an ihm.

„Laß los!"

Noch einmal rief er's, dies Mal ganz laut, und als sie doch wieder nicht gehorchte, da packte er sie mit der linken Hand am Halse, vorn an den Falten ihres Kleides, und mit der freien Rechten erhob er drohend die Peitsche, die er immer noch in der Hand hielt, und schwang sie über ihrem Haupte.

Sie zuckte zusammen, ihre Finger lösten sich von seinem Arm, und ihre großen Augen blickten entsetzt empor zu der über ihr schwebenden Peitsche, während ihre vollen roten Lippen wie in Verzückung lachten. Und der Hieb traf sie wirklich, nicht hart, nicht heftig, doch empfindlich.

Wo sie gestanden hatte, sank sie in die Knie und fiel dann vornüber auf die Diele nieder.

Ihr ganzer Körper zuckte, als empfände er die höchste Wollust, und ein Stöhnen entrang sich ihr, zugleich mit dem Wort:

„Mehr! mehr!"

So leise es gemurmelt worden war, er hatte es verstanden.

Er sah auf das Mädchen nieder, das jetzt bewegungslos gerade vor seinen Füßen dalag, und plötzlich ließ er die Peitsche aus der Hand fallen, eine Gebärde des Ekels verzog seinen Mund, und er warf den Kopf weit zurück, wobei er tief Atem holte.

Er trat einige Schritte zurück von ihr.

„Steh auf und entferne dich," sagte er mit gedämpfter Stimme. „Aber rasch! Wenn ich wieder komme, will ich dich nicht mehr hier finden."

Noch einen Blick warf er auf sie, dann verließ er das Zimmer.

Die Naska blieb liegen auf der Diele. Jetzt, wo er fort war, brach ein wildes, verzweifeltes Schluchzen aus ihr hervor, ein Schluchzen, das alle ihre Glieder zucken und erbeben ließ wie in Krämpfen. Das dauerte einige Minuten. Dann richtete sie sich ein wenig empor, auf die beiden Hände gestützt, und blickte um sich. Sie sah furchtbar aus, kaum zum Wiedererkennen. Ihre Augen waren dick geschwollen, rot und entzündet von dem furchtbaren Weinen, die Haare hingen ihr wild und unordentlich um das Gesicht herum, und die starken weißen Zähne hatten sich so fest in das Fleisch der Unterlippe verbissen, daß sie blutete.

Die Blutstropfen träufelten ihr auf das Kinn herab, ohne daß sie darauf geachtet hätte, wodurch das Entstellte ihres Äußeren noch verstärkt wurde.

Sie stierte mit wilden, doch halb blinden Augen um sich. Erst nach rechts, dann nach links, dann nach der Thür hin, durch die Felix gegangen war.

Sie nickte ein paarmal stumm mit dem Kopfe vor sich hin, dann ergriff sie mit beiden Händen das schwere, wirre Haar und strich es mechanisch hinter die Ohren zurück. Alles still, langsam, wie träumend. Da plötzlich fiel ihr Blick auf die unmittelbar neben ihr liegende Peitsche ... ein häßlicher, fast tierischer Zug umspielte ihren Mund, sie nahm die Peitsche und halb unbewußt, halb bewußt, erhob sie sie hoch mit beiden Händen und ließ sie herniedersausen.

Der Hieb war ein scharfer gewesen, er hatte ihren Hals getroffen und hinterließ auf der glatten, gelblich getönten Haut einen dicken, roten Streifen.

Und als wär's damit noch nicht genug, wiederholte sie den Hieb, so daß dicht neben dem ersten roten Striemen ein zweiter sich quer über den Hals hinzog.

Dann stand sie mühsam auf, nahm die Gerte und bog sie mit Aufgebot aller ihrer Kräfte so scharf über das Knie, daß sie mit einem Krach mitten durchbrach.

Und dann brach sie jede Hälfte noch einmal durch, und noch einmal und noch einmal; die Stücke schienen ihr noch immer nicht klein, das Vernichtungswerk noch immer nicht vollkommen genug.

Dann stellte sie sich vor den Spiegel und besah ihr Bild. Sie sah schrecklich genug aus, das ganze Antlitz von Zorn, Wut und Leidenschaft entstellt, aber als sei es auch hieran noch nicht genug, riß sie sich die Haare, die sie eben erst glatt gestrichen hatte, nach allen Seiten hin wild auseinander, dann blieb sie noch einige Minuten so stehen in Erinnerungen an die eben vergangene Stunde versunken.

Und die Thränen begannen von neuem zu fließen aus ihren dickverschwollenen Augen; sie rang die Hände, und ihr Atem ging keuchend und schwer.

Und dann plötzlich durch die Thränen hindurch noch ein Blick in den Spiegel — und mit einem Satz war sie an der Thür, mit einem Satz aus dem Zimmer.

Zwei Minuten später konnte man sie sehen, wie sie in genau diesem Zustande, mit solch rasenden Schritten, als würde sie von Furien verfolgt, die Chaussee nach Friedrichs-Aue entlang eilte.

---

## XII.

Es war wenige Tage vor Weihnachten. Ganz Buchenwalde, die ganze Natur starrte in Schnee und Eis; und fast allen Menschen blickte schon die Weihnachtsfreude aus den Augen.

Die Ernte war dieses Jahr eine überraschend gute gewesen, an Geld fehlte es nicht, um kleinere oder größere Geschenke einzukaufen; die Bauern, die jetzt schon auf ihren Ansiedlungen saßen, genossen die Freude des traulichen Heims; die, die noch im Bauen und Einrichten drin steckten, genossen die Vorfreude davon ... kurz, alle hatten Ursache, ganz vergnügt und froh zu sein — und die meisten waren es auch.

Nur eine gewisse Zurückhaltung herrschte in einigen der Ansiedlerfamilien, und zwar unter den Familienmitgliedern selbst. Der Mann legte eine seltsame Scheu vor der Frau an den Tag ... die Frau that das gleiche vor dem Mann. Woher das kam, wußten sie selbst nicht ... und daß sie es nicht wußten, erhöhte eben noch diese seltsame, unerklärliche Zurückhaltung.

Sonst war es in manchen Dingen sehr gemütlich auf Buchenwalde geworden.

Schon die Chaussee entlang sah es hübscher aus, da die meisten Wohnhäuser der neuen Ansiedler fast fertig waren, und abends der helle Lampenschein, der aus den Fenstern des Erdgeschosses fiel, die ganze Gegend verschönte.

Ferner sah die kleine, rotleuchtende, neugotische Kirche mitten im großen Gutshofe wirklich sehr hübsch aus; sie sollte am heiligen Weihnachtsabend mit einem feierlichen Gottesdienst eingeweiht werden.

Außerdem machten sich die Bauern die Freude, jedesmal, wenn sie an dem niederen, langgestreckten Schulhause in Napolle vorbeikamen, diesem ganz offiziell eine sehr lange Nase zu machen.

Warum? Nun, sie brauchten es jetzt nicht mehr, denn auch ihr Schulsaal im Buchenwalder Schloß war fertig; Bänke und Tische standen darin, Wandkarten zierten die weißgewaschenen Wände, und sogar das niedere Katheder für den Herrn Lehrer stand schon an seinem Platze. Von Neujahr an konnten die Buchenwalder Schulkinder an Ort und Stelle ihre Bildungsgier befriedigen.

Schullehrer sowohl wie Pastor wurden an einem der allernächsten Tage erwartet.

Das aber, was den Buchenwalder Ansiedlern am allerbesten gefiel, das, was ihnen Buchenwalde am gemütlichsten machte — ja, was sie direkt als eine zarte Rücksicht gegen sich auffaßten, das war das schon vollständig fertige Wirtshaus.

'Der Krug im Osten' nannte der württembergische Schankwirt sein neues Unternehmen, und sei es nun, daß er diesen Namen glücklich gewählt hatte ... sei es, daß er ein vorzügliches Bier und gute Schnäpse ausschenkte ... sei es, daß das saubere, gutgelüftete und gutgeheizte Wirtshauszimmer die Gäste anlockte ... Thatsache war es, daß sie seit der offiziellen Eröffnung des Kruges allabendlich sich vollzählig dort versammelten, und der Wirt, Herr Bäuerle, behauptete schmunzelnd, der Zug nach sowohl wie in seinem Osten sei ein ganz kolossaler.

So war es wohl natürlich, daß alle sich mehr oder minder zufrieden zeigten.

— — — — — — — — — — — — —

Felix hatte wie immer Kopf und Hände voll Arbeit. Er vertiefte sich um so mehr darin, als er mit sich selbst nicht zufrieden war und allen Selbstvorwürfen auf diese Weise am besten entging.

Mit dem Oberinspektor stand er seit einigen Wochen auf etwas gespanntem Fuße. Es war ihm dies sehr schmerzlich, doch war er zu eigenwillig und hartnäckig, um etwas dazu zu thun, die Spannung aus der Welt zu schaffen.

Entstanden war sie damals gleich nach jener Szene mit Naska.

Mit dem Freimut und der Offenheit eines ergebenen und bevorzugten alten Freundes hatte Damm dem jungen Manne damals sein Unrecht vor Augen gehalten; und eben weil er fühlte, wie recht Damm hatte, wurde Felix ungehalten auf den braven Warner.

Seitdem that Damm unentwegt seine Pflicht, aber er erteilte Felix keinen ungeforderten Rat mehr, und der vermied es mit peinlicher Sorgfalt, sich einen solchen bei dem alten Freunde zu holen.

So besaß Felix seitdem einen Freund weniger und eine Feindin mehr, denn Naska war seine unerbittliche, seine unversöhnliche Feindin seit jenem Tage geworden.

Die einzige wahre Freundin, die ihm noch von allen geblieben, Ella, war seit Eintritt des Winters wieder sehr leidend und mußte viel ihr Bett, fast immer das Zimmer hüten.

Die nervösen Anfälle, die sie von Zeit zu Zeit immer noch heimsuchten, hatten jedesmal einen solch andauernden Schwächezustand im Gefolge, daß sie tagelang schweigend, halb apathisch dalag, ehe sie sich dann wieder einigermaßen erholte.

Dazu hatte sie einen schweren, hartnäckigen Husten bekommen, so daß man gar nicht wagen durfte, sie der Winterluft auszusetzen, sondern sie im Gegenteil gezwungen war, das Dasein einer Treibhauspflanze zu führen. Doktor Müller verschrieb eine Saison Riviera oder Meran, doch Ella wollte nichts davon wissen.

Sie wollte nicht fort von hier, wollte nicht unter Fremde. Hier hatte sie ihre Heimat, und hier wollte sie auch bleiben; „bis ans Ende!" sagte sie selbst mit trübem Lächeln zu Doktor Müller, „und das wird wohl nicht lange mehr auf sich warten lassen."

Doktor Müller verneinte diese Vermutung seiner Patientin mit solch übertriebener Energie, daß sie dadurch erst fühlte, wie recht sie damit gehabt hatte. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Am zwanzigsten Dezember traf Herr Gilm, der neue Lehrer von Buchenwalde, auf dem Gute ein.

Ein junger Mensch, etwas zaghaft noch, doch bis zum Überfließen erfüllt von der Heiligkeit und Wichtigkeit seines schweren Berufs.

Er machte sogleich die Runde unter den Ansiedlerfamilien, um seine neuen Zöglinge ein wenig kennen zu lernen, noch bevor er mit dem Unterricht begann.

Er äußerte sich zu Felix dahin, daß die Kinder fast alle normal veranlagte, gesunde und freundliche Bauernkinder seien, und daß er sich recht freue auf den Beginn des Unterrichts.

Es war seine erste selbständige Stelle; er war bisher nur immer Hilfslehrer gewesen.

Einen sonderbar zurückhaltenden, wortkargen, ja beinahe feindseligen Eindruck hatten ihm aber die Mütter seiner Zöglinge gemacht.

„Kaum ein Wort aus ihnen herauszulocken," sagte er, „und solch sonderbare Blicke warfen sie auf mich! Als ob ich hier hergekommen wäre, um ihren Kindern was Böses anzuthun — wo ich doch gerade das Gegenteil will! Nun, Bauern sind eben überall verschieden. Mit der Zeit werden sie wohl einsehen lernen, daß ich's

gut mit ihnen meine, und werden Vertrauen zu mir fassen."

„Natürlich!" sagte Felix und tröstete den jungen Mann, so gut er es vermochte. „Das kommt alles mit der Zeit — alles mit der Zeit, Herr Gilm. Nur nicht etwa im vorhinein schon verzagen. Mir ging es ja im Anfang auch nicht besser."

Doch kaum hatte er die Worte gesagt, da fühlte er, daß eine versteckte Unwahrheit darin ruhte. Ihm war es, im Gegenteil, in der ersten Zeit weit besser mit seinen Bauern gegangen als jetzt. Zoll für Zoll hatte er den ohnehin schon knappen Boden des Einverständnisses, der Fühlung mit ihnen, unter den Füßen verloren. Zoll für Zoll waren sie auseinandergeraten, er und seine Bauern, ohne daß er eine Ahnung hatte, warum es so war, ohne daß es ihm trotz aller seiner Anstrengungen gelungen wäre, die zwischen ihnen und ihm gähnende Kluft auch nur um ein Atom wieder zu überbrücken.

Immer mehr und mehr fühlte er, wie einsam und verlassen er dastand auf seinem Posten.

Alle hatten ihn verlassen; alle waren gegen ihn; alle schienen zu seinen Feinden geworden zu sein: die Mutter, die Ansiedler, die Dienerschaft, die polnischen Arbeiter, zuletzt hatte er gar noch den guten alten Damm sich entschlüpfen lassen.

Er fühlte seine Vereinsamung vielleicht mehr instinktiv — denn äußerlich ging alles ganz korrekt und gut her. Er war der Herr, von allen als solcher anerkannt und geachtet — — — doch von keinem als solcher geliebt!

Ein dumpfes, halb verzweifeltes Verlangen nach Liebe stieg manchmal in ihm auf, kaum zu bändigen, kaum zu unterdrücken; selbst die angestrengteste, intensivste Arbeit vermochte ihm oftmals nicht hinweg zu helfen über die entsetzliche, trostlose Leere in ihm — um ihn.

Er hatte das Gefühl, nach allen Seiten hin kämpfen — sich seiner Haut wehren zu müssen — doch womit? Gegen wen? Er wußte es nicht!

Waren es Menschen, mit denen er kämpfte?

Waren es reißende Tiere?

Waren es elementare Gewalten?

Oder waren es unsichtbare, ungreifbare Phantome? Er wußte es nicht.

Das aber wußte . . . das fühlte er ahnungsvoll, dumpf: Er stand allein, verlassen da — und rang und kämpfte um einen mehr als halb verlorenen Posten und — — — — —

Als Herr Gilm zwei Nächte im Schlosse geschlafen hatte, fragte er Felix, ob es ihm bekannt sei, daß es dort spuke. Felix wollte die Frage zwar bejahen, doch ein wenig ins Lächerliche ziehen. Der Lehrer jedoch ließ sich nicht so leicht beruhigen. Er behauptete, den Spuk zu deutlich gehört zu haben, und erklärte unumwunden seine Absicht, furchtlos dem Spuk in einer der kommenden Nächte auf den Leib rücken zu wollen, wenn Felix ihm verspräche, dabei zu sein.

Der lachte wieder; doch halb und halb versprach er es dem Lehrer. —

Gleich darauf stattete Felix zufällig seiner Schwägerin einen Besuch ab.

Ella hatte Tags vorher wieder einen überaus heftigen Nervenanfall gehabt und lag, als Felix bei ihr eintrat, noch blaß und erschöpft in ihren Kissen.

Felix' Besuche bei ihr, für ihn eine Pein — da er sie nicht leidend sehen konnte, ohne daß sein Herz sich vor stillem Weh zusammenkrampfte — waren für sie die größte Wonne, die sie für sich auf dieser Welt noch zu erhoffen wagte. Und sie zeigte ihm dies mit der entzückendsten Offenheit. Auch heute, als sie ihn eintreten sah, versuchte sie sich ein wenig aus ihren Kissen zu erheben, und ein strahlendes Lächeln erhellte ihr ganzes, so schmal gewordenes Gesichtchen, während sie ihm ihre beiden kleinen, fast durchsichtig weiß gewordenen Hände entgegenstreckte.

Er setzte sich zu ihr. Er küßte die kleinen Finger, die sie ihm reichte. Es that ihm wohl, ein Geschöpf wenigstens zu sehen, dem er etwas war, dem seine Existenz Freude machte, das mit seinem Herzen an ihm hing.

„Liebe, liebe Ella," flüsterte er ganz leise, um sie nicht zu erregen, „wie geht es dir heute, mein Lieb? Besser? Ja?"

„Danke — ja — danke, Felix, viel besser, ganz gut," lächelte sie ihm entgegen.

Sie war immer freundlich, immer lieb. Nie kam eine Klage über ihre Lippen, nie grollte oder

haderte sie mit dem Geschick, das ihr junges Leben so früh schon vernichtet hatte.

„Und wie geht's dir, Felix?"

„Mir? Oh, wie immer. Viel zu thun ... immer beschäftigt ... das ist das Beste."

„Um so mehr freut es mich, daß du für mich trotzdem noch Zeit findest."

„Für dich, Liebling, immer — immer."

Er kniete neben ihrem Lager nieder und legte seine Stirn auf ihre kleinen schneeweißen Hände.

„Wie heiß deine Stirn ist!"

„Ja. Mein Kopf glüht. Laß mir deine Hände, Ella, lasse sie mir noch einen Augenblick. Sie sind so kühl, wie Schnee so frisch und kühl."

Er preßte seine Stirn noch fester auf ihre Hände und legte dabei seine beiden Arme um ihren schlanken Leib.

So blieben sie wortlos, stumm, minutenlang zusammen. Dann erhob Felix sich von den Knieen und setzte sich wieder hin neben dem Lager. Er strich sich mit beiden Händen das wirre Haar aus der Stirn, während Ella die Hände emporhielt und sie gegen das Licht betrachtete.

„Kein Wunder, daß sie dir kühl sind," sagte sie — „sieh nur, wie sie aussehen; wie Wachs. Es ist wohl kaum mehr ein Tropfen Blut darin."

„Das wird aber wieder besser, Ella."

Sie schüttelte mit reizender, fast schalkhafter Resignation das Köpfchen.

„Das glaub' ich nicht, Felix — und — ich wünsch' es auch garnicht einmal."

Darauf legte sie sich wieder matt zurück und schloß wie in tiefster Erschöpfung die Augen.

Er beugte sich über sie.

„Schläfst du, Ella?"

„Nein." Sofort öffnete sie wieder die Augen.

„Sag' mal, Liebling, du wohnst doch auch hier im oberen Stockwerk. Hörst du nachts etwas von dem sagenhaften Spuk, den Gott weiß wer erdichtet hat?"

Sie lag ganz still da, weiß beinahe wie ihre Kissen; die großen, blauen Augen schlossen und öffneten sich mehrmals rasch hintereinander und blieben dann geschlossen, als sie sagte:

„Warum fragst du das?"

„Weil der Schullehrer sich darüber beklagt hat. Es ist natürlich Unsinn ... sonst müßtest du doch auch mal was davon gehört haben, nicht wahr?"

Er sah sie an, als sie immer noch schwieg. Die blassen Augenlider zuckten nervös auf und nieder, und ihre zarten Finger fuhren unruhig hin und her auf der leichtwollenen Decke, die sie bedeckte.

Jetzt begannen auch noch die blaßrosa Lippen in dem schmalen Gesicht zu zucken und zittern, und schon erwachte in Felix die Befürchtung, daß ein neuer Anfall sich nahe, als die junge Frau plötzlich die Augen wieder öffnete und ganz leise hauchte:

„Beug' dich herab zu mir, Felix, ich muß dir etwas sagen."

Er vermutete immer noch einen Anfall. Besorgt fragte er:

„Ist dir nicht wohl, Ella? Soll ich Marie rufen?"

„So komm' doch," flüsterte sie. „Ich muß — ich muß dir's sagen. Sonst sterb' ich noch, und du erfährst es nie."

„Was denn?"

„Was du wissen mußt."

Sie sagte es mit solcher Bestimmtheit, daß Felix gehorchte und sein Ohr herabneigte an ihre Lippen.

Da flüsterte sie es ihm denn zu, wie seine Mutter und Pfarrer Bruddowo dreimal wöchentlich insgeheim nächtlich katholischen Gottesdienst abhielten in der kleinen Schloßkapelle.

Wie seine Mutter mit Glück die meisten der Frauen auf Buchenwalde zu ihrem Glauben bekehrt habe, und wie fest sie darauf hoffe, die Männer bald bekehrt zu haben. —

Wie man absichtlich die Legende von dem Spuk verbreitet habe, um jeden Argwohn fern zu halten.

Felix hörte zu, und zuerst wollte ihm das Blut fast stocken in den Adern bei dem Gedanken an den grauenhaften Verrat, den man an ihm verübt haben sollte. —

Doch dann sagte er sich wieder, daß es Ella sei, die ihm dies zuflüstere, die arme, kranke Ella!

Konnte — sollte — durfte er ihr trauen? —

Es war ja doch so undenkbar ... so unmöglich! —

„Bist du denn auch schon einmal dabei gewesen, Ella?“ fragte er sie.

„Oh ... mehr als einmal! Nur in den letzten Monaten nicht mehr, weil ich ja mein Zimmer nicht verlassen durfte.“

„So? Und bis wann sollte denn die Sache so in aller Heimlichkeit betrieben werden? Weißt du auch das, Ella?“

„Bis ganz Buchenwalde katholisch sein würde.“

„Was?“

Es schüttelte ihn fast vor Entsetzen.

„Ella — Ella — weißt du auch, was du sagst?“

„Ja, ja — ich weiß —“ das viele Sprechen hatte sie bereits wieder gänzlich erschöpft, und ein furchtbarer Hustenanfall unterbrach sie — „ich mußte es dir endlich sagen — du armer Felix — alle — alle — wollen dich betrügen — ich — ich — ach — ich — kann nicht mehr — oh — wie schrecklich — wie elend!“

Thränen über ihre eigene Schwäche traten ihr in die Augen, als sie die matten roten Blutflecken auf dem weißen Tuche sah, das sie beim Husten an die Lippen gedrückt hatte.

Er sah wohl, daß man sie jetzt nicht mehr quälen durfte. Und doch — er mußte — er mußte noch — Gewißheit mußte er haben.

„Ella!“ flüsterte er. „Ella, höre doch — sag' mir —“

Doch sie konnte nicht. Halb erstickt lag sie da, und nicht mal die Kraft, bejahend mit dem Kopfe zu nicken, war ihr mehr geblieben. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als Fräulein Marie zu rufen und hinwegzueilen.

Er selbst glaubte zu ersticken. Es war, als würde ihm die Kehle mit eisernen Klammern zugeschnürt. Er preßte den Kopf zwischen die Hände.

Träumte er? War er wahnsinnig? Hatte er das wirklich soeben gehört, das Entsetzliche? Oder hatte er einfach den Verstand verloren? Es war ja doch unmöglich! sagte er sich dann wieder. Es konnte nicht sein! — So beruhigte er sich für einen Moment. Und dann wieder kam der entsetzliche, nagende Zweifel: Und wenn es doch wahr wäre? flüsterte er ihm ins Ohr. Was dann? was dann?

Ja — was dann? Das war ja ganz einfach. Dann war er betrogen, verraten, schändlich verraten worden von jenen.

Dann war er ein Wortbrüchiger, ein Ehrloser seinen Vorgesetzten gegenüber.

Was nun thun? Was thun?

In seinem Privatzimmer lief er hin und her wie ein Rasender.

Was sollte er thun? Mit wem sich beraten?

Sollte er das, was er soeben gehört, ohne Zögern nach Posen hin melden?

Aber wenn es dann doch nicht wahr war? Wenn die arme Ella — — lieber Gott! Ihr Verstand war ja nicht intakt. Sie litt oft und viel an den furchtbarsten Halluzinationen. Wenn auch diese ganze Sache eine reine Einbildung von ihr war! Wie stand er dann da vor den Herren in Posen? Seine Mutter! Zu ihr wollte er. Sie mußte ihm Rede stehen! Und wehe ihr — wehe ihr, wenn sich die Dinge thatsächlich so verhielten!!

Seine Mutter und der Pfarrer!

*  *  *

Spät am Abend kehrte er todmüde, wie gebrochen in seine Zimmer zurück.

Nichts hatte er ausgerichtet — nichts!

Seine Mutter war — daß er das auch vergessen konnte — verreist!

Sie war über die Weihnachtsfeiertage zu einer Freundin nach Warschau gereist.

Pfarrer Bruddowo war nicht zu Hause. Auch er war in irgend einer geheimnisvollen Angelegenheit verreist, und niemand konnte Felix Auskunft darüber geben, wohin und auf wie lange er verreist sei.

Ella lag im heftigen Fieber; man hatte Dr. Müller holen lassen, der zusammen mit Fräulein Marie an ihrem Lager wachte.

Damm? Er, der alte treue Freund — sollte er befragt werden?

Aber er schlief schon. Und es widerstrebte Felix, ihn aus dem Schlaf zu wecken.

Er verbrachte die ganze Nacht wachend. Erst spät gegen Morgen versank er, wie er da war,

angezogen in einem Sessel sitzend, in einen bleischweren, unerquicklichen Schlummer.

* * *

Und als er dann spät erwachte, mit schwerem Kopf, mit zerschlagenen Gliedern, da war es ihm, als tanzten grinsende Gespenster um ihn herum; so, mit einem Schlage, waren alle die peinigenden Gedanken, alle die Sorgen und Ängste vom Tage vorher, wieder lebendig in ihm geworden.

Und doch ließ man ihm zunächst nicht einmal Zeit, sich damit abzufinden.

Denn schon um neun Uhr fuhr ein Wagen auf dem Gutshof vor, und man meldete Felix die Ankunft des Predigers Lesser.

Er mußte ihn sofort empfangen gehen. Prediger Lesser war ein Mann in mittleren Jahren. Er hatte bisher eine kleine Pfarre in einer kleinen Stadt der Mark innegehabt, nun war er hierher versetzt worden. Heute kam er zunächst allein. Frau und Kinder sollten ihm erst nach Weihnachten folgen. Es war heute der dreiundzwanzigste Dezember. Viel Zeit blieb dem Prediger nicht mehr, um seine neue Gemeinde kennen zu lernen, bevor er ihnen am heiligen Abend in der kleinen neuen Buchenwalder Kirche seine erste Predigt hielt.

(Fortsetzung folgt.)

# Die eherne Schlange.

## Roman in drei Büchern

von

## Thomas P. Krag.

Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Eugen von Enzberg.

[1]



### Einleitung.

Auf der Wanderung durch die große Wüste wurde das Volk von giftigen Schlangen geplagt, die sich überall einnisteten und vielen Menschen den Tod brachten oder zum wenigsten ein qualvolles Dasein bereiteten. Da trat der Prophet vor den Herrn hin und sagte: „Herr, siehe, dein Volk wird geplagt und gepeinigt; denn die Schlangen verfolgen es mit ihren giftigen Bissen. Was sollen wir thun?" Der Herr antwortete und sprach: „Du sollst eine Schlange aus Erz machen und sie aufhängen unter freiem Himmel und den Unglücklichen, die von den Bissen dieses giftigen Gewürms gequält werden, befehlen, ihre Augen zu erheben zur ehernen Schlange. Dann wird ihr Schmerz verstummen, und Ruhe wird ihnen zu teil werden." Da rief der Prophet: „Herr, was sagst du? Ich soll dem Volke eine Schlange machen?" Der Herr antwortete: „Ja, gerade eine Schlange sollst du ihnen geben! Würdest du es vielleicht lieber sehen, wenn sie ihre Augen zu einem Pfau oder einer Taube erheben?" „Aber Herr," fuhr der Prophet fort, und Verwunderung drückten seine Mienen aus, „soll ich denn nicht wenigstens die Schlange aus edlem Metall, aus Gold oder Silber machen, daß sie blank und strahlend bleibt und würdig ist, angebetet zu werden?" Aber der Herr antwortete und sprach: „Was seid ihr Kinder Adams und Evas doch für ein wunderliches Geschlecht! Wie lange wollt ihr immer nur Gold und Silber anbeten? Wie viel glückliche Ruhe ist euch denn zu teil geworden, während ihr dieses so lange angebetet habt? Folge nun meinen Worten, mache eine Schlange aus Erz und hänge sie unter freiem Himmel auf, auf daß sie sich mit Rost und Grünspan überziehe; denn wahrlich ich sage dir, das Leben des Volkes gleicht mehr dem Erz als dem Golde, und wenn es die eherne Schlange unter dem Himmel anbeten kann, wird es auch eher den

Biß der giftigen Schlangen überwinden, ja, das ganze Leben mit seinen Kämpfen, Verirrungen, Freuden und Schmerzen erträglich finden können. Das Erz ist die Wahrheit, und Wahrheit ist Schönheit. Erhebt eure Augen und bewundert die reiche Schönheit des Erzes!"

Der Prophet aber machte eine eherne Schlange, hing sie auf unter freiem Himmel und lehrte das Volk sie anbeten, wie es der Herr geheißen hatte. Und all die Schlangen in der Wüste konnten ihnen keine Schmerzen mehr anthun, und Ruhe und Frieden senkte sich in alle Seelen.

## Erstes Buch.

### I.

Wenn ich an die Familie derer von Gröben denke, geht es mir genau wie mit den Bäumen in einem Walde: die nächsten Bäume erkenne ich ganz deutlich und kann ihre Stämme und die Färbungen ihres Laubkleides genau beschreiben, während ich von den anderen, die weiter zurück stehen, nur die Umrisse der Kronen unterscheide und bei den noch weiter entfernten die Konturen der Bäume vor meinen Augen verschwimmen.

Eine Familie kann aussterben, wie ein Wald verdorren kann. Wenn wir einer solchen Familie nachforschen, ist uns zu Mute, als wanderten wir in einem verdorrten Walde. Aber ich wandere gern in dürren Wäldern und liebe es, die Geschichte von Menschen zu lesen, die einst gelebt und gelitten haben, von denen aber jede Spur für andere verwischt ist. Nur der Einsame hört von ihnen, der beim trauten Lampenschein ihre Geschichte liest — nicht aus Büchern, sondern aus einem goldenen Blatt, das ihm auf Windesflügeln zugetragen wurde. Und die Gedanken, die der Einsame in diesen stillen Stunden dem Toten weiht, scheinen mir schön wie die Blumen, die der Wanderer im Vorübergehen auf eines längst Verschollenen Grab legt.

Ich habe die Geschichte der Familie von Gröben gründlich studiert, doch konnte ich nur über die beiden letzten Träger dieses Namens etwas Genaueres ermitteln. Der eine von ihnen war ein gar seltsamer Mann, aber der andere, der letzte seines Stammes, dem kein Denkmal auf dieser Welt gesetzt ist, schien mir zu einem Gott heranzuwachsen von dem Tage an, da sich der Himmel ihm verschlossen hatte.

* * *

Das erste Glied der Gröbenschen Familie, von dem sichere, verbürgte Nachrichten vorliegen, ist Jonas von Gröben, der sein ganzes Leben hindurch ein strebsamer und kluger Mann war. Zwar beschuldigen ihn einige des Geizes, aber es läßt sich nicht bestreiten, daß er sein Geld für Dinge verwandte, die den Reiz des Lebens erhöhen und immer ihren Wert behalten: Gold und Silber. Kein teurer Wein, der einen Augenblick schäumt und schon im nächsten verschwindet und nichts hinterläßt, als Rausch und Lieder. Nicht Seide, die heute glänzt und schon in einem Jahr verblaßt und zerreißt; nicht Pelzwerk von Marder, Zobel oder Hermelin, das sich jetzt wohl hübsch und weich in Falten legt, aber schon nach kurzer Zeit die Haare verliert. Er hatte deshalb vielleicht nicht so ganz unrecht, wenn er das liebte, was Geldeswert hatte, um so weniger, als er sonst in verschiedener Hinsicht ein guter Mensch war. Ein rücksichtsvoller Gatte, ein milder Vater und vor allem ein tüchtiger Landwirt, der es verstand, den Wert seiner großen Güter bedeutend zu heben. Er erwarb zwei große Wälder und einen Hof, den er vom Besitzer, Gabriel Skierstadt, zu außergewöhnlich billigem Preise bekam, weil dessen Knecht den leibhaftigen Teufel auf dem Hofe gesehen hatte. Außerdem kaufte er viele Silber- und Goldgegenstände, zwei Fruchtvasen aus getriebenem Silber, vier silberne Bierkrüge mit eingelegten Golddukaten auf dem Deckel, eine Menge von silbernen Messern und Gabeln, vier silberne Armleuchter, eine goldene Schnupftabaksdose, eine goldene Dose zur Aufbewahrung von Ringen und anderen Kostbarkeiten und eine ebensolche mit einem Schwamm, der mit einer wohlriechenden Essenz getränkt war, die nie verduftete. Auch kaufte er seiner Frau auf einer Reise nach Rotterdam eine Busennadel mit Perlen und ein Armband mit Rubinen und Diamanten, und für sich selbst einen Ring mit

kostbaren Steinen, auf dem das Himmelslicht selbst sich niedergelassen zu haben schien.

Jonas von Gröben hatte einen Sohn mit Namen Peter, der sich durch seine Stärke und Energie ein großes Ansehen verschaffte. Bestärkt wurde dieses namentlich durch sein Auftreten gegen einen gewissen Pastor Mads Pedersen, der unfähig und unglaublich faul war. Nur wenige besuchten daher seine Predigten, und um diese kümmerte er sich schließlich garnicht mehr, sondern ging einfach des Sonntags in die Kirche und sagte: „Wenn nicht mehr Leute in die Kirche kommen als die vier, die ich da sehe, halte ich keinen Gottesdienst ab.“ Darauf ging er regelmäßig seiner Wege. Aber eines Tages waren mehrere Personen in die Kirche gekommen, unter ihnen auch Herr von Gröben, und als der Pastor sah, daß ihrer wenigstens dreißig waren, begann er sie weidlich auszuschelten: „Ihr Bauernpack, ihr Galgenvögel, ihr Himmelhunde! Weshalb kommt ihr eigentlich hierher? Macht, daß ihr wieder nach Hause kommt!“ Darauf ging er mit dem Küster fort. Aber Peter von Gröben ließ dies nicht ungestraft hingehen; bald darauf wurde der untüchtige, faule Pastor seines Amtes enthoben.

Peter von Gröben hatte zwei Kinder. Einen Sohn Hans und eine Tochter Eva. Hans war ein hübscher, ruhiger Mann, der sich schon als Jüngling einen Bart stehen ließ, was bei gar vielen Ärgernis erregte. Er machte sich viel auf seinem Hof zu schaffen, namentlich mit den Pferden. Aber er hatte auch Verständnis für Kunst und Wissenschaft und war fromm und gottesfürchtig. Eva wohnte bei ihm, bis er sich verheiratete. Dann aber siedelte sie nach einem mehrere Meilen weit entfernten Hofe über und wollte ihren Bruder nicht mehr sehen. Niemand wußte, weshalb, doch munkelten einige, daß eine unglückliche Liebe für ihren eigenen Bruder ihr Herz entflammt habe. Jedenfalls war sie ein Menschenkind, aus dem niemand recht klug werden konnte. Ihr Kummer schien unheilbar, nie hatte ein Mensch sie lächeln sehen. Sie wohnte ganz allein auf dem Hof, nach dem sie übergesiedelt war. Erst als ihr letztes Stündlein gekommen war, ließ sie sich ins Vaterhaus zurückbringen, und als ihr Bruder vor ihrem Lager niederkniete und ihr Lebewohl sagte — schluchzte sie zum erstenmal in ihrem Leben laut auf.

Hans von Gröben lebte glücklich mit seiner Frau, die ihm einen Sohn und eine Tochter schenkte. Als er im Alter von sechsundachtzig Jahren starb, gab er dem Sohn noch auf dem Totenbett weise Lehren und ermahnte ihn zur Milde und Redlichkeit.

Bevor ich weiter gehe und von den Kindern Hans von Gröbens berichte, muß ich einige Worte über einen gewissen Michael von Gröben vorausschicken, der allem Anschein nach ein Vetter ersten oder zweiten Grades von Hans von Gröben sein muß. Er erscheint wie eine fremde Blüte in diesem Garten. Er sang und machte Verse.

Michael war sehr stolz auf seine Verse, die leider oft in großen Schwulst ausarteten. Er war auch adelsstolz, und wenn ihn ein Unbekannter fragte, was er sei, antwortete er: „Ich bin ein freier Herr, ein Freiherr!“ Deshalb nannte man ihn auch allgemein ‘den Freiherrn Michael.’

Ein anderes Familienmitglied, das davon hörte, meinte, er solle doch lieber sagen, er sei ein Gröben, denn das wiege manchen Freiherrntitel auf. Aber Michael hielt an seiner Meinung fest, worauf ihm der Vetter den zornigen Bescheid gab: „Wenn ich dir die Wahl ließe zwischen mattem Gold und poliertem Neusilber, so würdest du sicher das letztere wählen, nur weil sein Glanz den großen Haufen besticht!“

Michael von Gröben war — das wurde ihm oft zum Vorwurf gemacht — ein sehr leidenschaftlicher, heißblütiger Mann. Da er hübsch war, ein paar Augen hatte, die schwarzen Perlen glichen, und dank seiner geistigen Entwicklung der größten Gefahr für hübsche junge Männer, der selbstgefälligen Eitelkeit, entging, hatte er außerordentlich viel Glück bei schönen Frauen. Aber sein Herz war garnicht liebebedürftig. Hatte er die Gesellschaft einer hübschen Frau ein paarmal genossen, so ward er ihrer überdrüssig. Er ließ sie sitzen und flüchtete sich lachend in die Arme einer anderen.

Er hielt sich viel im Ausland auf und hatte,

wie er erzählte, manches Abenteuer erlebt und manches Duell ausgefochten. War er allein, so machte er Verse, die, wie bereits erwähnt, meist recht nichtssagend waren. Aber in Gesellschaft von Freunden gelangen ihm seine Gedichte besser, denn da gab er seine Liebesabenteuer zum besten, und dann funkelte und blitzte es nur so von dunklen Augen und weißer Haut, von Seide und Edelgestein . . .

Von seiner letzten Reise ins Ausland ist er nicht mehr wiedergekehrt. Eine verbürgte Nachricht von seinem Tode traf nie ein, erst nach Jahr und Tag erhielten seine Freunde eine Mitteilung über ihn. Sie war vielleicht aus der Luft gegriffen oder galt wohl gar einem andern, aber sie paßte doch in jeder Hinsicht auf unsern 'Freiherrn Michael.'

Diese Nachricht lautete: In einer süddeutschen Stadt machte ein junger Adliger, der, wie man wußte, Gutsbesitzer in Norwegen war, die Bekanntschaft eines jungen adligen Fräuleins, zu welchem er gar bald in intime Beziehungen trat. Der Bruder der Dame, ein Offizier, forderte den Geliebten seiner Schwester zum Zweikampf, wurde aber von diesem am linken Arm verwundet. Bald darauf verließ der norwegische Adlige seine Geliebte und machte kurze Zeit später auf einem öffentlichen Fest die Bekanntschaft einer andern Dame, die er alsbald bethörte. Schon nach einigen Tagen erfuhr er, daß die Schöne die Braut jenes Offiziers sei, dessen Schwester er verlassen und den er kurz vorher mit seinem Degen verwundet hatte. Gleichzeitig erfuhr der Offizier, was zwischen seiner Braut und dem fremden Abenteurer im Werke war. Er suchte diesen auf und sagte: „Als Sie der Geliebte meiner Schwester waren, konnte ich Sie noch als Edelmann betrachten und mich mit Ihnen schlagen. Aber Sie haben sie verlassen, deshalb betrachte ich Sie nicht mehr als Edelmann, sondern als Schurken. Und wenn Sie wagen sollten, mir nun meine Braut zu verführen — werde ich nicht mehr meinen Degen mit Ihnen kreuzen, sondern Sie niederschießen wie einen tollen Hund!"

Der kecke Verführer ließ sich jedoch durch diese Drohung nicht einschüchtern, und das Ende vom Lied war, daß der Offizier, als er eines Nachts in die Wohnung des Adligen eindrang, in dessen Schlafzimmer seine Braut völlig entkleidet in den Armen des ihm verhaßten Mannes schlafend fand. Dieser fuhr, durch ein Geräusch geweckt, erschrocken auf, ergriff eine Weinflasche, die auf dem Nachttisch stand, und schleuderte sie nach dem Offizier; aber schon im nächsten Augenblick fiel er tot zu Boden. Eine Pistolenkugel hatte sein Herz durchbohrt.

So lautete die Kunde von Michaels Tod, und wenn sie auf Wahrheit beruhte, hätte er sich ja keinen besseren Tod wünschen können; denn er war im Grunde seines Herzens kein lebensfroher Mann. Glich auch sein Glanz sehr oft dem des Neusilbers, so liebte er ihn doch, weil er ihm half, die Unruhe seines Herzens zu betäuben. Sein bester Freund sagte einmal von ihm, er sei im Innersten seines Herzens niemals recht fröhlich gewesen, wenn auch sein Lachen noch so übermütig klang, und welch goldner, heiterer Sonnenschein auch immer über seinem Haupt erglänzte. Ich glaube, die Furcht quälte ihn, daß es sein Los sei, eines Tages irrsinnig zu werden. So sagte er einmal: „Wenn ich des Abends einschlafe, bin ich immer bang, am nächsten Morgen in einem neuen Lande zu erwachen!" Er stürzte sich wohl nur deshalb kopfüber in all diese Freuden, um die Gemütskrankheit zu dämpfen, welche seine Augen verdunkelte, deren dämonischer Zauber die schönsten, verwöhntesten Weiber bethörte. Einem Freunde, der ihm gestand, wie sehr er ihn um seine Gabe beneide, Liebe zu empfinden und zu erwecken, erwiderte er mit den Worten der heiligen Therese: „Der Teufel ist ein Unglücklicher, der nichts liebt, und die Hölle ein Ort, an dem man nicht weiß, was Liebe ist."

Nach dieser Abschweifung kehre ich wieder zu den Nachkommen Hans von Gröbens zurück. Wie bereits gesagt, hatte dieser zwei Kinder: Einen Sohn und eine Tochter. Diese starb zwei Monate nach ihrem Vater. Man sagte, der Alte habe seine Tochter mit ins Grab nehmen wollen, deshalb sei er auch nach seinem Tode nicht erstarrt, sondern in allen Gelenken weich geblieben bis zu seiner Beerdigung! —

Sein Sohn Friedrich war ihm sehr ähnlich. Von frühester Kindheit an hatte er ein unsagbar frommes Gemüt. Er hielt sich meist zu Hause auf, und seine Eltern hatten niemals Ursache, sich um ihn zu ängstigen. Er trieb sich nicht wie andere Knaben, wenn es dunkel wurde, noch draußen herum. Als er großjährig geworden war, übernahm er den Hof und zeigte sich nun ebenso klug und mild wie sein Vater. „Aus seinen Augen lacht heller Sonnenschein," sagten die einen. „Er kann niemandem ein Leid zufügen," sagten die andern, „er hat sein Lebelang nicht den kleinsten Vogel, nicht das geringste Insekt getötet."...

## II.

Ein uraltes Wort sagt: 'Niemand soll die Sterne befragen oder verborgene Geheimnisse auszuforschen trachten; denn alle Menschen müssen doch die Allmacht des Schicksals auf Erden fühlen!'

An dieses Wort mußte ich denken, als ich Friedrich von Gröbens Lebensgeschichte las.

In einem Frühling ging in Norwegen aller Orten das Gerücht, daß der Untergang der Welt nahe bevorstände! An Sonne, Mond und Sternen waren drohende Vorzeichen beobachtet worden. Auch hatte man einen großen Stern gesehen, der plötzlich am Himmel aufflammte wie jener in der Nacht, da Christus geboren wurde — dann aber plötzlich wieder erlosch und verschwand, ohne die geringste Spur zu hinterlassen.

Reisende hatten dieses Gerücht durch Stadt und Land getragen, und unsere Bauern wußten gar bald von verschiedenen Zeichen zu berichten: zweimal hatte sich zur Nachtzeit nach Sonnenuntergang im Süden ein rötliches Licht gezeigt, und eines Abends, als der Himmel stark bewölkt war, sah man einen leuchtenden Körper, der dort oben stillstand und durch die Wolken strahlte. Was konnte das nur sein? Niemand vermochte es zu sagen. Der Mond konnte es nicht sein, denn er war im Abnehmen und ging erst gegen Morgen auf.

Das rötliche Licht im Süden, und das andere, das durch die Wolken strahlte, hatten nur wenige beobachtet, aber die Sternschnuppenfälle im Spätsommer waren ungewöhnlich stark, und Friedrich von Gröben stand drei Nächte hindurch bald an dem obersten Fenster seines Hauses, bald draußen auf dem Felde und verfolgte aufmerksam das unruhige Treiben am Himmelszelt. Als er einen Monat später eines Morgens sah, wie sich die Sonne mit vier Nebensonnen und einem Glorienschein erhob, glaubte er, daß ihm ein neues Licht erstrahle, und in einer Verzückung, die ihm sonst fremd war, schlug er die heilige Schrift auf und las, was darin über die letzten Tage geschrieben stand, und es ward ihm ganz wunderlich zu Mute, weil es ihm beschieden war, bis zum letzten Tag, bis zum Morgen des neuen Reiches zu leben.

Und er, der sich früher fast immer zu Hause gehalten hatte, fühlte nun mit einemmal einen unwiderstehlichen Drang zum Wandern. Er machte lange Ausflüge, ging oft weit, weit hinaus, bis er das Meer sehen konnte, und wenn er ausritt, schlug er meist die Richtung nach Süden ein, um einen Weg zu erreichen, der ihn in tiefe Wälder und Bergschluchten führte. — An einem Septembertag ritt er zur Abwechslung über die flache Heide nach Norden und kam in einen Wald, der ihm gehörte, den er aber seit Jahr und Tag nicht mehr betreten hatte. Es war ein Laubwald, dessen Bäume jene dicken Blätter trugen, die im Herbst vor allen anderen welken. Ein großer Teil des Laubes lag schon auf dem Boden, und die übriggebliebenen Blätter waren gelb. Schon dem nächsten stürmischen Tage mußten sie zum Opfer fallen.

Gröben ritt lange umher. Es begann zu dämmern, und der Himmel färbte sich dunkel.

Nach und nach verfiel Gröben in dumpfes Brüten. Vorher hatte er seine Blicke über die Umgegend schweifen lassen, hatte ausgespäht, ob sumpfiger Boden in der Nähe war, dann eine Schar Bauern mit den Blicken verfolgt, die eben Feierabend gemacht und den Heimweg angetreten hatten. Aber nun sah er nichts mehr um sich herum und achtete kaum darauf, daß sein Pferd ein langsameres Tempo einschlug. Erst als es gänzlich still stand, wachte er aus seinen Träumen auf und bemerkte, daß er eine ganze Meile von Hause entfernt war und sich in der Nähe des Hans Hallschen Wohnhauses befand. Er konnte

auch schon das Haus sehen, vor dessen Eingang zwei hohe Bäume standen, deren Laubwerk die vier Fenster und die Thür in der Mitte durchschimmern ließ. Das rote Laub des wilden Weins, der sich an den Mauern emporrankte, leuchtete förmlich.

Nur wenige kannten diesen Hans Hall. Vor vielen Jahren war er hierher gezogen — aus Dänemark, wie die einen sagten, oder, wie andre behaupteten, aus Deutschland. Das kleine Haus, in dem er jetzt wohnte, war sein Eigentum. Mit seinem Vermögen war es nicht weit her, aber er besaß doch immerhin so viel, daß er ein sorgenfreies Leben führen konnte. Er sollte sich, wie man sagte, in seiner Jugend einmal schwer vergangen haben. Das hätte seine Familie veranlaßt, ihm die Auswanderung nahe zu legen. Aber das war jetzt längst vergessen, und alle, die ihn kannten, rühmten ihm nach, daß er ein liebenswürdiger Mann wäre, der keine anderen Interessen hätte, als seinen Garten im Sommer und seine Bücher im Winter.

Friedrich von Gröben und Hans Hall waren einander nicht ganz fremd, sie hatten sich schon zweimal in Gesellschaft beim Pfarrer getroffen, und Gröben hatte den Eindruck gewonnen, daß Herr Hall ein ebenso fröhlicher wie verständiger Mann wäre.

Herr von Gröben gab dem Pferd die Sporen und ritt weiter. Schon hatte er Hans Hall samt seinen Eigenheiten vergessen, als er ihn plötzlich auf sich zukommen sah. Er trug einen breitrandigen Hut auf dem Kopf und hatte einen weiten Mantel lose um die Schultern gelegt. Er schien in Gedanken versunken zu sein, fuchtelte nachlässig mit seinem Stock in der Luft herum, wendete sich alsdann nach dem Walde und rief jemandem etwas zu. Es wurde geantwortet. Einen Augenblick darauf erschien ein junges Mädchen und trat an Hall heran. Beide kamen jetzt auf Herrn von Gröben zu, der sein Pferd zügelte. Er erinnerte sich nun, daß ihm Marja, das älteste Dienstmädchen auf seinem Hof, erzählt hatte, die Tochter Hans Halls sei eben nach Hause zurückgekehrt.

Bald hatten die beiden Nachbarn einander erreicht. Gröben parierte sein Pferd, und Hall rief ihm zu: „Was, der Tausend! kommen Sie auch einmal in diese Gegend, Herr von Gröben? Es ist zum erstenmal seit vielen Jahren, soviel ich weiß! Nun hoff' ich aber auch, daß ich den Vorzug haben werde, Sie in meinen vier Wänden begrüßen zu dürfen. Hier sehen Sie meine Tochter. . . . Eben von Hamburg zurückgekommen, wo sie bei meiner Schwester war. . . . Ulrike, das ist Herr von Gröben, der Besitzer dieses schönen Waldes."

Das junge Mädchen lächelte und flüsterte ihrem Vater etwas ins Ohr.

„Sie erzählt mir eben, daß Ihr Wald dem gleicht, durch den sie damals gegangen ist, als sie ihre Muhme besuchte, bei der sie volle drei Jahre war."

„Ach, das ist wohl gar das kleine Mädchen, das ich vor einigen Jahren bei Ihnen sah?"

„Natürlich," rief Ulrike, „ich erinnere mich noch ganz gut, daß Sie damals einen grauen Hut trugen, der so groß war, daß ich gar nicht sehen konnte, wie Sie eigentlich aussahen!"

„Das ist ja also eine alte Bekanntschaft," sagte Herr Hall und lachte.

Fast ohne zu wissen, wie es eigentlich zuging, war Herr von Gröben vom Pferde gestiegen und trat über die Schwelle des Hallschen Hauses.

---

## III.

Friedrich von Gröben hatte die ganze Jugendzeit auf seinem Hofe verbracht. Nur hin und wieder war er zur Stadt gegangen, aber hier fühlte er sich so wenig heimisch, daß er ungern da übernachtete und stets am Abend wieder nach Hause zurückkehrte. Nur ein einziges Mal, als er von einem heftigen Gewitter überrascht worden war, sah er sich genötigt, eine Nacht in der Stadt zuzubringen.

Vielleicht war es eine Folge dieses einsamen Lebens, daß ihm an jenem Abend so seltsam zu Mut wurde. Besonders verwirrte ihn die junge Tochter Halls, die, obwohl noch fast ein Kind, doch ihrem Wesen nach schon eine erwachsene Dame war. Alles an ihr befremdete ihn, er fühlte, daß sie von weit her, aus einer großen Stadt, gekommen war. Ihre Kleidung war so

ganz anders, als die der jungen Mädchen aus der Umgegend. Ihr Gang, ihre Sprache hatte etwas an sich, das ihm, der sonst nur weibliche Dienstboten um sich zu sehen gewohnt war, zu Kopfe stieg. Herr von Gröben sprach anfänglich nicht viel; er schien den richtigen Ton nicht finden zu können. Besonders befangen fühlte er sich, wenn er Fräulein Ulrikes Augen begegnete.

„Nicht wahr,“ sagte Hans Hall lächelnd, „meine Tochter sieht mir doch recht ähnlich?“

„Gewiß,“ erwiderte Herr von Gröben, „aber sie ist ja blond.“

„Das Haar hat sie allerdings von der Mutter; aber achten Sie einmal auf ihr Profil, da ist doch die Ähnlichkeit mit mir frappant!“

Fräulein Ulrike war sehr blond. Sie war schlank und geschmeidig, hatte aber schon einen für ihr Alter üppigen Busen und einen breiten Rücken. Dieser verlieh ihr, wenn sie ein wenig vorgeneigt so ruhig dasaß und lächelte, den Ausdruck einer Katze, die auf der Lauer liegt. ...

Bald darauf öffnete sich die Thür zum Speisezimmer, und man ging zu Tisch.

Das Essen war vorzüglich. Die alte Haushälterin verstand es, alles aufs beste zu arrangieren. Der Rotwein war alt und gut temperiert und rollte feurig durch die Adern. Es folgte ein Madeira, süß und kühlend zugleich, ein Sherry, der in seiner Herbheit dem schwindenden Jahre glich, und ein Amontillado, trocken wie die gelben Blätter, die einem unter den Füßen zerbröckeln.

Herr von Gröben lachte viel und verwunderte sich über alles. Das frühere Gefühl der Befremdung war gewichen, und er sprach mit Hans Hall und dem jungen Mädchen wie mit langjährigen Bekannten. Als die alte Uhr in der Ecke zehn schlug, erhob sich Ulrike, verneigte sich anmutig und sagte „Gute Nacht.“ Nun stockte die Unterhaltung eine Zeitlang, und Gröben hörte nicht mehr so aufmerksam wie vorher auf die Worte seines Nachbarn. Plötzlich fiel ihm etwas ein: „Haben Sie gehört, daß die Erde bald untergehen soll?“ fragte er. Hans Hall zuckte die Achseln und murmelte: „Gott möge uns gnädig davor bewahren,“ ... „Man spricht von Zeichen am Himmel!“ ... „Ich weiß nicht, welche Zeichen man meint. Mir deucht, daß alles bis jetzt so regelmäßig gegangen ist und noch geht, daß man es wunderbar nennen muß. Was sind Sternschnuppen? Steine, nicht größer als Mühlsteine. Und was sind Nebensonnen? Nichts anderes als Nebenbilder der Sonne, die man schon im Altertum beobachtet hat. Auch das Licht nach Sonnenuntergang! ... Schon Cicero erwähnt in seiner Rede gegen Catilina ein Licht am Himmelszelt; ob im Süden oder im Westen, weiß ich nicht mehr!“

„Das rührt daher, daß die Bauern hier sehr abgesondert leben,“ sagte Gröben etwas verdutzt, aber auch sehr erleichtert. Woher es kam, wußte er nicht, aber doch fing er heute abend plötzlich zu wünschen an, doch noch recht lange auf der Welt zu leben.

„Ach, die armen Leute haben schon ohnedies ein schlimmes, mühevolles Dasein,“ sagte Hans Hall, „und nun soll auch noch das bißchen Licht in ihrem trägen Gehirn mit solch dummen Erfindungen ausgelöscht werden. Es geht so weit, daß einige von ihnen sogar das Getreide auf dem Feld verfaulen lassen. Ich besuchte neulich einen Bauern. Er, seine Frau und ein erwachsener Sohn lagen wie Schweine auf der Stubenbank, das Haar mit Asche bestreut, und beteten und sangen. Ich ging ebenso rasch wieder hinaus, wie ich gekommen war, und dachte: ‘dich werden sie gar nicht anhören, denn du giltst ihnen als Heide, aber auf ihren Pfarrer werden sie wohl hören!’ Ich ging also zu ihm ... Sie kennen ihn ja; er ist ein sehr liebenswürdiger Mann, aber nicht übermäßig klug. Er war verdrießlich; denn ich hatte ihn in seinem Mittagsschläfchen gestört, und er schläft gewöhnlich wie ein Bär. ... Er belegte die Bauern mit wenig schmeichelhaften Titulaturen. Wir gingen zusammen in das Bauernhaus, und der Pfarrer fragte die Leute: ‘Weshalb liegt ihr Faultiere unthätig herum? Ihr müßt daran denken, daß Gott gesagt hat: du sollst arbeiten!’ Aber da erwiderte der alte Bauer: ‘Ja, ja, Ehrwürden! das ist ja alles ganz gut und schön. Aber was hilft uns das alles, wenn Gott der Herr über uns kommt? Der fragt nicht nach dem Getreide, wie es ein Gutsherr thun würde!’

„‘Fragt er nicht?’ rief der Pfarrer, ‘hast

du nicht vom Pfund gelesen, über das du Rechenschaft ablegen sollst?'

„Da sagte der Alte, den ich für recht verschmitzt halte, und der dem Pfarrer wohl nicht besonders gewogen ist: ‚O ja, Ehrwürden, aber unsere Gebete sind auch ein Pfund, wie die Eurigen. . . . Darüber sollen wir noch vor Neujahr Rechenschaft ablegen, und es gilt Öl auf seiner Lampe zu haben. Habt Ihr uns nicht selber gelehrt, daß die Jungfrauen thöricht waren, welche nicht auf das Zeichen im Osten achteten?' . . . Ja, der Alte war bibelfest! Zog der Pfarrer eine Bibelstelle an, so kam er mit dreien."

Friedrich von Gröben wußte nicht, was er denken und sagen sollte. Ihm schienen zwei Seelen in seiner Brust zu kämpfen. Die eine hielt es mit den Bauern, ließ ihn still auf den Fluren umhergehen, andächtig zu den Sternen emporschauen, um verborgene Dinge wahrzunehmen und ein sicherlich tiefes, aber fernes, unbestimmtes Glück zu suchen. Die andere dagegen ließ ihn rascher atmen, sie verlangte jetzt schon, hienieden befriedigt zu werden. Jetzt, wo sie nach Sonne und so vielem anderen dürstete, worüber er sich noch nicht klar werden konnte.

Seine Gedanken waren nicht recht bei der Sache, und er hörte nur halb auf das, was Hans Hall noch weiter von den Bauern erzählte: daß sie voll Ungeziefer wären und dies als eine ganz alte Tradition ansähen, und daß es keinem einfiele, sich dessen zu schämen, daß sie sich sogar nicht einmal entblödeten, das Ungeziefer in Gegenwart anderer zu fangen. Er habe sogar einmal ein altes Bauernweib gesehen, das die kleinen Tierchen auffraß . . . genau wie ein Orang-Utang.

Erst um Mitternacht ritt Herr von Gröben wieder nach Hause. Er ritt in scharfem Tempo querfeldein, bis er die Landstraße erreichte, und kam schon eine Stunde darauf an die Steinmauer, die seinen Hof nach Westen abschloß. Schon hier merkte er, daß man seinetwegen in Unruhe war. In der Gesindestube brannte noch Licht, und vor dem Hofthor standen zwei Aufseher in eifrigem Gespräch.

„Gott sei Dank, gnädiger Herr," sagten sie gleichzeitig, „wir glaubten schon, es sei Ihnen etwas zugestoßen." Sie folgten ihm auf den Hof, wo ein Knecht mit einer Laterne in der Hand herbeieilte. Der Gutsherr sprang vom Pferd, warf ihm die Zügel zu und hieß ihn, dem Pferde Wasser und Hafer geben; denn es hatte bei Halls nur ein bißchen halbverwelkten Klee zu fressen bekommen. Er ging rasch auf sein Zimmer und legte sich zu Bett. Er fand mit einem Male seine Tapete dunkel, das Bett und die Stühle klotzig.

Ich bin wohl auch klotzig gewesen heute abend, dachte er. Ich bin Gutsbesitzer, kam mir aber selbst vor, wie ein Bauer! (Forts. folgt.)

# In Paris 1871 und 1896.

Von

**A. von Boguslawski.**



## I.

### In Paris 1871.

Am 29. Januar 1871 war es, als wir auf unserem Sammelplatz in La Celle Saint Cloud zuerst die sichere Nachricht von der Kapitulation von Paris und dem Abschluß eines Waffenstillstandes erhielten. — Wenn man über vier Monate unter den Kanonen des Mont Valérien gelegen hat und seine Geschosse zu jeder Tageszeit und an allen Orten, wo man ging oder stand, hat einschlagen hören, wenn man in dieser langen Zeit in steter Bereitschaft gegen einen

Ausfall gewesen ist — dann kühlt sich auch die brennendste Kriegslust einigermaßen ab, und man sehnt die Entscheidung herbei. — Nun war sie da! Paris war bezwungen — aber die Festsetzungen der Kapitulation besagten nur die Besatzung der Pariser Forts durch die Deutschen und die Entwaffnung des größten Teils der französischen Truppen und Mobilgarden, während die Nationalgarde ihre Waffen behielt, ein Einmarsch der Deutschen aber auf einen späteren Zeitpunkt verschoben wurde. — Die Forts waren besetzt. Die schwarzweißrote Flagge wehte auf dem Mont Valérien. Wir lagen sicher in den schönen Dörfern Puteaux und Suresnes an der Seine, freuten uns unseres Lebens und hofften auf einen baldigen Einzug in die Weltstadt. Einstweilen mußten wir uns an dem Anblick einer sich auf der Brücke von Neuilly drängenden Menge von Parisern und Pariserinnen genügen lassen, welche teils nach dem Schicksal ihrer Landhäuser sehen wollten, teils um Lebensmittel zu erwerben, endlich auch wohl aus Neugierde, um die Preußen zu beschauen, herausgekommen waren. Und dabei hatten sie Glück gehabt, denn am Pont de Neuilly gerade hielt die Gardelandwehr Wache, wohl die martialischste und stattlichste Truppe der ganzen deutschen Armee. Bärtige Riesengestalten, meist mit den dänischen und österreichischen Feldzugsmedaillen auf der Brust.

Aber schon am 8. Februar traf uns die Kunde: das fünfte Armeekorps marschiert nach der Loire. Dort tritt es unter den Befehl des Prinzen Friedrich Carl, um, falls der Friede nicht zustande käme, gegen Bordeaux vorzugehen. So war es denn mit einem Einzuge in Paris vorbei, und wir mußten uns mit dem schmeichelhaften Wort unseres herrlichen Oberbefehlshabers, des Kronprinzen, trösten, welcher bei unserem Durchmarsch durch Versailles sagte: „Man rupft mir die besten Federn aus."

Nach einem beschwerlichen Marsch von etwa vierzehn Tagen langten wir an der Loire an, wo wir hauptsächlich in Gien und Orléans Quartier bezogen.

Am 2. März wurde uns in Gien bei der Befehlsausgabe bekannt gegeben: Paris ist gestern von unseren Truppen besetzt worden; morgen am 3. zieht Seine Majestät der Kaiser mit dem Gardekorps ein. Die im Dienst nicht nötigen Herren Offiziere können Urlaub erhalten, um dem Einzuge beizuwohnen. — Das war denn doch eine kleine, gut gemeinte Entschädigung. So fanden sich denn an hundert Offiziere und Vizefeldwebel nachmittags auf dem Bahnhof ein — einige nahmen sogar ihre Pferde mit — um mit dem Schnellzuge aus Bordeaux nach Paris abzudampfen. Die Coupés wurden überfüllt. Ich zerbrach mir schon damals den Kopf, warum das so hoch zivilisierte Frankreich eine so bejammernswerte zweite Klasse aufweist, die sich ja, Gott sei's geklagt, auch jetzt in siebenundzwanzig langen Jahren noch nicht gebessert hat. Um Mitternacht langten wir an der letzten Station vor der Umwallung im Südwesten von Paris, in Maisons Alfort, an. Schon vorher hatten sich dunkle Gerüchte verbreitet, daß Paris nur zum Teil, und zwar im Westen, von den Deutschen besetzt sei, und man nur von dieser Seite her den besetzten Abschnitt betreten könne. In Maisons Alfort wurden diese Gerüchte zur Gewißheit. Wir verließen deshalb eilig die Waggons und riefen den Kameraden zu, das Gleiche zu thun. Eine schlafende Gesellschaft von Vizefeldwebeln aber überhörte das, fuhr nach Paris hinein und wurde auf der nächsten Station sofort zu Gefangenen gemacht. Wir, wohl an 80 Menschen, standen nun auf dem Bahnhof, ohne ein Mittel, nach dem Westen von Paris zu gelangen. Ich machte den Vorschlag, zum bayrischen Etappenkommandanten zu gehen, um von diesem Wagen und Pferde zu erlangen. Nachdem wir seine Wohnung gefunden, und einige, unter denen ich, die dunkle Treppe hinaufgetapft waren, wurden wir bei Öffnen der Thür von dem im Bette liegenden Kommandanten mit den Worten empfangen: „Scheert's euch zum Teufel!" Auf unsere Erwiderung, daß wir preußische Offiziere seien, und anfragten, ob wir nicht einige Wagen erhalten könnten, tönte wieder die Stimme aus dem Dunkeln: „Entschuldigens, meine Herren, aber zaubern kann ich nit, und schon seit Wochen giebt's hier nit a einz'gen Pferdeschwanz!" Nun wurde der Vorschlag gemacht, an der deutschen Demarkationslinie entlang zu gehen, um in irgend einem Dorfe Wagen aufzutreiben. Wir setzten

uns in Marsch. Was im Frieden vielleicht als unerträgliche Strapaze erschienen wäre, hatte für Leute, welche eben einen siebenmonatlichen Feldzug hinter sich hatten, nichts Erschreckendes. Immer an der deutschen Postenkette entlang gehend, oft angerufen und aufgehalten, erreichten wir endlich das Dorf Ivry. Ich befand mich unter den zuerst Eingetroffenen, und es gelang uns endlich, daselbst einen offenen Bauernwagen aufzutreiben, in dem wir nun ein sehr gutes Drittel von Paris zu umkreisen hatten. Über Vanves, Montrouge, Issy, Sèvres, Saint Cloud erreichten wir, unser sechs oder sieben, um 8 Uhr morgens unser altes Quartier, das Dorf Suresnes. Die Nacht war bitter kalt gewesen, halb erstarrt sprangen wir vom Wagen herab. So war denn doch das Ziel erreicht. Wir sollten nach Paris hineinkommen. Aber welche Kunde! Die Friedenspräliminarien sind von der Nationalversammlung in Bordeaux angenommen, hieß es. Der Kaiser hat versprochen, sobald dies geschehen, Paris zu räumen. Er hält sein Wort. Die Garden haben nur Parade vor dem Kaiser in Longchamps; ein weiterer Einmarsch unterbleibt, Paris wird noch heute geräumt. Das war in diesem Moment eine böse Nachricht, aber wir gingen dennoch vorwärts; herein mußten wir. Und es gelang. Wir wanderten zu Fuß über Puteaux, den Pont de Neuilly, durch die Porte Maillot und gelangten bis zum Arc de triomphe. Hier aber wurde unserem Vorschreiten durch preußische Posten, die erbarmungslos jeden Deutschen, auf Befehl des preußischen Kommandanten von Paris, Generals von Gordon, zurückwiesen, ein Ziel gesetzt, denn schon schallte Musik von den Champs-Elysées her. Die Räumung hatte bereits begonnen. Dichter Nebel deckte an diesem Tage Paris und Umgegend und verbarg uns gänzlich den großartigen Ausblick auf die Champs-Elysées. Inzwischen zog ein Bataillon nach dem anderen durch den Arc de triomphe mit Hurrahrufen und klingendem Spiel vorüber. Wir mußten nun auch bald Kehrt machen und unsere Rückwanderung antreten, die uns über Versailles wieder nach unseren Quartieren an der Loire führte, von wo wir alsbald den Marsch durch die Bourgogne, Côte d'or nach der Gegend von Montbéliard antraten. — Das war unser Einzug in Paris nach den Mühen und Gefahren einer viermonatlichen Belagerung.

---

## II.

### 1896 in Paris. Streifzug durch die während der Belagerung von der 10. preußischen Division besetzten Stellungen.

1896 sah ich Paris in friedlichen Verhältnissen wieder. Dennoch war die Bevölkerung in einer gewissen Aufregung, denn man bereitete sich auf den Besuch des Zaren vor, was mich nicht hinderte, die alte Weltstadt nach allen Richtungen hin zu besichtigen. Bald aber zog es mich nach jener Gegend, die ich von der Belagerung her wie meine Tasche kannte. Wie haftet nicht die Erinnerung des Menschen an Orten, wo er Großes und Denkwürdiges erlebte! Und wenn er sie dann wiedersieht, dann steht vor ihm noch einmal lebendig da, was von einem neuen Geschlecht, das unter anderen Eindrücken aufgewachsen, vielleicht schon halb vergessen ist.

In Gegenden herumzustreichen, die mehr oder weniger nah an Festungswerken liegen, hat jetzt fast überall, besonders aber in Frankreich, seine Bedenken. Wenn im Falle einer Unannehmlichkeit auch wohl die Reklamation der deutschen Botschaft — bei der ich mich gemeldet hatte — nicht auf sich warten lassen würde, so ist es doch schon höchst fatal, von einem eifrigen Gensdarmen oder Feldhüter angehalten — wie mir dies im südöstlichen Frankreich einmal passiert war — und vielleicht nach der nächsten Mairie geführt zu werden, wobei man dann noch einige Insulten glühender Patrioten mit in den Kauf nehmen könnte, insbesondere da der alte Militär sich auch im Äußeren selten verleugnet. Findet man dann noch eine harmlose Skizze oder einige sich auf die Gegend beziehende Notizen in der Brieftasche, so ist der Espion in den Augen eines kleinen Gemeindebeamten baldigst fertig, und einige unangenehme Tage sind dem Touristen gewiß, bis seine Unschuld erwiesen ist. Ich nahm zu dieser Wanderung deshalb auch nur das Reisehandbuch und meinen Paß, aber weder Bleistift noch Notizbuch mit.

Ich bestieg den Dampftramway am großen Arc de triomphe, der mich durch die Avenue de la Grande Armée und die Porte Maillot, wo man die Umwallung überschreitet, nach Neuilly führte. Dann geht es auf dem Pont de Neuilly über die Seine. Es war also derselbe Weg, den ich 1871 mit meinen Kameraden zurückgelegt hatte. Nunmehr tritt man in das Gelände ein, welches von dem schroffen Bergkegel des Mont Valérien mit seinen Festungswerken beherrscht wird, und, von den Franzosen während der ganzen Belagerung besetzt, für uns ein speziell feindliches war. Der Mont Valérien erschien mir von etwas fremdartigem Äußeren, aber ich bemerkte bald, daß das von der Bepflanzung seines Abhanges herrührte, welche 1870 natürlich rasiert worden war. Man passiert erst das Dorf Courbevoie, wo ein Denkmal auf die Belagerung hinweist, sodann Nanterre und endlich das Städtchen Rueil, das immerhin 8000 Einwohner zählt. In ihm standen die französischen Vorposten damals stark verschanzt den unsrigen hart gegenüber. Von dem alten Merowinger Schloß, welches einst dort lag, ist keine Spur mehr vorhanden, ebensowenig von dem Schloß Richelieus, welches noch in den drei Musketieren von Dumas eine Rolle spielt. Ein Park führt aber noch den Namen Richelieu. Am Ausgange nach Malmaison, an der großen Straße, welche über Bougival nach St. Germain führt, verließ ich den Tramway. Und da stieg sie vor mir auf, die große, große Zeit! Unverändert war hier der Schauplatz. Links die Mauer des Parkes von La Malmaison, an der unsere Feldwachen standen, rechts die Villa Döllinger, welche von einem Unteroffizierposten besetzt war; nach der Seine zu das freie, flache Land und drüben am anderen Ufer Chatou, in welchem Ort die Gardelandwehr Stellung genommen hatte. Tausend Schritte vor mir stieg der bewaldete Sattel von Bougival in die Höhe, auf den die mit alten Bäumen besetzte Straße gerade zuführte. Ich war da; ich war angelangt auf jenem unvergeßlichen Schauplatz, auf dem blutgetränkten Boden unserer Kämpfe und Mühen von jenen schönen Septembertagen 1870 an bis in den harten Winter hinein, durch die Weihnachtszeit bis Ende Januar, wo endlich die Riesenstadt sich uns ergab. In solcher Zeit der Anspannung und Aufmerksamkeit prägt sich jede Einzelheit ganz genau ein, und man gewinnt den feindlichen Boden, den man verschanzte und verteidigte, ordentlich lieb. Man fühlt sich dort fast heimatlich. Alles dies bewegte mich beim Anblick dieser zuerst betretenen Stätten.

Schloß La Malmaison — der Zeuge von Napoleons I. glücklichster und unglücklichster Zeit — er verließ es erst 1815, als die Brücke von Chatou ganz nahe bei Malmaison beim Anrücken der Preußen in Brand gesteckt wurde. Das Schloß war eine unserer vorgeschobenen Stellungen. Ich war am 20. September 1870 der erste preußische Offizier, der es betrat. Umgeben von hohen Bäumen lag es da; damals schon ein Bild der Einsamkeit und verschollenen Größe. Am 19. September abends war das vor unserer bei Bougival eingenommenen Stellung liegende Schloß nicht besetzt worden, und ich erbot mich am 20. früh mit einer Patrouille dorthin vorzugehen. Es war eigentlich nicht meine Sache als Kompagniechef, aber die Neugierde spielte dabei eine Rolle mit. Es war ein schöner Tag, und es sah alles so ruhig und friedlich aus, als ich mit einigen Füsilieren den schönen schattigen Park betrat und an das Schloß gelangte. Auf mein Klopfen wurde mir von einem Kastellan geöffnet, der mir versicherte, es seien keine Franzosen im Schloß und Park. Ich trat ein, und der Kastellan zeigte mir bereitwillig das ziemlich in dem Zustande von Josephinens Zeiten erhaltene Innere. Es gehörte eine Zeitlang der Königin Christine von Spanien, 1870 aber Napoleon III. Während ich noch die Zimmer durchschritt, hörte ich einige Schüsse fallen und erinnerte mich an meine bodenlose Unvorsichtigkeit. Die Franzosen standen allerdings nicht mehr im Park, aber dicht davor, nur durch eine schmale Straße getrennt, in Rueil, und eine zufällig vorgehende Abteilung konnte meiner weiteren Thätigkeit im Feldzuge ein schnelles Ende bereiten. Ich suchte denn auch mit meinen drei Füsilieren möglichst schnell unsere Stellung an der Barrikade von Bougival wieder zu erreichen, was mir auch gelang. Das Schloß wurde eine unserer Vorpostenstellungen und spielte in den Ausfällen vom

21. Oktober und 19. Januar eine Rolle. Die Geschosse des Mont Valérien schlugen zahlreich in dasselbe ein, aber es geriet nicht in Brand wie St. Cloud. Hierbei sei nochmals der französischen Revanchelegende entgegengetreten, welche erzählt, daß St. Cloud von uns in Brand gesteckt worden wäre. Das geschah am 13. Oktober durch französische Granaten. Die Preußen bemühten sich sogar, den Brand zu löschen.

Als ich nun an jenem Morgen nach sechsundzwanzig Jahren vor Malmaison stand, trat ein freundlich aussehender alter Herr in Begleitung eines hübschen Pudels aus einem kleinen Hause von Rueil, an den ich die Frage richtete, ob man wohl in den Park eintreten könnte. Er bejahte und fügte hinzu, der Park sei parzelliert und einige Villen hineingebaut, das Schloß aber sei im früheren Zustande, und er biete sich an, mich zu führen. Ich nahm dankend an, obgleich es mir bei solchen Ausflügen lieber ist, mich meinen Gedanken ungestört zu überlassen, und ging neben meinem redseligen Führer her. So gelangten wir vor das Schloß. Der Platz vor demselben mit den hohen Cedern ist unverändert, nur der Denkstein, welcher die Inschrift trug: „Les derniers Adieux de Napoléon“ steht jetzt im Kasinogarten eines preußischen Regiments. Wenn man bedenkt, daß der Park damals allen Verwüstungen des Krieges — einschlagende Geschosse, Verhaue, Aufwerfen von Schützengräben u. s. w. — ausgesetzt war, wird man dies Retten einer solchen Denkwürdigkeit nicht tadeln können.

Leider konnte ich mich nicht in meine Erinnerungen versenken, denn mein alter Begleiter orientierte mich weitläufig über die mir natürlich bekannten Merkwürdigkeiten des Ortes und über die Gegend. Als er mir von Chatou sprach und ich dabei sagte: „Mais oui, c'est là aux bords de la Seine,“ musterte er mich plötzlich von oben bis unten und erwiderte: „Ah, il me semble que vous êtes bien orienté!“ — Ich überlegte einen Moment, ob ich dem Gutmütigen einen Belagerer von 1870 vorstellen sollte, hielt es aber doch für gescheuter, es nicht zu thun, und erwiderte daher: „Pas mal, mais j'ai passé par ici furtivement, il y a quelques ans.“ — Der freundliche alte Franzose brachte mich noch bis an die Bougivaler Straße, wo ich mich von ihm verabschiedete.

Und da stand ich ja vor dem Granathäuschen; so hieß während der Belagerung ein kleines Wirtshaus, vor dem unsere große Barrikade mit ihren Cäsarpfählchen und Drathgeflechten errichtet war, und das wir durch Eindeckung mit Eisenbahnschienen möglichst bombensicher zu machen gesucht hatten. Da war es, ganz unverändert, sogar seine braune Farbe hatte es sich erhalten.

Und nun stieg ich den Hohlweg zur Villa Metternich, welche ihren Namen von ihrem Besitzer, dem ehemaligen österreichischen Botschafter trug, hinauf. Man kennt die Rolle, welche seine Gattin am Hofe Napoleons III. gespielt hatte. Ihr hübsches, am Rande der Schlucht von Malmaison gelegenes Besitztum war längst in andere Hände übergegangen und zu einem Schloß ausgebaut. Der westliche Rand der Schlucht, ganz mit Wein bestanden, war unsere erste Verteidigungslinie, und hier wurde besonders heftig am 21. Oktober gestritten. Hier war es auch, als zwei Kompagnien schlesischer Gardelandwehr, welche uns von St. Germain zu Hilfe gekommen waren, mit Hurrah die Franzosen in die Schlucht zurückwarfen, sie gegen die Parkmauer von Malmaison drückten und im Handgemenge überwältigten. Noch lange sah man an der Mauer das herumgespritzte Blut und Hirn kleben. Dann ging es weiter nach La Jonchère, gleichfalls einer unserer vordersten Stellungen. La Jonchère ist ein kleines Örtchen, aus wenigen Landhäusern bestehend, die aus den Gärten und Parks hervorragen. Es zeigt die echte Verbindung von Park, Garten, Wald und Weinberg, welche man so oft in der Umgebung von Paris antrifft. Als ich in die breite von La Celle nach La Jonchère führende Straße einbog und fast alles unverändert fand, insbesondere auch den hohen roten Turmpavillon, von dem ich zuerst die herrliche Aussicht auf Paris mit seinen im Sonnenschein glänzenden goldenen Kuppeln genoß, wo ich so manche Nacht an unseren Verschanzungen gearbeitet, so manche Nacht durchwacht, wo Hunderte von Zuckerhüten

um uns herum die Erde aufrissen und das Mauerwerk zersplitterten, als er mir riesig und drohend wieder gegenübertrat, der alte Mont Valérien — da wurde mir abermals sehr eigentümlich zu Mute. Ich dankte dem Himmel, daß er mich diese Orte hatte wiedersehen lassen — aber ich fühlte um so mehr die Kleinheit der Gegenwart. Wem wird es einfallen, sich der Segnungen des Friedens und des Großen, das er schaffen kann, nicht zu erfreuen, aber alle jene, welche gegen den Krieg als absolutes Übel deklamieren, würden neben seinen Schrecken auch seine Erhabenheit empfinden, könnte man sie in die Lage eines Kriegers beim Wiedersehen eines Schlachtfeldes versetzen.

(Schluß folgt.)

# Wenn sie schläft.

Von

**A. Zimmermann.**



Dämmerstunde! — Weiche, lange Schatten gleiten über den Teppich, und in den Ecken weben graue Spinnennetze, in denen sich die letzten Sonnenstrahlen wie Schmetterlinge fangen. Um die gemalte Decke hängen violettene Schleier, und die hohe Fächerpalme am Fenster steht erwartungsvoll und schweigend. Ein feiner Duft von Flieder und Maiglöckchen durchzieht das Gemach, ein träumerischer, einschläfernder Duft, der leicht auf die Augenlider drückt. Aber sie reißt sie gewaltsam auf und springt von der Chaiselongue in die Höhe. Träge hebt sie die Arme, um die leicht verwirrten Locken über der Kinderstirn zu ordnen, dann rafft sie die seidene Schleppe zusammen und schleicht nach der Thür. Erleichtert atmet sie auf. Drinnen im Nebenzimmer gleitet die Feder noch immer geräuschvoll über das Papier. Er ist also noch nicht fort; er wird bei ihr bleiben, den ganzen Abend. Er wird sie küssen und mit ihr tändeln und schelten und dann, wenn sie müde ist, dann, — dann — — —.

Errötend huscht sie zur Chaiselongue zurück und nimmt das winzige Kinderhemdchen auf, das ihr vorhin vom Schoße geglitten war. Wenn er das sähe! O Gott — nein, noch nicht — jetzt noch nicht. Hastig zieht sie das unterste Schubfach eines eichengeschnitzten Schrankes heraus und steckt den kleinen Verräter zwischen einen Vorrat ähnlicher Sachen; dann lauscht sie wieder. — Er schreibt immer noch. Ungeduldig kauert sie sich vor das Fach und schaut lächelnd auf die winzigen Wäschestücke, lächelnd und träumend. Plötzlich werden nebenan Schritte laut, die sie jäh empor fahren lassen. Rasch stößt sie das Fach mit dem Fuße zu und läuft dem Eintretenden glückselig lachend entgegen. Ein klein wenig Unsicherheit und Angst zittert in ihrer Stimme, als sie ihn fragt: „Bist du nun fertig, Gisbert?“

„Ja, Kind; fertig bin ich und nun lebe wohl, ich muß jetzt gehen.“

In ihren dunkeln Augen steigen Thränen auf, aber er kann sie nicht sehen in dem matten Licht des scheidenden Tages. Ihr Schweigen nur und die leise bebenden Händchen sagen ihm genug.

„Du willst also wirklich fort?“ ringt es sich endlich mühsam von ihren Lippen.

„Aber Kind,“ erwidert er und zieht sie zärtlich neben sich auf die Chaiselongue, „wir sind doch schon sechs Monate verheiratet, und es ist zum erstenmal, daß ich abends in den Klub will. Ich mache mich ja unsterblich lächerlich, wenn ich heute die letzte Sitzung auch noch versäume. Gelt, das willst du doch nicht?“

Energisch schüttelt sie den zierlichen Kopf. Lächerlich soll er sich wirklich nicht machen;

trotzdem schmiegt sie sich nach einigen Augenblicken wieder an ihn und beginnt von neuem: „Aber nicht wahr, Gisbert, du gehst nicht fort?"

Jetzt steigt ihm doch ein leichter Ärger in der Kehle auf.

„Herrgott, Lizzie, sei doch verständig. Ich bin um zwölf Uhr wieder da, eben ist's sieben, und obendrein habe ich Mama gebeten, dir für den Abend Gesellschaft zu leisten." —

Das hatte nur noch gefehlt. Vor ihren Augen steigt die hohe, aristokratische Gestalt der alten Dame auf, die an der leichten Art der Schwiegertochter stets etwas zu tadeln findet, nicht unfreundlich gerade, aber fein, so von oben herab, daß ihr immer angst und beklommen wird in ihrer Nähe. Mit großen, entsetzten Augen starrt sie auf den Gatten.

„Mama?!" — Und dann bricht es hervor, unaufhaltsam, leidenschaftlich, in wirren, zusammenhanglosen Worten, die nur von einem wilden Schluchzen unterbrochen werden.

„Du, o du — du hast mich nicht mehr lieb — und ich fürchte mich vor ihr — und lachen darf ich nicht — und stolz ist sie, und ich bin dumm — und ich langweile dich — und ich hasse dich, ja dich, dich, dich — und — — o — — — "

Erschreckt schließt er sie in die Arme; von dieser Seite kannte er sie noch garnicht, aber ihre wilde Angst erfüllt ihn mit heimlichem Entzücken.

„Liebes," flüstert er weich, „Liebes, sei gut. Komm', beruhige dich doch — siehst du, so ist's recht." Und er zieht sie auf seinen Schoß und drückt den kleinen, heißen Kopf fest an die Brust.

Hilflos lehnt sie sich an ihn, matt wie ein krankes Vögelchen, und die zuckenden Lippen murmeln nur immer das eine: „Geh' nicht fort, ich fürcht' mich ja so."

Beruhigend fährt seine Hand über das wellige Haar, bis ihr heftiges Schluchzen leiser und leiser und das Wogen der vollen Brust immer ruhiger wird. Dann ein kleiner Ruck, ein plötzliches Erschlaffen der krampfhaft gespannten Glieder und regelmäßiges Atmen — sie ist eingeschlafen.

Eine unendliche Zärtlichkeit und Sehnsucht überkommt ihn, wie sie so vertrauensvoll in seinen Armen ruht. Ein Kinderlächeln irrt um die Lippen, und doch ist sie Weib. Er weiß es lange schon, obgleich sie's ängstlich verbirgt, scheu, keusch wie ein Heiligenbild. Unbeweglich sitzt er, mit verhaltenem Atem, bis ihn das plötzliche Anschlagen der Flurglocke leicht zusammen fahren läßt. Auch Lizzie macht eine unruhige Bewegung, doch sie schläft weiter, fest, ungestört. Ihre Ermattung ist ebenso groß, wie die vorherige Erregung; und er starrt durch das stärker werdende Dunkel voll ängstlicher Sorge in ihr feines, blasses Gesichtchen. Endlich öffnet der Diener einer großen, in elegantes Schwarz gekleideten Frauengestalt die Thür.

„Himmel, ist das eine Dunkelheit!" ruft eine ziemlich harte Stimme.

Seltsam! — Zum erstenmale ärgert und verletzt ihn der Ton.

„Mama, ich bitte dich — nicht so laut," flüstert er über den Kopf seines schlafenden Weibes hinweg. „Übrigens verzeihe, daß ich mich nicht erhebe, aber du siehst — es geht nicht."

„Ja, ich sehe. Nun erst einmal guten Abend und dann — — was ist denn nur los? Willst du nicht jetzt in den Klub? Es ist doch gleich acht."

„Nun, das ist ja nicht so eilig, Mama. Ich bleibe auch lieber zu Hause."

„Hm — wie du willst, mein Junge. Aber du solltest dich deinen Freunden nicht so entziehen; dein Vater that dies auch nicht."

„Ja, liebste Mama — ich kann doch nun aber nicht gehen!"

„Warum denn nicht? Lege nur Lizzie vorsichtig auf den Divan und laß' dich nicht stören. Ich bleibe schon bei ihr."

Jetzt ist's ihm wirklich verständlich, weshalb sein warmherziges Weib mitunter kindische Furcht vor der steif im Lehnstuhl sitzenden Gestalt empfindet. Ein Übermaß von Liebe und Mitleid quillt in ihm auf, eine Sehnsucht, so heiß, daß sich Hände und Stirn feuchten. Wenn er jetzt doch allein mit seinem Weibe wäre — in der Dunkelheit ganz allein — —

Das ungeduldige „nun?" der Mutter bringt seine bebenden Wünsche zum Schweigen.

„Nein, Mama," sagt er lächelnd, „es ist unmöglich, daß ich gehe. Wie — — soll ich denn meinen Abschiedskuß kriegen? Und könntest du nur sehen, wie sie mich bittet, hierzubleiben, wenn sie schläft." — —

Verantwortlicher Redakteur Paul Schettler, Berlin-Charlottenburg. — Verlag der Romanwelt, G. m. b. H., Berlin W. 50, Rankestr.
Verantw. f. d. Inseratenteil H. Lürßen, Gräfenhainichen. — Druck von C. H. Schulze & Co. Gräfenhainichen.

JAHRGANG V. BAND II. 41. HEFT




# Cuba insurrecta.

Roman

von

[2] **Theodor Duimchen.**



## III.

Im Patio waren die Vorbereitungen zum Pistolenschießen bereits getroffen. Auf dem großen Eßtisch stand in einem mächtigen, mit Eiswasser gefüllten Kübel eine recht ansehnliche Batterie der silberköpfigen Champagnerflaschen, in denen die deutschen Brauereien ihr vorzügliches Bier nach allen Gegenden der bewohnten Erde versenden, in geschliffenen Karaffen funkelten spanische Weine, und in einer großen goldenen Schale von sehr alter Arbeit lockten ausgesuchte Orangen. In einer silbernen Kanne amerikanischen Ursprungs, einem Pitcher, stand Eiswasser bereit und mäßig kühles in den bauchigen Krügen aus ungebranntem, hellrotem Thon, wie sie in Spanien noch immer nach der Vorväter Weise hergestellt werden: das Wasser sickert fortwährend durch die porösen Gefäßwände, die ganze äußere Fläche des Kruges ist demzufolge beständig wie betaut und die so erzeugte Verdunstungskälte hält das Wasser auf genügend niedriger, erfrischender Temperatur.

Die Diener hatten die Stühle sämtlich auf die eine Seite des langen großen Tisches gestellt, so daß die Herren von ihren Plätzen aus den Verlauf des Scheibenschießens beobachten und über den Patio hinweg unter den Bogen des Hinterhauses auf das weite Meer hinaussehen konnten.

Im rechten Bogen war zwischen den äußeren Säulen eine auf starke Pappe gezogene Scheibe mittels zweier Schnüre so aufgehängt worden, daß sie in der Mitte und in einer Höhe von etwa fünf Fuß frei über der Steinbrüstung schwebte, unter der die leicht bewegten Wogen den Fuß der Terrassenmauer und die Stufen der Landungstreppe wuschen. Ein Kugelfang war nicht nötig, da die Geschosse unmöglich irgendwen oder irgend etwas treffen konnten: das Meer war meilenweit zu übersehen.

Außer dem großen Tisch, an dem die Herren saßen, stand unter dem Colgadizo noch ein kleiner schmaler, auf dem Don Robertos Pistolen neben Blechschachteln mit Metallpatronen lagen. Von hier aus sollte geschossen werden.

Robert Berthold hatte an der Schmalseite des Tischchens Platz genommen, um die Pistolen zu laden und die Erfolge aufzuschreiben. Man war übereingekommen, daß jeder immer zwei Schuß haben und der Beste die gesamten Einsätze gewinnen sollte, die mit einem Dollar für die Runde erlegt werden mußten.

Don Juans Diener Diego stand neben Robert, um etwa nötige Handreichungen zu thun, während Ramon, ein junger, sehr heller, kubanischer Mulatte draußen im Säulengang aufgestellt war, um nach jedem Schuß die schwingende Scheibe wieder festzuhalten und die Kugellöcher mit den dazu bestimmten, runden, gummierten Papierstückchen zuzukleben.

Berthold zählte eben den von Diego, der auch als Cobrador amtierte, in einer leeren Fruchtschale eingesammelten Kassenbestand und sagte dann, sich umdrehend: „Ah, du schießt auch mit, Maria?"

„Nur die erste Runde werde ich den Herren abnehmen," antwortete Doña Maria, die eben damit beschäftigt war, für ihren Vater einen Refresco aus kühlem Wasser, Orangensaft, wenig Zucker und einigen Tropfen Wein zu mischen. „Willst du auch einen, Roberto, oder trinkst du Bier?"

„Ein Refresco von dir geht selbst über Löwenbräu, hohe Herrin, ich bitte gehorsamst. Aber, wenn du doch mitschießen willst, dann kannst du auch gleich die ersten Schüsse auf diese schöne, noch unberührte Scheibe abgeben."

„Gleich," antwortete seine Braut, bereitete mit flinken, weißen Händen ihrem Verlobten das Getränk, brachte es ihm selbst an seinen Tisch und ergriff dann sofort die eine der fertig liegenden Pistolen.

In dem Augenblick, als sie die Waffe hob, war es, als ob die feine, schlanke Gestalt noch etwas größer würde; sie stand wie in Erz gegossen, mit eisernem Griff umspannte die kleine Hand den Elfenbeinkolben, und mit gekrümmtem Arm, der bis zum Ellenbogen fest am Körper lag, schoß sie, scheinbar fast ohne zu zielen.

„Ah," sagte Don Cristobal, der neugierig hinter sie getreten war, „ein sehr glücklicher Schuß."

Das Kugelloch saß mitten in dem etwa zwei Centimeter im Durchmesser großen Centrum der Scheibe.

„Allerdings, sehr glücklich," sagte Doña Maria spöttisch und rief Ramon, der hinzusprang, um die schwingende Scheibe festzuhalten, zu: „Laß sie."

Der Diener zog sich seitwärts wieder zurück; die Scheibe pendelte, allerdings ziemlich gleichmäßig und in der Richtung der Schußlinie, weiter. Genau in dem Moment, als sie den höchsten Punkt des Bogens erreicht hatte und für den kaum meßbaren Teil einer Sekunde stillstand, fiel Mariens zweiter Schuß: er saß genau auf dem ersten, das Kugelloch war nur um eine Kleinigkeit größer geworden.

„Wie immer," schrie Ramon, der jetzt die Scheibe festhielt, über den Hof herüber.

„Das ist ja fabelhaft," rief Don Cristobal verblüfft, „fast unglaublich."

„Garnicht fabelhaft, durchaus glaubhaft," sagte Robert Berthold lachend, „natürliche Anlage und vorzügliche Schule, Pistolenschießen hat meine Braut von mir gelernt."

„Dafür betraue ich dich auch mit der Einziehung des Gewinns," antwortete Doña Maria, „ich habe zu thun." Und mit leichten Verbeugungen war sie verschwunden.

„Wenn Sie belieben, Don Cristobal," sagte Berthold, der die Pistolen inzwischen wieder geladen hatte.

„Unmittelbar nach diesen Schüssen? Nimmermehr!"

Er bestand darauf, der letzte in der Reihe zu sein. Aber es wurde im allgemeinen vorzüglich geschossen, und auch bei den späteren zahlreichen Runden gelang es ihm nicht, einen besseren Platz zu erobern, als den unmittelbar vor Don Francisco König, dessen Kugeln im günstigsten Falle innerhalb der zwei äußersten Ringe einschlugen, wenn sie nicht vorzogen, ein Unterkommen auf dem weißen Rande der Scheibe zu suchen, oder ganz einfach ein Loch in die Natur zu bohren, wie der junge Herr das in gutmütiger Selbstironie nannte.

Don Carlos und auch Robert, die fast ebenso gut schossen wie Maria, bemühten sich höflicher-

weise, den Spanier zu trösten, und schossen sogar nach einigen Runden absichtlich schlechter, um ihn bei guter Laune zu erhalten. Trotz der lebhaften Unterhaltung und des fröhlichen Gekrachs der Schüsse kam aber keine echte Fröhlichkeit auf, Don Cristobals Anwesenheit verdarb die Sache.

Er war mit dem jetzigen kommandierenden General herübergekommen und erst seit etwa Jahresfrist auf der Insel. Zuerst hatte das Mutterland den alten Marschall Martinez Campos zur Bekämpfung der Insurrektion nach Kuba geschickt, der den Aufstand der Siebziger Jahre, allerdings auch mehr durch Verhandlung und Vermittlung als mit Waffengewalt, gedämpft hatte. Nachdem ihm der Frieden von Zanjon gelungen war, hatte er allerdings seinen Posten als Generalkapitän, als Vicekönig der Insel, bald aufgeben müssen, weil das Mutterland die Versprechungen, für die er sich persönlich verpflichtet hatte, nicht halten wollte oder konnte, jedenfalls nicht hielt. Die Erinnerung daran war aber noch viel zu frisch, als daß er jetzt noch einmal mit denselben Mitteln hätte Erfolg haben können. Man hatte ihn also zurückberufen müssen und durch einen Mann ersetzt, der mit dem Auftrage herüberkam, nicht das mindeste Zugeständnis zu machen, so lange noch ein Aufständischer die Waffe trüge, sondern die Insurrektion mit allen Mitteln, mit brutalster Gewalt, gleichviel wie, aber rasch, niederzuschlagen.

Aus den Zeiten der Conquista ist die Überlieferung noch wach, daß die Spanier den Indianern in ihren Sümpfen und Dickichten mit den damaligen langsamen Feuerwaffen nur schwer beikommen und ihrer nie Herr werden konnten, sobald die ursprünglichen Herren des Landes und der Inseln von diesen natürlichen Vorteilen Nutzen zogen. Nach jahrelangen Kämpfen haben sie dann mit hervorragendem Erfolg sehr große, besonders starke und wilde Hunde verwendet. Diese Bestien waren den Indianern völlig unbekannt und verbreiteten Schrecken in den Reihen der nackt Kämpfenden, gegen die sie gehetzt wurden und die sie, von langem Hunger zu toller Wut gepeitscht, zerrissen, wo sie sie fanden. Gegen sie half kein noch so guter Versteck, kein noch so wohlgewählter Hinterhalt: einmal auf die Spur gekommen, fanden sie ihr lebendiges Futter mit unfehlbarer Sicherheit. Die an und für sich weder sehr kräftigen, noch sehr kriegerisch veranlagten Eingebornen der Antillen wagten bald nicht mehr, sich den Spaniern zu widersetzen, in sehr kurzer Zeit waren sie völlig ausgerottet. Einer dieser Bluthunde, der den Kosenamen Perrito (Hündchen) führte, wird heute noch und zwar garnicht etwa im Scherz der 'Eroberer von Portorico' genannt.

Der jetzige General en chef nun wurde nach wenigen Wochen seiner kubanischen Thätigkeit in vertrauten Kreisen bereits nicht anders als Perrito genannt. Der Name war ihm seitdem geblieben, nur wurde er immer höhnischer ausgesprochen, je klarer es wurde, daß er Kuba nicht wieder erobern würde. Die blutigste Willkür, massenhafte Verhaftungen, die Füsiladen der gefangenen Aufständischen, die Deportationen Kompromittierter nach den Fieberlöchern von Fernando Po vertieften nur den Haß der Kubaner, machten ihn immer glühender und endlich unauslöschlich, trieben die Aufständischen zu grausamsten Repressalien an den spanischen Gefangenen, verrohten die Kriegsführung auf beiden Seiten nach und nach immer mehr und zuletzt in kaum glaublicher Weise und schnitten jede Möglichkeit eines künftigen Zusammenlebens der Kolonie und des Mutterlandes völlig ab.

Der ihm so nahestehende persönliche Adjutant des Generals, den man wohl mit Recht an den vielen blutigen Entschlüssen beteiligt glaubte, war bald eine der mißliebigsten Personen der Insel. Fanatismus, Wollust und Grausamkeit sind unleugbare Hauptzüge des spanischen Nationalcharakters, und Don Cristobal war in dieser Beziehung sogar geradezu ein Anachronismus: es war, als ob er übrig geblieben wäre aus den Tagen der Eroberung, da über beide Hälften der Erde die spanische Weltherrschaft blutig heraufzog.

In diesem Hause kannte man ihn besonders gut. Der kommandierende General hatte sein Hauptquartier in der Chorrera aufgeschlagen, suchte von hier aus möglichst überall zugleich zu sein und kam immer wieder hierher zurück. Dadurch wurde Don Cristobal fast ein ständiger Bewohner des Ortes, man war nie sicher vor

ihm, und hier haßte ihn die Bevölkerung, Farbige und Weiße, Fremde und Kreolen, bald fast noch mehr als den General selbst. Plötzliche Verhaftungen auf ein unvorsichtiges Wort hin, das spurlose Verschwinden von Verdächtigen oder auch von Unverdächtigen schrieb man auf seine Rechnung.

Ein junge, fast weiße Mulattin aus Echegoyens Hause war plötzlich vermißt worden. Doña Maria hatte die fast gleichaltrige Dienerin sehr gern gehabt. Ihres Vaters unter der Hand angestellte Nachforschungen hatten es unzweifelhaft gemacht, daß das Mädchen von regulären katalonischen Soldaten aufgegriffen und zuerst in das Haus des Adjutanten, später von dort aus, gebunden und geknebelt, in geschlossenem Wagen nach Habana geschafft worden war. Eine amtliche Untersuchung war auf den Antrag Echegoyens zwar eingeleitet worden, aber völlig ergebnislos verlaufen. Das Mädchen kehrte nie wieder, und was mit ihr geschehen war, wußte niemand.

Das alles jedoch hatte Don Cristobal nicht gehindert, sich zäh und dreist in Echegoyens Haus einzudrängen, er machte Marien in lästigster Weise den Hof und unterließ seine unwillkommenen Besuche selbst dann noch nicht, als die Verlobung der Tochter des Hauses mit dem angesehenen deutschen Kaufmann öffentlich bekannt gemacht worden war.

Ob diesem Verhalten wirkliche Leidenschaft zu Grunde lag, oder ob er eine solche nur als Vorwand benutzte, in dem beargwohnten Hause möglichst viel verkehren zu können, war schwer festzustellen.

Unter solchen Umständen gewährten aber die höflichsten und tadellosesten Umgangsformen nicht die Sicherheit, daß nicht jeden Augenblick ein Zusammenstoß, eine Explosion erfolgen konnte. Und das wußten der Spanier, der Wirt und auch die deutschen Herren: Francisco war der einzige Unbefangene. Eine Spannung lag also über der Gesellschaft im Patio, und wirkliches Vergnügen war wenig bei der Sache.

Während hinten Schuß auf Schuß fiel und die lauten Stimmen durchs Haus schallten, ging Juan Bengochea auf der äußeren Veranda auf und ab.

Gleich als sie ihre zwei Meisterschüsse abgegeben hatte, war Doña Maria hierher zu ihrem Vater geeilt.

„Vorsicht, Papa, Vorsicht," mahnte sie, „der Adjutant ist nicht zufällig hier. Wo ist der Bote von Maximo Gomez? Wer ist's?"

„Freund Enrique; drüben auf dem andern Ufer, im Hause des Fährmanns ist er zunächst geblieben, aber gleich wird er hier sein, wir haben ihn rufen lassen."

„Seid ihr des Fährmanns sicher?" fragte die Tochter.

„Er ist Kubaner," antwortete ihr Vater, unwillkürlich leiser, „und wenn ihn auch die Pflicht gegen sein Vaterland nicht bände, er weiß, was dem Verräter droht."

„Ich bin besorgt," sagte die Tochter. „Um dich und Onkel in die Hand zu bekommen, zahlen die Spanier einen Preis, der wohl eines Mannes Seele verderben kann. Wenn man ihm ein kleines Vermögen versprochen und die Zusicherung gegeben hat, daß man ihn sofort nach gelungenem Streich nach Habana eskortieren lassen und nach Europa senden will?"

„Wir würden ihn vorher treffen oder drüben," antwortete ihr Vater, „und das, denk' ich, weiß er. Aber Vorsicht ist gut, auch mir ist die Sache verdächtig. Sage Tomas Bescheid: für mich, Diego und Ramon stehen die Sättel in seinem Zimmer, seit ich hier bin, fertig gepackt auf den Pflöcken. Munition, Proviant und die nötigsten Kleider sind aufgeschnallt. Winchesterbüchsen, Gürtel, Revolver und Machete für jeden von uns dreien hängen dabei. Er soll satteln, aber selbst, sorgfältig. Für mich den Cyclon, Diego und Ramon sollen die beiden Braunen nehmen, Don Enrique deine Alazana. Ein Opfer für dich, Maria. Wir sind dann aber auch beritten, daß sich die Spanier wundern sollen. Noch eins: nimm aus Onkels Gewehrschrank eine Schachtel der Explosionspatronen zu den Winchesterbüchsen, drei Stück für jeden an Stelle der gewöhnlichen in unsere Patronengürtel. Die drei ersten links von der Hüfte. Tomas soll die Pferde zur Hinterpforte aus dem Stall führen lassen und unter den Ceibas am großen Stein warten, er

selbst. Nur für alle Fälle — die Diener bekommen erst im letzten Augenblick Befehl."

Doña Maria eilte durch den Flur des Hauses davon und zunächst in das Zimmer ihres Onkels, eben dasselbe, das nach der Veranda hinausging, wo vorhin die Gesellschaft gesessen hatte und vor dessen Reja ihr Vater jetzt auf und ab schritt. Es war schon ziemlich dämmrig drinnen, die Sonne stand hinter dem Hause, das breite Dach des Colgadizos, die dichten Kronen der mächtigen Bäume schlossen das Licht ab.

Der Gewehrschrank stand in einem kleinen, noch dunkleren Nebenraum, der sonst nur noch mit großen Rohrstühlen und anderen bequemen Möbeln ausgestattet war: Don Carlos pflegte hier Siesta zu halten.

Eben beugte sich Doña Maria zum Schloß des Schrankes, da hörte sie Geräusch hinter sich: vorsichtig, unhörbar richtete sie sich auf. Sie wandte sich, und ihr Herz stockte: mitten in ihres Onkels Zimmer stand im Dämmerlicht der Adjutant des Generals, deutlich hob sich seine hagere Gestalt gegen das matte Licht ab, das zur Reja hereinfiel.

Fast in demselben Augenblick tönte draußen ein leiser Pfiff, ein paar halblaute Worte wurden gewechselt, und zwei Gestalten erschienen vor dem Gitter. Ein Mann hatte sich über die Balustrade des Colgadizo geschwungen und stand jetzt neben ihrem Vater. Die beiden begannen zu sprechen. Doña Maria verstand jedes Wort und wußte, daß dem schleichenden Raubtier da vor ihr umso weniger eines entging: Don Cristobal stand jetzt dicht am Gitter, aber so, daß er von draußen nicht gesehen werden konnte.

„Sind wir hier sicher, Don Juan?" hörte sie den Ankömmling zu ihrem Vater sagen, „die Luft scheint mir nicht rein, draußen die Calzaba entlang lungern spanische Soldaten, wie in zufälligen Gruppen, aber zuviel für einen Zufall."

„Die Gefahr ist immer über uns, Don Enrique, ich denke, ich habe vorgesorgt — aber rasch, was läßt Don Maximo mir sagen?"

„Er erwartet Sie, er läßt dringend bitten, der große Wilhelm ist gefallen, wir brauchen Führer und Geld, viel Geld."

„Was ich besitze, habe ich sicheren Freunden cediert. Ich habe heute erst das Geld erhalten, einige tausend Dollar in Gold, den Rest in großen amerikanischen Scheinen, ein Vermögen, ein großes Vermögen, ich trage es bei mir. Sagen Sie Don Maximo, daß ich sofort komme. Ein Küstensegler liegt schon im Hafen. Wichtige Nachrichten bringe ich noch selbst. Haben Sie irgend etwas nötig?"

„Fünfhundert Dollar Gold, ich habe sie dem Fährmann versprochen. Einen guten Revolver und Patronen, ich führe nur einen Dolch. Und ein ander Pferd, ein schnelles Pferd, ich fürchte, ich werde es brauchen."

„Ich sorge für alles, wollen Sie gleich reiten?"

„Nein, jetzt nicht, die Fähre ist mir verdächtig, wenn ich nur erst über den verfluchten Fluß wäre. Ich warte bis zum Dunkelwerden. Kann ein Pferd den Fluß durchschwimmen?"

„Kaum," antwortete Don Juan, „es wird auch nicht nötig sein. Nur Ruhe; essen Sie, bevor Sie gehen, drüben bei meinem Mayordomo, woher Sie kommen. Dort hören Sie alles Weitere. Im Hause ist es unmöglich, ein Spanier ist hier, des Generals Adjutant."

Ein wilder Fluch zischte zwischen des andern Zähnen hervor: „Daß er im Kot ersticke, der Hund."

„Ruhe, Ruhe. Gehen Sie hier, halten Sie sich dicht am Hause, im Schatten der Bäume. Bis gleich."

Die beiden Gestalten vor dem Gitter verschwanden. Man hörte einen leichten Sprung.

Don Cristobal huschte aus dem Zimmer hinaus auf den Flur und begab sich in den Patio. Doña Maria aber eilte ans Gitter, ihren Vater anzurufen.

---

## IV.

Im Patio war die Abwesenheit des Spaniers natürlich nicht unbemerkt geblieben. Es beunruhigte Mariens Verlobten und ihren Onkel auf das äußerste, als sie ihn, scheinbar ganz gleichgiltig umherschlendernd, in dem Hausflur verschwinden sahen, durch den man von der vorderen Veranda hergekommen war. Dem Gast

nachzugehen, der sich 'sein Haus' ein wenig ansieht, wäre gegen allen Brauch gewesen, un wenn man ihn rief, ohne daß er am Schuß war, so konnte auch das erst einen Verdacht erregen, den er vielleicht doch noch nicht hatte. Einige Minuten blieb man unschlüssig, und da kam er auch schon zurück.

Berthold aber überlief es kalt, als Don Cristobal hinter seinen Stuhl trat und ihn ansprach; nur kurze Zeit, sehr kurze Zeit hatte man ihn nicht unter Augen gehabt und dennoch: ein unterdrückter, frecher Triumph lag jetzt im Ton seiner Stimme.

„Ich bin ja gleich wieder am Schuß, Don Roberto," sagte er, während seine Augen Bertholds Liste überflogen. „Die Herren haben ziemlich schlecht geschossen zuletzt, sehe ich. Besonders Sie, Don Roberto. Vielleicht steche ich Sie doch noch eines Tages aus."

Der Deutsche hatte das deutliche Gefühl: er weiß, was im Hause vorgeht, und seit eben erst ist er seiner Sache sicher.

Tausend Gedanken schossen ihm durch den Kopf: sein Schwiegervater, der Bote, den er draußen erwartete, seine Braut. Aber da kam auch schon Doña Maria mit ihrem Vater. Sie hatte die letzten Worte Don Cristobals gehört.

Ohne die mindeste Erregung zu verraten, trat sie an das Tischchen heran und stand dem Adjutanten gegenüber. Sie ergriff eine der Pistolen.

„Geladen?" fragte sie kurz. „Ich würde Ihnen doch nicht raten, mit uns anzubinden, Don Cristobal," sagte sie dann lächelnd und hob die Waffe. Auch aus ihrer Stimme klang mehr, als die Worte sagten; und der Spanier hörte den stahlharten Unterton.

Da stand er, wenige Schritte vor ihrem unfehlbaren Lauf. Welche Gedanken schossen durch sein Hirn! Wenn sie ahnte, daß seine Späher ihn von der Anwesenheit des Insurgenten schon unterrichtet hatten, als er in der Fährhütte drüben nur eben angekommen war, wenn sie ahnte, daß des Fährmanns Gehilfe, der die Botschaft ihres Vaters zu Don Enrique zurücktrug, vorher den Spaniern Bescheid gebracht hatte, wann er herüberkommen würde, wenn sie ahnte, daß das Haus schon umstellt war, daß er selbst ihren Vater soeben belauscht hatte — daß er schon nach seinem Leben griff ... Konnte sie ihn nicht bemerkt haben vorn im Zimmer? Als er ging, war sie nicht im Patio gewesen. Jetzt kam sie da aus dem Hausflur. Mit ihrem Vater. Wenn sie wüßte ... Wie eine Lähmung legte es sich über ihn, mit aschgrauer Blässe überzog sich sein Gesicht. Hinter sich hörte er Juan Bengochea hastig mit Don Carlos flüstern.

Er tastete nach dem Griff seiner Toledoklinge aus Solingen und wagte nicht, sie nur in der Scheide zu lockern: der Hahn knackte — eine Unvorsichtigkeit und er war verloren; sie würde sich das Auge aussuchen, durch das sie ihm die Kugel ins Hirn jagte.

Und Doña Maria suchte wirklich eine Sekunde lang. Eine Sekunde lang stand der Spanier an seines offenen Grabes Rand. Aber sie überlegte: diesem Schakal da konnte sie den Kopf zerschmettern, sicher, aber vielleicht gab sie damit ihren Vater, ihren Onkel, ihren Verlobten, sich selbst und die Freunde in die Hände der Spanier. Von den Deutschen war außer Berthold nur Gerting ein Eingeweihter, er hatte ihrem Vater heute nachmittag das Geld gebracht, aber durfte sie ihn, oder gar die andern, die ihrer Sache ganz fern standen, in die Katastrophe verwickeln? Und wie wäre die Flucht so vieler, des ganzen Hauses möglich gewesen. Zu Lande war nicht mehr zu entkommen: draußen die Calzada entlang standen schon seine Soldaten. Wohin aber zur See, so viele in den paar kleinen Booten? Alle diese Erwägungen, der Widerstreit folgenschwerster Entschlüsse vollzog sich in dem schönen Kopf während eines Augenwinks, während man noch das Knacken des Hahns zu hören glaubte, wandte sie sich schon ruhig der Scheibe zu und wiederholte kühl aber ganz verbindlich:

„Ich würde Ihnen doch nicht raten, mit uns anzubinden, Señor Don Cristobal: nicht einmal gegen mich allein kämen Sie auf. Achtung, Ramon!"

Der Mulatte sprang zur Seite und schon fiel ihr Schuß. Die erste Kugel zerriß die linke Schnur dicht oben am Pfeiler, und ehe noch die an der rechten Schnur gegen die Wand fallende

Scheibe anschlug, hatte die zweite Kugel auch die andre Schnur abgeschnitten. Die Scheibe klatschte zu Boden.

„Verzeihen die Herren, daß ich das Vergnügen so eigenmächtig beende, es wird aber Zeit zur Comida; ich darf doch auf Sie alle rechnen?“

Gerting und Echegoyen waren von Bengochea in leisen fliegenden Worten vom Vorgefallenen unterrichtet worden. Alle drei hatten in Don Cristobals Stimme den Triumph und gleich darauf aus Mariens Worten die furchtbare Drohung heraus gehört, alle drei hatten einen Augenblick gezittert: der Wunsch, den Don Juan deutlich im Auge seiner Tochter aufblitzen sah, der Wunsch, den Hallunken da zu vernichten, lag so nahe, die Ausführung war so leicht, so unbedingt sicher und — wäre doch so thöricht gewesen. Ein Bann war von ihnen genommen, und auch Robert Berthold atmete auf, als Maria sich für das Richtige entschied.

Ihre Einladung gab jetzt das Zeichen zum Aufbruch: Raden erklärte auf einen Wink Gertings, für sich und seinen Neffen, daß sie nach der Stadt zurück und also leider verzichten müßten; dasselbe behauptete unter lebhaften Äußerungen des Bedauerns Gerting selbst.

Während aber noch diese Höflichkeiten ausgetauscht wurden, tönte vom Meer her ein langgezogener, heulender Pfiff, dem sofort zwei kurze Pfiffe folgten.

Erstaunt sahen alle auf, auch Ramon, der eben die Schnüre um seine Papierscheibe wickelte, drehte sich nach dem Meere um: da, rechts um die Landspitze bog, von Habana kommend, die armierte Dampfbarkasse des im Hafen liegenden Regierungspanzers ‘Isabela Catolica’. Gelb und rot wehte am Bug der dreieckige Ständer.

Don Cristobal hatte sich erholt, ein tückisches Lächeln flog über sein Gesicht, in das langsam die Farbe zurückkehrte. Das verabredete Signal der Dampfpfeife war von seinen Offizieren auf der Landstraße sicher gehört worden: die Falle war zu.

„Was hat das zu bedeuten,“ sagte er mit heuchlerischem Hohn, „die Barkasse unseres Panzers?“

Mit diesen Worten schritt er über den Hof und trat unter dem Mittelbogen so dicht an die Brüstung heran, daß man ihn an Bord mußte sehen können. Gellend wiederholte jetzt die Dampfpfeife das Signal von vorher dreimal ganz kurz hinter einander. Hinter dem alten Turm links, mitten in der Flußmündung drehte die Barkasse und fuhr langsam wieder an der kleinen Bucht vorbei, um vor der Landspitze rechts wiederum zu wenden. Don Cristobal lächelte befriedigt; das war die Ordre: immer vor Bucht und Flußmündung kreuzen. Rechts hinter dem Ceibawald standen seine Posten bis ans Meer, und in weitem Bogen zog sich ihre Kette zur Calzada und die Calzada entlang bis an die Fähre, bis an den Almendares. Niemand konnte entkommen! Den Herrschaften da hinter ihm mußten die Pfeifensignale wie die Posaunen des Gerichts in die Ohren schmettern, sie saßen wirklich in der Falle. Das hochmütige, stolze Weib, vor dem er in Ohnmacht eben noch hatte zittern müssen — endlich würde sie gebrochen sein — vor ihm im Staube würde sie sich winden und um ihres Vaters Leben winseln — einige Wochen Kerker und der Hochverratsprozeß über seinem Haupt würden sie schon zahm machen, so zahm — und er würde zu fordern wissen — sie selbst zur Beute, die verschmäht hatte, seine Gemahlin zu sein.

Er kehrte unter das Colgadizo zurück; Mariens Vater und ihr Verlobter waren verschwunden. Doña Maria aber stand vor ihm, aufrecht, königlich, stolz. Er knirschte innerlich.

„Warte nur,“ dachte er, „deine Zeit ist nahe.“ Vollendet höflich, fast ironisch förmlich, sagte er zu ihr: „Ich muß mich von Ihrer Gnade beurlauben, Herrin, es scheint etwas vorgefallen zu sein. Die Pflicht ruft.“ Damit grüßte er militärisch und wollte sich zurückziehen. Das aber wollte der Hausherr nicht zulassen.

„Ihre Gnade wird uns doch das nicht anthun. Die deutschen Herren müssen zur Stadt, Sie aber, Don Cristobal, dürfen uns nicht auch verlassen.“

Die spanische Höflichkeit ist sehr langatmig und sehr vielseitig. Don Carlos mit seinem vornehm ruhigen Bronzegesicht war von voll-

enbeter, schier unwiderstehlicher Verbindlichkeit und erfindungsreich in immer neuen Vorschlägen, einen so verehrten Gast noch einige Stunden dem Hause zu erhalten: ob Don Cristobal nicht die Diener des Hauses nach Erkundigung senden wollte, ob Don Cristobal nicht auch der Meinung sei, daß man ihn schon in diesem seines ergebenen Dieners Hause gesucht haben würde, wenn sich wirklich etwas ereignet hätte, ob Tomas vielleicht nach der Kommandantur gehen und in Don Cristobals Auftrage Nachricht einziehen dürfe. Der Adjutant stand auf Kohlen.

Endlich mußte aber Don Carlos, nicht ohne tiefes Bedauern und nicht ohne fast ein ganz klein wenig verletzt zu sein, es doch aufgeben, den hochgeschätzten Gast zu halten.

Da griff Doña Maria ein: Señor Don Cristobal Gutierrez de Orozco y Samaniego werde aber doch wohl ihrem Vater und ihrem Verlobten nicht die Gelegenheit entziehen wollen, sich von ihm zu verabschieden. Die beiden Herren rechneten doch bestimmt darauf, daß er bleibe, daß sie ihn an der Tafel wieder finden würden, sie werde die Herren sofort rufen. Damit eilte sie hinweg, und wieder verstrich Zeit, kostbare Zeit. Weder Doña Maria noch die Herren kamen. Endlich konnte der Spanier sich nicht verhehlen, daß er augenscheinlich ganz absichtlich aufgehalten werde, er las förmlich in den Gesichtern vor ihm den Hohn. Mühsam bewahrte er die Haltung, sprach nochmals einiges von der Pflicht, bat, ihn bei den Herren und namentlich bei Doña Maria zu entschuldigen, und stürmte davon.

Nun schlossen sich ihm aber wieder die Deutschen an, die ja auch gehen wollten. Gerting war etwas bleicher als gewöhnlich, aber mit kühler Ruhe, die den Spanier zur Verzweiflung brachte, heftete er sich an seine Fersen, und während Raden und sein Neffe sich verabschiedeten und nach der Haltestelle der Straßenbahn gingen, bat er um die Erlaubnis, den Adjutanten nach der Kommandantur begleiten zu dürfen, um — selbstverständlich soweit das Interesse des Dienstes es gestatte — vielleicht gleichzeitig zu hören, ob irgendwelche Nachrichten eingelaufen wären, die ja auch dem Geschäftsmann möglicherweise von großer Wichtigkeit sein könnten. Der Adjutant brauchte noch weitere lange fünf oder zehn Minuten, um auch ihn abzuschütteln. Endlich gelang es ihm. Aber nicht, bevor er erklärt hatte, er brauche ja garnicht zur Kommandantur zu gehen, er wisse, was er zu thun habe, der deutsche Herr thäte übrigens besser, sich um etwas anderes zu kümmern.

Sehr erstaunt, sehr kühl und höflich trat nun Gerting mit steifem Gruß zurück und wandte sich wieder ins Haus. Während man aber die drei in Begleitung des Offiziers aus der Villa kommenden Herren hatte passieren lassen, verweigerten die Posten, die sich inzwischen in dichter Kette bis an den Eingang herangezogen hatten, ihm jetzt den Durchlaß. Gerting stellte sich wütend:

„He, Don Carlos!“ rief er mit Stentorstimme in den offenen Flur hinein, „was sollen diese Schildwachen vor Ihrem Hause?“

Carlos Echegoyen erschien unter der Veranda. Auch er spielte seine Rolle gut: erregtes Hin und Her entstand, Don Cristobal hörte noch den Lärm hinter sich, während er die Calzada entlang eilig zur Fähre hinabschritt. Eine starke Abteilung Infanterie, berittene Garden und zahlreiche Offiziere standen am Ufer. Don Cristobals Diener erwartete ihn mit gesatteltem Pferde. Der Fährprahm war am anderen Ufer, eben stieß er drüben ab und begann an seinem langen Drahtseil in flachem Bogen herüber zu dampfen. Don Cristobal gab seinen Offizieren Verhaltungsmaßregeln, sandte die verfügbaren Fußtruppen bis auf sechs Mann zur Verstärkung der Postenkette aus und befahl, von hundert zu hundert Schritt berittene Pikettss von drei Mann die Straße entlang aufzustellen. Er selbst stand am Ufer an der Stelle, wo die Fähre anlegen mußte. Die Calzada läuft hier in schräger Ebene ins Wasser, das Ende ist mit wohlgefügten Balken gedielt, auf die sich die Fähre beim Anlegen schiebt: wenn sie festgelegt ist, können bequem zwei Wagen neben einander von der Fahrstraße auf den breiten Prahm fahren. Die mächtigen Stangen, die der Fährmann und sein Gehilfe benutzen, um nötigenfalls den Stoß beim Anlegen zu mindern und auch um die Fähre wieder von

den Ufern abzustoßen, werden mit den massigen Handgriffen in eiserne Halter gelegt, während sie mit ihren breiten stumpfen Eisenspitzen auf dem Lande ruhen und so rechts und links eine Art Barriere bilden.

Don Cristobal fieberte in der Vorfreude vollen Triumphes: von seinem Platz aus konnte er den ganzen Fluß bis zur Mündung übersehen: eben erschien die Barkasse davor und verschwand dann umkehrend wieder nach rechts. Don Cristobal wandte sich um. Durch den Ort hindurch konnte er auch die Calzada überblicken — weit — bis zur Höhe, wo die Straße sich etwas nach Habana hin senkt. Bis dahin und noch etwas weiter erstreckte sich links der Ceibahain wie eine dichte Wand, so dicht, daß von hier aus nichts von Echegoyens Villa zu sehen war.

Don Cristobal drehte sich wieder nach dem Strom um: die Fähre war auf einige hundert Schritte herangekommen. Sie sollte angehalten und der Fährmann mit seinem Gehilfen zum Schein verhaftet werden, damit man ihn nach Habana eskortieren und verschwinden lassen könnte. Gleichzeitig wollte er dann von allen Seiten gegen Echegoyens Haus vorgehen lassen und die Schlinge zuziehen.

Die Fähre legte an, plump und schwer schob sie sich auf die schlüpfrigen Bohlen, da ertönte entferntes Getümmel und Geschrei von der Landstraße her. Don Cristobal sah, wie zwei weißgekleidete Reiter weit oben hinter der Villa über den Graben setzten, der Echegoyens Besitz von der Calzada trennte, die Posten niederritten und, die breiten Strohhüte fast auf den Mähnen ihrer Pferde, dem fernen Habana zu jagten. Gleich darauf waren sie hinter der Steigung der Straße verschwunden. Ein Offizier kam zur Fähre heruntergesprengt, um Don Cristobal Meldung zu machen. Die Piketts, an denen er vorüberritt, schlossen sich auf seinen Zuruf hin sofort denen an, die die Verfolgung der Flüchtigen schon aufgenommen hatten.

„Sie fliehen nach Habana," rief der Offizier von weitem.

„Die Verrückten," lachte Don Cristobal, „das dümmste, was sie thun konnten."

Aber dabei war er schon auf seinem Pferde und jagte ebenfalls die Straße hinauf.

Don Cristobal war glücklich. Alles entwickelte sich in der denkbar besten Weise: Don Juan an der Seite Don Enriques auf der Flucht verhaftet, das vereinfachte den Prozeß ganz wesentlich. Hoffentlich gebrauchten die beiden ihre Waffen — beim Wirtshaus Cosmopolitan hatte er eine ganze Kompagnie rittlings der Landstraße aufgestellt — sie waren rettungslos verloren.

Don Cristobals Diener und die sechs Mann an der Fähre schienen nicht übel Lust zu haben, dem allgemeinen Getümmel nachzulaufen, sie standen jetzt etwa hundert Schritt von der Fähre entfernt mitten auf der Landstraße, die Ereignisse auf das lebhafteste besprechend. Die durcheinanderschreiende, mit Händen und Füßen gestikulierende Gruppe vermehrte sich rasch, denn auch die Postenkette lockerte sich, selbst Offiziere, die vergeblich das Signal zum umklammernden Vorrücken erwarteten und den Lärm hinter sich hörten, wollten sich unterrichten.

Der Fährmann und sein Gehilfe legten eben die schweren Bäume in die Gaffeln, da stürmte, keine zwanzig Schritt von der Fähre, Don Enrique, der Insurgent, gefolgt von Juan Bengochea und seinen zwei Dienern, aus dem Dunkel der Ceibas. Im Nu waren die Reiter auf der Fähre und von den Gäulen. Die beiden Diener stießen mit der übermenschlichen Kraft, die die Gefahr verleiht, die Fähre vom Lande. Don Juan eilte an die Maschine, voll Dampf setzte sie ein — einige Minuten würden die alten Cylinder schon halten — im nächsten Augenblick trieb der Prahm ab und wurde von der Strömung erfaßt, keuchend und wie in Wut über die ungewohnte Überanstrengung stöhnend, arbeitete er sich dem anderen Ufer zu. Don Enrique hielt den Fährmann und seinen Gehilfen unter dem Revolver. Die Diener hatten die schweren Stangen, gegen die sie sich wild angestemmt hatten, ins Wasser gleiten lassen, als ihre volle Länge ausgenutzt war. Wozu sie einziehen, das hätte nur Zeit gekostet. Während sie jetzt den Fährmann und seinen Gehilfen knebelten, richteten Bengochea und Don Enrique ein wohlgezieltes Feuer aus ihren Repetierbüchsen

auf die überraschten Soldaten am Lande. Zwei fielen, die andern suchten Schutz in einer kleinen Bretterbude, die, zum Betrieb der Fähre gehörend, dicht am Ufer stand, und begannen von dort aus auf die Fähre zu schießen. Die Flüchtigen waren im Vorteil. Sie hatten hinter dem Kesselhäuschen und dem hohen Radkasten vortreffliche Deckung, nur der Fährmann und sein Bursche waren den spanischen Kugeln ausgesetzt: fest umschnürt hatten Diego und Ramon sie neben einander, voll dem Lande zu, an den Radkasten gebunden. Über sie weg sandten Enrique und Juan ihre Kugeln gegen die Bretterbude.

Das Geschrei der Gebundenen gellte verzweifelt über den Fluß. Aber die Soldaten kannten keine Schonung: die beiden durften den Fliehenden keine Deckung sein. Es waren so wie so nur Kubaner! Hageldicht schmetterten die Geschosse rechts und links in die Planken, durchbohrten hier und dort überall ihren Körper. Das Geheul ward rasch zum Winseln und leisen Stöhnen und bald verstummte auch das: zwei kugeldurchsiebte Leichen hingen in den Stricken. Die Flüchtlinge sandten jetzt einige wohlgezielte Explosionskugeln herüber, die in der leichten Bude wahre Verheerungen anrichteten. Das Feuer vom Lande wurde lässig.

Die Fähre war schon sehr weit entfernt, fast hatte sie das andere Ufer erreicht, da erschien wieder die Barkasse vor der Flußmündung: der Kommandant hatte augenscheinlich das Gewehrfeuer gehört. Er ließ diesmal nicht mit der Regelmäßigkeit wie vorher wenden. Er kam sogar ein Stück den Fluß heraufgedampft, dann schien er wieder unschlüssig zu werden. Was ging ihn die Fähre an. Mit den Operationen zu Lande hatte er nicht das Mindeste zu thun, er durfte nicht gegen Befehl handeln, so kehrte er denn um und kreuzte vor der Bucht weiter.

Das jenseitige, unbewohnte Ufer war völlig leer, weit und breit niemand zu sehen. Kaum berührte die Fähre das Land, so jagten die vier Flüchtigen auch schon auf ihren ausgesuchten Rennern dem Innern zu, in einer Gangart, daß die Steigbügel fast die Erde fegten.

(Fortsetzung folgt.)

# Der Zug nach dem Osten.

## Roman

von

**Franz Sperber.**

[15]



Es war ein schwerer, weicher Wintertag. Der Himmel war vom frühesten Morgen an von dick grauem Gewölk bedeckt gewesen, und gegen zehn Uhr begann ein heftiges, dichtes Schneegestöber herabzufallen und alles mit einer flaumigen weißen Decke zuzudecken.

Nachdem der Pfarrer eine Stunde etwa mit Felix zusammengesessen, sich die Namen der Ansiedlerfamilien notiert und sich noch nach diesen und jenen Einzelheiten erkundigt hatte — bei welcher Unterredung Felix sich beinahe wie ein Betrüger vorgekommen war — machte Pfarrer Lesser sich ohne Säumen auf den Weg. Er wollte nicht eher rasten, nicht eher Speise und Trank zu sich nehmen, als bis er die sämtlichen, seiner geistlichen Fürsorge von nun an anvertrauten Familien kennen gelernt hatte.

Wagen und Schlitten, die Felix ihm für diese

kleine Rundreise bereitwilligst anbot, lehnte er ab.

Der Seelsorger präsentiere sich am vertrauenerweckendsten möglichst schlicht und einfach, sagte er. Und Felix fand, daß er recht hatte.

Doch kaum war er allein, da kamen wieder die furchtbaren Gedanken, fielen förmlich über ihn her, um ihn zu peinigen und zu foltern.

Er stieg ins obere Stockwerk hinauf, um in die Kapelle zu gehen. Wenn das wahr wäre, was Ella ihm erzählt, mußte er dort Spuren davon finden.

Doch die Kapelle war verschlossen, und den einzigen dazugehörigen Schlüssel hatte seine Mutter mit sich genommen.

Er sann nach.

Er hatte das volle Recht, den Schlosser kommen zu lassen. Sollte er es thun?

Er wollte nun doch die ganze Sache Damm anvertrauen . . . und mit ihm beraten.

„Hol' der Henker den ganzen albernen Dünkel und Stolz," dachte er — „ich bin in einer verteufelt schwierigen und unangenehmen Lage . . . und ich muß notwendig einen Freund haben, mit dem ich mich besprechen kann."

Er ritt hinaus aufs Feld, wo er Damm beschäftigt glaubte. Doch er suchte vergebens; er fand ihn nicht. Und endlich erfuhr er, daß Damm heute in aller Frühe schon nach Graudenz gefahren sei und erst spät am Nachmittag zurück erwartet würde.

Als er an dem Wenzelschen Gehöft vorbei kam, wo er Vater und Sohn auf dem Hof beschäftigt sah, marschierten beide, wie auf ein gegebenes Kommando ab in die Scheune. Daß es Absicht war, daran konnte er keinen Moment zweifeln, denn sie hatten die Hufschläge seines Pferdes hören müssen.

Und auch Frau Wenzel, die zum Fenster hinauslehnte und einen kleinen Teppich abschüttelte, zog sich rasch bei seinem Kommen vom Fenster zurück und verbarg sich hinter der braunroten Wollgardine.

Der Ansiedler Muck grüßte ihn höflich, doch auf Felixens Zuruf:

„War Herr Prediger Lesser schon bei Ihnen?" antwortete er mürrisch:

„Das weiß ich nicht. Hab' auch ohne den genug zu thun . . . uns wär's schon am wohlsten, man ließ' uns mit de ganze Pfaffenwirtschaft zufrieden."

Und so ging es dem Verwalter heute fast überall, wo er sich blicken ließ.

Tückische Blicke, mürrische Antworten, scheues Davonschleichen war alles, was ihm zu Teil ward. —

Unwillkürlich ballte er die Fäuste.

Er konnte nichts dagegen thun. Wenigstens nicht, bevor er nicht genau wußte, woran er war.

Wäre nur Damm erst da! Wäre Damm erst da! Der Wunsch wurde von Minute zu Minute stärker in ihm.

Die Nachrichten, die er von Ella erhielt, waren gleichfalls im höchsten Grade deprimierend und betrübend.

Das Fieber war mit dem Morgen geschwunden, doch der Schwächezustand der Patientin so beunruhigend, daß man beinahe das Schlimmste befürchtete.

Niemand durfte in das Krankenzimmer.

Fräulein Marie war allein beschäftigt um die Kranke, die, wie sie Felix sagen ließ, in fast völliger Apathie Stunde für Stunde dalag, nach keinem verlangend, nichts begehrend. —

„Auch das noch!" stöhnte Felix auf, als er die Nachricht erhielt. „Nur Unglück . . . nur Elend . . . nichts, nichts blüht mir als Unglück und Elend!"

Es war ein böser, ein verlorener Tag. Nichts konnte er thun. Er wartete nur immer. Auf Damm wartete er; auf seine Mutter wartete er; auf Ellas Genesung wartete er; auf das, was er nun noch erfahren würde und müßte, wartete er.

„Ein böser, ein verlorener Tag!" dachte er noch mehr als einmal, wenn er müßig aus einem Zimmer in das andere schlenderte, bald hier, bald dort an einem Fenster stehen blieb und gedankenlos hinausstarrte in das immer dichter werdende Schneetreiben.

Eine peinigende, nervöse Unruhe trieb ihn umher. Das lange Warten wurde ihm zur Folter. Ab und zu sagte er sich, daß er das nicht länger ertragen könne; hinausgehen würde er jetzt ins Freie, und den ersten besten seiner Ansiedler, dem

er begegnete, würde er fragen, ob das wahr sei, was die fieberkranke Ella ihm gestern gesagt.

Von Zeit zu Zeit schoß es ihm auch wie eine plötzliche Beruhigung durch den Kopf.

„Wie konntest du dich überhaupt so ins Bockshorn jagen lassen, von einer Nervenkranken, von einer im heftigen Fieber Liegenden! Die ganze Einflüsterung war ja nichts anderes als ein Fiebertraum von ihr. Nichts anderes!“

So, zwischen Hangen und Bangen, zwischen Fürchten und Hoffen verbrachte Felix mehr als die Hälfte dieses Wintertages.

Endlich gegen drei Uhr nachmittags kehrte Prediger Lesser von seinem Rundgang zurück.

Er war todmüde und ganz kalt und durchnäßt von dem immer noch dicht und in großen weichen Flocken herabfallenden Schnee.

Felix bestellte einen warmen Grog für ihn und setzte sich zu ihm, um ihm dabei Bescheid zu thun. — Er wußte, daß der neue Prediger mit ihm, dem Verwalter, über tausend Dinge Rücksprache nehmen wollte, und auch ihm that es wohl, endlich wieder einen Menschen zu haben, mit dem er reden konnte.

Prediger Lesser war nichts weniger als befriedigt von seinem Rundgang zurückgekehrt.

Die Ansiedler hätten ihm keinen schlechten, keinen gerade ungünstigen Eindruck gemacht, sagte er; das gewiß nicht. Doch auch keinen günstigen. Die Frauen sowohl wie auch die Männer waren ihm unfreundlich, zurückhaltend, scheu und versteckt erschienen.

Kein offenes, freimütiges Wort; kein freundlicher, ermunternder Blick war dem neuen Pfarrer zu teil geworden. Kein Wort der Freude darüber, daß sie nun eine eigene Kirche und einen eigenen Prediger haben würden, war laut geworden.

„Und das eben,“ so schloß Prediger Lesser seinen Bericht, „hat mich am meisten gewundert. Denn man hatte mir so viel geschrieben und auch erzählt davon, wie die Gemeinde Buchenwalde sich so sehr auf ihre Kirche freue, daß ich mich auf einen Empfang ganz anderer Art vorbereitet hatte. Es bleibt sich schließlich ja gleich, so oder so. Heranziehen werde ich mir die Leute doch allmählich; davor ist mir nicht bange. Nur will es mir jetzt erscheinen, als ob das ein schönes Stück Arbeit kosten würde. Können Sie mir vielleicht sagen, woran das liegen mag, Herr Baron?“

Felix fühlte, wie ihm bei dieser Frage alles Blut zu Kopf stieg, aber er verneinte.

„Bauern sind eben überall Bauern,“ meinte er. „Eine trotzige, starrköpfige Bande durch die Bank! Glauben Sie denn, Herr Pfarrer, daß es uns besser mit ihnen ergeht? Da hat man manchesmal zu kämpfen, mit Zähnen und mit Nägeln sag' ich Ihnen.“

Er stieß sein kaum halbgeleertes Glas Grog zurück und begann, die Hände auf dem Rücken, wieder ruhelos im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Nun, ich nehme die Dinge vorerst nicht schwer,“ meinte der Prediger. „Wie gesagt, 'rankriegen thu' ich mir die Leute schon. Das getrau' ich mir. Da können wir alle ruhig sein. Überall da, wo ich noch Pfarrer gewesen bin, sind mir die Leute auch in die Kirche 'reingegangen. — — —“

Die frühe Dezemberdämmerung war längst angebrochen. Der Schullehrer war auch hereingekommen und tauschte nun seine Eindrücke und kurzen Erfahrungen auf Buchenwalde mit den noch kürzeren des Predigers aus.

Eine Magd kam und brachte eine große brennende Lampe, die sie auf den Tisch stellte.

„Wie geht es mit meiner Schwägerin?“ fragte Felix sie und hielt einen Moment in seiner Zimmerpromenade inne.

„Eben so! Gar nicht anders als wie heut' morgen,“ antwortete sie.

„Soll der Doktor heute noch kommen?“

„Ja. Fräulein Marie erwart't ihn schon bald.“

„Wenn er nur wird kommen können!“ sagte der Lehrer; „es schneit unentwegt weiter. Der Schnee liegt schon fußhoch draußen auf der Chaussee.“

„Dr. Müller kommt im Schlitten,“ erwiderte Felix kurz.

„Ihrer Frau Schwägerin geht es sehr schlecht, wie ich höre,“ sagte der Prediger.

„Schlecht? Sie stirbt!“

Felix' Stimme klang rauh und heiser bei den Worten, und er drückte die heiße Stirn fest

gegen das kühlende Glas der befrorenen Fensterscheibe.

„Sie stirbt?“ sagte der Prediger und erhob sich halb von seinem Platze. „Und — und wünscht sie nicht —“

Felix hatte sich umgewandt.

„Bleiben Sie ruhig sitzen, Herr Prediger,“ sagte er spöttisch, „meine Schwägerin ist Katholikin.“

„Ah! Und — und — Sie?“

„Ich bin Protestant.“

„S . . . oo!“

Es kam sehr gedehnt von des Pfarrers Lippen, und er sah aus, als ob er sagen wollte:

„Das sind ja aber sehr seltsame Verhältnisse hier.“ Doch jedes weitere Wort wurde ihm dadurch abgeschnitten, daß die Thür ohne alle Zeremonie aufflog und Naska hereinstürzte.

Sie sah ganz verwildert aus. Das dicke blonde Haar war unter ihrem roten Kopftuch hervorgequollen und hing ihr in schweren, nassen, vom Schnee noch glitzernden Strähnen um das Gesicht; ihre Röcke waren naß und dick mit Schnee bedeckt; ihre Winterjacke stand vorn offen, ihre Hände waren feuerrot vor Kälte, und ihr Atem ging schwer und keuchend vom raschen Laufen.

Ihre großen Augen flogen leuchtend vom einen zum anderen, bis sie Felix am Fenster entdeckte.

Der sah sie mit erstaunten Blicken an. Seit jenem Tage vor nun fast acht Wochen war dies Mädchen nicht mehr in seine Zimmer gekommen. Er hatte sich jede Bedienung von ihr aufs energischste verbeten. Und sie war ihm bei jeder Gelegenheit ausgewichen, so viel sie konnte.

Warum kam sie nun heute wieder?

Sie stand da, die beiden roten Hände auf die heftig arbeitende Brust gedrückt, und sah Felix an.

„Gnäd'ger Herr . . . der Krugwirt schickt mich . . . Sie möchten kommen . . . schnell . . . im ‘Osten’ hauen sie sich.“

„Wer haut sich?“

„Die Ansiedler. Die von Buchenwalde . . . und die von Friedrichs-Aue.“

„Sie hauen sich?“

„Hm! Aber ordentlich! Die Bierkrüge fliegen schon 'rum in der Gaststub'. Der Wirt weiß nicht, was thun.“

„Laß er sie rauswerfen,“ entfuhr es Felix zuerst. Doch dann raffte er sich auf. „Ich komme,“ sagte er. „Geh's ihm leise sagen — ich komme sofort.“

„Ich gehe mit,“ sagte der Prediger und stand auf.

„Ich auch, wenn Sie erlauben,“ meinte etwas kleinlaut der Lehrer.

„Oh, bitte sehr, bitte sehr; wenn es Ihnen Spaß macht!“

Felix lachte bitter auf.

„Das, sehen Sie, Herr Pfarrer, sind die Menschen, für die wir hier arbeiten wie die Sklaven. Am Weihnachtsvorabend hauen sie sich, wahrscheinlich wie die wilden Tiere; und um nichts und wieder nichts.“

„Hm!“ machte der Pfarrer. „Nun, wir werden ja sehen.“

Die Männer hatten sich in ihre Mäntel gewickelt, die Hüte fest in die Gesichter gedrückt, und schickten sich an hinauszugehen; da kam eine kleine Gestalt an, bis an die Nasenspitze eingewickelt, von Schnee so starrend, daß er aussah wie ein Schneemann.

„Herr Verwalter, Herr Verwalter,“ rief er atemlos, „im Krug geht's schrecklich her. Mord und Totschlag! Mord und Totschlag!“

„Ah, Sie sind's, lieber Müller. Nun, wollen Sie sich uns anschließen? Wir sind eben im Begriff hinzugehen.“

„Sie haben's also schon gehört?“

„Jawohl. Ja.“

Eben wollten die vier Männer aus der Hausthür treten, als ein kleines Dienstmädchen die Treppe heruntergestürzt kam; sie konnte vor Schluchzen kaum sprechen.

„Herr Baron! Herr Baron! Sie möchten . . . schnell . . . kommen . . . die gnäd'ge Frau . . .“

Felix wurde bleich wie Kalk.

„Meine Schwägerin! Was ist's?“

„Fräulein Ma . . . rie . . . meint . . . sie . . . stirbt. Huhuhu,“ heulte das Mädchen.

Instinktiv zogen die vier Männer die Hüte herunter.

Unentschlossen, zaudernd stand Felix da. Er biß sich heftig auf die Lippen.

Der Prediger hatte ihn beobachtet. Der junge Mann that ihm leid. Er begann zu ahnen, daß Felix hier auf einem unsagbar schweren Posten stand.

„Gehen Sie hinauf, Herr Baron," sagte er weich. „Wir gehen unterdessen voraus nach dem Krug. Vielleicht gelingt es mir, die Aufregung etwas zu dämpfen. Vielleicht ist's auch gar nicht so schlimm."

Felix stand noch immer unentschlossen da. Durch die offenstehende Hausthür fegte der Wind ganze Schneemassen herein, und eine penetrant nasse Kälte verbreitete sich.

Da sprang eine kolossale Gestalt in drei großen Sätzen die hölzernen Stufen hinauf und schüttelte sich, daß der Schnee nur so um ihn herumwirbelte.

Felix that einen mächtigen Satz ihm entgegen.

Wie eine Zentnerlast schien es von seinem Herzen herabzufallen, als er den alten, braven Freund erblickte.

„Damm," rief er mühsam mit unterdrückter Erregung und streckte ihm beide Hände entgegen. „Gott sei Dank, daß Sie kommen! Lassen Sie den Schnee ruhig auf den Schultern liegen, Sie müssen gleich wieder mit uns hinaus. Zum Krug. Dort schlagen unsere Ansiedler sich gegenseitig tot."

Und er raffte seinen Mantel vorn zusammen, drückte den Hut auf das lockige Haar und schritt hinaus in den Schnee.

„Und Ihre Schwägerin?" mahnte leise der Prediger. „Wenn sie — inzwischen — stirbt?"

„So muß sie allein sterben, Herr Pfarrer," rief Felix wild mit schneidender Stimme. „Und mag sie dann vor Gott die anklagen, die Schuld daran sind, daß sie in ihrer Todesstunde keinen Freund zur Seite hatte. Mich aber ruft die Pflicht. Dort ist mein Platz, wo meine Ansiedler einander totschlagen. Dorthin muß ich."

Mit langen Schritten eilte er den anderen voraus. Damm hielt sich an seiner Seite. Schweigend gingen sie nebeneinander her. Nur einmal noch reichte Felix dem Freunde die Hand, der sie, ohne ein Wort, in der seinen drückte. Sie hatten einander wieder verstanden und waren versöhnt.

Damm und Felix, sowie auch der kleine Inspektor Müller kamen in ihren hohen Stiefeln übrigens ganz gut vorwärts. Dem Prediger und dem Schullehrer ging es nicht so gut, und Herr Gilm klagte schon nach wenigen Minuten, daß er sich die Stiefel gänzlich voll Schnee geschöpft habe.

„Gehen Sie doch ruhig zurück, Herr Lehrer," meinte der Pfarrer. „Nutzen kann ja ein einzelner Mann doch nichts dabei — also — — —"

Doch davon wollte Herr Gilm ganz und garnichts hören. Er — und zurückgehen!! Mit nichten. Warum denn auch? Wollte man an seinem Mut etwa zweifeln? Oh, da irrte man sich sehr. Man würde schon sehen, wie er imstande war, seinen Mann zu stehen. Wenn schließlich schon gerauft sein mußte — er that es ja natürlich nicht gern, schon um des bösen Beispiels willen — aber raufen konnte er. Oh ja!

Und es war ihm auch interessant, ja, geradezu wichtig, die Väter seiner zukünftigen Zöglinge gleich von ihrer naturwüchsigsten Seite kennen zu lernen. Dabei hüllte er sich frierend und zähneklappernd immer fester in seinen Mantel ein.

Der Pfarrer sprach wenig. Er hatte einen Zipfel seines altmodischen langen Mantels vor das Gesicht geschlagen, um sich gegen das immer heftiger werdende Schneetreiben zu schützen, so daß nur die Augen frei blieben, und er dachte während des Gehens intensiv nach über alles, was er seit seiner Ankunft hier heute früh — also in etwa zwölf Stunden — schon gesehen, gehört und erlebt hatte.

Es war eine ganze Menge . . . und bisher noch garnichts Erfreuliches. Eine leichte Stelle würde die Pfarrstelle auf Buchenwalde nicht sein, so viel wußte er schon jetzt.

* *
*

Heller Lichtschein drang ihnen aus den Fenstern des Wirtshauses entgegen, als sie sich ihm näherten, und lauter, wüster Lärm gleichfalls.

Es klang, als ob ein halbes Hundert Menschen auf einmal wild durcheinander schrieen und tobten.

Und plötzlich wurde das Lärmen noch lauter,

ein breiterer, vollerer Lichtstrahl quoll aus der aufgestoßenen Thür und zugleich flog etwas hinaus, etwas Großes, Schweres, das zuerst einen Moment im Schnee liegen blieb, dann aber zu stöhnen und fauchen begann und sich einem dunkeln Riesenknäuel gleich hin und her rollte am Boden.

Erst als die Fünf ganz dicht daran waren, erkannten sie, daß es zwei miteinander ringende Männer waren. Sie waren ineinander verbissen wie ein paar Wildkatzen, sie knirschten mit den Zähnen, sie atmeten keuchend, doch sie sprachen kein Wort und ließen einander auch nicht los.

Felix beugte sich ein wenig herab, um zu sehen, ob sie zu seinen Leuten gehörten, ob er sie zu erkennen vermochte.

„Nein, das ist aber doch zu arg!" rief er aus. „So ein alter Mann. Rauft sich da wie ein junger Bube! Schämt Ihr Euch denn gar nicht, Wenzel?"

Das Knäuel am Boden lag einen Augenblick still. Die beiden Ringenden hatten erstaunt aufgehorcht, als aus der Dunkelheit heraus diese Stimme plötzlich an ihr Ohr gedrungen war.

„Kümmern Sie sich man lieber um Ihre eigenen Angelegenheiten, Herr Verwalter, da haben Sie ganz genug daran zu thun," rief der alte Wenzel, „wenn ich hier einen verhauen will, dann ist das meine Sach' und dem seine. Und geht sonst keinen was an."

Und das Knäuel kam von neuem ins Hin- und Herrollen. Ab und zu hörte man einen dumpfen Schlag wie von einer Faust, dann einen Fluch, einen halbunterdrückten Aufschrei, und das Knäuel rollte weiter hin und her im Schnee.

„Wollt ihr wohl nun mal da aufstehen und aufhören mit dem Gebalge?" rief Felix zornig. Aber als sie nicht auf ihn hörten, griff der Oberinspektor ein. Ein kräftiger Fußstoß und noch einer, und noch einer jedem der beiden Raufenden appliziert, bewirkte förmlich Wunder. Schwerfällig, aber gehorsam erhoben sie sich vom Boden und schlichen schimpfend und fluchend davon.

„Gehen wir hinein," sagte Felix. Er ging rasch den anderen voraus und stieß die Thür der Gaststube auf.

Der wirre Lärm, der vorher schon an ihre Ohren gedrungen war, erreichte sie jetzt, so in nächster Nähe, mit fast betäubender Heftigkeit.

Der ziemlich große Raum ward hell erleuchtet von drei mächtigen Hängelampen. Doch wie ein dichtes Gewölk die Sonne halb verhüllt und ihren Lichtschein trübt, so war es auch hier der Fall durch die gewaltigen Tabakswolken, die in der Luft schwebten.

Dazu herrschte eine gewaltige Hitze; der Raum war überheizt, und die Menge der anwesenden Menschen steigerte noch die kolossale Wärme.

Alle standen, die meisten in wilder, drohender Haltung, alle waren erregt, erhitzt, aus ihren Augen funkelte böse Kampfeslust; in nächster Nähe der Thür lehnten zwei an der Wand, die sich blutbefleckte Tücher ans Antlitz gedrückt hielten.

Doch trotz ihrer Verwundungen blieben sie da.

Kein Mensch achtete auf die fünf Eintretenden; und diese wiederum konnten trotz des lauten Schreiens kein Wort von dem verstehen, was da wirr durcheinander klang.

Felix drang ein paar Schritte vor. Dann blieb er stehen.

„Was geht hier vor, Leute?" rief er mit seiner kräftigen, metallreichen Stimme.

Keiner achtete auf ihn. Ein oder zwei der Nächststehenden wandten wohl den Kopf nach ihm um. Doch entweder hatten sie ihn nicht erkannt, oder aber sie wollten sich nicht um ihn kümmern. Sie sahen einfach wieder weg.

Da rief Felix, den der Zorn schon packte, noch einmal in das Getümmel hinein:

„Seid ihr denn rasend geworden? Was geht hier vor?"

Und als auch jetzt noch keiner auf ihn achtete, sprang er rasch entschlossen auf den der Thür zunächst stehenden Tisch, der unbesetzt war, und stieß mit der Spitze seines Stockes donnernd auf die Tischplatte auf.

„Hört auf, Leute! hört auf!" rief er mit Aufbietung seiner ganzen Lungenkraft.

Und als sie auch jetzt noch nicht auf ihn achteten, sprang mit einem Satze der Oberinspektor auf den ihm Nächststehenden zu und hieb mit seiner wuchtigen, eisernen Faust derart auf ihn

ein, daß der laut aufheulend seinen Gegner losließ, und alle vor Schreck und Staunen mit aufgerissenen Mäulern dastanden.

Noch einmal hieb Damm auf den Bauern los, der sich, um der Eisenfaust zu entgehen, heulend auf den Boden warf.

„Wartet, ihr Lümmels," rief Damm dabei, „ich will's euch lehren — wenn euer Verwalter zur Ordnung ruft, habt ihr stillzustehen, nicht zu mucken. Himmelkreuzbombenelement."

Und als er sah, daß einer mit bösen Blicken tückisch nach ihm hinschielte, hob er noch einmal wie einen eisernen Hammer seine gewaltige Faust empor.

„He! Na — so kommt doch, Matthias! Ja — habt ihr auch Lust?"

Der Mann schielte wieder weg. Einige andere bückten sich und halfen dem am Boden Liegenden auf.

Die Pause aber benutzte Felix, um noch einmal zu rufen:

„Was ist denn hier passiert, ihr Leute? Warum wollt ihr einander totschlagen?"

Alles schwieg und sah ihn an. Es waren zum großen Teil trotzige, böse Gesichter, in die er blickte, und mitten aus dem dicksten Haufen heraus ließ sich jetzt plötzlich ein heiseres, häßliches Gelächter vernehmen:

„Hihihi! Der Herr Verwalter."

Es war der alte Bronowsky, der es rief.

Und einige machten es ihm sofort nach:

„Der Herr Verwalter! Hahaha ... der Herr Verwalter!"

„Wir thun hier, was wir wollen!" rief ein anderer, „und lassen uns nicht 'rumkommandieren und befehlen."

„Und ich befehle euch doch, jetzt Ruhe zu geben und still nach Hause zu gehen, wie es anständigen Bauern zukommt," rief Felix.

Darauf erhob sich wieder ein gewaltiges Murren. Man drängte, man stieß, man schob einander mit Händen und Füßen vorwärts, um näher an den Tisch heranzukommen, auf dem der Verwalter stand. Darob wurden einige wieder hitzig und erhoben die Fäuste.

„Gebt Ruhe — sofort — wenn ihr nicht wollt, daß ich die Gendarmen holen lasse. Ruhe! und geht nach Hause."

Wieder erhob sich Murren und Murmeln in der Menge. Und vom anderen Ende der Wirtsstube her hörte man jetzt den Wirt verzweiflungsvoll rufen:

„Holen's die Gendarmen, Herr Verwalter, holen's die Gendarmen. Die Band' schlägt mir sonst noch alle Tisch' und Stühle in Stücke."

„Halt' du's Maul, Schankwirt," brüllte ein Bauer ihm zu, „dank du lieber Gott, daß man überhaupt bei dir ist und was sauft, damit daß du nicht verhungern thust."

Der Prediger war inzwischen auf Felixens Wunsch auf den Tisch gestiegen und stand nun neben ihm.

Felix wies auf ihn und rief so laut wie möglich:

„Hier steht Prediger Lesser, euer neuer Pfarrer, der Pfarrer der Gemeinde Buchenwalde. Schämt ihr euch denn nicht vor ihm? Er ist heute früh erst hier angekommen —"

Ein rohes Gelächter unterbrach ihn, und eine Stimme schrie laut:

„Dann laß' er man heut' abend wieder gehen."

„Maul gehalten!" schrie Damm.

Lautes Gelächter verhöhnte ihn. Dann rief ein anderer:

„Die werden ihn hier nimmer brauchen."

„Halt's Maul, du da aus Friedrichs-Aue," brüllte ein Dritter, und wieder erhoben sich die drohenden Fäuste.

Prediger Lesser erhob wie beschwörend beide Hände.

„Leute ... Pfarrkinder ... hört mich doch an. Ich bin hierher geschickt worden zu euch, um für euer Seelenheil zu sorgen. Das ist mein Amt. Ich werde also nicht wieder fortgehen, sondern im Gegenteil hierbleiben und für euch thun, was ich kann. Wenn ihr mir nur mit Vertrauen entgegenkommen — und —"

„Hört, hört," unterbrach ihn eine spöttische Stimme. Und eine andere Stimme schrie:

„Die Friedrichs-Auer sollen nun endlich 's Maul halten."

„Haltet's selbst," riefen andere.

„Ruhe! Zum Donnerwetter — Ruhe!" schrie Felix, und Damm drohte schon wieder mit der erhobenen Faust, während Prediger Lesser milde und weich rief:

„Kinder — Kinder — beruhigt euch doch nur — seht, was soll denn werden aus einer Gemeinde, in der der Geist der Zwietracht und des Aufruhrs herrscht.“

„Protestant!“ schrie da eine Stimme ihm zu, wie wenn die Bezeichnung ein Schimpfwort gewesen wäre.

Lesser blieb ganz ruhig.

„Natürlich bin ich Protestant!“ rief er zurück. „Ihr Leute von Buchenwalde seid es ja doch auch.“

„So?“ schrie da wieder einer aus dem Haufen zurück.

„Meinen der Herr Pfarrer? Da müssen Sie aber erst gut suchen nach die Protestanten hier in Buchenwalde.“

„Was soll das heißen?“ rief Felix. „Ihr s e i d Protestanten, ihr von Buchenwalde.“

Er war ganz weiß geworden, aber er biß die Zähne zusammen, und seine Stimme klang noch ganz fest.

„Nee!“ rief einer. Und Felix wurde es ganz schwindlig, als er hinabblickte in diese vielen von Zorn, Haß und Trunk funkelnden Augenpaare, die ihn böse anglotzten.

„Wenn ihr nicht Protestanten seid,“ rief Lesser nun, „was denn sonst seid ihr?“

Alles schwieg. Dann rief ein Bauer mit tiefer, heiserer Stimme:

„Das fragen Sie man den'n ihre Weiber. Die werden's besser wissen, als wie sie selbst.“

Und ein anderer rief aus vollem Halse:

„Ich bin Katholik.“

„Das seid Ihr nicht, Schlegel,“ rief Felix ihm rasch zu. Und ein hinter ihm stehender Bursche gab dem Schlegel einen kräftigen Rippenstoß und sagte:

„Nee; das biste nich.“

„Das werd' ich woll von ganz alleene wissen, was ich bin,“ rief Schlegel ergrimmt zurück. „Ich weeß, was ich bin, und auch was meene Frau is. Die is 'ne kathol'sche, und deine auch, Muck, daß d's man weeßt.“

„Gelogen!“ schrie Muck, „gelogen haste.“

„Nu aber halt's Maul,“ brüllte Schlegel.

Klapps haute Muck ihm eins über den Rücken. Er schlug natürlich wieder. Die Umstehenden mischten sich hinein. Schon sollte das allgemeine Handgemenge von neuem losgehen.

Mit seinen kolossalen Armen riß Damm ein paar Bauern auseinander, die mit Fäusten aufeinander losgingen, und rief dabei mit dröhnender Stimme:

„Sind denn hier nur unsere Leute beisammen? Nur die Buchenwalder? Oder sind auch welche von Friedrichs-Aue darunter?“

Alles schwieg.

„Nun — so antwortet doch, Leute. Sind auch von Friedrichs-Aue welche hier?“

„Ja freilich,“ rief einer. „Die haben ja den ganzen Radau angefangen.“

„Was?“ rief einer aus Friedrichs-Aue. „Unterstehst dich?“

„Freilich untersteh ich mich, Lump du,“ rief jener zurück. „Die von Friedrichs-Aue bilden sich was darauf ein, weil sie Kathol'sche sind und wir nicht.“

„Und wir sind's doch,“ schrie ein anderer.

„Ihr seid's nicht,“ tönten Stimmen zurück, „verdammte Evangel'sche seid ihr.“

„Und ihr verdammte Kathol'sche.“

„Ruhe! Ruhe! Ruhe!“ schrieen Damm und Felix laut.

„Zum Donnerwetter, gebt Ruhe! — Inspektor Müller,“ rief Damm vom Tisch herab dem kleinen Inspektor zu, „laufen Sie doch, die beiden Gendarmen aus dem Schlosse holen,“ und als durch diese Drohung alles wieder mäuschenstill wurde, rief er den Bauern zu:

„Geht nach Hause, ihr Leute von Friedrichs-Aue. Wenn ihr bloß hierher kommt, um Zank und Streit anzuzetteln, so macht lieber, daß ihr wegkommt zu euch nach Hause. Haut euch, schlagt euch, freßt euch dort, wenn's euch Spaß macht, . . . unsere Buchenwalder aber laßt zufrieden.“

Einige versuchten leise aufzulachen nach diesen Worten, ein heiteres, versöhnlich klingendes Lachen.

Andere aber . . . unter ihnen eben die von Friedrichs-Aue . . . begannen jetzt erst recht zu schimpfen, erst leise, dann immer lauter klang ihr Murren und Remonstrieren.

„Wir sind freie Bauern, wir auf Friedrichs-Aue,“ rief einer.

„Wir können thun, was wir wollen . . . und hingehen, wo wir wollen.“

„Und lassen uns nichts befehlen," rief ein anderer laut.

„Nee, weiß Gott nicht," stimmte ein dritter ein. „Wenn die Buchenwalder sich von ihrem Herrn Verwalter befehlen lassen — wenn die so dämlich sind — —"

„Werft den unverschämten Kerl 'raus, der uns dämlich nennt," fuhr da wieder ein Buchenwalder los, und ein Dutzend kräftiger Fäuste hieben auf den von Friedrichs-Aue ein, dem wiederum seine Kameraden zu Hilfe kamen.

Von neuem entstand der wüste Lärm, Scharren von Füßen, Schieben von Tischen und Stühlen, lautes Fluchen, Schimpfen und Schreien.

Und darüber hinweg hörte man wieder die laut jammernde Stimme des Schankwirts:

„Holen's bloß die Gendarmen. Herr Verwalter, holen's als die Gendarmen. Die Bande haut mir sonst noch alles zusammen."

Hier wurde die Thür von außen heftig aufgestoßen. Der alte Wenzel war's, der hereintaumelte. Er war über und über mit Schnee bedeckt, und sein dünnes, langes, bartloses Gesicht wies zahllose Schrammen und Wunden auf, während der eine Rockärmel ihm in Fetzen herabhing und der Hut gänzlich fehlte. Der Schnee in seinen dichten grauen Haaren begann hier in der Hitze sofort zu schmelzen und tropfte ihm als schmutziges Wasser über Hals und Gesicht herab. Hier und da fuhr er mit den Händen drüber weg, um die Tropfen fortzuwischen, wodurch sein Gesicht immer schmutziger wurde.

Er lachte höhnisch auf, als alles schwieg, und einige, durch die plötzlich eindringende kalte Luft aufgeschreckt, sich umwandten.

„Hahahaha! Seid ohne Sorge. 's sind nicht die Gendarmen. 's is bloß der Wenzel. Laßt euch man nicht verschrecken. Wo soll er denn die Gendarmen herkriegen bei das Wetter! Nee — nee."

Er sah sich suchend um.

„He, Wirt — 'n Schnaps. Vom besten. Rasch. Mich friert."

„I geb' nix mehr!" tönte die Stimme des Wirts von drüben am anderen Ende des Zimmers zurück.

Wenzel ergriff ein großes, kaum halbgeleertes Glas, das auf einem der Tische stand.

„Was? 'n Wirtshaus, wo es nix zu saufen giebt? Hol' dich gleich der Teufel!"

Er setzte das Glas an die Lippen und trank es in einem Zuge leer. Dann schleuderte er es auf den Tisch zurück, daß es zerschellte.

„Kann ja gut werden hier mit der Zeit," meinte er, und sein Gesicht begann sich purpurrot zu färben.

Das starke Getränk, das er so rasch hinuntergegossen, die Hitze hier drin nach der Kälte draußen, der wüste Lärm, das Blut, das ihm von Stirn und Wange herabtropfte — alles das zusammen begann ihm zu Kopf zu steigen.

„Kann ja noch gut werden," schrie er laut. „Du Kamel von 'nem Schankwirt, du hast dich wirklich in Angst jagen lassen, ja? Hat der da" — mit höhnischem Gesicht wandte er sich zu Felix um — „hat der Herr Verwalter 's dir vielleicht verboten, 'nem anständigen Kerl was zu trinken zu geben?"

Keine Antwort erfolgte. Felix sah den Mann fest an. Der war sein unversöhnlicher Feind, er wußte es wohl; und wenn er's auch vorher noch nicht gewußt hätte, in diesem Moment sah er es deutlich.

Seine und Wenzels Augen begegneten sich, ruhten fest ineinander.

Wenzel machte ihm eine höhnische Verbeugung und machte Miene, den Hut zu ziehen.

Als er keinen fand, sagte er:

„Kann 'n Herrn Verwalter nicht grüßen. Der Hut ist mir abhanden gekommen . . . draußen . . . beim Raufen. Ja . . . hahahaha . . . gerauft wird hier . . . 's 'ne wahre Freud' . . . die Jungen und die Alten . . . alles rauft sich . . . gelt, das macht wohl 'm Herrn Verwalter kein'n Spaß?"

Wieder lachte er höhnisch auf. Doch bevor Felix noch antworten konnte, hatte Damm laut gerufen:

„Was wollen Sie eigentlich mit Ihren faden Redensarten, Wenzel?"

„Fad'? So? Fad' finden Sie mich? Das thut mir aber mal leid. Und dabei mein' ich doch, es wär' hier gerad' gewürzig genug zugegangen. Was?"

Er wies auf die jetzt still und verblüfft dastehenden Bauern.

„Und ich kann mir wohl denken, daß die ganze Geschichte durch Sie angezettelt worden ist!" rief Damm wieder.

Wenzel mit seinem purpurroten Gesicht taumelte ein paar Schritte näher zu dem Tisch hin, auf dem Felix immer noch stand. Verbissen grinste er zu ihm empor. Dann nahm er sehr glücklich die Miene gekränkter Unschuld an.

„Durch mich?" sagte er. „Ach nee, da irren Sie sich aber doch, Herr Oberinspektor. Da is niemand anders dran schuld als wie der Herr Verwalter. Jawohl, ja — gucken Sie mich nur an, Herr Verwalter — Sie alleine sind daran schuld."

Alles drängte staunend vorwärts bei diesen Worten. Man wollte besser sehen können. Wenn sich jetzt noch am Ende der Verwalter mit Wenzel prügelte! Das würde ja ein Hauptgaudium abgeben. Das müßte man gesehen haben.

Der Gastwirt war schlau genug, sofort mitzudrängen. Mit Hilfe seiner Frau und der Schwägerin, die in der Wirtschaft mithalf, türmte er rasch eine Menge Tische, Bänke, Stühle so fest und hoch empor, daß sie wie eine Mauer den Bauern jeden Rückzug versperrten.

Felix war erschrocken zusammengefahren, als die plumpe Anklage ihn traf.

Unwillkürlich suchte eine seiner Hände sein Herz.

„Ich??"

„Freilich ... Sie ... bloß Sie ... und Ihre hochgeborene F ... Frau M ... Mutter" — Wenzels Aussprache wurde schon dick und schwer — „die hat auch s — s — so hoch — — näsig immer d — die B — b — Bauern —"

„Unverschämter Bursche! Wagt Ihr es, die Frau Baronin zu beleidigen!" schrie Damm rasch, und hauptsächlich that er es, um Felix das Wort abzuschneiden und ihm so eine unbesonnene Antwort unmöglich zu machen.

Mit einem Satz warf er sich auf Wenzel, packte ihn mit aller Gewalt an den Schultern und begann ihn so zur Thür hinzudrängen.

„Ihr seid knallvoll — total besoffen seid Ihr, Wenzel," sagte er dabei. „Macht nun mal rasch, daß Ihr nach Hause kommt — damit Ihr Euren Rausch ausgeschlafen habt, bevor noch die Weihnachtsglocken läuten."

Er hatte weit mehr Kraft als Wenzel.

Der konnte sich trotz aller Anstrengung nicht befreien aus den Fingern des Oberinspektors, die ihn fest hielten wie mit eisernen Klammern.

Und Damm drängte und drängte ihn immer weiter und sah mit stiller Genugthuung, wie die übrigen, ohne eigentlich zu wissen warum, alle hinter ihm her drängten, dem Ausgange zu.

Eine gewaltige Bewegung machte Wenzel, um sich doch noch loszureißen. Als es ihm nicht gelang, wandte er sich wie ein Rasender herum in den Armen des Oberinspektors, streckte den Arm ohne Rockärmel weit von sich, wies auf Felix hin und schrie, so laut er konnte:

„Deinen Pfarrer da ... den kannst dir g ... gleich wieder einpacken, V ... V ... Verwalter ... schick' ihn man zurück von wo, d ... daß er gek ... kommen is ... wir brauchen hier keinen Pfarrer ... hihihi ... der ... d ... d ... der Bruddowo is g ... gut genug für uns, wenn er's für die von Friedrichs-Aue is ... w ... w ... wir ... hahaha ... wir werden alle hier K ... K ... Kathol'sche ... d ... das hast du ja s ... s ... so gewollt ... du und d ... deine Frau ... Mutter ..."

Weiter kam er nicht. Damm packte ihn jetzt mit eisernem Griff ... mit dem rechten Knie hob er den Mann mehrere Zoll vom Boden empor über die Schwelle herüber ... dann lag er draußen.

Und ein ganzer Haufe von Männern drängte hinter ihm her hinaus; während einige noch mitten im Gastzimmer standen und halb erstaunt, halb ungläubig zu Felix hin blickten, der in diesem Augenblick aussah, als hätte er mit jeder Lust und Lebensfreude für immer abgeschlossen.

Eine trotzige Energie lag auf seiner blassen, freien Stirn ... aber ein unendlicher Gram umschwebte ihm Augen und Mund.

So stand er da ... stumm und unbeweglich.

Den noch im Gastzimmer weilenden Bauern schien auf einmal jede Lust am weiteren Raufen vergangen zu sein. Scheu und still schlich einer nach dem anderen zur Thür hin, wo ihre Röcke und Mützen hingen, nahm die ihm gehörenden

Kleidungsstücke vom Nagel und ging wortlos in die Schneenacht hinaus.

Die Fünf standen immer noch unbeweglich da. Da Felix sich nicht regte, thaten's die anderen auch nicht.

Der Pfarrer und der Schullehrer tauschten einen halbfragenden Blick des stillen Einverständnisses miteinander aus.

Alle fühlten, daß etwas Böses, ihnen noch Unbekanntes, über ihnen, um sie herum in der Luft schwebe.

Der Gastwirt war hinter den letzten Bauern rasch zur Thür gelaufen und hatte den Schlüssel zweimal herumgedreht.

Seine Frau und Schwägerin waren dabei, an den vier kleinen Fenstern der Wirtsstube die hölzernen Läden zu schließen, wobei sie — vermutlich weil sie sich Mühe gaben, es recht geräuschlos zu thun — einen unbändigen Spektakel verursachten. —

Felix stand immer noch schweigend da.

Die Augen hielt er jetzt zu Boden gesenkt, die Zähne nagten heftig an den Lippen. — Es schien, als habe er die Anwesenden völlig vergessen.

Damm trat hin zu ihm und legte ihm eine Hand auf die Schulter.

Da fuhr der junge Mann zusammen und sah auf. Verständnislos überflog sein leuchtendes dunkles Auge zuerst die kleine Gruppe der Männer vor ihm ... dann kehrte etwas wie Bewußtsein in seinen Blick zurück ... die Pupillen seiner Augen trübten sich, und er nickte ein paarmal ernsthaft vor sich hin.

Plötzlich überlief ein sichtbarer Schauer seine Glieder, er fröstelte und zog mit einer hastigen Bewegung den Mantel fest zusammen um seine schlanke Gestalt.

Er sah die Herren an, und mit den Gebärden des vornehmen Mannes, der für das Wohlergehen seiner Gäste sorgt, sagte er liebenswürdig:

„Wollen wir nun gehen, meine Herren?“

Wieder tippte Damm ihm leicht auf die Schulter und flüsterte ihm ein paar Worte ins Ohr.

Er blickte auf und sah sich um.

„Ah so ja.“

Dicht hinter ihm stand der Gastwirt.

„Ja ... Herr Bäuerle,“ sagte er; er sprach ungewöhnlich langsam, schwerfällig fast, wie einer, der einen großen Schreck gehabt hat, von dem er sich noch nicht wieder erholen kann, „haben Sie Schaden gehabt bei der Rauferei hier?“

„Na ... Schaden schon ... groß scheint's ja noch nit zu sein. Aber Bierkrüg' und Gläser haben's zerschmissen! 'ne wahre Schand' is es. Dreißig Bierkrügles sind als hin. Und über'n Dutzend Schnapsgläserls auch. Sonst haben's ja glücklich nix weiter ang'stellt. Das versoffene Pack — das.“

„Und womit hat die Geschichte eigentlich angefangen?“

„Na ... als wie's schon g'sagt worden is. Einer oder zweie aus Friedrichs-Aue haben als ang'fange unsere zu hänseln, von wegen der ihre neue Kirch' — und wie d' evangel'sche Religion gar kein' recht christliche Religion is und so weiter. Und da sind unsere hier bös' g'worden. Bloß der alte Wenzel, der hat als gleich mit de Friedrichs-Auer g'stimmt und hat g'meint, die hätten recht — evangel'sch wär' garnix, und wir hier auf Buchenwalde, wir würden auch alle kathol'sch werde — und — na — so gab eben ein Wörtle das andere — und so —“

„Herrscht denn hier ein solch heftiger Religionszwist?“ fragte Prediger Lesser. „Das wußte ich gar nicht.“

„Oh ja ... Ehrwürden ... Dös giebt's schon hier und toll,“ erwiderte der schwäbische Gastwirt, „aber wir Evangel'sche — wir lassen uns da als nit unterkriegen — wir stehen schon unseren Mann —“

„Da thun Sie recht dran,“ erwiderte der Pfarrer. Felix nickte nur.

„Danke für die Auskunft, Herr Bäuerle,“ sagte er. „Ihre Gläser werden Sie ersetzt bekommen — von mir — gute Nacht nun!“

Herr Bäuerle machte eine tiefe Reverenz vor Felix und beeilte sich, die Thür aufzuschließen.

„Dank' auch schön, Herr Baron. Gute Nacht auch.“

Er stand immer noch gebückt da, als Felix und der Pfarrer schon längst zur Thür hinaus waren.

Mit Mühe nur kamen die Herren vorwärts durch die kolossal angehäuften Schneemassen.

Sprechen that keiner ein Wort. Es verbot sich übrigens auch ganz von selbst, da sie genug damit zu thun hatten, gegen den eiskalten, heftigen Nordwind anzukämpfen, der ihnen Augen und Ohren vollblies mit dem wirbelnden Schnee.

Erst als sie die Thür des Herrenhauses wieder erreicht hatten und im Korridor die schneetriefenden Mäntel und Hüte ablegten, sagte Prediger Lesser zu Felix:

„Das waren seltsame Dinge, die wir da erlebt haben ... und ich habe sie trotz der halben Erklärungen doch noch nicht recht verstanden. Würden Sie, Herr Baron, wohl die Freundlichkeit haben, mir die Vorgänge des heutigen Abends zu erklären? Ich wäre Ihnen sehr verbunden dafür.“

Felix wandte ihm sein blasses, kummervolles Gesicht zu.

„Morgen, Herr Pfarrer, bitte, morgen.“

Damit verschwand er in seinem Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

# Die eherne Schlange.

## Roman in drei Büchern

von

**Thomas P. Krag.**

[2] Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Eugen von Enzberg.



### IV.

In den nächsten Wochen ritt Herr von Gröben oft zu Hans Hall hinüber und blieb dort mitunter so lange, daß sein Dienstpersonal schlafen ging, mit Ausnahme des Knechtes, der das Pferd in den Stall zu bringen hatte. Als die Besuche bei Halls immer länger und häufiger wurden, fing man darüber zu sprechen an. Er mußte etwas auf dem Herzen haben. Seine Gedanken beschäftigten sich nun zweifellos mit einer Sache, an die er bis vor kurzem nie gedacht hatte. Er war ein anderer geworden und glich nicht mehr dem Mann, der seinen Leuten in so ernster und treuherziger Weise sein ‘bete und arbeite’ zugerufen hatte.

Der Mann der alten Bücher, der Grübler, dessen Gedanken in weiter Ferne schweiften, war verschwunden. Die alten schwarzen Kleider, die er früher getragen hatte, und die sitzen konnten, wie sie wollten, hingen nun auf dem obersten Dachboden, dem Staub und den Motten überlassen. Die plumpen Stiefel mit den dicken Sohlen, in denen er früher auf den Feldern herumgewandert war, rührte er nicht mehr an. Er trug jetzt nur noch blankgeputzte Reitstiefel mit silbernen Sporen und enganliegende gelbe Beinkleider. Im übrigen war er wie ein eitler Junker gekleidet. Seine dunkelrot seidene Weste war allem Anschein nach aus dem Ausland bezogen, und zu dem dunkelblauen Jackett hatte der Schneider in der Stadt den feinsten Stoff verwendet. Die Halsbinde, auf die er viel Zeit verschwendete, war in einen festen Knoten geknüpft. Das hatte ihn ein dänischer Barbier in der Nachbarstadt gelehrt.

Manche fanden seinen Anzug vornehm, aber darüber waren alle einig, daß er Herrn von Gröben nicht kleidete und daß dieser nicht hübscher aussah, wenn er so mit steifem Rücken umherging. Man hatte ihn nun viele, viele Jahre lang in Feld und Wald pürschen sehen, hatte gesehen, wie sich sein kräftiger Körper über das Getreide beugte, und wo er auch da draußen stehen mochte in Gottes freier Natur — er war ein schöner Mann gewesen. Ob er auf grauem Felsgestein oder am Saum eines Tannenwaldes oder unter einer Eiche, einer lichten Birke,

draußen auf der öden Heide oder dort am Strand des Meeres stand, überall sah er aus, daß man ihm hätte zurufen mögen, er möchte doch so stehen bleiben. Sein Körper hatte alle Kraft aus der Natur geschöpft, die ihn umgab — er war ihr Sohn. Deshalb erschien er so schön, wenn er hier draußen herumwanderte, selbst wenn er etwas vornübergebeugt ging und seine Hände grob und braun aussahen.

Nun aber mochte man ihn gar nicht ansehen, wenn er so in seinem neuen blauen Jackett erschien und den Hals aus der weißen Kravatte reckte.

Immerhin fiel in seinem Wesen etwas auf, das den Gedanken nahe legte, er sei vielleicht etwas weniger vernünftig als früher, dafür aber auch glücklicher. Es war, als ob junge frohe Gedanken ihn unablässig umschwärmten, ein immerwährendes Lächeln in seinen grauen Augen strahlte.

Hans Hall und seine Tochter gingen ihm oft entgegen, wenn er zu ihnen hinüber ritt. Hall war außerordentlich munter und sprach viel, worüber die beiden andern oft lachen mußten. Sie widersprachen ihm und wurden dadurch unwillkürlich einig. Wenn sie dann nach Hause kamen, mußte Ulrike auf der Harfe spielen und singen, und zum Schluß unterhielt man sich über alles mögliche.

Als Ulrike eines Abends sagte, sie hätte große Lust, Reitunterricht zu nehmen, erklärte sich Herr von Gröben mit Freuden bereit, ihr Stunden zu geben. Er lieh ihr ein Pferd, für das in einer Scheuer bei Halls ein Stall eingerichtet wurde.

So ritten sie zusammen durch Wald und Feld und über die Heide, oft bis zum Meeresstrand. Anfangs mußte Gröben sie stützen und ihre kleine weiße Hand festhalten. Dabei fühlte er gar oft eine ganz eigene Schwäche.

Während sie da so ruhig, so jung und blond saß, trat das Seltsame an ihr deutlich hervor in den klaren Herbsttagen: der üppige Busen, der kräftige Rücken und ihre Augen, die ruhig und grau vor sich hinsahen, während ein leichtes Lächeln den Mund umspielte.

Indessen fing es an, kalt und früh dunkel zu werden, und ihren Ritten stellten sich nicht nur in Wald und Sumpfgelände, sondern auch auf bekannten Landwegen allerlei Hindernisse entgegen. Aber doch fand sich noch immer Rat, solange man es nur mit Kälte und Finsternis zu thun hatte, denn Kälte und Dunkel lassen sich aushalten, wenn man wollene Kleider und wasserdichte Stiefel mit dicken Sohlen trägt. Und die Sterne und manchmal sogar der Mond erhellen das nächtliche Dunkel.

Wenn aber der Nebel kommt, dann müssen selbst die gar oft zu Hause bleiben, die wichtige Geschäfte zu besorgen haben.

Und es war gerade in diesem Herbst außerordentlich neblig. Oft glichen die Nebelschleier undurchdringlichen grauen Mauern, und wenn man weiter wollte, war es, als ob eine unsichtbare Hand einen zum Stillstehen zwang.

Im Winter gab es sehr viel Schnee. Oft sah es am Morgen aus, als ob es das schönste Wetter geben wollte, aber dann zogen plötzlich Wolken herauf . . . eine trieb die andere, und ein Schneesturm brauste von den wilden Hochebenen oder dem öden Meer her, schüttelte Wald und Häuser und zwang alles Leben, ein schützendes Dach aufzusuchen. Herr von Gröben ritt nicht mehr mit seiner Schülerin draußen umher. Ihm selbst machte es nichts, auf gefrorenen Wegen zu reiten und sich den Schnee um die Ohren sausen zu lassen; aber die junge Dame scheute die Kälte und liebte es nicht, wenn Winterstürme ihre Wangen küßten. Herr von Gröben hatte sie zwar ein paar Mal mitgenommen, allein sie klagte gleich über Frost und wollte sofort wieder nach Hause.

Die Ritte wurden daher bis zum Frühjahr verschoben, und Friedrich von Gröben fuhr nun oft in seinem zweispännigen Schlitten vor, um Hans Hall und seine Tochter abzuholen. Die Schlittenfahrten fanden im Anfang Ulrikens Beifall, bald aber mußten auch diese eingestellt werden, weil sie ihr keinen Spaß mehr machten. Nun ließ der Gutsherr seine Wagenpferde im Stall und setzte sich auf sein altes Reitpferd, das ihn zum ersten Mal zu Hans Hall geführt hatte. Und wenn das Wetter auch noch so neblig war, es trug ihn sicher durch Wald und Einöde.

Aber nun machte sich Herr von Gröben zum

erstenmal in seinem Leben einer Unwahrheit schuldig. Als Hall und Ulrike ihn an einem nebligen, eiskalten Dezembertag wegen seines tollkühnen Rittes durch Nebel und Öde lobten, nahm er ruhig die Ehre für sich in Anspruch, die doch eigentlich seinem Pferde zukam, dem er ganz ruhig hatte die Zügel schießen lassen.

Früher hätte Gröben seinem Pferd nie ein solches Unrecht zugefügt, und wenn es des Nachts mit ihm getreulich nach Hause trabte, schnaubend und pustend und auf der Hut vor gefährlichen Steinen oder tückischen Grüften, da streichelte er ihm oft schuldbewußt liebkosend den Hals.

Der Winter währte bis in den April hinein. Dann aber brach die Sonne plötzlich hervor und strahlte Tag für Tag am klaren Himmel. Der Schnee schmolz rasch, die Erde wurde von unzähligen glänzenden Tropfen durchfeuchtet, und die Kräuter begannen zu grünen und zu blühen, die weißen Glöckchen unter dem Schnee und die blauen Veilchen in den grünen Winkeln am Waldrand, wo die Sonne so viel Kraft hat. Eines Tages aber fuhr ein warmer Wind über die Erde, der letzte scharfe Luftzug verschwand und der Sommer hielt seinen Einzug. Jasmin und Syringen dufteten in den Straßen des Städtchens wie auf den Höfen der Bauern.

Es fiel auf, daß Herr von Gröben in diesem Frühjahr nicht so fleißig auf dem Feld thätig war wie sonst. Er ritt wieder mit Ulrike aus, die in diesem Sommer noch hübscher geworden zu sein schien. Sie sah ebenso jung und ebenso blond aus wie im Vorjahr, aber sie schien gewachsen zu sein, und ihr Gesicht bekam im Laufe des Sommers einen strahlenderen Ausdruck.

Auf einem solchen Ritt geschah das Seltsame, daß der achtundfünfzigjährige Mann und das siebzehnjährige Mädchen sich verlobten.

---

## V.

Kurz darauf, im Juli, fand in aller Stille die Hochzeit statt. Am Tag darauf reisten die Neuvermählten fort. Dies war allgemein bekannt, mehr wußte niemand. Wenn der Pfarrer seine Pfarrkinder besuchte, that er, als ob er ganz genau informiert sei, aber keinen Dritten in die Sache einweihen wollte, und sagte: „Sprechen wir lieber nicht davon.“ Aber schließlich wußte er eben auch nicht mehr als all die andern.

Friedrich von Gröben und seine junge Gattin blieben über anderthalb Jahre fort. Eines schönen Tages kamen sie zurück, ohne jemanden benachrichtigt zu haben. Auch Hans Hall wurde von ihnen überrascht. Sie trafen ihn im Garten, als er gerade damit beschäftigt war, seinen Lauch zu verpflanzen. Die Meldung von der glücklich erfolgten Rückkehr des Gutsherrn verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der Umgegend und wurde allerorten als die größte Neuigkeit begrüßt. „Wie sah das Paar aus? Wie vertrugen sie sich miteinander? Hatten sie Kinder? Ja, sie haben einen kleinen Jungen! . . . Sie schienen gut miteinander auszukommen. Es ist ja oft der Fall, daß gerade die ungleichartigsten Charaktere sich am besten verstehen, u. s. w.“

Die junge Frau hielt die Gemüter am längsten in Aufregung; denn sie erschien allen wie eine Offenbarung. Sie glich nicht den andern Frauen dieser Gegend, die alle mehr oder weniger an die grauen Sumpfvögel erinnerten. Sie war wie einer jener großen Prachtvögel, von denen nur selten ein Exemplar aus fernen, reichen Ländern eingeführt wird. Wer sie sah, bekam den Eindruck, daß sie allzu fein sei, um angerührt zu werden. So glänzend und vornehm. So mußte ein Engel Gottes aussehen, einer von den lichten, großen Engeln.

Frau Ulrike war schlank und dennoch üppig. Sie hatte einen überaus zarten Teint und Augen, welche beinahe lang und schmal erschienen, weil sie sie niemals ganz öffnete, sondern stets mit gesenkten Lidern ging. Ihr Kinn war trotz der neunzehn Jahre sehr voll, der Hals rund, und den üppigen Busen schloß eine schlanke Taille ab. So machte sie im großen und ganzen den Eindruck einer schlanken Dame. Dadurch erhielt ihre junge Üppigkeit einen so seltenen Reiz, daß alle Männer, die sie sahen, stehen blieben oder sich wiederholt nach ihr umdrehten.

Ich sagte schon, die Leute meinten, sie gliche einem großen Engel; aber kaum war sie ein paar Tage auf dem Hof, kaum hatte sie ihre

Mitmenschen recht angesehen und kaum mit dem einen oder dem andern ein paar Worte gewechselt, als man sich schon zuflüsterte: „Die ist gewiß nicht gut, seht nur ihre Augen. Die sind eher alles andere als freundlich!“

Dann dauerte es gar nicht lange, bis sie bei den Leuten auf dem Gut geradezu verhaßt wurde. Man fing an, in ihr einen Feind zu sehen. Die Erbitterung nahm ganz von selbst von Tag zu Tag zu. Es war kein Wunder, wenn bald der eine, bald der andere einen bitteren Groll gegen sie empfand! Als sie ein paarmal den Stallknecht darüber zur Rede gestellt hatte, daß er die Pferde nicht gut genug striegelte, hatte sie dies in einem Ton gethan und ihn auf eine solche Art und Weise angesehen, daß er, wie er sich verschiedenen Personen gegenüber äußerte, nicht übel Lust verspürte, ihr das Fell über die Ohren zu ziehen. Als sie mit ihren hübschen Schuhen ein paarmal in den Hühnerschmutz getreten war, befahl sie Marja, die armen Tiere in eine enge Umzäunung einzusperren, in der sie den ganzen Tag über bleiben mußten, statt wie früher frei umherlaufen zu dürfen. Aber das ließ der alten Marja bald keine Ruhe mehr, und so oft sie die junge Frau erblickte, schwor sie ihr bei sich Rache!

Die Sache mit dem Stallknecht und der Magd hätte indessen nichts zu sagen gehabt, wenn nicht das Herz der Gutsherrin den Herzen der Bauern fremd geblieben wäre. Gewöhnliche Leute können sich leicht in alle möglichen Fehler ihrer Herrschaft finden, wenn sie nur merken, daß das Herz ihrer Herrschaft für sie schlägt. Was ertrugen die Leute auf dem Hofe nicht alles von der früheren Herrin, als sie alt geworden war? Denn da wurde sie sehr reizbar und heftig und fluchte und schalt. Die Mädchen nannte sie Mistvetteln und die Knechte Mistkäfer, und wenn jemand sie um ein neues Kleid oder ein neues Tuch bat, dann gab sie — selbst wenn sie den Wunsch erfüllte — zur Antwort: (Mit zarter Stimme:) „Kauf! Kauf! Kauf! sagte das Hühnchen, (mit grober Stimme:) Bezahl! Bezahl! Bezahl! sagte der Hahn.“ Ja, sie riß die Leute sogar an den Haaren. Das passierte einmal dem dicken rothaarigen Hans, als er eines Nachmittags nicht gleich mit ihr ausfahren wollte. Aber all das hatten sich die Leute auf dem Hofe nicht weiter zu Herzen genommen. Ja, als sie hörten, daß die alte Dame den dicken Hans ordentlich geschüttelt hatte, lachten sie sich schier krank und hatten sie darum doch ebenso gern wie vorher, ja vielleicht sogar noch lieber; denn sie kannten die Alte ja viel zu gut, um nicht zu wissen, daß sie eben schließlich im Grund ihres Herzens doch eine gute Frau war und eine von den Ihrigen, und daß sie, solange die Herrin lebte, nie würden Not leiden müssen.

Aber nun waren sie bekümmert, weil sie fühlten, daß ein wildfremder Mensch auf den Hof gekommen war, der niemals so recht für sie sorgen würde. Und wie eine Bürde lastete auf ihnen die Wahrnehmung, daß auch Friedrich von Gröben gar nicht vergnügt aussah.

Zwar arbeitete er noch immer wie in früheren Jahren und bewegte sich unter ihnen wie sonst. Aber das war trotz alledem nicht der Mann, den sie damals gekannt hatten. Er war auch nicht mehr derselbe, wie in jenem Herbst, wo er die Bekanntschaft von Ulrike Hall gemacht hatte. Die hübschen Kleider trug er nicht mehr. Er war nicht wie der Vogel, der zur Frühlingszeit sein neues Federkleid anlegt, oder wie der Fisch, der im Lenz mit seinen glänzendsten Schuppen paradiert. Aller Staat war beiseite gelegt worden.

Doch konnte niemand dem Herrn anmerken, daß ihn etwas bis auf den Grund der Seele erschüttert hatte. Er stand früh auf und machte seinen Rundgang über die Felder. Später beteiligte er sich an den Feldarbeiten, oder er ritt umher und wachte darüber, daß alles ordnungsgemäß ausgeführt wurde. Mit seinem kleinen Sohn beschäftigte er sich oft und viel. Wenn die Gatten am Abend im Garten saßen, nahm der Vater den Jungen auf den Schoß und lehrte ihn die ersten schwierigen Worte aussprechen.

---

## VI.

Der Spätsommer kam und brachte heiße, schwere, schwüle Luft und heftiges Donnerrollen

in der Ferne. Diese Luft lagerte eine Zeitlang über der Erde und machte, daß Früchte und Beeren reiften, Menschen und Tiere schwitzten, ja sogar Pflanzen. Denn gelb glänzendes Harz hing in langen Streifen an den Baumrinden, und weißer Honig rann von Birkenbäumen und Fuchsienstauden.

So blieb und blieb es; aber eines Morgens, als die Leute an die Arbeit gingen, merkten sie, daß die Luft im Lauf der Nacht kühler geworden war. Diesen Witterungsumschlag mußte ein Wind bewirkt haben, der aus einer trockenen kalten Gegend, vielleicht aus den Bergen, kam. Der Himmel wölbte sich höher, als die Nebelschleier verschwunden waren, die ihn in den letzten Tagen verhüllt hatten. Wie ein straff gespanntes Zelttuch von grünblauer Seide breitete er sich über der Landschaft aus. Die kühle Witterung blieb: der Herbst kam und der Blätterregen begann.

## VII.

Wenn im Herbst günstige Winde waren, wurde die benachbarte Stadt sehr oft von Schiffen angelaufen. Da kamen kleine und große, nicht nur Schaluppen aus den umliegenden Fischerdörfern mit behäbigen Schiffern und klotzigen Seebären an Bord, sondern auch fremde Kriegsschiffe mit schmucker Besatzung, die genötigt waren anzulegen, um Wasser, Fleisch und Brot einzunehmen.

Eines Nachmittags im Spätherbst, als viele Schiffe hinter den sicheren Holmen lagen, fuhr ein Marineoffizier an dem Gröbenschen Hause vor. Er wurde in den großen Saal geführt und stellte sich dem Herrn von Gröben als ein Vetter seiner Gattin vor. Nils Hall war ein hübscher schlanker Mann mit blassem Teint, schwarzem Haar und dunklen, sanften, fast sammetartigen Augen.

„Unser Schiff wird hier vierzehn Tage, vielleicht auch einen ganzen Monat liegen bleiben!" sagte er.

Frau Ulrike, die inzwischen gerufen worden war, schien über den Anblick ihres Verwandten, den sie viele Jahre nicht gesehen hatte, hocherfreut. Sie unterhielt sich sehr lebhaft mit ihm, und Nils Hall kehrte erst spät am Abend zum Schiff zurück.

Am nächsten Nachmittag fuhr eine lange Wagenreihe dem Gröbenschen Hause zu; denn nicht nur die Schiffskameraden des Leutnants Nils Hall, sondern auch die Offiziere der beiden andern dänischen Schiffe, die auf der Reede vor Anker lagen, waren vom Gutsherrn geladen worden. Schon unterwegs hatte die Munterkeit der jungen Offiziere Aufsehen erregt. Sie schrieen und lachten, manche vielleicht mehr, als sie eigentlich beabsichtigt hatten, hielten Champagnerflaschen empor, zogen ihre Dolche, lösten damit den Stahldraht, ließen die Korken knallen und die Flaschen einen Augenblick rauchen und auf das Straßenpflaster überschäumen und tranken schließlich den perlenden Wein aus schweren silberblinkenden Bechern. Während dessen ging die Sonne unter, die Wiesen zogen sich landeinwärts wie ein breites gelbgrünes Band, während auf der andern Seite die Steppe mit ihrem Heidekraut und ihrem Moose in tiefes Dunkel getaucht schien. Die Bäume schüttelten ihre welken Blätter auf die Fahrstraße, und die ganze Gegend lag bald in dem brandgelben Hauch des Sonnenuntergangs.

Als die Wagen in die Nähe des Gröbenschen Hauses kamen, dessen Fenster zwischen den Bäumen des großen Gartens hervorleuchteten, ließ das Lärmen nach. Die leeren Flaschen wurden in den Straßengraben geworfen, und die silbernen Becher verschwanden in ihren Lederfutteralen. Die jungen Leutnants flüsterten und lachten und warfen sich in die Brust, die alten Kapitäne fuhren sich mit den Fingern über den Bart, und ein würdiger Admiral rülpste noch den letzten Schluck Champagner fort, wobei er die Hand hübsch vor den Mund hielt.

Bald befanden sich die Gäste im Hause des Herrn von Gröben, in dessen alten Gemächern sie sich rasch orientierten. Als die Lampen und Kerzen angezündet wurden, sah man, daß die Uniformen mit ihren roten und goldenen Aufschlägen sehr gut zu dem alten Saal mit dem dunklen Eichenholz paßten. Vom ersten Augenblick an war die Gesellschaft in heiterster Stimmung, und als die Damen sich einfanden, herrschte in allen Räumen und Winkeln ein so fröhliches Leben und Treiben, daß die alten Ahnen, die in schweren goldenen Rahmen an den Wänden hingen,

mit ihren schwermütigen Augen die Gesellschaft verwundert anschauten. Nur der 'Freiherr Michael' schien mit dieser Umgebung zufrieden zu sein, und zuweilen, namentlich wenn die Lichter aufflammten, glaubte man in seinen rätselhaften Augen neues Leben aufblitzen und seinen Mund ein seltsames Lächeln umspielen zu sehen! — —

Die Damen waren in der Minderzahl, aber sie waren alle ungewöhnlich hübsch. Zunächst die sieben jungen Töchter der drei Gutsnachbarn, die außerordentlich munter und unterhaltend waren. Dann die Töchter der vier Offiziere, welche in der benachbarten Stadt in Garnison lagen, die beiden großen, rothaarigen, üppigen Pfarrerstöchter, die lieblichen Kinder des Amtmanns mit ihren sanften braunen Taubenaugen und endlich drei junge Damen aus den ältesten und reichsten Kaufmannsfamilien der Stadt. Eine der letzteren war trotz ihrer Jugend schon viel auf Reisen gewesen und hatte, wie man sagte, gar manches interessante Abenteuer erlebt. Vielleicht war das alles nur Klatsch, vielleicht auch nicht. Sie hatte kalte graue Augen, die jeden, den sie ansahen, lange betrachteten, ohne mit den Wimpern zu zucken.

In einem übermäßig großen Saal tanzte man unter den Klängen der Marine-Kapelle, die die Offiziere mitgebracht hatten. In allen Zimmern wurden die Lichter angezündet, und unter den alten Bäumen im Garten flammten gar bald die bunten Lampions, welche wie Johanniswürmchen durch den Blattbehang schimmerten und glühten.

Einige Stunden später trat eine Pause ein, ein Zimmer wurde stärker erleuchtet als alle andern, und Champagnerpfropfen, die lustig zum Fenster hinausknallten, lange Rot- und Rheinweinkorken, die mit einem Seufzer nachgaben, das Klingen von Glas, das Klappern von Bestecken und Porzellan verriet, daß man speiste, und lautes Gelächter sowie ein Gewirr von mehr oder weniger angestrengten Stimmen bewies, daß man sich in munterer Gesellschaft befand.

Nach dem Essen wurde wiederum getanzt, wenn auch nicht soviel und so lebhaft wie vorher. Aber man tanzte heißblütiger. Man hatte an einer reichlich besetzten Tafel gesessen, und der Wein hatte allen Wangen Farbe, allen Augen Glanz verliehen. Die Tanzenden hielten sich meist enger umschlungen, als es der Tanz verlangte, und häufig flüchteten sich einzelne Paare, um sich abzukühlen, wie sie sagten, in den Garten, wo es sehr dunkel war. Diese Offiziere, die schon viel in der Welt herumgekommen waren, standen heute nicht zum erstenmal Frauen gegenüber. Das waren andere Männer als die bescheidenen Bürger der Stadt, die schon ganz vergnügt waren, wenn sie ein Gesprächsthema ausfindig machen konnten, das ihre Damen anzuhören beliebten, worüber sie zu lächeln geruhten. —

Wenn man an den dunklen Bäumen vorüberschritt, konnte man hin und wieder Gestalten sehen, die sich bewegten, konnte eifriges Flüstern vernehmen. Zwei- oder dreimal erschollen bald hier, bald dort Laute — halb Lachen, halb Schreien — sie verstummten aber bald, ohne irgend welche Unruhe hervorzurufen. —

Frau von Gröben beschäftigte sich fast ausschließlich mit ihrem jungen Vetter. Sie tanzten, scherzten und lachten zusammen, verloren sich im Garten wie die anderen Gäste und blieben dort länger als all die übrigen. Frau Ulrikens Wangen glühten bis unter die Augen in flammendem Rot. Davon strahlten diese in blauem Glanz. Wenn sie so ging, glich sie einer Flamme; sie war erregter als die andern Damen, obgleich sie jünger war als die meisten von ihnen.

Nils Hall war ruhig und bescheiden wie immer. Er ging bleich wie immer neben ihr her, mit einem Lächeln, als lauschte er jedem ihrer Worte; aber der sammtartige, weiche Ausdruck seiner Augen war einem eigenen Metallglanz gewichen! Er preßte ihren Arm und kam ihr hin und wieder wie ganz unbeabsichtigt näher, aber doch so, daß sie ihren Schritt verlangsamte und sich enger an ihn schmiegte, während sich ihre Augenlider senkten.

Er glich einem weißen Zitteraal, nicht ein einziges Mal schoß ihm das Blut in die Wangen; es war ganz unmöglich, ihm anzusehen, ob er sich amüsierte oder sich langweilte — aber er bezauberte seine Cousine; sie erlag seinen Blicken und lächelte über seine Worte — —

Niemand beachtete die beiden. Dazu war das Spiel viel zu allgemein.

(Fortsetzung folgt.)

# In Paris 1871 und 1896.

Von

**A. von Boguslawski.**



Ja, die Häuser, die Weinberge, die Parks waren wohl dieselben, aber wie verschieden der jetzige Anblick von dem der Erinnerung! Damals erfüllte der Knall springender Geschosse und das Sausen der Sprengstücke die Luft, oder, wenn das nicht der Fall, lagerte eine dumpfe erwartungsvolle Stille über der Landschaft — jetzt hörte man durch die offenen Fenster der Villen fröhlichen Gesang, Klavierspiel und das Lachen silberner Mädchenstimmen ins Freie dringen; — damals lugten die Köpfe der Schildwachen aus dem Gebüsch, über die Brustwehren und Parkmauern hervor, blitzten die Gewehre der Patrouillen in den Weinbergen — jetzt sah man junge elegante Pariserinnen sich auf den Fußpfaden bewegen und ihre hellen Kleider durch das dunkle Grün leuchten. — Ein Bild der Freude, des Vergnügens, der Lust — das der Vergangenheit, des höchsten Ernstes des menschlichen Daseins. — Lange blieb ich auf diesem auch landschaftlich so schönen Punkt — links der Park von Malmaison und das Städtchen Rueil mit dem Park Richelieu; rechts die Wälder von Cucufa und Buzenval; vor mir die Malmaison-Schlucht, deren Abhänge von Weinpflanzungen und Rosenfeldern bedeckt sind, und in der Entfernung von etwa 4000 m der Mont Valérien gerade gegenüber; vor dem Mont Valérien die Villa Fouilleuse und die Maison Grochard, wo die französischen Vorposten standen.

Dann nahm ich den Weg nach der Meierei St. Cucufa, welche an der südlichen Fortsetzung der Schlucht von Malmaison, mitten im Walde, an einem kleinen See liegt. Auf diesem See machte Josephine 1814 mit dem Kaiser Alexander eine Gondelfahrt, wobei sie sich die Erkältung zuzog, die ihren Tod herbeiführte. Hier zog sich während der Belagerung der Riesenverhau hin, den wir dort allmählich zustande gebracht hatten. Man vergesse nicht, daß unsere Arbeiten in dieser denkwürdigen Belagerung monatelang nur der Errichtung von Einschließungslinien und der Verteidigung gegen die Ausfälle der mindestens dreimal so starken in Paris befindlichen Armee galten. Nach Vinoy betrugen die Streitkräfte in Paris 650 000 Mann, wohingegen die höchste Ziffer der Deutschen nur 150000 Mann erreichte. Welcher Triumph der Disziplin über die Massen! Die Beschießung begann erst Ende Dezember und im Laufe des Januar, richtete sich aber nie gegen den Mont Valérien, sondern gegen andere Forts. Die vor dem Mont Valérien stehenden Deutschen waren stets die Bombardierten, nicht die Franzosen.

Ich war also auf dem Wege nach St. Cucufa, den ich sehr genau kannte. Aber der Weg wurde mir länger und länger, so daß ich schon zweifelte, auf dem richtigen zu sein. Es war aber doch so, und das Gefühl der längeren Ausdehnung rührte nur davon her, daß die Zeit, während der geistigen Anspannung des Krieges, viel schneller vergeht, und daß infolgedessen in der Erinnerung sich auch die Entfernungen verkürzen. Endlich sah ich die Maierei liegen. Sie war nach dem Kriege ganz neu aufgebaut. Weiter ging nun mein Weg durch den dichten Wald nach der durch den großen Ausfall am 19. Januar berühmt gewordenen Mauer, der muraille terrible, wie die Franzosen sie nannten, welche die Parks von Buzenval und Cucufa trennt und an deren nördlichem Ende ein Jägerhäuschen gelegen ist. — Man weiß in der That nicht, soll man diese Gehölze Parks oder Wälder nennen. Ihrer Natur nach sind es Wälder mit dichtem Baumbestand und üppigem Unterholz — eingeschlossen aber sind sie, wenigstens teilweise, durch hohe Mauern, welche uns 1870 da und dort die Verteidigung gegen Ausfälle erleichterten, andererseits aber auch den Parisern Deckung boten und den

Angriff unserer Stellungen begünstigten. In diesen sehr schönen Waldrevieren herrschte tiefes Schweigen. Touristen vertiefen sich fast nie in diese Waldparks, weil sie hier keine Aussichtspunkte finden. Außer drei kleinen Beeren suchenden Mädchen begegnete ich keiner Seele. Ich fragte sie, ob das Jägerhäuschen noch existiere. Oh, oui Monsieur c'est là, erwiderte die eine in der Richtung nach St. Cucufa deutend. „Non mon enfant, ce n'est pas là, mais tout droit devant nous.“ Sie blickten mich erstaunt an, und ich setzte meinen Weg, der mir wiederum sehr lang vorkam, fort. Endlich war ich beim Jägerhäuschen, in dessen Nähe damals von uns ein Blockhaus errichtet und eine Wallbüchse postiert war. Es schien mir auch etwas umgebaut zu sein, aber im allgemeinen war die Szenerie die alte. Neben dem Jägerhäuschen liegt die Porte de Longboyau, und aus ihr tritt man in ein Weingelände und sieht den Valérien auf etwa 2000 m sich gegenüber. Daher war der Posten im Jägerhäuschen einer der gefährlichsten, denn jeder Schuß aus unserer Wallbüchse bestrafte der Mont — wie er immer damals kurzweg genannt wurde — mit drei bis vier Granaten. Ich ging nun an der berühmten Mauer entlang, um die am 19. Januar so heiß gefochten worden war, und suchte die Stelle, wo ich durch einen Gegenangriff die schon eingedrungenen Franzosen mit vier Zügen Fünfziger Füsiliere wieder über die Mauer zurückwarf. Ich fand sie, aber doch erst nach langem Suchen, denn das Unterholz — welches die Franzosen in ihrer Forstwirtschaft anders behandeln als wir — war üppig in dem vergangenen Vierteljahrhundert aufgeschossen. Der damals an dieser Stelle erlebte Moment war einer der kritischsten in meiner kriegerischen Laufbahn gewesen. — Ich will von dem Verlauf des denkwürdigen Kampfes, der bis in die sinkende Nacht dauerte und den Franzosen ungeheure Verluste zufügte, nicht weiter sprechen, aber ich sah mit Vergnügen noch die Spuren der Schießscharten und Durchbrüche an jener Mauer, welche an jenem Tage eine so bedeutende Rolle spielten, und an welcher die fortwährend wiederholten Angriffe der französischen acht- bis neunfach überlegenen Massen absolut scheiterten. Die Stärke der Franzosen ist durch die französischen Berichte selbst festgestellt. An diesem Tage zeigte sich wiederum, was zähe Tapferkeit und gute Feuerdisziplin in der Verteidigung leisten können. Die gesamte Schlacht am Mont Valérien kostete dem preußischen 5. Armeekorps nur 40 Offiziere, 570 Mann, den Franzosen an Toten und Verwundeten 189 Offiziere, 3881 Mann nebst etwa 600 Gefangenen.

Oh Tage des Ruhms und der Ehre! Was war es für eine Zeit für das Vaterland und insbesondere für den deutschen Soldaten, der alle Eindrücke unmittelbar empfing, der den siegreichen Fahnen von Wien bis zum Kap Skagen und bis an die Loire folgte.

Endlich trat ich den Rückweg an. Es war heiß geworden, und daher bat ich die Familie in der Ferme St. Cucufa um ein Glas Wasser. Sie sahen mich ebenfalls etwas verwundert an, denn Touristen kommen selten hierher, reichten mir aber ein Glas, mit dem ich aus dem lebendigen Brunnen am Hause schöpfte. Dann ging es weiter nach La Celle St. Cloud, fortwährend durch das hügelige Park- und Waldgelände, bis das kleine Plateau von La Celle vor mir aufstieg. Es ist mit den herrlichsten echten Kastanien bestanden, deren Stämme kohlschwarz und eisenhart vom Alter sind. Daselbst stand der Kiosk der Kaiserin, 1867 vom Khedive von Ägypten der Gemahlin Napoleons III. geschenkt. Er diente uns zur Unterbringung unserer Pikets behufs Unterstützung der ersten Linie. — Aber ich fand das sonst von allen Seiten zugängliche Plateau durch einen Zaun abgeschlossen und an Stelle des Kiosk ein prächtiges Schloß, einem reichen Pariser gehörig. Eine steinalte Frau stieg langsam den Weg von La Celle St. Cloud herauf.

„N'était-ce pas ici, ma mère, où se trouvait le kiosque de l'Impératrice?“

„Oh, oui monsieur, il y était encore pendant le siège. Oh quel temps que celui-là monsieur, quel temps!“

„Est-ce que les Prussiens étaient très méchants, ma mère?“

„Oh, pas trop, monsieur, pour moi du

moins. Ils m'avaient donné la permission de rester au village, tandis que les autres habitants furent chassés. Je leur ai vendu des gateaux pour gagner ma vie, et ils payaient tout suffisamment, et quelques fois ils me donnaient même plus que je ne demandais."

Ich betrachtete die Frau genauer — aber wahrhaftig — sie war es. Es was die damals schon alte Apfelkuchenfrau, die ihre Ware in einem Thorweg auf dem Marktplatz von La Celle feilbot und von der man sich fast immer Gebäck zum Morgenkaffee kaufte, welches sie stets mit dem Ausruf: Oh, monsieur quel temps! verabfolgte.

Armes Geschöpf der Arbeit, die ihre Ware damals unter dem Platzen der Granaten ihrer Landsleute feilbot, um einige Francs zu gewinnen! Und jetzt?

„Et comment allez-vous donc ma mère. Qu'allez-vous faire dans la forêt?"

Und sie erzählte mir weitläufig, daß sie Erlaubnis habe, Kräuter und Vogelfutter im Walde zu suchen, die sie an die Wohlhabenden in der Umgegend verkaufte. Sie schloß:

„Oh monsieur, sous l'empereur c'était là le bon temps. Mais tout le malheur arrive de ces maudits républicains. C'étaient eux qui poussèrent l'empereur à la guerre et après l'avoir trahi ils l'ont chassé. Fi!"

Über das, was die alte Frau hier sagte, ließe sich viel philosophieren. Von dem, was in der Vergangenheit liegt, sehen die Menschen oft nur das Gute, während sie von der Zukunft das Gute erwarteten. — Aber welche Summe von einfachem, gesundem Menschenverstand lag in den Worten des alten Weibes! Es war mir übrigens ein neuer Beweis, daß der Bonapartismus, trotz allem und allem, noch immer Wurzeln im Volke hat. Und das beweist auch jetzt jeder kleine und große Bilderladen in Paris. — Ich ließ mich von der Frau noch einige Schritte begleiten, um mir den Weg nach La Celle zu zeigen, den ich ja sehr gut kannte, und drückte ihr einen Franc in die Hand, den sie mit freudigem Erstaunen annahm. Sie ahnte nicht, wie eigentümlich mich ihr Anblick berührt hatte. Ich hatte sie erkannt, sie aber mich in meinem Touristenanzug und ohne Kriegsbart, obgleich ich sehr viel Apfelkuchen bei ihr gekauft hatte, keineswegs.

Ich stieg herunter nach La Celle und fand das Örtchen fast unverändert. Als ich den Marktplatz betrachtete, auf dem wir manche Stunde an den kalten finsteren Wintermorgen in Erwartung eines Ausfalles unter dem Gewehr gestanden hatten, kam ein junger Landmann an mir vorbei, den ich nach einem Lokal frug, um meinen inzwischen stark aufgetretenen Frühstückshunger zu stillen. Indem er mir höflich ein solches bezeichnete, entfuhr mir das deutsche Wort „dort?"

„Ah, der Herr spricht deutsch?"

„Jawohl! Sind Sie ein Deutscher?"

„Ich bin ein Elsässer," erwiderte der Mann.

„Und wie kommen Sie hierher?"

„Mein Vater hatte damals für Frankreich optiert. Er war ein alter Soldat aus der Krim und Italien."

„Und wie geht es Ihnen hier?"

„Man muß zufrieden sein."

„Nun lassen Sie es sich gut gehen," erwiderte ich, ihm die Hand schüttelnd.

„Danke recht sehr, Herr, danke," erwiderte der Mann. Sein ganzes Gesicht strahlte. Die deutschen Laute hatten ihm offenbar Freude gemacht.

La Celle ist kein eigentlicher Vergnügungsort der Pariser. Elegante Restaurants findet man dort nicht. Ich trat in einer ländlichen Gastwirtschaft ein, und nachdem ich meinen petit vin mit Käse, Brot und Obst genossen, durchwanderte ich die Straßen und suchte mir die Landhäuser heraus, in denen ich so oft Quartier gehabt hatte. Während der langen Belagerung wechselten natürlich die Truppen, je nachdem sie auf Vorposten oder in der Reserve standen, die Quartiere. Es war ein regelmäßiger Turnus eingeführt, so daß man sehr oft wieder in dasselbe Quartier kam. Und wie prägen sich in solcher Zeit die Einzelheiten ein. Ich stand vor den Landhäusern und begrüßte sie wie alte liebe Bekannte. Wie geht's euch? Kennt ihr mich noch? Brennt euer Kamin noch so schlecht? Sind die Tapeten im Eßzimmer noch rot? Da war die gemütliche kleine Villa, mitten im Garten mit den zwei Fenstern Front

Da war das größere Landhaus mit der Terrasse, von der man den Blick auf St. Germain hatte. Da war die schloßartige Villa Huck, wo ausnahmsweise der alte Kastellan M. François zurückgeblieben war, mit dem wir uns gut standen. In allen anderen Häusern war nicht eine Seele von den Einwohnern. Wir schalteten als Herren darin und richteten uns möglichst häuslich ein. In jedem Hause war ein Inventar aufgenommen, das der ablösenden Mannschaft übergeben wurde, wie es im Frieden in den Kasernen geschieht.

Dann ging es zur Villa Pescatore. — Das ist keine Villa in unserem Sinne, sondern ein Schloß im Stil des 17. Jahrhunderts, das weiß aus einem herrlichen Park hervorblinkt. Hier lag stets der Stab der Vorpostenbrigade, aber ganz respektwidrig schlug eines Tages eine Granate vom Mont mitten in das Brigadebureau, wo sie auch explodierte. Die Schreiber erhielten merkwürdigerweise sämtlich nur leichte Verletzungen, blieben aber in Staub und Dampf betäubt liegen. Das erste Wort des ersten Brigadeschreibers, als er wieder zu sich kam, war: „Meine Akten!“

An der Villa vorbei führt der Weg nach Versailles, aber ich hatte beschlossen, mich aus Zeitmangel auf unsere Vorpostendörfer zu beschränken. Daher herunter ins Seinethal nach Bougival. Die Höhen des linken Thalrandes der Seine sind des öfteren von Querthälern durchbrochen, die sich langsam zum Strom herabsenken. In einem dieser Thäler liegt der reizende Ort Bougival, der sich dann rechts und links weiter am Strom ausbreitet. Hier liegen auch die Villen und Gasthäuser, die sich stets zahlreichen Zuspruches aus Paris erfreuen. Gegenüber Bougival taucht die Ile de Croissy aus der Seine auf, wo Dumas Fils seine Kamelienbame sterben ließ. Der sich in Schlangenwindungen von La Celle nach Bougival hinabziehende Weg bietet wundervolle Ausblicke in das Seinethal, auf die Croissyinsel und das am rechten Seineufer sich hinstreckende Bois de Vésinet mit seinen zahlreichen weißen Landhäusern. Ich erinnere mich noch sehr wohl der Ausrufe der Bewunderung unserer Leute, als unsere Marschkolonne am 19. September 1870 abends ermüdet, hungrig und staubbedeckt ins Seinethal hinunterstieg. Links erblickt man den berühmten Aquädukt von Marly, auf dem während der Belagerung der alte König immer während der Ausfälle seinen Standpunkt nahm. An seinem Fuß liegt das reizende Dorf Louveciennes mit dem Pavillon Dubarry. Er enthält ein entzückendes Bild der Maitresse Louis' XV., bei dessen Anblick man wohl begreifen kann, daß man sie damals l'ange nannte. Hier wurde sie auch während der Revolution verhaftet und sodann in Paris guillotiniert.

Nicht weit von La Celle bemerkte ich etwas neues, nämlich rechts vom Wege nach Bougival ein Denkmal, welches zum Gedenken an drei damals von uns kriegsrechtlich erschossene Einwohner errichtet ist. Der eine hatte, trotz unserer Proklamation, unsere Telegraphendrähte abgeschnitten. Befragt vor dem Kriegsgerichte, ob er jene in französischer Sprache abgefaßte Kundgebung, welche die Todesstrafe auf das Abschneiden der Drähte setzte, gekannt habe, antwortete er: „Ja!“ — „Warum haben Sie es dann gethan?“ fragte man weiter.

„Parceque je suis Français. C'est le devoir de chaque Français, de vous faire tant de mal que possible.“ — So oder ähnlich sprach er vor dem preußischen Kriegsgericht und starb in der edelsten Haltung. Die beiden andern Einwohner waren hingerichtet worden, weil sie sich an Feindseligkeiten beteiligt hatten, die während des Ausfalles am 21. Oktober in unserem Rücken durch Schießen aus einem Hause verübt worden waren.

Bougival hat eine schöne romanische Kirche, die während der Belagerung mehrfach durch die französischen Granaten litt und jetzt im Umbau begriffen war. Der in dem Querthal liegende Teil von Bougival war durch die Geschosse des Mont Valérien schwer zu erreichen. Als aber die Franzosen bei Reuil die sogenannte Eisenbahnschanze armiert hatten, bestrichen sie das ganze Bougival von unten nach oben, und der Aufenthalt wurde daselbst recht ungemütlich. Dennoch waren die Verluste, welche uns durch dieses fortwährende Feuern von den Forts verursacht wurden, sehr gering. Es war aber doch ein eigen Ding! Wenn man einen Gefechtstag hat, dann weiß man: hier gilt's Tod oder Leben. Wenn man

aber Tag für Tag beim Essen, beim Trinken, beim Schlafen das Sausen in der Luft hört, wenn die Granaten in den Garten einschlagen, daß einem die Suppe aus der Terrine schwappt — da sind manche recht tapferen Leute nach und nach nervös geworden. — So stieg ich nach Bougival zum Ufer der Seine herab. Damals lag die nach der Insel Croissy führende Kettenbrücke durchgeschnitten im Wasser. Jetzt stand sie natürlich, und man erhob auch dort Zoll. — Die langgestreckte Insel Croissy hat einen träumerischen Waldcharakter. Einzelne Villen sind von den hohen schönen Bäumen überschattet. Auch sie wird mit Vorliebe von den Parisern aufgesucht. Es war eine bitter kalte Dezembernacht, als ich plötzlich Befehl erhielt, mit meiner Kompagnie nach der Insel überzugehen und sie zu besetzen, denn die Seine war ausnahmsweise zugefroren, und unsere Stellung dadurch eine gefährdete geworden. Aber noch war die Eisdecke dünn. Mit einem langen Stock in der Hand, bei jedem Schritt vorprüfend, ging ich der Kompagnie voran. Hin und wieder ein leises Krachen — die Sache war viel schlimmer als fünf Gefechte, denn dem Menschen erscheinen neue, ungewohnte Gefahren immer am unangenehmsten — doch kamen wir glücklich hinüber. Dicht am Ufer entlang laufen die Schienen des Dampftramways bis St. Germain. Auf der linken Seite reiht sich Villa an Villa und ein Vergnügungslokal an das andere. In einem derselben bei Maître Pignon (es hat noch jetzt den Namen bewahrt) hatte ich mehrmals im Quartier gelegen. M. Pignon war ein Gastwirt alten Schlages mit einem jovialen, etwas geröteten Angesicht, gewöhnlich mit Schürze und Zipfelmütze angethan, da er sich gern seiner früheren Stellung als Koch erinnerte. Er gab uns Proben, indem er uns unseren Mouton schmackhafter und auf vielerlei Weise bereitete, besser als es unsere Burschen mit ihrer Biwakskochmanier thun konnten. M. Pignon besaß eine Frau und eine hübsche, wenn auch rothaarige Tochter. Die Mutter war anfangs sehr ängstlich für sie besorgt, rühmte aber bald, daß die deutschen Soldaten sich sehr anständig gegen das Mädchen zeigten und nicht einmal ein unpassendes Scherzwort gefallen wäre, was die französischen niemals gespart hätten. Die guten Leute hielten lange aus, bis auch ihnen die Granatbelästigung durch ihre Landsleute auf dem Mont zu arg wurde. — Ich erfuhr von der sehr freundlichen neuen Wirtin, daß Maître Pignon längst tot sei. Nachdem ich mich dort abermals gestärkt hatte, fuhr ich mit dem Dampftramway nach St. Germain. Oben blickten die Häuser von Louveciennes und der Aquädukt ins Thal. Dann an der Maschine von Marly vorbei, welche das Seinewasser hebt, um es durch den Aquädukt nach Versailles zu führen. Vor zweihundertfünfzig Jahren war sie ein Wunder damaliger Technik. Sie befand sich während der Belagerung noch in demselben Zustand wie damals — jetzt haben moderne Maschinen die alten ersetzt. Etwas weiter ab liegt Marly le Roi, wo ich mich eines Quartiers mit sehr gutem Weinkeller erinnerte. Das Haus war verlassen, aber ein Freund des Hauses hatte den Auftrag, nach dem Rechten zu sehen. Auf unsere Frage nach Wein öffnete dieser Freund einen gut besetzten Weinkeller mit den denkwürdigen Worten: „Prenez, messieurs, mais avec modération!“

St. Germain, das Ziel der Tramwayfahrt, liegt bekanntlich hoch, und der köstlichen Aussicht von seiner berühmten Terrasse aus habe ich schon Erwähnung gethan. Das Schloß St. Germain ist der Repräsentant des verfeinerten altfranzösischen Königtums, was auch seine Baulinien beweisen. Am 19. September 1870, dem Tage der Einschließung von Paris, hatte die Nationalgarde auf eine unserer Kavalleriepatrouillen, welche die Verbindung mit dem jenseits der Seine stehenden 4. Korps suchten, geschossen. Am Mittag des 20. September erhielten wir, das Füsilierbataillon 50. Regiments, eine Batterie und eine Dragonerabteilung den Befehl, die Stadt zu züchtigen. Alle solche Aufträge bedeuten für jeden ritterlich denkenden Soldaten die übelste Seite des Krieges, aber notwendig sind solche Maßregeln dennoch, um in Feindesland die Sicherheit der Armee möglichst zu verbürgen. Wir hatten den Auftrag, eine Kontribution von 100 000 Francs zu erheben — im Weigerungsfalle die Stadt in Brand zu schießen. — Gegen Nachmittag 5 Uhr rückten wir ein. Die Stadt hatte ein böses Gewissen.

Alles floh vor uns, die Straßen waren fast menschenleer — aber die Fenster doch mit Neugierigen, besonders mit jungen weiblichen Gestalten dicht besetzt. Die Nationalgardewachen wurden entwaffnet, aber der Maire erklärte, die Kontribution wäre unerschwinglich. Wir verließen daher die Stadt wieder, die entwaffneten Nationalgarden, denen rührende Abschiedsgrüße zugewinkt wurden, mit uns führend. Die Batterie fuhr auf und that vier Schüsse, unter denen zwei absichtlich zu hoch gerichtet waren, die beiden andern Geschosse explodierten unschädlich beim Schlosse. Hierauf kamen einige Kaufleute mit 25000 Francs heraus, mit denen der befehligende Offizier, obgleich nach seinem Auftrag die Forderung höher lautete, sich begnügte und unter Mitnahme der Geiseln abzog. — Wir verfuhren also so milde wie möglich, dennoch ist dieser Vorfall von fremdländischen Zeitungen ungeheuer entstellt worden. Napoleon I. hätte jedenfalls — wie die 1897 veröffentlichte, bisher ungedruckte Korrespondenz beweist — die Stadt ohne weiteres anzünden und die ersten besten 6 Nationalgarden erschießen lassen.

Neu ist in St. Germain eine Statue von Thiers, dem 'Befreier' des Landes errichtet. Ich verfolgte den Weg, den ich damals mit meiner Kompagnie zurückgelegt hatte. St. Germain trägt mit seinen engen Gassen den Stempel seines Alters, macht aber einen behaglichen, sauberen Eindruck.

Nahe bei St. Germain, bei Les Tanneries, hatten wir damals eine Schiffbrücke, wo stets eine Kompagnie — in der ersten Zeit der Belagerung von uns gestellt — auf Wache zog. Hier ereignete sich damals der merkwürdige Zufall, daß wir das von Paris nach Rouen in der Seine laufende Kabel auffischten und es mit unserer Feldtelegraphenstation auf der Brücke verbanden, daher auch in der That die Telegramme von Paris auffingen. Natürlich dauerte es nicht lange, und man merkte in Paris die Geschichte. — Am jenseitigen (rechten) Seineufer hatten wir einen Brückenkopf aufgeworfen. Nahebei beginnt das Bois de Vesinet mit seinen Villen. In einer derselben wohnte eine ältere, recht respektabel aussehende Dame mit einer in der That sehr hübschen Tochter. Die Damen zeigten sich äußerst entgegenkommend und boten den dort liegenden Offizieren ihren Tisch an. Dies wurde mehrfach angenommen. Die Unterhaltung war sehr lebhaft, und nicht nur einer, sondern zwei unter uns gelangten dazu, sich lebhafter Gunstbezeugungen der jungen Dame zu erfreuen. Dies war nun ganz nett, und der aufsteigende Verdacht, daß diese Damen zu dem Genre 'de ces dames vous savez', wie M. Pignon sagte, gehörten, hätte den weiteren Verkehr wohl kaum gehindert. Aber einige Tage, nachdem wir von Les Tanneries abgelöst worden waren, hörten wir, daß diese Damen wegen sehr dringenden Verdachtes der Spionage ausgewiesen worden seien. Ein Beitrag zum Kapitel der Vorsicht im Kriege.

Die herrliche Aussicht von der Terrasse reicht über das ganze Seinethal mit seinen Windungen hinweg bis zum Mont Valérien und nordöstlich bis zu den Bergen von Montmorency. So konnte ich mir das Bild der auch für mich so denkwürdigen Örtlichkeiten noch einmal im ganzen so recht einprägen.

Dann begab ich mich in das beste Restaurant, das zum Pavillon Henry IV. Hier war es furchtbar elegant, und da ich einen sehr einfachen Touristenanzug trug und noch dazu, infolge meiner langen Fußwanderung, recht bestaubt aussah, so wurde ich anfangs mit einigem Mißtrauen von den Kellnern betrachtet, das sich aber bald durch sicheres Auftreten, und nachdem ich eine bessere Sorte bestellt hatte, verlor.

Spät am Abend kehrte ich nach Paris mit dem Dampftrammway zurück.

Einige Tage später schlug für mich die Abschiedsstunde. Es war kurz vor der Ankunft des Zarenpaares, und sogar die Schiffchen, welche die Kinder in den Bassins der Champs-Elysées schwimmen ließen, trugen schon russische Flaggen.

Niemals wohl ist die Frage mehr am Platze gewesen: Was wird die Zukunft bringen?



Verantwortlicher Redakteur Paul Schettler, Berlin-Charlottenburg. — Verlag der Romanwelt, G. m. b. H., Berlin W. 50, Rankestr. 28.
Verantw. f. d. Inseratenteil H. Lürßen, Gräfenhainichen. — Druck von C. H. Schulze & Co., Gräfenhainichen.
Papier von Paul Herzberg Berlin SW.




# Cuba insurrecta.

Roman

von

[3]

## Theodor Duimchen.



V.

Während Mariens Vater das jenseitige Ufer des Almendares bereits erreicht hatte, glaubte Don Cristobal, daß er ihn in wenigen Minuten in seiner Gewalt haben werde. Zwar hatte man sich den beiden weißgekleideten Reitern nicht nähern können, sie hatten augenscheinlich bessere Gäule zwischen den Schenkeln, als die Kavallerie seiner spanischen Majestät, aber der Adjutant wußte ja, daß die beiden nur der Kompagnie in die Bajonette reiten konnten, die er als dunkle Linie, wie einen Strich, der sich quer über die graue Chaussee zog, unten, fern am Horizonte, schon erkannte.

Einen Augenblick hatte die ganze Kavalkade gestutzt, als sie das lebhafte Gewehrfeuer hinter ihrem Rücken vernahm. Doch nur einen Augenblick, mit einem kurzen 'Vorwärts, Vorwärts' warf Don Cristobal seinen Hengst in der Richtung nach Habana wieder herum, setzte ihm die Sporen in die Weichen und jagte an der Spitze der Seinigen weiter den beiden Verfolgten nach. Was es auch sein mochte, das hatte Zeit. War es etwa zum Kampfe gekommen? Um so besser. Das alles würde sich nachher finden.

Während die Entfernung zwischen den Flüchtlingen und ihren Verfolgern immer dieselbe blieb, näherten sich doch beide in wilder Eile der Fonda Cosmopolitan. Bald war man nahe genug, die aufgestellten Truppen deutlich zu erkennen. Don Cristobal sah, daß man dort die Jagd bereits bemerkt hatte: zu beiden Seiten der Chaussee dehnte sich halbmondförmig die Linie der Truppen aus, links bis an die Küste, rechts bis an den Bahndamm, der sich hier ziemlich dicht an die Chaussee heranzieht, denn 'El Cosmopolitan' ist Haltestelle.

Don Cristobal wunderte sich, daß die beiden Verfolgten nicht wenigstens den Versuch machten, nach rechts seitlich auszubrechen und über den Bahndamm zu entkommen, denn die Truppen vor sich mußten sie doch auch bemerken.

Er wunderte sich noch mehr, als er sah, wie die beiden plötzlich ihre Renner zu noch be-

schleunigterer Gangart antrieben und im sausenden Galopp grade der Kolonne entgegenritten, vor deren Front der Hauptmann mitten auf der Chaussee hielt. Kurz vor ihm parierten die beiden ihre Pferde und begrüßten ihn mit dem Hute in der Hand. Die entblößten Häupter zeigten deutlich blondes und weißes Haar. Er war genarrt: das waren nicht Juan Bengochea und Enrique, der Rebell. Unter wütenden Sporenhieben schoß sein Pferd in weiten Sätzen den anderen voraus: Robert Berthold, der deutsche Hund, war es mit dem alten Tomas, Echegoyens Diener.

Robert Berthold hatte sich ruhig, höflich an den ihm bekannten Offizier des Detachements gewandt: „Sie kennen mich, Herr Hauptmann, ich komme von meinem Schwiegervater, man hat sein Haus umstellt, es muß irgend ein Mißverständnis vorliegen, das sich ja rasch aufklären wird. Ich hatte aber nicht Lust, in die Sache verwickelt zu werden. Sie wissen, ich bin Deutscher."

Don Cristobal stürmte heran, schäumend vor Wut: „Herunter mit ihnen von den Gäulen, Kapitän," und sich an zwei seiner Dragoner zurückwendend, rief er: „Stricke her, bindet die Rebellen an die Steigbügel, wir werden sie laufen lehren."

Robert Berthold warf sein Pferd nach dem Sprecher herum, hochauf bäumte es sich, und die kleinen, stahlbewehrten Hufe sausten niederfallend dem Pferde des Adjutanten so dicht an der Nase vorbei, daß es in jähem Seitensprung halb Kehrt machte und seinen Reiter bei einem Haare in den Chausseegraben setzte; ohne sich um das Fluchen und Schimpfen des Tobsüchtigen zu kümmern, wandte sich der Deutsche dann an den Führer der Kompagnie: „Ich empfehle Ihnen, Herr Hauptmann Almatesta, die Vollmachten des Herrn auf das Genaueste zu prüfen; ein Befehl, mich zu verhaften, wird kaum vorliegen, liegt er aber vor, so verlange ich sofortiges Verhör in Habana, dem die auswärtigen Konsuln beiwohnen werden, die durch meinen Freund Gerting bereits benachrichtigt sind; ich stehe unter dem Schutze des Deutschen Reichs. Und nun thun Sie, was Sie zu verantworten haben werden."

Dem Hauptmann war die Sache augenscheinlich bedenklich. Daß man Don Cristobal düpiert hatte, war ihm ganz klar, er hatte aber nicht viel Lust, deshalb irgend etwas zu thun, wofür ihn der General nachher, wenn es zum Streite mit den Vertretern des Auslandes käme, vielleicht würde büßen lassen müssen.

„Ein Wort, Herr Kamerad," sagte er zu dem Adjutanten, ritt mit ihm einige Schritte abseits und fuhr dann halblaut, nicht ohne leisen Spott, fort: „Ich verstehe Ihren Zorn, Herr Kamerad, man scheint Sie absichtlich auf diese Fährte gelockt zu haben, damit Don Juan und Don Enrique, die abzufangen ich hier aufgestellt bin, Gelegenheit hätten, nach der andern Seite zu entkommen. Ich gebe aber zu bedenken, daß der zweite Fehler vielleicht ärger ist als der erste; daß der deutsche Herr unter diesen Umständen das Echegoyensche Haus verläßt und so rasch als möglich nach Habana zu kommen sucht, ist am Ende natürlich, aber selbst wenn Ihr Verdacht begründet wäre, dürfen wir ihn doch auf keinen Fall roh behandeln. Er ist nicht spanischer Unterthan, wir würden dem General einen schlechten Dienst leisten, vermute ich, wenn wir jetzt einen Konflikt mit einer europäischen Macht veranlaßten. Vielleicht sind seine Beziehungen zu den Verwandten seiner Braut wirklich hochverräterisch, man müßte aber doch bündige Beweise dafür haben. Es scheint mir richtig, ihn jetzt laufen und im geheimen genau überwachen zu lassen. Den Diener werde ich behalten und nach der Chorrera mit zurückführen. Ihre Anwesenheit erscheint mir dort aber dringend nötig: hören Sie, noch immer fallen Schüsse."

Don Cristobal knirschte, doch er sah ein, daß es das einzig Richtige war, vielleicht war es noch nicht zu spät, vielleicht waren Don Juan und Don Enrique noch zu fassen.

„Ich überlasse Ihnen das Weitere, Herr Kamerad," rief er laut und affektiert hochmütig.

„Nicht alles Weitere," sagte Robert Berthold kühl, „das Weitere zwischen uns wird sich finden, sobald dieser Zwischenfall erledigt sein wird," und dann wandte er sich an den Hauptmann: „Ich stehe zu Ihrer Verfügung."

Don Cristobal sparte sich jede Erwiderung;

ein kurzes Kommando, und er stob mit seinen Reitern in der Richtung nach der Chorrera wieder davon.

Der Hauptmann wandte sich jetzt äußerst höflich an den Deutschen und sagte: „Don Cristobal war sehr erregt. Es besteht kein Grund, Sie zurückzuhalten, nur bitte ich Sie, mit der Bahn nach Habana zurückzukehren, die Station ist ja nur wenige Schritte entfernt. Der Diener und die beiden Pferde mögen hier bleiben, ich darf nichts passieren lassen, was zum Hause Carlos Echegoyens gehört."

Berthold stieg lächelnd ab, gab Tomas die Zügel seines Pferdes, trug ihm Grüße an seine Braut und an Don Carlos auf, verabschiedete sich freundlich von dem Hauptmann und begab sich nach der nahegelegenen Haltestelle, um sich von dort durch die alte, klapprige, prustende Maschine nach Habana zurückbefördern zu lassen. Der Hauptmann aber zog seine Leute zusammen und führte sie, mit Tomas und den beiden Pferden in der Mitte, nach der Chorrera zurück.

Dort fand er dann Don Cristobal in Wut und Schmerz: der lange und sorgfältig vorbereitete Plan war völlig mißglückt. Alle Vorsichtsmaßregeln hatten nichts genützt: im letzten Augenblick waren ihm die beiden Rebellen entschlüpft, und die Art, wie sie das gethan hatten, hatte dem spanischen Ansehen wieder erheblichen Abbruch gethan, das konnte er in den Mienen der zahlreichen Neugierigen lesen, die von allen Seiten herankamen, als erst die Schießerei aufgehört hatte. Drei spanische Soldaten lagen tot am Flußufer, fünf, sechs waren erheblich verwundet. Drüben am andern Ufer ragte die schwere Fähre nur noch mit dem Vorderteil aus dem Wasser: die Fliehenden hatten sie während der Überfahrt angebohrt. Langsam, allmählich war sie gesunken, der Verkehr zwischen den beiden Flußufern zunächst unterbrochen und die Verfolgung ungemein erschwert. Die wellenumspülten Leichen der beiden Verräter an den Radkästen waren eine stumme, aber furchtbare Drohung: sie hatten die Sache der Freiheit an Spanien verraten und spanische Kugeln waren ihr einziger Lohn gewesen. Er würde nicht sobald wieder einen Kubaner finden, der ihm diente.

Die von ihm persönlich durchgeführte Haussuchung im Hause Echegoyens hatte garnichts zu Tage gefördert als einen Zettel von Juan Bengochea: ‘Verzeihe, lieber Schwager, daß ich Dir Ungelegenheiten mache. Maximo sandte mir — wie er vergeblich schon oft gethan — heute abermals seinen Freund, um mich für seine Sache zu gewinnen; während er bei mir war, wurde Dein Haus umstellt. Ich fliehe, denn daß ich Maximos Boten nicht verriet, wäre den Herren Spaniern Grund genug zu peinlichem Prozeß. Ich gehe also ins Lager. Es lebe das freie Kuba!’

Don Cristobal zweifelte keinen Moment, daß das alles niederträchtig gelogen war, um Don Carlos zu entlasten, hatte er doch viel mehr aus der belauschten Unterhaltung herausgehört, aber es war sehr geschickt gemacht: man würde es allgemein glauben.

Beim Verhör trat ihm Doña Maria eisig kalt, mit deutlich gezeigter Verachtung gegenüber. Der Hausherr Don Carlos mit seiner vollendeten Beherrschung der Formen und seiner unerschütterlichen Sicherheit verstand es meisterhaft, den Mann, der sich unter der Maske eines guten Bekannten eingeschlichen hatte, der sich dazu hergegeben hatte, persönlich den Spion zu spielen, und dem in seiner Dummheit das geplante Bubenstück doch lächerlich mißlungen war, durch blutigen Hohn fast an den Wänden in die Höhe zu treiben.

„Diese Pflicht muß für Ihre Gnade außerordentlich schmerzlich sein, Señor Don Cristobal Gutierrez de Orozco y Samaniego: der General wird die Befehle von Habana aus gegeben haben. Er konnte nicht ahnen, daß er einen so ritterlichen Herrn in die peinliche Lage brachte, ein Haus durchsuchen zu müssen, dessen Gast er soeben gewesen ist. Aber beruhigen Sie sich, verehrtester Herr, es ist doch selbstverständlich, daß Ihre Gnade noch nicht das Mindeste ahnte von dem Bevorstehenden, als Sie die Güte hatten, uns mit Ihrem Besuche zu beehren. Nehmen Ihre Gnade nur gar keine Rücksichten auf uns, gehen Sie genau nach den Vorschriften, Don Cristobal. Sind alle Räume genau durchsucht? Ich lege Wert darauf, Don Cristobal, daß Ihre

Untersuchung meine völlige Unschuld außer allen Zweifel stellt. Wer hätte das von meinem Schwager gedacht. Wie konnte er glauben, daß man ihm irgend etwas anhaben würde, er war ja der vollkommensten Gerechtigkeit sicher. Welche bedauerliche Überstürzung. Er hat ganz den Kopf verloren."

Es war alles durchsucht worden, jeder Winkel des Hauses, jeder Schrank, jedes Fach. Man hatte die Wände beklopft und die sämtlichen Insassen des Hauses verhört: nichts, garnichts hatte man zu finden vermocht, nicht den leisesten Anhalt dafür, daß zwischen diesem Hause und den Aufständischen im Innern der Insel irgend welche Beziehungen bestanden hätten; selbst kein einziger der Diener hatte Maximos Boten bemerkt. Die Leute logen sicher nicht, es waren ganz unzweifelhaft nur der alte Baske Tomas und die zwei Diener Bengocheas im Komplott gewesen. Die beiden waren aber mit geflohen, und Tomas gab weder sich noch seiner Herrschaft irgend eine Blöße; er wüßte von garnichts, er habe den deutschen Herrn, Gerting, vor dem Hause rufen hören, er sei kurz nach Don Carlos hinausgeeilt, zu ihrer Überraschung hätten sie bemerkt, daß das Haus umzingelt gewesen sei, sein Herr habe sich mit seinem Schwager beraten wollen und ihn gesucht, da habe sich herausgestellt, daß er und seine beiden Diener, außerdem aber vier Pferde verschwunden gewesen wären. Man habe den Zettel gefunden auf dem Schreibtisch von Don Carlos. Er, Tomas, sei dann zu Doña Maria gelaufen, die mit ihrem Verlobten, Don Roberto, im Hofe im Säulengang auf und ab gegangen wäre. Doña Maria und Don Carlos hätten gewünscht, daß sich Don Roberto oben durch den Ceibawald, wo man noch durchzukommen hoffen konnte, sofort nach Habana begäbe, um nicht am Ende im Hause des doch augenscheinlich Verdächtigten mit verhaftet zu werden. Don Pedro Gerting hätte vorher unter dem Colgadizo auch gleich dazu geraten, und so hätte er denn zwei Pferde gesattelt, um mit Don Roberto, der doch sonst immer nur mit der Bahn gekommen wäre, nach der Stadt zu reiten — nun, und das übrige wisse ja Don Cristobal selbst.

Es half nichts, es war nichts zu machen, rein garnichts. Daß sein Schwager unter die Insurgenten gegangen war, dafür konnte man Don Carlos nicht an den Kragen, noch weniger aber konnte man Doña Maria irgend etwas anhaben. Und man mußte ganz korrekt verfahren in der leidigen Sache, denn daß sie unter den Augen des Auslandes sich abwickelte, dafür würden Roberto Berthold und Pedro Gerting schon sorgen. Die Einziehung der Güter des flüchtigen Rebellen würde ausgesprochen werden, aber sie würde auf dem Papier stehen. Die, denen alles in aller Form Rechtens und frühzeitig genug übertragen war, würden vermutlich wieder Ausländer sein, und wie konnte man denen wohl guten Glauben absprechen, wenn man einräumen mußte, daß man der eigenen Tochter und dem Schwager des Flüchtigen irgend welche Mitwissenschaft nicht hatte beweisen können.

Wenn Don Cristobal daran dachte, was der General zu dem Vorgefallenen sagen würde, verließ ihn das Gefühl der Sicherheit in recht bedenklichem Maße. Es war ihm nicht ganz leicht gewesen, sich freie Hand in der Sache auszuwirken, einige Bemerkungen hatten ihm gezeigt, daß der General sehr klar sah, wie seinen Adjutanten weniger Diensteifer als vielmehr seine persönlichen Zwecke antrieben. Ein guter Fang war das Mindeste, was man von ihm erwartete, und nun dieser Mißerfolg!

Der General konnte schon immer gelegentlich recht schroff sein, der Verlauf der Dinge auf Kuba hatte noch dazu diesen Charakterzug immer mehr verschärft. Er schätzte seine Untergebenen niemals nach der guten Absicht und dem bewiesenen Eifer, sondern lediglich nach dem wirklich Erreichten. 'Glück gehört zu den Pflichten des Offiziers,' pflegte er es ganz kurz auszudrücken. 'Leute mit unglücklicher Hand kann ich nicht gebrauchen.' Und in diesem Falle würde er eben nicht einmal die gute Absicht und den Diensteifer voraussetzen. Scheußlich! Don Cristobal hatte einen schwachen Augenblick: er wollte, er hätte Doña Maria aufgegeben. Mein Gott, es gab so viele andere.

Nach und nach erholte er sich einigermaßen

und traf dann seine Anordnungen. Er eröffnete Don Carlos, daß der der Kommandantur gemeldete doch sehr verdächtige Besuch von Maximos Freund, Don Enrique, sein Vorgehen veranlaßt habe, daß übrigens gegen Don Juan Bengochea mit der vollen Strenge des Gesetzes werde verfahren werden, da er doch keinerlei Grund zur Flucht gehabt hätte, wenn er wirklich seinem König unverbrüchlich treu geblieben wäre. Gegen Don Carlos irgendwie vorzugehen, dazu sähe er vorläufig keine Veranlassung, er müsse aber die endgiltigen Bestimmungen dem General vorbehalten, und deshalb werde er die Postenkette vorläufig nicht zurückziehen, sondern regelmäßig ablösen lassen, ebenso eine Wache von drei Mann und einem Sergeanten, die im Hause zu bleiben habe. Alles weitere werde sich morgen finden.

Don Carlos begleitete den Adjutanten bis an die Grenze seines Besitzes, wies bei dieser Gelegenheit im Vorbeigehen seinen Haushofmeister Tomas an, die zurückbleibenden Mannschaften ja vorzüglich zu verpflegen, und empfahl sich mit ausgesuchtester, sicherer Höflichkeit, um sich sobann mit seiner Nichte in seine Gemächer zurückzuziehen.

Dem Señor Don Cristobal Gutierrez de Orozcoy Samaniego ging es am andern Morgen ein Viertelstündchen lang sehr schlecht, als er dem zurückgekehrten General Bericht zu erstatten hatte. Ein solcher Fehlschlag hier dicht vor den Thoren Habanas war unverzeihlich. Wozu die Eselei. Er sollte gefälligst seine ungeschickten Finger ruhig halten. Wage man einen solchen Schlag, so müsse er treffen, unfehlbar, vernichtend treffen. Wenn der Herr sich unterstehe, noch einmal die Macht Spaniens bloßzustellen, den spanischen Namen noch einmal dem Gelächter auszusetzen, so werde er ihn nicht mehr um seine Person dulden, sondern heimschicken in ein Provinzregiment der Halbinsel.

Kaum war es ihm gelungen, seinen Gönner einigermaßen zu beschwichtigen, da ließ sich der amerikanische Konsul bei Don Cristobal melden, ein höchst unangenehmer Kerl und dem General, wie Don Cristobal wußte, so wie so ein Dorn im Auge, schon weil er vom amerikanischen Bürgerkrieg her den Titel eines Obersten führte, was der General einfach für eine Unverschämtheit hielt.

Oberst Hutchinson brachte Don Cristobal eine Pistolenforderung seines Freundes Robert Berthold.

Als Don Cristobal anfing von seiner Pflicht zu sprechen, und davon, daß er im Dienste gehandelt habe, begann um die glattrasierten Lippen des Amerikaners ein empörend malitiöses Lächeln zu spielen.

„Wenn mich des Herrn Generals Exzellenz nach meiner Meinung fragen sollte, so werde ich mich mit ihm mit Vergnügen über die gegen Don Juan Bengochea gerichtete Aktion und namentlich darüber unterhalten, welchen politischen Wert ich der Maßregel zuerkenne. Ich glaube aber nicht, daß diese Sache zwischen uns zur Diskussion steht, Señor Don Cristobal. Daß gegen keinen der deutschen Herren irgend etwas vorlag oder vorliegt, wird ja auch Ihnen heute morgen nicht mehr zweifelhaft sein. Sie haben aber in Gegenwart anderer Offiziere und der Mannschaften von ‘deutschen Hunden’ gesprochen; Sie werden die Güte haben, die Beleidigung zurückzunehmen und in bester Form Abbitte zu leisten oder meinem Freunde mit den Waffen Genugthuung zu geben.“

„Ich werde Seiner Exzellenz sofort Meldung machen, Herr Oberst, Sie begreifen, daß ich nach Lage der Umstände . . .“

„Ich begreife vollkommen; mein Freund wünscht aber dringend schleunige Erledigung, ich nehme an, daß auch Ihnen damit gedient ist, und werde mir also erlauben, in einer Stunde wieder vorzusprechen.“

Eine schöne Geschichte!

Der General wütete. „Der Zweikampf ist unmöglich,“ schnob er seinen Adjutanten an, „ich hätte grade Lust, in allen amerikanischen, englischen und deutschen Zeitungen zu lesen, daß ein Offizier aus meiner nächsten Umgebung ohne Sinn und Verstand von deutschen Hunden spricht! Daß ein spanischer Offizier diesen Herren Abbitte leisten muß, blamiert das ganze Offizierkorps — die Kameraden werden Ihnen dankbar sein — aber es hilft nichts; Sie leisten

die Abbitte sofort und ohne Widerrede in meiner Gegenwart; die Sache muß beigelegt, aus der Welt sein, bevor die Sonne sinkt. Ich werde den Kerl, den Hutchinson selbst empfangen, wenn er wiederkommt, lassen Sie ihn mir melden."

Don Cristobal mußte sich lautlos fügen. Daß aus dem Zweikampf nichts werden konnte, darüber freute sich übrigens irgend etwas sogar im Hintergrunde von Don Cristobals Seele; es war am Ende doch viel bekömmlicher, wenn Robert Berthold auch künftig nur auf Pappscheiben schoß.

Exzellenz empfing den Oberst Hutchinson persönlich in großer Uniform, mit Degen und Schärpe, mitten in seinem Dienstzimmer stehend und ohne ihm einen Sitz anzubieten. Die Linke auf die Platte seines Schreibtisches gestützt, sagte er zu ihm:

„Der Hauptmann Don Cristobal Gutierrez de Orozco y Samaniego hat sich in begreiflicher Erregung Ihrem Freunde gegenüber im Ausdruck vergriffen. Es ist, wie er einräumt, sogar ein Wort gefallen, das als gegen die von uns sehr hochgeschätzte deutsche Nation im allgemeinen gerichtet mißverstanden werden könnte. Er wird in Ihrer, meiner und des Hauptmanns Almatesta Gegenwart hier in meinem Dienstzimmer die Beleidigungen zurücknehmen und Ihren Freund um Entschuldigung bitten, den ich Sie ersuche, zu diesem Zweck für heute nachmittag fünf Uhr zu mir einzuladen. Genügt Ihnen das?"

„Vollkommen, Exzellenz."

Noch im Laufe des Vormittags begab sich der General in Begleitung seines Adjutanten nach dem Hause von Don Carlos. Er ordnete an, daß die Posten zurückgezogen und die Wache entfernt würde. Er war von unendlicher Liebenswürdigkeit Don Carlos gegenüber, er sprach sein Bedauern aus, fügte aber gleichzeitig hinzu:

„Es würde mir sehr leid sein, wenn Ihr Herr Schwager in der That nur deshalb in die Manigua gegangen wäre, weil er kein Vertrauen in unsere Gerechtigkeit hatte; ich werde das Verfahren gegen ihn um vier Wochen verzögern, schreiben Sie ihm, daß, wenn er binnen dieser Zeit zurückkehrt, ich ihm völlige Amnestie zusage, bei meinem Wort! Ich rechne darauf, daß er wiederkommt. Sollte er aber nicht kommen und sich im Verfahren dann etwa gar herausstellen, Don Carlos, daß die Flucht von langer Hand vorbereitet war, daß sein Vermögen etwa in Sicherheit gebracht, seine Güter an andere übertragen sind, so werde ich einen besonderen Preis auf seinen Kopf setzen, und Sie selbst, Herr, werden unter meinem Verdacht stehen."

Die schlanke Gestalt des Basken straffte sich auf, die Augen der beiden Männer kreuzten sich: der Kampf war angesagt und angenommen, ein Kampf auf Tod und Leben zwischen zwei verschlagenen, unversöhnlichen, haßerfüllten Gegnern.

„Ich wüßte keinen Weg, meinem Schwager einen Brief zuzustellen, Exzellenz."

„Den wissen wir, Herr, schicken Sie mir Ihren Brief, ich werde ihn ins Lager von Maximo Gomez senden."

Den Nachmittag waren die Offiziere der Garnison zum General befohlen und hörten aus seinem Mund, was sich ereignet hatte.

„Die Abbitte ist politisch notwendig, meine Herren. Ich begreife vollkommen, daß Sie allen diesen zweideutigen Ausländern am liebsten an die Gurgel möchten, giebt aber einer von Ihnen nur die leiseste Veranlassung zu irgend einem Zwischenfall, so stelle ich ihn vor ein Kriegsgericht, und ich werde es als persönliche Beleidigung empfinden, wenn diesem meinem Befehl nicht auf das strengste nachgekommen wird."

Die Demütigung Don Cristobals fand am Nachmittag programmmäßig statt. — Die Offiziere fieberten vor Wut und Grimm; aber man kannte den General: ihr äußeres Verhalten den Fremden gegenüber blieb tadellos.

Robert Berthold aber, Don Carlos und Doña Maria wußten, daß die Abrechnung furchtbar sein würde, wenn sich irgend eine Gelegenheit böte: sie alle drei lebten auf einer Pulvermine.

Don Carlos hatte Maximo Gomez durch seinen Schwager sagen lassen, daß er seinen Posten trotz allem nicht verlassen, und unter keinen Umständen fliehen, sondern wie bisher die so wichtige Verbindung zwischen den Insurgenten und den Freunden der kubanischen Sache in Habana, sowie mit den auswärtigen Gönnern

aufrecht erhalten werde. Wie die Boten künftig kommen sollten, das war mit Don Juan verabredet und würde von ihm selbst angeordnet werden: die Nachricht von seiner glücklichen Ankunft im Lager war die erste, die man auf dem neuen Wege erwartete. (Fortsetzung folgt.)

# Der Zug nach dem Osten.

Roman

von

[16]

Franz Sperber.



## XIII.

„— und so möchte ich Ihnen, hochgeehrter Herr Präsident, der Sie mir, wie ich glaube, stets wohlwollend gesinnt waren, die ergebene Bitte unterbreiten, mich meines Postens als königlicher Verwalter von Buchenwalde gütigst entheben zu wollen.

„Ich fühle, daß ich doch nicht imstande bin, ihn auszufüllen.

„Ich war ... ich bitte Sie dringend mir dies zu glauben ... von den besten Absichten beseelt, als ich mein Amt hier antrat. Ich hätte, das fühle ich, ganz in den Intentionen der Königlichen Ansiedlungs-Kommission arbeiten und dabei viel Gutes wirken können. Ich war, auch dieses bitte ich Sie mir zu glauben, mit Leib und Seele der Sache ergeben, mein Können, mein Denken, mein Trachten und Wollen, alles hatte ich mit Freuden in den Dienst der Sache gestellt, und ich glaube, Sie wären mit den Resultaten meines Wirkens zufrieden gewesen. Wahrhaftig, das glaube ich.

„Feindselige Einflüsse ... erlassen Sie es mir, sie Ihnen bei Namen zu nennen ... machten sich fortgesetzt gegen mich geltend. Einflüsse, so stark, so mächtig, so weittragend, daß ich nicht gegen sie anzukämpfen vermochte. Das habe ich gestern ad oculos bewiesen bekommen. Ich bin besiegt worden von diesen Einflüssen. Ich habe die Macht und das Ansehen bei den Ansiedlern verloren. Es ist nicht wieder zu gewinnen. So bitte ich Sie denn von Herzen, senden Sie einen anderen hierher, einen Würdigeren, entheben Sie mich meines Amts; ich werde Ihnen dankbar dafür — —“

Felix brach ab. Die Feder glitt ihm aus den Fingern; er stützte beide Ellbogen auf den Schreibtisch und lehnte den heißen, schmerzenden Kopf in die Handflächen.

In der ersten, frühen, bleigrauen, schneeerfüllten Morgendämmerung hatte er diesen Brief zu schreiben begonnen. Er konnte im Augenblick nicht weiter.

Kopf und Augen schmerzten und brannten fast unerträglich ... und sein Herz war so voll von galligbitteren Gefühlen, daß er mitunter bis in den Mund hinein den galligen Geschmack zu spüren vermeinte, und der Ekel ihm die Kehle zuzuschnüren drohte.

Auch die Erinnerungen, die ihm fortwährend durch den Kopf fuhren, waren so bitter — so bitter und beschämend.

Er mußte des Tages gedenken, da seine Mutter draußen im Park zu ihm gesagt hatte:

„Willst du sehen, wer von uns beiden der Stärkere ist? Willst du meine Kriegserklärung annehmen? Willst du mit mir kämpfen um Buchenwalde?“

Und wie er darauf gesagt hatte: ‘Ja.’

Großer Gott! Wie genau er sich des Tags entsann. Des sonnenheißen, goldnen Julitags!

Wie sie um den grünschillernden, verschilften Teich nebeneinander hingewandert waren; und

wie die Unken mit ihren schaurigen Stimmen sein 'ja' wiederholt hatten; wie es glockenartig heraufgedrungen war an ihre Ohren, herauf aus der Tiefe des Teichs: 'ja — ja!'

Nun gut. Sie hatten gekämpft. Und er war unterlegen. Er war der Besiegte.

Freilich . . . ein Wunder war es nicht!

Denn er hatte mit offenem Visier, mit ehrlichen Waffen, im hellen Sonnenlicht, vor aller Augen gekämpft, während sie im Verborgenen, in dunkler Nacht, mit vergifteten Pfeilen, auf Schleichwegen, mit heimlichen Überredungskünsten, halben Versprechungen, halben Drohungen gewirkt hatte.

Oh, ein Unterschied war das . . . freilich . . . freilich! Doch was bewies dieser Unterschied?

Nur daß er ein Thor war, ein reiner, argloser Thor — den Komplikationen und Wirrsalen des wirklichen praktischen Lebens durchaus nicht gewachsen.

Und weil er das nicht war, darum mußte er nun schleunigst herunter von einer Stelle, für die er entfernt nicht paßte, für die er nie gepaßt hatte.

Und es war seine heiligste Pflicht, dies ohne Säumen den Herren in Posen zu melden, damit sie einen anderen an seine Stelle setzten, der dieses Amtes besser gewachsen sein würde als er.

Er wollte weiter schreiben . . . doch er konnte noch nicht. Eine furchtbare, ihn völlig überwältigende Müdigkeit machte sich geltend.

Nachdem er in der Nacht mit den anderen vom Wirtshause zurückgekehrt war, hatte er wohl noch zwei Stunden lang mit Damm die schreckliche Sachlage beraten und besprochen.

Zusammen waren sie zu dem Resultat gelangt, daß er sofort seine Demission einreichen müsse.

Dann hatten sie sich getrennt; nicht aber, um Ruhe zu genießen, dazu hatte Felix sich gänzlich unfähig gefühlt. So war er denn noch in das Krankenzimmer Ellas hinaufgegangen.

Sie war nicht tot, Ella; Dr. Müller war auch gar nicht der Meinung, daß sie sogleich sterben müsse, obwohl er ihrem schwachen Körper höchstens noch einige Monate Lebenszeit gab; aber sie schien gar nicht mehr zum Bewußtsein zu kommen. Unaufhörlich durchlebte sie Szenen aus ihrem früheren Dasein. Ihr Zusammenleben mit Bruno, die kurze, kurze Zeit der Liebe mit Felix, dann wieder Brunos Ermordung, der nächtliche Gottesdienst, dem sie so oft oben in der Schloßkapelle beigewohnt hatte; dann der Betrug, der an dem arglosen Felix verübt wurde, alles das zog ihr beständig in bald schreckhaften, bald freudigen Bildern an der Seele vorbei, ließ sie bald im furchtbarsten Entsetzen aufschreien, bald in herzlicher, fast kindlicher Freude lachen, bald wieder in unerhörter Qual und Seelenangst, laut und inbrünstig zu Gott beten. So verging die ganze Nacht . . . an ihrem Zustande änderte sich nichts. Die sie Umgebenden erkannte sie nicht. Doch es waren nicht Fieberphantasien, die ihren Geist umnachtet hielten, es war eine immer mehr und mehr um sich greifende Zerrüttung der Gehirnnerven; und Fräulein Marie teilte Felix mit, Dr. Müller habe die Befürchtung ausgesprochen, daß die arme Ella höchstwahrscheinlich noch wochen- oder monatelang an einer langsamen Gehirnerweichung zu leiden haben werde, bevor sie stürbe.

Alle, die sie liebten, konnten ihr somit nur ein möglichst baldiges Ende wünschen.

Diese Eröffnung, so furchtbar sie auch war, hatte Felix nicht in dem Maße getroffen, als es sonst der Fall gewesen wäre, weil er schon mehr als halb stumpf war von dem vielen Leid, das er seit länger als vierundzwanzig Stunden ertrug.

Unbegreiflich wollte es ihm nur scheinen, wenn er darüber nachsann, wie fast der letzte lichte Augenblick Ellas von ihr dazu verwandt worden war, ihm die Augen zu öffnen, ihm zu sagen, wie er in seinem eignen Hause von seiner eignen Mutter betrogen worden war.

War das Instinkt bei ihr gewesen? Vorahnung? Hatte sie gefühlt, daß ihr Verstand bald versinken müßte in finstrer, rabenschwarzer Nacht, und hatte sie darum noch schnell an ihm, den sie geliebt hatte, eine letzte Pflicht erfüllen wollen?

Leider, leider war's schon zu spät gewesen!

Leider, leider war das Unglück längst geschehen, bevor sie sprach!

Oh, welch ein Unglück!

Er kam sich so jämmerlich vor in dieser

Gestalt des ahnungslosen Thoren; so schwach, so elend, so unmännlich!

Er empfand es als eine Schmach, daß man ihn so hatte umgarnen, so betrügen können.

Wie ein Ehrloser kam er sich selber vor, und wie ein Ehrloser würde er dastehen in den Augen seiner Vorgesetzten.

Oh, welche Schmach! welche Schmach! —

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Müdigkeit nach den beiden letzten ohne Schlaf verbrachten Nächten hatte ihn dermaßen überwältigt, daß er am Schreibtisch eingeschlummert war.

Die Morgendämmerung kroch schattenartig grau mehr und mehr herauf. Das Schneegestöber hatte gegen Morgen ganz aufgehört. Winzig schmale Streifchen von blassem Orangegelb begannen hier und da das häßliche Grau des Himmels zu zerteilen und durchleuchten. Felix sah es nicht. Wohlthätiger Schlummer hielt seine Sinne in festem Bann. Er saß da, in Kleidern, in unbequemer Stellung, den Kopf in den Handflächen ruhend . . . und schlief.

Die Lampe, bei deren Schein er vorhin geschrieben hatte, begann zu knistern, zu flackern, einen üblen Geruch zu verbreiten, und ihr Licht wurde gelblich blaß. Dann sank die Flamme zischend und knisternd immer mehr in sich selbst zusammen, bis sie plötzlich mit einem heiser-ersterbenden Laut wie ein letztes Röcheln erlosch.

Felix sah es nicht. Er schlief fest.

Von außen wurde an seine Thür geklopft. Als keine Antwort erfolgte, entfernten sich die Tritte des Betreffenden den Korridor hinab.

Die orangegelben Streifchen am Himmel wurden breiter und färbten sich tiefer. Das Grau wurde lichter, leichter, gleichsam duftiger. Es hing nicht mehr so schwer wie Blei herab.

Die kleinen Tannenbäumchen und Immergrünsträucher, die die Fenster des Büreaus dicht umstanden wie eine lebende Mauer, blitzten heute wie mit glitzerndem Diamantstaub übersät. Gleichsam als hätten sie zu Weihnacht ein Feiertagsgewand angelegt, sahen sie aus. Von Zeit zu Zeit fuhr ein leiser Windstoß durch ihre Zweige. Dann bäumten sie sich empor, bliesen einen ganzen Wirbel glitzernder Flöckchen von sich und klopften gegen die Fensterscheiben, als wollten sie sich Hilfe von dort erbitten.

Felix hörte nichts . . . und sah nichts . . . er schlief. — Jetzt näherten sich im Korridor draußen noch einmal rasche, schwere Schritte der Thür. Man klopfte von neuem, und als auch diesmal kein Hereinruf erfolgte, ward die Thür ohne Zeremonie geöffnet, und Oberinspektor Damm trat über die Schwelle.

Als er den schlafenden Mann sah, klinkte er die Thür mit größter Behutsamkeit wieder ein; und sachte, auf Fußspitzen, trat er Felix näher. Noch ein paar Schritte entfernt von ihm blieb er stehen und faltete unwillkürlich die Hände.

„Er schläft . . . lieber Gott . . . er schläft!" murmelte er leise und mitleidsvoll.

Doch das dauerte nur einen Augenblick. Er sah auf die an der Wand hängende Uhr, die eben die siebente Morgenstunde zeigte, verglich sie mit seiner Taschenuhr und trat Felix entschlossen näher.

„Herr Baron!"

Er sagte es laut und tippte Felix dabei auf den Arm. Blitzschnell richtete der sich empor. Erstaunt heftete sich sein müdes Auge auf den Störenfried.

„Was? was giebt's? Ah . . . Sie . . . Damm? Was ist los?"

Mit einem Ruck hatte er den Stuhl zurückgestoßen, stand er auf den Füßen.

Mit beiden Händen strich er sich die wirren Haare aus der Stirn zurück.

„Was Schlimmes?"

Damm zuckte die Achseln und reichte ihm eine Depesche.

„Lesen Sie selbst. Telegramm . . . aus Posen."

Felix blickte den Freund fragend an, während er das Papier entfaltete.

„Aus Posen," sagte er leise — „schon?!"

Er las und faltete die Depesche wieder zusammen. Dann blieb er einen Augenblick sinnend stehen, die Augen zu Boden gerichtet, wie es seine Gewohnheit war, wenn er intensiv über etwas nachdachte.

Dann hob er den Blick, sah Damm an und zuckte die Achseln.

„Da ist nichts mehr zu wollen, lieber Freund.

Wenn der Oberregierungsrat Reinicke kommt, schicken wir ihm natürlich 'nen Wagen an die Bahn. Vielmehr den großen Schlitten. Das versteht sich ja von selbst. Sie haben schon die nötigen Befehle gegeben?"

„Noch nicht. Ich . . . ich wollte Sie erst gesprochen haben."

„Mich? Was giebt's da noch zu sprechen?"

Er furchte schmerzlich die Stirn und deutete auf den unvollendeten Brief auf dem Schreibtisch.

„Sehen Sie, Damm, ich habe nun mal kein Glück. Auch ein ehrenvoller Rückzug soll mir versagt sein. Da, sehen Sie, liegt der Brief, in dem ich meine Demission anmelde, um meine Entlassung bitte. Er ist noch nicht fertig, er ist noch nicht abgeschickt, da kommt man mir schon zuvor."

„Hm!" Damm sann nach. „Gott weiß," sagte er dann, „zu welchem Zweck der Oberregierungsrat herkommt. Von den Vorfällen der letzten Nacht kann man ja doch in Posen noch garnichts wissen. —"

„Sein Kommen jetzt zu Weihnachten hat nur einen Zweck, lieber Freund," sagte Felix mild — „den, mich meines Amts zu entsetzen. Das ist ganz zweifellos. Sonst käme er nicht zu dieser so außergewöhnlichen Zeit her. Was er gehört hat . . . wann . . . wie . . . nun, wir werden's ja erfahren. Bestellen Sie also, daß der Schlitten rechtzeitig an die Bahn geschickt wird."

„Sie wollen ihn hier erwarten?"

„Wie denn sonst?"

„Sie könnten ja doch," meinte Damm zögernd — „wenn das Zusammentreffen heute Ihnen unangenehm ist, verreist sein . . . noch bevor die Depesche in Ihre Hände kam."

Felix trat nahe zu Damm heran, legte ihm beide Hände auf die Schultern, sah ihm treuherzig ins Gesicht und schüttelte mit ernstem Lächeln den Kopf.

„Nein, mein guter Freund, das thue ich nicht. Ich bin noch niemals auf Schleichwegen gegangen . . . und ich will es auch diesmal nicht. — Und was das Unangenehme der Begegnung anbelangt . . . nun ja . . . warum soll ich es leugnen? Sie wird etwas unendlich Peinliches, unendlich Demütigendes für mich haben. Aber dann wird es wenigstens vorbei sein. Das Ende wird herangekommen sein. Das Ende! Und damit die Erlösung aus einer unmöglichen, unhaltbaren Stellung."

„Sie hätte weder unmöglich, noch unhaltbar zu sein brauchen," polterte Damm.

„Wenn meine Mutter nicht gewesen wäre! Ich weiß es. Aber meine Mutter war . . . und ist . . . und ist niemals zu ändern. Darum wiederhole ich es Ihnen: die Erlösung von diesem schweren Posten wird eine Wohlthat für mich sein."

„Hm!"

Damm brummte noch etwas Unverständliches in den Bart, dann wandte er sich zum Gehen.

„Na . . . dann werd' ich man den Schlitten bestellen."

„Jawohl. Und lassen Sie den Januschewsky bald fahren. Drei Stunden braucht er heute sicher zur Fahrt. Und die Pferde müssen ein paar Stunden Ruhe haben, damit sie zur Rückfahrt frisch sind."

„Jawohl."

„Wie ist's draußen? Liegt noch viel Schnee?"

„Schuhhoch."

Felix war ans Fenster getreten und sah hinaus.

„Schönes Wetter," sagte er, als jetzt ein blaßgoldener Sonnenstreifen schräg herab ins Zimmer fiel.

Seine Stimme klang weich und mild wie selten. Er sprach wie einer, der sein Todesurteil empfangen hat und nun die Schönheiten der Welt zum letztenmale betrachtet.

So wenigstens wollte es dem braven Oberinspektor erscheinen. Er wandte sich noch einmal zurück und sah nach Felix hin.

„Der neue Pfaff hält's auch schon nicht mehr aus," sprach er. „Die Neugier verzehrt ihn rein."

„Lesser? Was will er?"

„Neugierig ist er. Will wissen, was das hier nun alles zu bedeuten hat. Dreimal hat er mich schon anzapfen wollen. An die Ansiedler, da getraut er sich schon nicht mehr 'ran . . . nach dem Empfang von gestern. Nun hat er von mir was hören wollen. Aber ich bin doch kein

altes Weib. Ich red' nicht ... und quatsch' auch nicht. Na ... und nun macht er schon seit 'ner Stund' den Korridor hier unsicher ... schleicht in einem fort da 'rum ..."

„Ach so! Er will mich sprechen."

„Das wird's wohl sein. Ich aber ... an Ihrer Stell', ich thät' ihm jetzt nicht Red' und Antwort stehen; er wird schon so noch alles erfahren."

Felix sann einen Moment nach.

„Es ist ja eigentlich sein gutes Recht," meinte er dann, „eine Erklärung der seltsamen Dinge, die er gestern miterlebt hat, zu erwarten. Indessen ... Sie haben Recht ... er wird ja doch alles erfahren ... darum also ..."

„Soll er Sie zufrieden lassen!"

„Wenn möglich ... ja! Und nun, Damm, gehen Sie den Schlitten für den Herrn Oberregierungsrat bestellen, daß er rechtzeitig fort kommt."

* * *

Langsam war der Vormittag vergangen. Langsam der Nachmittag. Felix war den ganzen Tag über in seinen Zimmern geblieben. Gegessen hatte er gar nicht. Nur ein paar Stunden Schlaf hatte er sich zur Erfrischung angedeihen lassen.

Dann war er ruhelos, unaufhörlich auf und ab marschiert in den Zimmern. Hin und her, hin und her. Jeder, der draußen im Korridor an der Thür seiner Zimmer vorbeikam, hörte des Verwalters ruhelosen Schritt auf den Dielen.

Zum Glück kam aber niemand herein zu ihm.

Sie hatten heute keine Zeit für müßige Neugier. War doch heute abend Weihnachtsabend ... ein jeder hatte etwas für das Fest zu thun.

Freilich, im Schlosse selbst mochte wohl diesmal niemand Sinn haben für Fest und Feiertag. Das Gesinde besprach schon seit frühestem Morgen die wichtige Frage, wer wohl heute für sie einen Baum anzünden würde.

Die alte Baronin war verreist; die junge Baronesse lag im Sterben, nach einer Version; eine andere sagte, sie sei plötzlich wahnsinnig geworden; eine dritte endlich behauptete, sie sei schon tot.

Wie dem auch sein mochte, zur Festesfreude war auf sie in keinem Fall zu rechnen. Der 'Herr' hatte, wie es schien, ganz andere Dinge im Kopf. Außerdem sollten ja gestern nacht im Wirtshause Sachen passiert sein, so schrecklich, daß allen — selbst denen, die gar nichts davon wußten — sich die Haare vor Entsetzen sträubten. Da hatte er wohl keinen Gedanken fürs Fest übrig.

Außerdem sollte er ja heute noch sehr hohen Besuch bekommen. Der Oberregierungsrat Reinicke aus Posen wurde erwartet. Und noch ein Herr dazu. Die Fremdenzimmer wurden schon hergerichtet, und der Januschewsky war schon vor mehreren Stunden mit den beiden Füchsen nach der Bahn gefahren.

Wer blieb da also noch viel übrig für sie? Der dicke Oberinspektor, vor dem sie alle eigentlich einen Heidenrespekt hatten, der kleine Inspektor, den sie mit den Feldarbeitern um die Wette verlachten, und Fräulein Born, die Wirtschaftsmamsell.

Was sollte das für ein Weihnachtsfest werden! —

* * *

Die Sonne hatte einen letzten müden Purpurgruß herabgesandt und war dann verschwunden.

Es war schon beinahe völlig dunkel draußen, als Schlittenglocken-Geläute und lautes Hundegebell im Hof die Ankunft des Oberregierungsrats meldete.

Felix, in seinem Zimmer, zuckte bei dem Geräusch unwillkürlich zusammen, und Cäsar, der an seiner Seite marschierte, regte sich gleich gewaltig auf. Er spitzte die Ohren, horchte auf, ging würdevoll nach der Thür und beantwortete das Gebell der Hofhunde draußen mit einem lauten, rauhen, heulenden Ton.

Felix legte die Hand auf den Kopf des schönen, großen Tieres.

„Ruhig, Cäsar, ruhig; es ist nichts, alter Freund, gar nichts."

Er richtete sich stramm in die Höhe, griff nach der Mütze, die am Nagel an der Wand hing, atmete ein paarmal tief auf und legte die Hand auf die Thürklinke.

Eine Sekunde blieb er hier stehen, es wurde ihm auf einmal schwindlig; ein Nebel legte sich vor seine Augen, und der Boden schien ihm unter den Füßen zu wanken. —

Aber nach kaum mehr als einer Sekunde war dieser Anfall von Schwäche vorüber; Felix richtete sich kerzengerade empor und ging hinaus, um die Ankommenden zu empfangen.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

# Die eherne Schlange.

## Roman in drei Büchern

von

**Thomas P. Krag.**

Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Eugen von Enzberg.

[3]



### VIII.

Friedrich von Gröben ging schweigsam im Haus umher. Gleich vom ersten Augenblick an hatte ihm diese Gesellschaft in seinen vier Pfählen nicht gefallen. Wenn ihn jemand in eine ebenso ausgelassene Gesellschaft bei einem andern geführt hätte, so würde er garnichts dagegen einzuwenden gehabt haben; nun schämte er sich vor den steifen, dunklen Stühlen aus Eichenholz, auf denen die halb betrunkenen Menschen umhersaßen, vor den stummen Wänden mit den alten Ahnenbildern, die Zeugen dieses Lachens und Lärmens waren.

In dieser Gemütsstimmung ging er in den Garten hinaus und traf bald auf seine Frau am Arme des Leutnants Hall. Es schien, als ob sie gerade aus dem alten Gartenpavillon kämen, der dort hinter den Bäumen verborgen war und von Fremden kaum entdeckt werden konnte. Sie begegneten sich unter einer Laterne, die den Garten erhellte. Trotz ihres schwachen Schimmers bemerkte Friedrich von Gröben doch sofort, wie rot seine Frau war, welch eigentümlicher Ausdruck auf ihrem Gesicht lag; ihm fiel das Lächeln auf, das in ihren Augen und in ihren Mundwinkeln schmachtete, das Haar, das in Unordnung geraten war, ihre mit Mühe gezügelte Wildheit, die ahnen ließ, daß es ihr schwer fiel, sich wenigstens so weit zu beherrschen, daß sie nicht schon hier draußen herumsprang und vor Wonne tanzte. Dieses gewaltige Glück machte ihn erbeben, ließ sein Blut rascher durch die Adern fließen. —

Nils Hall ging bleich und lächelnd wie immer auf ihn zu. „Lieber Schwager," sagte er, „nicht wahr, so darf ich Sie doch nennen? Wie sich die Gesellschaft bei Ihnen amüsiert, und wie seelenvergnügt alle sind!" Herr von Gröben sah ihn an und erwiderte ruhig: „Wenn es nur nicht allzu ausgelassen wird! Ich will darüber wachen, und wenn die Sache ausartet, werde ich schon dafür sorgen, daß die Herrschaften den Heimweg antreten."

„Wie beliebt, Herr Schwager?"

„In erster Linie habe ich Verpflichtungen gegen mich und mein Haus. Sie dürfen nicht vergessen, daß ich einer alten Familie angehöre, die zu allen Zeiten Sitten gehuldigt hat, die mit den Ihrigen im grellsten Widerspruch stehen. Ich darf und will den Knoten nicht plötzlich zerhauen. Sie kennen doch die Erzählung von der Baumkrone, die verwelkte, weil sie sich von ihrer Wurzel losgerissen hatte. Ich will so nachsichtig sein als möglich, aber ich bin ein Mann, Nils Hall, und selbstbewußt, sehr selbstbewußt. Wenn man mich ärgert, nehme ich meine Rechte

als Herr des Hauses in Anspruch und verlange, daß man sich nach mir richtet!"

Friedrich von Gröben sprach ruhig und langsam. Er fühlte, daß er der Stärkere war und das Recht auf seiner Seite hatte.

Als Nils Hall keine Antwort gab, fügte er in strengem Ton hinzu: „Daran müßt ihr vor allen Dingen denken und euch danach richten!" Mit diesen Worten wandte er ihm den Rücken und ging. Die junge Frau lachte laut auf.

Als er dieses Lachen hörte, hatte er zuerst Lust, sie zu züchtigen; als er aber eine Weile später daran dachte, überwältigte ihn ein tiefer Schmerz: er fühlte, daß seine innerste Seele getroffen war. Er stand still; das saugte, das brannte in ihm, all sein Blut stieg langsam wie eine schwere Woge zum Kopf hinauf. Es währte eine geraume Weile, bis er wieder zu sich selbst kam. Aber der Schmerz hatte seinen Stachel zurückgelassen und lastete mit Zentnerschwere auf dem Ärmsten.

Auf dem Wege zum Wohnhaus traf er zwei Offiziere, einen alten und einen jungen. Der alte Herr war stark betrunken und gab dem jungen Leutnant gute Ratschläge, natürlich über Liebessachen. Der Jüngling lachte und blickte abwechselnd Herrn von Gröben und seinen Vorgesetzten an. Dieser hörte nicht einmal auf zu schwatzen, als sie im Korridor angelangt waren, und ging schließlich mit seinen guten Ratschlägen soweit und gebrauchte dabei so rohe Worte, daß er trotz seines Rausches selbst darauf aufmerksam wurde, erstaunt um sich blickte und in fragendem Ton ein „Hm? . . . Hm? . . ." stammelte, gerade wie einer, der sich durch sein lautes Sprechen selbst im besten Schlaf gestört hat.

Aber Friedrich von Gröben fand heute Gefallen daran, dem Mann zuzuhören, aus dessen dickem, lachendem Munde diese gleichgiltigen Worte kamen. Die beispiellose Sorglosigkeit dieses Bullenbeißers beruhigte seine erregten Nerven.

Vielleicht hatte Nils Hall den Admiral aufmerksam gemacht, daß es Zeit zum Aufbruch sei, vielleicht auch nicht. Jedenfalls verließen kurz darauf die Gäste das Haus, und in den Sälen wie in den andern Zimmern lagerte die eigenartige Stille eines verlassenen Tanzsaals.

Aber draußen auf den Korridoren herrschte jetzt um so größere Unruhe. Die Offiziere halfen den Damen beim Umlegen ihrer Mäntel, und nun trieben die Hände ihr Spiel: bald ein rascher, heißer Händedruck, bald ein Streifen von Hals und Busen, das für alle andern unsichtbar blieb. —

Die Wagen hatten lange warten müssen. Die Kutscher waren schläfrig und unbeholfen, und diese Damen hatten doch Schleppen. Die Offiziere halfen aber auch hier nach und beugten sich in die Wagen hinein, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei. Dabei schlossen sie die widerstandslose Unschuld zum letztenmal in ihre Arme, und zwar auf eine Weise, die das junge Blut der Ohnmacht nahe brachte. —

Berauschend hatte die Begegnung mit diesen welterfahrenen Herren gewirkt, die jungen Herzen berückend, und ein zarter girrender Ton schien gleichsam in der Luft zurückzubleiben, ein Abglanz der letzten süßen Worte, des letzten Lebewohls.

Gleich darauf verabschiedeten sich auch die Offiziere. Noch lange hörte man ihr munteres Plaudern, Lachen und Rufen. Dann lag das Haus des Herrn von Gröben still wie zuvor, die Lichter waren erloschen, und bald darauf schlief die ganze Gegend.

---

## IX.

Die Gesellschaften im Gröbenschen Haus wurden nun immer häufiger. Zumal des Abends hielten jetzt oft Wagen vor dem Haupteingang. Muntere Gäste, die Frau Ulrike an der Treppe willkommen hieß, lachten und plauderten.

Ein Koch wurde engagiert und ein herrschaftlich ausstaffierter Kutscher. Diese trugen Unfrieden in die Dienerschaft, und schon nach wenigen Tagen schimpfte der Kutscher die alte Marja, weil sie die Hühner hatte an den Hafer der Pferde kommen lassen. Hier machen wir dieselbe Wahrnehmung wie schon früher. Hätte der alte Stallknecht sie ausgescholten, so hätte sie sich das ruhig gefallen lassen; aber schon seit langem hatte Marja mit scheelen Augen auf die mit Goldtressen besetzte Livree des Kutschers gesehen, wie sie ihrer Meinung

nach nur einer Standesperson zukam, und deshalb ertrug sie seine Vorwürfe nicht, sondern sagte ihm gründlich die Meinung.

Aber bald darauf wurde auch der neue Koch gegen die alte Frau unverschämt. Da sagte sie: „Eh' du das Licht der Welt erblickt hattest, bin ich in diesem Hause gewesen. Nun geh' ich meiner Wege, denn ich will mich nicht von Kindern zurechtweisen lassen!" Und als der Monat zu Ende war, verließ sie ihren Dienst.

Es ist kein gutes Zeichen, wenn alte treue Diener aus einem Haus scheiden müssen, denn das spricht immer dafür, daß dort etwas nicht in Ordnung ist! Trotz aller Munterkeit, die nun herrschte, war das Gröbensche Haus nicht mehr wie früher; ein undefinierbares Etwas machte, daß einer, der für immer dort wohnen sollte, sich nicht mehr so wohl fühlen konnte, wie vor ein paar Jahren.

Friedrich von Gröben hatte sich nach und nach immer mehr von dem gesellschaftlichen Leben zurückgezogen. Das paßte nicht für ihn. Mit all diesen fremden Menschen hatte er ja so wenig gemein. Zudem war er ja auch schon ein alter Mann. Einmal sagte er zu seiner Frau, er könnte die Unruhe, die die beständige Anwesenheit von Fremden ins Haus brächte, nicht ertragen; aber sie ging nicht darauf ein, und es gelang ihm nicht, ihr das begreiflich zu machen, er konnte sich höchstens für ein oder zwei Wochen Ruhe verschaffen, aber da war dann auch seine Frau in ungnädigster Laune; eines Tages legte sie sich sogar zu Bett. —

Gröben dachte viel darüber nach, was er eigentlich thun sollte. Zu kämpfen war unmöglich; hier konnte er sich nicht als Mann zeigen und seine Kraft walten lassen. Er fühlte auch, daß strenge Worte und Verbote nur alles noch schlimmer machen, einem Akt der Roheit und Brutalität gleichkommen würden. Der kräftigste Hengst wird leicht von einem Schwarm blutdürstiger Bremsen bezwungen: es ist ein ungleicher Kampf. Wenn deshalb Frau Ulrike ihm auf sein Vorhaben entgegnete, sie wäre doch jung, und er hätte ihr, als er sich mit ihr vermählte, nicht gesagt, daß sie nun wie ein altes Weib leben sollte, sondern sei ihr im Gegenteil entgegen gekommen, und hätte sogar ganz jugendliche Allüren angenommen, — dann senkte Friedrich von Gröben seinen Blick und schwieg.

Aber er hatte eine starke, wurzelfeste Natur. Er lebte weiter, ohne etwas zuzusetzen, und fühlte, daß allmählich wieder die Ruhe über ihn kam. Die strenge Arbeit, die er sich auferlegte, gab ihm einen festen Schlaf, und die Pflicht, diese starke Göttin der nördlichen Länder, der er immer treu geblieben war, verlieh ihm zum Dank dafür einen stillen, aber unerschütterlichen Stolz. Von seiner Frau glaubte er nicht mehr und nicht weniger, als daß ihr junges Blut nach Unruhe und Zerstreuung dürstete, und obwohl Nils Hall sich in der Nachbarstadt niederließ und sie sehr oft besuchte, dachte Gröben noch immer nicht an Eifersucht.

---

## X.

Allein er war sich dessen voll bewußt, daß es aussichtslos war, auf Glück in seiner Ehe zu hoffen, weil sie von Anfang an auf Sand gebaut war. Aber nun, da die Liebe, die spät in ihm erwacht war, eine so herbe Enttäuschung erfahren hatte, nun da er sich genötigt sah, seine starken Liebesempfindungen einzudämmen, brachen sie sich eine andere Bahn, sie machten ihn zum Träumer! Wie so mancher seiner Ahnen wurde auch er ein Grübler, der beständig über die schwersten Dinge sann.

Mit besonderer Vorliebe beschäftigte er sich jetzt mit Astronomie. Die alten Bücher, die er sich in dem verhängnisvollen Jahr angeschafft hatte, in dem er Ulrike kennen lernte, wurden wieder hervorgeholt, auch erwarb er viele neue Werke, die alle Himmelskörper behandelten, von dem erloschenen Mond und dem kalten Neptun bis zu den fernen glühenden Lichtnebeln, auf denen noch kein Leben zu finden ist, auf denen aber vielleicht einst ein reiches Leben keimen wird, wenn unsere Sonne erloschen und unser Erdball versteinert ist.

In der Stadt wohnte ein alter jüdischer Arzt, der sich auf allerlei Wissenschaft verstand. Er war vor etwa zehn Jahren eingewandert und hatte nur seinen Studien gelebt. Niemand

wußte, woher er kam, aber man sagte allgemein, er habe da, wo er früher gelebt, seines Glaubens wegen leiden müssen. Die meiste Zeit brachte er auf seinem Studierzimmer zu, in dem er viele seltene Dinge aufgestapelt hatte. Da lag unter anderem eine kleine Schachtel auf seinem Schreibtisch, die aussah, als ob sie nur harmlose Dinge enthielte, vielleicht ein Herz aus Silber, wie es junge Mädchen auf der Brust zu tragen pflegen. Aber wenn man sie öffnete, fand man darin eine vertrocknete grüne Fliege oder einen kleinen eingeschrumpften Wurm.

Er lag oft stundenlang mit seinem Netz drunten am Strande, in engen Winkeln und Schlupflöchern, wo allerlei wunderliche Amphibien im stehenden Wasser ihr Wesen trieben. Das Studium dieser Tiere nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, er fand unter ihnen so manche Abarten, die durch ihr Aussehen überraschten. Aber wenn er nun hin und wieder reine Arten haben wollte, fuhr er hinaus zu den Fischern, die ihre Netze ins offene Meer senkten.

Der Doktor widmete sich indessen nicht nur mikroskopischen Studien, sondern oft hatte man ihn beobachtet, wie er auf einem Hügel vor der Stadt mit einem langen Fernrohr zum Sternenhimmel emporsah.

Zu diesem Mann ging Friedrich von Gröben sehr oft. Anfänglich kam er nur, um sich das eine oder andere erklären zu lassen, was er selbst nicht verstand, und ging gleich wieder fort, sobald er den gewünschten Aufschluß erhalten hatte; denn er merkte wohl, daß der Doktor nicht zu den Leuten gehörte, die sich leicht an andere anschließen. Aber später blieb er oft stundenlang sitzen, und dann sprachen die beiden über gar mancherlei.

Es kam auch vor, daß Gröben die Pferde einspannen ließ und mit dem alten Herrn eine Spazierfahrt machte. Dann saß dieser vergnügt im Rücksitz und ließ sich gemächlich von den Federn des Landauers wiegen. Gar oft machte die frische Luft und die kleine Flasche Wein, die sie mitgenommen hatten, daß der Alte ganz von seiner Sterndeuterei und den Kriechtieren abkam und über alles redete, was er sah oder früher gesehen hatte. Bemerkte er einen jungen Offizier zu Pferde, so konnte er ausrufen: 'Wie schneidig sitzt der Mensch im Sattel!' Lachte ihm ein grünes Gehölz entgegen, so konnte er von den Wäldern Südspaniens erzählen, die so dicht belaubt waren, daß sie in einiger Entfernung ganz schwarz aussahen.

Während dieser Spazierfahrten war er ein ganz anderer als daheim in seinem stillen Kämmerlein. Da war er nicht mehr der ernste Gelehrte, der gewaltige Dinge in seinen Gedanken umschloß. Die Reize der Natur wirkten ablenkend und verjüngend auf ihn. Er ließ sich über die jungen Leute, die an ihnen vorbeikamen, Aufschluß geben, sprach in begeisterten Worten von den hübschen Mädchen und zollte den Jünglingen mit kräftigem Körperbau und kecken Mienen rückhaltlose Bewunderung.

Friedrich von Gröben holte schließlich den Alten nicht mehr im Wagen ab, sondern suchte ihn lieber in seiner Wohnung auf.

Als er nun eines Nachmittags wieder zum Doktor kam, saß dieser am Pult und schrieb. Das Tageslicht war noch so stark, daß er keine Lampe brauchte. Gröben ließ sich in einen tiefen Lehnstuhl fallen. Der Alte aber sagte, ohne von seiner Arbeit aufzublicken: „Ich bin bald fertig. Ich schreibe nur einige Sätze aus einem alten Buch ab, das ich mir geborgt habe. Im Grunde genommen hat es wohl wenig Wert, aber es ist doch ein ganz apartes Buch. Es enthält eine Menge Prophezeiungen. Einige davon sind zwar ganz sinnlos, aber andere stammen allem Anschein nach von ernsten Männern, die einen klaren Blick und ein scharfes Gehör hatten und, ich möchte sagen, ferne Dinge sehen und hören konnten. Urteilen Sie selbst:

„I n z w e i h u n d e r t J a h r e n.
Wenn einst Menschen zum Lande kommen,
wo Gold sich findet im Meeressand,
und wo graue Perlen
im Fluß an Baumeswurzeln hängen,
köstlichen duftenden Wurzeln des Waldes:
da kann ich künden,
daß die gute Zeit beginnet für Spanien!

„. . . Sehen Sie, das schrieb ein spanischer Mönch zweihundert Jahre vor der Entdeckung Amerikas.

„Aber die nächste Prophezeiung, die ein französischer Mönch im zwölften Jahrhundert schrieb, ist nach meiner Meinung ganz unverständlich:

Wenn Orion das Meer berührt mit seiner Zeh',
und weiß der Hundsstern steiget aus der See,
dann werden böse Dünste in den Lüften weh'n,
der Menschen Kinder all' zu Grunde geh'n!

„Das ist doch unverständlich? . . . Wenn der Hundsstern eine weiße Farbe erhält, 'weiß steiget aus der See.' Ich weiß ja wohl, daß der Sirius in grauer Vorzeit von den Dichtern als 'rot' besungen wurde, aber lange bevor dieser Mönch das Licht der Welt erblickt hat, ist er weiß gewesen. Schon Hippias von Sizilien, der etwa im Jahr achthundert nach Christus gelebt hat, erzählt, daß er den Sirius beobachtete, 'des Hundssternes milchweißen Glanz'!"

„Es ist sonderbar mit den Prophezeiungen der alten Mönche," sagte Friedrich von Gröben, „sie beschäftigen sich besonders gern mit dem Untergang der Welt."

„Das thun sie allerdings sehr oft," antwortete der alte Herr bedächtig. „Allein wenn man die Sache näher betrachtet, ist das doch nicht so seltsam. Die wirklich ehrlichen Mönche waren ganz bedeutende Menschen. Vielleicht hat niemals ein anderer sein Leben so ausgenützt, wie sie in ihrer stillen Zelle. Denn Sie werden mir wohl zugeben, daß leben nicht gleichbedeutend ist mit Wirbelwindmachen; nicht die nützen ihr Leben am besten aus, die es nach der Meinung des großen Haufens zu thun scheinen — leben ist nicht dasselbe wie zu leben s c h e i n e n! Das ist der Unterschied zwischen einem Gefangenen in Fesseln und einem wilden Reiter!" . . .

„Was nun diese Mönche betrifft," fuhr er nach einer Pause fort, während der er sich zurückgelehnt hatte, „so waren es Menschen, die ein brennendes Verlangen im Herzen trugen nach einem seligen Glück, das auf Erden nicht zu finden ist, das sie also auch nicht in ihrer Zelle finden konnten. Als Mensch hatten auch sie Sinne und Begierden. Vom Kloster aus sahen sie vielleicht das irdische Leben: rote Rosen und weiße Weiber und Wollust. Dann kämpfte der irdische Mensch in ihnen mit dem sehnenden geistigen Menschen einen verzweifelten Kampf, bis sie schließlich still und lebensmüde dasaßen und nur noch vom Ende aller Dinge träumten, vom Brand der Erde, vom Erlöschen der Sonne, vom Mond, der rot und schrecklich in das Dunkel hinausflieht, vom Verschwinden der Sterne, wenn das Meer erbraust, und vom Kommen des allmächtigen Gottes in der Wolke.

„Wenn aber der französische Mönch davon spricht, daß böse Dünste in den Lüften wehen werden, so weiß ich nicht, woher diese kommen sollten. Aber man muß doch zugestehen, daß es Zeiten gegeben hat, da sich vieles auf der Erde derart gestaltete, daß man annehmen konnte, ein fremder feindlicher Stoff sei in die Luft gekommen, die die Menschen einatmen mußten. Woher? Vielleicht von einem umherstreifenden Kometen? Damit meine ich die merkwürdige Zeit, die sich über einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten erstreckte und namentlich im vierten Jahrhundert ihre Eigentümlichkeiten entfaltete. Damals sagte der Bischof Zeno von Verona: 'Die größte Tugend der Menschen ist es, die Natur zu ertöten.'

„Was hatte die Menschen damals eigentlich ergriffen? Eine geistige Epidemie, die ebenso unerklärlich war wie die großen Epidemien, die den menschlichen Körper befallen. Haben Sie von der schrecklichen Traurigkeit gelesen, die sich damals der Sterblichen bemächtigte? Von den Heiligen und ihrem Leben? Ein zeitgenössischer Geschichtsschreiber berichtet: Jammernd und seufzend bitten sie um Barmherzigkeit; viele halten sich nicht für würdig, zum Himmel aufzuschauen, sondern verbergen ihr Angesicht in den Händen und pressen den Kopf auf die Erde. Die Haut hängt schlaff um die Glieder und vertrocknet wie Gras. Überall hört man den Ruf 'Wehe, Wehe! Gnade!' Einige wagen kaum ihren brennenden Durst mit ein paar Tropfen Wasser zu löschen. Alle Gedanken gelten einzig und allein dem Tod und der Ewigkeit. Die Haut an den Knien ist vom vielen Knieen hart geworden. Ihre Wangen sind hohl, die Brust ist von Geißelhieben zerrissen; sie spucken oft Blut und kleiden sich in schmutzige Lumpen, die von Ungeziefer wimmeln. Manche bitten darum, man möge sie

nicht begraben, sondern ihre Leiber auf freiem Feld verfaulen lassen.

„So lebten diese Menschen, die man heute als Heilige verehrt. Welches Elend und welche Größe! Man darf nicht vergessen, daß viele von ihnen hübsche junge Männer und Weiber waren, oft von hoher Abkunft, Menschen, denen die ganze Welt offen stand mit all ihrer Liebe und Lust. Man darf nicht vergessen, daß sie in all ihrem Elend, wie wir das nennen, Jahrhunderte hindurch die Hauptvertreter des Schmerzes und Entzückens der ganzen Welt gewesen sind. Glauben Sie nicht, daß auch ihr Dasein reich an Freude war? Mitten in diesem Chaos schrie ja doch das Leben auf. Welche tiefen, starken Träume! Wenn ich ihre Legenden lese, steigt durch die Schmerzenswolken ein berauschender Duft von Rosen zu mir auf — jener seltsamen Blüten, die so dunkelrot und leuchtend sind, und wenn ich in die alten Kirchen gehe und die alten Lieder höre, deren Worte und Töne diese Heiligen gedichtet haben, dann fühle ich, welcher Honig von diesen traurigen Melodien rinnt, welch ein Weihrauch daraus emporsteigt. Mir ist, als hörte ich verborgene Saiten erklingen, Saiten aus lauterem Gold und Silber, die mit duftigen Blüten geschmückt sind und noch lange nachklingen, wenn auch die Instrumente längst verstummt sind.

„Diese Lieder werden immer leben, denn sie sind Gott geweiht. Sie fielen wie rote Blutstropfen nieder, vergossen in der Not der Angst und dem Entzücken der Hoffnung."

Im Zimmer war es inzwischen ganz dunkel geworden. Die beiden Männer blieben eine Weile stumm, dann sagte der Doktor langsam:

„Verstehen Sie mich recht. Ich preise nicht diese allzu brennenden Gedanken, diese allzu heißen Empfindungen. Aber ich finde, daß diese Menschen sich mehr in das Leben vertieft haben und trotz all ihrer Irrtümer größere Menschen gewesen sind als der wohlerzogene, banale Haufen. Die Barmherzigkeit, mit der sie Kranke und Elende pflegten, war gewiß in den meisten Fällen mehr als Mitleid, es war Weisheit. Sie knieten dadurch ihr Leben lang gleichsam vor dem Dasein in all seiner Größe und all seinem Schmerz; sie knieten vor dem Leiden der Menschheit, dem einzigen hier auf der Welt, vor dem alle das Haupt entblößen sollten. Denn alle andere Größe ist von Anfang an Eigenliebe, die sich selbst lohnt, sich selbst huldigt und an der Erde hängt. Nur das Leiden strebt zum Himmel!"

---

## XI.

Einige Tage darauf, als Herr von Gröben nach einer längeren Unterredung den Heimweg antreten wollte, sagte der Doktor:

„Sie meinen, der alte Jude hat gut reden. Er ist nie im Leben draußen gewesen, sondern hat immer hinter Schloß und Riegel gesessen und sich seine eigene Welt gebildet."

Herr von Gröben erwiderte: „Ich glaube nicht, daß ich so sprechen würde. Aber wenn ich es auch thäte! Es ist nicht das Geringste, sich seine eigene Welt gründen zu wollen."

„Ich glaube," sagte der Doktor, „wenn Sie lesen könnten, was die sogenannten Geister in ihrem Innersten denken, so würden Sie bald merken, daß sie ganz anders denken, als Sie glauben. Glauben Sie mir, daß ich vielleicht mehr verloren habe als Sie, daß ich ein geächteter Mann bin, nicht vertrieben von anderen, wie Sie vielleicht gehört haben, auch nicht meines Glaubens wegen, sondern vertrieben durch mich selbst, weil ich niemals an etwas geglaubt habe, weil ich noch in keiner Stunde wirklich das erreichen konnte, was ich erstrebt habe. Meine Arme, die nun schlaff sind, haben einst Muskeln gehabt, und meine Stimme, die nun matt ist, war einstmals klangvoll. Und ich rief, allein ich rief in die Wüste. Ich habe nichts von Ihnen gehört, aber ich glaube Sie zu kennen. Ich weiß nicht, woher es rührt, aber Ihre Besuche stören mich. Lassen Sie mich, bitte, allein. Mißverstehen Sie mich nicht. Ich bin nur übermüdet. Nehmen Sie, bitte, zum Andenken dieses Buch. Wenn Sie es gelesen haben, werden Sie sehen, daß ich nicht der bin, für den Sie mich halten. Es sollte mir lieb sein, wenn Sie aus dem Inhalt des Buches Nutzen ziehen könnten. Leben Sie wohl!"

---

## XII.

Friedrich von Gröben ging nach Hause und fing zu lesen an. Das Buch war in klaren, deutlichen Schriftzügen geschrieben.

Er fand eine Menge neuer Gedanken darin entwickelt, und neue Erscheinungen stiegen wie Wolken zwischen den Zeilen empor. Hier trat wieder die Vorliebe des Doktors für das Alleben in die Erscheinung. Die Menschen, so schrieb er, die nun unsere Erde bewohnen, sind Thoren, wenn sie glauben, daß die Sonne kein Leben habe, und auch die Erde desselben entbehrte, so lange sie in glühendem Zustand war. Wer sagt, daß alle Lebewesen unsere Kälte und Hitze haben müßten, weshalb legen wir an alles unseren eigenen Maßstab an? Schon auf unserer Erdkugel leben viele Geschöpfe in furchtbarer Hitze und in strengster Kälte. Die Sonne kann von Wesen bewohnt sein, die sich ebenso vergnügt im Feuer tummeln, wie bei uns die Fische im Wasser. Während unsere Erde sich noch im glühenden Zustand befand, lebten sicherlich solche Feuerwesen auch in den kochenden Strömen, deren Formen man noch heute in dem Innern der Gebirge und den tiefen steinernen Erdschichten zu ahnen vermag. Die feurigen Drachen, von denen in früheren Religionen gesprochen wird, sind nur die letzten Vorstellungen, die sich die Menschen hierüber gemacht haben.

Noch viele andere Dinge kamen darin zur Sprache, aber das Ganze glich einem Rausch. Es brodelte, wallte und barst. Es war, als ob die Worte zwar von einem lebenden Menschen ausgesprochen wären, aber vom menschlichen Geist flammten. Durch das Ganze ging ein Hunger nach Ruhe. Den Schluß bildete eine Art von Traum davon, welche Vorstellung sich die früheren Völker von Himmel und Erde machten. Und es kam darin ein verzehrendes Sehnen zum Ausdruck, alles gleich ihnen schauen zu können mit großen einfältigen Augen — über einen klaren Fluß hingleitend und die Sterne besingend, die am Himmelszelt aufstiegen und niedersanken, in dem kindlichen Glauben, es wären Gottes Augen.

Endlich las Gröben noch eine Nachschrift, die 'Bekenntnisse' betitelt war:

Ich sagte, ich will die Sterne beobachten; denn im Vergleich mit ihnen, die im Karfunkelglanz erstrahlen, in einer Größe, die alle menschlichen Begriffe übersteigt, ist meine eigene Freude und mein Kummer gering.

Mein Fleisch aber ruft mit Recht: Welch ein Thor bist du, daß du nach den Sternen siehst. Oder gestehe wenigstens zu, daß du dieses Beschauen nicht am meisten liebst und ersehnst. Denn was hilft es mir, daß die Sterne scheinen? Weshalb kann ich nicht selbst mein Licht und meine Gaben leuchten lassen? Was aber hat mich darauf gebracht, den Gang der Sterne zu beobachten? Du, mein Glück im Leben, das ich nicht finde, das mir wie ein Weib erscheint, du Ziel meiner Träume, das zehntausend schmerzvolle Stunden gebar! Ich habe dich erwartet und dir entgegen gehungert, denn mein Blut begehrt dich und mein Leib liebt dich, obwohl ich dich nicht kenne, dich, mit deinem wogenden Busen, deinem süßen Schoß und deinen lächelnden Augen. Du, mit deinem lebenswarmen errötenden Fleisch, das meine Seele versengt, du, die du züchtig den Schleier trägst, weil du dir selbst der verlockenden Reize deiner Sinne bewußt bist, du, die du keusch bist, weil du die Menge deiner Laster kennst. Du, mit deinem teuflischen Lächeln, du, deren Haupt und Körper mir wie eine Blume scheint. Wahrlich, ich gäbe die Sterne am Himmel für deine Augen, aber du kommst nicht, du Weib, du Traum, du Phantom, das meine Seele mit Thränen betaute, salzig wie Meeresschaum!

Aber du seltsames Wesen! Du Krankheit meines Blutes, du Unglück meines Lebens: Du verdankst deinen Ursprung einer herben Enttäuschung, die für alle Zeiten ein Geheimnis bleiben soll.

Dann folgten einige Zeilen, die erst in allerjüngster Zeit geschrieben zu sein schienen und also lauteten:

Doch nun, nach langjährigem Kampf, traure ich nicht mehr, denn endlich habe ich Ruhe gefunden. Und ich sage zu denen, die nach mir kommen: „Betrachte das Leben mit all seinem Kampf, seinem Leid und seiner Lust. Weshalb solltest du dich fürchten? Laß das Leben walten. Es mag dich in dunkle Höhlen oder in lichte

Haine führen. Möge das Blatt deines Lebens sich wenden. Wirf die alten Regeln für Schönheit, Güte, Wahrheit fort. Welch spröde Damen sind doch die alte Schönheit, die alte Güte, die alte Wahrheit! Wie lange werden wohl die Menschen ihnen noch Heerfolge leisten? Steure mutig auf dein Ziel. Versenke dich in die Offenbarung, die das Leben in all seinen Formen verkündet. Denn alles ist Leben, alles geschieht naturgemäß, aber nicht nach Sitte und Brauch der Menschen. Was die Menschen Natur nennen, ist nur ein Feind der wahren, großen Natur, die in sich selbst ewig bleibt."

---

## XIII.

Friedrich von Gröben fuhr fort, in seinen Mußestunden in seinen Büchern zu studieren, aber er beschränkte sich nicht hierauf; eines Tages empfand er plötzlich eine ganz besondere Befriedigung darin, einen größeren Spaziergang mit seinem Sohn zu machen, und der Verkehr mit diesem machte ihn heitrer und stärker als das Lesen der tiefsinnigen Bücher. Er hatte sich zwar schon früher mit dem kleinen Jonas beschäftigt, aber dieser war erst jetzt so groß geworden, daß er alles verstehen konnte, was der Vater sagte.

Er nahm nun allabendlich seinen Sohn und führte ihn durch die Felder und Fluren. Hier und da blieben sie stehen und sprachen die Landleute an, die ihnen begegneten, oder lauschten den Grillen, die ringsum auf den Wiesen zirpten. Und zuweilen, wenn Gröben am frühen Morgen erwachte, weckte er seinen Sohn, der das Schlafzimmer mit ihm teilte, und ermunterte ihn, sich rasch anzuziehen und ihn auf eine Morgentour zu begleiten. Der Junge kam dieser Aufforderung natürlich mit Freuden nach, und dann zogen die beiden Hand in Hand hinaus in den jungen Tag. Wenn der Weg quer durch die Wiesen führte, die im frischen Tau erglänzten, oder über feuchte Sümpfe, trug ihn der Vater hinüber, damit er keine nassen Füße bekäme.

Eines frühen Morgens, als noch dichte Nebelschleier Feld und Flur verhüllten, weckte er den Knaben wieder und sagte zu ihm: „Komm, Jonas, wir wollen auf den St. Hans-Berg hinaufgehen und dort die Sonne aufgehen sehen!" Das Kind wischte sich den Schlaf aus den Augen und war trotz seiner Müdigkeit seelenvergnügt; denn es war schon längst zwischen Vater und Sohn verabredet worden, jenen Berg einmal vor Sonnenaufgang zu besteigen. Sie verließen das Zimmer und schritten leise und vorsichtig über den Korridor, um niemand zu wecken. Als sie zur Hausthür heraustraten, blieben sie stehen und lauschten, denn im selben Augenblick strich ein Schwarm Zugvögel vorüber.

Plötzlich glaubte Gröben ein Geräusch zu hören, als ob ein Fensterflügel geöffnet würde. Er gab seinem Sohn, der nach Kinderart das Pfeifen der Vögel nachahmte, ein Zeichen zu schweigen und stehen zu bleiben, und ging selbst auf das Fenster zu, von dem das Geräusch zu kommen schien. Da sah er Nils Hall aus Frau Ulrikens Fenster springen und durch den Garten davoneilen. Im nächsten Augenblick stand sie selbst am offenen Fenster und nickte ihm zu und lächelte mit großen, weitgeöffneten Augen. Nils nickte wieder, warf ihr Kußhände und verschwand dann im Walde.

Friedrich von Gröben blieb stehen und starrte immer nach dem Fenster hin. Selbst als Jonas herzukam und ihn fragte, wonach er sehe, rührte er sich nicht von der Stelle. Erst geraume Zeit später ergriff er die Hand seines Sohnes und führte ihn ins Schlafzimmer zurück. Er sagte dem Knaben, er solle sich ruhig wieder zu Bette legen, und fügte hinzu: „Es wird sich heute nicht mehr aufklären ... wir müssen warten ...!"

Dann ließ er sich wie betäubt in einer dunklen Ecke des Zimmers auf einen Lehnstuhl fallen und erwartete dort den Anbruch des Tages. (Forts. folgt.)

# Ein Wort über unsere Staatseisenbahnen.

Von

Eisenbahn-Direktor de Terra in Guben.



II.*)

In der richtigen Erkenntnis, daß die Verwaltung dem Lande eine möglichst baldige Aufklärung über die Ursachen der im Laufe des vorigen Jahres besonders zahlreichen, folgenschweren Unfälle und sonstigen bedenklichen Erscheinungen in unserem Eisenbahnwesen schulde, wurde dem Landtage bei seinem Zusammentreten eine 'Denkschrift über den Stand der Betriebssicherheit, die Betriebseinrichtungen und den Betriebsdienst auf den Staatsbahnen' vorgelegt. Der Inhalt dieser Denkschrift ist in seinen wesentlichen Punkten in der Tagespresse meist ausgiebig erörtert worden, so daß hier von einem näheren Eingehen darauf abgesehen werden kann. Die Aufnahme, die sie fand, war im allgemeinen keine besonders günstige. Was ihr aus verschiedenen, keineswegs grundsätzlich oppositionell gesinnten Kreisen besonders zum Vorwurf gemacht wurde, war, daß sie gar zu einseitig bemüht sei, die — durchaus anerkennungswerten — Bestrebungen und Leistungen der Verwaltung in das hellste Licht zu rücken, daß sie die vielen im Laufe der letzten Zeit gegen sie erhobenen gewichtigen Anklagen teilweise stillschweigend überginge und namentlich auch darüber nur unzureichende Auskunft gebe, was zur Abstellung begründeter Beschwerden weiter Volkskreise inzwischen schon geschehen oder beabsichtigt sei.

Die von der öffentlichen Meinung an der Denkschrift geübte Kritik, deren Berechtigung hier nicht untersucht werden kann, und mancherlei in der Tagespresse wie in zahlreichen Petitionen an den Landtag geäußerte Klagen und Wünsche verschiedener Beamtenklassen namentlich des unteren Dienstes, die einen bedenklichen Zustand hochgradiger Unzufriedenheit in diesen Kreisen erkennen ließen, berechtigten zu der Erwartung, daß es bei der Beratung des Eisenbahnetats diesmal zu besonders scharfen Auseinandersetzungen kommen würde. Ging man doch mit der Vermutung eines für den jetzigen Eisenbahnminister ungünstigen Ausganges schon so weit, ganz offen einen dem Eisenbahnwesen nahestehenden verdienten General als seinen voraussichtlichen Nachfolger zu bezeichnen.

Daß das der preußischen Staatsbahnverwaltung und ihrem verdienstvollen Leiter drohende Unwetter ohne schwerere Folgen, und namentlich auch ohne unheilvolle Entladungen vorübergegangen ist, dazu haben verschiedene Ursachen beigetragen, von denen hier nur die augenfälligsten erwähnt werden mögen. Zunächst der Umstand, daß sich der erste und gewichtigste Vorstoß in dem verschwiegenen Schoße der Budgetkommission vollzog, aus der nur verhältnismäßig kurze und keinerlei amtlichen Charakter tragende Berichte in die Öffentlichkeit dringen. Nach diesen Berichten, von denen bezeichnenderweise der der Kölnischen Volkszeitung sich durch besondere Ausführlichkeit auszeichnet, hat schon in der Budgetkommission, wie später im Plenum, in Übereinstimmung mit der allgemeinen Volksmeinung die Überzeugung geherrscht, daß nicht dem jetzigen Leiter der Verwaltung die Hauptschuld an den vorher erwähnten unerfreulichen Erscheinungen in unserem Eisenbahnwesen beizumessen sei, sondern daß die eigentliche Verantwortlichkeit dafür seinen finanzministeriellen Kollegen treffe, der in der ihm obliegenden Fürsorge für eine möglichst sparsame Bemessung der Ausgaben bei der Staatsbahnverwaltung über das Maß wahrer Wirtschaftlichkeit zum Schaden der Leistungsfähigkeit der Staatsbahnen vielfach hinausgegangen sei. An dieser Auffassung, die auch in der Zeitung des Vereins Deutscher Eisenbahn-Verwaltungen mehrfach unverhohlen geäußert worden ist, haben weder die gegenteiligen Er-

*) Vgl. den Aufsatz in Nr. 35. Ein Schlußaufsatz folgt.

klärungen des finanzministeriellen Kommissars in der Budgetkommission, noch des vielgewandten und hochverdienten Finanzministers selber im Plenum zu rütteln vermocht. Und als der Eisenbahnminister, dessen besonderes Verwaltungsgeschick wie finanziell gute Wirtschaftsführung schon vom Berichterstatter der Budgetkommission rühmend hervorgehoben und auch späterhin im Plenum von den verschiedensten Seiten rückhaltlos anerkannt wurde, abweichend von dem in der Denkschrift eingenommenen Standpunkt, die vom Berichterstatter mit großer Sachkenntnis behandelten Mängel unseres Eisenbahnwesens, wie u. a. namentlich unzureichende Fürsorge für eine der eingetretenen Verkehrssteigerung entsprechende Ausgestaltung der Eisenbahnanlagen, mit anerkennenswerter, nur von begreiflichen kollegialischen Rücksichten eingeengter Offenheit anerkannte und den auf ihre Beseitigung abzielenden Vorschlägen ausgiebige Verwirklichung verhieß, war die (Rede-)Schlacht für ihn auf der ganzen Linie gewonnen und allen weiteren, auch den noch im Plenum zu erwartenden Angriffen von vornherein die Spitze abgebrochen.

Als dann infolge Erkrankung des Ministers die Beratung des Eisenbahnetats im Plenum hinausgeschoben wurde, ergriffen verschiedene Abgeordnete im Reichstage bei den Verhandlungen über den Etat des Reichseisenbahnamts die längst ersehnte Gelegenheit, auch das vorzubringen, was sie gegen die preußischen Staatsbahnen auf dem Herzen hatten. Konnte den langatmigen Debatten bei der notorischen Ohnmacht des Reichseisenbahnamts den Bundesregierungen gegenüber auch kein praktischer Erfolg beschieden sein, so trugen sie doch nicht unwesentlich zur Klärung der Sachlage und gleichzeitig zur Ableitung der im Lande wie bei seinen Vertretern noch vorhandenen Spannung bei.

Als natürliche Folge davon ergab sich bei der späteren Beratung im Plenum des Landtages eine Stimmung gegenüber dem inzwischen genesenen Minister, die ihm nichts weniger als feindselig war, so daß es des Hinweises auf die in finanzieller Beziehung wachsenden Erfolge der Verwaltung kaum noch bedurfte, um auch die schärfsten Oppositionsredner, zumal bei der dem Minister eigenen Liebenswürdigkeit, zu größter Mäßigung zu veranlassen.

Durch den gänzlichen Mangel wirklicher Sachverständiger im Landtage wird die Behandlung der das Eisenbahnwesen betreffenden Dinge, besonders auch der für das gesamte wirtschaftliche Leben so überaus wichtigen Tariffragen ohne Zweifel außerordentlich erschwert. Immerhin aber verdient das von verschiedenen Abgeordneten bei den Verhandlungen bewiesene Verständnis für jene Dinge volle Anerkennung. Besonders gilt dies, wie schon angedeutet, von den Ausführungen und Vorschlägen des Berichterstatters in der Budgetkommission wie im Plenum. Das erfreuliche Ergebnis der Verhandlungen darüber ist, daß mit Hilfe der bereitwillig für diesen Zweck zur Verfügung gestellten besonderen Mittel schleunigst — durch Ausbau unzureichender Bahnhöfe, Vermehrung der Geleise, Verkürzung und Beschleunigung der Güterzüge u. a. m. — die Betriebssicherheit und Verkehrsregelmäßigkeit in großem Umfange gefördert werden wird.

Auch die von verschiedenen Seiten teilweise mit großem Nachdruck geforderte größere Unabhängigkeit der Staatsbahnverwaltung von der allgemeinen Finanzverwaltung wird, wesentlich als Folge des fortgesetzten Druckes der Volksmeinung in der Tagespresse wie im Landtage allem Anscheine nach zur Thatsache werden. Dagegen ist wenig Aussicht dazu vorhanden, daß die früher gewünschte 'reinliche Scheidung' zwischen beiden Verwaltungen auf besonderer gesetzlicher Grundlage, unter Bildung eines Reservefonds für kommende 'magere' Jahre sich verwirkliche.

Ihre größere Selbständigkeit wird die Verwaltung in die Lage setzen, auch die längst von ihr geforderten Verbesserungen unseres Tarifwesens mit größerem Nachdruck zu betreiben. Ein außerordentlich wertvoller Fortschritt in dieser Richtung ist im Landtage als nahe bevorstehend angekündigt worden. Zum 1. Oktober d. Js. soll ein neuer Tarif für den Stückgutverkehr eingeführt werden, der sehr erhebliche Ermäßigungen, namentlich auf weite Entfernungen, leider aber erst von 50 km an, bringen wird. Die Verwaltung steht mit den übrigen Bundesstaaten in Verhandlung, um diesem neuen Tarif einen

möglichst ausgedehnten Geltungsbereich zu sichern. Dieser schon lange, allerdings ohne die vorgesehene Beschränkung, an den verschiedensten Stellen empfohlene Schritt (vergl. u. a. meine 'Soziale Verkehrspolitik', Berlin 1894, S. 14 ff.) ist von so großer wirtschaftlicher Bedeutung, daß es sich wohl verlohnt, hier etwas näher darauf einzugehen. Während die — neben den festen Abfertigungsgebühren für Behandlung der Güter auf der Versand- und Empfangsstation u. s. w. — erhobenen Streckenfrachtsätze für Wagenladungen von 6,7 Pfennigen für die Tonne und den Kilometer bis auf 2,2 Pfennige und bei den Sonder- (Ausnahme-) Tarifen bis auf 1,2 Pfennige heruntergehen, betragen diese Sätze für dieselben Güter bei der Aufgabe in kleineren Mengen (als Stückgut) gegenwärtig im allgemeinen 11 und — für einzelne Güter — 8 Pfennige. Dieser bedeutende Unterschied findet in den unbestreitbaren Vorteilen, die der Eisenbahn aus der Aufgabe voller Wagenladungen erwachsen, keine zureichende Begründung. Er hat einerseits dazu geführt, daß die Ansammlung aller möglichen, auch hochwertigen Stückgüter und ihre Vereinigung zu Wagenladungen ein sehr ausgedehntes und gewinnbringendes (Zwischenhandels-) Gewerbe einer Anzahl meist größerer Spediteure geworden ist, das, im großen und ganzen auf die Verbindung zwischen größeren Verkehrsplätzen beschränkt, für das Publikum von verhältnismäßig geringem Nutzen, wohl aber, durch unvermeidliche Transportverzögerungen, zu denen sich in einzelnen Fällen auch wohl Überteuerungen gesellen, nicht selten mit Nachteilen verknüpft ist. Andererseits wird durch jenen Unterschied die künstliche und an sich unwirtschaftliche Zerlegung größerer Mengen von Gütern in lauter einzelne Postpakete von 5 kg in einem nicht unbeträchtlichen Umfange veranlaßt.

Durch diese Erschwerung und Verteuerung des Stückgutverkehrs wird nicht allein die Eisenbahn selbst benachteiligt, die jetzt ihre — zur Beschleunigung der Beförderung eingerichteten — Kurswagen zum großen Teil mit ganz geringen Belastungen, nur selten voll ausgenutzt, zu fahren genötigt ist, sondern werden namentlich auch die Interessen des Kleinverkehrs, der Handwerker und Kleingewerbetreibenden geschädigt, die die benötigten Rohstoffe, Halbfabrikate u. s. w. nur in kleineren Mengen beziehen können. Gerade diese Kreise werden durch den bisherigen Zustand, der von einem Berliner Blatt nicht mit Unrecht einmal als verkehrte Sozialpolitik (statt sozialer Verkehrspolitik) gekennzeichnet wurde, am schwersten betroffen und den Großbetrieben gegenüber noch mehr benachteiligt, als es ohnehin schon der Fall ist.

Doch ganz abgesehen von den — leider allzu geringen — wirtschaftlichen Vorteilen des neuen Tarifs für Eisenbahn und Publikum liegt seine große Bedeutung darin, daß er einmal — nach den ministeriellen Erklärungen — voraussichtlich ähnlich dem Postpakettarif ganz Deutschland umfassen und damit ein weiteres Glied in der die Bundesstaaten verbindenden Kette wirtschaftlicher Einheit abgeben wird. Sodann, daß er in seiner staffelförmigen Bildung (mit Einheitssätzen, die um so geringer werden, je größer die Transportstrecke ist) sich dem Grundsatz staffelförmiger Tarifbildung überhaupt, über deren großen wirtschaftlichen Nutzen sich auch meine vorerwähnte Schrift des näheren ausläßt, als förderlich erweisen wird. Wenn es richtig ist, daß, wie kürzlich behauptet wurde, auf den preußischen Staatsbahnen, deren Sonder- (Ausnahme-) Tarife fast durchweg staffelförmig gebildet sind, schon jetzt 80 Prozent aller Güter zu diesen Staffeltarifen befördert werden, sind wir von ihrer allgemeinen Durchführung ohnehin nicht mehr weit entfernt. Würden dann wie der neue Stückguttarif so auch alle übrigen Tarife, soweit ihr Geltungsgebiet nicht in irgend welchen wirtschaftlichen (Produktions-) Verhältnissen eine natürliche Schranke findet, auf den Gesamtumfang des Deutschen Reiches ausgedehnt, was nebenbei keineswegs außer dem Bereich der Möglichkeit liegt, so würde damit die den Bundesregierungen durch Art. 42 der Reichsverfassung auferlegte Verpflichtung, 'die deutschen Eisenbahnen im Interesse des allgemeinen Verkehrs wie ein einheitliches Netz zu verwalten', erst in vollem Umfang erfüllt werden.

Was die Personentarife unserer Staatsbahnen anlangt, so ist schon längst, auch an den maßgebenden Stellen, nur eine Stimme darüber, daß sie in ihrer Buntscheckigkeit, Verworrenheit und

dem teilweisen Widersinn ihrer Grundsätze unmöglich noch lange weiterbestehen können. Auch in diesem Punkt ist eine Verständigung der deutschen Bundesstaaten über einen einheitlichen, einfachen und besonders auch billigen Tarif ein Ziel, aufs innigste zu wünschen. Wenn unter der Herrschaft der jetzigen Tarife der Personenverkehr, auch auf den preußischen Staatsbahnen, die sich verschiedenen in Süddeutschland eingeführten Erleichterungen bisher nicht angeschlossen haben, der Personenverkehr eine stetig steigende Entwicklung zeigt, so kann daraus nicht gefolgert werden, daß die heutigen Tarife, namentlich auch in ihrer gegenwärtigen Höhe, dem Verkehrsbedürfnis entsprechen. Mit sehr viel größerem Recht ist daraus zu schließen: das allgemeine Verkehrsbedürfnis ist so rege, daß selbst die jetzigen in mehr als einer Hinsicht irrationellen Tarife kein unüberwindliches Hindernis für seine, wenn auch noch unvollkommene Befriedigung sind.

Der Maybachsche Reformplan von 1891 ist bekanntlich an dem kurzsichtigen Widerstand gewisser Kreise gegen die Beseitigung der in der ganzen Welt nirgend anders als in Norddeutschland bestehenden vierten Wagenklasse, (die sich nach ihrer Ausstattung mit Sitzplätzen von der dritten kaum noch grundsätzlich unterscheidet), sodann aber, und hauptsächlich auch daran gescheitert, daß die in Aussicht genommenen Ermäßigungen nicht ganz soweit gingen, um bei Beseitigung des in Nord- und Mitteldeutschland gewährten Freigepäcks, das sich als eine ungerechtfertigte Begünstigung der wenigen, meist wohlhabenderen Reisenden mit größerem Gepäck darstellt, jede Erhöhung den bisherigen Fahrpreisen gegenüber zu vermeiden.

Die daraus gewonnene Lehre wird bei der auf die Dauer unvermeidlichen Reform unserer Personentarife nicht unbeachtet bleiben können. Mit der dem deutschen Volk eigenen Geduld sind die längst unhaltbar gewordenen jetzigen Tarife ertragen worden, so lange die allgemeine Finanzlage eine auch nur vorübergehende Verringerung der Eisenbahnüberschüsse nicht zuzulassen schien. Nachdem dieser Grund, dank dem genialen Leiter der Finanzverwaltung, durch tiefgreifende und erfolgreiche Verbesserungen unseres gesamten Besteuerungswesens, hinfällig geworden ist, und der Eisenbahnverkehr wie die Einnahmen daraus sich in einer alle Erwartungen übertreffenden Aufwärtsbewegung befinden, wird das Verlangen nach endlicher Durchführung der langersehnten Personentarifreform sich schwerlich noch länger beschwichtigen lassen. Keinesfalls ohne daß das Ansehen der Eisenbahnverwaltungen und das Vertrauen zu ihrem Verständnis für das wirkliche Verkehrsbedürfnis der großen Masse des Volkes eine bedenkliche Einbuße erleidet.

* * *

Nach Aufgabe des Reformplanes von 1891 konnte man sich in Süddeutschland nicht dazu entschließen, für sich allein mit umfassenden Reformen vorzugehen, obwohl in diesem Fall der führende Bundesstaat ohne Zweifel durch die zwingende Macht der Verhältnisse zur Nachfolge genötigt worden wäre. Man wollte aber auch nicht darauf verzichten, dem als berechtigt erkannten Bedürfnis einer Verbilligung der Fahrpreise in anderer Weise zu genügen.

Auf allen süddeutschen Bahnen, neuerdings auch in Sachsen, wurde, dem Beispiel Bayerns folgend, die Geltungsdauer der Rückfahrkarten auf 10 Tage verlängert.

In Preußen hat man sich bisher nicht dazu entschließen können, wohl hauptsächlich deshalb, weil namentlich bei Prüfung und Abnahme der Fahrtausweise durch das Fahrpersonal jede Verlängerung der Geltungsdauer die Möglichkeit einer mißbräuchlichen steigert. Mit Einführung der weiterhin noch zu besprechenden Bahnsteigsperre ist dieses Bedenken jedoch im wesentlichen geschwunden. Die ausnahmsweise Verlängerung der Geltungsdauer der gewöhnlichen Rückfahrkarten zum Oster-, Pfingst- und Weihnachtsfest hat bisher zu keinerlei Unzuträglichkeiten geführt, wohl aber eine gleichmäßigere Verteilung des gesteigerten Festverkehrs zur Folge gehabt, die den Eisenbahnen wie dem Publikum nur gleichermaßen erwünscht sein kann.

In Württemberg wurden Ende 1893 Landes-

karten (im Preise von 45 Mk. für die erste, 30 für die zweite und 20 für die dritte Klasse) eingeführt, die während 15 Tage zur beliebigen Bereisung des ganzen Landes berechtigen, außerdem Fahrscheinbücher (zum 20fachen Betrage des einfachen Fahrpreises), die zu 30maliger Fahrt auf einer bestimmten Strecke in beliebiger Richtung giltig sind.

Sehr viel mehr Anklang als diese Neuerungen haben aber die am 1. Mai 1895 auf den badischen Eisenbahnen eingeführten 'Kilometerhefte' gefunden, die zum Befahren beliebiger Strecken der badischen Eisenbahnen in einer Gesamtlänge von 1000 km während eines Jahres berechtigen. Die Geltungsdauer kann mit jedem Tage beginnen und geht bis zum gleichen Tage (diesen ausgeschlossen) des folgenden Jahres. Das Heft wird auf eine bestimmte Person ausgestellt, deren Name und Wohnort darauf vermerkt wird, und von der es unterschrieben werden muß. Es gilt indes nicht allein für diese Person, sondern auch für die mit ihr in häuslicher Gemeinschaft zusammenlebenden Familienangehörigen und sonstigen Personen (Besuch), sowie für ihr Dienst- und Geschäftspersonal, gleichviel, ob der Eigentümer des Heftes mit diesen Personen zusammenfährt oder nicht. Die Absicht war, durch die lange Geltungsdauer die Mitbenutzbarkeit durch Familien- und Geschäftsangehörige, und Zugrundelegung einer nicht allzu großen Kilometerzahl die Kilometerhefte nicht nur Geschäftsleuten, sondern den weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Der Preis wurde durch Übernahme der Sätze für Personenzugrückfahrkarten gefunden und auf 60 Mk. für die erste, 40 Mk. für die zweite und 25 Mk. für die dritte Klasse festgesetzt. Die Hefte galten ohne Zuschlag auch zur Benutzung der Schnellzüge. Wer die Bahn besonders stark benutzte, genoß vom 6. Heft an einen Preisnachlaß, der für das 6. Heft 5 Prozent und für jedes folgende Heft weitere 5 Prozent, höchstens aber 50 Prozent betrug.

Bei Festsetzung des Preisnachlasses und der Abstufung der Beträge war man von der Meinung ausgegangen, daß außer der im Preise der Kilometerhefte liegenden Ermäßigung des gewöhnlichen Fahrpreises allen denen noch eine weitere Vergünstigung geboten werden sollte, die sich der Verwaltung gegenüber gewissermaßen als Großabnehmer darstellen. Sehr bald kam man indes zu der Überzeugung, daß diese Auffassung, die aus unseren Tarifen leider noch immer nicht völlig geschwunden ist, vom Standpunkt des reinen Erwerbsinteresses zwar berechtigt, für eine staatliche Verwaltung aber nicht bestimmend sein könne. Daß die Leiter großer Handelshäuser und Gesellschaften sich der für ihre Person ausgestellten Hefte auch für ihr Geschäftspersonal bedienen konnten, nicht aber juristische Personen, ergab außerdem eine ungleiche Behandlung. Die massenhafte Entnahme der Hefte durch große Firmen, die viel reisen ließen, hatte endlich eine unerwartete Steigerung des Verbrauchs zur Folge, mit der jede Übersicht über die Zulässigkeit der Benutzung verloren ging.

Alle diese Umstände führten dazu, den vom 6. Hefte an gewährten Preisnachlaß vom 1. Januar 1896 ab wieder aufzuheben.

Aber auch in anderer Beziehung war die Verausgabung der Kilometerhefte mit erheblichen Mißständen verbunden. Die Abfertigung der Reisenden am Schalter wurde dadurch derart erschwert, daß auf größeren Stationen besondere Schalter eingerichtet werden mußten, und der im voraus schwer zu übersehende Andrang von Reisenden mit Kilometerheften beeinträchtigte namentlich im Hochsommerverkehr nicht selten den pünktlichen Gang der dem großen Durchgangsverkehr dienenden Züge.

Inwiefern der seit Einführung der Kilometerhefte erzielte Verkehrs- und Einnahmezuwachs der Ausgabe dieser Hefte zuzuschreiben ist, läßt sich ziffernmäßig nicht feststellen. Um so weniger, als auch die anderen deutschen, besonders auch die Nachbarbahnen (ohne Kilometerhefte) beträchtliche Mehreinnahmen im Personenverkehr aufzuweisen haben. Doch ist, nach den darüber abgegebenen amtlichen Erklärungen, anzunehmen, daß die Wirkung der Kilometerhefte auf die Einnahmen 'keine ungünstige' gewesen ist.

Ganz abgesehen von den mit der Verausgabung und Benutzung der Kilometerhefte verbundenen Schwierigkeiten für die Eisenbahnverwaltung und das Publikum werden sie keinesfalls

als eine Einrichtung betrachtet werden dürfen, durch die dem berechtigten Verlangen nach Verbilligung der Fahrpreise in ausreichendem Maße und einwandfreier Weise entsprochen wird. Ihrer von verschiedenen Seiten erstrebten weiteren Einführung auf den übrigen deutschen, insbesondere auf den preußischen Staatsbahnen steht außer den schon vorgebrachten Bedenken auch der Umstand entgegen, daß damit eine weitere unerwünschte Komplizierung unseres ohnehin schon im Übermaße verwickelten Tarifwesens verbunden wäre. Namentlich aber sprechen auch Erwägungen sozialpolitischer Natur dagegen. Gerade in der heutigen Zeit, die zu einer den sozialen Frieden arg gefährdenden scharfen Zuspitzung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gegensätze geführt hat, muß sorgfältig alles vermieden werden, was die zwischen einzelnen Schichten der Bevölkerung entstandene bedauerliche Kluft zu erweitern anstatt zu überbrücken geeignet ist. Hierher gehört besonders jede Begünstigung der Minderheit der Bessergestellten gegenüber der großen Mehrzahl der Minderbegüterten und Besitzlosen. Nun bieten die Kilometerhefte gerade jener Minderheit große Erleichterungen und begünstigen namentlich auch das gewerbsmäßige Reisen der Angestellten größerer Firmen, was nebenbei für die nationale Volkswirtschaft kein unbestreitbarer Vorteil ist. Für den kleinen Händler und Gewerbetreibenden sind sie aber bei ihrem Mindestpreise von 25 Mk. (3. Klasse) in den meisten Fällen unerschwinglich. Von den Arbeitern ganz zu schweigen, denen die für bestimmte Sonderzwecke gewährten Fahrpreisermäßigungen keinesfalls einen ausreichenden Ersatz für die mit den Kilometerheften verbundenen Vergünstigungen bieten.

Alle diese Gründe sprechen gegen jede weitere Ausdehnung der Einrichtung der Kilometerhefte. Sie machen es auch begreiflich, daß die badische Eisenbahnverwaltung selbst, je länger je mehr, zu der Einsicht gekommen ist, daß ihr wohlgemeinter Reformversuch in mehr als einer Beziehung verfehlt ist. Keinesfalls hat man nötig, den Grund dafür, daß der den Großabnehmern anfänglich gewährte weitere Preisnachlaß so bald wieder beseitigt worden ist, wie es geschehen, in ‘starken Pressionen’ von Berlin her zu suchen. Es liegt nicht die mindeste Veranlassung zu der Annahme vor, daß man in Berlin von dem bisher geübten und bewährten Grundsatz, sich nicht ohne Not in die Angelegenheiten anderer Bundesstaaten zu mischen oder gar die überlegene Stellung der deutschen Vormacht zu ‘Pressionen’ zu mißbrauchen, in diesem Falle abgewichen sein sollte. Sehr viel einfacher und natürlicher erklärt sich das Verhalten der badischen Verwaltung aus der durch ihre praktischen Erfahrungen mit den Kilometerheften gewonnenen besseren Einsicht.

Immerhin ist durch diese einseitigen Reformversuche die Durchführung einer sämtliche deutsche Eisenbahnen umfassenden Tarifreform erheblich erschwert werden, da die Zurücknahme einmal gewährter Ermäßigungen lebhaftem Widerstand zu begegnen pflegt. Mit dieser Erfahrung hängt unzweifelhaft auch die wiederholte Erklärung des preußischen Eisenbahnministers zusammen, daß eine auch nur formale, lediglich auf die unbedingt notwendige Vereinfachung der Tarife gerichtete Reform ohne Ermäßigungen ‘kaum durchführbar’ sei. Wenngleich nach seiner Meinung ein Bedürfnis für eine allgemeine ‘erhebliche’ Ermäßigung nicht anzuerkennen ist, so braucht danach die Hoffnung nicht aufgegeben zu werden, daß wir in absehbarer Zeit zu einem ganz Deutschland umfassenden vereinfachten Personentarif gelangen, der wenigstens die gröbsten Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten der jetzigen Tarife beseitigt. In Fachkreisen neigt man vielfach einer Wiederaufnahme des Reformplanes von 1891 unter Beseitigung der für Preußen damit verbundenen Erhöhungen durch Herabsetzung des darin vorgesehenen Schnellzugzuschlages von 1 auf 0,5 Pf. für den Kilometer zu. Ob aber eine solche durchgreifende Reform jetzt in der Absicht der leitenden Stelle liegt und ob namentlich die süddeutschen Verwaltungen unter den inzwischen wesentlich veränderten Verhältnissen dafür zu gewinnen sein werden, kann nach mancherlei Anzeichen zweifelhaft erscheinen. Da jetzt schon weit über die Hälfte aller Reisenden zu Ausnahmesätzen (auf Rückfahr- und Sommerkarten, Rundreisehefte u. dergl. m.) befördert werden, wäre an und für sich nichts natürlicher, als daß durch Annahme jenes Reformplanes die dem größten Teil aller

und zwar besonders der bessergestellten Reisenden ausnahmsweise gewährten Ermäßigungen zur Regel und damit zu dem gemacht würden, was sie im Grunde längst schon sind.

Von der früheren Schwärmerei für den sogenannten Zonentarif, wie er, in verschiedenen Abarten, in Ungarn und Österreich besteht, ist man im Publikum immer mehr zurückgekommen, seit die praktischen Erfahrungen damit auch seine großen, von seinem Wesen untrennbaren Nachteile immer weiteren Kreisen fühlbar gemacht haben. Dazu gehört u. a. namentlich die stets mehr oder minder willkürliche Begrenzung der verschiedenen Zonen. Im Gegensatz zu dieser — unvermeidlichen — Willkür hat die Berechnung der Tarifsätze nach der Länge der zu durchfahrenden Strecke den großen Vorzug, daß er Leistung und Gegenleistung streng gerecht stets nach demselben Verhältnis bemißt. Ein näheres Eingehen auf die hier angedeuteten Punkte ist an dieser Stelle leider unmöglich, sodaß ich auch in dieser Beziehung auf meine mehrerwähnte Schrift verweisen muß. Nur soviel sei noch bemerkt: für das reisende Publikum ist und bleibt die Hauptsache, daß wir zu einem einheitlichen, einfachen und — billigen Tarif gelangen. Seine äußere Form ist dem gegenüber von nebensächlicher Bedeutung.

Auch der noch immer vielfach verkannten Einrichtung der Platzkarten und der Bahnsteigsperre seien bei dieser Gelegenheit einige Worte gewidmet. Die in der wenig glücklichen Form der Platzkarten eingeführte besondere Gebühr für Benutzung der hauptsächlich dem Durchgangs- (Fern-) Verkehr zu dienen bestimmten sogenannten D- oder Harmonikazüge hat vor allem den Zweck, diese Züge von dem sich auf kürzeren Strecken bewegenden Lokalverkehr möglichst frei zu halten. Dieser Zweck ist durch die Zuschlagsgebühr in derart befriedigender Weise erreicht worden, daß verschiedene andere Verwaltungen dem Bespiel der preußischen Staatsbahnen gefolgt sind. Der Umstand, daß die Gebühr nebenbei zu einer nicht unbeträchtlichen Einnahmequelle geworden ist, ist für ihre Einführung nicht bestimmend gewesen.

Die Bahnsteigsperre hat einen dreifachen Zweck. In erster Linie soll sie die zahlreichen Unfälle verhüten, die früher jahraus jahrein daraus entstanden, daß die Schaffner, um die ihnen obliegende Prüfung und Abnahme der Fahrkarten zu bewirken, oft nicht umhin konnten, allen wiederholten noch so strengen Verboten zum Trotz, an den in voller Fahrt befindlichen Zügen entlang zu klettern. Daß die Bahnsteige nur noch den mit Fahr- oder Bahnsteigkarten versehenen Personen zugänglich sind, hält die früher oft in großen Massen erschienenen Begleiter wenigstens zum großen Teil zurück, sodaß die Beamten namentlich bei starkem Verkehr nicht mehr in dem früheren Maße in der Ausübung ihres Dienstes behindert sind und auch die Reisenden selber sich an den Zügen freier bewegen können, als es ihnen früher bei dem durch Massen von Nichtreisenden vermehrten Gedränge oft möglich war. Und durch Verlegung der Fahrkartenprüfung und -Abnahme an zwei verschiedene Stellen (auf der Abgangs- und Bestimmungsstation), die sich nicht leicht mit einander verständigen können, werden Fahrgeldhinterziehungen mit Hilfe des Fahrpersonals, wie sie früher trotz aller Vorsichtsmaßregeln bekanntlich nicht zu den Seltenheiten gehörten, (es sei nur an die verschiedenen großen 'Schaffnerprozesse' in Berlin, Hamburg und Frankfurt a. M. erinnert), wenn nicht völlig ausgeschlossen, so doch erheblich erschwert.

Die Bahnsteigkarten sind ein — in mehrfacher Hinsicht nicht unbedenkliches — Zugeständnis an die langjährigen Gewohnheiten des Publikums, das zugleich älteren oder gebrechlichen Reisenden die notwendige Begleitung bis zum Zuge ermöglichen soll. Ihre Entstehung ist ebensowenig wie die der Platzkarten in 'fiskalischen' Rücksichten begründet, und die aus ihnen erzielten Einnahmen sind bei weitem nicht ausreichend, um die durch Einführung der Bahnsteigsperre verursachten Mehrkosten zu decken. (Ein Schlußartikel folgt.)

# Der Herzog von Aranda.

Von

**M. C. P.**

## I.

2. Juni.

Kann es etwas Schöneres geben, als von einem hübschen jungen Manne gerettet zu werden? Und etwas Traurigeres, als wenn es just ein Herzog ist? In den Romanen heiratet man doch immer seinen Lebensretter: 'Der Herzog von Aranda hat sich mit der Putzmacherin Yvonne Millas verlobt' — — brr, das kommt nicht einmal in den Romanen vor!

Also, heute nachmittag mußte ich die Rue Royale übersetzen, um zum Boulevard Malesherbes zu kommen. Ich hatte der Kammerjungfer der Gräfin von Dunville versprochen, ihren Hut sicher bis zum Abend zu bringen, und Fräulein Hortense läßt in solchen Dingen nicht mit sich spaßen. Gerade waren die Rennen zu Ende; reihenweise kamen die Equipagen in die Stadt zurück und konnten sich meist nur im Schritt fortbewegen. In einem mit vier Rappen bespannten Wagen saß ein sehr eleganter, sehr hübscher junger Mann, dem von der Menge zugejubelt wurde. Sein Pferd Zéro hatte den grand prix gewonnen, und die Leute riefen ein über das andere Mal: „Hoch Zéro! Hoch der Herzog von Aranda!" Gerade schlüpfe ich an den Rappen vorüber, als ein Omnibus in vollem Trab einherkommt; ich gleite auf dem feuchten Asphalt aus und glaube mich verloren. Da wird das äußerste der drei Pferde, dessen Kopf ich schon über mir sehe, von starker Hand zur Seite geschleudert, daß es stürzt; man hebt mich auf, und halb geführt, halb getragen erreiche ich wieder das Trottoir. Der Herzog — denn er war es, der mich gerettet hatte — erkundigt sich höflich, ob ich keinen Schaden genommen habe; dann lüftet er den Hut, setzt sich wieder in seinen Wagen und fährt unter den verdoppelten Hochrufen der Menge davon . . .

Ach, es ist zu schön und zu traurig!

3. Juni.

Daß es gerade ein Herzog sein mußte! Der livrierte Diener, dem Juliette damals das Couvert mit den Tausendfrancsbilletten ins Gesicht warf, daß die Scheine nur so herumflatterten, soll auch eine Herzogskrone auf seinen Knöpfen gehabt haben; so hörte ich wenigstens unsere Portiersfrau sagen. — Arme Juliette!

Heute saß ich wieder auf unserer Bank in den Champs-Elysées, allein mit Pitou, der immer an der Schnur zog und auf die Rasenplätze wollte. Das letzte Mal waren noch Mama und Juliette mit, und in der andern Ecke saß ein unansehnlicher junger Mann mit gutmütigem Gesichtsausdruck und etwas abstehenden Ohren. Lange Zeit starrt er zu Juliette hinüber; es ist klar, daß er sich den Kopf zerbricht, um einen Anknüpfungspunkt für ein Gespräch zu finden. Endlich faßt er sich ein Herz, lockt Pitou auf seine Seite und sagt, während er mit ihm spielt: „Wirklich ein reizender Hund; aber warum stutzen Sie ihm nicht die Ohren?" Und Juliette antwortet: „Und Sie, mein Herr, warum stutzen Sie sich nicht die Ihrigen?!"

Das war der Anfang von Benoîts Beziehungen zu Juliette. Später wurden sie dann Bräutigam und Braut. Armer Benoît!

5. Juni.

Von meinem Hoffenster aus sehe ich heute wieder einmal ein kleines Stück rosenfarbenen Abendhimmel. Ach, wie schön waren die Sonnenuntergänge bei uns zu Hause, auf dem Hügel, wo ich weit hinaussah bis zum blauen Meer und auf der andern Seite bis zu den schneebedeckten Pyrenäen. Und der bräutliche Orangenduft über der ganzen Ebene im Frühling! Und der Morgen im duftenden Nadelwald! Und wie gern Pitou den Hasen nachjagte, aber nie einen fing.

Das hübsche kleine Pachtgut! Als mein Vater starb und die Mutter mit uns nach Paris zog,

konnten wir uns alle nicht daran gewöhnen, in einer Stadt eingesperrt zu sein. Und damals fuhren wir Sonntags oft alle zusammen nach einem grünen Fleck in der Umgebung. Aber jetzt bin ich allein mit Pitou. Rasch verschlimmerte sich die Herzkrankheit der Mutter, als Juliette so plötzlich starb. Ich mußte sie beide in einer Woche begraben. Benoît, der alles wußte und Juliette dennoch immer zur Heirat überreden wollte, soll nach Algier gegangen sein; ich habe nie wieder von ihm gehört.

Nur Pitou ist mir geblieben. Er wartet immer, bis ich nach Hause komme; früher rührt er sein Essen nicht an. Dann muß ich an den Tisch treten: er klettert über den Sessel hinauf, legt die Pfoten auf meine Schultern und leckt mein Gesicht ab. Während er frißt, muß ich dabei bleiben, sonst hört er gleich wieder auf. Jetzt sitzt er auf demselben Stuhl mit mir, so daß ich fast keinen Platz habe; aber wenn ich aufstehe und mir einen andern hole, so sitzt er auch schon früher darauf, als ich.

8. Juni.

Mein Gott, mein Gott! Heute vormittag habe ich ihn wieder gesehen, den Herzog, bei der Gräfin von Dunville. Ich wartete im Vorzimmer auf Fräulein Hortense. Er kam herein und erkannte mich gleich; und als er an mir vorüber in den Salon ging, sagte er leise: „Heute abend um acht Uhr bei der Madeleinekirche!" Und ich habe genickt. Das wäre mein erstes Rendez-vous; nie habe ich mich auf so etwas eingelassen und jetzt mit einem Herzog! Aber der mir das Leben gerettet hat! Mein Gott, was soll daraus werden?! Gerade heute sehnte ich mich so nach Sonnenschein und Waldesluft und den Blumen und den Felsen und den klaren, raschfließenden Bächen — — ach, wenn der Herzog doch sein kleinster Pächter wäre! —

* * *

Ich war um $^1/_2$8 bei der Madeleine; und es schlug neun Uhr, als ich wegging; aber der Herzog ist nicht gekommen.

17. Juni.

Gerade wie ich heute auf dem Heimwege zwei abgearbeitete Pferde vor einem Möbelwagen mit Brot füttre, — mir thun alle diese armen Tiere in der Stadt so leid — geht der Herzog mit einigen Herren an mir vorüber. Er scheint mich nicht zu sehen und biegt mit ihnen um die Ecke. Aber gleich darauf kommt er allein zurück und gerade auf mich los. Er entschuldigt sich wegen des Rendez-vous — er wäre durch einen Besuch verhindert gewesen — und begleitet mich. Es ist schon fast dunkel. Er beginnt mir Schönheiten zu sagen, drückt meine herabhängende Hand und fragt mich, ob ich nicht mit ihm soupieren möchte. Und ich — jetzt wundere ich mich selbst darüber — sage kurzweg: „Nein!" Verlegenheitspause; dann fragt er, ob ich Pariserin sei. „Nein, ich bin aus einem kleinen Ort in den Ostpyrenäen, in der Nähe von Perpignan." Von dem Moment an ist er wie umgewandelt, erkundigt sich nach allem Möglichen, auch, ob ich meine Heimat liebe und das Landleben, und auf einmal spricht er deutlich unseren Dialekt von da unten. Ich wieder erzähle ihm von meiner Jugend, von meinen Eltern und besonders ausführlich von Juliette. Ganz verträumt komme ich in dem Gespräch nach Hause, gehe zum Thor hinein, und erst auf der Treppe falle ich wieder in die Wirklichkeit zurück: Um Himmelswillen, was wird die Portiersfrau von mir denken! Und jetzt sind wir vor meiner Thür, und Pitou bellt schon laut, weil er meine Stimme gehört hat. Ich stehe da, mit dem Schlüssel in der Hand, und sperre nicht auf. Er sieht mich erstaunt an. Dann lacht er, küßt mich auf die Wange, sagt: „Auf Wiedersehen!" und geht die Treppe hinunter.

Ich glaube, ich wäre noch lange vor der Thür gestanden, wenn Pitous Geheul mich nicht schließlich aus meiner Zerstreutheit geweckt hätte.

20. Juni.

Und heute schreibt er mir, der Herzog (unterschrieben ist nur sein Vorname Philipp), er erwarte mich bestimmt zwischen 7 und 8 in seinem Palais. Also, das soll doch das Ende der ganzen schönen Geschichte sein — mein Lebensretter wird mir das Leben zerstören. Aber, ich gehöre ihm. Adieu, Pitou; wer weiß, wie wir uns wiedersehen! Ich gehe.

II.

Drei Tage vor dem grand prix hatte der Marquis von Briancourt den Herzog von Aranda in den Club Royal, der die crême de la crême der französischen Aristokratie in sich vereinigt, eingeführt. Nach den üblichen Vorstellungen hatte der Husarenoffizier Herr von Frontac den Herzog zu einer Partie Bézigue aufgefordert; der Marquis wollte sich gerade als Zuschauer dazusetzen, als er im Nebenzimmer seinen Sohn von einem Haufen Zeitschriften umgeben entdeckte und sofort auf ihn zueilte. Frontac erzählte dem Herzog, während sie zu spielen begannen, daß Raoul von Briancourt sich die Afrikaforschung zu seiner Lebensaufgabe gemacht habe. Er wisse ganze Kapitel aus Livingstone und Stanley auswendig und verstehe die Sprachen der meisten afrikanischen Völkerschaften; aber aus Angst vor der Seekrankheit habe er bisher das Land seiner Träume nur aus Büchern und Atlanten kennen gelernt. „Im übrigen ist er sehr schüchtern,“ setzte Frontac, seinen langen rötlichen Schnurrbart streichend, noch hinzu; „sein Vater zwingt ihn den Klub zu besuchen, um unter Menschen zu kommen. Dann sitzt er seine vorgeschriebene Stunde hier ab, verschwindet aber immer wieder unter den ethnographischen Revuen, die der Klub für ihn anschaffen mußte.“

Inzwischen hielt der Marquis im Nebenzimmer seinem Sohne, einem schwächlichen jungen Manne mit erstem Bartanflug, eine große Standrede, von der die Spieler das meiste hören konnten. „Führst du ein Leben, wie es sich für einen Edelmann geziemt?! Du reitest wenig, im Schießen bist du schwach und fechten kannst du überhaupt nicht. Warum spielst du nicht lieber, statt dir hier die Augen zu verderben?!“ — „Das Spiel interessiert mich nicht.“ — „Was interessiert dich denn überhaupt außer diesen verdammten Revuen? Nicht einmal die Weiber! — Wie, du wirst rot? Es steckt also doch noch ein Funken Menschlichkeit in dir! — Nun, in wen bist du verliebt? In eine Schauspielerin? Brauchst du Geld?“ — „Ach, Papa, leider liebe ich eine verheiratete Frau ...“ — „Nimm, was du kriegst!“ — „Auch wenn es die Frau eines Freundes ist?“ — „Gewiß, lieber Raoul, gewiß! Und du kannst ihm, nebenbei gesagt, gar keinen größeren Dienst erweisen. Ist der Mann einmal über ein Jahr verheiratet, so liebt er außer dem Hause. Bei der Frau aber hat sich die Sehnsucht nach Zärtlichkeiten gewöhnlich erst dann entwickelt. Sie verfolgt ihn mit Eifersüchteleien, ist übellaunig und zanksüchtig, — bis der Liebhaber erscheint. Von diesem Moment ist die Gattin dem Gatten gegenüber die Liebenswürdigkeit selbst, und es beginnt nun für beide Teile die ideale Ehe.“

Jetzt erst bemerkte der Marquis, daß Raoul eine Brille trug. „Schon wieder dieses abscheuliche Gestell! Damit machst du ja garnicht den Eindruck eines anständigen Menschen! Glaubst du vielleicht, du, Guesclin und Bayard haben Brillen getragen? Nimm das Ding augenblicklich ab!“ — „Jetzt sehe ich aber zu wenig; ich bin in der letzten Zeit sehr kurzsichtig geworden.“ — „Das kommt von dem verdammten Lesen. Setz' einmal mein Monocle auf! So — nun?“ „Jetzt sehe ich garnichts mehr!“ — „Darauf kommt es auch garnicht an, wie du siehst, nur darauf, wie du gesehen wirst!“

Soweit war der Marquis in seinen väterlichen Auseinandersetzungen gekommen, als ihn der Eintritt des Grafen von Dunville unterbrach. Raoul war, als er die elegante Gestalt mit dem langen, viereckig geschnittenen Vollbart erblickte, blaß geworden; sein Vater aber bemerkte davon nichts und kehrte, nachdem er mit dem Grafen einige begrüßende Worte gewechselt hatte, zu seinem Gast zurück.

Dunville stand vor einer Katastrophe; niemand wollte ihm mehr borgen, und sein neues Palais auf dem Boulevard Malesherbes mußte unter den Hammer kommen, wenn er nicht im Laufe einer Woche 250000 Francs für die dringendsten Gläubiger auftreiben konnte. Da war in ihm ein rettender Gedanke aufgetaucht: wenn der Sohn des reichen Briancourt, der die Gräfin immer aus der Ferne anschmachtete, ihr Liebhaber würde — da wäre ein nettes Sümmchen zu erpressen! Darum hatte er Rauol im Lesezimmer aufgesucht. — Er entdeckt unter den Papieren auf dem Tisch einen Zettel mit Versen und zieht ihn mit einer raschen Bewegung hervor. Der junge Briancourt fährt totenblaß von

seinem Stuhl auf. Dunville bittet ihn, doch wieder Platz zu nehmen; dann setzt er sich selbst ihm gegenüber und liest laut: „'Ich liebe dich, das eine Wort' — ich hätte gedacht, es wären drei Worte. Doch das macht nichts. Sie dichten also im geheimen? Wollen Sie wetten, daß ich errate, für wen diese schönen Verse bestimmt sind?" Raoul sieht jetzt selbst durch seine Brille nicht mehr. „Sollte es nicht meine liebe Frau sein?" — „Ich kann Sie versichern, Herr Graf . . ." — „Nun, Sie haben gerade keinen schlechten Geschmack!" Raoul überlegte, ob das Duell auf Pistolen oder Degen stattfinden würde. „Wären Sie mir wohl dankbar, wenn ich Sie selbst bei meiner Frau einführte?" — „Welche blutige Ironie," denkt Raoul, — „wen soll ich zum Sekundanten nehmen?!" — „Kurz und gut, ich bringe Sie jetzt gleich zu ihr," schließt der Graf die Unterredung und schleppt Raoul, der nicht weiß, ob er wacht oder träumt, mit sich fort.

Der Marquis hatte sich kaum wieder zu den Spielern gesetzt, als ihn Herr von Sinclair beiseite rief. Sinclair war sein Kollege in der Deputiertenkammer, sowie in der Führung der royalistischen Partei. Ein Fünfziger, wie Briancourt, sah er mit dem glatt rasierten Kammerdienergesicht doch bedeutend älter aus, als der Marquis mit dem gefärbten, stark metallisch glänzenden Schnurrbart. Sinclair scheint sehr aufgeregt; er bittet den Marquis sich zu setzen, geht aber selbst in dem leeren Billardzimmer mit großen Schritten auf und ab. Endlich bleibt er stehen: „Lieber Marquis, kann ich bei Ihnen auf einen Freundschaftsdienst rechnen?" — „Gewiß, lieber Freund, gewiß!" — „Hören Sie, ich habe Verdacht, daß meine Frau mich mit einem Klubmitgliede betrügt. Ich plane ein amerikanisches Duell; einer von uns beiden ist zu viel auf der Welt. Sie müssen mir behilflich sein, den Schurken ausfindig zu machen, der meine arme unschuldige Frau — sie ist ja noch ein wahres Kind — durch irgend ein Bubenstück verführt hat." Bei dem Wort 'amerikanisches Duell' war der Marquis zu Sinclairs Erstaunen erbleicht. Er sucht erst seinen Freund von der Grundlosigkeit des Verdachtes zu überzeugen, holt dann mit auffallender Dienstbeflissenheit eine Mitgliederliste des Klubs herbei und zieht bei jedem Namen die Chancen dafür und dagegen in Erwägung, was längere Zeit in Anspruch nimmt. Aber Sinclair denkt: „Sollte es am Ende der Marquis selbst sein?!" und beschließt jedenfalls die Angelegenheit nächstens noch mit einem andern Freunde zu besprechen.

Gleich nachdem der Marquis sich entfernt hatte, beendete der spanische Herzog die Partie. Er hatte einige hundert Francs gewonnen. Frontac bemerkte zu seinem Schreck, daß er die Brieftasche zu Hause vergessen hatte, und bat um Entschuldigung, daß er seine Schuld nicht sofort bezahlen konnte. Der Herzog war während des Spieles auf einen Tisch in der Ecke desselben Saales aufmerksam geworden, um den sich die Zuschauer drängten. Auf seine Frage erklärte ihm Frontac, daß sich dort die Millionenpartie — so genannt wegen der häufig enormen Spieldifferenzen — zusammengefunden habe. Heute bestand sie aus dem Herzog von St. Luce, den beiden Hauterive, Onkel und Neffe, und dem berühmt reichen Amerikaner Simpson. Frontac erzählte dem Herzog von Aranda, der alle diese Herren im Laufe des Abends bereits flüchtig kennen gelernt hatte, verschiedene Details von ihnen. So von dem langen, schmalen und etwas übergebeugten St. Luce, daß er dem vornehmsten Adel Frankreichs angehöre, aber durch eine reiche Heirat seinen Finanzen nachzuhelfen gezwungen sei; von den beiden Hauterive, daß der ältere, der Präsident des Klubs, unermeßlich reich sei und öfter seinen Neffen, einen der leidenschaftlichsten Spieler und Sportsmen Frankreichs, habe rangieren müssen. Von dem amerikanischen Milliardär erzählte er, daß er in der allgemeinen Sammelwut sich durch eine Spezialität auszeichne; er sammle nämlich Häuser. In seiner Kollektion von siebenunddreißig Stück seien alle möglichen Abarten vertreten vom feudalen Schloß bis zur Bauernhütte und von dem modernen Mietspalais bis zur Vorstadtspelunke.

Der Herzog trat näher an den Spieltisch heran, nachdem er auf den jungen Hauterive einen prüfenden Blick geworfen hatte. Es war eine Pokerpartie,

die da gespielt wurde. Jeder Spieler hatte einen Block mit Check-Formularen vor sich, in denen der Raum für die Summe und die Unterschrift freigelassen war und mit Bleistift ausgefüllt wurde. „Die Herren würden sich ein Vergnügen daraus machen, wenn Sie an der Partie teilnehmen wollten," erwiderte Frontac. — „Doch mit einem Unbekannten" . . . — „Aber, lieber Herzog, hier weiß doch jeder, daß die Arandas zu den größten Grundbesitzern Spaniens zählen; davon ganz abgesehen, bürgt ja der Marquis für einen Gast, den er einführt." Und schon hatte sich der junge Hauterive erhoben und den Herzog unter Beistimmung der übrigen Teilnehmer zum Mitspielen aufgefordert. Er setzte sich an den Tisch und erhielt seinen Block wie die andern. Da er anfänglich sehr zurückhaltend spielte, als wollte er erst die Mitspieler beobachten, überraschte es um so mehr, als er, während die Übrigen 'out' waren, dem jungen Hauterive trotz dessen besonders hohem Satze eine Kasse streitig machte, ja, den angebotenen Satz noch seinerseits verdoppelte. Dem Marquis von Briancourt, der in diesem Moment in den Spielsaal zurückkehrte und seinen Gast nirgends entdecken konnte, fiel eine gewisse Bewegung in der Zuschauergruppe am Millionentisch auf. Er näherte sich und hörte nun die Spieler einander überbieten: 100000 Francs und noch 200000 — war das nicht die Stimme des spanischen Herzogs? — 200000 und noch 400000 — er drängte sich ungestüm durch die Zusehenden hindurch und kam bis an den Tisch, als gerade der Herzog von Aranda dem jungen Hauterive zu den letzten 400000 Francs noch das Doppelte anbot. Ein Blick in die Karten des Herzogs belehrte ihn, daß dieser nur eine ganz niedrige Chance hatte, und er mußte sich trotz seines bekannten Gleichmuts am Stuhle seines Gastes festhalten, um nicht umzufallen.

* * *

Es war einige Wochen vor diesem Abend gewesen, daß der Marquis von Briancourt die Aufnahme seines Freundes Mr. Simpson in den Club Royal hatte durchsetzen wollen. Seine Absicht scheiterte an der bürgerlichen Abkunft des Amerikaners, und dieser mußte sich begnügen, in dem Klub eine Art Gast auf Lebenszeit zu bleiben. Der Marquis aber, der sich unter seinen Klubgenossen allmächtig geglaubt hatte, empfand dies als persönliche Niederlage, obgleich er als Vollblutaristokrat jeden von anderer Seite vorgeschlagenen Bürgerlichen ebenso hätte fallen lassen. Er sann auf Rache. Wie, wenn er einen Kommis oder Lakai als Gast für einen Abend in den Klub einschmuggeln könnte, der mit ihnen allen essen, trinken und spielen würde, ohne daß sie eine Ahnung hätten? Welche Blamage für die eingebildeten Kerle, wenn er dann nach Wochen das Geheimnis enthüllen würde!

Er wandte sich um Rat in dieser Sache an seinen alten Kammerdiener.

„Ja, würden sie dich nicht alle kennen, dann wäre es ganz einfach! Du hast die besten Manieren von der Welt und siehst wie ein Zwillingsbruder Sinclairs aus; die Ähnlichkeit ist sogar ein bißchen unheimlich."

Baptiste schmunzelte überlegend.

„Ein entsprechendes Äußere vorausgesetzt, verpflichte ich mich, jeden Ladenschwengel in einer Woche zum vollendeten Kavalier zu machen . . . ich wollte sagen, ihn äußerlich als vollendeten Kavalier erscheinen zu lassen. — — Doch da fällt mir der Mann ein, den wir brauchen: unser Philipp paßt vortrefflich für eine solche Rolle!"

„Der Kutscher auf meinem Pyrenäengute? Der Sohn des Forstaufsehers?"

„Jawohl, Herr Marquis."

„Ich erinnere mich noch, wie ihn sein Vater zu mir brachte. Er konnte sich des Schlingels nicht mehr erwehren; wenn die Gewehre eingeschlossen waren, ging er mit der Pistole auf Wilddiebereien aus."

„Philipp wurde dann zunächst Stalljunge beim Herrn Marquis. Je wilder ein Pferd war, desto mehr Spaß machte es ihm. Er reitet und fährt unvergleichlich; außerdem tanzt er sehr gut und hat als Stutzer schon lange bei den Mädchen von Perpignan den Spitznamen 'der Herzog'. Niemand kennt ihn hier im Palais, da ich den Herrn Marquis immer allein dorthin

begleite. Und der junge Graf von Hauterive oder der Herzog von St. Luce werden sich auch nicht auf den Kutscher von da unten besinnen. Ich nehme es über mich, Philipp Durand in kürzester Zeit alles beizubringen, was ihm noch für die Absicht des Herrn Marquis fehlt: ein paar Kartenspiele, richtig zu essen und ein Monocle zu tragen. Ich ziehe ihn von Kopf bis Fuß neu an, bringe ihm seine Hände in Ordnung, und der Herzog ist fertig."

„Bravo, Baptiste," lachte der Marquis, „wir machen Philipp Durand zum Herzog; da sein Dialekt für den eines französisch sprechenden Spaniers gelten kann, zum spanischen Herzog ... von Aranda!"

Wenige Tage darauf traf Philipp in Paris ein; er wurde von Baptiste in ein kleines Hotel geführt und durfte mit niemand anderem verkehren. Kaum eine Woche später hielt er, einige hundert Francs zum Verspielen in der Tasche, seinen Einzug in den Klub. Und so fand ihn jetzt der Marquis, der für Verluste eines von ihm eingeführten Gastes aufzukommen verpflichtet war, in dem Augenblick wieder, als er horrende Summen auf eine schlechte Karte setzte. Schon hatte der junge Hauterive auch den letzten Satz Philipps gehalten, und die beiden Gegner legten unter allgemeiner Spannung ihre Karten auf. Der Graf zeigte vier Asse, eine der höchsten Chancen; beim Anblick von Philipps Karten aber schrie alles auf: es war nur zu klar, daß der Fremde dieses Spiel nicht genügend verstand.

Das würde aber den jungen Hauterive nicht gehindert haben, die Kasse einzuziehen, hätte Philipp nicht, indem er laut, aber ruhig sagte: „Sie haben ja nicht Ihr ganzes Blatt gezeigt, mein lieber Graf!" mit blitzschnellem Griff zwei Karten aus dem Ärmel seines Spielgegners hervorgezogen.

Nach einer kurzen Schreckenspause schlug der Klubpräsident seinem Neffen mit den Handschuhen ins Gesicht; dann entschuldigte er sich, während der junge Graf wie wahnsinnig davonstürzte, mit mühsamer Fassung bei dem spanischen Herzog wegen des Zwischenfalles und überreichte ihm einen Check auf die von seinem Neffen verlorene Summe, etwas mehr als $1\frac{1}{2}$ Millionen Francs.

(Schluß folgt.)

# Allerlei.



**Das Grab Davids.** Nach der Meinung der Juden und Mohammedaner befindet sich das Grab des zweiten Königs der Israeliten an der südlichen Seite Jerusalems, auf dem Berge Zion, außerhalb der Stadtmauer und nicht weit vom Zionsthor. Unter den vor diesem Thor liegenden Häusern befindet sich ein einstöckiges Gebäude, das das sogenannte Cönakulum enthält, den Raum, in dem Christus mit seinen Jüngern das Abendmahl abgehalten haben soll. Das Cönakulum befindet sich im oberen Stockwerk des Hauses und ist von einer Dachterrasse und einer hohen steinernen Treppe aus zugänglich; der Zugang zum Erdgeschoß, in dem Christus die Fußwaschung vollzogen haben soll, ist jedermann streng verboten, da sich unter diesem in einer tiefen kellerartigen Gruft angeblich das Grab Davids befinden soll, und die Mohammedaner glauben, daß die dem Könige einst wahrscheinlich mitgegebenen großen Schätze noch immer darin enthalten seien. Das ist aber wohl nicht mehr der Fall; wenigstens finden wir in verschiedenen, teilweise auch glaubwürdigen Quellen Berichte über stattgehabte Beraubungen des Davidsgrabes. Der jüdische Geschichtsschreiber Josephus erzählt in seinem 93 n. Chr. verfaßten Werk 'Die jüdischen Altertümer' (antiqui tatum judaicarum libri XX), daß David mit großen Schätzen begraben worden sei; später hätten aber Hyrkan I. und auch Herodes die Gruft wieder öffnen lassen und die dort vorgefundenen Schätze geraubt; Hyrkan habe dem Grabe 3000 Talente entnommen. Von Herodes erzählt eine Sage, daß er die Gruft heimlich in der Nacht, damit im Volke nichts davon bekannt würde, durch einige Vertraute habe öffnen lassen und mit diesen dann das Gewölbe betreten habe. Beim weiteren Vordringen jedoch seien plötzlich Flammen aus dem Boden hervorgeschossen, wodurch zwei der Leute getötet wurden. Erschreckt habe darauf der König mit den übrigen das Grab verlassen und später am Eingang zur Sühne ein Denkmal aus weißen Steinen errichten lassen. In späterer Zeit scheint die Grabstelle wieder in Vergessenheit geraten zu sein; ein jüdischer Palästinareisender, Benjamin von Tudela, der im zwölften Jahrhundert lebte, berichtet, wie sie durch Zufall wieder gefunden wurde. Ums Jahr 1100, so erzählt er, stürzte eine Mauer der Zionskirche ein; um sie zu reparieren, wollte man Steine aus dem Fundament der alten Stadtmauer nehmen; die hiermit beschäftigten Arbeiter erblickten, nachdem sie einige Steine herausgebrochen, die Öffnung einer großen Höhle. Zwei von ihnen wagten sich hinein. Sie fanden ein hohes, reich ausgestattetes Gewölbe, in dessen Mitte ein Tisch stand. Auf diesem lagen eine Krone und ein Scepter; rings an den Wänden standen Sarkophage. Plötzlich habe, berichtet die Mythe, ein heftiger Sturmwind die beiden Leute angeblasen; sie seien zu Boden geworfen, und eine Stimme habe ihnen zugerufen: „Stehet auf und gehet von hinnen!" — Auf den Bericht der erschrockenen Männer ließ der Patriarch von Jerusalem die freigelegte Öffnung sofort wieder zumauern.

Auf der Stelle des Grabes wurde im dritten Jahrhundert eine Kirche erbaut, die ursprünglich 'Apostelkirche', dann 'Zionskirche' genannt wurde. Im Jahre 1333 kam der Ort in den Besitz der Franziskaner, die dem Gebäude des Cönakulum seine jetzige Gestalt gaben; 1547 bemächtigten sich die Mohammedaner des Gebäudes, in deren Händen es bis heute geblieben ist.

Verantwortlicher Redakteur Paul Schettler, Berlin-Charlottenburg. — Verlag der Romanwelt, G. m. b. H., Berlin W. 50, Rankestr. 28.
Verantwortlich für den Inseratenteil Heinr. Lürßen, Gräfenhainichen. — Druck von C. H. Schulze & Co. Gräfenhainichen.

JAHRGANG V. BAND II. 43 HEFT




# Cuba insurrecta.

Roman

von

**Theodor Duimchen.**

[4]



VI.

Die Frist von vier Wochen, die der General dem flüchtigen Don Juan Bengochea gestellt hatte, war verstrichen.

Das Verfahren gegen ihn wurde eingeleitet, und das Kriegsgericht verurteilte ihn in contumaciam zum Tode, indem es gleichzeitig auf Einziehung seines Vermögens erkannte.

Bei der Beschlagnahme stellte sich heraus, daß bare Mittel nicht greifbar und seine Pflanzungen mit Wohnhäusern und Einrichtungen, mit Wirtschaftsgebäuden und allem Inventar schon seit geraumer Zeit an Pedro Gerting verkauft waren, der aber wieder Verträge vorlegte, aus denen hervorging, daß er nur im Auftrage amerikanischer Kapitalisten gehandelt hatte, die auf den Besitzungen sofort nach Wiederberuhigung der Insel Zuckerbau in großem Umfange betreiben wollten.

Der General unterließ nicht, bei dieser Gelegenheit Herrn Gerting mit bissiger Höflichkeit zu versichern, daß er für diesmal an seinem guten Glauben selbstverständlich keinen Augenblick zweifele; er empfahl ihm aber, künftig recht vorsichtig im Verkehr zu sein, und deutete an, daß man zum Beispiel Carlos Echegoyen ganz unzweifelhaft für einen Hochverräter halte und früher oder später auch in die Hände zu bekommen hoffe.

Don Carlos Echegoyen wurde nunmehr überhaupt ganz ausdrücklich als ein ‘sospechoso’, als ein Verdächtiger stigmatisiert: jedermann wußte, daß er sich durch den Verkehr mit ihm selbst verdächtig mache. Der General wollte Don Carlos damit zunächst die weitere Thätigkeit erschweren, ihn möglichst isolieren, dadurch die Anzahl der zu überwachenden Personen verringern, die etwa die Verbindung zwischen den Aufständischen und den unsicheren Elementen in Habana aufrecht erhielten, so leichter hinter das Geheimnis kommen und dann plötzlich, mit einem blutigen Hieb, diesen gefährlichen Zusammenhang ein für allemal trennen.

Er erreichte, daß sich der größte Teil seiner

Bekannten von Don Carlos zurückzog. Wenn das auch nur zum Schein und nach Beratung mit Don Carlos selbst geschah, um den Nachrichtendienst von Habana nach den Vereinigten Staaten durch viele nicht allzu Verdächtige in jedem nötigen Umfang zu sichern, so mußte doch Robert Berthold nunmehr allein die Depeschen zwischen Echegoyens Haus und Habana tragen. Daß gerade er sich nicht etwa auch zurückzog, sondern seine Braut jetzt eher häufiger aufsuchte, war unter den obwaltenden Umständen ja allerdings einleuchtend. Den Spaniern aber war sehr bald klar, daß, wenn hier der Hochverrat noch weiter am Werke war, der Deutsche seine Hand mit im Spiel haben mußte. Hatte man seit seinem Ritt, der damals Bengochea rettete, schon kaum gezweifelt, so war man jetzt absolut überzeugt. Aber Beweise, Beweise!

Daß sie auf das Genaueste überwacht wurden, wußten Robert Berthold und Don Carlos ganz genau, aber der Depeschendienst arbeitete wieder vorzüglich, und das war die Hauptsache: da die Überwachung immerhin geheim bleiben mußte, wenn man die Verdächtigen in eine Falle locken und dauernd unschädlich machen wollte, so konnten gewisse Maßregeln, wie etwa eine feste Absperrung von Echegoyens Haus, nicht angewandt werden, ebensowenig konnte man aber Robert Berthold auf allen Geschäftsgängen, auf allen Besuchen so von Geheimpolizisten begleiten lassen, daß sie jede seiner Unterhaltungen hörten. Wie übrigens Don Carlos in seinem Hause ohne Wissen der Spanier regelmäßig Nachrichten erhalten könnte, war so rätselhaft, so undenkbar, daß der General, ja selbst Don Cristobal zuweilen zweifelhaft wurde: vielleicht starrte man hier wie hypnotisiert auf diesen einen Punkt, während der um Habana im weiten Bogen gezogene Gürtel ganz wo anders einen geheimen Riß hatte. Hier am Almendares war die Sperre jetzt am Ende am allervollkommensten. Die Fähre über den Fluß war gehoben, ausgebessert und wieder in Gang gesetzt worden; sie verkehrte wieder regelmäßig, aber absolut sicher überwacht. Die Isabela Catolica hatte einige Mann abkommandiert, die immer zu zwei in geordnetem Wechseldienst den alten Prahm hinüber und herüber führten. Am jenseitigen Ufer hatte man in aller Eile ein geräumiges Blockhaus errichtet und eine starke Besatzung hineingelegt. Die Überwachung an diesem 'Brückenkopf' und an der Landungsstelle in der Chorrera war die denkbar schärfste. So wie Don Juan und Don Enrique geflohen waren, konnte also keiner mehr über den Fluß entkommen, und ebensowenig konnte eigentlich ein Sendling der Insurgenten es wagen, in irgend welcher Vermummung nach der Chorrera herüberzukommen, da er sich doch auf die Fähre als einzigen Rückweg verlassen mußte. Aber selbst wenn es einer gewagt hätte: aus dem Fährprahm ungesehen in Echegoyens Hain oder Haus zu gelangen, das war bei dieser Wolke von Aufpassern für einen Menschen von Fleisch und Blut fast ausgeschlossen — aber trotz alledem: ihr Verdacht kehrte immer wieder hierher zurück.

Und mit Recht. Don Carlos war wirklich längst vor Ablauf der vier Wochen in den Besitz ausführlicher Meldungen seines Schwagers gelangt.

Ein recht erheblicher Auftrag auf Gewehre und Munition war mit der ersten Botschaft schon in der Chorrera eingelaufen, von Don Carlos an die befreundete Firma in Habana, die diese Geschäfte vermittelte, weiter gegeben und von der als eine harmlose Ordre auf sugar cured hams nach New-York gekabelt worden: Der vorgeschriebene Lieferungstermin und die bestimmte Handelsmarke Schinken bezeichneten genau die Zeit der Landung an einem genau bestimmten Küstenpunkt.

Juan Bengochea hatte mit Don Enrique und den Dienern nach langem wilden Ritt durchs Land, durch die Spanier und ihre Posten den Punkt an einsamer Küste erreicht, wo in einer versteckten, ganz kleinen Bucht unter der Bedeckung von vier Getreuen das kleine Segelboot lag, das an der Küste entlang, aber weit genug vom Lande, um unbemerkt und unbehelligt zu bleiben, Don Enrique vor einigen Tagen hergeführt hatte; hier hatten sie ihre abgehetzten Pferde erschossen und sich eingeschifft. In weitem Bogen hatten sie dann das Küstenende der 'Trocha' umsegelt, hatten wohlbehalten den von den

Insurgenten besetzten Teil der Küste und dann bequem und in aller Sicherheit das Hauptquartier von Maximo Gomez erreicht.

Um den Aufstand zunächst in den nur teilweise rebellierten Landstrichen niederschlagen zu können, hatten die Spanier nämlich gegen die völlig insurgierten Provinzen quer durch die ganze Insel, frei nach klassischen Mustern, einen Limes, eine Art Grenzwall errichtet, den sie Trocha, Querweg, nannten. Die vereinzelten Banden auf dieser Seite sollten dadurch dauernd verhindert werden, mit dem Hauptsitze des Aufstandes jenseits in Verbindung zu treten, sich bei Niederlagen dorthin zurückzuziehen oder von dort Verstärkungen zu empfangen. Die Befestigung bestand aus einem langen Wallgraben, der ziemlich dicht mit schweren, hölzernen Warttürmen besetzt war. Jenseits des tiefen Grabens hatte man den Wald und das Gehölz auf fünfhundert Meter glatt wegrasiert, so daß bei Tage niemand wagen durfte, diesen Streifen zu betreten, wenn er nicht von den Spaniern, die stets in Deckung blieben, wie ein Spatz weggeschossen werden wollte: nächtliche Überfälle waren durch Minen und Stacheldrähte sehr erschwert. Einige Versuche der Aufständischen, den Durchbruch zu erzwingen, waren völlig mißglückt und hatten furchtbare Opfer gekostet: die Maschinengewehre und das Schnellfeuer aus den Repetierbüchsen der durch die unterirdischen Telephone schleunigst zusammengerufenen Truppen, die man im Graben, ohne sie irgendwie dem feindlichen Feuer aussetzen zu müssen, sofort hinwerfen konnte, wo sie gebraucht wurden, hatten furchtbar unter den Söhnen der Insel gehaust, die von den elektrischen Scheinwerfern grell beleuchtet und fast geblendet, durch die mitten unter ihnen auffliegenden Minen in Verwirrung gebracht, in die Stacheldrähte getrieben und verwickelt, fast wehrlos waren und im Dunkel vor sich nicht einmal einen einzigen der Feinde sehen konnten, durch die sie niedergemacht wurden.

Der Dienst in diesem Grenzwall kostete aber auch den Spaniern ungeheure Opfer an Menschenleben, denn wenn auch die Klingen und die Kugeln der Rebellen den jungen Söhnen Altspaniens, die zu tausenden und abertausenden aus dem schönen Andalusien und Kastilien ohne Erbarmen nachgeschoben wurden, nicht viel anhaben konnten, so würgten doch die furchtbarsten und treuesten Bundesgenossen der Aufständischen, das gelbe Fieber und die Blutruhr, sie noch schneller hin, als sie ankommen konnten.

Rücksichtslos und rücksichtsloser, blutig und immer blutiger wurde der General. Das Ministerium drängte ihn von zu Hause aus. Spanien war auf dem Wege, selbst zu verbluten in diesem Kampf, und noch war kein Ende zu sehen. Daß schließlich der Aufstand erstickt werden oder vielmehr in sich verbrennen müßte, wenn es den Spaniern gelang, diese Linie gegen jeden Durchbruch zu halten, stand allerdings fest, und der Eindruck, daß das bis jetzt geschehen war, wog schwer zu Gunsten der spanischen Herrschaft.

Der bleierne Druck der Hoffnungslosigkeit lag auf den Provinzen diesseits der Trocha. Die Hälfte der Bevölkerung war im Kampf gefallen oder vor Hunger und Elend umgekommen, und nun waren sie doch, wie es schien, dauernd von der endgiltigen Befreiung abgeschlossen und den Spaniern ausgeliefert. Den Besten sank der Mut.

Das wußten aber auch die Führer des Aufstandes, und daß hier Hilfe zu schaffen das erste wäre, was zu geschehen hätte, wenn man nicht alle Hoffnung aufgeben wollte.

Der Brief, der Don Juan eine Frist von vier Wochen zur Rückkehr setzte, hatte ihn noch bei Maximo Gomez gefunden, aber obschon er durch den Parlamentäroffizier, der ihn brachte, dem General sagen ließ, es gefiele ihm, wo er wäre, zu gut, als daß er sich entschließen könnte, seiner Exzellenz gefällig zu sein, war er doch am Tage darauf mit seinen beiden Dienern nach der kleinen Bucht diesseits der Trocha zurückgesegelt: ein genauer Feldzugsplan war verabredet; zunächst sollten die Freunde wieder gesammelt, alles zum großen Schlage vorbereitet und vor allem ein reger und zuverlässiger Depeschendienst zwischen Bengochea, der das Oberkommando diesseits der Trocha haben und hier alle Unternehmungen leiten sollte, und Habana unterhalten werden. Auf diesem Weg konnten sich auch die beiden Leiter mit einander in Verbindung setzen: von Florida

herüber flogen die kleinen Schnellsegler nach allen Punkten der insurgierten Küste und zurück; das zu verhindern war keine noch so große Flotte, am wenigsten aber die paar spanischen Kriegsschiffe imstande; der Umweg über Newyork und das amerikanische Festland bedeutete kaum einen Zeitverlust: der Telegraph spottet des Raumes; hatte Juan Bengochea das Kabel in Habana, so sprach er trotz der furchtbaren Trocha auch mit Maximo Gomez, und die einheitliche Durchführung des Feldzugplans war gesichert.

Die drei Verschwörer an der Almendaresmündung waren klug genug, alle Rücksicht auf ihre außerordentlich gefährdete, überwachte und allen Blicken ausgesetzte Lage zu nehmen, niemand, selbst von den bewährtesten Dienern und Dienerinnen, außer dem alten Tomas und seiner Frau, wurde ins Geheimnis gezogen. Niemand sonst hatte eine Ahnung, daß und namentlich wie von hier aus die Drähte liefen, die die beiden Rebellenführer mit Habana, mit dem Auslande, mit ihren Bundesgenossen, mit allen Hilfsquellen und mit einander verbanden.

In jenen Minuten furchtbarster Gefahr, da das Leben ihres Vaters und seines Freundes an einem Haar hing, als jede Geisteskraft in den Bedrohten aufs äußerste angespannt und über sich selbst hinaus gesteigert war, hatte Maria den Vorschlag gemacht, der sich inzwischen längst als ganz vorzüglich herausgestellt hatte. Die Sendlinge Don Juans kamen nie einzeln, sondern zu zweien, und zwar war immer einer von ihnen Diego oder Ramon, also ein mit der Örtlichkeit auf das allergenaueste Vertrauter. Der aber hielt sich trotz vorzüglichster Vermummung immer möglichst verborgen und mehr im Dickicht der Manigua als auf den Straßen. Der andere, der nie zum zweitenmale kam, zog als Maultiertreiber, als Hausierer, als Bauer daher, plauderte in den Fondas am Wege mit Freund und Feind beim Vino tinto, horchte umher, machte die nötigen Einkäufe an Lebensmitteln und berichtete dann nachts in einem Bananenhain oder einem Unterholzdickicht seinem Begleiter, der den eigentlichen Befehl führte.

Dem alten Wartturme bei Echegoyens Haus aber lag auf dem anderen Ufer des Almendares, mitten im Gehölz, ein alter Kalkofen gegenüber, der längst außer Gebrauch war und von dem niemand mehr wußte, wem er eigentlich einmal gehört hatte. Das alte Gemäuer des dazu gehörigen Wohnhäuschens war das Endziel der Boten. Von hier aus reichte dichtes Unterholz, durch Schlingpflanzen fast undurchdringlich gemacht, bis zu dem schilfigen Ufer des Flusses hinab. Ihre Pferde ließen sie etwa fünfhundert Schritt davon wohlversteckt im Gehölz, von wo man einen Saumpfad, der eilig zur Landstraße führte, sofort erreichen konnte.

In einer Fensterhöhle, die nach dem Flusse hinausging, lagen die Späher dann auf der Lauer, ohne Bewegung, ohne irgend etwas zu unternehmen, bis die Turmglocke in der kleinen Kapelle in der Chorrera zwölf Uhr nachts schlug. Jeden Abend flammte genau mit dem letzten Schlage drüben im Wartturm in dem viereckigen kleinen Treppenfenster dicht oben an den zerschossenen und verfallenen Zinnen ein Lichtchen auf, ganz klein, nur einen Augenblick. Es war ein gewöhnliches Wachslichtchen, ein Fosforito, wie sie in den kleinen bunten Pappschächtelchen jedermann zum Anzünden seiner Zigarre oder Zigarrette bei sich führt. Das war das Zeichen, daß Don Carlos, und zwar immer er selbst, auf dem Posten war. Wurde das Zeichen dann in derselben Weise erwidert, so stieß wenige Minuten darauf ein leichtes, zweiriemiges, amerikanisches Boot in der kleinen Bucht hinter dem Wartturm von der Landungstreppe ab: die Riemenstangen in den Gaffeln mit roher Baumwolle umwickelt, die Gaffelzapfen und die Haspen des Steuerruders wohlgeölt, schoß es unter den kräftigen Ruderschlägen des alten, zähen Tomas und mit Doña Maria am Steuer durch die enge Ausfahrt zwischen den Korallen hindurch, in leichtem Bogen um die Landspitze und den alten Wartturm herum und bald darauf in das Schilf des jenseitigen Ufers. Tomas blieb im Boot. Doña Maria aber schlich allein, den Revolver in der Faust, durch einen ganz schmalen, mit der Machete gehauenen Steg, der vom Ufer nicht zu bemerken und auch vom Kalkofen aus von einem Uneingeweihten kaum zu finden war, nach dem Gemäuer empor. Hier saß sie dann den beiden

Boten ihres Vaters gegenüber. Etwas Schriftliches führten sie nie bei sich, und trotzdem brachten sie immer sehr mannigfache, sehr lange und sehr wichtige Nachrichten für die Freunde in Habana, für das Komitee und die Beschützer in Newyork und für Maximo Gomez hinter der Trocha. Was sie selbst mit erlebt, oder wovon sie eigene genaue Anschauungen hatten, berichteten sie im freien Vortrag, aber sie brachten auch Mitteilungen, Befehle, Bestellungen, die sie zum Teil selbst garnicht verstanden, in der Weise, daß sie festgeprägte Phrasen mit seltsamen Worten, oder bestimmte, leicht im Gedächtnis haftende Verse hersagten. Die Sicherheit lag darin, daß beide den ganzen Auftrag hatten, beide genau wußten, wie das unbedingt zuverlässige Überbringen dieser Worte ihrer gefahrvollen Sendung höchster oder vielmehr einziger Zweck war. Sie benutzten die stillen Nächte und die vielen Mußestunden auf der ganzen Reise ausschließlich dazu, sich diesen Gedächtnisstoff gegenseitig immer wieder abzufragen und ihn so durch stete Wiederholung sich vollkommen zu eigen zu machen. Diego und Ramon namentlich, die ja nichts weiter thaten und beständig hin und her unterwegs waren, gewannen bald eine solche Übung, daß jedes Mißverständnis unmöglich wurde. Auch Doña Maria machte keinerlei Notiz, sondern verließ sich vollkommen auf ihr Gedächtnis. Selbst der Schlüssel zu diesen Worten war nirgends aufgezeichnet, sondern nur in ihrem und ihres Vaters Kopfe. Die alten Baskenfamilien, die den Grenzkrieg und den Schmuggel jahrhundertelang als adliges Gewerbe getrieben haben, sind im Besitze einer vorzüglichen Praxis, die selbst alle moderne Mnemotechnik schlägt.

Leicht geworden war es weder Don Carlos noch namentlich Robert Berthold, ihre Zustimmung zu geben und Marias einsame Nachtfahrten über die Flußmündung zuzulassen. Sie hatten aber zugeben müssen, daß es der bei weitem beste Weg und schließlich auch der am wenigsten gefahrvolle war. Es kam alles darauf an, die Verbindung ununterbrochen zu erhalten, Berthold aber durfte des Nachts oder zu ungewöhnlichen Stunden, schon um die Überwachung nicht gerade auf die Nacht oder diese ungewöhnlichen Stunden noch besonders hinzulenken, nicht im Hause bleiben und konnte sich also an diesem Dienst nicht beteiligen. Seine Aufgabe bestand ausschließlich darin, bei seinen Besuchen, die er ganz öffentlich und in durchaus üblicher Weise seiner Verlobten machte, die Nachrichten zu empfangen und nach Habana und den Vereinigten Staaten weiterzugeben. Der Posten am Wartturmfenster mußte zuverlässig besetzt bleiben, um die verabredeten Warnungszeichen rechtzeitig geben zu können, falls sich irgend etwas Verdächtiges in der Chorrera rührte, während drüben die Zusammenkunft stattfand. Bei einer plötzlichen nächtlichen Hausdurchsuchung, mit der man immer rechnen mußte, hätte es zum Verderben führen können, wenn Don Carlos nicht sofort erschienen wäre, man mußte voraussetzen, daß er sogleich vermißt werden würde, während man hoffen durfte, daß Maria, rechtzeitig gewarnt, selbst in solchem Falle noch unauffällig von der Seeseite aus in ihre Gemächer zurückkehren könnte, während man die Spanier im Vorderhaus möglichst lange aufhielt. Überdies: selbst wenn einmal festgestellt werden sollte, daß Doña Maria mit einem Boten drüben am andern Ufer zusammengetroffen wäre, so hätte sie das Wagnis eben nur übernommen, um von ihrem Vater Nachrichten zu erhalten, aber ohne jeden politischen Zweck. Selbst dann wären aller Wahrscheinlichkeit nach Don Carlos und Robert Berthold völlig unangreifbar geblieben, und auch der Dame hätte man nichts Ernstliches anhaben können. Daß sie in der Begleitung des alten Tomas, des langjährigen Dieners, Freundes und Vertrauten der Familie einen solchen nächtlichen Ausflug wagte, um ein Lebenszeichen von ihrem Vater zu erhalten und ihm ihrerseits Grüße und Worte der Liebe zu senden, das würde sich als etwas so Natürliches darstellen, daß sich die Spanier mit einem weitergehenden Verdachte, für den sie keinerlei Beweis hätten, einfach lächerlich machen mußten.

Der Verdacht aber bestand und verstärkte sich inzwischen von Tag zu Tag, namentlich bei dem General. Das stimmte ihn auch gegen den Adjutanten milder und söhnte ihn ziemlich rasch wieder mit diesem seinem Schützling aus, denn

es unterlag gar keinem Zweifel mehr, daß er, als er Juan Bengochea hatte fangen wollen, auf richtiger Fährte gewesen war, wenn er dann auch persönliche Nebenzwecke damit verbunden hatte. Es wurde immer deutlicher, daß Bengocheas Flucht von langer Hand wohlvorbereitet gewesen war und ihr Gelingen sehr verderblich wirkte: in alle Bewegungen der Rebellen kam neues Leben, sobald als er im Lager eingetroffen war. Auch diesseits der Trocha wurde es erst hier und da, nach und nach überall wieder unruhig, Bengochea mußte ganz erhebliche Summen mitgenommen haben, denn die Insurgenten hatten überall, wo sie auftraten, wieder reichliche bare Geldmittel zur Verfügung, außerdem aber landeten an verschiedenen Punkten der Insel kurz nach einander, von Cayo hueso oder von kleinen Häfen Floridas auslaufend, Segler und Dampfer mit Waffen, mit Munition, mit frischen Kämpfern. Diese Landungen waren so geschickt vorbereitet und wurden durch Unternehmungen der Insurgenten, die auf Tag und Stunde genau ausgeführt wurden, so wirksam unterstützt, daß die Aufständischen unbedingt nach wie vor in ununterbrochener Verbindung mit Habana stehen und so das amerikanische Kabel und die Telegraphenleitungen des amerikanischen Festlandes zu ihrer Verfügung haben mußten.

Seit Maximos Boten die Nachricht von dem, was beabsichtigt war, ans Ufer des Almendares getragen hatten, und Maria Bengochea in dunkler Nacht mit ihres Vaters Befehlen zurückgekommen war, leuchteten ihres Onkels Augen wie die ihren in verhaltener, leidenschaftlicher Glut und Siegeshoffnung. Das wäre ein Schlag! Das konnte das Ende sein und der Sieg!

Auch auf Robert Berthold übertrug sich diese freudige Sicherheit: endlich rückte der fieberhaft ersehnte Besitz Mariens in greifbare Nähe.

Seltsame Depeschen liefen nach New-York. Nachrichten, für die der abgesprochene Schlüssel nicht ausreichte, oder die am Schlüssel etwas änderten, wurden in der Weise übermittelt, daß die Schlußworte einer Anzahl Depeschen, die an vier verschiedene Adressen gingen, zusammengestellt erst die Mitteilung Maximos an das New-Yorker Komitee ergaben. Berthold war rastlos thätig; mit nie ermattender Spannkraft, keine Sekunde der mißtrauischsten Vorsicht vergessend, jeden Augenblick auf alles vorbereitet, trug er seine gefährlichen Botschaften.

In den Kreisen der Mitverschworenen und Eingeweihten nicht nur, sondern auch bei den Freunden der kubanischen Sache sickerte nach und nach soviel durch, daß demnächst etwas Großes zu erwarten sei. Die Hoffnungen auf die Befreiung Kubas wuchsen wieder, die Mienen der Patrioten erhellten sich. Die höheren Offiziere, der General selbst trafen hier und da auf einen Blick, der sie stutzig und nervös machte. Es lag etwas in der Luft.

Echegoyen, Berthold und die sonstigen Verdächtigen wurden auf das schärfste bewacht, alle auswärtigen Depeschen, alles was über das Kabel lief, unterlag einer peinlichen Censur, und trotzdem ahnte der General, daß diese unschuldigen Handelsdepeschen, die durch der spanischen Beamten Hände liefen, den Leitern der mächtigen Interessengruppen, die den amerikanischen Dollar gegen ihn mobil gemacht hatten, weil sie privatim an Stelle Spaniens die Perle der Antillen künftig auswuchern wollten, dem Komitee in New-York die Nachrichten brachten, die ihm so verderblich wurden; doch fühlte er, daß der Verrat in der Hauptstadt in Verbindung stand mit dem offenen Aufruhr im Felde, daß sie sich mit einander berieten unter seinen Fenstern, unter seinen Augen sozusagen.

Da fiel der Schlag, furchtbar und folgenschwerer, als der General je gefürchtet hatte. Zuerst kamen Nachrichten, daß sich verschiedene Banden in den notdürftig beruhigten Provinzen diesseits des Querwalls wieder rührten, hier und dort Überfälle machend und kleine Erfolge erzielend. Dann kam die Meldung, daß der Feind drüben, einem gewissen Punkt der Trocha gegenüber, Verschanzungen aufwürfe, und, wie es scheine, im Besitz von Geschütz wäre, und plötzlich die Schreckensbotschaft, daß an einer ganz anderen Stelle drei benachbarte Türme mitten in der Nacht in einer furchtbaren Explosion von geheimen Minengängen aus, die der Feind aus dem Gehölz herangeführt hatte, mit Dynamit in

die Luft gesprengt worden wären, daß eine Abteilung der Rebellen in der Stärke von etwa fünftausend Mann in das offene Land hereingebrochen sei, sich noch in derselben Nacht mit verschiedenen Banden, die genau auf denselben Punkt dirigiert worden wären, vereinigt und, auf zehntausend Mann angewachsen, mehrere Plätze diesseits der Trocha mit stürmender Hand genommen habe. Während ein Teil der Freischaren diese Städte sowie die breite, durch quer gelegte, doppelte Erdwerke gesicherte Bresche in der Trocha besetzt hielt, marschierte der Kern der Armee, von Tag zu Tag durch starken Zulauf aller Waffenfähigen anwachsend, unter Juan Bengocheas persönlicher Führung gegen die Hauptstadt.

Der General raste: feste Plätze verloren, die Trocha gesprengt, alles wieder in Frage gestellt und die Rebellen vielleicht in wenigen Tagen vor den Thoren Habanas! Während er durch Armeebefehl den Preis verzehnfachte, den er seiner Drohung gemäß unmittelbar nach der Verurteilung auf Juan Bengocheas Kopf gesetzt hatte, versuchte er in Habana alles geheim zu halten, und trotzdem las er in dem lächelnden Hohn angesehener Leute, wie in dem der Straßenjungen, daß die ganze Stadt wußte, was geschehen war. Nun hielt er auch den thatsächlichen Beweis in der Hand, daß aller Überwachung zum Trotz der Aufstand über Habana mit dem Auslande verkehre; denn diese ganze Aktion hätte unmöglich so durchgeführt werden können, ohne genaueste einheitliche Vorschriften. Der Vorstoß von jenseits der Trocha, die Bewegungen in den Provinzen diesseits, die Landungen an der Küste mit Dynamit und geschickten Bergarbeitern, alles war einheitlich vorbereitet und meisterhaft durchgeführt.

Daß Juan Bengochea einen so starken Anteil an dem Erfolg hatte, brachte den General namentlich in helle Wut und auf der andern Seite seinen Schützling Don Cristobal ihm wieder sehr nahe, war er doch damals wirklich im Begriff gewesen, ihm einen außerordentlich großen Dienst zu leisten! Der damalige Mißerfolg war aber ganz klärlich nur durch das Zusammenarbeiten von Bengochea, Don Carlos, Doña Maria und dem deutschen Hallunken möglich geworden, dem Abbitte zu leisten er selbst seinen Offizier, seinen Schützling und Freund, gezwungen hatte.

Und nur Bengochea war nicht mehr erreichbar, die andern drei aber, die ganz sicher eifriger als je am Werke waren gegen ihn, die waren noch immer unter seiner Hand. Wenn es im Innern wäre, statt hier unter den Augen Amerikas und Europas!

Von Madrid telegraphierte man amtlich sehr ernst. Freunde, die er im Ministerium hatte, benachrichtigten ihn, daß seine Abberufung erwogen werde. Man riet ihm dringend, diese Scharte, koste es, was es wolle, so rasch als irgend möglich auszuwetzen.

Eines Abends saßen der Kommandierende und sein junger Freund beisammen. Der Adjutant sah noch einmal seinen Weizen blühen. Was er sagte, war sehr richtig und leuchtete dem General ein.

„Daß Don Carlos Echegoyen nach wie vor die Fäden hält, glauben wir beide. Ist dem so, so ist auch ohne allen Zweifel der deutsche Verlobte seiner Nichte, dieser Herr Berthold, es, der die Befehle von der Chorrera hereinbringt, in unverdächtige Handelsausdrücke übersetzt und zur Beförderung nach Amerika weitergiebt. Wir haben Don Carlos ziemlich isoliert, und wir sind von jedem Schritt, den er aus dem Hause thut, unterrichtet. In dem Verkehr Don Robertos mit seiner Verlobten läßt sich nichts finden, im Verkehr Don Robertos mit verschiedenen anderen Kaufleuten und mit dem Auslande in Depeschen, die wir sehen, läßt sich noch weniger finden. Wir haben keine Beweise und werden keine haben, aber genügt nicht unsere Überzeugung? Lassen wir den Deutschen verschwinden, so fehlt ein Glied in der Kette. Es wird schwierig sein, sie auszufüllen, und es kann uns nicht entgehen, wenn plötzlich ein anderer dies Amt übernimmt. Sie selbst brauchen sich ja nicht bloßzustellen, ich will alle Gefahr laufen; das ist billig, denn ich verfolge, wie ich garnicht leugnen will, dabei auch meine Privatrache."

Ein scheußliches Lächeln zog bei diesen Worten um Don Cristobals schmale Lippen.

Der General dachte einen Augenblick nach. Immer entschlossener wurde der Ausdruck seines Gesichts, und drohend zogen sich seine Brauen zusammen.

„Gut, ich werde Ihnen noch einmal völlig freie Hand lassen, vier Wochen lang. Der Deutsche muß aber lautlos, ohne jedes Aufsehen, ohne jeden Lärm, spurlos verschwinden.“

„Ich habe durchaus zuverlässige Leute,“ sagte der Adjutant, „und der Kommandant des Präsidios wird ihn gut aufheben, wenn Sie ihm sagen, daß viel daran liegt, und daß das Verhör keine Eile hat. Ich lasse den Kerl greifen, wenn er abends aus dem deutschen Klub kommt.“

„Man wird ihn aber sofort vermissen,“ warf der General ein.

„Wir lassen in seinem Geschäftslokal zur selben Zeit ganz offen eine Haussuchung vornehmen, wir finden etwas Belastendes oder wir sagen, daß wir etwas Belastendes gefunden haben, und behaupten, daß Don Roberto sich der Verhaftung durch die Flucht ins Innere entzogen haben müsse.“

„Gut, handeln Sie, ich lasse Sie hier zurück. Mit Ihrem Plan bin ich einverstanden, wenn er geschickt durchgeführt wird, aber ...“ der General sah Don Cristobal durchdringend an, während er mit dem Zeigefinger der linken, auf dem Schreibtisch ruhenden Hand in kurzen Pausen wie nachdenklich auf die Platte tippte, „aber der Apparat ist vielleicht zu groß.“

Der Adjutant verstand.

„Ein einfacher Raubmord wäre auch ganz plausibel, wir haben Leute, die ihr Messer führen.“

Der General unterbrach ihn.

„Vielleicht läßt es sich gut vereinigen; entgeht er der Klinge, dann wenigstens sofort ins Loch mit ihm, aber wie gesagt: spurlos ... vergessen Sie nicht, Sie laufen Ihre Gefahr: muß ich untersuchen, so schütze ich Sie nicht ... unsere Justiz, unsere Verwaltung darf nicht in Verruf kommen ... Einverstanden?“

„Gewiß,“ erwiderte der Adjutant und schlug ein in die ihm dargebotene Hand.

„Noch eins,“ fügte der General hinzu, „geben Sie mir nachher noch eine ganz genaue Skizze vom Hause Echegoyens, der Chorrera und Umgebung herauf. Ich gehe morgen ins Lager ab, vorher möchte ich das noch einmal sehen, vielleicht geht mir doch ein Licht auf, jedenfalls wollen wir noch ein Übriges auch dabei thun, wir sprechen morgen früh darüber. Um Verstärkungen habe ich nach Madrid telegraphiert. Inzwischen werde ich alle verfügbaren Truppen Bengochea entgegenwerfen, um mindestens sein Vorwärtsdringen lange genug aufzuhalten.“

(Fortsetzung folgt.)

# Der Zug nach dem Osten.

Roman

von

Franz Sperber.

[17]





Schon manche schmerzliche, manche bittere Stunde hatte Felix von Graach erlebt in seinen achtundzwanzig Jahren, doch keine so voll von bitterer, herber Demütigung wie diese, da er dem Oberregierungsrat Reinicke gegenüber stand und im Vollgefühl seiner Unwürdigkeit die Augen kaum zu erheben wagte.

Oberregierungsrat Reinicke war einer von jenen gewesen, die im Prinzip dagegen waren, Felix die Verwalterstelle von Buchenwalde zu

übergeben. Erst nachdem er den jungen Mann persönlich kennen und schätzen gelernt hatte, hatte auch er ‘Ja und Amen’ dazu gesagt. —

Das mußte Felix wohl. Und er wußte auch, daß der wohlwollende Freund und Vorgesetzte heute ein unerbittlicher Richter für ihn sein würde und müßte.

Oberregierungsrat Reinicke war ein prachtvoller Beamter. Korrekt bis zum J=Tipferl, regierungsfreundlich fast bis zum Exzeß, menschenfreundlich so weit es seine steife Amtswürde zuließ, unerbittlich streng einem Unrecht gegenüber und außerordentlich gerecht nach dem Buchstaben des Gesetzes.

Das Vaterland, der Staat, die Regierung, die Gesetze und die Steuern ... das waren die fünf Themata, für die er sich jederzeit begeistern konnte. Dinge, die außerhalb dieses Bereichs lagen, existierten für ihn nicht. Er begriff sie weder, noch vermochte er sie anzuerkennen.

Mit einem Wort: das Muster eines hohen Regierungsbeamten. —

Daß er manchem, der ein wenig freier dachte als er, als unleidlicher Pedant ... manchem anderen, der ohne Scheuklappen in der Welt umherging, als enger, bornierter Kopf erschien ... davon wußte er entweder nichts, oder er setzte sich mit wunderbar lächelnder Gleichgiltigkeit darüber hinweg.

Äußerlich von vornehmer Würde, fünfundvierzig Jahre alt, lang und hager, mit breitem, glattrasiertem Kinn, leichtergrautem Schnurrbart, hellen, etwas vorstehenden Augen, einer kurzen, plumpen Nase und niederer Stirn, über der sich das ziemlich angegraute, doch noch volle Haar in tadellos gerader Linie scheitelte, den schwarzen Gehrock fest zugeknöpft, die Stiefel leuchtend vor Wichse, ein Ordensbändchen im Knopfloch, so saß er jetzt da in dem Empfangszimmer des Verwalters von Buchenwalde, bereit das Kreuzverhör zu beginnen.

Neben ihm saß auf steiflehnigem Stuhle ein kaum dreißigjähriges Assessorlein; ein flotter Bursche dem Aussehen nach, der sich jetzt schon grauenhaft zu langweilen schien, denn er gähnte mehrmals hintereinander sehr salonfähig; das heißt, er verbiß sich das Gähnen mit solcher Kraftanstrengung, daß er fast daran erstickte.

Ihnen gegenüber saß Felix und wartete. Ihm war's entsetzlich, so still sitzen und auf die erste Frage des Oberregierungsrats warten zu müssen ... es peinigte ihn eine solche nervöse Unruhe, daß er am liebsten aufgesprungen wäre und dem musterhaften hohen Beamten die ganze Wahrheit ins Gesicht geschrieen hätte ... und doch mußte er hier still sitzen und warten — warten — — warten. —

Der Oberregierungsrat hatte einige Papiere vor sich hingelegt, in denen er mehrere Minuten geblättert hatte ... jetzt schichtete er das Häufchen wieder auf, sah Felix an und sagte:

„Herr Baron ... Sie wundern sich zweifellos über meinen so plötzlichen Besuch; und fragen sich innerlich, was wohl ... hm ... die Ursache desselben sein könnte. Nicht wahr?“

Felix sah ihm ins Auge, Spottlust auf den Lippen. Wollte der Mann Komödie mit ihm spielen?

Als ob er es nicht ganz, ganz genau gewußt hätte —

„Nein, Herr Oberregierungsrat,“ antwortete er fest.

„Sie wundern sich nicht, daß ich ... hm ... wir ... gerade heute, zum heiligen Weihnachtsabend Ihnen hier hereinschneien?“ Er wandte den Blick zum Fenster hin, und ein kleines, höchst korrektes Lächeln umspielte seine Mundwinkel. „Schneien ... hereinschneien ... in der That ... man kann es wohl sagen,“ wiederholte er.

„Nein, Herr Oberregierungsrat, ich wundere mich nicht darüber,“ erwiderte Felix noch einmal. „Ich zweifelte keinen Augenblick daran, daß es wichtige Gründe sein müssen ...“

„Da haben Sie Recht, Herr von Graach. Es mußten in der That schon Gründe von ... hm ... außergewöhnlicher Wichtigkeit sein, die mich ... hm ... uns ... jetzt in den Weihnachtstagen auf eine ... eine ... hm ... Inspektionsreise führten. Und nicht allein außergewöhnlich wichtig waren diese Gründe, sondern auch ... hm ... sehr wenig ... ich betone ... s e h r w e n i g angenehm!“

„Ich kann es mir denken.“

„So ... hm! Nun, wir können also gleich beginnen. Herr Assessor Hanau," wandte er sich zu dem jungen Manne, der eben ein sechstes oder achtes Gähnen tapfer verschluckte, „wollen Sie freundlichst meine Fragen und die Antworten des Herrn von Graach stenographisch notieren?"

Der Angeredete zog Papier und Bleifeder hervor, erhob sich und setzte sich an dem großen Sofatisch in Positur.

Der Oberregierungsrat lehnte sich in seinem Sessel zurück und schloß einen Moment seine vorstehenden Augen.

Dann öffnete er sie wieder und heftete sie auf Felix.

„Herr Baron von Graach," begann er, „vor nunmehr drei Jahren ernannte die Königliche Ansiedlungs-Kommission in Posen Sie zum Verwalter dieses Guts Buchenwalde. Sie vertraute Ihnen das Dominium an, zu welchem Zweck?"

„Um es zu parzellieren und an Bauern zu vergeben, denke ich," erwiderte Felix.

Der Oberregierungsrat nickte.

„Um es außerdem rationell zu bewirtschaften, es aus dem vernachlässigten Zustande, in dem es sich befand, herauszureißen, seine Ertragsfähigkeit zu heben ... um es ..."

„Habe ich dies alles nicht gethan?"

„Hm. Ja. Jawohl, das haben Sie gethan. Sie haben mich aber zu meinem Bedauern vorher ... hm ... nicht ausreden lassen, sonst hätte ich Ihnen auch noch die weiteren Pflichten aufgezählt, die Sie übernommen hatten. Indessen ... ich denke, Sie werden ... hm ... diese Pflichten wohl ebenso genau im Kopfe haben wie ich; unnötig, sie Ihnen erst noch alle zu nennen. So frage ich Sie denn nur dieses, Herr von Graach: Haben Sie Ihre Pflichten alle ernst genommen? Haben Sie Ihre Pflichten erfüllt?"

Eine Sekunde schwankte, zauderte Felix, bevor er antwortete, und blickte vor sich nieder.

Dann erhob er wieder den Blick.

„Auf diese Frage, Herr Oberregierungsrat," sagte er, „kann ich mit einem 'ja' antworten."

„Sie hätten Ihre Pflichten erfüllt, Herr von Graach?"

„Nach bestem Wissen und Gewissen — ja!"

„Sie hätten Ihre Pflichten erfüllt, Herr von Graach?"

Bei der Wiederholung dieser Frage hatte der Oberregierungsrat seine Stimme etwas erhoben.

Felix vermochte nicht mehr, an sich zu halten.

Die nervöse Unruhe, die ihm nun seit Stunden, seit Tagen in den Gliedern steckte, ließ sich nicht mehr bemeistern. Er hatte das Gefühl, laut schreien zu müssen, wenn man ihn noch lange mit diesen knapp und korrekt abgemessenen Fragen und Antworten auf die Folter spannte. Und er sprang auf von seinem Sitz.

„Herr Oberregierungsrat, wozu dies lange, peinvolle Hin- und Herfragen, da wir doch beide ganz genau wissen, was Sie von mir wollen? Sagen Sie mir doch lieber kurz und bündig: Was wirft man mir vor? Wessen beschuldigt man mich? Welche Anklage wird gegen mich erhoben?"

Der Oberregierungsrat wiegte das Haupt.

„Mein bester Herr von Graach ... Sie sind ... hm ... viel zu aufgeregt ... wirklich viel zu aufgeregt. Sie hätten mir doch viel lieber meine Frage beantworten sollen, anstatt heftig aufzubrausen; noch dazu, da Sie sich durch Ihr Verhalten hier auf Buchenwalde jedes Rechts ... sage ausdrücklich jedes Rechts begeben haben, in heftiger Weise andere eines Unrechts zu zeihen, wie Sie es eben thaten, oder ... hm ... pardon ... doch anzudeuten beliebten."

„Ich zeihe niemanden eines Unrechts ... niemanden ... Sie müssen mich falsch verstanden — oder aber ich mich falsch ausgedrückt haben ..."

„Wir wollen das letztere annehmen. Indessen ... hm ... Sie stellen mir da drei Fragen: was wirft man Ihnen vor? Wessen beschuldigt man Sie? Welche Anklage erhebt man gegen Sie? Wenn Sie nun so freundlich sein wollten .. mich ... hm ... nicht noch einmal zu unterbrechen ... so will ich Ihnen ... hm ... auf diese drei Fragen drei Antworten geben."

Auch er hatte sich jetzt erhoben und stand Felix gegenüber. Mit der Rechten stützte er sich auf den Tisch, gerade auf das Häufchen Papiere, die, wie Felix fühlte, eben seine Anklage enthielten.

„Was wirft man Ihnen vor, Herr von

Graach? Man wirft Ihnen vor, nicht immer so zuvorkommend, so liebenswürdig, so hilfsbereit gegen Ihre Ansiedler hier gewesen zu sein, wie Sie es sollten, wie die Königliche Ansiedlungs-Kommission es Ihnen zur Pflicht gemacht hatte, ... hm ... mündlich und schriftlich zur Pflicht. Was haben Sie darauf zu erwidern?"

„Daß es ein Irrtum ist," rief Felix erregt. „Stets habe ich mein Möglichstes für die Ansiedler gethan ... stets war ich mit Hilfe, mit Rat und That für sie bei der Hand ... nie war ihnen mein Ohr oder meine Thür verschlossen."

„Hm ...! Ihr Wort ist mir natürlich heilig! Können Sie aber vielleicht auch das, was Sie da sagen, beweisen?"

„Beweisen?" Felix sah sich verwirrt, wie hilfesuchend im Zimmer um. „Beweise? Ja ... ich denke doch wohl ... Dutzende ... Hunderte ..."

„Wir haben leider Gegenbeweise."

Der Oberregierungsrat tippte auf das Papierhäufchen.

„Gegenbeweise? Nennen Sie sie mir!"

Der Oberregierungsrat winkte beschwichtigend mit seiner langen, dünnen, gelblichen Hand.

„Nicht aufgeregt; bitte, nur nicht aufgeregt, Herr von Graach. Zu den Beweisführungen kommen wir nachher. Einstweilen nur dies zu Ihrer Kenntnis: der Sie der Unfreundlichkeit, der Ungefälligkeit, der Vernachlässigung, ja, des absichtlich herausgekehrten Hochmuts gegen die Ansiedler anklagt, ist einer Ihrer Ansiedler ... ist ... hm ... Ihr ältester Ansiedler: August Wenzel."

„Wenzel? Ahaha? Ich konnte mir's denken."

„Wollen Sie behaupten, daß er Sie fälschlich anklagt? Wollen Sie behaupten, stets Ihre Pflicht an ihm erfüllt zu haben?"

„Stets und unter allen Umständen."

Der Oberregierungsrat trommelte einen Augenblick mit den Fingern auf dem Tisch.

„Hm!" machte er dann. „Ihr Wort in Ehren, Herr von Graach. Lassen wir das einstweilen. Ich komme nun zu Ihrer zweiten Frage: Wessen beschuldigt man Sie? Man beschuldigt Sie, den man hierhergesetzt hat auf diesen nicht leichten Grenzposten, um Frieden zu schaffen und zu halten, um Uneinigkeiten zwischen Polen und Deutschen vorzubeugen, um dem Haß der Polen auf die Deutschen nicht allein nicht neue Nahrung zu geben, sondern ihm womöglich die Spitze abzubrechen — Sie eben beschuldigt man, sich zur ... hm ... zur ... zur ... mit einem Wort ... gerade ein polnisches Mädchen ... eine Ihrer Mägde, glaube ich ... ausgesucht und gehalten zu haben, die Sie dann, als Sie ihrer überdrüssig waren, mit der Reitpeitsche von sich jagten — "

„Das ist nicht wahr," brauste Felix auf.

„Nicht wahr? Hm! Ein etwas wenig ziemlicher Ausdruck, Herr von Graach. Aber wir wollen ihn Ihrer sehr begreiflichen Aufregung auf Rechnung setzen. Leider aber liegen auch für diese Angelegenheit Beweise vor."

Felix lachte bitter auf.

„Beweise? Giebt's für so etwas — — Beweise?"

„Oh ja. Das Zeugnis eines Mannes wie Pfarrer Brudbowo."

„Pfarrer Brudbowo?"

„Jawohl. Er hat das Mädchen gesehen, kaum eine Stunde, nachdem Sie sie von sich gejagt — — Rücken und Hals mit Peitschenstriemen bedeckt — das Haar zerrauft — die Augen — —"

„Ich habe die Person nie geschlagen," entfuhr es Felix; doch jählings stieg das Bild jenes Tages vor ihm auf, da er, um die Aufdringliche von sich abzuschütteln, die Peitsche über ihr geschwungen hatte. Ein Moment nur war's gewesen, doch aus ihm schmiedete sich nun eine Kette — eine Kette, so schwer — daß sie ihn langsam, aber sicher in den Abgrund hinabzuziehen vermochte.

Was sollte er da noch viel reden? Sie widerlegten ihm ja doch jedes Wort, das er sprach. Sie hatten ja Beweise gesammelt — alle — alle gegen ihn — nur gegen ihn! Wozu überhaupt noch reden?

Trotzig biß er die Zähne zusammen und kreuzte die Arme über der Brust.

„Nun, Herr von Graach — leugnen Sie?"

Eisig drang die Stimme des Oberregierungsrats an sein Ohr.

Ohne aufzublicken murmelte er dumpf:

„Ich habe das Mädchen einmal geschlagen — es ist wahr; meine Geliebte aber war sie nie.“

„Sehr chevaleresk, Herr Baron, die Ehre eines Mädchens nicht preiszugeben; doch ... hm ... so ein polnisches ... hm ...“

Felix hätte fast laut aufgelacht über diese Ironie.

Er durfte das Mädchen nicht anrühren, ohne sich den härtesten Anklagen auszusetzen; der Herr Oberregierungsrat aber, der sie nicht einmal kannte, nannte sie einfach, ‘so ein polnisches hm!’ so ganz ohne weiteres. Lachhaft! wirklich lachhaft!

Der Oberregierungsrat führte mit der linken Hand wieder sein Trommelsolo auf dem Tisch aus. Er blieb vollkommen ruhig. Er schien gar nicht imstande sich aufzuregen.

„Auch hierauf werden wir später noch zurückkommen. Ich komme nun, Herr von Graach, zu der Beantwortung Ihrer dritten Frage: welche Anklage erhebt man gegen Sie?“

Er erhob bei diesen Worten doch ein wenig die Stimme, und der Trommelwirbel auf dem Tisch hörte auf, gerade wie im Zirkus die Musik ganz plötzlich abbricht, wenn der Trapezkünstler den gewagten Kopfsprung in das unten ausgespannte Netz hinab ausführen wird.

„War es Ihnen bekannt, Herr von Graach, daß Buchenwalde eine rein protestantische Ansiedlung werden sollte?“

Aha — dachte Felix — nun kommt er endlich ’ran. Nun kommt der Kopfsprung. Lange genug ist er ja wie die Katze um den heißen Brei drum ’rum gekrochen. Nun sind wir also so weit.

„Jawohl, Herr Oberregierungsrat,“ erwiderte er.

„Haben Sie dafür gesorgt, daß die Ansiedlung eine rein protestantische wurde?“

„Nach bestem Wissen und Gewissen — ja.“

„Was heißt das?“

„Was das heißt? Ich nahm nur protestantische Ansiedler auf.“

„Das konnten Sie ja gar nicht anders, da Sie in jedem einzelnen Fall erst die Genehmigung der Königlichen Ansiedlungs-Kommission in Posen einholen mußten, und diese jeden anderen als einen Protestanten abgewiesen hätte.“

„Nun ja eben,“ sagte Felix und dachte dabei: Nun wird man gleich noch anfangen, mir Vorwürfe zu machen, weil ich ihnen zu gut gehorcht habe.

„Die Anklage, die gegen Sie erhoben wird, Herr von Graach, behauptet aber, daß halb Buchenwalde — wenn nicht noch ein größerer Prozentsatz — drauf und dran ist, zum Katholizismus überzutreten. Was sagen Sie hierzu?“

Felix zuckte die Achseln.

„Geben Sie damit zu, daß es wahr sei?“

„Ich weiß nicht. Es ist möglich!“

„Möglich?? Es ist wahr!“

Wieder zuckte Felix nur die Achseln.

„Die Anklage gegen Sie behauptet ferner, daß Sie, Sie selbst, den Katholizismus auf Buchenwalde aufs eifrigste propagiert haben — daß —“

„Ich? Ich? Großer Gott!“

„Ist das nicht wahr?“

„Nein, nein — es ist nicht wahr! Herr Oberregierungsrat, ich gebe Ihnen mein heiliges Ehrenwort —“

Der Oberregierungsrat winkte mit der Hand.

„Mein bester Herr von Graach, es handelt sich hier ja gar nicht um Ihr Ehrenwort. Es handelt sich um eine ... hm ... mit einem Wort ... ich bin ein Beamter, der in einer bestimmten Angelegenheit die Einzelheiten zu untersuchen hat. Es bedarf doch wohl kaum der Versicherung, daß Ihr Wort mir ... daß ich selbstverständlich ... hm ... daß ich Ihnen glaube ... ich bitte Sie ... dessen brauch’ ich Sie ... hm ... doch wohl nicht erst zu versichern ... indessen ...“

Felix war bleich wie der Tod geworden.

Der Oberregierungsrat betrachtete angelegentlichst seine Fingernägel.

„Das heißt — das soll heißen —“ der Atem verging Felix beinahe, und vor seinen Augen sah er rote und schwarze Blitze zackenartig herniedersausen — „soll das heißen, daß Sie mir nicht glauben?“ Er hatte die Worte beinahe geschrieen.

Der Oberregierungsrat zuckte die Achseln.

„Herr Oberregierungsrat!“ rief Felix außer sich.

„Herr Baron!“ erwiderte der Oberregierungsrat ruhig.

„Herr Oberregierungsrat,“ keuchte Felix, „Sie wollen meinen Worten keinen Glauben mehr schenken? Muß ich Sie so verstehen?“

„Eine Gegenfrage, bevor ich Ihre Frage beantworte. Sind von Ihren protestantischen Ansiedlern hier auf Buchenwalde, einige ... oder viele ... oder ... hm ... gesonnen, zum Katholizismus überzutreten?“

„Das weiß ich nicht.“

„Sie wissen es nicht? Aber ohne Ihr Wissen kann es ja garnicht geschehen. Sie sind die amtliche Behörde — hm — Sie wissen nichts davon — hm — nun — eine andere Frage: Wissen Sie auch nichts von den katholischen Gottesdiensten, die nächtlicherweise hier bei Ihnen in der Schloßkapelle abgehalten werden?“

Felix schwieg. Es wurde ihm abwechselnd heiß und kalt.

„Sie ... hm ... Sie wissen nichts davon, Herr von Graach? Soll ich mir Ihr Schweigen so deuten?“

„Nein.“ Felix hob das Haupt. „Ich ... ich ... habe davon gehört.“

„Nur gehört? Hm! Nur davon gehört? Und nichts dagegen gethan? Nichts davon nach Posen gemeldet? Seltsam! Verzeihen Sie ... aber das will mir wirklich sehr seltsam erscheinen. Wann haben Sie denn davon gehört?“

„Vor zwei Tagen.“

„Vor zwei Tagen? Zum erstenmal?“

„Zum erstenmal. Mein Wort darauf.“

„Ihr Wort soll mir gelten. Aber ... können Sie mir dafür auch vielleicht irgend einen Beweis liefern?“

„Ja — gewiß,“ rief Felix rasch. Dann hielt er inne und besann sich. Denn es fiel ihm ein, daß die einzige Zeugin hierfür, die arme Ella, seitdem vollends den Verstand verloren hatte. Wäre er doch auch erst so weit! Er beneidete sie in diesem Augenblick beinahe.

„Nein, ich kann es nicht,“ sagte er. „Wenn Sie mein Wort nicht dafür annehmen wollen, so —“

Er brach achselzuckend ab.

„Hm!“ machte der Oberregierungsrat. „In der gegen Sie erhobenen Anklage, in der Denunziation ...“

„Ah! also eine Denunziation!“

„Eine? Oh, mein bester Herr von Graach ... ein halbes Dutzend Denunziationen gegen Sie sind bei uns eingelaufen, bevor wir anfingen, mißtrauisch zu werden. Aber nun, nun sind wir ja so weit. Nun werden Sie mir gleich alles sagen, nicht wahr?“

„Ich werde gar nichts mehr sagen, Herr Oberregierungsrat,“ rief Felix. „Auf Anklagen, die Sie oder die Kommission gegen mich erhoben, hätte ich geantwortet, hätte ich mich zu verteidigen gesucht. Auf Denunziationen hab' ich nur eine Antwort: verächtliches Schweigen!“

„Hm!“ Der Oberregierungsrat karessierte nachdenklich sein breites, glattrasiertes Kinn. „Mir scheint, als vergriffen Sie sich da einigermaßen im Ton, mein bester Herr von Graach. Sie sind Beamter, ich Ihr Vorgesetzter. So viel ich weiß, sind Sie mir Rede und Antwort schuldig.“

Mit einem Satz war Felix am Schreibtisch und ergriff den halbbeschriebenen Bogen dort, den er dem Oberregierungsrat hinhielt.

„Da, Herr Oberregierungsrat, dies meine Antwort: meine Demission. Ich bitte um meine Entlassung.“

„Ja, nun ja, dahin werden wir ja wohl auch kommen. Aber ...“ der Oberregierungsrat nahm den Kneifer, der ihm am schwarzen Bande um den Hals hing, und setzte ihn auf die kurze, plumpe Nase ... „gerade in einem solchen Moment ...“

Er nahm den Bogen, blickte flüchtig hinein und reichte ihn Felix zurück. „Das kann erst später kommen. Sie haben es heute geschrieben?“

„Bevor ich die Depesche von Ihrer Ankunft erhielt, ich schwöre es,“ flammte Felix auf.

„Ich glaube es. Mein Gott, ich glaube es. Wollen Sie nun nicht doch so freundlich sein, mir noch einige Fragen zu beantworten? Ich wäre Ihnen sehr verbunden dafür. Ich muß ja doch nun wissen, wie es hier in Buchenwalde aussieht.“

„Also ... fragen Sie ... ich werde antworten.“

Felix faltete sein Entlassungsgesuch zusammen und warf es auf den Schreibtisch zu den übrigen Papieren zurück.

„Bei diesen nächtlichen Gottesdiensten hier im Schlosse — fungierte Pfarrer Bruddowo?"

„So sagte man mir."

„Sie selbst — haben den Gottesdiensten — hm — nie beigewohnt?"

„Niemals!"

„Sie ... persönlich ... hm ... bestreiten also entschieden, den Katholizismus hier propagiert zu haben?"

„Auf das Entschiedenste."

„Hm! Hätten Sie ... hm ... irgend einen Beweis dafür?"

„Ich dächte, mein niemals nachlassender Eifer, Buchenwalde so schnell wie möglich eine evangelische Kirche und einen evangelischen Pfarrer zu geben, dürfte als genügender Beweis gelten."

„Hm. Ja. Es ist wahr. Sie haben unabläſſig danach verlangt."

Der Oberregierungsrat stand wieder nachdenklich da. Und wie vorher streichelte er dabei aufs zärtlichste sein breites, glattrasiertes Kinn.

„Es ist wahr ... hm ... ja ... es ist wahr," wiederholte er dabei noch ein paarmal.

Dann sah er Felix plötzlich scharf an.

„Wer also, Herr von Graach, kann Ihrer Meinung nach die Schuld daran haben, daß eine protestantische Ansiedlung uns überm Kopf weg katholisch gemacht wird? Daß Zank, Hader und Streit zwischen unseren beiden Ansiedlungen hier, Friedrichs-Aue und Buchenwalde, herrschen, so daß es zu solchen Exzessen kommen kann wie gestern nacht hier im Wirtshaus? Oh ja ... hm ... Sie sehen, ich bin gut unterrichtet ...! Wer trägt die Schuld daran, daß Sie kein Ansehen mehr bei den Ansiedlern genießen, daß Sie keinen Einfluß mehr auf die Ansiedler haben? Wer?"

Tiefatmend hob und senkte sich die Brust des jungen Mannes. Was sollte er darauf antworten? was thun? Sagte er die ganze Wahrheit, so mußte er seine Mutter preisgeben ... und auch sich ...

Mit beiden Händen strich er sich über die bleiche Stirn.

„Herr Oberregierungsrat ... wenn ich Ihnen darauf ehrlich antwortete, so müßte ich sagen: zum großen Teil haben Sie selbst Schuld daran. Oh, hören Sie mich ruhig an, und Sie werden einsehen, wie Recht ich damit habe. Vor Jahr und Tag — — ah, noch länger ist es her — vor zwei Jahren schon bat, beschwor ich die Herren in Posen, die Absetzung des Pfarrers Bruddowo zu erwirken ... und einen anderen an seine Stelle zu setzen. Was war die Antwort auf meine Bitten?"

„Daß es nicht ging. Und es ging auch in der That nicht. Hätte zum mindesten nichts genützt."

„Nichts genützt? Oho! Wenn anstatt eines polnischen Pfarrers ein deutsch-katholischer Pfarrer auf Friedrichs-Aue säße und die Zeit über gesessen hätte ... ich garantiere es Ihnen, Herr Oberregierungsrat, diese weihnachtliche Inspektionsreise hätten Sie sich zum mindesten erspart. Ja ... Herr Oberregierungsrat ... ich sah die Gefahr wohl vor Augen, die uns allen aus dem Pfarrer Bruddowo erwuchs — erwachsen mußte — ich warnte — ich bat — ich flehte — die Antwort auf alle meine Vorstellungen war ein moralisches Achselzucken. Weiter nichts."

„Was hätte es uns genützt, Pfarrer Bruddowo abzusetzen? An seine Stelle wäre ein anderer polnischer Pfarrer gekommen."

„Aber warum — warum ein polnischer? Warum kein deutscher?"

„Weil — weil — ja — hm — es wäre eben so gewesen. Verlassen Sie sich darauf. Ich weiß es."

„Ah! Nun ja! Es wäre aber — das schwöre ich Ihnen — alles, alles anders hier gewesen, wenn kein polnischer Pfarrer auf Friedrichs-Aue säße!"

„Der Pfarrer trägt also Ihrer Meinung nach allein die Schuld?"

„Al. . .lein?"

„Er muß hier doch einen trefflich vorbereiteten Boden für seine Saat gefunden haben. Als der vortreffliche Landwirt, der Sie ohne allen Zweifel sind, wissen Sie ja ganz genau, daß ein Saatkorn nur in ... hm ... gut vorbereiteter Erde so schnell und üppig Wurzel schlägt. Wen ... hm ...

fand Pfarrer Bruddowo wohl hier in Buchenwalde vor, der ihm den Boden vorbereitete?"

„Wen?" Felix sah seinen Peiniger an. Warum eigentlich nicht antworten? Wozu hinterm Berge halten mit Dingen, die klar waren wie der helle Tag? Zu Ende war hier ja doch nun alles. Wozu noch Komödie spielen? Wozu noch lügen — heucheln — in seinen eignen Augen sich erniedrigen und verächtlich machen?

„Ich will es Ihnen sagen, Herr Oberregierungsrat," antwortete er, „so beschämend für mich die Auskunft auch ist. Meine Mutter ist es gewesen — meine eigene Mutter — die Pfarrer Bruddowo in die Hände gearbeitet hat."

„Das wußten Sie? Und ließen es geschehen?"

„Nein. Ich wußte es nicht ... jetzt jedoch weiß ich es."

„Sie hatten uns Ihr Ehrenwort dafür verpfändet, daß Ihre Frau Mutter nie auch nur den mindesten Einfluß auf Ihre Ansiedlungs-Angelegenheiten ausüben sollte. Ihr Ehrenwort, Herr von Graach! Männern Ihres Standes pflegt ihr Ehrenwort heilig zu sein."

„Es ist mir heilig, Herr Oberregierungsrat. Ich ... ich ... wie soll ich es Ihnen sagen, ohne gegen ande ... gegen mei ... ne ... gegen andere zu reden? Kurz und gut: ich bin hintergangen worden."

„Hm! Sie hätten wirklich von nichts gewußt?"

„Von nichts."

„Es hat sich alles hinter Ihrem Rücken abgespielt? Meinen Sie es so?"

„So ist's. Ja."

„Dann sind Sie ... hm ... zum mindesten ... hm ... nicht sehr umsichtig gewesen."

„Ich war arglos ... ahnungslos ... mit einem Wort: einfältig. Das war mein Fehler."

„Herr von Graach —" der Oberregierungsrat karessierte schon wieder sein Kinn und schlug seinen feierlichsten Ton an. „Sie entsinnen sich wohl noch, daß es langer und harter Kämpfe bedurfte, bevor die Ansiedlungs-Kommission sich entschließen konnte, Ihnen ein Gut zur Bewirtschaftung zu übergeben. Der Grund hierfür ... ich weiß nicht, ob er Ihnen genau bekannt ist ... darum nenne ich ihn Ihnen jetzt offen: der Grund dafür war — Ihre Mutter."

„Ich wußte es."

„Doch wußten Sie alle unsere Bedenken zu beschwichtigen, indem Sie Ihr Ehrenwort in die Wagschale warfen. Herr von Graach, dieses Ehrenwort haben Sie gebrochen. Nicht Sie, nicht unser protestantischer Verwalter hat die Zügel der protestantischen Ansiedlung Buchenwalde in den Händen gehalten, sondern Ihre Mutter, die strenggläubige Katholikin, die aus purem Fanatismus Proselytenmacherin ist. Anstatt ferner Frieden und Eintracht in Ihrer Ansiedlung zu säen, haben Sie es erreicht, daß mehr als die Hälfte Ihrer Ansiedler sich gegen Sie empört und uns mit fortwährenden Bittschriften um Ihre Absetzung angeht. Eine solche Bittschrift — es ist die zehnte — war mit Ursache, daß ich jetzt in den Feiertagen hierher kam. Daß aber die Deutschen auf Buchenwalde sich über Sie beschweren, ist noch immer nicht alles. Die ... hm ... die Polen hier empören sich fast noch heftiger gegen Sie, als die Deutschen. Zwei besondere Fälle sind uns hierüber gemeldet worden. Der erste betrifft die vorher schon genannte Magd, Naska Jarezka mit Namen. Der zweite handelt von einer gewissen Gy ... Gy —," er blätterte suchend in seinen Papieren, „hm ... wo ... ist es denn?"

„Gyzinska," soufflierte der Assessor Hanau und starrte mit höchst gelangweiltem Gesicht zur Zimmerdecke empor. Er mochte sich ärgern, den Weihnachtsabend so ohne Sang und Klang verbringen zu müssen.

„Gyzinska ... hm ... ganz recht. Anna Gyzinska ... oder ..."

„Wahrscheinlich Wanda Gyzinska," meinte Felix, „die polnische Landstreicherin, die ein paar Monate bei uns hier arbeitete und sich dann in Fliegengift den Tod trank ... soll ich sie etwa eigenhändig umgebracht haben?"

„Sie spotten, Herr von Graach. Ich weiß nicht, ob das hier ganz am Platze ist. — Eine fröhliche Zukunft haben Sie uns während Ihrer Verwaltungszeit hier nicht vorbereitet. Empörung unter den Deutschen ... hm ... hm ... Empörung unter den Polen! Wahrhaftig ... hm ... es ist weder zum Spotten noch zum Lachen."

„Nein ... zum Lachen ist's wahrhaftig nicht. Da haben Sie recht, Herr Oberregierungsrat."

„Nun also. Was aber die Gyzinska anbelangt, so hat zwar durchaus niemand behauptet, daß Sie sie umgebracht hätten, doch fragt man sich allgemein, ob es wirklich wahr gewesen sei, daß die Person sich das Leben genommen habe, und warum?"

„Ich würde Sie bitten, sie selbst darüber zu befragen ... wenn sie noch am Leben wäre," erwiderte Felix, „da das aber nicht angeht, so müssen Sie schon mein Wort dafür nehmen, daß die Betreffende eine Gewohnheits-, das heißt Quartalssäuferin war, die, wenn die Wut des Trinkens sie überfiel, einfach alles in ihre Kehle hinuntergoß, was flüssig war und nach Alkohol roch."

„So? Es ist also nicht wahr, daß sie sich das Leben nahm, weil Sie ihr gedroht hatten, sie der Polizei als Landstreicherin und mutmaßliche Gattenmörderin zu überliefern?"

„Kein Wort davon ist wahr."

Der Oberregierungsrat zuckte die Achseln.

„Dann müssen Sie aber viele Feinde hier haben, Herr von Graach! Viel mehr als für einen königlichen Gutsverwalter angemessen, notwendig ... und ... hm ... förderlich ist."

„Das scheint mir auch so," meinte Felix trocken. „Und nicht allein hier, sondern auch in Posen muß ich viele Feinde haben, da man jeder Denunziation gegen mich dort so bereitwillig Glauben schenkt."

Sein Ton war bitter und höhnisch, als er das sagte.

„Sollte man das nicht thun? Sie sehen, wie recht man daran gethan hat, jenen Denunziationen endlich Glauben zu schenken und eine Untersuchung einzuleiten. Der Krawall ... hm ... was, Krawall? Der Mord und Totschlag im Buchenwalder Wirtshaus gestern nacht zeigt deutlich, daß die Dinge hier sich schon aufs äußerste zugespitzt haben, daß es die allerhöchste Zeit für meinen ... hm ... Besuch hier war. Vergessen Sie nicht, daß Sie mehrfach gewarnt worden sind, Herr von Graach, bevor wir zu ... hm ... zu einem entscheidenden ... hm ... Eingreifen schritten. Jetzt natürlich ... das sehe ich wohl ... muß ... hm ... muß absolut etwas Entscheidendes geschehen."

Er blieb wieder nachdenklich stehen und strich sich das Kinn. Er schien nachzusinnen, welche neue Anklage er noch vorzubringen habe.

Da ertönten draußen Glocken.

Zuerst ein feiner, heller Ton ... dann ein tiefer, wie aus mächtiger Menschenbrust emporquellend ... dann wieder der feine ... und wieder der tiefe ... in regelmäßiger Folge wechselten sie ab miteinander ... und diese Töne schienen durch die klar-frostige Winternacht zum Himmel emporzusteigen; wie das klagende Flehen tausender von Menschenstimmen klang es, das emporgesandt ward auf tönenden Schwingen, um vor Gottes Thron zu gelangen und dort ihm seine Bürde zu Füßen zu legen.

Die drei Männer horchten.

Um Felix' Lippen spielte ein tiefes, gramvolles Lächeln.

„Was ist das?" fragte der Oberregierungsrat.

„Die Glocken der neuen Buchenwalder Kirche," erwiderte Felix. „Sie wird jetzt eingeweiht. Pfarrer Lesser wird seine erste Predigt halten."

„Ah so ... richtig ... hm ... es ist ja heute ... hm ..."

„Weihnachtsheiligerabend. Jawohl."

„Ah! Aber dann wollen wir doch hingehen."

„Ich meine auch, daß es unsere Pflicht ist."

„Selbstverständlich ... selbstverständlich ... einen Moment nur ..."

Der Oberregierungsrat faltete seine Papiere wieder säuberlich zusammen und steckte sie in die Brieftasche zurück, der er sie vorher entnommen hatte.

„Ich bin bereit," sagte er.

Der Assessor hatte sich gleichfalls erhoben und seine Notizen zu sich gesteckt.

Felix griff nach seiner Mütze, so wenig ihm jetzt auch danach zu Mut war, unter Menschen zu gehen. Und sie gingen.

(Fortsetzung folgt.)

# Die eherne Schlange.

Roman in drei Büchern

von

**Thomas P. Krag.**

[4] Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Eugen von Enzberg.



## XIV.

Wer die Welt kennt, hätte längst darauf kommen müssen, daß Frau Ulrike sich einem Gleichgesinnten in die Arme werfen würde, sobald er ihre Wege kreuzte, aber Friedrich von Gröben konnte das nicht verstehen. Die Wahrnehmung, die er an jenem Morgen gemacht hatte, hatte seine Seele in ihren Grundfesten erschüttert und marterte ihn unabläßig. Er war von jetzt ab wie umgewandelt, war nicht mehr derselbe eifrige und in seinem Innersten still zufriedene Mann wie früher. Er war aufgescheucht worden. Wenn er nun seine Arbeit verrichtete, führte er alle Bewegungen nur noch mechanisch aus. Sein Auge nahm einen starren Ausdruck an, und stundenlang konnte er dasitzen, ohne sich zu rühren.

Seinen Sohn wollte er nicht mehr länger im Hause haben; denn er fand sehr bald heraus, daß ein Kind in solch gefährlicher Atmosphäre nicht gedeihen kann. Schon acht Tage nach jenem Vorkommnis befand sich Jonas auf dem Weg zu einem Verwandten, der in einer Stadt im nördlichen Teil des Landes wohnte. Dort sollte er die Schule besuchen und so auch Verkehr mit anderen Kindern haben.

Was Friedrich von Gröben selbst betrifft, so lebte er von nun an völlig für sich. Im Hause wurden nach wie vor Gesellschaften gegeben, aber er nahm an keiner teil. Er ließ sich das Essen auf sein Zimmer bringen, unter dem Vorwand, daß er sich nicht ganz wohl fühle. Was die anderen darüber dachten, kümmerte ihn nicht. Seine Kraft schien gebrochen, und wer ihn sah, sagte sich sofort, daß er nicht alt würde.

Er war auch längst nicht mehr der alte; er war ein anderer geworden. Glücklicherweise gleicht der Mensch eben schließlich doch der Zwiebel, die aus verschiedenen Schichten besteht, die eine über der andern lagern. Nun, da der starke ruhige Mensch in Friedrich von Gröben ertötet worden war, trat ein andrer in die Erscheinung: Ein Greis, der wenig und langsam sprach, aber doch die Kraft besaß, sich ganz von dem zu lösen, was ihn früher gebunden hatte. Er zog seine Frau nicht zur Rechenschaft, weil er wußte, daß sie ihn einfach gar nicht verstehen würde; ihr Fleisch und Blut war anders geartet, und seine Gedanken waren nicht die ihrigen. Er hatte die Kraft gehabt, das Schwerste zu überwinden und still zu sich selbst zurückzukehren, ohne mit ihr zu sprechen.

## XV.

Eines Herbstmorgens, als Gröben kaum erwacht war, wurde ihm gemeldet, daß ihn der Doktor zu sprechen wünschte. Er ließ ihm sagen, er werde sofort kommen, und kleidete sich unverzüglich an. Als er ins Nebenzimmer kam, trat ihm der Doktor entgegen und sagte:

„Ich statte Ihnen zu einer recht ungewöhnlichen Zeit meinen Besuch ab, allein in drei Stunden muß ich von hier abreisen, und da ich in den letzten Tagen mit den Vorbereitungen zu dieser Reise sehr in Anspruch genommen war, ist es mir leider nicht möglich gewesen, früher zu kommen, um Ihnen noch einmal zum Abschied die Hand zu drücken."

„Sie wollen uns verlassen?"

„Ja . . . für immer, Herr von Gröben . . . Leben Sie wohl!"

Schweigend streckte er ihm die Rechte entgegen. In der herbstlichen Morgenbeleuchtung, die weder hell noch dunkel genannt werden konnte, sondern lediglich einer grauen Wolke glich, sah sein Ge-

sicht wie eine Maske aus. Seinem Auge fehlte der farbige Ring, der Lachen und Weinen zum Ausdruck bringt, man sah nur das Weiße und die außerordentlich große Pupille, also jenen Teil des Menschenauges, der immer etwas Starres hat!

Friedrich von Gröben drückte seine Hand: ein eigentümliches Gefühl beschlich ihn, ein Gefühl der Angst und Verlassenheit.

„Weshalb wollen Sie denn schon von uns fort, Herr Doktor? ... Und wohin beabsichtigen Sie zu reisen?"

„Das weiß ich selbst noch nicht. Wahrscheinlich werde ich den Rest meines Lebens in der Welt herumziehn. Vielleicht große Seereisen machen. Ich will den unendlichen Ring des Meeres mit eignen Augen sehen, sein gewaltiges Brüllen mit eigenen Ohren hören."

„Das kommt mir so überraschend. Bitte, Doktor, nehmen Sie doch ein wenig Platz. Weshalb wollen Sie denn auf die See? Ich selbst bin ja nicht viel in der Welt herum gekommen, allein was ich vom Meer gesehen habe, war durchaus nicht dazu angethan, mich besonders dafür zu begeistern. Es ist kalt und mitleidlos — taub und blind."

Der Doktor erwiderte — seine Worte klangen, als spräche er mit sich selbst; er sprach in Absätzen, und Gröben unterbrach ihn nicht.

„Das Meer ist ein Chaos. Wir können in seine Tiefe hinabstarren und darin unsere eigene Seele erblicken!

„Seine Stimme kann uns oft anmuten; in seiner unendlichen Stille glauben wir den Ton einer unbekannten Welt zu vernehmen.

„Seine Macht besiegt und beruhigt zugleich. Wir finden in ihm einen Kameraden, der stärker tobt und tiefer schweigt als wir selbst.

„Seltsame Menschen treffen oft auf dem Schiff zusammen, das eine Fahrt durchs Weltmeer unternimmt: Geschicke von allen vier Weltenden! Ihnen allen ist das eine gemeinsam: in die Fluten starren und lauschen.

„Selbst die Seeleute, die doch an Bord gegangen sind, um ihr Brot zu verdienen, haben etwas an sich, das mich sympathisch berührt. Es sind starke Männer, die ihre Pflicht thun und selten klagen.

„Wenn man dem allzu Überlegenen gegenüber steht, klagt man nicht. Wer einem Löwen in den Rachen schaut, schweigt."

Nach einer Weile antwortete Gröben; „Deshalb also wollen Sie die Meere durchsegeln ... um besiegt und ruhig zu werden?"

„In gewisser Beziehung ja. Ich bin des entsetzlichen Kampfes mit meinem unruhigen Gemüte müde. Ich will etwas über mir fühlen, eine gewaltige Macht, die mich in die Kniee sinken läßt und allen Widerstand verlacht. Ich sehne mich danach, in meinem Nacken eine Riesenhand zu fühlen, die sich mir in das blutige Fleisch einbohrt.

„Und ich glaube, daß alle etwas vom Meere lernen können; denn was es lehrt, ist gesund. In unsern allzusichern und wohlbewahrten Ländern gehen die Menschen umher und glauben, daß sie zum Glück geboren seien, und klagen über die Ungerechtigkeit des Lebens.

„Das Meer lehrt uns etwas anderes. Es ist der große Vernichter, der große Reiniger und Befreier. Leben Sie wohl!"

„Reisen Sie glücklich und nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für alles, was Sie mich gelehrt haben. Kehren Sie denn nicht wieder einmal zurück?"

„Nein, das werd' ich nicht thun. Ich handle niemals, ohne mir eine Sache reiflich überlegt zu haben. Leben Sie wohl!"

Der Doktor ging. Gröben geleitete ihn zur Thür hinaus und schloß sie langsam.

---

## XVI.

So lange Gröbens Gesundheitszustand unverändert blieb, vermochte er sich trotz seines Alters aufrecht zu erhalten. Aber gegen Ende des Sommers fühlte er sich mit einemmal schwach. Er konnte kaum eine Mahlzeit einnehmen ohne hinterher von Beschwerden und Schmerzen geplagt zu werden. Zwar konnte er noch immer auf die Felder hinausgehen und die Arbeiten beaufsichtigen, aber als er auch seine Nachtruhe verlor, schien es, als ob die Hand, die ihn noch immer aufgerichtet hatte, mit einemmale erschlaffte; er sank in solchen Nächten tief in

die Kissen zurück, und seine Phantasie führte ihn in Gegenden, wo sich ihm ganz eigne fremde Dinge offenbarten. Tagsüber fühlte er sich dann immer so schwer im Kopf, und oft befiel ihn eine qualvolle Angst. Häufig sprach er mit sich selbst, selten mit einem anderen, und dann mit besonderer Vorliebe mit armen Häuslern aus der Nachbarschaft.

Zu einem von ihnen sagte er einmal: „Ich habe früher nie beachtet, wie groß diese Fläche ist. Nicht weit von hier braust das Meer. Es hört sich schrecklich an, wenn der Wind von dorther weht. Es ist doch seltsam, daß man sich in unmittelbarer Nähe des Meeres so sicher fühlen kann.“

Ein andermal sagte er: „Ich möchte so gern mit vielen Menschen zusammenkommen. Die Menschen sind ja gut, wenn ihrer viele beisammen sind. Nur einzeln sind sie schlecht.“

Schließlich zog sich Herr von Gröben von allen zurück. Oft konnte er nicht ruhig sitzen, sich vor Unruhe nicht im Zimmer halten. Dann ging er schon zur Mittagzeit aus und kehrte erst am späten Abend wieder heim.

Auf einem solchen Spaziergang wurde er einmal von einem fürchterlichen Gewitter überrascht. Der Himmel verfinsterte sich wie zur Nachtzeit, und der Regen floß in Strömen. Grelle Blitze durchzuckten die Nacht, daß es manchmal aussah, als ob das Weltall in Flammen stände. Das Gewitter raste mit ungeschwächter Kraft bis zum Morgen, wo die Sonne in schimmerndem Glanz empor stieg.

Erst nach Sonnenaufgang kehrte Gröben nach Hause zurück, ging auf sein Zimmer und saß lange in einer Ecke im Lehnstuhl. Er wechselte nicht einmal die Kleider, sondern ging nach einstündiger Rast wieder hinaus in den gewaltigen Sonnenschein, der wie Glut und Flammen auf den Erdball herabgeschleudert wurde. Sein Antlitz war wie verklärt. Den Knechten und Arbeitern, die ihm unterwegs begegneten, drückte er die Hand und dankte ihnen für ihre Treue und Ergebenheit. „Ich weiß,“ sagte er in einem Ton, aus dem durchaus keine Furcht sprach, „daß ich bald sterben werde. Ich bin euch wohl nichts mehr schuldig?“ Die meisten weinten. Ein alter Aufseher sagte: „Der gnädige Herr wird noch lange leben!“ . . .

„Na na . . . ich bin ein alter Mann,“ sagte Gröben ruhig, „werde ja schon in ein paar Jahren siebzig!“

Unmittelbar darauf wurde er bleicher und flüsterte: „Die Sonne blendet mich!“ Der Aufseher rief einen Knecht herbei. „Der gnädige Herr hat Fieber,“ sagte er, „der Puls geht rascher, es hämmert in den Schläfen!“

Man führte ihn nach Hause und brachte ihn zu Bett. Da lag er still mit halbgeschlossenen Augen. Die Spuren des Alters wurden mit einemmal sichtbar. Er war kein alter Mann mehr, sondern ein gebeugter Greis, über dessen Haupt sich die Jahre in unbestimmbarer Menge angehäuft hatten.

Am Nachmittag trat Frau Ulrike an sein Bett und sagte ihm ein paar freundliche Worte...

Aber da richtete er sich plötzlich auf, sah ihr fest und ruhig ins Auge und wies ihr die Thür. In diesem Augenblick strahlte sein Wesen eine solch eigentümliche Kraft aus, daß sich die junge Frau alsbald stumm zurückzog.

Nun folgten Tage, wo er irdische Dinge überhaupt nicht mehr beachtete. Früher, als die Hand des Schlafes, die uns an diese Welt festbannt, versagte, war er zwar auch in ferne Gegenden gekommen, allein damals fühlte er sich dort noch fremd; nun schien er sich in dem andern Land besser zurecht zu finden, er sah es mit Augen, die es verstanden, und fühlte es mit Sinnen, die seine Wonnen kannten.

Aber es kam mitunter vor, daß sich die letzten Reste des irdischen Lebens noch einmal rührten und die beiden Leben, das eine, das ging, und das andere, das zu kommen schien, aufeinander stießen und sich bekämpften, so daß der Kranke sich verwundert umschaute und ihm die Frage auf die Lippen kam: „Was ist das — wo bin ich nun?“ Da konnte er die Stunden fürchten, die kamen, fürchten, was sie ihm bringen würden, und seine Pflegerin bitten: niemand ins Zimmer zu lassen.

Aber eines Abends, als sich die Pflegerin auf einen Augenblick entfernt hatte und die alte Marja an seinem Bette wachte, murmelte diese

einige Worte, die der Kranke, ohne es zu wissen, beantwortete. Am selben Abend erzählte Marja auf dem Hof, daß sich Gröben vor seiner Frau und ihrem Geliebten fürchte.

Zuweilen hatte er indes doch so klare Augenblicke, daß er ruhig von Vergangenheit und Zukunft sprach. Zu einem Freund, der ihn oft besuchte, sagte er eines Morgens: „Ich habe in der vergangenen Nacht wenig oder gar nicht geschlafen. Die Zeiten, wo ich noch eine ruhige Nacht hatte, sind längst vorbei. Aber als ich nach einem kurzen Schlummer aufwachte, fühlte ich mich so stark, daß ich das Bett verließ und zum Fenster hinausschaute. Ich sah die Bäume und Blumen im Garten, die noch feucht waren vom himmlischen Tau. Ich sah den Rauch von den Feldern aufsteigen und die Sterne im Sonnenglanz erblassen. Da überkam mich ein beseligendes Gefühl der Ruhe, und ich dachte an meinen Tod, ohne von Bangigkeit erfüllt zu werden. Ich fühlte, daß ich nur ein Glied des Ganzen bin und nun zur Erde zurückkehren, selbst zu Erde werden muß, ich dachte ruhig daran und ohne mich zu ängstigen!“

Als Frau Ulrike in solch einem friedlichen Augenblick einmal in sein Zimmer trat, sprach er mit ihr ganz ruhig über die Bewirtschaftung des Gutes.

Ein andermal bat er um Tinte und Papier, setzte sich im Bett auf und schrieb einen Brief an seinen Sohn und bat ihn, nach Haus zu kommen.

## XVII.

Ende August, also zur Zeit, wo der Sommer zu schwinden beginnt und die ersten kalten Nächte kommen, zog eine öde Ruhe im Gröbenschen Hause ein. Kein Fest, kein Lied zur Nachtzeit, kein bunter Lampenschein zwischen den Bäumen im Garten, wenn die Dunkelheit hereingebrochen war. Es sah aus, als ob das Haus plötzlich ausgestorben wäre. Nur hin und wieder sah man einen Diener vom Herrschaftshaus zum Stall gehen; aber das war ja kein Leben, nur ein Mensch, der sich rührte — ein Schatten!

Der Grund dieser drückenden Stille, dieser leisen Schritte war der Umstand, daß Gröbens Tod nun stündlich zu erwarten war. Die alte Marja, die dreimal im Krankenzimmer gewesen war, hatte gesehen, daß der Gutsherr nun in den letzten Zügen lag, und dies all ihren Bekannten erzählt.

Sie sprach viel und sie sprach lange; aber als sich dasselbe nun drei Abende wiederholt hatte, bemächtigte sich des alten Aufsehers eine gewaltige Angst, so daß er den ganzen Tag über wie festgebannt in der Gesindestube saß, mit großen matten Augen Umschau hielt und wiederholt einen Psalm anstimmte, den er indes kaum bis zur Hälfte sang. Vielleicht konnte er sich des Textes nicht mehr entsinnen, vielleicht vergaß er schließlich überhaupt, daß er sang — genug, er schwieg ganz wie von selbst.

Einfache Leute sehen oft anders und mehr als die, die klug zu sein glauben. Es sieht oft aus, als ob sie mit geschlossenen Augen umhergehen, allein, wenn sie nur einmal verstohlen blinzeln, sehen und merken sie alles sehr gut. Sie sind auch neugierig und beobachten gern. Als daher der Gutsherr im Sterben lag, schlichen sie auf den Zehen umher, um ja keinen Lärm zu machen, gleichzeitig aber — um zu lauschen.

Zu allen andern Anzeichen gesellte sich auch noch dieses: während der letzten drei Tage hatte man in der alten Stube mit den grün-geblümten Tapeten einige Mäuse bemerkt. Das erfuhren die Dienstboten und nickten sich verständnisvoll zu; denn sie wußten ja alle, daß immer, wenn einer im Gröbenschen Hause sterben sollte, Mäuse ins Zimmer kamen, obwohl man sonst diese Nagetierchen niemals im Haus bemerkte. Das erste Mal hatten sie sich gezeigt, als Fräulein Eva starb, die bleiche Dame mit dem feinen blonden Haar, der niemals eine Freude auf der Welt gelacht hatte. Die Wärterin hatte damals erzählt, daß sie sich einen Augenblick schlafen gelegt habe, aber davon aufgewacht sei, daß die Kranke laut sprach. Sie sei alsdann hinzugetreten und habe gesehen, wie sich das Fräulein im Bett aufrichtete, auf den Boden zeigte und sagte:

„Ach sieh doch die Mäuse dort!“

Da tanzten im Mondenschein eine Menge kleiner grauer Mäuschen auf dem Fußboden. Wenn deshalb später jemand krank wurde und

die Krankheit eine gefährliche Wendung nahm, kam es vor, daß sich ein mutiger Dienstbote fand, der sich im grünen Zimmer einschloß und während der Nacht das Kommen der Mäuse erwartete.

Es war auch eigentümlich, daß sich der alte kluge Doktor die Krankheit des Herrn von Gröben nicht erklären konnte. Er saß oft lange am Bett seines Patienten und beobachtete ihn aufmerksam.

Seine Gedanken verriet er nicht, und wenn er eine Stunde gesessen hatte, stand er plötzlich auf und ging fort, ohne der Pflegerin oder der Hausfrau, die meist zugegen war, wenn der Arzt kam, ein Wort zu sagen. Es nützte nicht, daß Frau Ulrike seine Hand ergriff und sagte: „Wenn Sie nicht sprechen, Herr Doktor, werde ich bang!“ Er gab einfach keine Antwort darauf. Aber eines Tages, als es dem Kranken sehr schlecht ging und sie ihre Frage wiederholte, sagte er: „Kommt Herr Hall heute Abend her?“ Die junge Frau machte große Augen. Dem Doktor mußte etwas aufgefallen sein; denn er fügte hinzu: „Als Arzt muß ich Sie bitten, keinem Fremden Zutritt zum Kranken zu gestatten.“ Die junge Frau sagte nur: „Sie haben wohl auch von dem Gerücht gehört, Herr Doktor?“ Der Doktor errötete: „Nein, gnädige Frau, an das Gerücht habe ich wahrhaftig dabei nicht gedacht. Entschuldigen Sie gütigst!“

Auf dem Heimwege murmelte er sehr eifrig: „Nun, vielleicht war das der Grund. Sie glaubte, daß ich das meinte, daß ich an ihre Liebschaften dachte. Der Teufel hol' ihre Liebschaften! Was geht mich das an!“

Der Doktor wurde guter Laune. Er schlug mit der Peitsche drein, daß die alte Mähre förmlich scheu wurde und mit ihren steifen Beinen zu galoppieren anfing, als ein paar Krähen aus dem nahen Moor sich erhoben und mit lautem Geschrei davonflogen.

Aber auch diesen Abend kam Nils Hall wie gewöhnlich angeritten. Er band sein Pferd am Gartenzaun fest, wo es Butterblumen und Klee fressen konnte, und ging dann mit hastigen Schritten ins Haus hinein, wo er dem ersten besten Menschenkinde, das ihm entgegentrat, zurief: „Wie geht's ihm heute?“ Er erhielt keine Antwort, denn der Angeredete wußte nichts zu sagen; darum ging er rasch an ihm vorbei, sah sich aber mit einem bösen Blick nach ihm um. Aber ein alter Bauer, den er auf der Treppe traf und der eine Menge Kleider herunterschleppte, um sie zu lüften, sagte plötzlich: „Heute geht's ihm wieder besser. Herrgott, wär' das 'n Glück, wenn er sich wieder erholte!“ Nils Hall stutzte: „Wie? . . . Geht's ihm besser?“ Dem Bauern fiel der Tonfall auf, und obwohl er that, als ob er zur Seite sähe, beobachtete er doch genau das Mienenspiel des jungen Mannes. „Ja, das glaub' ich,“ sagte er ausweichend, „aber vielleicht geht's mit ihm doch zu Ende. Da klärt's sich gar oft zu guterletzt noch mal ein wenig auf.“

Nils Hall ging weiter, auf das große Wohnzimmer zu. Im Korridor war es beinah dunkel, er mußte sich tastend vorwärts bewegen. Als er schließlich die Thür erreichte, klopfte er rasch an, öffnete sie, ohne eine Antwort abzuwarten, und trat hastig ein. Es war ein großer Ecksaal mit sechs Fenstern, die nach dem Garten hinausgingen; die Möbel waren meist von Eichenholz, außerordentlich schwer und so hart, daß die Verzierungen wie in Stein gemeißelt schienen.

Anfangs sah er nichts vor lauter Dunkelheit, aber bald bemerkte er zwei Gestalten, die sich bei seinem Eintritt erhoben hatten. Die eine war die junge Frau und die andere ein alter Mann in priesterlichem Gewande, neben dem ein Altarkelch und ein goldenes Gefäß standen. Die Dame ging Nils entgegen und reichte ihm die Hand. Er drückte sie einen Augenblick an seine Brust, doch so, daß der Pastor es nicht sehen konnte. Dann begrüßte er den Geistlichen, der sich stumm verbeugte und dann wieder Platz nahm.

„Ja ja ja,“ sagte er, „wie sagt doch der alte Dichter? Das Menschengeschlecht gleicht dem wechselnden Laub; das eine Geschlecht sinkt in den Staub, und das andere wächst aus ihm hervor. Herr von Gröben und ich kannten uns schon als Kinder. Man sagt, daß er eine ruhige Natur war; aber mir deucht, er ist einmal ein sehr fröhlicher junger Mann gewesen! Die heutige Jugend ist nicht mehr so fröhlich. Des Sommers stand

er tagtäglich in aller Herrgottfrühe auf und streifte in den Fluren umher. Sie kennen doch die alte Birke auf dem Hügel drüben. Das war sein Lieblingsplatz, dort blies er die Trompete!"

Keiner der beiden erwiderte etwas auf die Worte des Geistlichen. Sie saßen, als dächten sie darüber nach, was er soeben gesagt hatte, aber ihre Gedanken waren ganz wo anders. Ab und zu schauten sie sich lange und tief in die Augen. Die junge Frau war bei diesem heimlichen Blickwechsel besonders eifrig. Sie biß die Zähne aufeinander, ihre Augen brannten, und ihre Brust hob und senkte sich.

„Herr Pastor," sagte plötzlich Nils Hall, „soll Herr von Gröben heute das heilige Abendmahl empfangen?"

„Ja, er wünscht sich bereit zu machen. Ich glaube, daß er würdig ist, vor den Tisch des Herrn zu treten, denn er hat sich nie etwas Unwürdiges zu Schulden kommen lassen. Daran müssen alle denken, die er zurückläßt. Ich habe nie an einem schöneren Sterbelager gestanden; seine Augen sind so groß und klug, sein Lächeln so klar. Ich fragte ihn das letzte Mal, ob er den Tod fürchte, da schüttelte er das Haupt und sagte ruhig: 'Nein, der Tod wird mir so manches erklären, was mir hier unverständlich blieb.'"

Einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen, dann sagte die junge Frau: „Ich glaube, mein lieber Mann ist jetzt wach. Er schläft nie so lange auf einmal. Wollen wir nicht zu ihm hinübergehen, Herr Pastor?"

Alle erhoben sich. Frau Ulrike ging voran, der Pastor und Nils Hall folgten. Einen Augenblick nachher blieben sie vor der Thür des Krankenzimmers stehen. Frau Ulrike öffnete die Thür ganz leise und trat ein. Gleich darauf kehrte sie zurück, führte die beiden Männer hinein und schloß leise hinter ihnen die Thür.

(Fortsetzung folgt.)

# Der Herzog von Aranda.

Von

**M. C. P.**



## III.

Als der Marquis eine Stunde später mit Philipp zusammen den Klub verließ, überlegte er nochmals die Ereignisse des Abends. Der junge Hauterive hatte sich sofort nach dem Verlassen des Spielsaales erschossen. Und während er mit einigen älteren Klubmitgliedern noch in erregter Auseinandersetzung über die Katastrophe begriffen war, hatten sich eine Anzahl junger Aristokraten, wie Frontac, Noyou und Santerne sofort an den Gewinner der eineinhalb Millionen herangemacht. Brüderschaften waren getrunken worden, und der Herzog von Aranda hatte versprechen müssen, seinen ursprünglich nur für einen Tag berechneten Aufenthalt in Paris auf unbestimmte Zeit zu verlängern; wie er selbst sagte, schon um dem Klub Revanche zu geben.

Eine Aufklärung des Thatbestandes hätte dem Marquis eine Reihe von Duellen auf den Hals geladen, ja ihn vielleicht in Paris unmöglich gemacht. Wenn der verwünschte Junge nur hätte verschwinden wollen! Aber Philipp mit seinem Check in der Tasche dachte garnicht daran. Er wollte nun das Leben einmal in vollen Zügen genießen und versprach nur dem Marquis, schon in seinem eigenen Interesse möglichst vorsichtig zu sein. Der einzige Mitwisser des Geheimnisses, Baptiste, war durchaus verläßlich.

Seine neugewonnenen Freunde waren dem spanischen Herzog in jeder Weise behilflich. Er

mietete ein prachtvolles Palais; seine Pferde erstand er größtenteils aus dem Nachlasse des jungen Hauterive. Und auch eine standesgemäße Maitresse fand sich bald.

Der Graf von Dunville hatte seine Frau leicht von den Vorteilen einer Liaison mit Raoul von Briancourt überzeugt; aber die Schüchternheit des jungen Mannes selbst bildete ein großes Hindernis. Um so glücklicher war der Graf eines Abends gewesen, als er nach dem Diner Raoul in sichtlich unternehmender Stimmung mit der Gräfin allein ließ, um in den Klub zu gehen. Dort aber stürzte plötzlich sein Schwager, ein Herr von Hochholtz, allgemein Mastodon genannt (der wirkliche Name war für die Franzosen nicht auszusprechen, und so hatte man ihm einen Beinamen gegeben, der gleichmäßig seine körperliche wie seine geistige Beschaffenheit kennzeichnete), auf ihn zu.

„Der junge Briancourt hat doch heute mit dir und deiner Frau diniert; wie kannst du fortgehen und die beiden allein lassen?! Die Afrikareisenden sind jetzt sehr in der Mode, und vor dem kleinen Don Juan habe ich dich schon wiederholt gewarnt!“

Umsonst will ihn der Graf beruhigen: wenn Mastodon einmal ausnahmsweise einen Gedanken hat, so ist er von ihm nicht abzubringen. Der Kraftmensch brüllt, es handle sich um die Ehre der Familie, und Dunville bleibt nichts übrig, als ihm seinen Willen zu thun. Stumm und wütend sitzt er in der Wagenecke und hält bei der Ankunft Mastodon nur mit größter Mühe von allzu auffallendem Benehmen zurück. Sie horchen an der geschlossenen Thür des Salons. Raoul deklamiert drin mit leiser, zitternder Stimme:

„Ich liebe dich, das eine Wort
Erfüllt, durchbraust mein ganzes Ich,
Dir nah' wie am entferntsten Ort,
Das eine Wort: ich liebe dich!
Ich liebe dich, das eine Wort ...“

Man hört nichts mehr; unheilverkündende Stille! Jetzt ist Mastodon nicht mehr zu halten. Mit einem Stoß seiner mächtigen Schultern will er die Thür sprengen, die garnicht verschlossen ist, und die der Graf vorsichtig öffnet. Sie stürzen hinein und sehen Raoul mit entsetztem Gesicht über die Gräfin gebeugt, während diese, durch das Geräusch erweckt, erstaunt die Augen aufschlägt: sie hatte bei den Klängen der Liebesgedichte sanft geschlummert.

Damals mußte der Graf von Dunville jede Hoffnung aufgeben, den schüchternen Raoul wieder in sein Haus zu bringen. Aber der Ersatzmann bot sich in dem spanischen Herzog von selbst — und mit dem hatte die Sache keinerlei Schwierigkeiten.

Acht Tage nach dem grand prix fand bei der Gräfin von Dunville das Eröffnungsfest ihres neuen Palais als five-o-clock party statt. Es war ein warmer Tag, und die meisten Aristokraten erschienen in dem rasch beliebt gewordenen Costume à l'Aranda, ohne Gilet und mit Gürtel oder Schärpe um die Taille.

Der berühmte Dichter Noyou sprach einen Prolog in Versen, wobei ihm sein Freund Santerne aus den Kouliſſen soufflierte. Dann folgte ein kleines Theaterstück, worin die jungen Gräfinnen Lolo und Lili von Mérié einen großen Erfolg durch Toiletten erzielten, die für bürgerliche Mädchen einfach unmöglich gewesen wären. Mastodon arbeitete im Trikot als Athlet mit Keulen und Gewichten, und der berühmte Schütze Martigny zeigte seine Kunst an einigen Kartenblättern. Den Höhepunkt des Festes aber bildeten die Produktionen in der kleinen Manège des Gebäudes. Und hier trug der spanische Herzog als Reiter und Fahrer die unbestrittene Palme des Abends davon. Spielend nahm er die schwierigsten Hindernisse, und die vier Rappen folgten seiner Führung wie ein einzelnes Pferd.

Drei Tage nach seiner Einführung in den Klub war Aranda die gefeiertste Persönlichkeit in Paris geworden: durch den Sieg im grand prix, wo nach langem Kampfe sein französisches (aus dem Stalle des jungen Hauterive stammendes) Pferd das englische schlug, und durch die Rettung eines jungen Mädchens bei der Rückfahrt vom Rennen. Rechnete man dazu seine elegante Figur und das frische junge Gesicht mit dem kleinen schwarzen Schnurrbart, so war es nicht zu verwundern, daß alle Frauen- und Mädchenaugen ihn beständig verfolgten, und daß selbst die siebzig-

jährige Marquise von Briancourt ihrem Sohne und dessen Nichte und Haushälterin Lucile gegenüber in die Worte ausbrach:

„In Spanien scheint sich der echte Edelmann doch besser erhalten zu haben, als bei uns. Raoul muß Brillen tragen, und St. Luce hat sich einen krummen Rücken geholt, als er das Baccalaureat machte. Wer hätte vor der großen Gemeinheit von 1789 daran gedacht, Bücher zu studieren und sich darum von Roturiers prüfen zu lassen?! Wahrlich, wir leben unter parlamentablen Verhältnissen, wie unser trefflicher Canigou letzthin geschrieben hat! — Und das Vergnügen vertragen sie heute auch nicht mehr. Wie aufgedunsen Santerne wieder aussieht, und Frontac bekommt schon einen ganz kahlen Schädel. Seht mir dagegen den spanischen Herzog an: bei ihm allein hat sich die Kraft edler Rasse noch voll erhalten!"

Während dieser Rede, der der Marquis mit geteilten Gefühlen, seine Nichte aber, eine üppige Brünette von etwa 25 Jahren, mit wahrer Andacht gefolgt war, trat der Herzog von Aranda zu einer Gruppe von Damen, denen Raoul von Briancourt gerade Proben verschiedener Negerdialekte geben mußte. Von diesem Moment an saß Fräulein Lili von Mérié, eine stark dekolletierte Blondine, nur mehr für ihn kerzengerade und mit zurückgehaltenem Atem da, unschuldsvoll ihre blendende Büste präsentierend, und ebenso nur mehr für ihn lag ihre dunkelgelockte Kousine Fräulein Lolo von Mérié anmutig in einen Fauteuil hingegossen, ohne zu ahnen, daß indiskrete Blicke bis an die Kniee ihrer übereinandergeschlagenen Beine bringen konnten; mitgiftlose Mädchen auf der Jagd nach einem reichen Manne, die unzertrennlichen Feindinnen genannt, beide nicht mehr ganz jung, doch immer wieder damit getröstet, daß auch die andere noch nichts gefunden hatte. Und nur mehr ihm galten die Blicke aus den schönen Augen von Fräulein Kate Simpson, der Tochter des Milliarbärs. Philipp hatte einen großen Lacherfolg bei den Damen, indem er, als Raoul den Segenswunsch eines sterbenden Vaters aus dem Stamme der Niam-Niam für seinen Sohn recitierte, dem jungen Gelehrten mit folgender Übersetzung ins Wort fiel:

„Mögen alle deine Feinde fett werden; mögest du stets zu essen haben und nie gegessen werden; mögen deine Schwiegermütter dir nicht im Magen liegen. Amen!"

Gleich darauf nahm den Herzog eine Gruppe von hohen Aristokraten in Beschlag, um ihm einen Artikel aus dem royalistischen Hauptblatte vorzulesen, in dem es ungefähr hieß: Bonaparte habe gesagt, es komme eine Zeit, da Europa republikanisch oder kosakisch sein würde; aber das hätte er doch nicht voraussehen können, daß es Frankreich gelingen würde, beides zugleich zu sein! „Und" — so schloß der Artikel — „während unser unglückliches Vaterland zugleich von der Anarchie der Republik und der Knute des Zarismus bedroht wird, stehen wir stolz und ruhig auf unserem Platz und rufen den Ruf der Erlösung: 'Vive le roy!'"

Gerade wollte der Herzog mit einigen warmen Worten dem Lobe des Redakteurs der Zeitung sich anschließen, als jemand sagte:

„Da kommt er ja, unser trefflicher Canigou!"

Philipp blickte erst wie erstarrt den Ankömmling an; dann versuchte er in einem leeren Nebenzimmer sich unbemerkt zu verstecken, als auch schon die gefürchtete Baßstimme dicht neben ihm ertönte:

„Guten Tag, Philipp!"

„Guten Tag, Herr Canigou!"

Philipp fühlte sich verloren. Dieser ultraroyalistische Schriftsteller würde ihn sicher verraten! Er war sein Schullehrer in Perpignan gewesen; mit den kurzgehaltenen dunklen Haaren, die gleich über den dicken Augenbrauen anfingen, dem vierkantigen Bart, dem kolossalen Leib und den dicken Ärmchen und Beinchen sah er noch ganz so aus, wie damals, als Philipp ihn auf die Schultafel gezeichnet hatte: ein kleineres Quadrat, das unmittelbar auf einem größeren aufsaß, und ganz kleine Vierecke als Arme und Beine. Philipp war der größte und stärkste Junge in der Schule gewesen, und Herr Canigou reichte ihm grade an die Schultern. Aber er hatte ihn ruhig unter den Arm genommen, wie ein kleines Kind; und wenn auch der Stock nach wenigen Hieben gebrochen war — diese wenigen Hiebe waren Philipp für alle Zeiten unvergeßlich ge-

blieben. Mit ihnen hatte sich Herr Canigou als der einzige unter allen Menschen Philipps ehrfurchtsvollen Respekt erworben.

In Perpignan erzählte man sich eine hübsche Geschichte von dem Schullehrer. Mit einer umherziehenden Gesellschaft war auch ein Cirkusherkules in die Stadt gekommen; er traf eines Abends im Wirtshause mit Herrn Canigou zusammen.

„Wollen Sie um zehn Francs wetten, Herr Schullehrer, daß ich Sie mit gestrecktem Arm vom Boden aufhebe?" sagte der Herkules und reichte Herrn Canigou zum Einschlag die Hand über den Tisch.

Aus Herrn Canigous ungeheuren Manschetten schlüpfte eine ungeheure Faust, wie ein Drache aus seiner Höhle, und er antwortete, während er die dargebotene Hand kräftig drückte:

„Wollen Sie um zehn Centimes wetten, Herr Athlet, daß ich Sie mit gestrecktem Arm erwürge?"

Es soll aus keiner der beiden Wetten etwas geworden sein; aber man erzählt, der Herkules sei durch jenen Händedruck mehrere Tage lang zu seinen Produktionen unfähig gewesen.

„Was treibst du da für Streiche, Philipp?" fragte der ehemalige Lehrer, und der glänzende Herzog beichtete, nachdem er sich versichert hatte, daß niemand zuhöre, seine Geschichte.

Im Verlauf seiner Geständnisse klärte er Herrn Canigou auf dessen Wunsch noch darüber auf, wieso ihm die Idee gekommen war, daß der junge Hauterive falsch spiele, und wieso er aus seinem Nachlasse das nun weltberühmte Pferd 'Zero' angekauft hatte. Der junge Graf war beim Marquis von Briancourt zu Besuch gewesen. Damals versetzte er im Zorn seinem Reitknecht wegen eines kleinen Versehens ein paar Peitschenhiebe und entließ ihn sofort, indem er ihm einige Louisd'or hinwarf. Dieses Geld vertrank der Reitknecht mit ihm, Philipp, zusammen, und bei dieser Gelegenheit erfuhr er von dem wütenden Berauschten, daß das Stubenmädchen seinen Herrn öfter dabei überrascht hatte, wie er sich in zweifelhaften Kartenkunststücken übte, und daß der Graf sein bestes Pferd, Zero, bisher beständig habe schlagen lassen, um höhere Wettsätze zu erzielen. Gegen jede Erwartung nahm Herr Canigou diese Enthüllungen mit einem ganz deutlichen Freudegrunzen entgegen, und als Philipp, wieder etwas mutiger geworden, nun seinerseits fragte, erzählte ihm jener, daß er vor einem halben Jahre nach Paris gegangen sei, um Journalist zu werden. Ohne ausgesprochene Ansichten, doch etwas atheistisch und anarchistisch angehaucht, meldete er sich zuerst bei den ganz radikalen Blättern. Aber es gab da soviel begabte Schriftsteller, daß er die Konkurrenz nicht überwinden konnte. Sein Talent wurde erst in dem Maße höher und höher geschätzt, je mehr er sich den konservativen Zeitungen näherte. Am besten war es ihm bei dem royalistischen Blatt gegangen, und er hatte es bei dieser Zeitung für Gott, König und Pferdezucht rasch bis zum Chefredakteur gebracht.

„Ich schreibe, um zu leben, und kann mir den Luxus ausgesprochener Überzeugungen nicht gestatten; aber die nähere Bekanntschaft mit diesen Aristokraten könnte einen zum wildesten Demokraten machen. Es giebt unter ihnen ja auch anständige Menschen, die etwas arbeiten; aber die gelten dann nicht mehr für voll. Umgekehrt hat der bürgerliche Millionär erst dann Aussicht, in die erlesensten Kreise zugelassen zu werden, wenn auch er nur mehr ausschließlich von fremder Arbeit lebt."

Da Frontac grade mit einem Herrn aus dem Spielzimmer trat, dem er erzählte, daß ihm seine Brieftasche wohl auf der Straße gestohlen worden sei, da er sie nicht finden könne, wies Herr Canigou auf dessen Uniform:

„Siehst du, das ist so ziemlich der einzige Beruf, der als aristokratisch gilt. Wie lächerlich ist doch die Überhebung dieser Säbelraßler! Was ist das Militär anderes, als der Hausknecht, der fremde Ruhestörer wieder hinauswerfen soll? Nun fällt es mir nicht ein, einen Hausknecht zu verachten; aber es ist doch zu komisch, wenn er sich einbildet, die erste Rolle im Etablissement zu spielen! Dieser Frontac mit seinem langen Schnurrbart hat übrigens eine eigentümliche Spezialität: er ist der Freund aller Jungvermählten, hilft ihnen mit großer Liebenswürdigkeit und Sachkenntnis bei der

Einrichtung ihres Heims und wird dadurch von selbst der erste Freund des Hauses, sowie der erste Liebhaber der Frau. Sonst ist er ein harmloser Mensch; dagegen Martigny . . ."

„Ich glaube, der hat sich schon öfter an mich herangedrängt; das ist doch der häßliche Kerl mit der großen Nase und dem schwarzen Spitzbart?"

„Ganz richtig. Er ist enragierter Antisemit, wurde aber letzthin in einer antisemitischen Versammlung seines jüdischen Aussehens wegen durchgeprügelt und hinausgeworfen. Früher war er Offizier; jetzt soll er zur politischen Polizei gehören. Außerdem ist er ein gefürchteter Duellant. Wenn ein Bürgerlicher mit solch einem Aristokraten ein Duell ausfechten soll, so ist das immer ein betrügerisches Spiel: Das Leben eines wertvollen Mitgliedes der Gesellschaft gegenüber dem eines wertlosen kann nicht als gleicher Einsatz gelten; und da der Aristokrat, der nichts Vernünftigeres auf der Welt zu thun hat, dem andern in der Führung der Waffen meist weit überlegen ist, erscheint es auch noch als eine Partie zwischen einem Berufsspieler und einem Anfänger."

Philipp zog es in die Gesellschaft der Damen zurück. Herr Canigou begleitete ihn, und da sie an einer Gruppe, bestehend aus dem Herzog von St. Luce, dem Herrn von Sinclair und dem Marquis von Briancourt vorüberkamen, erzählte er ihm, daß die St. Luce nicht nur ihren Adel, sondern auch ihr Geschlecht auf Philipp den Schönen zurückleiten; sie behaupten nämlich, daß der Frau des ersten St. Luce die hohe Auszeichnung zu teil geworden sei, als Maitresse seiner Majestät fungieren zu dürfen. Auch erwähnte Herr Canigou die eigentümliche Art, wie die beiden Häupter der christlich-sozialen Partei in der Kammer für die untern Schichten der Bevölkerung wirken.

„Der Marquis, Besitzer der größen Glasfabriken Frankreichs und bekannt durch die schlechte Bezahlung seiner Angestellten, tritt mit Feuereifer für die Besserung des Loses der Landarbeiter ein; der Großgrundbesitzer Sinclair verspielt Hunderttausende im Klub, klagt über den agrarischen Notstand und fordert höhere Löhne und kürzere Arbeitszeit für die Fabrikarbeiter. Er war eine Zeitlang Aushängeschild für neu zu gründende Aktiengesellschaften und strich ausgiebige Beteiligungsquoten ein; dann fing er an, an der Börse zu spielen, wütet aber jetzt, nach einigen Verlusten, die zu bezahlen er sich übrigens weigert, furchtbar gegen diesen Schlammpfuhl. In dem brillantenbesetzten Medaillon an der Uhrkette trägt er eine Locke des letztverstorbenen Prätendenten; er hat sie ihm selbst auf dem Paradebett voll ergreifendster Rührung abgeschnitten. Und doch wußte niemand besser als er, daß der Hochselige seit dreißig Jahren eine Perücke trug."

Als sie vorübergingen, hörten sie Sinclair den beiden anderen einen Vortrag über die Fortbauer nach dem Tode halten.

„Wenn ein Esel an die Fortbauer nach dem Tode glaubt," brummte Herr Canigou, „so hat er bestimmt recht; denn wo kämen sonst die Salami her?!"

Sie näherten sich dem Salon, in dem die Damen versammelt waren, und Philipp wunderte sich, daß die hübschen Cousinen Lili und Lolo verlassen dasaßen, während ein paar nicht mehr junge Frauen und Schauspielerinnen von Herren umringt waren.

„Ja, lieber Philipp, das sind ein paar junge Gänse, die nur mit Myrten serviert werden; für die Gourmets giebt das dem Gerichte einen bitteren Beigeschmack, den sie über alles hassen. Darum ziehen sie jenes Wildbret vor, wenn es auch manchmal schon etwas zu viel Hautgout hat. — Da drüben ist wieder eine andere Platte zu sehen: ein Schweinskopf, der mit Lorbeeren garniert wird — übrigens eine althergebrachte Sitte. Dieser gefeierte Noyou hat ein paar Cochonnerien, von denen seine ganze Familie begeistert ist, in einem Journal veröffentlicht. Sein Freund Santerne hat ihm dabei geholfen und ist gewissermaßen sein Entdecker. Nun gehört auch wieder Genialität dazu, ein Genie zu entdecken; so werden sie mit Recht die beiden Genies genannt. Santerne hilft seinem Freunde und Cousin auch in anderen Dingen. Sie haben lange in einem ménage à trois gelebt, und der kleine Noyou unterscheidet zwar zwischen Vater

und Onkel, aber seiner Mutter wäre das nicht mit gleicher Bestimmtheit möglich gewesen. Sie ist vor kurzem gestorben, und es ist noch nicht bestimmt, wen die beiden Genies jetzt heiraten werden."

Philipp bemerkte: „Gestern sah ich den kleinen schmächtigen Noyou mit jammervoller Miene auf einen stattlichen, sehr eleganten Herrn mit langem weißen Vollbart einsprechen, und man sagte mir, es sei der gefährlichste Wucherer in Paris, Malin, in dessen Hände er gefallen sei. Armer Noyou!"

„Armer Malin! Er wird der dritte Wucherer sein, den Noyou zu Grunde richtet! Doch der gefeierte Dichter kommt grade auf uns zu und scheint dich sprechen zu wollen. Adieu, Philipp!"

„Adieu, Herr Canigou!"

Noyou kam und hielt Philipp eine herzbrechende Rede. Sein Freund, Santerne, sei aus Geldverlegenheit in eine nicht ganz saubere Sache hineingezogen worden. Es handle sich nur um 80000 Francs. Aber da er selbst grade knapp sei, bitte er den Herzog, ihm doch für acht Tage auszuhelfen. Der Schmerz des leichtsinnigen, aber offenbar doch charaktervollen Mannes um seinen Freund und Cousin und seine Sorge für die Ehre der Familie rührte Philipp, so daß er das Gewünschte zusagte.

Noyou hatte sich freudig verabschiedet, und Philipp wollte in den Damensalon eintreten, als ihm plötzlich der dicke Santerne entgegenkam und des Herzogs Hände mit freundschaftlicher Wärme in den seinigen drückte. Er müsse helfen, sein Freund und Cousin Noyou sei in die ärgsten Wuchererhände gefallen, die Ehre der Familie stehe auf dem Spiele. Es handle sich um die Bagatelle von 50000 Francs.

„Nicht wahr, ich kann auf Sie zählen?"

Und ehe Philipp antworten konnte, war der geniale Freund des Genies schon wieder verschwunden.

„Da soll doch der Teufel seine eigene Großmutter holen!" erleichterte sich Philipp mit einem bei ihm zu Hause landesüblichen Fluche; als er sich aber dann umsah, entdeckte er Herrn von Sinclair dicht hinter sich. Die Gefahr schien fast so groß, wie gestern, da er dem Marquis den Überzieher gebracht hatte und ihm denselben anziehen wollte; aber auch diesmal hatte seine Unvorsichtigkeit keine üblen Folgen. Dem Parlamentarier gefiel dieser kräftige Ausdruck recht gut, und er verbreitete ihn später selbst weiter, natürlich nur im intimsten Kreise. Für den Moment aber bat Sinclair den Herzog auf einige Minuten in ein leeres Nebenzimmer; als Fremder könnte er ihm einen wichtigen Dienst erweisen. Mit großen Schritten auf und abgehend, erzählte er von seinem Verdacht und dem geplanten amerikanischen Duell. Da aber Philipp bleich wurde, brach er erstaunt ab und beschloß, sich vorsichtshalber doch noch an jemand andern zu wenden.

Als Philipp nun endlich in den Salon gelangte, stellte ihn Frontac der Frau von Hochholtz vor. Der Husarenoffizier hatte kurz vorher der jungverheirateten Dame seine meist sehr erfolgreiche Geschichte von dem Rebhuhn erzählt. Für den Gemahl werde eine junge hübsche Frau bald toujours perdrix; dann sei nur ein anderer imstande, den köstlichen Leckerbissen gebührend zu würdigen. Und das Rebhuhn selbst fühle sich doch auch zu gut dazu, um nur immer wieder auf den Tisch eines Übersättigten zu kommen. In diesem Tone ging es fort; und auch diesmal verfehlte die Geschichte ihre Wirkung nicht, nur daß eine kleine neue Variante eintrat: das Rebhuhn — ich wollte sagen Frau von Hochholtz — bat sofort Frontac, ihr den spanischen Herzog vorzustellen.

Aber bald trat Mastodon, der eifersüchtige Gemahl, hinzu, und Philipp übertrug seine Aufmerksamkeit auf eine andere Dame, die verwitwete Baronin de la Roche. Frontac rief ihn beiseite und warnte den Herzog, dessen Leben ihm sehr wertvoll war, vor Martigny, der mit finsterem Gesicht in der Nähe der Baronin stand. „Dieser Dame den Hof zu machen, ist sehr gefährlich," flüsterte er ihm zu; „sie hat seit längerer Zeit eine Liaison mit Martigny und möchte ihn wohl gerne wieder los sein; aber niemand wagt sich in das Gehege des Duellmatadors. Martigny stellt die Behauptung auf, der Beleidigte müsse den ersten Schuß

haben. Wer ihm zu nahe tritt, den fordert er und macht ihn mit dem ersten Schusse als Beleidigter kampfunfähig. Und wagt es jemand, gegen seinen Duellcodex aufzutreten, so fordert er ihn erst recht." In Philipp, der schon als halbwüchsiger Junge mit der Pistole auf fünfzig Schritt jeden Knopf getroffen hatte, regte sich die Lust, dem Allgefürchteten entgegen zu treten. Er fragte noch:

„Wie groß pflegt die Distanz bei seinen Duellen zu sein?"

Frontac antwortete: „Im Maximum 25 Schritte."

Als nun der Herzog begann, die junge Witwe, die halb ängstlich, halb ermutigend seine Blicke zurückgab, in auffälligster Weise zu fixieren, warf sich Martigny in die gewohnte Pose und stellte sich Philipp, die Hände in der Tasche und das Monocle im Auge, mit höhnischem Gesichtsausdruck gegenüber. Dieser Vorgang hatte sonst noch immer das Resultat gehabt, daß der Gegner entweder sich feige zurückzog oder aber zu der gewünschten Beleidigung gereizt wurde. Heute aber ereignete sich etwas Neues. Zur außerordentlichen Erheiterung der Umstehenden steckte der Herzog von Aranda seinerseits die Hände in die Tasche, kniff das Monocle ein und imitierte den höhnischen Gesichtsausdruck seines Gegners, so daß Herr von Martigny sich seinem karikierten Ebenbilde gegenüber sah. Die gewohnte Selbstbeherrschung unter dem allgemeinen Gelächter ganz verlierend, brüllte er dem Herzog zu:

„Sie sind ein Unverschämter!"

Dieser verneigte sich kaum merklich und bat Frontac das Weitere zu veranlassen; dabei dachte er:

„Ich schieße ihn durch die rechte Hand, so daß er unfähig wird, zurückzuschießen. Dann muß er einige Zeit das Zimmer hüten, und ich unterhalte mich indes ungestört mit der hübschen Baronin. Wirklich eine sinnreiche Einrichtung, das Duell, und besonders das à la Martigny!"

Lächelnd ging Philipp ins Rauchzimmer, wohin sich schon früher die meisten Herren zurückgezogen hatten; es wurde stark gequalmt und viel getrunken, zumeist die Mischung, die Aranda eingeführt hatte: $^1/_3$ Cognac und $^2/_3$ Champagner. Während er sich eine Zigarre auswählte, hörte er den Herzog von St. Luce ein Abenteuer erzählen, das ihn interessierte. Es handelte sich um eine kleine Putzmacherin Namens Juliette, die einen lächerlichen Hund und einen noch lächerlicheren Bräutigam hatte. Die Idee, einem Bürgerlichen das jus primae noctis heute noch wegzuschnappen, hatte allgemeinen Beifall; nur der Herzog von Aranda schien plötzlich ernst geworden. Bald darauf bat er den Herzog von St. Luce, ihn Fräulein Simpson vorzustellen. Es war bekannt, daß St. Luce dieses ebenso schöne, wie reiche Mädchen heiraten sollte; Miß Kate hatte aber einige Wochen Bedenkzeit verlangt.

Eine halbe Stunde später entfernten sich die Gäste; Philipp mit ihnen. Aber unterwegs entschloß er sich, umzukehren. Da er die Schlüssel hatte, gelang es ihm leicht, unbemerkt wieder in das Palais zu treten. Sein Weg führte ihn an den Gemächern des Grafen vorüber in den entgegengesetzten Flügel. Die Gräfin kam ihm auf den Klang seiner Schritte etwas verwirrt aus ihrem Schlafzimmer entgegen. Er schöpfte Verdacht: Von einer solch teuren Geliebten noch betrogen zu werden! Umsonst versucht Frau von Dunville ihn zurück zu halten; Philipp dringt in das Schlafzimmer und findet unter einer Chaiselongue einen Mann versteckt. Er zieht ihn beim Ohr aus seinem Schlupfwinkel, ist aber nicht wenig erstaunt, sich dem Herrn Grafen von Dunville in eigener Person gegenüber zu sehen, der in einem tête-à-tête mit seiner eigenen Gemahlin (pfui, wie gewöhnlich!) von ihm gestört worden war.

---

## IV.

Die Pariser Gesellschaft pflegt sich nach dem grand prix in alle Windrichtungen zu zerstreuen; dem Herzog von Aranda war es gelungen, sie noch über zwei Wochen in Paris zusammenzuhalten. Seine Feste übertrafen an Glanz alles bisher Dagewesene; so führten bei einem bal champêtre in dem kleinen Park seines Palais

ähnliche Herren- und Damenringe, Stock- und Schirmknöpfe, Kravattennadeln und Broschen, alles aus Gold und mit wertvollen Steinen besetzt, die Paare im Kotillon zusammen. Während dieses Balles fand in einer vereinsamten Ecke folgendes Zwiegespräch statt.

Herr Canigou: „Mr. Simpson läßt Ihnen durch mich sagen, Herr Herzog, daß seine Tochter sich entschlossen hat, Ihre Werbung anzunehmen."

Der Herzog von St. Luce: „Diese Nachricht macht mich überglücklich, lieber Herr Canigou, und . . ."

Herr Canigou: „Warten Sie noch ein bißchen, Herr Herzog. Mr. Simpson möchte nicht, daß Sie . . . sich von seiner Tochter als Katze im Sack kaufen lassen."

Der Herzog von St. Luce: „Kaufen lassen . . .?!"

Herr Canigou: „Und läßt Ihnen darum durch mich mitteilen, seine Tochter sei . . . eine Art Witwe, deren Mann aber nicht gestorben ist, und die nie verheiratet war."

Der Herzog von St. Luce (nach einigem Nachdenken): „Ich verstehe. Aber dann — mein Titel . ."

Herr Canigou: „Diesen Einwand betreffend soll ich Ihnen erklären, Herr Herzog, daß Mr. Simpson die Nutznießung seiner Häusersammlung seiner Tochter überläßt."

Der Herzog von St. Luce: „Aber meine Ahnen . . ."

Herr Canigou: „Hierauf bin ich angewiesen worden, Ihnen zu erwidern, Herr Herzog, daß er ihr auch das Erträgnis seiner Dampferlinie Calais-Dover — jährlich ungefähr zwei Millionen Francs — zusichert."

Der Herzog von St. Luce: „Aber ich bitte Sie, und meine Kavaliersehre . . ."

Herr Canigou: „Dem gegenüber soll ich erwähnen, Herr Herzog, daß die Mitgift von Miß Simpson in guten Papieren außerdem rund fünfzig Millionen Francs beträgt, und daß das Fräulein zur Universalerbin ihres Vaters eingesetzt ist. — — — — Und nun, Herr Herzog, wenn es Ihnen recht ist, begleite ich Sie zu Mr. Simpson, der sich bereits sehr danach sehnt, seinen teuren Schwiegersohn zu umarmen."

* * *

Das Ende seiner Herrlichkeit war für Philipp herangenaht. Der fürstliche Aufwand, das Spiel, Freundinnen wie Freunde hatten die gewonnenen eineinhalb Millionen in nicht ganz drei Wochen erschöpft. Aber Philipp ließ sich die Dinge nicht über den Kopf wachsen. Um hunderttausend Francs, die er nach Perpignan vorausschickte, verkaufte er an den Marquis, der froh war, ihn wieder verschwinden zu sehen, sein gesamtes Inventar. Die letzten paar Hundert Louis, die ihm noch blieben, bestimmte er zu einem würdigen Abschluß seines Pariser Aufenthaltes in Form eines Abschiedsdiners.

Ernst und feierlich vollzog sich dieses Gastmahl in dem durch seine Gobelins berühmten Speisesaale. Auf der mit den seltensten Orchideen geschmückten Tafel lösten unerhörte Leckerbissen, wie Haifischflossen, Salanganen-Nester, Elefantenfüße und Bärenschinken einander ab, jeder Gang von einer Anzahl kostbarer Weine begleitet; kein Porzellan war sichtbar, nur auf getriebenem Silber wurde serviert und gegessen.

Unter den Gästen wollte sich keine behagliche Stimmung einstellen; nur der Marquis von Briancourt fühlte sich glücklich, daß das Ende seiner beständigen Angst herangekommen war. Er erhob sich, um Namens der Tischgesellschaft das einmütige Bedauern über die Abreise des Herzogs auszudrücken. Nach ihm sprach Philipp und lud die Herrschaften für den Herbst auf seine Jagden im nördlichen Spanien ein. Er fügte einige Worte über die freundliche Aufnahme, die ihm Paris bereitet habe, hinzu und dankte im besonderen seinen heutigen Gästen, die am meisten zur Annehmlichkeit seines Aufenthaltes beigetragen hätten. Als sich Philipp nach seiner begeistert aufgenommenen Rede wieder setzte, geriet er, während er im Geiste die drei Wochen seines herzoglichen Daseins überflog, in eine gerührte Stimmung; zum Teil war sie vielleicht auch den trefflichen Weinen zuzuschreiben. Den Blick auf Mr. Simpson gerichtet, der gerade bei einem Schluck alten Burgunders seine Schweinsäuglein vergnügt zusammendrückte, seufzte er: „Welch herrliche Augen!" Dann wieder stöhnte er, einen älteren Herrn mit Kupfernase, der in einem offenbar ausgeborgten Frack steckte, verliebt

ansehend: „Was für ein entzückender Teint!“ und „Welche Taille!“ schmachtete er par distance den korpulenten Herrn von Sinclair an.

Sein Tischnachbar, der Marquis, konnte nicht länger an sich halten und flüsterte ihm zu:

„Bist du denn verrückt geworden, Philipp?! Erst bringst du uns mit Leuten zusammen, wie der Rotnasige oder der Junge da drüben, lädst deinen Feind Martigny ein und vergißt deinen Freund Herrn Canigou; dann setzt du Raoul zwischen Dunville und Mastodon, und die beiden Genies, die sich, wie du wohl selbst weißt, ganz verfeindet haben, nebeneinander. Noyou wollte Santerne bei seiner gegenwärtigen Frau nicht in seine Gewohnheitsrechte eintreten lassen und soll zu ihm gesagt haben: ‘Eigentlich habe ich doch für mich selbst geheiratet!’ Der andere antwortete die Achsel zuckend: ‘Ja, wenn du dich auf diesen Standpunkt stellst . . .’ und seit damals haben sie noch nicht wieder mit einander gesprochen.“

„Herr Marquis,“ begann nun Philipp im Flüstertone, „Ihnen kann ich doch alles sagen.“

„Gewiß, lieber Philipp, gewiß!“

„Und außerdem frißt es mir das Herz ab; ich muß mich aussprechen, sonst zerplatz’ ich, und wenn es mit dem Vornehmsein aus ist, mag auch die vornehme Diskretion zum Teufel und seiner Großmutter gehen. — Ich hatte einiges Glück bei den Weibern und bin eigentlich, wie man so sagt, etwas sentimental angelegt. Gern hätte ich mir all die schönen Blumen in einem Kranze zusammen noch einmal vors Auge geführt; da ich aber die Frauen und Mädchen nicht selbst einladen konnte, so habe ich mich mit ihren Gatten, Liebhabern, Vätern und Söhnen begnügt. Können uns doch auch welke Blätter . . .“

„Schon gut! Also los mit den Enthüllungen.“

„Nun denn, ich beginne mit Martigny, der bis gestern Zimmerarrest hatte. Sie kennen ja die hübsche Witwe . . .“

„Gewiß, lieber Philipp, gewiß!“

Neben ihm sitzen Dunville und Ihr Herr Sohn, vereint rufen sie mir das Bild der Gräfin stärker hervor, darum habe ich sie beide eingeladen und nebeneinander gesetzt. Dann kommt Mastodon —“

„So, der auch?!“

„— und mein verunglückter Konkurrent bei Frau von Hochholtz, Frontac. Mit Mastodon passierte mir übrigens seinerzeit eine lustige Geschichte. Ich höre ihn unerwartet nach Hause kommen und stürze ihm entgegen; er mußte unbedingt etwas aufgehalten werden . . . Mastodon sieht mich verblüfft an: ‘Ohne Weste?!’ Ich glaube, ich falle vor Schreck um.

„‘Das ist wohl spanische Mode?’ fährt er aber fort; ‘es muß recht bequem sein, und mit einem Gürtel sieht es gewiß auch sehr hübsch aus; das wollen wir im Sommer auch bei uns einführen!’ Und so entstand die neue Mode à l’Aranda.“

„Famos; wer ist aber der schreckliche Mensch neben Sinclair? Er fühlt sich immer gemütlicher und mein Kollege in demselben Maße immer ungemütlicher?“

„Das ist ein Schuster und der Vater der schönsten Blondine in Paris, die ich mit Sinclair zusammen entdeckte. Wir kamen aus dem Parlament, wo er gerade seinen Antrag zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit eingebracht hatte.

„Ich erinnere mich noch, wie er damals zur allgemeinen Heiterkeit gegen seinen eigenen Gesetzentwurf mit dem bekannten dröhnenden ‘Nein!’ stimmte. Er ist schon so viele Jahre in der Opposition, daß er instinktiv alles ablehnt.“

„Sinclair schickte der Schusterstochter nutzlos Geschenke über Geschenke, auch nachdem ich schon mein Ziel erreicht hatte. Nun sitzt er neben dem Schuster, den er nur zu gut kennt; der Schuster aber seinerseits möchte gern heraus bekommen, wieso der vornehme Herr ihm so bekannt ist. Sinclair vertritt übrigens hier außerdem auch seine Frau.“

„So, so!“ versetzte der Marquis, etwas unangenehm berührt. „Und was soll denn der vierzehnjährige Junge neben den Genies?“

„Das ist der Sohn der schönen reichen Witwe, die ich vor Noyou — nicht heiratete.“

„Aber Simpson und St. Luce?“ fragte der Marquis mit einer schlimmen Ahnung; „du wirst doch nicht . . .!“

„Ich schwur Miß Kate, sie nicht heiraten zu wollen. Und darum gefiel ich ihr so sehr. Sie sagte, sie sei durch ihre Millionen in der

sonderbaren Lage, wahre Liebe nur bei einem Manne voraussetzen zu können, der nicht die Absicht habe, sie zu heiraten. Ich habe in Perpignan einmal eine Flasche Wein fertig getrunken, die der Herzog von St. Luce stehen ließ; jetzt sind wir quitt!"

„Aber da soll doch der Teufel seine eigene Großmutter holen! Um Himmelswillen, was hast du alles angestellt!"

Der Marquis zählte die Tafelrunde:

„Dreizehn Gäste hast du dir geladen, von denen jeder als unglücklicher Dreizehnter zählen kann; das ist ganz famos! Aber," es fuhr ihm wie ein Blitz durchs Gehirn, „aber ich — Lucile — ich zähle doch auch zu den Dreizehn?!"

„Gewiß, lieber Marquis, gewiß!" sagte Philipp und hob die Tafel auf. In seiner Wut alles vergessend schreit der Marquis:

„Aber da soll doch der Teufel ... Was fällt dir eigentlich ein?!" und bemerkt voll Entsetzen zu spät, daß Raoul und St. Luce schon neben ihnen stehen. Doch Raoul rettet unbewußt die Situation, indem er ausruft: „Ah, du hast mit dem Herzog Bruderschaft getrunken? Das mache ich dir nach: also auf du und du, lieber Aranda ...!"

Als bald darauf ein Diener meldete, daß eine Dame den Herrn Herzog zu sprechen wünsche, empfahl sich die vornehme Gesellschaft mit herzlichem Händedruck von ihrem Gastgeber. Frontac, den Martigny an eine Spielschuld mahnte, ersuchte noch den Diener, seine Brieftasche unter dem Tische zu suchen, da er sie während des Diners verloren haben müsse. Dunville wollte Sinclair auf dem Heimwege begleiten und ihn bitten, sich seiner Frau, die die Abende so oft allein zu Hause zubringe, etwas anzunehmen. Er traf ihn in einer Ecke mit Mastodon und den beiden Genies stehen und hörte den Parlamentarier noch etwas von einem amerikanischen Duell sagen, worauf jene drei Herren sämtlich erbleichten und das Hinzukommen des Grafen benutzten, um sich von dem betroffenen Sinclair scheu zu entfernen.

In wenig Worten erzählte Philipp Yvonne — denn sie war es, die der Diener gemeldet hatte — seine Geschichte; er fragte sie, ob sie als seine Frau mit ihm das kleine Gut, das er sich in ihrer gemeinsamen Heimat für die 100,000 Francs kaufen würde, bewirtschaften wollte, und entließ dann die von einem Glücksrausch Betäubte, um sich zu Hause reisefertig zu machen. Denn ihm brannte der Boden unter den Füßen, und noch heute sollte die gemeinsame Rückreise angetreten werden.

Als er in sein Zimmer ging, um sich umzukleiden, fand er dort Herrn Canigou, der von ihm Abschied nehmen wollte. Er hatte eine Depesche erhalten, durch die er als Redakteur des päpstlichen Leibblattes nach Rom berufen wurde. Philipp erzählte ihm darauf von Yvonne und seiner eigenen Abreise.

„Nun, du hast ja einen hübschen Überblick über die feine Gesellschaft bekommen. Unsere Bauern sind wahrlich keine Tugendhelden; aber uns beiden gefällt es doch besser bei ihnen, als in diesen Kreisen, nicht wahr, Philipp? — Ich war bisher, wie du weißt, Redakteur der Zeitung für Gott, König und Pferdezucht; aber diese obern Zehntausend können einen wirklich zum Atheisten, Anarchisten und Verächter aller Bestrebungen zur Hebung der Pferdezucht machen! In eine Republik paßt die Menschenklasse schon garnicht hinein. Sie braucht einen König, vor dem sie lakaienhaft kriecht, um dafür wieder nach unten den hochmütigen Herrn spielen zu können."

Gerade war Philipp im Begriff, einen Anzug auszuwählen, der für seine zukünftige Rolle als kleiner Gutsbesitzer am besten paßte, als sich die Thür öffnete und ein Polizeikommissär ins Zimmer trat. Er ging auf Philipp zu, den er vom Sehen kannte, und sagte:

„Mein Herr, ich habe den Auftrag, Sie zu verhaften; bitte, folgen Sie mir, ohne Aufsehen zu erregen. Im Vorzimmer warten einige meiner Leute."

Philipp wurde totenbleich und verlor gänzlich die Fassung. So traurig sollte dieser Scherz enden! Und die Rache der getäuschten Aristokraten, wenn sie die Wahrheit erfahren würden! Und Yvonne, die auf ihn wartete! — Da mußte Martigny dahinter stecken: oft hatte er sich von seinen unruhigen Augen verfolgt gefühlt; das war die Rache für das Duell!

In der That war es Martigny gewesen, der die Polizei auf Philipp gehetzt hatte. Ihm war

zunächst die Befangenheit des Marquis aufgefallen, die dieser in Gegenwart des spanischen Herzogs immer zeigte; er forschte nach und erfuhr schließlich, daß der Herzog von Aranda in Paris zuerst in einem kleinen Hotel abgestiegen war und sich als Philipp Durand gemeldet hatte.

Noch einmal fordert der Kommissär Philipp, der sich auch schon in sein Schicksal ergeben hat, auf, ihm zu folgen, als Herr Canigou aus dem Hintergrunde hervortritt. Bei dem ersten Schritt, den er gegen den Polizisten macht, weicht dieser drei Schritte zurück. — Zwei Polizeiagenten hatten vor einigen Tagen Herrn Canigou irrtümlicherweise an Stelle eines Defraudanten, dessen Personalbeschreibung ungefähr auf ihn paßte, angehalten. Der kräftige Ruck, mit dem er sie abschüttelte, veranlaßte die Agenten, ihm Handschellen anlegen zu wollen. „Höchst überflüssig!" brüllte Herr Canigou, indem er mit seiner Rechten die beiden Hände des einen, mit der Linken die rechte Hand des andern Polizisten packte. Dann führte er sie unter ungeheurem Gejohle der sich anschließenden Menge auf die Wachtstube dieses Kommissärs, wo er sich legitimierte.

Darum erschrak der Beamte nicht wenig, als er Herrn Canigou wiedersah.

Herr Canigou aber blieb ruhig stehen und fragte:

„Bitte, möchten Sie mir vielleicht mitteilen, was gegen diesen Herrn vorliegt? Wenn sich nur nicht wieder ein Mißverständnis herausstellt!"

Der Beamte übergab Herrn Canigou vorsichtig seinen Auftrag: Der Herzog von Aranda hat sich bei seiner Ankunft in Paris als Philipp Durand gemeldet. Er ist daher wegen Falschmeldung unter politischem Verdacht zu verhaften.

Martigny hatte aus dem, was er in Erfahrung brachte, falsche Folgerungen gezogen.

Warum empfing der Herzog von Aranda in seinem Versteck ausschließlich den Kammerdiener des Marquis von Briancourt? Doch wohl, weil der Royalistenführer die Sache anfänglich sehr vorsichtig behandelte und sich nicht kompromittieren wollte. Und dann die intimen Beziehungen zum einflußreichen Redakteur des konservativen Hauptblattes — kein Zweifel, ein royalistischer Putsch wurde geplant! Die Polizei bekehrte Martigny um so leichter zu seiner Ansicht, als auch ihr die durch den Rennsieg und die Rettung des jungen Mädchens beispiellos rasch gewonnene Popularität des spanischen Herzogs nicht unbedenklich erschien, sobald ein orleanistischer Restaurationsversuch im Werke war.

So hoffte Martigny auf eine große Belohnung von seiten der Regierung und nahm zugleich seine Rache an dem Spanier, der ihm das Pistolenschießen für den Rest des Lebens unmöglich gemacht hatte.

Herr Canigou übersah mit raschem Blick die Situation. Er ließ sich von Philipp dessen Papiere bringen und übergab sie dem Kommissär.

„Sie sehen, dieser Herr heißt thatsächlich Philipp Durand und konnte sich daher auch nicht anders melden. Es liegt darum gegen ihn nichts vor; Herzog von Aranda ist der sportliche Name, unter dem er seine Pferde laufen läßt. Ich möchte daher der Polizei uneigennütigerweise — denn ich komme dadurch um einige meiner wirkungsvollsten Artikel — raten, die ganze Angelegenheit fernerhin unberührt zu lassen, damit ihr das Ausgelachtwerden erspart bleibe."

Der Beamte empfahl sich ganz verblüfft. Philipp wechselte die Kleider, sobald er sich von dem Schrecken erholt hatte, und machte sich reisefertig.

Als Herr Canigou sich von ihm verabschieden wollte, bemerkte er, daß Philipp sein Monocle abzunehmen vergessen hatte. Er löste die Schnur, an der es hing, von seinem Halse und sprach, während er das Glasstückchen mit grimmigem Lächeln betrachtete:

„Wenn mich einer von diesen Kerlen mit dem Fensterglase in dem einen Auge frech und dumm anglotzt, während er das andere zukneift, weiß ich nie, ob ich ihn seiner Dummheit wegen auslachen oder seiner Frechheit wegen durchprügeln soll. Diese aristokratische Zierde ist in ihrer dünkelhaften Zwecklosigkeit ein treffliches Symbol für die dünkelhafte Zwecklosigkeit des ganzen Standes. Wahrhaftig, die Aristokratie ist das Monocle der Menschheit!"

Er schleuderte das Glasstückchen zu Boden und zertrat es; dann drückte er dem ehemaligen Herzog von Aranda zum Abschied herzlich die Hand.

„Adieu, Philipp!"

„Adieu, Herr Canigou!"

Verantwortlicher Redakteur Paul Schettler, Berlin-Charlottenburg. — Verlag der Romanwelt, G. m. b. H., Berlin W. 50, Rankestr. 28.
Verantw. f. d. Inseratenteil H. Lürßen, Gräfenhainichen. — Druck von C. H. Schulze & Co., Gräfenhainichen.

JAHRGANG V. BAND II. 44. HEFT

DIE ROMANWELT
ZEITSCHRIFT FÜR DIE ERZÄHLENDE LITTERATUR ALLER VÖLKER

HERAUSGEGEBEN VON FELIX HEINEMANN

# Cuba insurrecta.

Roman

von

Theodor Duimchen.

[5]



## VII.

Auf dem langen Balkon des deutschen Klubs genoß eine Anzahl Herren die Abendkühle. Man unterhielt sich sehr lebhaft über die Ereignisse der letzten Zeit. Der General hatte seit acht Tagen Habana verlassen und stand mit allen verfügbaren Streitkräften jenseits des Almendares, wie man annahm in einer Entfernung von zwei Tagemärschen, den Scharen Juan Bengocheas gegenüber. Die Nachrichten aus dem Innern waren sehr spärlich geworden. Aber dem Gerüchte nach hatten mehrere ernste Zusammenstöße stattgefunden, die keineswegs zum Nachteile der Aufständischen ausgefallen zu sein schienen. Man wollte sogar wissen, daß die spanischen Truppen nach sehr schweren Verlusten langsam in der Richtung nach der Hauptstadt zurückgedrängt würden. Die Zuverlässigkeit aller dieser 'man sagt' war ebensowenig zu prüfen, wie ihr Ursprung, soviel aber stand fest: die Pazifikation der Provinzen bis zur Trocha war vollständig trügerisch gewesen, das ganze Land war wieder in hellem Aufruhr und fast völlig in den Händen der Aufständischen.

Robert Berthold und Gerting saßen, sich in den Stühlen schaukelnd, einander gegenüber und hörten ruhig die Unterhaltung der Uneingeweihten an. Sie beide wußten, daß genaue Nachrichten erst in etwa acht Tagen während der dunklen Neumondnächte zu erwarten waren, dann aber sicher.

Ramon und Diego hatten immer größere und genauere Kenntnis aller Schlupfwinkel und Gelegenheiten auf ihren Hin- und Herreisen gewonnen. Namentlich Ramon, der das nächste Mal die Führung hatte, würde mit seinem Begleiter trotz aller Gefahren und Schwierigkeiten ganz pünktlich erscheinen.

Lächelnde Blicke tauschend, verrieten die Herren mit keiner Miene, daß sie etwas mehr wüßten, als die andern.

„Ein harter Brautstand für Sie, lieber Freund," sagte Gerting. „Ich hoffe schon Ihretwegen herzlich, daß die nächsten Wochen uns endlich die Entscheidung bringen."

„Allerdings ein Ziel, aufs innigste zu wünschen," erwiderte Berthold, „ich kämpfe doch schließlich nicht für mein Vaterland, sondern im Dienste eines gegebenen Wortes um meine Braut. Der Besitz Mariens bleibt mir die Hauptsache. Hätte sie eingewilligt, mit mir nach den Vereinigten Staaten oder nach Europa zu gehen, so würde mich das weitere Schicksal Kubas, ich gestehe das ganz offen, doch nur noch rein menschlich interessiert haben. Ich habe hier sehr viel Glück gehabt, wie Sie ja wissen, meine Braut hat auch ein großes Vermögen: wir hätten überall in der Welt völlig unabhängig und ungefähr so leben können, wie wir nur irgend gewollt hätten."

„Das kann ich Ihnen sehr gut nachfühlen," meinte Gerting. „Wir Ausländer sind alle nur hier, um Geld zu verdienen, und lieben die Insel eigentlich nur, weil sie bisher reich genug war, so vielen von uns das zu ermöglichen. Das ist bei den Söhnen und Töchtern des Landes aber eben doch etwas ganz anderes. Hier und da begeistert es ja selbst uns Geschäftsleute und nun gar Ihr Fräulein Braut. Viel Rasse. Die Echegoyens sind wirklich Menschenmaterial ersten Ranges. Sie hat einen Zug von Größe, von fast antikem Heroismus, und auf der andern Seite ist sie modern bis in die Fingerspitzen: vornehm und liebenswürdig, kurz, unnachahmlich bezaubernd, entzückend! Ich wußte damals, daß Sie auf ihre Forderung sofort ja sagen würden, ich hätte es Ihnen sogar übel genommen, wenn Sie gezaudert hätten."

„Da hatten Sie ganz recht, lieber Gerting, ich wäre mir auch sehr traurig vorgekommen, wenn ich es mir überlegt hätte, ob ich für einen solchen Preis das bißchen Hals riskieren wolle oder nicht, was aber, wie gesagt, den Wunsch nicht ausschließt, wir könnten recht bald die Herren Spanier ins Meer werfen und die Sache wäre zu Ende. Wenn sie damit zu Ende ist," fügte er dann nachdenklich hinzu.

„Sie meinen das dunkle Ziel der amerikanischen Politik," sagte Gerting, „oder vielmehr die geheimen Absichten der Handvoll Multimillionäre, die das ganze Spiel machen? Zerbrechen wir uns darüber nicht den Kopf, das findet sich. Die spanische Herrschaft muß zunächst fallen, wenn irgend etwas aus Kuba werden soll. Es scheint denn doch, daß die Entscheidung vor der Thür steht, nur daß mich gerade der Umstand, daß alles so gut geht, wider Erwarten gut geht, besorgt macht. Ich bin ein alter, abergläubischer Heide, wie Sie wissen, ich glaube an den Neid der Götter und daran, daß sich die Bande manchmal verstellt, um den Sterblichen sicher zu machen und ihn dann erst recht zu verderben. Wir haben zuviel Glück gehabt: Ihres Schwiegervaters gelungene Flucht, die völlige Erfolglosigkeit aller Versuche, Don Carlos, Ihnen und uns auf die Spur zu kommen, die überraschende Ungestörtheit, mit der der Nachrichtendienst arbeitet, die wichtigen Erfolge der Waffenzufuhren, der Truppenlandungen, die dadurch ermöglicht worden sind, das siegreiche Vordringen Ihres Schwiegervaters und das verblüffende Wiederauflodern der Bewegung. Das ist sehr viel in recht kurzer Zeit. Die ganze Welt blickt jetzt nach Kuba, der moralische Eindruck ist ungeheuer, die Bevölkerung in Spanien wird schwierig, die Leute bekommen die Blutopfer für Kuba satt, und Geld haben sie schon lange nicht mehr. Man wird den General zurückrufen, diesen Bluthund, aber, aber, der Mann weiß das, und Sie dürfen mir glauben, er ist nicht so dumm, um nicht zu ahnen, wie die Sachen zugehen, und daß Sie, lieber Freund, einer sind, bei dem er sich für seinen Sturz in erster Linie zu bedanken haben wird. Seien Sie vorsichtig, aufs äußerste vorsichtig, die letzten Sprossen der Leiter unter der Zinne sind die gefährlichsten. Hier in Habana haben die Herren Spanier bisher immer noch Völkerrecht und Gesetzlichkeit posiert, aber die Zeit drängt jetzt. Daß man in Ihnen einen ganz gefährlichen Feind unschädlich machen würde, davon ist man ganz fest überzeugt, wenn schon man es Ihnen auch nicht beweisen kann: muß man die Hoffnung aufgeben, Ihnen in Form Rechtens an den Kragen zu kommen, so entschließt man sich notfalls auch zu dem kürzeren Wege brutaler Gewalt, sobald Sie den Herren irgend eine Gelegenheit geben, es ungestraft zu thun. Seien Sie vorsichtig, vorsichtiger als je."

„Bah, alter Freund, machen Sie mich nicht fürchten, ich halte sehr auf gute Deckung und bin wohl auf der Hut, aber Gespenster sehen ist schädlich. Ein gewisses, beinahe hätte ich gesagt Gottvertrauen gehört dazu, wenn man sicher auf solchen Wegen schreiten will. Wie sagte Cajus Julius in Brundisium? Du trägst Cäsar und sein Glück."

Der junge Francisco König trat in diesem Augenblick an die beiden heran:

„Ich komme eben vom Louvre. Haben Sie gehört? Man hat dem General noch einmal fünfzigtausend Mann bewilligt, die ersten zehntausend sind bereits abgesegelt."

„Die armen Jungen," sagte Gerting. „Nun, hoffentlich sind es wenigstens die letzten, die hier nutzlos sterben sollen."

Mehrere andere Herren kamen hinzu, die Unterhaltung wurde allgemeiner, die Chancen für und wider wurden besprochen. Man einigte sich aber bald: der große Dollar wird den kleinen König schlagen. Warum auch nicht? Die Geschäfte gingen zu schlecht, die kaufmännische Situation wurde immer schwieriger, man half sich ja gegenseitig, soviel es ging, aber so konnte es nicht mehr lange weiter gehen, und um Geschäfte zu machen und Geld zu verdienen, dazu war Kuba doch da. Das Land ging ja zu Grunde, und keine der beiden Parteien hatte Vorteil davon. Die amerikanischen Mammutkapitalisten würden ja doch ihren Willen durchsetzen, die insurrectos gerade soweit unterstützen, daß die Spanier nie mehr zum ruhigen Besitz und die Kubaner nie zum völligen Sieg kämen. Wenn beide Parteien ganz erschöpft wären, würden sie sich Kuba schon kaufen, aber das wäre schließlich auch gleichgiltig, nur Ruhe, Ruhe, gleichviel wie, Ruhe um jeden Preis.

Robert Berthold brach auf.

„Ich will den Zehnuhrwagen von der Punta nehmen," sagte er, Gerting die Hand schüttelnd.

„Gehen Sie allein von hier nach der Punta?" fragte der ihn halblaut.

„Aber ja."

„Nun, mein Bester, das ist zum Beispiel sehr unvorsichtig."

„Aber ich bitte Sie, die paar hundert Schritt."

„Sie gehen eine stille, schlecht beleuchtete Straße und kreuzen einen weiten, einsamen und völlig dunklen Platz, wozu? Nehmen Sie einen Wagen und den Weg unten durch die Stadt, versprechen Sie es mir. Sind Sie bewaffnet?"

„Immer," antwortete Robert Berthold.

„Gut, fahren Sie aber dennoch."

„Schön, wenn es Sie beruhigt, will ich es Ihnen versprechen, vorausgesetzt, daß ich eine coche finde."

„Hier unten am Café stehen immer welche."

Robert Berthold verabschiedete sich, nahm in der Garderobe seinen Strohhut und den goldknopfigen Rohrstock, dann zündete er sich eine frische, große Britannica an, die bis zur Chorrera reichen mochte, und stieg die Marmortreppe hinab.

Unter dem deutschen Klub ist ein Kaffeehaus. Das Lokal war ziemlich gefüllt, namentlich an den von der Decke bis zum Fußboden reichenden, völlig offenen Fensterthüren und an den kleinen Marmortischen, die draußen auf dem Trottoir standen, saßen zahlreiche Gäste, ihren sherry-cobbler, ihren refresco, ihren Kaffee schlürfend.

An einem der Tische, von dem aus man den Eingang zum Treppenhaus völlig übersehen konnte, hatten drei Männer gesessen. Als Robert Berthold den im vollen Schein der Gaslaternen liegenden Straßendamm kreuzte, um das Trottoir gegenüber zu gewinnen, das neben dem Parquecito, dem kleinen Park, entlang läuft, erhob sich der eine so unauffällig wie möglich; er berührte seinen Hutrand zur Begrüßung seiner beiden Begleiter und sagte kurz:

„Ich komme noch wieder."

Da sagte der eine von ihnen: „Bleiben Sie hier, bitte."

„Aber wir sollen doch," wandte der erste ein.

Der andere wies aber nur mit dem Finger auf den Stuhl, von dem jener sich erhoben hatte, und sagte halblaut:

„Ich befehle. Besondere Ordre Don Cristobals," fügte er dann noch leiser hinzu, indem er scheinbar über sein Glas weg gleichgiltig plauderte, „hier endet unsere Aufgabe heute."

Und als jener mit erstauntem Blick Fragen beginnen wollte: „Aber warum . . .“ da antwortete er mit sonderbarem Lächeln:

„Vielleicht sollen selbst wir, gerade heute, auch einmal nicht wissen, was aus dem deutschen Herrn geworden ist.“

„Ah,“ meinte der andere überrascht und fügte dann, indem er mit der Rechten eine einen Messerstoß andeutende Bewegung machte, hinzu: „Das ist das Gescheiteste schließlich.“

„Was meinen Sie,“ wies ihn der Vorgesetzte scharf zurück und schüttelte mit mißbilligendem Erstaunen den Kopf.

Auf der anderen Seite der Straße angelangt, sah sich Berthold um: der sonst immer gut besetzte Droschkenplatz war leer.

Der Mann drüben am Marmortischchen lächelte, als der Deutsche sich jetzt ungeduldig umsah, auch die Straße hinauf und hinab vergeblich nach einem Wagen ausschaute, endlich die Uhr zog und dann, einen leichten Hieb mit dem Rohrstock durch die Luft führend, sich zu Fuß auf den Weg machte.

So lange die Fußbahn neben dem Parquecito mit seinen glatt geharkten Kiesplätzen, seinen Springbrunnen und seiner Unzahl von Gaslaternen herlief, war Robert Bertholds Weg rege belebt und tageshell erleuchtet. Aber am Ende des Parkes hörten die Granitplatten auf, und die Gaslaternen standen in immer weiter werdenden Entfernungen von einander, nur drüben auf der anderen Seite waren Häuser und nur drüben lag ein Trottoir. Der wohlerhaltene, feste, kiesbestreute Weg, auf dem Berthold jetzt dahinschritt, hatte zur Rechten den immer breiter werdenden, mit Geröll bedeckten, öden, freien Platz, der bis ans Meer reichte. Weit drüben zeichneten sich in wuchtigen Massen undeutlich die Mauern des Präsidios und der Forts ab. Neben dem Wege standen hie und da noch einige mächtige, alte Platanen, die letzten Überreste einer einst prachtvollen Allee.

Es wurde immer einsamer, niemand war mehr zu sehen, auch von drüben von der Häuserseite der breiten Straße herüber erklang kein Schritt mehr. Robert Berthold achtete aufmerksam auf seinen Weg, um bei der mangelhaften Beleuchtung nicht den schmalen Fußpfad zu übersehen, der hier rechts abzweigt und nach dem Halteplatz der Straßenbahn drüben am Präsidio führt.

Plötzlich hörte er einen leichten Schritt hinter sich, schon ziemlich nahe, und als er sich umwandte, bemerkte er in einer Entfernung von etwa hundert Schritt eine männliche Gestalt, die eben den Lichtkreis der letzten Laterne durchschritt. Der sich Nähernde hatte nichts Auffallendes: die Hände in den Seitentaschen seines weißen Jacketts, den Strohhut leicht auf dem Kopfe und eine Zigarette zwischen den Zähnen, kam er dahergeschlendert. Aber Robert Berthold hatte zu gute Ohren und wußte das zu genau: Schritte hinter sich hätte er früher gehört. Der Mann da mußte also hinter einem der alten Bäume gestanden und ihn an sich haben vorübergehen lassen.

Robert Berthold hatte nur einen Blick über die Schulter zurückgeworfen und dabei seinen Weg ruhig fortgesetzt. Er spähte scharf aus. Da sah er vor sich auf dem Wege in dem unsicheren Lichte eine zweite Gestalt vor sich hergehen und auch die war vorher nicht dagewesen. Vorsichtig, ohne seinen Schritt zu ändern, und mit ganz langsamen, unauffälligen Bewegungen zog Berthold seinen Revolver, machte ihn völlig schußfertig und behielt ihn, den Zeigefinger am Abzug, in der Rechten, die er leicht zwischen zwei Knöpfen hindurch in sein Jackett schob.

Der Mann vor ihm ging langsamer, der hinter ihm etwas schneller als er; als Berthold sich dem vorderen auf etwa zehn Schritte genähert hatte, hörte er den anderen ungefähr ebenso weit hinter sich. Berthold kannte das Manöver: im nächsten Augenblick, wenn sie alle drei, scheinbar zufällig, einander ganz nahe wären, würde der Mann da vor ihm sich wenden, und er würde zwischen zwei Messern stehen. Es gab nur ein Mittel: blitzschnell machte der Deutsche kehrt und sprang, den Revolver in der Faust, auf den Mann hinter ihm ein. Der prallte zur Seite, und mit einer Wendung hatte Berthold beide Kumpane vor dem Lauf. Im Anschlag liegend, fragte er höflich:

„Was wünschen die Herren?“

Die ließen sich aber auf Erörterungen nicht ein, sondern gaben, ohne ein Wort der Erwiderung, Fersengeld. Quer über die Straße links stob der eine davon, und rechts in das Dunkel des weiten Platzes verschwand der andere.

Berthold setzte den Revolver ab und den Hahn in Ruh, dann steckte er die Waffe leicht in die Außentasche seines Jacketts. Er war doch etwas nachdenklich geworden: es konnten ja ganz gewöhnliche Strolche sein, vor denen man immer auf der Hut zu sein hatte, aber seines Freundes Gerting Worte fielen ihm ein. Er hätte doch den nächsten Droschkenplatz am casino español aufsuchen, jedenfalls fahren und den Umweg durch die Stadt nicht scheuen sollen. Aber was nun? Ob er von hier aus umkehrte oder weiter ging, war ganz dasselbe.

Er horchte: alles war wieder still und menschenleer, nur ganz weit hinten auf dem Weg, den er eben gekommen war, glaubte er jetzt ferne Stimmen und Schritte zu hören, ehe die aber herankamen, konnte er drüben an der Haltestelle sein, von wo aus die Laternen schon deutlich herüberschimmerten. Mit einer kurzen Bewegung, als wolle er etwas abschütteln, entschloß er sich, seinen Weg fortzusetzen und bog gleich darauf rechts in den schmalen Fußweg ein, der über den Platz führt.

Da kamen von drüben dunkle Gestalten, taktmäßig nach rechts und links schwankend auf demselben Weg ihm entgegen, bald hörte er spanische Befehlsrufe, und gleich darauf erkannte er eine Patrouille von sechs Mann, unter Führung eines Offiziers. Robert Berthold dachte eben bei sich, daß so eine Patrouille gerade hier doch etwas sehr Nötiges und Nützliches wäre, überlegte eine Sekunde lang, ob er etwa dem Offizier sein Zusammentreffen von soeben melden sollte, entschloß sich aber sofort, alle Weiterungen lieber zu vermeiden, und wollte eben rechts zur Seite treten, um die Patrouille auf dem schmalen Pfad passieren zu lassen, da brüllte ihm der Offizier ein ‘Halt’ entgegen.

Überrascht fuhr Berthold auf und mit der Hand nach dem Revolver.

„Das ist er, nehmt ihn in die Mitte,“ rief der Spanier seinen Leuten zu. „Keine Bewegung, Herr, im Namen des Königs verhafte ich Sie.“

Im Nu war Berthold umringt: jeder thätliche Widerstand konnte seine Sache nur verschlimmern.

„Augenscheinlich ein Mißverständnis,“ sagte er zum Offizier, „wen suchen Sie?“

„Sie, Don Roberto Berthold, auf der Hauptwache des Präsidio werden Sie alles weitere hören. Machen Sie irgend einen Fluchtversuch, oder wagen Sie zu irgend jemand, der uns etwa begegnet, ein Wort zu reden, so haben Sie meine Kugel im Schädel. So lautet mein Befehl. Vorwärts, Leute.“

Zwei Mann vorauf, je einen zur Seite, den Offizier und zwei Mann unmittelbar auf den Fersen, schritt Robert Berthold dem verrufenen Gefängnisse zu.

Bitter waren die Vorwürfe, die er sich machte. Hätte er doch Gertings Warnung beachtet. Alles war ihm jetzt nur zu klar: die Messer der beiden Strolche hatten auch im Staatsdienst gestanden, und nachdem das Mißlingen des Mordversuchs gemeldet war, hatte man sofort die für diesen Fall bereit gestellte Patrouille losgelassen.

Seine Augen irrten suchend über den Platz. Da drüben war der Lichtkreis um die Gaslaternen am Halteplatz — — alles leer bis auf den spanischen Kondukteur und seinen Mulatten — — und wenn er mit Lebensgefahr den Hilferuf wagte, die würden sich nicht rühren für ihn.

Man kreuzte schon die Straße, auf deren anderer Seite die beiden Thorlaternen leuchteten. Hinter den Mauern da würde er verschwinden, wie ein Licht verlöscht. Jedermann würde ahnen, wo er war, und niemand würde etwas für ihn thun können.

Ein eiserner Druck umschnürte ihm das Herz: fiel das Thor da hinter ihm ins Schloß, so war alles aus. Eine wahnsinnige Angst um seine Braut stieg glühend heiß ihm in die Kehle.

Da hörte er den Offizier hinter sich fluchen. „Que carajo, was wollen die Hunde, vorwärts,

vorwärts, schnell, Leute.“ — Berthold horchte auf: näher und näher tönte erregtes Stimmengewirr und hastiger Laufschritt immer deutlicher, — wenige Schritte vor dem Präsidio stürmten fünf, sechs deutsche Herren an der Patrouille vorbei und stellten sich ihr im Thor des Gefängnisses entgegen.

„Was heißt das?“ rief Pedro Gerting dem Offizier zu.

Der hob seinen Revolver und antwortete kalt: „Spricht mein Arrestant zu Ihnen, oder unternehmen Sie den geringsten Versuch zu seiner Befreiung, so jage ich ihm diese Kugel durchs Hirn. Geben Sie den Weg frei.“

Die Augen Bertholds und Gertings trafen sich.

„Aber mit Vergnügen, bester Herr,“ sagte Gerting dann fast lachend zu dem Leutnant, „wir wissen ja jetzt, wo unser Freund ist. Grüßen Sie den Obersten Delgado von mir und sagen Sie ihm, binnen einer Stunde würde sich der Konsul des Deutschen Reichs den Einblick in das Verhörsprotokoll erbitten. Daß man Herrn Robert Berthold sofort verhört und ihm ohne allen Aufschub sagt, weshalb man ihn verhaftet hat, ist ja zweifellos. Ich fahre sofort zu unserem Konsul, die Herren werden die Vertreter der anderen Mächte benachrichtigen, die ja auch ein gewisses Interesse haben an so romantischen Verhaftungen.

„Ich sah Sie vom Balkon,“ fuhr er dann leichten Tones zu Berthold fort, „und daß Sie doch zu Fuß gingen, glücklicherweise wußte ich ja, welchen Weg Sie nehmen würden, da habe ich dann schnell ein paar Freunde zusammengetrommelt. Ich beglückwünsche mich zu dem guten Einfall.“

Der Offizier knirschte. Die Unternehmung, die sich erst so glücklich anließ, würde wohl seinem Avancement nicht förderlich sein, das sah er ein. Denn, daß der Verlauf nicht der war, den Oberst Delgado und Don Cristobal erwarteten, der schon den ganzen Abend in des Kommandanten Zimmer saß, das war ihm nicht zweifelhaft. Hätte er den Deutschen gleich vorhin unter dem Vorwande eines Fluchtversuches von hinten über den Haufen geschossen, so würde er den beiden Herren sicher einen Dienst geleistet haben, der ihm gedankt worden wäre, und seine Soldaten hätten schon das Maul gehalten. Aber jetzt — und hier — zwischen den beiden Laternen da — vor einem halben Dutzend Zeugen — nein, das ging nicht. Und drüben von der Haltestelle her schritt jetzt auch eine neugierige Gruppe dem Schauplatz des auffälligen Vorgangs zu. Nein.

„Daran wird die Herren niemand hindern,“ sagte er also höflich, „ich führe einfach meine Ordre aus. Vorwärts, Leute.“

Die Deutschen riefen ihrem Freunde ein triumphierendes ‘Auf Wiedersehen’ nach, das er, vergnügt lächelnd, mit einem stummen Kopfnicken erwiderte, dann verschwand Robert Berthold hinter den Gefängnismauern. Seine Freunde aber eilten zunächst im geschlossenen Trupp nach der Mündung der Calle Obispo, der Bischofsstraße, wo vor dem Casino español der nächste Droschkenplatz war, und dann rasselten die Wagen nach verschiedenen Richtungen davon.

Es war noch keine Stunde verstrichen, da ließ sich der deutsche Konsul schon beim Gouverneur des Gefängnisses melden. Der empfing die Herren mit ausgezeichneter Höflichkeit und eröffnete ihnen, daß infolge einer allerdings anonymen Denunziation eine Haussuchung in den Geschäftslokalen des Herrn Robert Berthold und seine vorläufige Festnahme habe angeordnet werden müssen. Man habe ihn im deutschen Klub gewußt, und dort habe er verhaftet werden sollen. Der zu dem Zweck ausgesandten Patrouille, deren Offizier ihn zufällig persönlich kenne, sei er unterwegs begegnet und lediglich infolge dessen sozusagen auf der Straße aufgegriffen worden.

„Ich verstehe,“ sagte der Konsul, „ich verstehe vollkommen, daß trotz der Unwahrscheinlichkeit der Anzeige und trotz ihrer Anonymität die sofortige Haussuchung und die vorläufige Verhaftung selbst eines so angesehenen Mitglieds der deutschen Kolonie angesichts der nun einmal herrschenden Zustände verfügt worden ist, nur scheint mir die Art der Ausführung doch einigermaßen ungewöhnlich: ich höre, daß Herr Berthold mit sofortigem Niederschießen bedroht worden

ist, wenn er nur den Mund öffnete, ich darf nicht verschweigen, daß mir zu solcher — — hm — — ungewöhnlichen Energie nicht die mindeste Veranlassung vorhanden gewesen zu sein scheint.“

„Ich stimme dem durchaus zu, Herr Konsul, und ich freue mich, so bald mein Bedauern darüber aussprechen zu können: die Verhaftung hatte natürlich den Zweck, jede Kollision, als Warnungen an Dritte, Winke zum Vernichten etwaiger Papiere u. s. w. unmöglich zu machen, und deshalb hatte der Offizier allerdings den Befehl, jeden Verkehr des Verhafteten mit andern zu verhindern, aber die Form, die er dafür gewählt hat, war ohne Zweifel ungeschickt . . . ich darf hoffen, Herr Konsul, daß der ihm bereits erteilte Verweis Ihnen genügt?“

„Gewiß, Herr Gouverneur. Wir können also zur Hauptsache kommen: wessen hat die Denunziation Herrn Berthold verdächtigt?“

„Des hochverräterischen Verkehrs mit den Aufständischen im Innern und deren Freunden im Auslande.“

„Ich darf annehmen, daß die Haussuchung vorgenommen worden ist; hat sie irgend etwas ergeben, was den Verdacht stützt?“

„Nein, Herr Konsul.“

„Dann muß ich Sie bitten, den Herrn sofort auf freien Fuß zu setzen, Herr Gouverneur.“

„Das ist bereits geschehen. Ich habe Herrn Berthold nur ein Zimmer anweisen lassen, weil er gewünscht hat, die Herren hier zu erwarten.“

„Ich bin beglückt, Herr Gouverneur, daß Ihr dankenswertes Entgegenkommen den Zwischenfall so rasch und gerecht erledigt: es wird mir ein Vergnügen sein, meinen Kollegen sofort mitzuteilen, daß er nach Lage der Umstände kaum zu vermeiden gewesen wäre, daß alles geordnet, und daß die für den Fall der Fruchtlosigkeit meiner Vorstellungen geplante gemeinsame Aktion erfreulicher Weise durchaus unnötig ist.“

Die Herren trennten sich in allerhöflichster Weise, Robert Berthold wurde vom Konsul und den anderen Freunden in Empfang genommen und nach seinem Geschäftshause in der Calle mercaderes geleitet, wo er nach dem Rechten sehen und der vorgerückten Stunde wegen in dem für solche Ausnahmefälle immer bereiten Zimmer übernachten wollte. — Gerting blieb die ganze Nacht bei ihm.

(Fortsetzung folgt.)

# Der Zug nach dem Osten.

Roman

von

Franz Sperber.

[18]





Draußen unter dem sternenbesäten, tiefblauen Winterhimmel klang das Glockengeläute noch feierlicher, noch mächtiger, noch ergreifender.

Und einem Denkmal gleich ragte die kleine, rote Kirche mit ihrem hohen, spitzigen Türmchen aus den Schneemassen am Boden empor in den blauen Himmel hinein.

Die Glocken läuteten . . . läuteten . . . mit ihren beredten, ehernen Zungen riefen sie die Menschen zusammen, auf daß sie einträten in das Gotteshaus, um sich zu läutern im stillen Gebet.

Aber innen war es trotzdem überraschend leer. Die Kirche war nicht groß. Es mochten kaum mehr als hundert Personen Platz finden in

ihrem Schiff. Doch kaum zehn waren anwesend. Und diese waren überraschender Weise nicht, wie es sonst in Kirchen zu sein pflegt, Frauen, sondern nur Männer und junge Bursche.

Prediger Lesser hatte schon die Kanzel betreten. In dem Augenblick, da er beginnen wollte, sah er Felix, den Oberregierungsrat und den Assessor den Mittelgang herabkommen. Und er wartete noch einen Augenblick und ließ die Herren erst ihre Plätze einnehmen, bevor er mit seiner Predigt begann.

Der Oberregierungsrat sah sich um, sah sich noch einmal um und setzte den Kneifer auf.

„Sehr . . . hm . . . sehr wenig . . . besucht,“ meinte er leise.

Felix sah sich gleichfalls um und biß sich auf die Lippen.

Der Assessor nickte.

Die paar Männer schienen durch die Gegenwart dieser drei hohen Persönlichkeiten Mut zu schöpfen, denn sie nahmen nun auch Platz, aber, als hätten sie sonst Furcht gehabt, setzten sich alle ganz dicht nebeneinander in die eine Bank, so daß der ganze übrige Raum der Kirche leer blieb.

Jetzt erschollen noch einmal schwere, dröhnende Schritte auf den Steinfliesen. Der Oberinspektor Damm, Inspektor Müller und Fräulein Born kamen zusammen in die Kirche.

Pfarrer Lesser runzelte die Stirn und begann eifrig in seiner Bibel zu blättern, damit es nicht so aussähe, als ob er warten müßte.

Die drei suchten eine ganze Weile; endlich schienen sie sich für eine Bank entschlossen zu haben, in der sie sich auch niederließen.

Draußen läuteten immer noch die Glocken. Pfarrer Lesser hatte in seiner Bestürzung über den kargen Kirchenbesuch dem als Küster fungierenden Knaben den Auftrag gegeben, noch fünf Minuten lang aus Leibeskräften am Glockenstrang zu ziehen, hoffend, daß das doch noch einige Säumige in die Kirche hereintreiben würde.

Man sah wohl, daß Frauen sich garnicht um die Kirche gekümmert hatten.

Da waren keine Papierblumen, wie man sie sonst doch zu Weihnachten in der armseligsten Dorfkirche vorfindet, keine grünen Sträucher, kein bißchen von festlichem Ausputz zu sehen.

Und dabei war es doch ein doppeltes Fest für diese kleine Kirche heute. Weihnachtsfest . . . und Einweihungsfest. —

Nur am Altar lagen ein paar Hände voll grüner Tannenreiser hingestreut. Die hatte Prediger Lesser selbst dort hingelegt, weil ihm die kahle Schmucklosigkeit der Kirche an einem solchen Tage geradezu verletzend erschienen war. —

Felix blickte sich mit finsterer Miene um. Die paar Männer, die da hinten im Halbdunkel saßen, hatten fast alle zerkratzte und zerschrammte Gesichter; der eine trug sogar ein großes Heftpflaster mitten auf der Nase; ein zweiter einen Verband um die Stirn. — Die Errungenschaften der verflossenen Nacht im Wirtshaus. —

Der Oberregierungsrat näherte seinen Mund dem Ohr des jungen Verwalters.

„Sie sehen, Herr von Graach. Weihnachtsabend in einer evangelischen Ansiedlung. Die Kirche ist . . . hm . . . leer. Sie . . . hm . . . Sie sehen es.“

Felix biß sich auf die Schnurrbartenden und nickte.

Zu einem weiteren Wortaustausch kamen sie nicht, denn Pfarrer Lesser verkündete jetzt mit lauter Stimme den Text seiner Predigt und begann. —

Felix hörte kein Wort des Predigers. Seine Gedanken weilten bei anderen Dingen. —

Der Oberregierungsrat schien zuerst mit großer Höflichkeit die Predigt anzuhören; hier und da bei einer Stelle nickte er sogar beifällig mit dem Kopfe. Nach und nach jedoch schien er einzuschlafen, denn als Felix einmal nach ihm hinsah, bemerkte er, daß der hohe Herr hinter seinen Brillengläsern die Augen fest geschlossen hatte. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Gottesdienst war zu Ende.

Der Oberregierungsrat näherte sich dem Pfarrer, als dieser aus der Sakristei zurückkehrte, und beglückwünschte ihn zu seiner so überaus gelungenen Predigt.

„Sie haben mich . . . hm . . . ergriffen . . . ich kann es . . . hm . . . wohl sagen . . . wirklich ergriffen, mein lieber Herr Pfarrer . . . wirklich . . . hm . . .“

Pfarrer Lesser verneigte sich dankend.

„Sehr erfreut, Herr Oberregierungsrat, sehr, Ihr Lob macht mich glücklich ... indessen ... wie mag es nur kommen, Herr Baron," wandte er sich an Felix, „daß der Besuch ein so schwacher, so jammervoller war? Ich glaube mich nicht getäuscht zu haben, nicht wahr? Die Kirche war leer."

„Ja, sie war leer!" wiederholte Felix wie mechanisch.

„Und — und — was meinen Sie? woher kommt —"

„Das wird anders werden, mein lieber Herr Pfarrer," unterbrach ihn mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit der Oberregierungsrat und klopfte ihm gönnerhaft mit der flachen Hand auf die Schulter. „Das wird ganz ... hm ... ganz anders hier werden; verlassen Sie sich darauf."

Der Prediger verneigte sich wieder.

„Nun ja — wir wollen es hoffen. Es ist sehr zu wünschen — sehr."

Zusammen schritten die Herren zur Kirche hinaus.

Draußen lungerten noch einige von den wenigen Männern herum, die vorher in der Kirche gewesen waren. Sie sahen weder besonders erbaut aus, noch schienen sie an Weihnachten zu denken. Müßig lungerten sie im Schnee herum.

Sie zogen die Mützen vor den Herren. Felix ging sonst nie an seinen Bauern vorbei, ohne ein freundliches Wort mit ihnen zu wechseln, und so wenig er heute auch in der Stimmung dazu war, redete er den einen doch an:

„Nun, Muck, geht Ihr denn noch nicht heim, Weihnachten feiern?"

„Nee, Herr Verwalter," antwortete der Mann und zog noch einmal die Mütze, „Weihnachten ... das giebt's erst, wenn die Frau zu Hause kommt, denn ich kann doch nicht so alleene —"

„Ach, Eure Frau ist aus? Jetzt noch? Wo denn?"

Der Mann schwieg verlegen, aber ein junger Bursch, der neben ihm ging, antwortete für ihn:

„Die Weiber sind alle drüben in Friedrichs-Aue in die Kirche beim Bruddowo."

„Bei Bruddowo?" begann erstaunt Pfarrer Lesser; der Oberregierungsrat aber legte wie vorher schon seine Hand beinahe schmeichelnd auf die Schulter des Pfarrers und sagte:

„Das wird anders hier werden ... alles ... ganz ... hm ... ganz anders. Verlassen Sie sich darauf. Guten Abend." Er und die anderen zogen grüßend die Hüte, ließen die etwas verblüfften Bauern stehen und gingen weiter.

Damm hatte sich unbemerkt dicht an Felix herangedrängt. Wie auf Verabredung waren sie den anderen um einige Schritte vorausgegangen.

„Es ist aus, Damm," sagte Felix.

„Aus?"

„Ja. Man hat so viel gegen mich — es ist Material da — Anklagen — Beschuldigungen — haufenweise — Sie können sich gar keinen Begriff machen —"

„Hm! Na ... Sie werden darum noch lange nicht untergehen," brummte Damm, „lassen Sie's man gut sein."

Er reichte Felix halb zögernd, wie unsicher, ob sie angenommen werden würde, seine Hand hin.

Der ergriff sie und hielt sie fest in hartem, nervösem Druck.

„Damm! Mit mir ist's aus! Nach der gestrigen Nacht — nach dem heutigen Abend —"

„Pst! Wir reden schon noch miteinander. Nur nicht den Mut verloren. Geben Sie dies alte Unglücksgut hier auf — draußen in der Welt wird sich für Sie schon noch was finden."

„Die Schläge, die ich hier erhalten habe, sitzen tief, Damm, und fest," sagte Felix.

„Glaub's — aber Sie sind achtundzwanzig Jahr' alt, na — dann —"

Er brach ab, da sie am Schlosse ankamen. Vor der Thür blieben die Herren stehen.

„Können Sie uns heute noch abfahren lassen, Herr von Graach?" fragte der Oberregierungsrat.

„Jeden Augenblick — Sie haben nur zu befehlen. Aber wollen Sie wirklich — heute noch —"

„Hm ... ja ... es wäre mir lieber ... ich komme allerdings erst gegen Morgen nach Hause ... aber dann ... hm ... bin ich doch zu Hause ... und Sie, Herr Assessor ... hm ... ich glaube, Sie sehnen sich auch ... hm ... nach Posen zurück ... was?"

Assessor Hanau verneigte sich.

„Oh, Herr Oberregierungsrat!“

„Na ja ... hm ... das kennen wir ja. Also, Herr von Graach, ich ... hm ... hätte wohl noch einiges ... hm ... mit Ihnen zu besprechen ... dann ...“

„Bitte, Herr Oberregierungsrat. Damm, gehen Sie den Leuten Weihnachten bereiten. Ich kann nicht,“ fügte Felix zum Oberinspektor gewandt hinzu.

Damm ging bereitwilligst, während der Oberregierungsrat, Felix und der Assessor wieder das Büreau betraten.

Der Oberregierungsrat ging mehrere Minuten im Zimmer hin und her, dann blieb er vor Felix stehen, blickte ihn an und sagte:

„Ja, Herr Baron, weitere Beweise noch zu sammeln, wäre überflüssig. Nach allem, was ich hier gesehen und gehört habe, versteht es sich von selbst, daß man in Posen Ihrem ... hm ... Ihrem Abgang von hier nichts in den Weg legen wird.“

Felix atmete auf. Gott sei Dank — dachte er.

„Sie nehmen meine Demission an?“

Die vorstehenden Augen ruhten eisig auf ihm.

„Ich bin ... hm ... genötigt ... hm ... Ihnen Ihre Entlassung aus Ihrer Verwalterstelle zu erteilen.“

Felix zuckte. Also nicht die Verabschiedung angenommen, die er gefordert hatte, sondern — die Entlassung!

Nun gut! Er war nicht in der Lage zu mäkeln, zu feilschen, fort mußte er von hier — so oder so.

„Zu wann würde das sein?“ fragte er mit mühsam zusammengeraffter Selbstbeherrschung.

„Zu wann? ja ... hm ... die ganze Sache muß natürlich von Posen aus erst noch offiziell bestätigt werden — zu wann? hm! Nun, es liegt hier ja kein plötzlicher Entlassungsgrund vor, wie beim Herrn von Birkenfeld auf Neuhausen — indessen —“

„Herr Oberregierungsrat! Wollen Sie mich beleidigen?“

„Nicht im mindesten, Herr Baron. Ich erwähnte nur eben, daß ein solcher Grund *nicht* vorliege. Man wird in Ihrem Fall also wohl die Vierteljahrskündigung in Kraft treten lassen und Sie zum ersten April entlassen.“

„Bis April noch? So lange noch?“

„Das heißt ... wohlverstanden ... hm ... die Zügel von Buchenwalde wird man Ihnen ... hm ... schon jetzt aus der Hand nehmen müssen, das versteht sich von selbst ... wenn man nur gleich einen anderen ... hm ... Ihr Gehalt aber werden Sie trotzdem bis zum ersten April beziehen — wie Sie auch ... hm ... offiziell bis ersten April hier Verwalter bleiben werden ...“

„Der Teufel hol' das Gehalt,“ brach es aus Felix hervor, „und die offizielle — Herr Oberregierungsrat — ich bitte Sie — lassen Sie mich gleich gehen. Ich will kein Geld mehr — keine Stelle mehr — nichts — nichts — nur fort von hier will ich — fort — fort — ich *bitte Sie darum*.“

Der Oberregierungsrat sah ihn groß an. Donnerwetter! wie dieser hochnäsige Graach auf einmal zu bitten verstand! Sieh einer an!

„Ja, lieber Baron!“ begann er in recht gönnerhaftem Tone, „es ist, ja sehr möglich, daß man in Posen Ihren ... hm ... diesbezüglichen Wunsch ganz gern berücksichtigen würde ... hm ... indessen ... wen nimmt man da so gleich als einstweiligen Verwalter ... hm? ... Mankann die Besitzung doch nicht ohne Verwalter lassen ... hm ...“

„Oh, daran mangelt es nicht,“ rief Felix rasch, „der Mann wäre da — und gerade der Mann, den Sie hier brauchen.“

„Der Mann wäre da? Wer, wenn ich fragen darf?“

„Oberinspektor Damm. Einen besseren Verwalter könnten Sie auf dem ganzen Erdenrund nicht finden. Legen Sie getrost die ganzen Buchenwalder Verwaltungsangelegenheiten in seine Hände. Er ist treu wie Gold — stark wie Eisen — unermüdlich fleißig — und kennt Buchenwalde und seine Buchenwalder wie seine Tasche.“

„Meinen Sie? Hm! Die Sache wäre zu überlegen. Ich werde es jedenfalls dem Herrn Präsidenten vortragen, wenn ich nach Posen komme. Oberinspektor Damm ... hm ... nun ja ... Sie werden also, bis die Bestätigung

Ihrer ... hm ... Entlassung aus Posen kommt, Ihre Pflichten hier freundlichst weiter erfüllen ...“

„Und wie bald kann diese ... Entlassung ... kommen?“

„Hm ... nach Neujahr ... gleich nach den Ferien ... denke ich ... das Gehalt ... es ist nun mal so Sitte bei uns ... läuft ein Vierteljahr länger ...“

„Auch wenn ich gar nicht mehr funktioniere als Beamter?“

„Auch dann, so viel ich weiß.“

„Nun — ich will es nicht. Ich will die Stelle nicht mehr, ich will das Geld nicht mehr — ich bitte um meine sofortige, endgiltige Entlassung. Ich ... Sie sehen ja — ich nenne Ihnen einen vorzüglichen Beamten, der imstande ist, auf der Stelle meine sämtlichen Pflichten zu übernehmen ... was also stünde da noch im Wege —?“

Der Oberregierungsrat zuckte die Achseln und griff nach seinem Pelz.

„Ja ... mein lieber Herr von Graach, wenn Sie sich mit diesem Anliegen direkt an den Herrn Präsidenten wenden wollten —“

„Das werde ich. Ich danke Ihnen für den Rat.“

„Meinen Sie, daß der Wagen bereit wäre? Der Zug geht um Mitternacht, so viel ich weiß —“

„Zwölf Uhr zwanzig Minuten“ ... Felix schritt gerade auf die Klingel zu, als die Thür aufging und der Oberinspektor sagte:

„Der Schlitten für den Herrn Oberregierungsrat ist da.“

„Ah! Sehr gut! sehr gut!“ rief der Oberregierungsrat. „Herr Baron — Sie werden in Kürze von uns hören ... Herr Assessor Hanau — bitte — hm — sind Sie fertig? Meine Herren — oh bitte bemühen Sie sich nicht —“

Doch Felix ließ es sich nicht nehmen, die Herren an den Schlitten zu geleiten, und blieb artig daneben stehen, bis der Kutscher den Pferden die Zügel ließ, und das Gefährt unter Glockengebimmel davonsauste. — — — — —

Der dicke Oberinspektor schlug drei Kreuze hinter ihm her.

„Gott sei Dank, daß das weg ist. Na — und was wird nun mit uns?“

Er sah Felix an, der bleich dastand und starr vor sich hinsah.

„Mit uns, mein lieber Damm,“ sagte er und drehte nervös am Schnurrbart, „ich bin ... entlassen!“

Er sagte es mit solch schmerzlicher Betonung, daß Damm zuerst stumm blieb.

„Ent — las — sen!“ murmelte er dann. „Hm — ja! Aber das geht doch garnicht so rasch,“ fügte er hinzu, „da müssen doch erst Beweise gesammelt — Anklagen erhoben — Untersuchungen eingeleitet werden — was weiß ich, was noch alles —“

Sie marschierten dabei im Schnee herum, denn beim Stillstehen war es empfindlich kalt.

„Das ist alles schon geschehen, lieber Damm.“

„Wie? Alles schon geschehen? Alles in den drei, vier Stunden, die er hier war?“

„Nein — lange zuvor schon. Es lag alles schon fertig da. Er hatte alles schon fix und fertig in der Tasche. Die Beweise, die Anklagen — alles war schon da — nachdem ich auf seine Fragen geantwortet hatte, stimmte und klappte alles.“

Damm brummte und polterte vor sich her.

„Wer hat Sie denn eigentlich da in Posen verklagt, möchte ich wissen?“ murrte er.

„Oh — haha — ja — das ist wirklich interessant — die allerverschiedensten Leute haben sich da als Denunzianten entpuppt.“

„Nun wer denn?“

„Wenzel.“

„Der alte Wenzel?“

„Jawohl.“

„Den Hund verhau' ich — aber ordentlich — für gestern Nacht — und dann fürs Denunzieren. Wer noch?“

„Wozu sie Ihnen nennen, lieber Freund? Zu welchem Zweck?“

„Es interessiert mich eben. Also sagen Sie's doch: wer noch?“

„Das unnütze Frauenzimmer auch, die Naska.“

„Die hat längst die Peitsche verdient. Nun soll sie sie kriegen. Es juckt mich schon förmlich in den Fingern danach, kann ich Ihnen sagen.“

Trotz seiner Niedergedrücktheit mußte Felix bei diesen Worten Damms laut auflachen.

„Aber lieber Freund, das ist ja eben die Anklage gegen mich — daß ich die Person geschlagen habe. Das reizt die Polen gegen uns auf, heißt's."

„Na — da werd' ich sie auch noch aufreizen. Denn ihre Tracht kriegt das Frauenzimmer von mir, so wahr ich Damm heiß' — nachher, da kann die geehrte Kommission mich ja auch 'rausschmeißen — mir soll's egal sein. War noch einer, der denunziert hat?"

„Jawohl." Felix legte seine Lippen an Damms Ohr. „Brudbowo."

„Der — der — den Kerl möcht' ich am liebsten erwürgen. Oder ihn mal wo so unter vier Augen 'rankriegen und gründlich durchbläuen."

„Hören Sie mal zu, Damm," sagte Felix lächelnd — „Ihr Zorn gegen diese Leute beweist mir Ihre Freundschaft für mich ... und dafür dank' ich Ihnen. Aber Sie werden keinen verhauen — und keine Justiz üben. Denn ich halt' es für sehr möglich, ja wahrscheinlich, daß man Sie nächstens, wenigstens für einige Zeit hier zum Verwalter machen wird."

„Mich? mich? Sie spaßen."

„Nein, nein, ich spaße nicht. An meiner Stelle werden Sie wahrscheinlich Verwalter werden."

Er erzählte ihm nun seine letzten, mit dem Oberregierungsrat gewechselten Worte; und dann beschlossen sie noch vorerst über die ganze Sache gegen alle zu schweigen.

Felix aber begab sich in sein Zimmer zurück, um seine Bitte um Entlassung an den Präsidenten noch einmal aufzusetzen.

## XIV.

Als Felix am nächsten Tage auf ihren Wunsch seine Schwägerin besuchte, fand er Ella anscheinend viel besser. Sie war aufgestanden, hatte sich ganz in weiß kleiden lassen und saß in dem großen alten Lehnsessel in ihrem Zimmer, ihre Bibel im Schoß, die kleinen weißen Hände gefaltet, ein süßes, mattes Lächeln um die Lippen.

Vor ihr auf dem Tisch stand ein kleiner Tannenableger im Topfe, mit einigen goldenen Lamettafäden behängt und ein paar Wachskerzchen besteckt.

Halb in den grünen Zweigen versteckt stand eine schön aus Elfenbein geschnitzte Christus-Gestalt, auf der ihre Blicke unverwandt ruhten.

Ihr Auge hatte, wie Felix auf den ersten Blick bemerkte, mehr Bewußtsein als vor zwei Tagen und einen fast überirdischen Glanz; wie zwei Flammen leuchteten die blauen Augen, aus dem — neben diesem Glanze um so weißer und abgezehrter erscheinenden — Gesichtchen hervor.

„Du, Felix," sagte sie, und er war freudig bewegt zu sehen, daß sie ihn erkannte. „Komm, setz' dich hier zu mir," sagte sie mit ihrer weichen, matten Stimme. Und als er sich einen Stuhl zu ihr herangezogen und sich gesetzt hatte, nahm sie eine seiner Hände in die ihren und streichelte sie sanft.

„Siehst du," sagte sie, „das ist mein Weihnachten. In die Kirche kann ich nicht — da versuch' ich so, fromm zu sein."

„Du bist ein Engel, Ella!"

Sie lächelte.

„Hast du auch Weihnachten gefeiert, Felix?"

„Ich?" Er sah sie erstaunt, fast erschrocken an. „Nein, ich hatte keine Zeit dazu."

„Keine Zeit? Warst du auch nicht in der Kirche?"

„In der Kirche? ich? Doch — ja — oh natürlich war ich in der Kirche — gestern nacht."

Welche Pein er dort erlitten, das brauchte er der treuen Seele ja nicht zu sagen.

„Ich wäre auch gern hingegangen," seufzte sie, „ich hörte das Glockengeläute — es war so schön — so wunderschön — aber ich war krank — ich durfte nicht — man ließ mich nicht. Hast du für mich mitgebetet?"

„Ich? für dich? Was dir das schon — doch ja, natürlich, Ella, natürlich. Doch du, mein Kind, du mit deinem guten, frommen Sinn — hast du für mich gebetet?"

Sie nickte eifrig und sah ihn lächelnd an.

Auch er betrachtete sie, und plötzlich, zum erstenmal stieg peinvoll die Frage in ihm auf, was aus ihr wohl werden würde, wenn er von Buchenwalde verdrängt, weg von hier in die Welt hinausziehen müßte.

Sie hatte kein Glück bei den Graachs gefunden, die arme Ella! Von beiden Brüdern geliebt, hatten beide sie nur unglücklich, beide sie heimatlos gemacht! Armes, armes, junges Geschöpf! dachte er, und er fühlte dabei, wie sein Auge feucht wurde. Um es zu verbergen, beugte er rasch den Kopf herab und lehnte die Stirn an ihren Arm.

Doch sie hatte die Thräne in seinem Auge gesehen.

„Weinst du um mich, Felix?“ sagte sie leise und lehnte ihren Kopf zurück, um ihn so besser sehen zu können.

„Thu' es nicht, Lieber, thu' es nicht. Mir ist wohl, sehr wohl — ich sterb gern, mein Engel.“

Er hob rasch den Kopf wieder empor und fixierte sie.

„Was redest du von Sterben, Ella? Du wirst nicht sterben — noch lange, lange nicht — nein — nein —“

„Doch,“ unterbrach sie ihn. „Ich bin ja schon im Sterben, siehst du das denn nicht?“

Er sah sie immer erstaunter an, und es fiel ihm jetzt auch erst auf, wie ungewöhnlich schwer ihr das Sprechen zu werden schien. Zwischen den einzelnen Worten ging ihr Atem schwer und keuchend — und ab und zu mußte sie innehalten und mit der Hand nach dem Herzen greifen, als ob sie dort heftige Schmerzen erlitte.

Auch jetzt hatte sie wie erschöpft einen Moment innegehalten . . . nun redete sie weiter:

„Siehst du — sitzen hier — das thu' ich ja nur — weil ich nicht mehr liegen kann — ich bekomm' dann keine Luft — kann nicht atmen — so, beim Sitzen ist mir besser und — leichter — und angezogen — dies hübsche Kleid — das hab' ich ja nur für dich — und darin will ich auch sterben. Hast du mich noch ein bißchen lieb — Felix — ja?“

„Ella, Ella, süße Ella — ich hab' dich ja so lieb — so sehr, sehr lieb —“

Thränen erstickten seine Stimme. Er konnte nicht weiter. Er schluchzte laut auf.

„Ich hab' dich auch sehr, sehr lieb gehabt, Felix — lieber als die ganze übrige Welt — aber weißt du, was mich doch an unserer Liebe am meisten freut — weißt du —“

„Was?“

„Daß — daß sie so rein geblieben ist — daß wir nie gesündigt — haben — und daß wir beide darin eines Sinnes waren — so ganz eines Sinnes!“

Eines Sinnes? dachte er — oh, du ahnungsloses Kind, du. Wie anders wäre es gewesen, hätte ich dich nicht immer als Kranke betrachten müssen — hätte ich den Kopf nicht so voll von Sorgen und Ängsten gehabt! Wie anders! Doch er sagte kein Wort davon zu ihr. Er blickte nur in die Bibel, da wo sie aufgeschlagen in ihrem Schoße lag, und sah, daß sie in den Korintherbriefen gelesen hatte. Und er begriff nun, warum sie so sprach.

„Horch!“ sagte sie plötzlich, als die Kirchenglocken jetzt wieder zu läuten begannen — sie lehnte sich tief in ihre Kissen zurück und schloß die Augen. „Oh wie schön! wie schön!“ flüsterten ihre blassen Lippen, „ist es nicht auch dir, Felix, als ob — jeder Ton eine Brücke — wäre — eine wunderherrliche fliegende — Brücke — auf der wir Hand in Hand — hinüber — schweben zum Himmel — hinauf — hinauf in die Wolken?“ Sie hob die eine schmale, weiße Hand und deutete in die Luft — doch gleich darauf stieß sie einen leisen Schmerzensruf aus und ließ die Hand wieder sinken.

„Was hast du, Ella?“ rief Felix erschrocken und sprang auf. „Hast du Schmerzen?“

Sie lächelte ihn schon wieder an und öffnete die Augen.

„Ein wenig — hier,“ sagte sie und legte die Hand auf ihr Herz.

Er beugte sich herab und schlang beide Arme zärtlich um sie.

„Sind die Schmerzen heftig, Ella? Kann ich etwas für dich thun? Soll ich Marie rufen?“

Sie schmiegte sich fest in seinen Arm.

„Nein, nein, bleibe bei mir — laß uns allein bleiben.“

Er hielt sie nur fest und flüsterte ihr ab und zu ein zärtliches Wort zu, wofür sie jedesmal ein glückliches und dankbares Lächeln hatte.

Die Kirchenglocken läuteten immer weiter. Der Weihnachtsmorgen-Gottesdienst war zu Ende. Ob wieder nur so 'ne Handvoll Menschen

in der Kirche drin war? mußte Felix denken, und einen Augenblick schweiften seine Gedanken hinweg von dem geliebten, sterbenden Geschöpf in seinen Armen und zu den Erlebnissen des gestrigen Tages zurück. Gut, daß sie nichts davon wußte! Sie hätte sich um seinetwegen gegrämt.

Und zu ändern war an der Sachlage ja doch nichts.

Ella stieß wieder einen schmerzlichen Seufzer aus — und noch einen, „ah — wie das brennt!“ klagte sie.

„Wo, mein Engel, wo?“

„Hier,“ sie versuchte den linken Arm zu erheben, ließ ihn aber wieder sinken, „ich kann nicht — es thut zu weh. Der Arm — und das Herz — die ganze — Seite — es brennt,“ sie öffnete die Augen und sah ihn an, „aber nicht sehr — nicht sehr,“ sagte sie, um ihn zu beruhigen.

Dann fiel sie wieder in die aufgeschichteten Kissen zurück und schien zu schlafen.

Felix war mit einem Satz auf und an der Thür.

„Marie!“

Sie kam.

„Der Arzt! Wann kommt er?“

„Er muß jeden Moment hier sein. Um halb zwei wollte er kommen.“

„Es ist eins durch. So müssen wir ihn abwarten. Kann man nichts thun?“

„Nichts. Er meinte,“ flüsterte sie leise, „es würde möglicherweise sehr rasch zu Ende gehen.“

„Ah?“ Er nickte schmerzlich. Doch Ella regte sich, und beide eilten zu ihr. Sie bewegte leise die blassen Lippen, ohne die Augen zu öffnen.

„Beten! beten!“ murmelte sie. „Beten. Oh wie das brennt — wie es brennt!“

Marie wandte sich schluchzend zu Felix.

„Soll ich — den Prediger — vielleicht —“

„Ja — Lesser,“ erwiderte er kurz.

„Lesser?“ Sie fragte es zögernd.

„Keinen anderen.“

Da ging sie eilig zur Thür.

Felix und Ella blieben allein. Er legte den Arm wieder um sie und stützte sie so.

„Ist dir besser so?“ flüsterte er.

Ein sanftes Lächeln umflog ihren Mund.

„So ist's gut — ja — so — so möcht' ich sterben. In deinem — Arm —“

Von neuem schloß sie die Augen und schien zu schlafen.

Besorgt betrachtete Felix das reglose weiße Gesicht, die blassen Augenlider, die zarte, abgemagerte Gestalt.

Da stöhnte sie wieder auf.

„Ah — der Schmerz — er kommt wieder — es brennt — es brennt so sehr,“ das Stöhnen endete wieder wie in einem undeutlichen Murmeln.

Wieder vergingen einige Minuten, dann öffnete sich die Thür ganz leise, und Prediger Lesser trat herein mit Fräulein Marie.

Er war im vollen Ornat seines Standes, doch blieb er bescheiden an der Thür stehen, bis Felix ihn durch ein Zeichen mit den Augen zu sich heranwinkte. Er selbst konnte nicht wagen, sich von Ellas Seite fortzurühren, ohne sie zu wecken.

„Ich fürchte das Schlimmste,“ flüsterte er dem Prediger ins Ohr, „sie verlangte vorher, daß man bete. Sind Sie bereit? Können Sie hier bleiben und beginnen, sobald sie wieder erwacht?“

„Selbstverständlich. Nur — werde ich denn hier gewünscht?“

„Warum?“

„Sie sagten gestern, daß Ihre Schwägerin Katholikin —“

„Macht unserer Kirche das einen Unterschied?“

„Nein.“

„Nun also.“

Die wenigen Worte, so rasch und flüsternd sie auch gesprochen worden waren, hatten Ella doch erweckt.

Sie öffnete die Augen und sah die beiden Männer an.

Prediger Lesser kniete neben ihr nieder.

„Sie sind sehr krank, meine Tochter?“

„Ich — sterbe, mein Vater.“

„Wir wollen zusammen beten.“

„Ja beten — beten.“

„Zu Gott beten, daß er dir deine Sünden vergebe — daß er dir das ewige Seelenheil gebe — daß er dich einlasse zu seiner himmlischen Herrlichkeit —“

Ellas Augen ruhten wie gebannt auf seinem Antlitz.

„Weiter — weiter,“ bat sie, als er einen

Augenblick innehielt. Dabei preßte sie, von Schmerzen gequält, wieder die Hand auf die Seite.

„Komm' auch du, Marie," bat sie, „bete, bete mit für mich. Damit ich — oh weiter — weiter — betet doch, betet für meine arme, arme Seele."

Und der Prediger Lesser begann wieder zu beten:

„Herr, auf dich vertraue ich, laß mich nimmermehr zu Schanden werden; errette mich durch deine Gerechtigkeit. Neige dein Ohr zu mir, eilend hilf mir! Sei mir ein starker Fels und eine Burg, daß du mir helfest. Denn du bist mein Fels und meine Burg und um deines Namens willen wollest du mich leiten und führen. Du wollest mich aus dem Netze ziehen, das sie mir gestellet haben; denn du bist meine Stärke. In deine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöset, Herr, du treuer Gott."

Marie war am Boden niedergekniet auf der andern Seite von Ellas Sessel. Auch sie hielt die Hände gefaltet und betete. Felix stand unbeweglich wie eine Mauer. Auch sein Antlitz sah undurchdringlich aus und starr wie Stein.

Nur um den Mund zuckte ihm ab und zu etwas, wie ein verhaltenes Weh, wie ein tiefer, geheimnisvoller Schmerz, und die Augen hafteten fest auf dem bleichen Antlitz Ellas, deren Köpfchen immer noch in seinem Arm ruhte.

„In — deine — Hände befehle — ich mei- — nen Geist —" sprach Ella leise nach. Dann flog ein tiefer, tiefer, lange anhaltender Seufzer über ihre Lippen, ein Seufzer so tief, daß er fast wie ein Röcheln klang. — Doch noch einmal schien sie sich zu erholen.

„Felix," hauchte sie.

„Ella — hier bin ich!"

Sie öffnete weit die Augen.

„Du — ja — du bist da," sie lächelte. „Herrgott!" schrie sie plötzlich auf. „Was ist das? So dunkel — es wird so dunkel — meine Augen — ich sehe nichts mehr — beten — beten — Herr — Herr — in deine Hände — befehl' ich — meine — Seele — ah — ah —"

Sie verstummte und drückte beide Hände fest auf ihr Herz. Alle beugten sich angstvoll über sie. — Doch sie lag reglos. Nicht einmal die langen, dunkeln Wimpern bewegten sich mehr.

Da öffnete sich vorsichtig die Thür, und Doktor Müller kam herein. Er mochte die Patientin schlafend wähnen und kam daher so leise.

Als er die Gruppe sah, näherte er sich schnell auf Fußspitzen.

Fräulein Marie schob er beiseite und faßte nach Ellas Puls. — Dann legte er die Hand an ihr Herz. Lange, lange stand er da, so über sie gebeugt, und horchte und lauschte. Als er sich wieder emporrichtete, war sein Gesicht sehr ernst, fast traurig.

„Zu Ende!" sagte er leise.

Fräulein Marie begann wie auf ein gegebenes Kommando laut zu schluchzen. Felix legte einen Moment die Hand über die Augen. Als er sie wieder herabsinken ließ, erschienen seine Gesichtszüge noch steinerner als vorher.

„Wodurch ist der — der Tod so schnell — eingetreten?" sagte er und bewegte die Lippen mühsam dabei. Das Sprechen schien ihm auf einmal schwierig geworden zu sein.

„Eine Arterie am Herzen ist geplatzt," sagte Doktor Müller. „Ich hab' es erwartet. Es mußte so kommen, früher oder später."

„Hat sie — dabei — viel — gelitten?"

Merkwürdig — dachte Felix — wie mir das Sprechen heute schwer wird.

„Sehr wenig," antwortete der Arzt, „sie wird ein heftiges Brennen in den Arterien eine kurze Zeit verspürt haben —"

„Ja — darüber klagte sie."

„Lange?"

„Eine halbe Stunde — vielleicht — vielleicht eine Stunde."

„Nun ja — das war das Schlimmste! Das Ende selbst — der Tod — war ein völlig schmerzloser Augenblick."

Felix nickte nur.

Er blieb noch mehrere Minuten vor Ella stehen und betrachtete sie stumm. Das kleine, weiße Gesicht mit den geschlossenen Augen nahm er zwischen seine Hände, beugte sich über die Gestalt der Toten und drückte seine Lippen auf die schon erkaltete Stirn.

„Dir ist wohl — — dir ist wohl, mein Engel!" dachte er dabei — „ruhe in Frieden! Ruhe, ruhe aus von all dem Leid, das du erlebt!

Es ist vorbei für dich! Gott sei Dank! Und wenn die ganze Welt — wenn alle Menschen es wollten — dir kann keiner mehr was anhaben; dir kann keiner mehr was Böses anthun! Die eine geplatzte Arterie am Herzen — sie hat dich von allem befreit. Für immer; für immer."

Er war ganz langsam und allmählich niedergekniet. Seine Stirn, sein Antlitz ruhte in dem Schoß der Toten. Lange — sehr lange lag er so da — nahm er Abschied von ihr. Und mit ihr — er wußte es — von seiner Jugend.

Sie war das letzte Glied in der gelockerten Kette gewesen, die ihn noch mit seiner Jugend verband. Nun sie nicht mehr war — brach seine ganze Vergangenheit hinter ihm zusammen wie ein morsches Gebäude.

Und auf diesen Trümmern kniete er nun — und nahm Abschied!

Und zugleich stieg eine bittere Ironie in seinem Herzen auf über die grenzenlose Kurzsichtigkeit der Menschen.

Kaum eine Stunde war es her, da hatte noch dumpf die Angst an seiner Seele genagt, was wohl aus der armen Ella werden würde, wenn er Buchenwalde verlassen mußte?

Und noch während er darüber nachsann, hatte ein Höherer, ein Stärkerer, ein Gewaltigerer als er gesprochen. Und ohne jedes Hinzuthun von ihm war die Entscheidung gefällt worden.

Ella hatte noch vor ihm Buchenwalde verlassen — und es war gesorgt für sie — oh, ausgesorgt für alle Zeit und Ewigkeit.

So klein kam er sich vor gegenüber dieser hier so plötzlich erschienenen Allgewalt! — So klein — so schwach — so ohnmächtig! — — — — — — — — — — — — — — —

Er erhob sich endlich von den Knieen.

Lesser und Marie waren im Zimmer. Beide beteten.

Felix bewegte mehrmals die Lippen — er wollte sprechen, doch er konnte kein Wort herausbringen. Wie ein Bann lag es auf ihm — lähmte ihm die Glieder — lähmte ihm die Zunge.

Endlich gelang es ihm doch.

„Ehrwürden — Ihnen übergeb' ich diese —"

Er deutete mit der Hand auf die Tote. „Sie war mir lieb und teuer," fügte er noch hinzu. „Und Ihnen — Marie —." Er schritt langsam, rückwärts, immer noch die Blicke auf die Tote geheftet, der Thür zu. Endlich gelang es ihm, die Augen loszureißen von der reglosen weißen Gestalt. Er wandte sich um und verließ das Zimmer.

* * *

Es war ihm schwül und weh zu Mut. Instinktiv drängte es ihn hinaus in die Luft. Er nahm seine Mütze, vertauschte den leichten Hausrock mit seinem dicken Jackett und wandte sich dem Park zu.

Er wollte allein sein — endlich allein mit seinen Gedanken, seinen Sorgen, seinen Qualen.

Ella war 'raus aus allem. Sie war im sicheren Hafen. Er aber — er war hiergeblieben — er mußte den Kampf von neuem aufnehmen. Denn daß er zu denen gehörte, die die ganze Dauer ihres Lebens über im steten Kampfe sich befinden — — darüber blieb ihm nach allem, was er nun schon erlebt hatte, kein Zweifel mehr.

So wollte er nun endlich in Ruhe mit sich selber beraten über seine Zukunft. Wollte ernstlich mit sich selber ins Gericht gehen wegen seiner Vergangenheit.

War er wirklich an allem ganz schuldlos — ganz und gar? Trugen wirklich nur andere die Schuld an allem?

Es wollte ihm so scheinen! Er sah nicht, worin er gefehlt haben konnte.

Er war die lange, vom Schnee freigeschaufelte Pappel-Allee rasch heruntergegangen, die vom Schlosse aus am direktesten den Park durchschnitt, um ins freie Feld zu gelangen. Dort, am Ende der Allee hatte sich einst ein schönes, gußeisernes Gitter befunden, welches zur Nacht geschlossen werden konnte. Jetzt existierte das Gitter längst nicht mehr — eine große weite Öffnung gähnte in der Parkmauer, durch die der Blick unbeschränkt hinausschweifte, weit über die Felder, bis dahin, wo die kahle, braune Erdbodenlinie sich in das heute unbeschreiblich strahlende Blau des Himmels zu verlieren schien.

Und über die Felder her kam ihm eine Gestalt entgegen, die sich wie eine kurze, breite, schwarze Silhouette abhob von dem Blau des

Himmels; und bei deren Anblick ein plötzliches Zucken die Glieder des jungen Mannes erbeben ließ.

Wie eine Offenbarung durchfuhr ihn plötzlich die Erkenntnis dessen, worin er gefehlt.

Schwach war er gewesen — weibisch, unmännlich, schwach und energielos! Das war sein Fehler gewesen.

Niemals hätte er's erlauben dürfen, daß jener, der ihm dort über die Felder her entgegenkam, sein Haus betrat.

Und bestand seine Mutter darauf, so mußte er ebenso hart, ebenso fest, ebenso unnachgiebig sein wie sie und es ihr unmöglich machen.

Denn Buchenwalde war nicht mehr sein gewesen; er aber hatte dem Interesse seiner Auftraggeber und Vorgesetzten geradeswegs zuwider gehandelt, als er die Besuche des katholischen Pfarrers in seiner protestantischen Ansiedlung gestattete.

Das war das Unrecht, das er gethan — das war die Schuld, die er gehabt — und daß er schmachvoll, verächtlich fast nun seines Amtes entsetzt werden würde, damit war ihm nur sein Recht geschehen.

Schwach — schwach — schwach war er gewesen! Jetzt erst sah er es ein. Schwach wie sein Vater — wie sein Bruder — die ihr Hab und Gut verwüstet hatten, die halt- und rettungslos in den Ruin hineingeschlendert waren — — ebenso schwach war er gewesen. Offenherzig — leichtgläubig — energielos und schwach.

Schlecht? Nein — schlecht nicht! Aber schwach!

Und wie eine Gerechtigkeit empfand er es plötzlich, daß die Schwachen — die moralisch Schwachen — in dem endlosen Kampf um die Güter dieser Erde unterliegen müssen — daß allein der starke Geist, die machtvolle Energie, die rücksichtslose Kraft ungehindert zum Ziele führt.

Er war schwach gewesen — und war unterlegen.

Seine Mutter war stark gewesen — und sie hatte gesiegt.

Es war recht so — es war natürlich so — und gut! (Fortsetzung folgt.)

# Die eherne Schlange.

## Roman in drei Büchern

von

**Thomas P. Krag.**

Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Eugen von Enzberg.

[5]



In der Ecke des Zimmers, die am weitesten vom Fenster entfernt war, stand das Bett des Kranken. Der große Raum war nur von einer Nachtlampe schwach erhellt. Am Fußende des Bettes saß ein Weib und wachte mit dem starren Ausdruck in den Augen, den man so oft bei Krankenwärterinnen bemerkt. Sie schlief vielleicht, jedenfalls waren diese Augen völlig ausdruckslos. Aber als die drei Gestalten näher traten, wandte sie ihnen ihren Kopf zu und erhob sich. Sie murmelte einige unverständliche Worte und drehte den Lampenschirm derart, daß ein matter Lichtschimmer auf das Gesicht des Kranken fiel. Alle drei blieben einen Augenblick stehen. Der Mann, der da vor ihnen lag, war ja schon eine halbe Leiche. Das Gesicht war entsetzlich blaß, die eingefallenen Wangen hatten eine dunkle, fahle Farbe. Die Augen starrten ausdruckslos ins Leere und schienen für alles Irdische erloschen zu sein.

Der Geistliche beugte sich zum Kranken herab und sagte: „Friede sei mit dir!"

Der Kranke schlug die Augen auf und schaute

einen nach dem andern an. Diese Augen sahen nichts und drangen doch so tief ein.

„Ihr sprecht so laut," sagte er mit einer unsicheren Stimme, die im Finstern umherzutasten schien. „Ihr habt mich geweckt; — ich war unter dem Sternenhimmel, — — ganz dicht bei einem Walde . . ."

Nun wurde sein Blick klarer; das Bewußtsein schien zurückzukehren. Er legte sich ruhig zurück und sprach nicht weiter.

„Ich komme," sagte der Pastor und berührte seine Hand, „um Ihnen das heilige Abendmahl zu geben!"

Der Kranke faltete seine mageren Finger über der Brust und lauschte andächtig den Worten des Geistlichen, der ihm die Sünden vergab und dann das Abendmahl reichte. Er aß ruhig das Brot; aber als er den Wein trinken sollte, stutzte er plötzlich, als habe ein eigener Gedanke ihn ergriffen. Seine Augen richteten sich auf die Gattin und ihren Vetter, und mit einem rätselhaften Blick schaute er die beiden an. Dann murmelte er: „Herr, vergieb!" und trank ruhig.

Hierauf sank er machtlos zurück und blieb mit geschlossenen Augen liegen. Der Geistliche sprach ein kurzes Gebet, legte noch einmal seine Hand segnend auf das Haupt des Sterbenden und wollte sich entfernen. Da schlug der Kranke plötzlich die Augen auf und sagte: „Herr Pastor, ich möchte noch mit Ihnen sprechen!"

Frau Ulrike und Nils Hall blieben stehen und wandten sich dem Bett zu. Beide schauten Friedrich von Gröben mit erstauntem Blick an.

„Ich will . . . mit . . . meinem Seelsorger . . . allein sprechen!"

Die beiden gingen zum Zimmer hinaus und der Geistliche blieb bei dem Kranken zurück —

— — — — — — — — — — — — — — —

Als der Pastor wieder aus dem Krankenzimmer heraustrat, schüttelte er den Kopf. Der Sterbende hatte auf den Altarwein gezeigt und sich danach erkundigt, wo dieser gestanden hätte, während er geschlafen hatte. Er hatte auch nach anderen Dingen gefragt. Weshalb er immer so rote Feuerblumen vor den Augen sähe? Er hatte weiter davon gesprochen, daß er, wenn er des Morgens aus einem schweren Schlaf erwachte, hundert Jahre gelebt habe. Er hatte gefragt, weshalb sein Sohn nicht käme.

Allein etwas blieb unerörtert, schien es dem Geistlichen, etwas, das er gern erzählen wollte, das er nicht zu sagen wagte . . . nicht sagen konnte . . . es war, als ob der Sterbende glaubte, daß ihm hier irgend jemand etwas Böses zufügen wollte! . . . Nein, sein Todeslager war nicht schön . . . um Himmelswillen . . . weshalb? Weshalb? . . . Und dann dieses Entsetzen, das in allen Mienen zum Ausdruck kam! Es war, als ob ein Finger einen Angstschrei in sein Herz geschrieben hätte, und seine Augen schienen durch unendliche Sorgen ihr Licht eingebüßt zu haben. Das war ja eine Hölle auf Erden! Herrgott, war es denkbar, daß Herr von Gröben? . . . Ach nein . . . um Christi Barmherzigkeit willen — Amen!

Erst spät am Abend ging der Geistliche fort. Die Hostie hielt er in der einen Hand, und mit der andern drückte er den Kelch an seine Brust.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die alten Leute auf dem Hof schwatzten ruhig weiter. Außenstehende verstanden sie nicht, aber sie selbst verstanden sich sehr gut. Das alte Gebäude hatte so viele Winkel und Thüren. Man konnte so manches sehen, ohne selbst bemerkt zu werden. Man konnte Dinge sehen, die nicht für andere Augen bestimmt waren.

„Im Haus des Todes," sagte ein alter Bauer, „sollte man nicht sündiger Liebe frönen. Am wenigsten dann, wenn der eigene Mann im Sterben liegt . . ."

„Es scheint, daß sie von Tag zu Tag brünstiger werden, als ob der Tod sie noch aufhetzte." —

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Herbstwind kam und ließ seine dumpfe, klanglose Stimme durch die Lande heulen und sausen. Tagsüber herrschte dichter Nebel, nur abends blitzte hin und wieder ein flackerndes Sternlein zwischen den treibenden Wolken auf. Jeder irdische Lärm war verstummt. Das einsame Haus verbarg etwas. Da drinnen lag ein Mensch im Sterben, gleich einer Flamme, die dem Erlöschen nahe ist.

---

## XVIII.

Den ganzen Herbst über herrschte so schlechtes Wetter, daß es schwer war, Meere und Wege zu befahren. Daher kam es, daß der Sohn erst an dem Tage nach Hause zurückkehrte, an dem der Vater starb. Er kam mit der Miene eines Kindes, das etwas Schlimmes befürchtet: mit halbgeöffneten Lippen und großen Augen.

Als er bald darauf vor dem Bett seines Vaters stand, wurden seine Augen noch größer vor Verwunderung über den Tod, dem er Aug' in Aug' gegenüber stand. Dann fing er zu weinen an, wie es Kinder thun, wenn sie der Schmerz überwältigt, und am ganzen Körper zu zittern. Der Vater öffnete die Augen, schaute ihn zärtlich an und sagte: „Du siehst, ich muß sterben . . ."

Friedrich von Gröben hatte diese Worte nur mühsam hervorgebracht, jetzt fielen ihm die Augen wieder zu, aber die Hand seines Sohnes hielt er fest.

Jonas blieb den ganzen Tag über bei seinem Vater sitzen. Er hatte die Wärterin mehrmals gefragt: „Wo ist Mama?" Die Wärterin hatte zuerst geantwortet: „Ich weiß nicht." Dann war sie hinausgegangen und hatte nachgefragt, worauf sie zur Antwort erhielt, die gnädige Frau fühle sich nicht wohl und sei zu Bett gegangen. „Das macht der Kummer!" sagte die Wärterin zu Jonas und nickte ernst und lange mit dem Kopf.

Die Abendstunden waren vorüber, — die Nacht brach an. Der kleine Jonas saß noch immer am Bett seines Vaters, aber er war erst zehn Jahre alt, und als er sich endlich, von Müdigkeit überwältigt, einen Augenblick auf das Sofa legte, schlief er sofort ein. Plötzlich schrak er auf . . . Er glaubte, es habe ihn jemand gerufen; wieder hörte er einen Laut, ohne zu verstehen, woher er kam. Die Nachtlampe brannte und warf der grauen Dämmerung, die durchs Fenster eindringen wollte, einen güldenen Lichtschimmer entgegen. Nun hörte er den eigentümlichen Laut abermals. Er sprang auf, ging zum Bett und sah nun deutlich, wie sein Vater den Mund öffnete und ihn regelmäßig wieder schloß, so daß die Zähne aufeinanderschlugen; das war der Laut gewesen, den er wiederholt gehört. Dann bemerkte er, daß der Vater die Lippen zusammenpreßte, daß sich sein Gesicht verzerrte, daß sich die Augen schlossen und eine Weile regungslos blieben. Plötzlich aber schlug der Sterbende die Augen noch einmal auf und starrte mit einem großen entsetzlichen Blick vor sich hin, einem Blick, der das Kind laut aufschreien und auf den Boden sinken ließ, wo es liegen blieb, das Gesicht in den Händen bergend.

Bald darauf hörte Jonas jemand kommen. Es war die Wärterin, die sich über seinen Vater beugte. Er sprang auf und trat an das Bett. Da lag sein Vater so still, daß ein eisiger Hauch von ihm auszugehen schien. Aber seine Gesichtszüge waren ruhig geworden.

Jonas blieb lange am Totenbett seines Vaters sitzen, und als die Sonne emporstieg und es draußen hell wurde, schien ihm das ganze Leben ringsumher so fremd. Ihm dünkte, die Sonne sei gelb und gehe niedrig, und die Wolken schwebten langsam über den Himmel, seltsamen Nebelgestalten vergleichbar!

## XIX.

Der arme Junge betrauerte den Verlust seines Vaters so sehr, daß die meisten Frau Ulrike recht gaben, als sie ihren Sohn schon am vierten Tag nach der Beerdigung wieder zur Schule schickte.

Aber das Leben, das sie führte, konnte keines Menschen Beifall finden.

Kaum einen Monat lang hatte sie zurückgezogen gelebt, als Nils Hall wieder zurückkehrte und, ohne sich im mindesten um das Urteil der Leute zu kümmern, sich in dem Gröbenschen Hause einquartierte. Allerdings lagen seine Zimmer in einem Seitenflügel, allein er war so sorglos, daß es in kürzester Frist öffentliches Geheimnis war, daß er bequem zu jeder Tages- und Nachtzeit zu Frau Ulrikes Zimmern gelangen konnte.

Am meisten Anstoß indes erregte es, daß sie zu ihren nächtlichen Zusammenkünften gerade das Zimmer des Verstorbenen ausgesucht hatten.

Deshalb hörte man gar oft in dem Zimmer, wo die alten Möbel standen, die Friedrich von Gröben noch ganz vor kurzem benutzt, nun zur

Nachtzeit Flüstern, unterdrücktes Lachen und wollüstiges Seufzen, und nicht selten fand man dort des Morgens Champagnerreste und klebrige Gläser, die nachlässig in eine oder die andere Ecke gestellt worden waren und deutlich genug verrieten, daß man sie erst wenige Stunden zuvor benützt hatte.

Wenn Liebende den höheren Ständen angehören, scheinen sie selbst sehr sicher zu sein, auch wenn ihre Umgebung längst flüsternde Bemerkungen über sie macht. Sie sind immer die letzten, die es erfahren, daß ihr Geheimnis längst in aller Leute Mund ist. So auch hier. Kein Mensch sagte ihnen etwas. Schließlich mußten sie aber selbst wohl merken, daß ihr Zusammenleben das Tagesgespräch bildete, denn eines Tages mietete sich Nils Hall plötzlich ein Haus in der Stadt und siedelte schon nach Monatsfrist dahin über. Den wenigen aber, die ihn kannten, erzählte er, daß ein Schiff ihn erwarte. Bald darauf reiste auch Frau Ulrike ab.

Vielleicht ein halbes Jahr später kamen die Beiden wieder zurück und heirateten sofort. Nur einige Offiziere aus dem Freundeskreis des Bräutigams und der alte Hans Hall waren zur Hochzeit geladen.

Nach der Hochzeit lebte das junge Paar etwa einen Monat lang sehr zurückgezogen. Man sah sie nur hin und wieder im Wagen vorüberfahren. Als bald darauf der alte Hall, Ulrikes Vater, starb, reisten sie unmittelbar nach dem Begräbnis ins Ausland; sie blieben aber nur wenige Monate fort, kamen dann zurück und lebten ganz für sich, wie zuvor. Gerüchtweise verlautete, daß sie sich über alle Maßen liebten und dabei recht ungeniert zu Werke gingen, denn ein paar junge Mädchen, die eben in Dienst gekommen waren, wußten viele Geschichten davon zu erzählen und fanden bei ihren Hörern ungeteilten Beifall damit. Die beiden alten Dienstmädchen, deren faltige Gesichter von kleidsamen Spitzenhäubchen gekrönt wurden, die ihnen Friedrich von Gröben vor Jahr und Tag zum Geschenk gemacht hatte, bekamen schließlich einen gewissen Zug von Geringschätzung um den Mund. Dieser Zug wollte nicht weichen, und eines schönen Tages kündigten die beiden der Frau Ulrike ohne Angabe eines Grundes. Zu der anderen Dienerschaft im Hause äußerten sie hierüber nichts und blieben stumm und still bis zu dem Tage, wo ihre Dienstzeit abgelaufen war.

Allein wenn sie auch vor ihrer Abreise mit niemand über die Verhältnisse gesprochen, so hatten sie sich doch ihr Teil gedacht. Ein Mann, der sie kannte, gewann aus den wenigen Worten, die sie sprachen, den Eindruck, daß die beiden Alten die Herrschaft, 'die nun ins Haus gekommen war,' nicht liebten, denn man fand, daß es ihnen allzu gut gehe. 'Früher war Friedrich von Gröben hier umhergegangen, aber er galt bei allen als guter Hausvater und Herr. Er war hier, im Hause seiner Väter, rechtmäßig zu Hause. Er hatte hier gegessen und getrunken, gesprochen und geschlafen, ohne indes nur allein ans Essen und Trinken oder Schlafen zu denken. Er wurde hier als Herr geachtet, weil man ihn schon als Kind gekannt hatte. Im Vergleich zu ihm waren die beiden neuen Besitzer gieriges Volk, das nicht zur Herrschaft hätte kommen sollen. Sie speisten mit Wohlbehagen, machten sich auf dem alten Hof breit und dachten nur ans Geld und thaten sich damit gütlich. Ja, sie konnten sich nicht einmal mit Anstand benehmen, wenn sie allein zu Hause waren!'

Es schien in der That, als ob das Gröbensche Haus nicht recht für Frau Ulrike und Nils Hall paßte. Es wurde ihnen zu groß. Im Herbst fingen sie daher wieder an, Gesellschaften zu geben, wie in den Tagen, da Friedrich von Gröben noch lebte. Aber nun machten sie die Erfahrung, daß die Leute etwas von ihrem früheren Leben wußten. Die Gäste, die sie am liebsten bei sich gesehen hätten, kamen nicht, und die da kamen, gehörten zu der Sorte von Leuten, von denen man dachte und sagte: 'man kann sie allenfalls brauchen, um die Zimmer mit ihnen zu füllen.'

Nachdem einige Gesellschaften gewesen waren, ohne daß es gelungen wäre, eine besonders vergnügte Stimmung herbeizuführen, reiste das junge Paar plötzlich nach Hamburg ab, unter dem Vorgeben, Verwandte der Frau besuchen zu wollen.

Dies geschah im Frühjahr. Nachdem im Mai eine außerordentliche Hitze geherrscht hatte, war

der Juni kalt und regnerisch. Dann aber folgte strahlender Sonnenschein und herrliche warme Sommerluft.

An einem solchen Tage kam der junge Jonas nach Hause. Er fragte nach seiner Mutter und erfuhr, daß sie mit ihrem Mann auf Reisen war und er allein in dem großen Hause wohnen mußte.

---

XX.

Der Knabe ging in der ersten Zeit, wo ihm noch alles wieder neu war, sehr viel im Haus und im Garten umher oder hinaus auf die Felder, ganz weit, bis hinab zum Moor, wo immer ein paar Pferde weideten und das nasse Unkraut abgrasten. Hin und wieder stieß er auf irgend einen Menschen, Mann oder Frau. Und dann stellte sich fast immer schon nach kurzer Unterredung heraus, daß die betreffende Person bei seinem Vater gedient oder ihn doch jedenfalls gekannt hatte. Jeder sah sich den Knaben genauer an, wenn er seinen Namen nannte. Nur wenige sprachen von den Zeiten, da sein Vater noch lebte, aber alle sagten, teils weil sie meinten, überhaupt etwas sagen zu müssen, teils weil sie wirklich innerlich davon überzeugt waren: „Ja, Friedrich von Gröben war ein guter Mann!" — Von Nils Hall sprach niemand, und seiner Mutter wurde nur selten Erwähnung gethan.

Ein weißbärtiger Aufseher fragte ihn: „Wie alt bist du?" — „Zwölf Jahre!" — „Ja, ja . . . das Leben ist ein Kampf!" sagte der Alte.

Eines Nachmittags ging Jonas weiter als gewöhnlich und erreichte gerade in dem Augenblick, als er sich am weitesten von allen menschlichen Ansiedlungen entfernt wähnte, eine niedrige Hütte. Er war müde und durstig und trat ein. Ein altes Weib saß am Kamin und machte sich mit einem wollenen Tuch zu schaffen. Sie hatte sein Kommen nicht bemerkt, erst als er ihr guten Abend wünschte, blickte sie von der Arbeit auf. Er bat um Wasser, und sie gab es ihm. Als er seinen Durst gelöscht hatte, setzte er sich zu ihr an den Kamin, und bald war die Unterhaltung im besten Gang. Zuerst sprachen sie von der Hitze, die den ganzen Sommer über angehalten hatte, und von der Kälte des letzten Winters. Dann fragte er sie, wie lange sie schon hier wohne. Seit sie von Friedrich von Gröben weggezogen wäre, erwiderte die Alte. Ob sie dort gewesen wäre? — „Ja, über dreißig Jahre!"

Da erzählte er ihr, daß er Jonas von Gröben wäre, und die Alte schlug langsam die Augenlider auf, wie wenn man den Deckel an einem Zinnkrug aufschlägt, und starrte ihn lange an.

„Bist du sein Sohn?" fragte sie dann.

Ja, das sei er, aber wer sie sei, wie sie heiße

Die Alte sagte nur: „So, du bist der Sohn des Herrn von Gröben. Nun ist er schon lange tot. Er hatte einen so milden Blick. Diese Augen werd' ich nie vergessen!"

Sie sprachen noch lange miteinander, und schließlich erfuhr Jonas auch, daß sie Marja hieß und bei seinem Vater den Garten und den Hühnerhof besorgt hatte. Erst spät am Abend ging der Knabe nach Hause. Sein Weg führte ihn erst durch einen Wald, wo die Luft gleichsam still stand und zu schlafen schien, wo sich auch nur selten ein Nachtvogel rührte, und dann weiter über eine Ebene, über die sich langsam ein weißer Nebelschleier breitete, der bald alles verhüllte, bald wieder sich teilte, daß man die Berghänge auf der anderen Seite wieder sehen konnte.

Die Worte der alten Marja hatten dem Knaben zu denken gegeben. Sie hatte ja nichts Bestimmtes gesagt, aber ihre Worte verhielten sich zum Inhalt ihrer Rede wie dunkle Fenster, die dem Innern des Hauses das Aussehen von Leere geben, die aber plötzlich durch ein Licht erhellt werden, das nichts Bestimmtes offenbart, aber doch davon Kunde giebt, daß da drinnen etwas geschieht.

Jedenfalls hatte die Unterredung in ihm die Lust wachgerufen, weiter mit ihr zu sprechen.

Schon am nächsten Tag lief er durch die Felder und den Wald, bis er vor ihrer Schwelle stand. Er blieb lange bei ihr, und sie erzählte ihm so manches von seinem Vater. So führte ihn denn von nun an sein Weg tagtäglich zu Marjas Hütte.

Die Worte der alten Dienerin verfehlten ihre Wirkung auf das kindliche Gemüt des Knaben nicht. Er fing an, sich vor einem unbestimmten Etwas zu fürchten, das sich hinter den Mauern des großen, alten Hauses verbarg. Er fühlte sich einsam, und oft überkam ihn die Lust zu weinen. Ihm bangte vor all den öden, leeren Zimmern. Auch was Marja über eins der Zimmer sagte, das sein Vater bewohnt hatte, flößte ihm ein unheimliches Gefühl ein. Er verstand sehr wohl, daß Marja in ihrem innersten Herzen etwas verbarg, worüber sie nicht sprechen wollte, ein Etwas, das trotzdem all ihren Worten ein besonderes Gepräge lieh.

In der letzten Zeit gedachte er aber auch weit öfter seines Vaters, als je zuvor. Wenn er an einem klaren, sonnigen Morgen erwachte, glaubte er ihn vor sich zu sehen, als einen guten Mann mit mildem Blick. Wenn er aber am späten Abend allein durch den dunklen Wald schritt, oder in Begleitung eines Knechtes, der die Laterne vorantrug, in das große Haus trat, erschien ihm die Gestalt seines Vaters, wie er ihn zuletzt gesehen hatte.

Er sah die weißen, offenen Lippen und das brechende Auge des Sterbenden. — Als er eines Morgens erwachte, stand seine Mutter am Bett. Er blieb ruhig liegen und schaute sie lange an, ohne ein Wort zu sagen. Sie streichelte ihn, brachte aber auch kein Wort über die Lippen. Nils Hall bekam er nicht zu sehen. Beim Frühstück sagte die Mutter ihm unter anderm, daß ihr Mann erst in zwei Tagen kommen würde.

Die Tage gingen, aber Jonas kam seiner Mutter nicht näher als an jenem ersten Morgen. Er ging sogar öfter zu Marja als früher, und immer, wenn er zurückkam, war er unruhiger, als am Tage zuvor. Schließlich wollte die Unruhe nicht mehr von ihm weichen. Seltsame Gedanken stürmten auf ihn ein. Vielleicht trug die Gegend mit ihrer Öde und ihrer stummen Wildheit das ihre dazu bei. Er glaubte keinem, konnte bei niemand Trost finden. Oft überkam ihn eine grenzenlose Sehnsucht nach seinem Vater; er erinnerte sich voll Wehmut der schönen Morgen- und Abendspaziergänge mit ihm, jener glücklichen Tage, da er noch keine Sorgen kannte.

Er war jetzt zwölf Jahre alt. In diesem Alter erfaßt die Knaben meist eine unbezähmbare Lust, sich mit Altersgenossen im wilden Spiel zu tummeln. Aber Jonas hatte keinen Spielkameraden. Das wilde Spiel ist die Kraft; dahinter liegt gleichsam auf der Lauer der Traum von Leben und Lust, das Sehnen nach Glanz und Schimmer. Deshalb treibt es den Knaben, die roten Vogelbeeren von den Bäumen herabzuholen; es lockt ihn, die weißen Seerosen, die weit draußen im tückischen Moore prangen, wenn auch mit Gefahr, zu pflücken. Die erste schwache Ahnung von Leben und Liebe tritt als munterer Sang, als fröhliches Lachen, als warme Knabenfreundschaft an den Tag. Aber bei Jonas wurden all diese Gefühle unterdrückt. Keine Blüte, kein Lachen, kein Lied entsproß seinem Verkehr mit der Mutter, dem Stiefvater oder der alten Marja. Diese war nun in ihren Reden nicht mehr so vorsichtig wie früher. Zwar sagte sie immer noch nichts gerade heraus, allein wenn sie von den beiden sprach, so übermannte sie gar oft der Zorn derart, daß sie wie ein alter Wolf heulte und ihm dann zurief: „Wenn er sich breit macht, so sag' ihm nur, daß du ihn mit einem Wort binden kannst, und wenn du dann zu mir kommst, werde ich dir das Wort sagen."

Ein andermal meinte sie: „Friedrich von Gröben war ein Falk, Nils Hall ist eine Laus. In dieser Welt kommen die Läuse weiter als die Falken!"

Das war zuviel für den jungen Burschen und bewirkte, daß er oft einen fast männlichen Trotz zeigte; aber noch öfter kam ihm doch ein knabenhaftes Gefühl der Unsicherheit: die Lust, sich in den Schutz eines Mächtigeren zu begeben, der ihm sein Wohlwollen entgegenbrachte.

(Fortsetzung folgt.)

# Nocturne.

Etude plein air.

Von

**A. A. Lugowoi.**

Einzig autorisierte Übertragung aus dem Russischen von Heinrich Johannson.



## I.

Die Gäste hatten sich endlich verabschiedet und waren weggefahren.

Schon lange ist das Schellengeläute und Rollen der Räder in der Ferne verhallt, aber der von den Kutschen aufgewirbelte feine Staub des Feldweges schwebt noch immer gleich einem durchsichtigen Nebelschleier in der unbeweglichen Luft und senkt sich nur langsam und träge auf die Ähren des reifenden Weizens.

Auf dem Gute herrscht völlige Stille. Die Arbeiter haben zu Abend gegessen und schlafen, den zusammengerollten, langen Rock unter den Kopf geschoben, hinter einer Scheune im Grase. Auch das Hofgesinde hat sich bereits zur Ruhe begeben. Nur aus der herrschaftlichen Küche tönt noch das Klappern der Hackmesser herüber, und das Heimchen zirpt so laut, als ob es den Lärm, den der alte Koch macht, übertönen wolle. Aber unzufrieden damit, daß er nach zweitägiger, unaufhörlicher Thätigkeit zur Bewirtung der Gäste heute auch noch die gewöhnliche Abendmahlzeit für seine Herrschaft zubereiten muß, rührt der Koch ganz besonders erbost seine Messer. Das Heimchen fühlt sich ihm nicht gewachsen und verläßt ärgerlich die Küche. Nachdem es zuerst zum zweiten und dann zum dritten Fenster hinübergesprungen, kriecht es längs der Wand um die Ecke, bis es zu einem sperrweit offenen, hell erleuchteten Saalfenster gelangt. Neugierig schaut es hinein und will wieder mit seiner Musik beginnen, aber da schallen ihm laute, streitende Stimmen entgegen, so daß es für einen Augenblick erschreckt zurückweicht.

„Was soll Ihr ewiges ‘Bei uns in Petersburg und bei uns in Petersburg’!“ zetert in grämlichem Fisteltone der aufgeregte Hausherr. „Ich sage Ihnen, bei uns in Golo-úschino spielt man nicht so, und damit basta. Wo hat man das je gesehen oder gehört, daß ein vernünftiger Mensch, wenn er den Buben troisième hat, die Zehn ausspielt? Höchstens in Petersburg ... wo die Leute bekanntlich die Weisheit mit Löffeln essen ... Ich wenigstens bin überzeugt, daß man auch bei Ihnen in Chárkow nicht so spielt, Peter Ssemjénowitsch? Nicht wahr?“

Peter Ssemjénowitsch verzog die Lippen zu einem Lächeln, das die schadhaften Zähne unter seinem dünnen Schnurrbart sichtbar werden ließ, während die welke Haut seiner Wangen an den Mundwinkeln sich zu kleinen Falten zusammenkrauste. Mechanisch strich er seine spärlichen, in kleinen Strähnen herabfallenden Haare zurück und stammelte träge:

„Hm ... allerdings.“

„Lassen Sie's nur gut sein, Sie haben schlecht gespielt, Páwel Páwlowitsch,“ sagte jetzt die Hausfrau in begütigendem Tone zu ihrem Schwiegersohn. Den Augenblick des Waffenstillstandes benutzend, rückte sie ihre Brille zurecht und reichte dem Gescholtenen die Karten hinüber. „Jetzt geben Sie gefälligst und lassen Sie das Streiten sein.“

„Ich denke nicht daran zu streiten,“ brummte Páwel Páwlowitsch unzufrieden, indem er die linke Hand nach den Karten ausstreckte und mit der rechten die bedeutende Spielstrafe zu addieren fortfuhr. „Alexei Wassiljewitsch hat bekanntlich immer recht, ganz wie Zoe Alexéjewna, seine liebe Tochter.“

„Lassen Sie gefälligst Zoe Alexéjewna aus dem Spiel,“ fuhr ihn der Schwiegervater zornig an: „man muß seine fünf Sinne beisammen

haben, wenn man am Kartentisch sitzt, und nicht schlafen ... Das ist's."

Und mit einem verächtlichen Blick auf die fette, schweißige Glatze und die rote, mit blauen Äderchen verunzierte Nase seines Schwiegersohnes dachte der alte cholerische Herr: 'Eigentlich unbegreiflich, wie solche Schafsköpfe zu Rang und Orden kommen!'

Die Karten waren verteilt, und wieder trat die übliche, andachtsvolle Stille ein.

Das Heimchen schaute noch einmal ins Zimmer, ließ zwei, dreimal seinen zirpenden Laut hören, aber da näherte sich eine drohende Wolke von Tabakrauch dem Fenster, und eiligst wich das kleine Tier wieder zurück und flüchtete dann in den düftehauchenden Garten.

Von den Liebkosungen des scheidenden, glühenden Tages erschöpft, hatte die dunkle Nacht sich auf das weiche Blättermeer der Linden und Pappeln gesenkt und im Gesträuch in den Parkwegen und auf der Wiese sich zur Ruhe niedergelassen und umfing jetzt unter traumverlorenen Küssen die bunten, üppigen Bosketts des Blumengartens. Aber die duftenden Rosen und Nägelein widerstehen dem holden Schlafeszauber; nicht denken auch die von den zudringlichen Sonnenstrahlen welkgeküßten, zarten Winden ans Schlafengehen, sondern der kühlere Nachthauch macht sie erst recht munter. Vom dunkeln Grün im Silberglanz sich abhebend, haben die keuschen Lilien ihre weißen Köpfchen in frommer Verzückung zu ihren leuchtenden Brüdern am dunkelklaren Himmel emporgerichtet, — und mit naiv-erstaunten Kinderaugen schauen groß, glänzend und nachdenklich die hellen Sterne vom Himmel auf ihre irdischen Schwestern herab. So hat die wonnige, Erquickung spendende Nacht den dufterfüllten Garten umfangen und belauscht jetzt, das trunkene Haupt über die schlanken Pappeln erhebend, mit des Mondes schmaler Sichel, ihrem halbgeschlossenen Auge, die spröden Maßliebchen, wie sie, vom Beispiel der Verbenen angesteckt, die mit dem Bisamkraut gar keck kosen, auch ihrerseits die schmucke, wohlriechende Erbse schüchtern umschmeicheln.

„Süße Mia, wollen wir zum Fluß hinabgehen?" ertönt mit schwärmerischem Ausdruck von der Rasenbank unter der alten Ulme eine tiefe, weiche Altstimme.

„Ich fürchte mich, Zoe," antwortet eine andere junge, zartere Frauenstimme in unschlüssigem Tone.

„Du fürchtest dich?" lacht die ältere. „Aber wir gehen doch so häufig da spazieren..."

„Ja, aber nur am Tage ..."

„Und was kann uns in der Nacht geschehen! Du fürchtest dich doch nicht im Ernst? Mit mir? Ich kenne ja dort jeden Schritt und Tritt, jeden Busch und Baum."

„Nein, ich fürchte mich wirklich, Zoe," erwidert Mia ebenso unschlüssig wie zuvor.

„Dieser Unsinn! Komm nur, ich werde dir beweisen, daß es da gar nicht fürchterlich ist."

Und Zoe schlang ihren vollen, starken Arm um die zartere Taille der Freundin, drängte sie ein wenig nach vorn, und beide jungen Frauen erhoben sich gleichzeitig von ihrem Ruhesitz und traten engumschlungen aus dem Schatten der herabhängenden Zweige auf den helleren Pfad des Blumengartens heraus.

Den weiten Sternen, die mit so aufmerksamem Auge alles verfolgten, was in dieser Nacht im Garten geschah, mußten diese beiden Frauengestalten wie zwei Blumen vorkommen, zwei große, wundersame Blumen, die aus dem Wurzelboden der schweren Ulme wie durch ein Wunder plötzlich aufgeschossen waren, um über alle andern Bewohner der wohlriechenden Bosketts unumschränkt zu herrschen. Und die kleinen, jungen Sternlein leuchteten in freudiger Erregung noch heller auf, während die alten bloß mit verständnisvollem Blinken einander ansahen. In ihrem reizend phantastischen Kostüm einer üppigen, unter der sorgsamen Pflege des Gärtners wunderbar gediehenen Orchidee zu vergleichen, schien die in Lebensfülle prangende, goldhaarige Zoe nicht sowohl mit ihrem Arm, als mit ihrem ganzen Sein, mit der Brust, dem Blick, dem Atem ihre liebreizende Gefährtin zu umfassen, die in ihrer lichten, sinnigen Erscheinung an eine gestreifte, bläulich-weiße Belle de nuit erinnerte; und umschlungen von der Belle de nuit war die stolze Orchidee, hingebend schmiegte sich die holde

Mia an die ältere Freundin, mit stummem Gehorsam das schwarzlockige Köpfchen an ihre Schulter lehnend, und schaute mit Augen — abgrundtief, wie das Geheimnis der Weltschöpfung — zum unermeßlichen, dunkelblauen Himmel empor.

Schweigend blieb das holde Frauenpaar eine Weile vor einem Boskett stehen, um entzückt die Ferne zu betrachten, die, von des jungen Mondes silberner Sichel leicht bestrahlt, sich vor ihnen ausbreitete. Von der Höhe des am Hügelabhang in Terrassen sich herabsenkenden Gartens schauten sie wie von einer ragenden Bühne, deren Coulissen die alten Alleen sind, auf die hinter der Umzäunung sich dehnende, weite Wiesenflur, die, mit dem Horizont unmerklich sich vereinigend, von einem Höhenzuge belebt wurde, an dessen Fuße sich ein gebüschumsponnenes Bächlein dahinschlängelte.

„Sieh doch die vielen Johanniskäfer," rief Zoe, der Freundin einen breiten, grünen Rasenstreif weisend, der den Krocketplatz vom Blumengarten trennte. „Schau, wie wunderschön! Ich habe sie noch niemals so zahlreich beisammen gesehen. Wart' mal!" fuhr sie fort, indem sie Mia für einen Moment freigab, „gieb Acht, was ich gleich thun werde."

Und sie trat zum Blumenbeet und pflückte sich zwei Rosen, eine weiße und eine dunkelrote, die in der Dämmerung fast schwarz aussah. Dann eilte sie die wenigen Stufen zum Rasenstreif hinab und begann die Johanniskäfer aufzulesen, um sie sorgsam auf die abgepflückten Rosen zu setzen. Mia folgte ihr und hob gleichfalls einige von den leuchtenden Tierchen auf.

„So, da hast du eine mit lebenden Diamanten besäte Rose," rief Zoe fröhlich, indem sie der Freundin die weiße Rose reichte. „Warte mal, ich will sie dir ins Haar stecken. Siehst du, so! Und jetzt kehr' dich auch auf die andere Seite. Reizend! Meine Rose aber befestigen wir an der Brust, siehst du, hier. Jetzt können wir beide schon einigermaßen als Feen passieren. Ach, ich möchte heute so furchtbar gern etwas Närrisches loslassen! Warum bin ich kein kleines Mädchen mehr," fuhr sie mit einem komischen Seufzer fort. „Ich würde mich dann sofort ins Gras werfen und über Hals und Kopf dahinrollen."

„Aber Zoe!" rief Mia mit leisem Vorwurf.

„Du willst damit sagen, daß ich schon sechsundzwanzig Jahre alt bin?" lachte Zoe. „Was kann ich dafür, kleine Mia, daß ich an Herz und Sinn sogar jünger bin als du!"

Und ihren für eine Weile weit wegschwärmenden Gedanken folgend, fuhr sie fort:

„Wie oft habe ich hier auf diesem tapis vert mit meinem verstorbenen kleinen Bruder mich ganze Tage umhergetummelt. In der That, sag': könnte es etwas Schöneres geben, als so sein ganzes Leben lang ein Kind zu bleiben? Ach, wie ich die Menschen nicht mag, die mit den Jahren ernsthaft werden! Hör' mal, kleine Mia, wenn du mit zwanzig Jahren anfängst, die Ernsthafte zu spielen, so nimm dich nur in acht, daß du im Alter keine Heuchlerin wirst. Ach, sieh doch, deine Glühwürmchen sind dir von der Rose ins Haar gekrochen! Halte dich nur einen Moment ruhig und laß mich machen! So, jetzt ist alles wieder in Ordnung! Aha, bei mir haben sie sich auch auf die Wanderschaft begeben. Da wollen wir doch lieber die Rosen in der Hand tragen. Ihr aber, meine Wertgeschätzten, seid so gut und bleibt hübsch artig da, wo man euch hinsetzt," sprach sie, die Johanniskäfer wieder auf die Rosenblätter setzend. „Und jetzt laß uns weiter gehen."

Sie ergriff Mias Arm und lenkte ihre Schritte vom tapis vert auf den Pfad, der an den Fenstern des Saales vorüber in den Park führte.

„Ich sage Ihnen, wenn Sie die Dame seconde in Trumpf haben . . ." klang es aus den Fenstern herüber.

„Unsere ehrsamen Ehegesponse haben es deinem Vater wieder einmal nicht recht gemacht," lachte Mia.

„Papa, Papa!" rief Zoe schnell und laut, indem sie ihren Schritt hemmte.

Im hellerleuchteten Fenster erschien die Gestalt des aufgeregten Hausherrn.

„Der Ärger schadet dir, du weißt, der Doktor hat's verboten," sagte die Tochter in komischem Ernst.

Der Vater winkte ihr zuerst zornig ab, dann drohte er ihr, seine Erregung bemeisternd, scherzend mit dem Finger und kehrte, ohne etwas zu erwidern, auf seinen Platz zurück.

Lächelnd gingen Zoe und Mia weiter.

Von der großen Parkhalle sich abzweigend, führte ein schmaler Seitenpfad durch das Dickicht in gerader Richtung zum Flusse. Ein niedriges Lindengehölz war hier um die alten Linden und Ahornbäume in üppiger Fülle aufgeschossen und hatte seine jungen Gipfel mit den alten Zweigen zu einem dunklen Blättergewirr verflochten: auf dem Pfade war es stockfinster.

„Zoe, da kann man ja garnichts sehen," sagte Mia, unschlüssig stehen bleibend.

„Du fürchtest dich?" lachte Zoe. „Nun, dann tritt hinter mich, ich werde vorangehen."

Sie ließ die Hand Mias fahren und ging sichern Schrittes ins Dunkel hinein.

„Halt," sagte sie, nachdem sie einige Schritte gemacht: „ich werde die Rose mit den Glühwürmchen anstatt einer Fackel hochhalten. Kannst du sie sehen?"

„Ja."

„Dann folge mir."

Mia folgte dem leitenden Schimmer, aber bald ward ihr bang zu Mute. Diese Finsternis hinter ihr schien sie mit unsichtbaren Armen zu fassen, und alle Augenblicke ertappte sie sich auf dem Wunsche, daß Zoe hinter ihr gehen möchte ... Aber dann würde sie ja vor sich gar nichts sehen ...

„Nein, Zoe, gieb mir lieber deine Hand," sagte sie, „laß uns neben einander gehen."

„Ach, du mein liebes, kleines Hasenherz," meinte Zoe, der Freundin die Hand reichend und sie dann an sich pressend. „Jetzt aber frisch vorwärts, bald werden wir aufs offene Feld hinaus kommen. Spürst du auch, wie herrlich es nach Linden duftet? Es ist gerade die Zeit der Blüte. Bleiben wir einen Moment stehen, ich will diese Luft in vollen Zügen einatmen."

Jetzt galt es vorsichtiger sein, denn der Pfad führte einen steilen Hügel hinab. Obgleich das Lindengehölz nicht mehr so dicht und der Ausgang aus dem Walde schon erkennbar war, so mußte Zoe doch wieder vorangehen.

„Au!" kreischte Mia plötzlich auf, sich heftig an die Schulter der Freundin anklammernd.

Durch den Schrei und die unerwartete Berührung erschreckt, fuhr auch Zoe zusammen.

„Was fehlt dir?" fragte sie hastig.

„Mich kitzelt jemand hinten am Halse," antwortete Mia, an allen Gliedern zitternd.

„Hinter dir ist niemand, kleine Mia," suchte Zoe ihre Gefährtin zu beruhigen. „Wahrscheinlich hat dich nur ein Zweig gestreift. Ach nein, ein Johanniskäfer ist schuld. Warte mal! Jetzt hab' ich ihn. Schau, sie sind alle von der Rose weggekrochen, und du hast nichts bemerkt. Na, du furchtsames Ding, beruhige dich nur."

Nachdem sie den Hügel hinabgeklettert, kamen sie auf eine weite Wiese. Hier stand am äußersten Saum des Parkes eine Bank.

„Setzen wir uns ein wenig," sagte Mia.

„Bist du müde?"

„Nein, eigentlich nicht ... ich möchte nur ..."

„Du bist aufgeregt? Ja?"

„Vielleicht."

„Du bist aber auch allzu schreckhaft."

Mia schwieg.

Ohne Zweck und Ziel auf den glatten Wiesenplan hinausblickend, saßen die beiden jungen Frauen eine Weile stumm da.

Zoe bückte sich und fuhr mit der Hand über den Rasen: er war trocken, ohne eine Spur von Tau. Die Luft war noch warm, und der Boden nicht abgekühlt. Solch' wundervolle Nächte giebt's nur im Süden. Wie lind umfächeln sie, locken — und flüstern von Sehnen und Lieben ...

Aufs neue umschlang Zoe ihre holde Gefährtin, die gedankenvoll vor sich hinsah, und fragte in einem Tone, der jede Widerrede ausschloß:

„Nicht wahr, er gefällt dir sehr?"

Mia fuhr zusammen und fragte mechanisch: „Wer?"

„Alexander Michailowitsch."

Mia schwieg. Sie errötete nicht, als sie

diesen Namen hörte, in ihren Zügen oder ihrer Haltung offenbarte sich keine äußere Erregung, aber sie fühlte, wie ihr Herz schneller zu schlagen begann.

Unwillkürlich mußte sie daran denken, wie sie vor zwei Stunden, sich von Alexander Michaílowitsch verabschiedend, in süßer Selbstvergessenheit seine Hand länger festgehalten, als es statthaft war ... Ein Glück noch, daß niemand es bemerkte! ...

„Mia, liebe Mia, sei doch mir gegenüber ebenso aufrichtig, wie ich es gewesen," wandte sich Zoe schmeichelnd zur Freundin. „So gieb's doch zu, daß du ihn liebst."

Ja, Zoe hatte vor ihr keine Geheimnisse mehr ... sie war sogar zu offenherzig gewesen ... und wozu eigentlich? ... wozu brauchte sie es zu wissen, daß Zoe ihren Mann betrog! ... Zoe, o du einziggeliebte Zoe, wozu! ...

Und Mia suchte vergeblich nach einer Antwort auf diese stumme Frage und schwieg.

„Ich seh' es ja, Mia ... ich fühl's ... es beginnt zwischen euch," fuhr Zoe fort, sie zu bestürmen. „Als ich Wladímir Nikolájewitsch kennen lernte, war's ebenso ..."

Mia hob das Auge zur Freundin empor, und diese, die den flehend auf sich gerichteten Blick nicht nur sah, sondern geradezu empfand, verstummte.

„... Was will sie nur von mir?" dachte Mia unterdessen. „Zoe, einzige Zoe! ... Magst meinethalben deinen Wladímir Nikolájewitsch lieben, wenn du nicht anders kannst ... wozu aber soll ich? ..."

Und sie umschlang plötzlich den Nacken Zoes mit beiden Armen und rief, die Freundin mit stürmischen Küssen bedeckend, in höchster Erregung:

„Du darfst nicht, Zoe, du sollst nicht!"

„O du fromme Einfalt!" lachte Zoe, ihre Liebkosung erwidernd. „Du thust, als ob du noch ein Backfisch im kurzen Röckchen wärest. Ich war nicht einmal als Mädchen so zimperlich ... und du bist schon zwei Jahre verheiratet ... Nein, ich werde mich sehr freuen, wenn's zwischen euch beiden dazu kommt ... für dich mich freuen," schloß sie voll Überzeugung.

Mia gab die Freundin frei, sah ihr wieder ins Antlitz und senkte dann die Lider.

„Ist es denn unbedingt notwendig, daß noch ein ungetreues Weib mehr auf der Welt vorhanden sei?" klang in ihrem Herzen eine Stimme, die von den Worten Zoes aufs tiefste erregt war.

„Mia ..." fuhr Zoe fort, indem sie die Hand der Freundin faßte: „Du weißt ja, daß diese Liebe in dir bereits erwacht ist, wozu dann die Unschlüssigkeit? Das ist ja nur unnütze Furcht und Zimperlichkeit."

„Und wenn dem so wäre," dachte Mia, „was thut's, wenn ich so bin?"

„Er verdient es doch, daß man ihn liebe," fuhr Zoe fort. Mit greifbarer Deutlichkeit trat die Gestalt jenes Mannes vor die erregte Seele der jungen Frau, und sie dachte in diesem Moment gern an ihn ... es zog sie zu ihm, wie er ihr jetzt vorschwebte — in seiner männlichen Schönheit und Kraftfülle ...

„Er ist ja noch hübscher als mein Wladímir," sprach Zoe unterdessen weiter. „Wenn er etwas früher hierhergekommen wäre, so würde er mir gehören. Ich würde in der Wahl zwischen den beiden Freunden nicht geschwankt haben. Jetzt fällt dir das bessere Teil zu ..."

„Zoe, liebe Zoe!" flehte Mia, die Hand der Freundin krampfhaft fassend. „Bedenke, wie entsetzlich das ist, was du eben sagst! ... Und wozu willst du, daß ich deine Genossin werde, wozu?!"

Zoe lächelte ironisch.

„Was für schreckliche Worte das sind, kleine Mia," versetzte sie spöttisch und fuhr nach einer Pause fort: „Laß uns aufrichtig sein. Du hast mich doch lieb, ja?"

„Wozu die Frage! Sehr ... du weißt es ..."

„Und warum?"

„Warum? ... ich weiß es nicht ... du bist so lieb und gut."

„Also besteht etwas zwischen uns, das uns veranlaßt, einander zu lieben. Wir sind ja im Nu einander nahegetreten. Ich scheute mich nicht, dir alles zu sagen, du hast mich nicht abgewiesen, und alles war gut und ..."

„... Nicht weiter, du sollst nicht," möchte

Mia ausrufen, vermag aber nur Zoes Hand zu pressen.

„Und du weißt, ich habe völlige Freude an meinem Dasein, ich lebe ... und darum will es mir nicht in den Sinn, dich beständig modrige Kerkerluft atmen zu sehen ..."

„Warum willst du denn, daß ich ... ebenfalls?" ... ruft Mia abwehrend.

„Weil ich unendlich glücklich bin und möchte, daß andere ebenso fühlen ... ich will, daß du die Seligkeit der Liebe ebenso empfinden lernst, wie ich."

„Aber wenn ich dadurch unglücklich würde?"

„Pah, Unsinn, kleine Mia! Unglücklich, wenn ich sehe, wie's dich schon zu Alexander Michaílowitsch hinzieht! Im Gegenteil, du wirst bestimmt unglücklich werden, wenn du noch länger zögerst. Gedenkst du denn im Ernst dein Leben lang mit deinem ehrsamen Peter Ssemjénowitsch zu liebäugeln? Stelle dir doch nur vor, daß ihr beide euer Leben auf diese hochinteressante Weise bis ins hohe Alter fortsetzt ... würde dir wirklich ein solches Leben nicht wie ein verlorenes vorkommen?"

Die Gedanken Mias eilen den Worten Zoes parallel, überholen sie.

„... Von ihrem Mann wird sie allerdings geliebt ... aber sie selbst? ... nein, sie hat ihn nie geliebt, wenigstens nicht mit dem Gefühl, das sie sich als Liebe gedacht."

„Ich bin seine Frau ..." versucht sie, Zoe zu erwidern.

„Nehm's mit der Treue sehr genau," unterbricht Zoe sie spöttisch. „Ein zu altmodischer Standpunkt, mein Herz. Hör' mich mal an. Würdest du wirklich die Grausamkeit besitzen, von mir zu verlangen, ich solle leiden, mich unablässig quälen, mit einem Worte, mein ganzes Leben vergiften, und zwar nur, um meinem angenehmen Páwel Páwlowitsch die Treue zu bewahren, dem es ganz einerlei, ob ich ihm treu bin oder nicht?" ...

„Nein, weißt du, was ich jetzt denke, Zoe?" sagte Mia nach einer Weile, von einem neuen Gedanken plötzlich beseelt: „ich glaube, daß du gerade jetzt leidest, daß das Bewußtsein deiner Schuld dich quält ... Und da möchtest du, daß ich deine Genossin wäre ... zu zweien trägt sich's leichter ... wenn die Freundin daran Teil hat, ist's minder schrecklich ..."

„Ich, leiden?!"

Und Zoe brach in ein so helles Lachen aus, daß die jüngere Gefährtin in nervösem Schauer zusammenfuhr.

„Kleine, süße Mia, wie kannst du nur so thöricht reden," sprach Zoe, noch immer lachend, nach einer Pause. „Hab' ich denn nicht erst vor wenigen Wochen in deiner Gegenwart Wladímir Nikolájewitsch kennen gelernt, und werden wir nicht nach einem Monat vor deinen Augen uns auf Nimmerwiedersehen trennen? Er bleibt hier, und ich kehre mit meinem Mann nach Petersburg zurück. Und wie ich dort lebe — weißt du ... ich habe dir ja mein Leben in Petersburg eingehend geschildert ... Glaubst du denn, daß ich auch dort ohne deine Genossenschaft leide? Du komische kleine Person! Schau, du zittertest vor Furcht, als wir durch den dunkeln Wald gingen, ich aber nicht."

Zoe überlegte eine Weile, als ob sie sich noch auf etwas besinnen wollte, das sie hinzuzufügen hätte.

„Nein, Liebchen, Furcht kenne ich nicht," fuhr sie, gleichsam laut denkend, fort. „Man braucht nur einmal das Furchtgefühl in sich zu überwinden, um die Erfahrung zu machen, daß es überhaupt nichts giebt, das zu fürchten wäre. Ich bin jetzt fünf Jahre verheiratet. Und wenn mir etwas leid thut, so ist es nur die verlorene Zeit, da mir diese Gedanken noch furchtbar waren."

„Zoe! Aber Zoe!" rief Mia vorwurfsvoll aus.

„Mia! Aber Mia!" parodierte Zoe scherzend den Ton der Freundin und fuhr sogleich voll Überzeugung fort: „Erhasche den günstigen Moment, nütze deine Zeit, Liebste. Nur ein kurzer Monat noch, und wir gehen nach allen Himmelsrichtungen auseinander. Darum beeile dich und freue dich deines Lebens. Dein Peter Ssemjénowitsch ist zwar mein leiblicher Vetter und ein guter Kerl, aber nun und nimmer ein Mann. Alexander Michaílowitsch aber — einem Manne, wie er

es ist, wirst du schwerlich im Leben zum zweitenmal begegnen!"

„Aber wozu brauchten wir unter solchen Umständen zu heiraten?" meinte Mia nachdenklich. „Ich will nicht, daß man von mir denke, ich hätte als armes Mädchen nur um des Geldes willen geheiratet, um nachher mir alles erlauben zu können . . ."

„Daß man von dir denke! Wer hat es denn gethan? Und was kümmert's dich, was man gelegentlich 'gedacht hat,' oder 'denken wird?' Siehst du, als ich heiratete, erhielt ich von meinem Vater eine Mitgift, die nicht geringer war als das Vermögen meines Mannes, und ich nahm doch meinen Páwel Páwlowitsch, ohne ihn im allergeringsten zu lieben, that es, ohne danach zu fragen, was man davon 'denken' werde."

„Warum hast du denn gerade ihn gewählt?"

„Warum? Ja, schließlich mußte doch einer geheiratet werden. Ich konnte doch alle die jungen Leute, die mir ganz gut gefielen, nicht auf einmal heiraten. Eine Wahl aber zu treffen . . . hätte mich wahrhaftig in Verlegenheit gesetzt, da ich keinen von ihnen ernstlich liebte," sprach Zoe, das Gesicht verziehend.

Sie verstummte und fuhr dann, ihren Erinnerungen nachgehend, nach einer Pause fort:

„Páwel Páwlowitsch gab mir wenigstens eine gesellschaftliche Stellung, wie ich sie mir wünschte. Mir war es lieb, daß ich in Petersburg ein Haus machen, daß diese und jene Familie aus den ersten Kreisen bei mir verkehren würde. Und ich hatte mich darin nicht getäuscht. Dieser Umstand gewährt mir allerdings große Befriedigung. Es mag Eigenliebe sein, — wenn du willst thörichte Eitelkeit, aber . . . Und von der eigentlichen Liebe zu einem Manne wußte ich ja damals noch so gut wie nichts! . . . Das kam nachher . . . später . . ."

Bei diesen Worten warf Zoe auf ihre Gefährtin einen halb fragenden Blick und meinte dann:

„Vielleicht ahnst du auch jetzt noch nichts von dieser Liebe . . ."

Mia fühlte, wie ein Fieberschauer sie überflog. Denn gerade jetzt mußte sie wieder an Alexander Michaílowitsch denken. Vor ihre Erinnerung trat jener Moment, da sie mit einem langen Händedruck sich von ihm verabschiedet hatte, und die süße Erregung, die sie damals empfunden, ergriff sie jetzt aufs neue.

„Páwel Páwlowitsch aber," fuhr Zoe fort, die wieder dem Zuge ihrer Gedanken folgte, „erhielt, was ihm zukam . . . alles, was er von mir erwarten konnte: eine hübsche Frau, einen glänzenden Salon, wo alle gesellschaftlichen Verbindungen, die er für seine Karriere braucht, in bester Weise angeknüpft und unterhalten werden . . ."

„Ich habe meinem Manne weit mehr zu danken, als du deiner Ehe," sagte Mia. „Ja, und nicht nur um meines Mannes willen," schloß sie plötzlich erzürnt: „sondern um meiner selbst willen . . . ich kann es nicht . . . ich würde jede Selbstachtung verlieren."

„Glaube mir Mia, das ist lauter Unsinn. Ich wiederhole es nochmals: zögere nicht, sondern . . ."

„Liebe Zoe, hör' endlich einmal davon auf," unterbrach Mia in schroffem, aber zugleich bittendem Tone die Freundin. Gleich darauf aber sagte sie, um ihre trotz alledem unerschütterliche Liebe zu Zoe auszudrücken, mit herzlicher Freundlichkeit: „Du wolltest zum Flusse gehen . . . ich bin bereit."

„Gut, gehen wir," lächelte Zoe und erhob sich.

(Schluß folgt.)

# Ein Wort über unsere Staatseisenbahnen.

Von

Eisenbahn-Direktor **de Terra** in Guben.



III.

Die — wie schon früher angedeutet — nicht unberechtigten Klagen über allzu große Ausbeutung der Eisenbahnen zum Nutzen des allgemeinen Staatssäckels und zum Nachteil für ihre eigentlichen Aufgaben werden voraussichtlich schwinden, nachdem die bekannten Verhältnisse, die dazu geführt haben, eine gründliche und hoffentlich dauernde Wandlung zum besseren erfahren haben. Immerhin wird aber auch weiterhin auf die Einnahmen der Staatsbahnen zur Bestreitung der mit Ausdehnung seiner Wirksamkeit steigenden Ausgaben des Staates nicht völlig verzichtet werden können und dürfen. Bestimmend dafür ist namentlich die durch die Statistik in Übereinstimmung mit der täglichen Beobachtung und Erfahrung erwiesene Thatsache, daß die Eisenbahnen (gleich den übrigen Verkehrsmitteln, besonders den Wasserstraßen) keineswegs allen Bevölkerungsklassen auch nur annähernd gleichmäßig von Nutzen sind, sondern daß ihre Vorteile hauptsächlich dem Großhandel und der Großindustrie, also den wirtschaftlich leistungsfähigsten Erwerbskreisen zu gute kommen. Hieraus ergiebt sich für jeden Billigdenkenden von selbst, daß der Staat als Vertreter der Gesamtheit nicht darauf verzichten darf, die Verkehrsmittel, hier insbesondere die Eisenbahnen, auch als Finanzquelle in den Dienst seiner stetig wachsenden Aufgaben zu stellen. Namentlich nicht, solange unentbehrliche Gegenstände des täglichen Bedarfs und Verbrauchs der Massen einer Besteuerung unterliegen, die den Ärmeren viel härter trifft als den Wohlhabenderen, weil diese Gegenstände einen viel größeren Teil seines Einkommens beanspruchen.

Dementsprechend ist der Verkehr in fast allen Ländern einer Besteuerung unterworfen, die sowohl in der Form, wie besonders auch dem Umfang nach sehr verschieden ist und (in Rußland) bis zu 15 Prozent der Beförderungspreise ansteigt.

In Deutschland wird eine besondere Transportsteuer bekanntlich nicht erhoben. Die namentlich in Preußen sehr bedeutenden Einnahmeüberschüsse aus den Eisenbahnen stellen sich aber ohne Frage als eine mittelbar von dem Verkehr erhobene Steuer dar. Und diese Form der Besteuerung hat vor den in anderen Ländern üblichen Formen, abgesehen von ihrer größeren Einfachheit und der völligen Kostenlosigkeit der Erhebung, den großen Vorzug, daß sie sich dem Werte der Transportleistung für den Transportnehmer aufs engste anpassen läßt. Im Güterverkehr können z. B. durch niedrige Tarifsätze für gewisse Gegenstände des Massenverbrauchs, wie Kohlen, diese von der Besteuerung ganz freigelassen oder doch in beträchtlich geringerem Maße dazu herangezogen werden, als höherwertige Güter von geringerer wirtschaftlicher Bedeutung, wie z. B. Luxusgegenstände aller Art.

Fraglich ist nur das zulässige Maß einer solchen mittelbaren Besteuerung des Verkehrs. Dieses ausfindig zu machen, ist eine der schwierigsten, wenn nicht die schwierigste Aufgabe der Verkehrsverwaltung, zumal da alle Verhältnisse, die dafür bestimmend sind, sich in stetem Flusse befinden und das, was gestern noch richtig war, sich morgen schon als überlebt und unhaltbar erweisen kann. Keiner Verwaltung, die sich ihrer Verantwortlichkeit bewußt ist, ist es deshalb zu verargen, wenn sie sich bei Gewährung von Erleichterungen, die, einmal zugestanden, sehr schwer wieder rückgängig zu machen sind, der größten Vorsicht und Zurückhaltung befleißigt.

Die finanzielle Aufgabe jeder einsichtigen (staatlichen) Verkehrsverwaltung ist hiernach darin

zu erblicken: im Personen- wie im Güterverkehr den höchsten Reinertrag zu erzielen, der ohne Schädigung der Produktionskraft des Landes erreichbar ist, andererseits allen seinen wirtschaftlichen Kräften durch die Tarifbildung die Möglichkeit zu gewähren, sich voll zu entfalten und zu bethätigen, um sich namentlich auch in dem wachsenden Wettbewerb auf dem Weltmarkt siegreich behaupten zu können. Ein Gegensatz zwischen diesen beiden Aufgaben ist nur scheinbar vorhanden.

Die Beförderungskosten spielen im Produktionsprozeß im allgemeinen nicht die große Rolle, die ihnen von manchen Seiten irrigerweise zugeschrieben wird. Sehr oft bilden sie nur einen verschwindend geringen Teil des Handels- oder Tauschwertes der fertigen Erzeugnisse. Jede Erhöhung der Beförderungskosten pflegt zwar mit großer Schnelligkeit und oft mit beträchtlichen Steigerungen auf die Konsumenten abgewälzt zu werden. Jede Herabsetzung, und sei sie noch so bedeutend, führt aber erfahrungsmäßig nur sehr langsam zu entsprechenden Preisermäßigungen, wenn sie sich auf dem Wege, den das fertige Erzeugnis bis zum Konsumenten zu durchlaufen hat, für diesen nicht gar völlig verflüchtigt.

Es kommt deshalb nicht so sehr darauf an, den Produktionsprozeß möglichst wenig mit Beförderungskosten zu belasten, als vielmehr: ihm nur soviel davon zuzumuten, als er thatsächlich tragen kann, ohne daß er dadurch in seiner natürlichen Entwicklung gehemmt wird. Selbstverständlich lassen sich hierfür keine festen Regeln aufstellen oder mathematische Formeln ausfindig machen. Das Verständnis für die wirtschaftliche Lage der einzelnen Produktionszweige, für ihr Verhältnis zu einander, für die Bedürfnisse des einheimischen wie des Weltmarktes thut hier alles. Von größter Wichtigkeit ist deshalb nicht allein die volkswirtschaftliche Schulung der zur Leitung und Handhabung der Verkehrs- und Tarifpolitik berufenen Beamten, sondern auch die schon im I. Aufsatz erörterte Mitbestimmung der hauptsächlichsten Grundzüge für die einzuhaltende Verkehrspolitik durch die Volksvertretung, deren Zusammensetzung und Bedeutung dieses Mitbestimmungsrecht begreiflicherweise nicht unwesentlich beeinflussen würde.

Eine andere, die wirtschaftlichen und fachtechnischen Verhältnisse und Aufgaben der Eisenbahnverwaltung von vornherein und mehr als bisher berücksichtigende Vorbildung ihrer höheren Beamten ist eine namentlich in Preußen längst erhobene Forderung, die sich u. a. kein geringerer als Fürst Bismarck schon im Jahre 1881 zu eigen gemacht hat. Auch bei den Verhandlungen des preußischen Landtages über den diesjährigen Eisenbahnetat ist diese auf Schaffung einer eigenen Eisenbahnlaufbahn, etwa nach dem Muster der Forst- und Bergverwaltungen, hinauslaufende Forderung erneut zur Sprache gekommen. Bedauerlicherweise ist diese überaus wichtige, ja für die Eisenbahnverwaltung schlechthin grundlegende Frage dabei mit einer Kürze und in einer Weise abgethan worden, die deutlich erkennen läßt, wie wenig man sich im Abgeordnetenhause über ihre Bedeutung im klaren ist. Der Herr Minister hat bei der Gelegenheit erklärt, daß er früher der Einrichtung eines besonderen Fachstudiums nicht abgeneigt gewesen, aber davon zurückgekommen sei, weil er glaube, daß die Gründe dagegen überwiegen. „Es würde die ganze Verwaltung doch von der Höhe herunterbringen.“ Gerade dieses Bedenken erscheint, wie in einer angesehenen Fachschrift von augenscheinlich sachkundiger Seite kürzlich ausgeführt worden ist, am allerwenigsten begründet. „Was könnte im Gegenteil wohl mehr dazu beitragen, die Leistungsfähigkeit und das Ansehen der Verwaltung zu steigern, als wenn ihre Organe von unten an bis hinauf zur Spitze mit eingehender und umfassender Sachkunde ausgerüstet würden, die unter den heutigen Verhältnissen gerade von den oberen leitenden Organen beim besten Willen vielfach nicht in dem wünschenswerten Maße erreicht werden kann! Sollte der Herr Minister bei seinem vorerwähnten Ausspruch aber auch nur das von Rang und Titel allerdings stark beeinflußte äußere Ansehen der ihm unterstellten Beamten im Auge gehabt haben, so würden seine Worte selbst dann nicht zutreffen. Wem fiele es denn z. B. ein, einen Berg- oder Forstbeamten deshalb

geringer zu werten, weil er ein Fachstudium durchgemacht hat! Wenn die jetzt allzu verbreiteten Titel ‘Regierungsassessor’ und ‘Regierungsrat’ in all den Berufsstellungen, die mit der eigentlichen Regierung (allgemeinen Verwaltung) nichts gemein haben, schwänden und durch Bezeichnungen ersetzt würden, die den betreffenden Berufen entsprechen, so würde das nach außen hin größere Klarheit über die einzelnen Berufsstände verbreiten und im Innern manche unliebsamen Eifersüchteleien verhüten, die den Interessen des Dienstes mindestens nicht zuträglich sind. Die vorhin erwähnte eingehende und umfassende Sachkunde wird sicherlich unvergleichlich mehr auch zur äußeren Würdigung der Beamten beitragen als noch so wohlklingende Titel es zu thun vermögen.“

Mit dem Tone des Bedauerns wird hinzugefügt, daß voraussichtlich noch geraume Zeit vergehen werde, bis eine derartige Auffassung der Dinge sich bei uns zur Herrschaft durchringt.

Fassen wir nun die bisherigen Ausführungen zusammen, so ergiebt sich daraus, daß wir, von vereinzelten vorübergehenden Erscheinungen abgesehen, im allgemeinen keine Veranlassung haben, mit der bisherigen Entwicklung unseres Eisenbahnwesens, namentlich auch seiner nahezu vollständigen Verstaatlichung, unzufrieden zu sein, und daß unsere Staatsbahnen den Vergleich mit den Eisenbahnen anderer Länder, besonders bei Berücksichtigung der ganz verschiedenartigen geographischen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, im großen und ganzen nicht zu scheuen haben. Daß auch bei ihnen noch mancherlei der Verbesserung fähig und zum Teil dringend bedürftig ist, wird gleichwohl von niemand ernstlich bestritten werden können. Ebenso wenig aber darf bezweifelt werden, daß unsere Staatsbahnverwaltungen durchweg von dem ernsten Streben beseelt sind, auf allen Gebieten das beste zu leisten, wobei ihnen in unserer im allgemeinen vortrefflichen und pflichttreuen Beamtenschaft eine nie versagende Stütze zu Gebote steht.

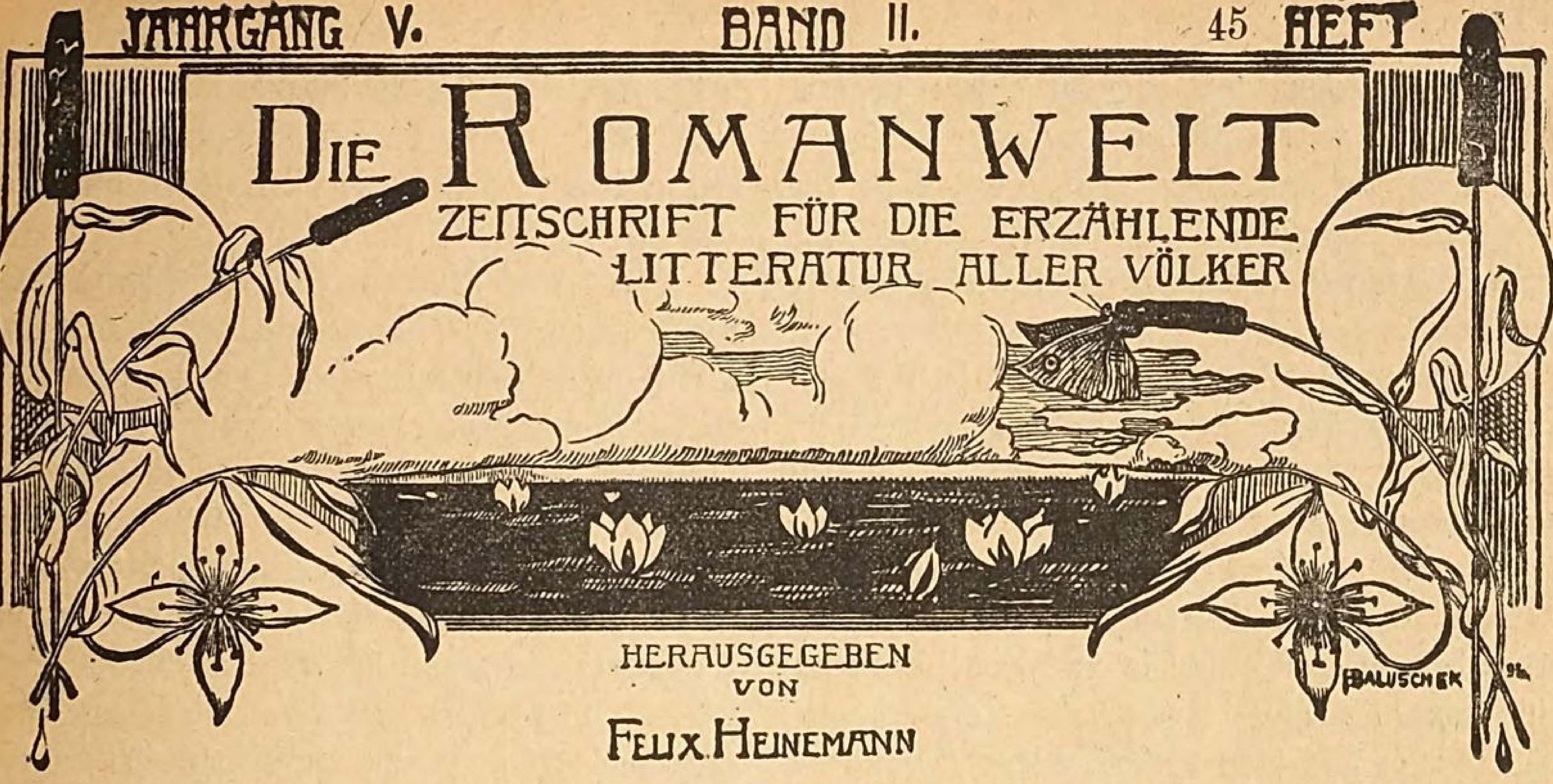
Eine freimütige, sachlich begründete Kritik kann jeder Verwaltung nur erwünscht sein; sind Rede und Gegenrede doch überall das zuverlässigste Mittel, zu voller Klarheit und Wahrheit zu gelangen. Immerhin wird gerade angesichts mancher Erfahrungen der Neuzeit die Mahnung nicht überflüssig sein, über den allen menschlichen Einrichtungen anhaftenden Mängeln, auch wenn sie sich einmal gar zu unliebsam fühlbar machen, niemals ihre guten Seiten völlig aus dem Auge zu verlieren.

## Allerlei.



**Aus dem Kaffeelande.** Die Stadt, die der edelsten aller Kaffeesorten den Namen gegeben hat, Mokka, oder Mochha, wie die arabische Schreibart lautet, produziert selbst keinen Kaffee, auch die nähere Umgebung der Stadt eignet sich nicht zum Anbau des Kaffeestrauchs. Dagegen kam sie früher als Ausfuhrhafen für den gesamten, in der Landschaft Jemen produzierten und unter dem Namen Mokka bekannten Kaffee in Betracht, der aber nur in verschwindend kleinen Quantitäten nach Europa exportiert wird, da die ganze Ernte schon im Orient konsumiert wird. Was in Europa als ‘Mokka’ in den Handel kommt, ist gewöhnlich eine kleinere Bohnensorte aus Java oder Ceylon. Die Bedeutung Mokkas als Handelsplatz datiert seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, von welcher Zeit an der Kaffeegenuß überhaupt erst im Orient in Aufnahme kam. Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, so berichtet eine arabische Mythe, stand auf dem Platz, wo sich heute die Stadt Mokka erhebt, nur eine einzige Hütte, in der ein frommer Einsiedler, der Scheich Schäbeli lebte. Hin und wieder besuchten ihn Schiffer, die diese Küste berührten, und er bewirtete sie mit einem angenehmen Trank, der den Schlaf vertrieb. Dieses Getränk war nichts anderes als der Kaffee, der nun bald in ganz Jemen angebaut wurde. Später kam ein reisender Mufti, Gemal Eddin nach Jemen und lernte hier den Kaffee kennen, dessen anregenden Einfluß anf den Körper er bald schätzen lernte. Er brachte dann das neue Getränk in die Gegend von Medina und empfahl es hier besonders den Derwischen, da es das Nachtwachen erleichterte und eine bessere Einhaltung der Gebetsstunden ermöglichte. Doch auch Feinde des Kaffees fanden sich. Im Jahre 1511 verbot der Statthalter von Mekka, Khair Bei, den Verkauf von Kaffeebohnen und ließ alle Kaffeeniederlagen zerstören. Die vielen Spott- und auch Lobgedichte aus der arabischen Litteratur jener Zeit beweisen, wie sehr die Meinungen über den Nutzen des Kaffeegenusses geteilt waren. Doch schon die Nachfolger Khair Bais fanden Gefallen an dem braunen Trank, und 1534 kam dieser auch nach Konstantinopel. An Stelle der Hütte des alten Einsiedlers hatte sich inzwischen ein Dorf erhoben, das bald zu einer von Spekulanten und Kaufleuten wimmelnden Stadt und der Hauptausfuhrhafen für Kaffee wurde. Doch bald sank die Bedeutung Mokkas als Exportort, und andere Seestädte traten an seine Stelle. Jetzt wird der gesamte in Arabien produzierte Kaffee über Aden ausgeführt, kommt jedoch, ebenso wie zum größten Teil der afrikanische Kaffee, für Europa garnicht in Betracht, da er von indischen Händlern aufgekauft und im Orient verhandelt wird. Die besten in Europa in den Handel kommenden Kaffeesorten stammen aus Java, Westindien, Surinam u. s. w. Der meiste Kaffee wird in den Niederlanden konsumiert, wo auf den Kopf jährlich fünfzehn Pfund kommen, am wenigsten verbraucht Rußland mit hundert Gramm pro Kopf, während in Deutschland jede Person im Durchschnitt jährlich fünf Pfund Kaffee braucht.

Verantwortlicher Redakteur Paul Schettler, Berlin-Charlottenburg. — Verlag der Romanwelt, G. m. b. H., Berlin W. 50, Rankestr. 28.
Verantwortlich für den Inseratenteil Heinr. Lürßen, Gräfenhainichen. — Druck von C. H. Schulze & Co. Gräfenhainichen.

JAHRGANG V. BAND II. 45 HEFT



# Cuba insurrecta.

Roman

von

**Theodor Duimchen.**

[6]



VIII.

Robert Berthold und sein Freund Gerting trafen den alten 'portero' in Bertholds Geschäftshaus und seine 'muchachos' in begreiflicher Aufregung über den am späten Abend erfolgten, unerwarteten spanischen Besuch. Ein Auditeur, von einem Offizier und sechs Mann begleitet, war kurz vor zehn Uhr nachts erschienen, hatte das Haus besetzen und alle Räume erleuchten lassen und sodann in Gegenwart des alten José eine Durchsuchung vorgenommen.

José hing sehr an seinem Herrn, er war damals schon lange Jahre ein bewährter Diener des Hauses gewesen, als Robert Berthold, eben von Europa gekommen, in dieselbe Firma als jüngster Kommis eintrat, die ihm jetzt als alleinigem Inhaber gehörte.

Der alte Hausdiener war ein braver Mann, von dem naiven Fanatismus, den man in den unteren Ständen Spaniens noch häufig findet. Fast ohne Erziehung aufgewachsen, ohne einen anderen Unterricht genossen zu haben, als den der selbst völlig ungebildeten und unwissenden Pfaffen, wußte er von der Welt, von den Beziehungen der Völker unter sich und von geschichtlicher Entwicklung garnichts. Er kannte einige Bibelsprüche und seine Gebete. Er konnte sogar, allerdings mühsam, seinen Namen schreiben und galt deshalb schon unter Seinesgleichen für eine Art Gelehrten. Von Weltanschauungen gab es für ihn nur zwei: entweder die Leute glaubten genau das, was die katholische Kirche ihre braven Kinder lehrt, dann waren sie eben Christen, cristianos, oder sie glaubten irgend etwas anderes, nicht ganz genau dasselbe, dann waren es Juden, judios.

Es ist die dunkle Erinnerung an die mittelalterlichen Ketzerverfolgungen, denen namentlich Juden und Mauren ausgesetzt gewesen sind.

Ob sein vielgeliebter Herr nun auch ein rechtgläubiger cristiano sei, darüber war er sich nicht ganz klar: daß er sich mit der allerheiligsten Jungfrau nicht zum besten stehe, davon hatte er eine dunkle, mit Furcht gemischte Ahnung. Aber

kirchliche Erziehung hat auch ihr gutes: sie verleiht vor allem die Fähigkeit zu jener heilsamen Selbstdisziplin, an einer bestimmten Linie die Wißbegier anzuhalten und heikle Fragen, die man nicht beantwortet bekommt, nicht wieder aufzuwerfen.

Selbstverständlich war der Biedere ein sehr getreuer Anhänger Seiner Katholischen Majestät von Spanien, vor der er unbändigen Respekt hatte, wennschon er sie (allerdings nur in Gesellschaft ebenso getreuer Unterthanen und zuverlässiger Spanier) stets ‘el rey niño’ nannte. Und dabei war König Kind nun doch schon zehn, elf Jahre alt und also garnicht mehr weit von dem Zeitpunkt entfernt, wo er volljährig und dann durch göttliche Gnade plötzlich mit all der hohen Weisheit und ritterlichen Tugend begabt werden würde, die dem König von Spanien, dem einzig wirklichen großen König der Erde, bekanntlich stets von dem Tage an innewohnt, an dem er zur Regierung gelangt.

Als heute abend seines Königs Leute gekommen waren, um die Schränke, Kisten und Kasten des alten Hauses zu durchsuchen, als er hatte hören müssen, daß man seinen Herrn für einen Verschwörer gegen die Majestät, als einen ‘insurrecto’ verdächtigte, da war ein Riß durch seine einfältige Seele gegangen.

Nun aber, da Robert Berthold wieder vor ihm stand und ihm sagte, daß nur eine hinterlistige Anzeige vorgelegen habe, und daß alles bereits aufgeklärt sei, dankte er der heiligen Jungfrau, der Unbefleckten, in seines Herzens Tiefe, während er rührig und sorglich das Zimmer in Ordnung brachte, es den Herren bequem machte und ihnen roten Wein zum Nachttrunk holte. Dann stieg er hinunter in den Hof, wo die aufgeregten muchachos noch unter dem Colgadizo bei agua y aguardiente zusammen saßen. Er schalt seine jungen Untergebenen tüchtig aus, dafür, daß sie sich nicht gescheut hatten, die Vermutung auszusprechen, es könne doch etwas daran sein, alle diese Fremden seien überhaupt eine unsichere Gesellschaft, und die Kubanerin, die der Herr heiraten wolle, würde ihn wohl verführt haben. Er schalt um so lauter, weil er sich erinnerte, daß er schließlich selbst betrübt zugegeben hatte, daß ihm die Verlobung mit der criolla auch nicht gefalle, wo der Herr doch sicher eine ebenso reiche, wirkliche Spanierin hätte bekommen können.

Oben aber stellten die beiden Freunde eben fest, daß die Haussuchung mit einer verdächtigen Oberflächlichkeit vorgenommen worden war. Die Archive des Geschäftshauses waren ganz ersichtlich überhaupt nur zum Schein durchgesehen worden. Es war fast nichts berührt. Den Schreibtisch Bertholds hatte man zwar geöffnet, aber auch hier schien man alles an seiner Stelle gelassen zu haben, nur ein Paket, das Briefe Doña Marias und ihres Vaters enthalten hatte, war aufgebunden und durcheinander geworfen worden. Berthold ordnete diese höchst unpolitischen Karten und Briefchen flüchtig, die weiter nichts enthielten als eine Einladung, eine Bestellung, einen Gruß, band sie zusammen und legte sie wieder in das Fach, wo er sie aufzubewahren pflegte. Hätte er gewußt, daß dieses Bündelchen das einzige Material gewesen war, das man während der Haussuchung dem Adjutanten des Generals zur persönlichen Durchsicht geschickt hatte — nun, dann wäre er vielleicht noch ebenso überzeugt gewesen, daß aus diesen Briefen niemals eine Gefahr für ihn oder seine Braut erwachsen könnte. Aber er wußte es ja garnicht und sagte jetzt zu seinem Freunde Gerting:

„Das ist das einzige, was sie überhaupt durchblättert haben. Die Haussuchung ist ganz offensichtig nur eine Komödie gewesen. Hätte man mich tot oder lebendig verschwinden lassen können, so hätte man der deutschen Kolonie und der ganzen Stadt aufgebunden, ich wäre aus Furcht vor den Ergebnissen der Haussuchung geflohen, weiter hatte es gar keinen Zweck.“

„Sie sehen, wie recht ich hatte,“ antwortete Gerting sehr ernst.

„Was nun thun?“ fragte Berthold. „Eine Beschwerde bei dem General oder über den General durch unsere Diplomatie in Madrid ist doch ganz aussichtslos und vor allen Dingen auch ganz zwecklos.“

„Völlig zwecklos,“ entgegnete Gerting. „Die Herren haben sich ja tadellos korrekt benommen. Die Denunziation zu übersehen, weil sie anonym

war, oder weil gegen Sie, einen geachteten Fremden, absolut nichts vorlag, das wäre unter den Umständen, mit dem Feinde einige Meilen vor der Stadt, doch sträflicher Leichtsinn gewesen. Man hat sich überzeugt, daß die Anzeige grundlos war, man hat Sie der Untersuchung und der Verhaftung wegen um Entschuldigung gebeten, der Offizier, der in der Form etwas schroff gegen Sie aufgetreten ist, hat sogar einen Rüffel gekriegt, was wollen wir mehr? Man hätte nicht einmal die Komödie mit der Denunziation nötig gehabt. Die Herren selbst hatten den Verdacht, basta! Daß sie nicht untersuchen, sondern Sie einfach ermorden oder beiseite schaffen lassen wollten, das können wir nicht beweisen und dürfen wir also nicht einmal behaupten."

„Es ist vielleicht ganz gut so," meinte Berthold, „wir wissen jetzt, woran wir sind."

„Sie haben in der That völlig recht: die Herren verzweifeln daran, hinter das Geheimnis und damit in den Besitz von Beweisen zu kommen, und werden Sie ohne jede Form und ohne jede Rücksicht unschädlich machen, sobald Sie ihnen eine zweite Gelegenheit geben."

„Ich werde mich hüten," rief Berthold aufspringend und ging dann, nachdenkend, die Hände auf dem Rücken, mit großen hastigen Schritten im Zimmer auf und ab. „Ich werde dreifach vorsichtig sein," sagte er halb vor sich hin und halb zu seinem Freund. „Dieser Schlag ist nun erst einmal völlig mißlungen; daß sie mich frei lassen, beruhigt mich auch über meine Braut und ihren Onkel: auch dort kann schlimmstenfalls eine vergebliche Haussuchung stattgefunden haben. Ich glaube, für die nächsten Tage bin ich sicherer als je. Auf einen zweiten Fehlgriff werden sie es so rasch kaum ankommen lassen."

„Der Meinung bin ich allerdings auch," sagte Gerting, „und soweit ist uns der Vorfall vielleicht sogar nützlich. Sie werden in den allernächsten Tagen wieder sehr viel zu thun haben, wir stehen vor den Hauptschlägen. Daß jetzt die Depeschen genau und pünktlich hin und her gelangen, ist von ungeheurer Wichtigkeit, und gerade nun werden Sie das alles ganz sicher besorgen können. Verändern Sie nicht das Mindeste in Ihren Angewohnheiten, verkehren Sie nicht mehr und nicht weniger im Hause Ihrer Braut als bisher und sorgen Sie lediglich für das eine, dafür, daß man Sie nicht ohne Zeugen beseitigen kann."

„Seien Sie ganz ruhig, alter Freund," sagte Berthold, „sie kriegen mich nicht zum zweitenmal in die Finger."

„Schön, lieber Berthold, und nun lassen Sie uns zu Bett gehen, denn morgen werden wir wieder sehr ausgeschlafene Menschen sein müssen."

In derselben Nacht hatten drei andere Herren ebenfalls eine lange und wichtige Unterhaltung.

Don Cristobal hatte vom Präsidio aus eine Ordonnanz an Bord der Isabela catolica geschickt und den Kommodore Don Manuel de Castro y Samosate im Namen des Generals ersucht, an einer sofort abzuhaltenden Besprechung teilzunehmen.

Don Cristobal saß jetzt den beiden gegenüber und setzte ihnen die Lage auseinander: ein genauer Plan der Almendaresmündung mit der Chorrera und dem gegenüberliegenden Ufer lag auf dem Tisch.

„Sie erinnern sich, Herr Kommodore," sagte der Adjutant, „des Anteils, den Ihre Barkasse an der beabsichtigten, aber schließlich doch vereitelten Verhaftung Juan Bengocheas genommen hat. Die leider erfolglos gebliebene Unternehmung ist damals von mir persönlich veranlaßt worden. Wie sehr recht ich hatte, beweist die Rolle, die Juan Bengochea jetzt spielt. Der General und ich sind nun überzeugt, daß zwischen dem Rebellenführer und seinem Schwager nach wie vor ein reger geheimer Verkehr besteht. Wir sind ebenso fest überzeugt, daß der Verlobte seiner Tochter, sein zukünftiger Schwiegersohn, derselbe deutsche Herr, der uns damals auf falsche Fährte lockte und es dadurch Juan Bengochea ermöglichte, durchzubrechen, diese Nachrichten hierher nach der Hauptstadt und nach den Vereinigten Staaten weiter befördert. — Wie der Verkehr ermöglicht wird, war und ist uns aber ein vollkommenes Rätsel. Der General beschäftigte sich noch in der Nacht seiner Abreise mit dieser ihm hochwichtig erscheinenden Angelegenheit. Diese

Zeichnung habe ich ihm vorlegen müssen. Er hatte mich angewiesen, zunächst den Versuch zu machen, gegen den Deutschen irgend einen Beweis in die Hand zu bekommen, der uns ermöglicht hätte, ihn mindestens für einige Zeit in Haft zu behalten. Wir nahmen an, daß er dann, wenn er wirklich jene hochverräterischen Dienste geleistet hat, deretwegen wir ihn im Verdacht haben, notwendigerweise durch jemand anders ersetzt werden müßte: das hätte uns nicht entgehen können, und wir hofften damit eine Handhabe, ein Anzeichen zu gewinnen, einen Faden in die Hand zu bekommen. Ich hatte für heute eine Haussuchung in dem Geschäftslokal des Herrn Robert Berthold angeordnet, er selbst sollte vorläufig hier eingesteckt werden; die Verhaftung erfolgte, aber leider nicht ohne Zeugen, und die Haussuchung ergab nicht das Mindeste. Einige Briefe Juan Bengocheas an den Deutschen wurden mir vorgelegt, aber sie enthielten neben anderen, die die Tochter an ihn geschrieben hat, nichts irgendwie Belastendes und stammten aus einer Zeit, wo der jetzige Rebellenführer völlig unverdächtig war. Daß damals sein zukünftiger Schwiegersohn mit ihm verkehrte, war ganz selbstverständlich, und daß dieser Verkehr etwa damals schon irgendwie etwas Bedenkliches gehabt hätte, dafür gab der Inhalt der Briefe nicht den mindesten Anhalt. Der Konsul des Deutschen Reiches hatte sofort des Verhafteten wegen Auskunft verlangt, die Vertreter der übrigen Mächte hätten sich ohne Zweifel ebenfalls eingemischt, wir mußten es also aufgeben, den Deutschen auch nur einige Tage zurückzubehalten, und es ist nunmehr leider die Lage geschaffen, für die der General hier auf der Rückseite des Planes mir die folgenden, allgemeinen Verhaltungsmaßregeln vorgeschrieben hat."

Don Cristobal drehte den Plan um und las den Herren folgende, von dem General eigenhändig geschriebenen und unterzeichneten Sätze vor:

„Sollte das geplante Vorgehen gegen den Deutschen, wie ich fürchte, den gewünschten Erfolg nicht haben, so müssen Sie doch mit allen Mitteln versuchen, die Hochverräter zu fassen und zu überführen, um so diesen verderblichen Depeschenverkehr, der ohne Zweifel besteht, ein für allemal zu verhindern. — Bei Nachprüfung unserer Vorsichtsmaßregeln an der Hand dieses Planes finde ich einen schwachen Punkt: ich habe mit einem roten Kreuz ein verfallenes Gewese bezeichnet, das auf dem jenseitigen höheren Ufer dem alten Turm an der Echegoyenschen Villa gegenüberliegt, von hier aus könnten nachts vielleicht Signale über die Flußmündung hin gewechselt werden, auch ein persönlicher Verkehr zu Wasser ist hier mindestens möglich. Eine offene Besetzung des gegenüberliegenden Ufers und dieses Gebäudes scheint mir aber verfehlt. Der Verrat fände vielleicht wieder einen anderen Weg, die Schuldigen blieben unbestraft und in Thätigkeit. — Genaue Verhaltungsmaßregeln vermag ich Ihnen nicht zu geben. Ich befehle Ihnen lediglich, diesen Punkt, auf den ich Ihre Aufmerksamkeit hiermit gelenkt habe, vor allem ins Auge zu fassen, dann aber nach eigenem Ermessen das zu thun und anzuordnen, was Ihnen nach Lage und nach Wechsel der Umstände geboten erscheint. Natürlich hat sich alles, was Sie thun, innerhalb der Grenzen zu halten, die für den königlichen Dienst selbstverständlich sind. Ihr Vorgehen darf nichts einschließen, was dem Übelwollen des Auslandes eine Handhabe böte, uns zu diskreditieren. Gehen Sie also rücksichtslos, energisch, aber geschickt vor.

„Ich weise hierdurch noch die Kommandanten des Präsidios und Seiner Majestät Panzers Isabela catolica zu Beirat und etwa nötiger Mithilfe an."

Oberst Delgado kannte das Schriftstück schon, nur der Kommodore Don Manuel prüfte es der Form wegen mit einem flüchtigen Blick und gab es dann mit einer Verbeugung und einem „ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung, Don Cristobal" zurück.

„Ich habe noch hinzuzufügen, daß ich bisher gegen Don Carlos nicht das Mindeste unternommen habe," fuhr Don Cristobal fort. „Wäre es uns gelungen, den Deutschen ohne alles Aufsehen zu verhaften und bis auf weiteres festzuhalten, so wäre es mir erwünscht gewesen, wenn auch Don Carlos und seine Nichte keine Ahnung gehabt hätten, wo dieser Robert Berthold geblieben wäre. Nun aber liegt es so, daß

spätestens morgen früh, vielleicht heute nacht noch der Deutsche seine Braut und ihren Onkel von unserem Danebengreifen unterrichtet. Man wird noch vorsichtiger werden, aber ohne Zweifel diese verderbliche Thätigkeit erst recht fortsetzen, so lange wir der Gesellschaft nicht hinter die Schliche und sie dadurch in die Hand bekommen."

Don Manuel deutete mit dem Finger auf den Plan und sagte: „Den Verkehr zu verhindern, wäre sehr einfach, ich würde dann vorschlagen, den alten Kalkofen und den Wartturm zu besetzen, eine Postenkette auf beiden Ufern des Flusses bis zur Fähre zu ziehen und die Barkasse der Isabela catolica zwischen Fähre und Mündung ununterbrochen auf- und abdampfen zu lassen; den vermuteten Verkehr aber bloß an dieser Stelle unmöglich zu machen und ihm damit vielleicht nur andere Wege zu weisen, das ist ja gegen den ausdrücklichen Wunsch des Generals, und wie ich zur Lösung des Rätsels mithelfen könnte, zur Überführung der Schuldigen, das vermag ich zunächst nicht einzusehen."

„Ich habe Don Cristobal bereits einen Vorschlag gemacht," fiel hier der Oberst Delgado ein, „der meiner Überzeugung nach Erfolg haben könnte. Er ist aber immerhin ungewöhnlicher Natur. Wir wollten die Sache nicht so ins Werk setzen, bevor wir Sie und Ihre Meinung darüber gehört hätten."

„Bitte," sagte der Kommodore und lauschte dann mit Spannung den Worten des Obersten.

„Ich habe nämlich," nahm der wieder das Wort, „mich dahin ausgesprochen, daß wir in diesem Carlos Echegoyen einen jener verschlagenen baskischen Halunken vor uns haben, den nur ein anderer ebenso durchtriebener Geselle ins Netz bekommen kann. Nun hätte ich zufällig einen solchen Mann. Die Herren erinnern sich vielleicht des Falles. Ein Sergeant rannte seinem Offizier in einem Anfall von Eifersucht sein Seitengewehr in den Leib. Er wurde zum Tode verurteilt. Er verdankt es zwei Umständen, daß das Urteil noch nicht vollstreckt ist. Der Stoß war nicht tödlich, weil ein Kamerad dem Wütenden in den Arm gefallen war, außerdem aber kannte der General den Mann persönlich und schätzte ihn als einen tapferen, ja tollkühnen, verwegenen Mann, der bisher dienstlich sich musterhaft geführt und bei verschiedenen wichtigen Anlässen sich ausgezeichnet hatte. Der Mann ist Altkastilianer, er stammt aus einem Gebirgsnest in der Nähe von Medina de Pomar: dicht an der baskischen Grenze geboren, ist er mit allen Baskenschlichen durchaus vertraut. Sein Vorleben ist außerordentlich dunkel: er ist, bevor er ins Heer trat, sicher Schmuggler, vielleicht Spitzbube und Räuber gewesen. Aber wie gesagt: seit ihm der Dienst an der Grenze das Leben, für das er geboren ist, im Dienste des Königs und des Gesetzes ermöglichte, ist nichts mehr gegen ihn einzuwenden gewesen. Und zu besonders gefahrvollen Missionen: Einzelpatrouillen, Kundschafterdiensten hat er sich immer, je gefahrvoller sie waren, umso lieber, geradezu gedrängt. Er ist hart, zäh, verschlagen. Er ist einer der besten Gebirgsschützen der Armee, von ungewöhnlicher Körperkraft und verfügt über ein gefürchtetes Messer. Seine Kameraden haben ihn auf den Spitznamen el pardo getauft, und es ist ein gut Stück von einem Panther in ihm, an Schärfe des Auges und des Ohres, an Schärfe der Sinne überhaupt schlägt er die Bestie. Wenn wir den Mann zunächst ganz allein auf die Fährte setzen und ihm nicht nur seinen Kopf sichern, sondern auch eine hohe Belohnung im Falle des Gelingens in Aussicht stellen, so ist er der Mann, uns binnen wenigen Tagen zu sagen, welchen Weg Bengocheas Boten gehen."

„Wenn er wiederkommt," meinte Don Manuel, „und nicht vorzieht, einfach zu den Insurgenten zu fliehen, die eine sichere Kugel, eine gute Klinge und verwegenen Mut ja auch zu schätzen wissen."

„Den Einwand hat Don Cristobal auch erhoben. Ich glaube aber doch, ich kenne die Leute besser. Sie wissen, ich habe jahrelang da oben in diesen Nestern garnisoniert. Ich habe den Carlistenkrieg mitgemacht. Den Vater unseres Don Carlos Echegoyen habe ich damals ziemlich aus der Nähe kennen gelernt, es wäre mir ganz scherzhaft, wenn ich jetzt noch helfen könnte, auch dem Sohne das Genick zu brechen. Also, was ich sagen wollte, ich glaube, ich kenne diese Leute besser. Man müßte ganz offen mit dem Panther sprechen, ihm ruhig sagen, daß er ja fliehen

könnte, daß es aber sehr dumm wäre, da doch augenblicklich zwischen ihm und den Insurgenten der General mit einer Armee steht. Übrigens würden wir ihm aber trotzdem diese vorzügliche Chance nur dann gewähren, wenn er vor uns dreien auf das Kruzifix schwören wolle, keinerlei Fluchtversuch zu machen und unter allen Umständen sich zur vorgeschriebenen Zeit wieder einzufinden, mit oder ohne Erfolg."

Die beiden andern Herren schwiegen einen Augenblick. Don Cristobal hätte für seine Person dem Vorschlage sofort und ohne alles weitere zugestimmt, er wollte nur zu diesem ungewöhnlichen Vorgehen gern die freiwillige Zustimmung auch des zweiten der vom General vorgeschriebenen Offiziere haben. Alle drei kannten die alte Wahrheit, über die man nicht gern redet: daß Könige und Kanzler immer einen Ausweg finden, wenn sie ein gegebenes Wort nicht halten, einen geschworenen Eid brechen wollen, daß aber ein Schwur noch immer ein sehr brauchbarer Ring für die Nase der da unten ist: vor allen aber kannten alle drei den vierschrötigen, handfesten Glauben dieser spanischen Naturburschen, ihrer Landsleute aus den Bergen, denen es garnicht darauf ankommt, vor der Ausführung eines beabsichtigten Schmuggelzuges oder gar eines geplanten Raubmords die heilige Jungfrau ihres Dorfes um glückliches Gelingen anzuflehen, die sich aber nie einfallen lassen, ihr der Jungfrau geleistetes Gelübde zu brechen oder an dem zu drehen und zu deuteln, was sie bei ihr geschworen haben. Nur den Regierenden, nicht den Bauern und Hirten haben die Jesuiten die Theorie vom geistigen Vorbehalt, die Lehre geschenkt, daß, wenn man im Stillen, im Geiste sich eine Einschränkung, eine Abänderung vorbehalte — während man laut das Verlangte beschwöre — man sich keines Meineides schuldig mache, wenn man nachher nur innerhalb der eingeschränkten, abgeänderten Grenzen das laut Beschworene halte.

„Ich glaube, Sie haben recht, Herr Oberst," sagte Don Manuel endlich, „leistet der Mann den Eid, so kommt er wieder. Sehr schön ist es ja nicht, einen verurteilten Verbrecher gegen einen Feind loszulassen, aber schließlich, die Natur seines Vergehens, die Lage, in der wir sind, die besonderen Umstände — warum soll ein Fehler nicht einmal durch ein Verdienst ausgeglichen werden — und ein sehr großer Dienst würde unserer Sache gerade jetzt geleistet, wenn wir die Verräter fassen könnten. Hat Don Cristobal auch nichts dagegen einzuwenden, so bin ich dafür, daß wir uns den Panther wenigstens einmal herkommen lassen."

Don Cristobal erklärte bereitwillig sein Einverständnis; der Oberst klingelte und gab der eintretenden Ordonnanz einen kurzen Befehl.

Bald darauf wurde el pardo vorgeführt.

Er machte einen ganz vorzüglichen Eindruck auf die drei Herren: die breiten Schultern, die gewölbte Brust, die langen behaarten Arme, die starken, sehnigen Schenkel verbürgten wilde Kraft und zäheste Ausdauer.

Auf den Zuruf des Obersten trat er mit geschmeidigen, völlig unhörbaren Schritten dicht an den Tisch heran. Diese Lautlosigkeit verblüffte namentlich den Marineoffizier geradezu: er sah unwillkürlich nach den Füßen des Mannes.

„Die Hanfsandalen der Grenzer," erklärte der Oberst, der den Blick bemerkt hatte, „das haben sie den Basken auch abgelernt."

Das funkelnde Auge des Panthers ging von einem der Offiziere zum andern: er sah sofort, daß es noch nicht zu Ende war mit ihm, daß die Herren etwas von ihm wollten.

Der Oberst sprach zu ihm in seinem Dialekt, er setzte ihm auseinander, was er thun und wie er dafür belohnt werden sollte. Er hörte gespannt zu — nach und nach begann er zu lächeln — man sah seine weißen Zähne zwischen den Lippen.

Er war zu allem bereit — ein paar Worte über den Plan vor ihm — ein Vorschlag, wie er sich die Ausführung dächte — und die Herren waren entschlossen:

Die 'Bestie' leistete den Eid und wurde von Don Manuel sofort mit an Bord genommen.

Die Isabela catolica aber machte noch in der Nacht Dampf auf und verließ am frühen Morgen den Hafen von Habana. Sobald sie außer Sicht war, änderte sie ihren nördlichen Kurs, hielt sich einige Meilen längs der kubanischen Küste und kehrte dann um. Am Abend setzte sie in ihrem kleinsten Boot etwa drei Stunden hinter der

Almendaresmündung den Panther völlig unbemerkt an Land.

Das Boot kehrte sofort zum Schiffe zurück. Der Mann verschwand im Dickicht. Er führte in einer Leinentasche etwas Brot und getrocknetes Fleisch bei sich und als einzige Waffe sein Messer.

(Fortsetzung folgt.)

# Der Zug nach dem Osten.

Roman

von

[19] **Franz Sperber.**



## XV.

Einige Tage waren vergangen. Felix wartete in fieberhafter Ungeduld auf die Entscheidung aus Posen.

Er wollte nun endlich 'raus hier — 'raus, ,raus, 'raus!

Wäre er nur erst fort gewesen — fort von dieser unmöglichen Stelle und wieder ein freier Mann, wenn auch ein völlig mittelloser, armer Mann.

Nur erst wieder f r e i sein!

Nicht mehr mit dem tiefinnerlichen Gefühl im Herzen herumgehen müssen, daß er ein Amt bekleidete, in dem er nicht seine Pflichten bis zum äußersten erfüllt habe; — nicht mehr die Augen niederschlagen müssen vor seinen Bauern, seinen Dienstboten, seinen Arbeitern, weil es ihm war, als müßten sie alle jedes Wort von dem wissen, was am Weihnachtsabend zwischen ihm und dem Oberregierungsrat zur Sprache gekommen war, obwohl sie in Wahrheit gar nichts davon wissen konnten.

Peinlich war es ihm, wenn einer der Bauern ihn um etwas bitten oder befragen kam, und er ihm den geforderten Rat, oder die erbetene Hilfe zu teil werden ließ, mit dem innerlichen Bewußtsein, daß er ja eigentlich gar kein Recht mehr dazu habe, daß er Erlaubnis zu Dingen und Handlungen erteilte, die sich dem Bereich seiner Machtbefugnis schon entzogen.

Und doch mußte er dies alles thun, mußte nach wie vor seinen Pflichten hier genügen; — ehe nicht das feierliche Dekret von seiner Entlassung in seinen Händen war, war und blieb er der Verwalter hier und hatte als solcher zu fungieren.

Zwei Tage nach Weihnachten hatte man Ella begraben. Im Park unter den Fichten, da, wo der alte Baron Graach lag, hatte man sie beigesetzt, neben ihrem Schwiegervater; und es wurde ernstlich in Erwägung gezogen, an diese Grabstätte anschließend den kleinen Kirchhof für die Gemeinde Buchenwalde abzustecken.

Felix lächelte mit bitterer Ironie vor sich hin, als Herr Lesser und Herr Gilm ihm diese Idee als höchst praktisch unterbreiteten.

Gewiß — warum denn nicht?

Der Buchenwalder Park war ja schließlich zu allem gut. Zu einem Friedhof für die Bauern, zu einem Wirtshaus für die Bauern, zu einem Spiel- und Tummelplatz für die schulpflichtigen Kinder dieser Bauern. Herr Gott! Was konnte man nicht noch alles aus ihm machen!! Eine Dorfbleiche, eine Dorfwiese fürs Vieh, eine — mit einem Wort: alles!

Nun — weiter, immer weiter! dachte er. Wenn ich's nur nicht mehr zu sehen brauche. Lange genug habe ich mir gewaltsam Augen und Ohren verstopft, um garnicht mehr zu sehen, nicht zu hören, was aus meinem einstigen Erbe

gemacht wurde — — ich bin ja die ganzen drei Jahre hindurch hier wie ein Nachtwandler herumgegangen — — nun ich einmal erwacht bin, könnte ich dies grausam langsame, stückweise Vernichtungswerk doch nicht mehr ruhig mitansehen. Also fort — nur fort von hier!

Trotzdem gab es auch jetzt schon wieder Arbeit in Menge.

Kaum waren die drei Weihnachtsfeiertage vorüber, da ließen sich schon wieder kauflustige Bauern aus allen möglichen Provinzen Deutschlands sehen, die hier nach dem Osten hinzuziehen Lust hatten.

Und die bekamen noch viel schneller Kauflust als ihre Vorgänger. Denn mit Entzücken sahen die Weiber die nagelneue, leuchtende, kleine Kirche, den fertigen Schulsaal, den Spielplatz für die Kinder — mit Begeisterung sahen die Männer das gastlich einladende Wirtshaus an — da ließ sich schon leben, meinten sie, es fehlte ja auch rein an garnichts mehr.

„Ja — hier im Osten," meinten sie einstimmig, „da schaut's eben doch ganz anders aus als bei uns im Westen — oder im Süden."

Und die Nachfrage nach Buchenwalder Parzellen wuchs und wuchs — es war schon abzusehen, daß, wenn das so weiter ging, Buchenwalde in ein bis zwei Jahren fertig zerteilt sein würde. — — — — — — — — — —

Zwei Tage vor Neujahr kam die Bestätigung dessen aus Posen, was Felix erwartete: seine Entlassung.

Sie war nicht freundlich, nicht unfreundlich, nicht gerade verletzend, doch auch nicht schmeichelhaft; kurz und knapp in Form und Ausdruck.

„Er habe sich der sehr verantwortlichen Stellung nicht gewachsen gezeigt, weshalb man ihm kündigen müßte. Die Ausübung seines Amts sollte er sogleich niederlegen in die Hände des zu seinem einstweiligen Nachfolger ernannten Oberinspektor Karl Damm, das Gehalt würde er bis zum ersten April beziehen — ꝛc. ꝛc."

Das war der kurze, bündige Inhalt des amtlichen Schreibens, welches nicht die Post, sondern ein blutjunger Kanzleibeamter nach Buchenwalde brachte.

Er war beauftragt, Zeuge zu sein, wenn Felix die Bücher, die Kasse, die Schlüssel ꝛc. dem Oberinspektor übergab — — dann reiste er wieder ab.

Er hatte aber ganz zufällig ein Wort fallen lassen, für das Felix ihm in tiefster Seele dankbar war.

„Es ist ja sehr hübsch hier in Buchenwalde," hatte er gesagt — „aber wie das Leben einem gewesenen Gardeleutnant zusagen kann — —! Ich an Ihrer Stelle, Herr Baron, würde sofort die Uniform wieder anziehen. —"

Das war das Wort, das erlösende Wort, nach dem Felix gesucht hatte, Tag und Nacht; und das auch Damm nicht zu finden vermocht hatte.

Der junge Beamte hatte den Nagel auf den Kopf getroffen, und zwar so ganz ohne jede Vorbereitung, in seiner simplen Herzenseinfalt. —

Natürlich — nun wußte Felix auf einmal auch wieder, was er auf der Welt noch sollte. Zurück zum bunten Rock — zurück zum Militär! Dort war seine Zukunft — dort war sein ganzes ferneres Leben! Daß er nicht von selbst darauf gekommen war! Er wunderte sich darüber. —

Und nun setzte er sich hin und schrieb eine Reihe von Briefen, an seinen früheren Oberst — an verschiedene einflußreiche, hochstehende Militärpersönlichkeiten, die er persönlich gut kannte. Er wollte, er mußte zurück zum Militär.

Die Nachricht von seiner Entlassung aus Amt und Würden machte mit Blitzesschnelle die Runde durch Buchenwalde und erzeugte die verschiedensten Stimmungen.

Es waren doch nur die Wenigsten, die Freude darüber empfanden, den meisten war es eine schmerzliche Botschaft. Denn daß er sich stets freundlich um sie gekümmert, daß er keine Mühe und Arbeit für sie gescheut, das wußten sie, und wenn sie auch mit der gewöhnlichen Undankbarkeit der Menschen gleichgiltig darüber hinweg gesehen hatten, so lange sie ihn besaßen, jetzt, wo sie hörten, daß sie ihn und seine treue Fürsorge für immer verlieren sollten, begann es ihnen doch leid zu thun.

Und die Fragen:

„Herr Baron, ist es wahr, daß Sie uns verlassen?"

„Gehen Sie wirklich fort von Buchenwalde, Herr Baron?“

„Wen werden wir denn nun kriegen an Ihrer Stelle, Herr Baron?“ flogen ihm fortwährend entgegen, bald aus diesem, bald aus jenem Munde.

„Ja,“ sagte er immer, „ja — ich gehe. Und ihr bekommt einen besseren, viel besseren Verwalter, als ich's gewesen. Außerdem — müßt ihr denn durchaus regiert werden? Ich denke, ihr wollt euch freie Bauern nennen, wie die drüben in Friedrichs-Aue.“

Da schwiegen sie dann meist und ließen beschämt die Köpfe hängen.

Denn in ihren dicken, schweren Bauernschädeln war doch längst die Erkenntnis aufgedämmert davon, wie ihr ganzes Lärmen und Schreien von ihrer ‘Freiheit’ doch eben nichts war als Lärmen und Schreien; wie sie es aber im Grunde sehr gern sahen, wenn einer da war, der für sie plante und dachte und sorgte — ihnen mit Rat und That half, wo ihr Verstand nicht ausreichte oder ihre Mittel versagten. Nur Dank mußte er dafür nicht verlangen — — das nicht. Denn Dankbarkeit war in ihren Herzen nicht zu finden; alles von edleren Instinkten, was sie vielleicht noch besaßen, ward überwuchert von seit Jahrzehnten angewöhnter Unzufriedenheit und Nörgelsucht. —

Felix war das alles jetzt schon gleichgiltig. Es war überhaupt seltsam leer und stumpf in ihm geworden. Ellas Tod hatte eine große und schmerzliche Lücke in seinem Herzen hinterlassen.

Er hatte sie lieb gehabt — er hatte sich um sie gesorgt und gegrämt — auch gefreut hatte er sich, wenn es besser mit ihr ging — — — jetzt war auch diese Sorge, dieser Gram, diese Freude von ihm genommen! Alles, alles weg.

„Wahrlich — ich werde mit leichtem Reisegepäck von hier scheiden,“ dachte er oft. „Nichts mitzunehmen — nichts — nichts!“

Und er kam sich dann so bitter arm vor, daß er hätte weinen können.

„Das einzige,“ dachte er, „was schwer sein wird mitzuschleppen, ist mein Herz. Auf ihm liegt ein Wust von trüben und bitteren Erfahrungen. Die wiegen schwer. Und die gerade sind niemals mehr loszuwerden. Niemals!“ —

Am Abend nach Neujahr kehrte die alte Baronin von ihrer Reise zurück.

Kaum eine Viertelstunde nach ihrer Ankunft suchte sie den Sohn in seinen Zimmern auf.

Er war dabei, seinen kleinen Koffer zu packen. Am nächsten Tage oder am übernächsten wollte er Buchenwalde verlassen.

Damm saß bei ihm, qualmte furchtbar aus seiner ihn niemals verlassenden kurzen Pfeife und besprach allerhand Verwaltungsangelegenheiten mit Felix. — Zwischen diesen beiden war das Freundschaftsverhältnis ungetrübt geblieben. Es schien sich sogar noch befestigt zu haben, seitdem das Mißgeschick Felix ereilt hatte.

„Ich bleibe nicht lange hier — darauf können Sie sich verlassen,“ sagte Damm eben.

„Warum?“ Felix wandte sich um und sah ihn an.

„Warum? Ja — hol's der Henker, Buchenwalde ist mir verleidet ohne Sie! Mag nicht Ihr Nachfolger sein. Ich bitt' um Versetzung. Vielleicht seh' ich mich auch nach 'ner Stelle bei 'nem Privatmann um. Das ewige Zerteilen und Zerstückeln ist mir zuwider geworden.“

Felix nickte.

„Da haben Sie recht. Mir auch. Und doch, lieber Freund, hab' ich eine Bitte an Sie.“

„Na, da wär' ich neugierig.“

„Daß Sie, wenn man Ihnen irgend die Stelle nur läßt, hierbleiben, bis Buchenwalde fertig parzelliert ist.“

„Das kann immer noch 'n paar Jahr' dauern. Warum?“

„Weil — mein lieber Damm —“ Felix breitete die Arme weit auseinander — „außer Ihnen und Buchenwalde ist mir nichts mehr auf der Welt geblieben zu lieben. Ich liebe Buchenwalde — und so lange Sie hier sind — ist mir's doch so — als ob — als ob nicht der erste Beste hier zugelassen werden würde. Als ob Sie nur — — mein Gott, es ist ja lächerlich — Bauer ist Bauer — und ein Ansiedler ist wie ein anderer — aber — — sehen Sie, es ist mir so, als wäre Buchenwalde ein Mensch . . . ein Mensch, den ich liebe — und den ich verlassen muß . . . während er in den letzten Zügen liegt. Da läßt man denn gerne einen

Freund an seiner Seite zurück. Ich bitte Sie, bleiben Sie auf Buchenwalde, bis es ganz zerschnitten ist ... bis es ausgelitten hat. Versprechen Sie es mir."

„Gerne — gerne," sagte Damm mit seiner tiefen Stimme, die nicht ganz frei war von Bewegung — „wenn man mir's nicht unmöglich macht."

„So bleiben Sie bis zum Ende! Danke!"

Felix reichte Damm seine Hand hin, die dieser kräftig in der seinen drückte.

Dann wandte der junge Mann sich rasch, um seine Bewegung zu unterdrücken, seinem Koffer zu und warf ein paar Sachen hinein.

„Es wäre mir lieb," sprach er plötzlich wie aus seinem Gedankengange heraus, „wenn ich schon Nachricht von Oberst Mahr hätte."

„Wird schon kommen," tröstete Damm.

„Freilich — freilich! Natürlich wird sie kommen. Wenn nur," Felix setzte sich auf das Fensterbrett und betrachtete nachdenklich seine Stiefelspitzen, „wenn nur — hören Sie, Damm, ich spreche zu Ihnen, wie mir's ums Herz ist ... wie zu mir selber — ich bin in den letzten Wochen nervös geworden wie ein altes Weib — ich habe," er lachte laut auf, aber das Lachen klang wirklich erzwungen und nervös, „Ahnungen und — und — nicht wahr, es ist albern? Befürchtungen hab' ich — und — aber — ich meine — das ist doch wohl ausgeschlossen, daß man — mir — den —"

Er stockte und machte eine lange Pause. Damm qualmte heftiger denn je; das war so seine Art und Weise, wenn er aufgeregt wurde.

„— ich meine," fuhr Felix gleich darauf fort, „das ist doch wohl als ausgeschlossen anzunehmen, daß man mir den Wiedereintritt in die Armee — etwa — etwa — verweigert!"

Nun war sie heraus, seine Befürchtung, seine Ahnung, die ihn seit Tagen verfolgte. Endlich hatte er's gewagt, ihr Form zu verleihen, indem er sie in Worte kleidete. Damm sprang förmlich in die Höhe.

„Nanu — i, warum sollte man denn?"

„Ja — ich denke auch — ich wüßte nicht — aber Sie sehen doch — ich habe viele Feinde — so gut wie man nach Posen gegen mich denunziert hat — eben so gut kann man noch einmal —"

„Ach wo! Das sind wirklich bloß Hirngespinste."

„Meinen Sie? Nun ja ... ich mein' es ja auch ... ich hoffe es ... es wäre ja furchtbar ..." er brach ab und strich sich mit beiden Händen ein paar Mal über den Kopf, „denn dann wüßt ich wirklich nicht mehr — was —"

„Hm! Na — das ist ja aber doch ausgeschlossen — wüßte auch garnicht warum. Weil Sie hier mit dem Bauernpack nicht fertig geworden sind — das ist doch noch wahrhaftig kein Grund, warum Sie nicht wieder Offizier werden sollten."

„Nicht wahr? nicht wahr?" Voller Hoffnung rief Felix dies: 'nicht wahr?' „Sie sind doch ein besonnener und vernünftiger Mensch, Damm — Sie würden so was nicht sagen, wenn Sie es nicht ganz bestimmt glaubten —"

„Nee, wahrhaftig. Ich meine, da können Sie ganz ruhig sein. Doch — da — es kommt jemand. Ich werd' mich man dünne machen."

Ein kurzes Klopfen an der Thür, und die alte Baronin trat ein.

Als Felix sie sah, verfinsterte sich sein hübsches Gesicht, und die Arme über der Brust gekreuzt, blieb er stehen und sah seiner Mutter entgegen.

Damm verließ so geräuschlos wie möglich das Zimmer.

„Guten Tag, mein Sohn," begann die Baronin.

„Guten Tag, Mutter."

Er ging ihr keinen Schritt entgegen. Sie aber ging auf ihn zu und blieb dicht vor ihm stehen.

Er wandte den Kopf weg.

„Eine karge Begrüßung ... und ... du ... willst mich nicht ansehen?"

„Das ziehe ich allerdings vor."

„Hm! Ich sehe also ... du zürnst mir ..."

Er hob rasch den Kopf empor.

„Nein ... du irrst ... im Gegenteil ... ich bin dir sogar recht dankbar."

„Wofür?"

„Du meinst, ich hätte keinen Grund dafür? Eigentlich hast du recht ... denn du ... du

hast nicht schön gehandelt gegen mich ... dankbar aber bin ich dir auch nur für dein rasches Handeln — so verächtlich es in meinen Augen auch war ... denn dadurch ist das Ende wenigstens schnell gekommen."

„Das Ende?"

„Jawohl ... das Ende. Oder weißt du es noch nicht, daß es mit der Geschichte hier aus ist?"

„Aus?"

„Du wüßtest nicht, daß ich entlassen bin? — jawohl — entlassen — schmählich entlassen — und durch deine Machinationen!"

Sie antwortete nicht. Sie sah ihn nur an.

„Wußtest du es nicht?"

„Doch — ich wußte es."

„Nicht wahr? Ich konnt' es mir ja denken. Hast doch deine Spione nicht umsonst hier sitzen."

„Spione? Welch ein häßliches Wort!"

„Welch ein noch häßlicheres Amt! Ich meine damit natürlich: Herrn Brudbowo."

Als sie nicht antwortete, fragte er noch:

„Leugnest du es etwa?"

„Ich bin viel zu stolz, um zu leugnen."

Sie warf den Kopf zurück, und ihre großen kalten Augen ruhten voll auf ihm.

„Stolz? Stolz nennst du dich! Stolz nennst du dich immer noch?" Er lachte bitter auf. „Weißt du aber, wie ich dich nenne — dich und deine Handlungsweise? Verächtlich!"

„Das sagst du deiner Mutter?"

„Das sag' ich der Frau, die mich geboren hat — die aber niemals meine Mutter war. Ihr sag' ich die Wahrheit. Ihr sag' ich, daß sie in meinen Augen und in denen jedes anständig und gerecht denkenden Menschen verächtlich gehandelt hat — wie die verächtlichste der Intrigantinnen."

Sie raffte ihre lange schwarze Schleppe auf.

„Ich werde mich nicht von dir beleidigen lassen."

„Bitte. Der Ausgang ist frei."

„Ich habe aber noch mit dir zu reden. Ich kann darum noch nicht gehen und bin deinen ... beleidigenden Worten wehrlos ausgesetzt."

„Gut gesagt. Aber eine Frau wie du ist niemals wehrlos. Sie hat tausend Listen und Ränke, Pläne und Anschläge stets im Kopf, mit denen sie die anderen umgarnt. Sie trägt einen zehnfachen Panzer um den Leib — —"

„Jawohl, ihren Stolz."

„Ihren Stolz? Sag' lieber ihre Unverfrorenheit — Schamlosigkeit möcht' ich's noch eher nennen."

Jetzt stieg doch der Hauch einer matten Röte in ihren bleichen Wangen empor.

„Du bist nicht sehr ... wählerisch ... in deinen Benennungen."

„Warst du wählerisch in den Mitteln, mit denen du mich verdarbst? Warst du wählerisch, als du die Lüge, den Betrug, die Heuchelei, die Intrigue benutztest, um gegen mich zu kämpfen?"

„Schmähe mich — kränke mich, so viel du willst. Ich halte still. Mein Stolz wird es ertragen."

„Dein Stolz! Immer dein Stolz! Auf was bist du denn eigentlich stolz, das möcht' ich doch wahrhaftig wissen."

„Ich bin stolz darauf, das gethan zu haben, was ich als meine Pflicht erkannte."

„Aha! Bist du stolz darauf, Denunzianten gegen mich gezüchtet zu haben? — Unfrieden unter den Ansiedlern gesät zu haben? Mord und Totschlag angezettelt zu haben? Einfältige, schlichte Menschen bethört zu haben? Mich betrogen und hintergangen zu haben? Mich zum Wortbrüchigen, fast zum Ehrlosen gemacht zu haben? Mich zu Grunde gerichtet zu haben? Bist du stolz auf alles dieses? Ja? K a n n st du stolz darauf sein? Oder fühlst du nicht vielmehr, daß du dich vor Scham und Schmach verkriechen müßtest?"

„Ich fühle weder Scham noch Schande. Ich bin stolz darauf, alles das gethan zu haben, was du eben nanntest — weil es meine Pflicht war."

Er starrte sie an — entsetzt — ungläubig.

„Deine Pflicht — das — und du bist stolz darauf, sie erfüllt zu haben?"

„Stolz! stolz!"

„Nun, dann bedaure ich dich nur. Bedaure dich doppelt darum, weil deine Pflichterfüllung von so gar keinem Erfolge gekrönt wurde."

Er sah, daß sie ein wenig erschrak.

„Gar keinem?"

„Absolut keinem. Mit deiner Proselytenmacherei hier ist's zu Ende. Ich habe die Stelle verloren. Mit mir mußt auch du Buchenwalde verlassen. Mein Nachfolger ist kein Mann, mit dem zu spaßen wäre —"

„Dein Nachfolger? Er ist schon ernannt?"

„Jawohl."

„Wer ist's?"

„Damm. Oberinspektor Damm!"

Wieder sah er sie leicht erschrecken.

„Nicht wahr, das ist dir unangenehm? Ja, mit Damm wird nicht zu spaßen sein. Und er hat jetzt noch den Vorteil, den evangelischen Prediger zur Unterstützung an seiner Seite zu haben."

Sie schien einen Augenblick nachzusinnen.

„Und was geschieht nun?" fragte sie dann. „Was wird aus dir? Was thust du?"

Hätte er ordentlich aufgehorcht, er hätte doch wohl einen Ton mütterlicher Angst, mütterlicher Besorgnis aus ihren Worten heraushören müssen. Aber er war viel zu aufgeregt, viel zu sehr aufgebracht gegen sie.

„Was weiß ich?" gab er gleichgiltig zur Antwort. „Vielleicht werd' ich wieder Offizier — wenn sie mich nehmen, heißt das. Vielleicht such' ich mir 'ne Inspektorstelle mit vierhundert Mark jährlich. Vielleicht werd' ich Steinklopfer. Vielleicht schieß' ich mich tot. Wer kann's wissen?"

„Felix!" schrie sie auf. Und sie machte eine Bewegung, wie um sich auf ihn zu stürzen.

Er jedoch streckte ihr seine beiden Hände abwehrend entgegen.

„Oh bitte — bitte! Wie gesagt, ich weiß noch nichts Gewisses über meine Zukunft. Das eine nur weiß ich — daß ich übermorgen Buchenwalde verlasse."

„Übermorgen schon?"

„Jawohl. Ist es dir zu bald?"

„Mir?"

„Darf ich mir nun vielleicht auch die Frage erlauben, was du zu thun gedenkst?"

„Ich? Oh, ich gehe zunächst wieder nach Krakau zu den Karsinows."

„Und dort — hat man schon etwas für dich?"

„Ja —" antwortete sie zögernd.

„Einen — frommen — Posten?"

„Ja—a."

„Hahaha! Ich konnte mir's denken. Nun, es ist ja gut. So ist also für dich gesorgt. Wann gedenkst du zu reisen?"

„Am liebsten gleich morgen früh. Wenn es geht — und wenn's dir recht ist," fügte sie etwas weicher hinzu.

„Aber bitte — geniere dich doch nicht. Was sollte ich wohl dagegen haben?"

Sein kalter, höhnischer Ton schien jetzt doch auf einmal den Panzer von Eis und Stein, der ihr Herz umgab, zu durchdringen.

„Und — und Ella," begann sie zögernd. „Willst du mir nicht noch etwas von ihr erzählen?"

„Erzählen? Von Ella? Was? Sie ist tot."

„Von ihren letzten Stunden."

„Das wird Marie dir alles erzählen. Ich — ich bedauere — ich habe keine Zeit."

„Du willst nicht?"

„Nein; ich will nicht. Apropos, Marie — du nimmst sie doch mit? Denn ich — ich wüßte wirklich nicht, was mit ihr anfangen."

„Ja. Sie geht mit mir. Und nun — Felix — wollen wir einander nicht lebewohl sagen?"

Ihr Ton klang wieder um eine Schattierung bewegter.

Er machte ihr eine tiefe Verbeugung.

„Lebewohl."

„So, Felix, so? Willst du mich nicht umarmen? Du siehst deine Mutter vielleicht niemals wieder."

„M u t t e r? Ich habe keine Mutter mehr." Er wandte sich der Thür zu, die in sein Büreau führte.

„Felix! F e l i x!! So — s o sollen wir auseinandergehen?"

„Mein Gott!" Er zuckte ungeduldig die Achseln. „Warum denn sollten wir s o n i c h t auseinandergehen? Freuen wir uns doch, daß wir wenigstens in Wahrheit scheiden, nachdem wir so lange mit Lügen im Herzen und auf den Lippen nebeneinander hergegangen sind."

Sie senkte das Haupt und wandte sich zur anderen Thür.

„Es sei, wie du sagst. Lebewohl."

„Lebewohl! Noch eines" — die Thürklinke

in der Hand, wandte er sich noch einmal zu ihr um. „Bruddowo darf nicht mehr nach Buchenwalde kommen. Ich sage es dir zur Warnung, im Fall du heut abend noch Sehnsucht nach ihm empfinden solltest. Er darf sich hier nicht mehr blicken lassen. Ich hab' es ihm verboten —"

„Verboten?"

„Ausdrücklich. Also — bitte — führe keine weiteren Unannehmlichkeiten herbei. Er darf sich hier nicht sehen lassen, sonst würde ich ihn —"

„Was?"

„Trotz seines Priesterrocks mit den Hunden vom Hof jagen lassen."

Sie nickte und warf den Kopf zurück.

„Ich würde," sagte sie kalt, „ihn vor deiner Brutalität zu schützen wissen — indessen —"

Er lachte ironisch.

„So war's recht. Das war doch wenigstens wieder dein wahrer Ton. Adieu."

Er durchschritt die Thür und schloß sie hinter sich.

Dort, in dem anderen Raume, wo er allein war, sank er in einen Stuhl nieder und barg das Gesicht in beiden Händen. Er fühlte sich wie gebrochen. „So leicht zerreißen solch menschliche Bande eben doch nicht — das müssen schon harte, feste Krallen sein, wie die des Hasses — des Zornes — der Verachtung, um diese von der Natur so eisern geschmiedeten Ketten zu zerreißen, zu zerbrechen," dachte Felix. „Aber — schließlich — sind sie dann mal zerbrochen — um so besser! Es ist eine Zentnerlast weniger durchs Leben zu schleppen. Man ist um so vieles freier, freier und leichter."

Noch lange, bis in die Nacht hinein, saß er da und grübelte darüber nach.

Warum, wenn die Natur solch feste Bande knüpft, die nicht reißen dürfen, weil sie einem beim Reißen das Herz mit zerreißen, sorgt sie nicht auch dafür, daß es Rosenketten seien, anstatt Fesseln? Warum? warum? Warum so ungleiche Menschen zusammenschmieden, Menschen, die sich hassen müssen?

Ist das Ironie? Ist es Bosheit? Ist es Absicht? Oder ist es überhaupt nur Zufall?

Er fand keine Lösung auf seine Fragen. — — —

* * *

(Schluß folgt.)

# Die eherne Schlange.

## Roman in drei Büchern

von

**Thomas P. Krag.**

[6] Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Eugen von Enzberg.



### XXI.

Hin und wieder zeigte sich Jonas sehr trotzig: Frau Ulrike hatte in Erfahrung gebracht, daß er sich im Walde herumtrieb und Marja besuchte. Sie machte ihm keine Vorwürfe darüber, aber als er eines Nachmittags den gewohnten Weg ging, trat ihm ein fremder Mann entgegen und sagte: „Du willst wohl wieder zu der alten Hexe?" Der Knabe schaute verwundert auf, ohne ihn einer Antwort zu würdigen. „Komm," sagte der Fremde, „wir wollen lieber Vögel schießen!" Jonas verstand sofort, daß der Mann nicht aus eigenem Antriebe handelte, und rief mit zornerglühten Wangen: „Ich geh', wohin ich will!" „Nein," gab der Mann zur Antwort, „das wirst du nicht thun!" „Doch," rief er, „wer

wollte mir das wehren?" „Komm' doch," sagte der andere, „wir wollen lieber Vögel schießen!" — „Laß mich gehen, wohin ich will!" sagte der Knabe. „Nein, du gehst mit mir!" „Laß mich gehen, oder du sollst es bereuen!" Im Auge des Knaben lag ein Trotz, der den Mann förmlich einschüchterte und stumm machte. Ohne den geringsten weiteren Widerstand zu versuchen, wandte er Jonas den Rücken und ging wieder seiner Wege. Er hatte ein dickes, rotes Gesicht, ging mit schweren, schwankenden Schritten und schien Seemann zu sein.

Ein andermal hatte Jonas von Gröben von seinem Recht als Sohn Gebrauch gemacht und sich aus den Waffen seines Vaters einen Dolch ausgewählt, den er an seinen Gürtel hängte und als sein Eigentum betrachtete. Es war ein kostbares Stück, mit einem Griff aus Elfenbein mit Silberbeschlag und einer Klinge aus feinstem Stahl. Eines Nachmittags, als er die Waffe gerade auf den Tisch gelegt hatte, trat Nils Hall ins Zimmer, nahm sie in die Hand, besah sie genau, prüfte die Schneide und sagte: „Dieser Dolch gehört in meinen Waffensaal!" (Nils Hall hatte sich nämlich einen Waffensaal eingerichtet, dessen Gegenstände zumeist Friedrich von Gröben gehört hatten.) „Der Dolch gehört mir!" rief Jonas. „Na, na," sagte Nils Hall langsam, „es ist noch eine große Frage, ob du ihn überhaupt bekommst." „Er gehört mir!" „Wer hat ihn dir denn gegeben?" fragte die Mutter. Jonas erwiderte: „Der Dolch gehörte meinem Vater, und wenn er noch am Leben wäre, würde er mir die Waffe sofort gegeben haben, wenn ich ihn darum gebeten hätte." „Ja, mein Sohn," sagte Nils Hall ruhig, „in zehn Jahren hättest du den Dolch vielleicht bekommen, aber jetzt verstehst du ihn ja noch nicht zu führen." „Doch, ich verstehe es!" — „Ich finde, du wirst frech und anmaßend," sagte Frau Ulrike. „Ich weiß, was mein Vater gesagt hätte," rief der Knabe, „und ihn allein würde ich gefragt haben; denn alles dies war sein Eigentum!"

Nils Hall sprang auf: „Was für einen Ton erlaubst du dir denn?" schrie er, und holte zum Schlage aus. Der Knabe stand ganz still und unbeweglich, biß sich in die Lippe und kämpfte mit Zornesthränen. Eine breite, blaue Ader schwoll an seiner Schläfe an, der Mund öffnete sich, und seine Lippen wurden dick und höhnend. Es war, als rief es aus ihm: 'Schlag' nur zu, wenn du es wagst!' Aber Nils Hall schlug nicht. Darauf verließ Jonas von Gröben das Zimmer. Stolz blitzte der Dolch an seiner Seite.

Es war ganz eigentümlich, wie unbehaglich es dem jungen Paar zu Mute war, solange der Knabe in ihrer Nähe weilte. Sie sprachen dann kaum, oder führten wenigstens nur eine sehr gezwungene Unterhaltung. Als Jonas einmal das Zimmer verlassen hatte, sagte Nils Hall: „Hast du ihn beobachtet? Es ist, als ob er etwas zu sagen hätte, was er nicht sagen will!" Frau Ulrike runzelte ihre weiße Stirne und entgegnete: „Ich kann ihn nicht mehr ausstehen ... er gleicht seinem Vater."

„Er verkehrt auch zu viel mit den alten Dienstboten," murmelte Nils Hall.

Eines Tages, als das junge Paar eine Spazierfahrt gemacht hatte, rastete man auf einem Platz mit weiter Aussicht. Vor ihnen lagen Felder und Fluren, Wälder und Sümpfe, und weit draußen sah man eine blaugraue Wolke, das Meer. Sie saßen still und schauten unverwandt hinüber. Dem scharfen Blick des Marineoffiziers entging selbst das kleinste Segelschiff nicht, das weit, weit draußen kreuzte und dem Auge seiner Frau nur wie ein dunkler Fleck erschien.

Nils Hall unterbrach zuerst das Schweigen. „Wir sollten ihn aus der Schule nehmen. Die jungen Leute dürfen nicht zuviel studieren. Man bringt sie schließlich nur dazu, zuviel über die Dinge nachzugrübeln. Würden wir ihn nach den Sommerferien wieder in die Schule schicken, so käme er sicherlich das nächste Mal als ein noch größerer Grübler zurück. Es ist entschieden weit besser für ihn, wenn er nicht wieder in die Schule kommt. Er sollte auf die See. Sollte ein paar Reisen machen ... als Schiffsjunge und Matrose."

„Und dann Seemann werden?"

„Seemann? ... Meinetwegen kann er ja gern Admiral werden ... wenn er das Zeug

dazu hat ... ich ging auch in seinem Alter zur See."

„Es wäre vielleicht ganz gut für ihn, wenn er weit, recht weit von hier wegkäme!"

Sie sprachen nicht mehr über dieses Thema. Beide waren während der Heimfahrt ziemlich wortkarg, als wären sie ganz mit ihren eignen Gedanken beschäftigt.

Aber als sie sich am nächsten Tage wieder in die Augen sahen, wurde die Frage aufs neue angeregt, und nun sprachen sie sich offener aus.

Nils Hall meinte schließlich:

„Ich habe unter meinen Leuten einen älteren Mann, den Mika Peter. Dem hab' ich Arbeit als Schiffsbauer geschafft, aber er möchte lieber wieder eine größere Seereise antreten. Er war es auch, der neulich den Versuch machen sollte, deinen Sohn mit auf die Jagd zu bekommen. Auf der einen Seite ist er dumm, auf der anderen aber auch wieder ganz klug und verschlagen. Er ist mein Sklave, kann ich dir sagen — mein Hund. Ich habe ihm einmal das Leben gerettet, seither thut er, was ich ihm befehle."

Einen Augenblick nachher fügte er hinzu:

„Ich werde heute abend einmal mit Mika Peter sprechen!"

## XXII.

Am selben Abend kam ein Mann zu Nils Hall, der wie ein Matrose aussah und schwerfällig und ungelenk ins Zimmer trat. Nils Hall erhob sich aus seinem tiefen Lehnstuhl und ging ihm entgegen.

„Mika Peter!" sagte er ruhig.

„Ja," flüsterte der andere.

„Mika Peter ... Du weißt, was ich für dich gethan habe."

„Ja."

„Du weißt, was ich für dich gethan habe, damals, als ich dir das Leben rettete."

Der Seemann preßte den Hut in seinen Händen zusammen, faltete sie vor der Brust und beugte sein Haupt, daß es krebsrot wurde und die Adern an seinen Schläfen anschwollen.

„Ich habe es nie vergessen, werde es nie vergessen" ... flüsterte er anscheinend mit vieler Mühe, „nie, solange ich lebe!"

„Du mußt mir wieder einen Dienst leisten, Mika Peter!"

„Sie wissen, daß ich alles thue, was Sie befehlen."

„Nun also, du sprachst doch davon, daß du wieder gern eine größere Seereise antreten möchtest. Das kannst du jetzt unter den günstigsten Bedingungen thun. Nimm dir morgen ein Boot und fahr' zu der Bark hinüber, die hinter der kleinen Insel Lystren vor Anker liegt ... du kennst doch den Weg?"

„Nein ... ich bin nie dort gewesen."

„Gut, es wird dir jemand den Weg zeigen. Wenn du an Bord kommst, wird dir der Kapitän einen Knaben übergeben, der auch mitsegeln soll. Nimm dich des jungen Burschen an. Halte ihn fest; verlaß ihn niemals."

„Soll er zur See?"

„Ja! ... weshalb denn nicht? Es werden doch viele Seeleute! Aber du, Mika Peter, sollst ihn so behandeln, daß er dich nicht verläßt. Denn ... du verstehst dich ja darauf, an dich zu fesseln, den du an dich fesseln willst."

„Ja, das kann ich. Aber soll ich ihn denn immer begleiten, sollen wir nie mehr zurückkommen?"

„Daran brauchst du vorläufig nicht zu denken ... wenn ich will, daß du kommen sollst, werde ich dich schon davon unterrichten. Sonst kannst du reisen, wohin du willst; aber schreib mir einmal im Jahr."

„Ich kann nicht schreiben."

„Dann laß einen anderen schreiben. Aber weihe ihn in nichts ein. Teile mir nur einfach mit, wohin ihr fahrt, und wie es dem andern geht, der dich begleitet."

„Ja!"

„Glaubst du, daß du meinen Wunsch erfüllen kannst?"

„Ja! ... er wird schon bei mir bleiben. Ich weiß, von wem die Rede ist. Ich hab' ihn ja gesehen. Er ist noch nicht alt und verhärtet. Ich werde ihn so ziehen, daß er an mir hängen muß!"

„Glaubst du, daß es dir schwer fallen wird?"

Der Seemann starrte vor sich hin mit einem

leeren Blick, als wenn seine Gedanken ganz wo anders wären. Dann sagte er:

„Das glaub' ich nicht. Er hat einen Wurm im Auge gerade wie ich. Er hat sowohl Licht als Nacht. Es hängt an ganz anderen Dingen als an ihm selbst, ob ihm Tag oder Nacht beschieden ist. Jetzt treib' ich ihn zu mir — in die Nacht!"

„Du sollst es nicht zu bereuen haben, Mika Peter!"

„Das weiß ich noch nicht," erwiderte der Seemann, noch immer in Gedanken versunken vor sich hinstarrend. „Er ist noch ein Kind mit Flügeln, er könnte so licht und weiß werden. Der Wurm steckt noch tief drinnen bei ihm. Er muß erst rauskriechen; aber damit er dies kann, muß das Kind noch viel von dem Weißen abstreifen."

„Es giebt noch gar viel Schwarzes an manchen Orten auf der Welt, Mika Peter!"

„Aber da müßt ihr mir auch gestatten, daß ich ihn zu einem ganz andern Menschenkind umgestalte. Ihr dürft dann nicht weinen und mir Vorwürfe machen, wenn ihr einen schwarzen Raben in die Stube fliegen seht, falls ihr ihn doch einmal zurückruft."

Nils Hall trat dicht an den Seemann heran, starrte ihm eine Weile in die Augen und sagte dann mit flüsternder Stimme:

„Mach' aus ihm, was du willst! Blas ihm deinen Atem in die Nase, wenn er schläft, und sieh ihm mit deinen Augen in die seinen, wenn er in der Frühe aufwacht, damit er wieder einschläft, wenn sein Gehirn von deinem Blick erfüllt ist. Mach mit ihm, was du willst, alles, was du mir einmal erzählt hast, was du thun kannst und, wie ich weiß, so gut verstehst. Reise nur weit, weit fort!"

---

## XXIII.

Man fing an, Frau Ulrikens Vergehen nach und nach zu vergessen. Zwar hörte man noch hin und wieder sagen: „Wer weiß, ob es bei der Krankheit des Herrn von Gröben mit rechten Dingen zugegangen ist!" . . .

Andere wieder meinten: „Er war ja schon ein alter Mann, und die Sorgen haben sein Ende beschleunigt." Auch fehlte es nicht an guten Freunden, die das Ganze dadurch erledigten, daß sie sagten: „Im übrigen wird ja doch nie ein Mensch erfahren, wie die Sache eigentlich zusammenhing!"

Aber alle diese Redensarten verstummten mehr und mehr, und schließlich kamen wieder wie früher die meisten Nachbarn zu den Herbstfestlichkeiten in Frau Ulrikes Haus. Keiner von den andern Gutsbesitzern gab solche Feste; Nils Hall und seine Frau waren auf diesem Gebiet Alleinherrscher. Oft wurden mit den Bällen Maskeraden verbunden, welche von Anfang bis zu Ende von Munterkeit übersprudelten. Manchmal machte man bei Mondenschein in den bunten Gewändern und den Masken Ausflüge auf die Landstraße. Die Hunde, an denen sie vorüber kamen, bellten, steckten den Schwanz zwischen die Beine und liefen heulend querfeldein. Auch die einsamen Thalbewohner folgten, wenn sie der Masken ansichtig wurden, dem Beispiel der Hunde und rannten davon, so schnell sie die Beine tragen wollten. Einmal nahmen ein paar halbbetrunkene Gäste zwei Bauern mit sich in die Säle hinauf, ängstigten sie zunächst durch allerlei wilde Sprünge und dumme Faxen und machten sie schließlich so sinnlos betrunken, daß sie später auf der Landstraße umfielen, einschliefen und in der kalten Novembernacht beinahe erfroren wären. Ein andermal trafen sie sechs betrunkene Matrosen; aber dieses Abenteuer lief schlimmer ab. Als einige ausgelassene Herrn sich den Spaß erlaubten, die Matrosen an der Nase zu krabbeln, wie man es bei einem Pferd oder einer Kuh zu thun pflegt, und schließlch ein Seemann sogar von einem der Gäste mit einem Fußtritt traktiert worden war, wurden die Matrosen ganz rasend, krempelten die Ärmel auf, spuckten in die Fäuste und gingen auf die Gesellschaft los. Vier von ihnen prügelten all die munteren Kavaliere durch, deren sie habhaft werden konnten, während zwei von ihnen Frau Ulrike und eine andere Dame auf den Schoß nahmen, sie trotz ihres Geschreies küßten und sich mit ihren schwieligen Händen sehr ungenierte Galanterien erlaubten. Man konnte die Damen ihrer rohen Umarmung kaum ent-

reißen. Einer von ihnen hatte seine Finger so tief in den Nacken der Frau Ulrike eingebohrt, daß sie noch lange die sichtbaren Spuren dieses Griffes trug.

Aber dieser Vorfall schreckte die Gesellschaft nicht weiter und hatte nur zur Folge, daß die Herren seit jenem Abend immer geladene Pistolen bei sich trugen, wenn sie sich draußen auf dem Landweg bewegen wollten.

Aber Feste konnte man ja nicht immer feiern, und wenn Nils Hall und seine Gattin allein im Zimmer saßen und plötzlich ein Unwetter mit Sturm und Regen losbrach, da war es, als ob die Dunkelheit noch jemand anderes mit sich brächte, namentlich wenn der Sturm vom Meere herkam, und der Regen, der in schweren Tropfen das Fenster peitschte, aus Wolken stammte, die von da draußen heranstürmten und mit Seedämpfen vermengt waren.

In einer solchen Gewitternacht erwachte Ulrike aus schweren Träumen. Sie erinnerte sich der Einzelheiten nicht mehr, sondern wußte nur noch, daß sie von ihrem Sohn geträumt hatte. Nils Hall beruhigte sie mit wenigen Worten, und schon ein paar Augenblicke später hatte sie das Gleichgewicht wiedergefunden und sagte lächelnd: „Es soll nicht mehr vorkommen." Nils Hall aber meinte: „Wir Menschenkinder müssen nun einmal um die Macht kämpfen. Die einzige Sünde ist, den zu treffen, in dessen Adern unser Blut fließt, der dieselben Lebenskräfte und Gedanken besitzt, wie wir. Aber kommt mir ein anderer in den Weg, der meine Pfade kreuzen will, so schlage ich ihn nieder. Das ist in meinen Augen keine Grausamkeit, sondern ein ganz natürlicher Trieb!"

Frau Ulrike hielt Wort. Sie schreckte des Nachts nicht mehr aus schweren Träumen von ihrem Sohne auf, und wenn sie seiner hin und wieder im Lauf der Unterhaltung Erwähnung that, brauchte Nils Hall sie nur daran zu erinnern, daß er seinem Vater ähnlich sei, und daß er den letzteren hasse, weil er einen Sohn mit ihr gezeugt habe, wozu er selbst das Vorzugsrecht gehabt haben wollte — so existierte der Sohn nicht mehr für sie, der sie doch immer nur an seinen Vater erinnerte, und sie lächelte, wenn Nils Hall ihr seine süßen Worte ins Ohr flüsterte.

Seit jenem Abend, an dem Jonas Gröben auf das Schiff geführt worden war, um Seemann zu werden, waren zwei Jahre verflossen. In dieser Zeit hatte Nils Hall zwei Briefe von Mika Peter erhalten, deren einer im englischen Kanal geschrieben war, während der andere von einer öden Inselgruppe des Stillen Ozeans datiert war. Nach dem ersten Brief war es ihm gut ergangen; sie hatten eben ihr Mittagessen eingenommen; aber zur Zeit, da der zweite Brief geschrieben wurde, hatten sie monatelang nur Wellen, Haifische und Seevögel gesehen und waren nach unsäglichen Leiden auf hoher See endlich auf jene Insel verschlagen worden. Aus dem Brief ging hervor, daß der arme Knabe gern wieder nach Hause wollte, und dem Anschein nach wollte Mika Peter ein gutes Wort für ihn einlegen; denn unter diesem Brief, den er ja einem andern diktiert hatte, war von plumper Hand eine Figur gezeichnet, die einen Knaben vorstellen sollte, der seine gefalteten Hände bittend emporstreckte.

## XXIV.

Bei Frau Ulrike war in letzter Zeit eine gewaltige Reiselust erwacht. Indessen schien es, daß sie wieder mit Vergnügen in das Gröbensche Haus zurückkehrte, wenn sie eine Zeitlang im Auslande zugebracht und dort das Leben in vollen Zügen genossen hatte. Denn es machte ihr nicht dasselbe Vergnügen in den reichen fruchtbaren Ländern, wo es auch andere ihr gleich thaten, ein fröhliches, verschwenderisches Leben zu führen, während hier aus Kontrast die irdischen Freuden einen ganz besonderen Reiz bekamen, hier in den dunklen Gemächern, so nahe der öden Heide, dem rauschenden, wogenden Meer!

Nils Hall zeigte ihr noch immer dieselbe freundliche Miene. Er wußte gar wohl, daß seine Frau ihn betrog, aber er ertrug das lächelnd und betrog sie wieder! Eines Nachts, als er eine Gutsbesitzersfrau besuchte, wurde er von deren Mann überrascht und zum Fenster

hinausgeworfen. Glücklicherweise war das Fenster nicht weit vom Erdboden entfernt, aber die Mauer des Hofes war hoch, so daß er sich beim Abspringen den Fuß verstauchte, und sich — notdürftig bekleidet — in das nächste Haus schleppen mußte, wo er von den Bauern Kleider entlehnte und sich dann nach Hause fahren ließ.

Vor den Augen der Welt vertrugen sich Nils Hall und seine Frau ausgezeichnet. Man sah sie viel zusammen und hörte, daß zwischen ihnen nur die freundlichsten Worte gewechselt wurden. Oft schien sich Ulrikes Liebe wieder ganz ihrem Mann zuzuwenden, und dann mochte sie tagelang keinen andern um sich sehen; sie war dann so eingenommen von ihm, und er von ihr, als ob sie sich eben erst kennen gelernt hätten. Wenn dann Maskenbälle abgehalten wurden, war er ihr Liebhaber und sie seine Geliebte; auch kam es öfters vor, daß sie ganz rasend wurde, wenn ihr Mann in dieser Zeit einer anderen Dame eine größere Aufmerksamkeit erwies!

Viele meinten, daß Frau Ulrike Hall trotz ihres üppigen Busens, ihres langen, blonden Haares und ihres schlanken Körpers dem Charakter nach eigentlich ein Mann war. Der Mann will siegen, die Frau will besiegt werden. Aber Frau Ulrike besaß die männliche Eigenschaft, selbst wählen zu wollen und dann zu siegen. Sie war hin und wieder beobachtet worden, wenn sie sich mit weitaufgerissenen Augen einem Mann näherte, und alle, die sie gesehen, waren darin einig, sie unausstehlich und ihr ganzes Benehmen häßlich zu finden. Manche meinten: „Nun ja, sie gehört nun einmal zu den unausstehlichen Personen, die man am liebsten gleich mit Haut und Haaren verschlingen möchte!"

Selbst die geprüfteren jungen Herren, die sich rühmen konnten, schon manche schöne Beute gewonnen zu haben, und denen die gewöhnlichen Angriffe und Siege nachgerade etwas zu einförmig zu werden schienen, wurden ganz ängstlich, wenn diese dreiste Blondine sich ihnen fast lautlos näherte, und es ward ihnen zu Mut, als ob sie verhext seien. Das eigentümlichste aber an ihr war ihr veränderlicher Sinn. Die Neider verglichen sie mit einem Chamäleon; die, die von ihr begeistert waren, mit einer Blume, die die Farbe wechselt, je nachdem das Licht der Sonne auf sie fällt. Bald war sie die Messingblonde, die glänzende Sinnlichkeit mit allzu lächelndem Mund, allzu weitgeöffneten Augen — bald die Purpurblonde, einem heißen, roten Augustnachmittag vergleichbar, wenn die Natur furchtbar, aber hoheitsvoll spricht. Hin und wieder, namentlich wenn sie als Hausfrau den Saal durchschritt, trug sie eine so stolze Tugendhaftigkeit zur Schau, daß viele fast stutzig wurden — bis sie einen Augenblick darauf ihren jeweiligen Günstling bemerkte. Dann spielte ein Lächeln um Auge und Mund, das einen Einblick in die wildesten Laster gewährte!

Sie war nun fünfunddreißig Jahre alt, aber man konnte sie oft noch für zwanzig halten. Ja mitunter, wenn sie auf einer Spazierfahrt, in ihren Bisampelz gehüllt, am frühen Herbstmorgen durch die Felder fuhr, mußte jeder, der ihr begegnete, glauben, daß das blonde Köpfchen, das sich aus dem dunklen Pelzkragen hob und von dem feinen, aber scharfen Wind Farbe erhielt, einem ganz jungen Mädchen gehörte, dem das Leben mit seinen Wundern noch fremd war.

Unter den Herren, die vornehmlich als die Glücklichen bezeichnet wurden, die sie in der letzten Zeit besonders gut gekannt hatte, war ein junger Kavallerieoffizier, ein großer fünfundzwanzigjähriger Mann mit dunklen Haaren, der über ihre Gunst so stolz war, daß er all seinen Freunden die Abenteuer erzählte, die er mit ihr erlebt hatte. Auch ein anderer hübscher Mann wurde als ihr Günstling viel genannt. Es war dies Herr von Morten, Schwede von Geburt, außerordentlich blond und rotbackig, der namentlich, wenn er mit seinen weißen Zähnen lachte, ganz eigen rosig und leuchtend aussah.

## XXV.

Die letzten Briefe von Mika Peter waren von fernen Inseln, von unbekannten Küsten gekommen oder mitten auf dem Ozean geschrieben. Es schien, als ob der alte Seemann sich mit Vorliebe die weitesten Reisen aussuchte.

Der letzte Brief war nicht von Mika Peter, sondern von Jonas von Gröben geschrieben. Nils Hall zitterte, als er die Unterschrift sah. Der in harter, aber deutlicher Schrift geschriebene Brief lautete:

„Ich bin im Überfluß geboren und muß in Armut leben. Mein Vater starb aus Kummer über meine Mutter. Mir klang immer ein Wort in den Ohren, das aus der Stille kam und in der Stille verhallte. Ich kenne das Wort nicht genau, aber ich weiß doch, daß meine Mutter und ein anderer mir den Vater in den Tod gehetzt haben. Mich aber haben diese beiden einem Mann in die Hände gegeben, der mein Unglück wurde. Ich habe die Meere durchkreuzt und viele Länder durchwandert, habe in Haß und Verzweiflung gelebt, bin von Krankheit und Not heimgesucht worden. Einmal lernte ich auch die Liebe kennen, aber die Stürme des Lebens rissen mich wieder weg. Aber Ihr, die ich jetzt anrufe, Ihr habt mir einen Stachel in die Seele gelegt. Reißt mir diesen Stachel wieder heraus, wenn Ihr es vermögt. Vieles ertötet dieses unruhige Leben, und was es noch übrig läßt, ertötet jener Stachel der Furcht, den Ihr mir in die Seele gesenkt habt!"

Jahre vergingen, Lenz und Sommer und Herbst wechselten. Nils Hall und seine Frau waren bald auf Reisen, bald ruhig daheim in ihrem alten Haus. Es schien ihnen nichts mehr daran zu liegen, große Feste abzuhalten. Eine Wolke fing an sich auf das Haus herabzusenken und in die Wohngemächer einzudringen. Eine Wolke von Müdigkeit und Angst, die Erwartung von etwas Unbestimmtem.

---

# Zweites Buch.

## Meer und Tod.

„Seltsame Menschen treffen oft auf dem Schiff zusammen, das eine Fahrt durch den Ozean macht."

### I.

Der ‘Hundsstern’ kam aus südlichen Gewässern. Schon über einen Monat war man gesegelt, und der Kapitän hoffte, in ein paar Tagen die Azoren zu erreichen. Man hatte Eile, denn eines Nachts war der große Wasserbehälter des Schiffes unglücklicherweise leck geworden, und das Wasser war hinausgeströmt. Niemand verstand, wie es zugegangen war, daß die eichene Tonne gesprungen war. Jetzt destillierte man an Bord mit Mühe und Not das allernotwendigste Trinkwasser. Man kochte das Salzwasser und ließ den Dampf sich verdichten.

Aber am Abend des dritten Tages herrschte auf dem ‘Hundsstern’ eine frohe Unruhe. Denn im Norden sah man ein großes Schiff langsam auftauchen. Es zeichnete sich scharf von dem wolkenlosen Himmel ab und setzte den Kurs Süd-Südwest, so daß der ‘Hundsstern’ es mit Leichtigkeit preien konnte, wenn er einige Linien im Winde höher legte.

Eine Stunde später trafen die Schiffe zusammen, und folgendes Zwiegespräch entspann sich zwischen den Führern:

„Wir haben kein Wasser — könnt ihr uns zwei Tonnen überlassen?"

„Wir haben selbst nicht viel mehr, als wir brauchen."

„Aber wir leiden Not. Wir konnten heute nicht mal Suppe kochen. Wir werden das Wasser selbst an Bord holen und euch außer dem Geld noch fünf Flaschen Genever geben."

Schließlich ging der Führer des anderen Schiffes auf das verführerische Angebot ein, und das Wasser wurde von zwei Matrosen und einem alten Bootsmann herübergeholt.

Währenddessen plauderten die beiden Kapitäne miteinander.

„Wo wollt Ihr hin?" fragte der Führer des fremden Schiffes.

„Nach den Azoren."

„Wenn Ihr meinem Rat folgen wollt, so

steuert Ost oder Nordost; die Azoren werdet Ihr schwerlich erreichen."

„Weshalb denn nicht?"

„Wir bekommen Ostwind! Der wird sich zwar auch an den Küsten von Europa und Afrika fühlbar machen, aber da nicht so gefährlich."

„Woher wißt Ihr denn, daß wir Ostwind bekommen?"

„Das kann ich Euch nicht so rasch erzählen!"

„Ja, ja ... das könnte schlimm werden! Gleichviel, ich danke für die Mitteilung, wenn sie auch für mich wertlos ist."

„Das werdet Ihr noch bereuen. Thut, was Ihr wollt, aber zuvor laßt Euch sagen, wem ich diese Mitteilung verdanke. Ich habe den Sohn meines Bruders an Bord, einen armen, unglücklichen Blinden! Er gehört zu den Menschen, für die es eine Wohlthat gewesen wäre, wenn man sie getötet hätte, ehe sie groß geworden! Denn wir leben ja hier auf der Welt, um das Licht und Gutes zu sehen und zu hören. Aber mein Neffe gehört einer anderen Welt an. Schon von Geburt an lag er still und zusammengekauert, solange das Gute im Himmel und auf Erden die Überhand hatte und Sonne oder Sterne leuchteten. Aber wenn das Böse zum Vorschein kam, das, was vom Dunkel herkommt, lebte er auf, und dann stand er aufrecht und witterte nach der Richtung, woher es kam. Auch vorhin hat er sich erhoben — er ahnt das Unglück, das uns von Osten droht. So, nun wißt Ihr, weshalb ich Euch aufmerksam gemacht habe."

Der Kapitän des 'Hundsstern' schüttelte den Kopf, als wollte er nichts mehr hören, ging auf die Kommandobrücke und drehte das Steuer. Bald darauf glitt der 'Hundsstern' wieder nach Norden und das andere Schiff weiter nach Süden. Es glitt eine Zeitlang wie eine Wolke über den Ozean dahin. Dann war es bald verschwunden, und der 'Hundsstern' war das einzige lebend scheinende Wesen in weitem Umkreis.

---

## II.

Der 'Hundsstern' setzte seine Reise fort. — Bei schwachem, aber stetem Westwind ging die Fahrt sehr rasch von statten. Infolge der Begegnung mit dem anderen Schiffe waren die Passagiere auf Deck gekommen. Es waren drei Männer und eine Frau mit zwei kleinen Kindern. Die Frau ging bald wieder in die Kajüte zurück, die drei Männer blieben oben. Zwei von ihnen begaben sich einen Augenblick darauf in einen kleinen Raum in der Nähe der Schiffsküche. Einer von ihnen, Irländer von Geburt, war Gärtner. Er hatte sich auf Meerpflanzen geworfen und handelte jetzt mit Korallen und Schwämmen. Der andere aber war ein Dieb. Er hatte sich an Bord des 'Hundsstern' geflüchtet, weil er in St. Louis von der Polizei verfolgt wurde. Nur mit äußerster Mühe war es ihm gelungen, bei Nacht und Nebel zwischen den Fahrzeugen im Hafen zu verschwinden. Er gab sich für einen Kaufmann aus und beherrschte eine Reihe von Sprachen.

In diesem Raum lagen außer ein paar Pfeifen, die den Matrosen gehörten, eine Bibel, die Nachfolge Christi von Thomas a Kempis, sowie ein Kartenspiel. Der Gärtner schlug dem Dieb eine Kartenpartie vor, und dieser war hierzu bereit. „Aber," sagte er, „es ist wohl nicht ratsam, um Geld zu spielen!" Der Gärtner erwiderte, daß ihm Verluste im Spiel kein Kopfzerbrechen machten, worauf der Dieb meinte, daß er ganz seiner Ansicht sei und dies nur aus Vorsicht gesagt habe.

Dann spielten die beiden zusammen. Die drei ersten Male gewann der Gärtner mit Glanz, aber dann fing plötzlich der Dieb zu gewinnen an. Der Gärtner hatte nicht beachtet, daß der Dieb während der drei ersten Spiele seine Aufmerksamkeit lediglich darauf gerichtet hatte, die Karten mit Merkzeichen zu versehen.

Indes wurde der Gärtner immer röter vor Zorn. Er wollte eben auf den Tisch schlagen, als sich die Thür öffnete und der dritte Passagier eintrat. Es war ein jüdischer Arzt, ein alter Mann, der immer studierte und aussah, als ob ihn unausgesetzt wichtige Gedanken beschäftigten.

Auf dem 'Hundsstern' kannte ihn niemand.

Er hatte keinem seinen Namen genannt und auf die Frage des Kapitäns, wohin er denn eigentlich zu reisen beabsichtige, geantwortet: „Ich habe kein bestimmtes Reiseziel! . . . Wohin geht das Schiff von den Azoren aus? . . . Nach Tunis? Gut, so reise ich bis Tunis mit!“

Jetzt nahm er in dem kleinen Raum Platz und machte den Versuch, in einem Buch zu lesen, das er aus einer tiefen Tasche seines Rockes hervorholte, aber es war zu dunkel. Er legte langsam das Buch beiseite, faltete die Hände und starrte in Gedanken versunken vor sich hin.

Plötzlich sagte er ganz laut:

„Es giebt im Meer Kräfte, die sich weder vom Wind, noch von den Wogen herschreiben, die kein Gelehrter erklären kann, die tiefer liegen, als unsere Augen zu sehen, unsere Nerven zu fühlen vermögen, von denen Sturm und Unwetter nur Äußerungsformen sind. Die Erde hat ihre Krankheiten. Orkan und Regen sind das Fieber und der Schweiß der Erde. Sie haben denselben Nutzen wie die Vulkane und sind mit dem Nordlicht verwandt. Wenn es diese Fiebererscheinungen nicht gäbe, würden die unbekannten Kräfte sich sammeln, sich im Erdinnern anhäufen und eines Tages die Erde sprengen. Wir müssen Sturm und Regen über uns ergehen lassen, wenn die Erde bestehen bleiben soll.“

Der Gärtner und der Dieb sahen den alten Juden verwundert an.

„Ihr seid ja ein gar gelehrter Mann, Herr Doktor,“ sagte der Dieb und fing von neuem an, die Karten zu mischen.

Der Jude sah still vor sich hin, als hätte er nichts gehört und die beiden Leute überhaupt nicht bemerkt, die den kleinen Raum mit ihm teilten. Hin und wieder schnalzte er mit der Zunge und fuhr mit der Hand über seinen weißen Bart.

„Unser Kapitän ist ein halsstarriger Mensch!“ sagte er dann, „der Kapitän des fremden Schiffes hatte einen an Bord, über den man nicht lachen sollte. Man weiß ja, daß es ebensogut wettersüchtige Leute giebt wie mondsüchtige. Ich bin auf dem andern Schiff gewesen und habe den seltsamen Passagier gesehen, von dem der fremde Kapitän sprach. Ich ging zu ihm und untersuchte ihn. Er war kreideweiß im Gesicht und hatte dünnes Haar, das aussah wie verdorrter Flachs. Gichtknoten hatte er in Menge. Seine Augen waren erblindet, deshalb glaube ich, er hat mehr gesehen als ich. Die Augen offenbaren nicht, sondern verhüllen. Er spähte nach Osten wie die Weide, die sich nach der verborgenen Quelle neigt, wie die Sonnenblume, die sich dem Tagesgestirn zuwendet, selbst wenn Wolken es verhüllen. Wenn dann in einer Weile die Luft im Fieber rasen wird, wird auch er wieder ganz lebendig werden, und wenn das Meer sich in Krämpfen windet, wird er es auch thun, und seine Säfte werden sich neu beleben. Er wird schäumen wie die See!“

Weder der Irländer noch der Dieb antworteten; aber die beiden spielten nicht mehr. Sie sahen erst verwundert den Juden und dann sich selbst an. Endlich lächelte der Dieb, machte mit dem Finger ein paar rasche Kreisbewegungen vor der Stirn und dann mit dem Kopf ein bedeutungsvolles Zeichen nach dem Doktor hin, um anzudeuten, daß dieser verrückt sei.

Auch der Irländer lächelte und nickte zustimmend. Er that es zwar nicht dem Dieb zuliebe, denn es ging ihm nach und nach ein Licht auf, daß dieser ihn ganz unverschämt betrogen hatte, sondern weil er den aufrichtigen Wunsch hegte, daß der Irrsinn aus dem Juden reden möge, denn die im ruhigen Tone gesprochenen Worte hatten ihn in eine recht unbehagliche Stimmung versetzt. Der Doktor schwieg einige Augenblicke, dann sagte er:

„Ich glaube, die Luft wird schwerer!“

Der Irländer erwiderte sofort: „Das rührt daher, daß wir in einem so engen Raum sitzen!“

Der Doktor öffnete die Thür. „Wir haben jetzt Oktober,“ sagte er, „die Sonne ist schon vor einer Stunde untergegangen und dennoch — diese eigentümliche Wärme!“

„Die kommt natürlich von der Schiffsküche her,“ versetzte der Gärtner, „es giebt heute Suppe zum Abendbrot — Steinbuttensuppe mit spanischem Pfeffer! . . . Das schmeckt wie Fleischsuppe. Und die Steinbutte soll mit Zwiebel und Pfeffer gebraten werden, gerade wie Ochsenfleisch. Ja, ja, das hat mir der Koch erzählt!“

„Das ist jetzt, wo wir Wasser bekommen haben, ein Kinderspiel!" sagte der Dieb.

Als die Thür geöffnet wurde, hörte man auch in der That ein Prasseln in der Küche und sah den Koch vorübergehen, der in Schweiß gebadet schien und gleich darauf wieder mit einem großen Stoß Brennholz zurückkam. Der Irländer rief ihm etwas zu, als wolle er ihn dadurch aufmuntern, und der Koch antwortete mit einem lustigen Lächeln.

Der Dieb und der Irländer setzten ihre Unterhaltung fort. Der eine sprach über die karmoisinroten Wasserpflanzen im Roten Meer, und der andere über das trinkbare Meerwasser bei Malabar. Es war den beiden augenscheinlich darum zu thun, den Doktor nicht zu Worte kommen zu lassen. Dieser kümmerte sich auch gar nicht weiter um ihre Unterhaltung und schien überhaupt nicht zu hören, was um ihn herum vorging. Als zum Abendbrot geläutet wurde, begaben sich alle drei in die Kajüte, wo sie mit dem Kapitän und dem Steuermann zusammentrafen. Man setzte sich alsbald zu Tisch und nahm die Abendmahlzeit ein, die aus Thee, Schiffszwieback, gebratener Steinbutte, Fischsuppe und einem Gläschen Sherry bestand. Die Frau mit den beiden Kindern speiste an einem besonderen Tisch.

(Fortsetzung folgt.)

# Nocturne.

## Etude plein air.

Von

A. A. Lugowoi.

Einzig autorisierte Übertragung aus dem Russischen von Heinrich Johannson.



### II.

Sie gingen den schmalen Pfad dahin, wo durch eine Lichtung des Ufergebüsches das weiße Badezelt und das weiß angestrichene Geländer des Steges herüberschimmerten.

‘Am Dienstag wird er wiederkommen,’ dachte unterdessen Mia, den graziösen Bewegungen der Gestalt Zoes mit einem verlorenen Blicke folgend . . Sie hat recht . . . nur noch einen Monat, und dann aufs neue dasselbe langweilige Einerlei . . . wieder Chárkow . . . wieder nur auf die Gesellschaft meines Mannes angewiesen . . . Doch wozu beschäftige ich mich damit!’ . . . hemmte sie auf einmal den Lauf ihrer Gedanken: ‘wozu? ’s darf ja nicht sein!’ . . .

‘. . . Welch wundervolle Bewegungen Zoe hat, wenn sie geht . . . wie mit magischer Gewalt zwingt sie einen, ihr zu folgen . . .’ dachte Mia jetzt, indem sie sich bemühte, ihren Gedanken eine andere, weniger beunruhigende Richtung zu geben.

‘. . . Ohne Zoe wird sie fortan nur qualvolle Langeweile empfinden. Wie kommt es aber, daß sie die Freundin so lieb gewonnen . . . Daß sie ihr alles verzeiht . . . alles, was sie sich selbst niemals gestatten würde . . . Wer löst ihr dies Rätsel? . . . Zoe . . . allerdings, Zoe ist älter . . .’

‘Nun gut, und wenn ich älter sein werde?’ . . . erwacht unwillkürlich in ihr der quälende Zweifel. Und sie fühlt, wie aufs neue das Blut in ihren Adern wallt, wie der hartnäckige Gedanke: ‘am Dienstag werden sie wiederkommen’ . . . sich nicht abweisen läßt.

Und wieder sieht sie Alexander Michailowitsch wie lebend vor sich stehen . . .

Aber Mia verscheucht diesen Gedanken, und in ihrer Seele erwacht neben dem Gefühl für Zoe eine unerklärliche Unzufriedenheit mit dem Gebaren der Freundin.

Zoe aber denkt nicht mehr an Mia. Sich völlig der schmeichelnden Liebkosung des lauen

Nachthauchs hingebend, atmet sie mit durstigen Zügen seinen wonnigen Duft, und von der Kraft ihres jungen Lebens beflügelt, scheint sie nicht mehr den Erdboden zu berühren, sondern mit der vor ihr zerfließenden und sie forttragenden Dämmerung dahinzuschweben, und nur abgerissen, wie kleine, glänzende Flitter, wie vereinzelte Johanniskäfer in Blütenkelchen, gehen Gedanken an Wladímir Nikolájewitsch ihr blitzartig durch den Sinn . . . sie denkt an die Küsse, die er heute von ihr erhascht . . . an die süßen Stunden, da sie vor einem Monat hier Fische geangelt . . . und daran, daß er am Dienstag mit seinem Freunde Alexander Michaílowitsch wiederkommen werde . . .

'Man muß es aber so einrichten, daß am Dienstag auch andere Menschen uns besuchen,' denkt Zoe. 'Wie hatten wir's heute doch so bequem . . . denn je mehr Gäste da sind, um so freier kann man sich bewegen . . .'

Und ihre Gedanken wenden sich den Bekannten zu, die sie morgen aufsuchen müßte, um sie zum Dienstag einzuladen . . . je mehr ihrer da sind, um so größer die Freiheit . . .

* * *

Seinen Lauf hemmend, schien der stille, kleine Fluß eingeschlummert zu sein. Die im Uferwasser zerstreuten Blätter und Blüten der Wasserlilien ruhten wie neugeprägte Münzen auf der glatten Fläche. Als dunkle Streifen schimmerten im Wasser die Ufer, von deren Spiegelbild die zum Fluß sich herabneigenden Zweige der grünen Weiden in schwarzen Figuren sich abhoben. Irgendwo quakte in der Ferne der nächtlichen Stille ein einsamer Frosch, auf den Ruf antwortend, der vom andern Ufer zu ihm hinübertönte.

Als Zoe und Mia den schwankenden Steg betraten, geriet die Oberfläche des schlafenden Flüßchens in leise schaukelnde Bewegung: kleine Wellen liefen, einander jagend, vom Steg aus nach allen Seiten hin, behutsam wiegten sie die schlaftrunkenen Blüten der Lilien; ein ganz klein wenig benetzten sie die Spitzen der zum Wasser gesenkten Zweige, und mit kaum hörbarem Plätschern schlugen sie an die Seiten des am Stege befestigten Bootes.

„Wie schade, daß wir keine Ruder mitgenommen haben, wie wunderschön wäre es jetzt, ein wenig zu fahren!" sagte Zoe, ins Boot springend.

Die Oberfläche geriet in stärkere Bewegung, und die Wasserringe gingen fast bis zum andern Ufer.

Mia stützte sich aufs Geländer und sah schweigend zu, wie Zoe sich im Boot schaukelte. Das leichte Schwanken des Fahrzeuges teilte sich auch ihr mit und erweckte in ihr eine seltsame Empfindung: ihr war, als ob die Blutwelle in ihrem Körper sich mit dem Boote in gleichem Takt bewege, als ob jemand sie umschlungen halte und sie herze, ihre Wangen glühten, die von durchsichtigem Nebel umwallte Gestalt Zoes schien zu zerfließen, und an ihrer Stelle glaubte sie deutlich, wie mitten am lichten Tag, Alexander Michaílowitsch zu sehen.

„Wozu diese Träume! . . . Hinweg, 's darf ja nicht sein," sprach Mia zu sich selber und ging, das Geländer verlassend, hastig zum andern Ende des Steges, wo das Badezelt sich befand. „Mia! Wollen wir baden?" unterbrach Zoe die gedankenvolle Stimmung der Gefährtin, indem sie mit einem energischen Satz aus dem Boot auf den Steg sprang.

„Wo denkst du hin, Zoe — in der Nacht! . . ." rief Mia zusammenfahrend.

„Warum denn nicht! Hast du niemals in der Nacht gebadet? Ich that's vor langer Zeit einmal in Aluschta.*) Komm, wollen wir, Mia? . . ." fuhr sie überredend fort.

„Um keinen Preis."

„Was ist denn daran so ungeheuerlich? Wir sind ja heute der Gäste wegen nicht dazu gekommen. Darum laß uns jetzt das Versäumte nachholen."

„Nein, nein, nein. Es ist zu unheimlich," widersetzte sich Mia.

„Inwiefern? Hier kann man ja nicht einmal ertrinken," bestand Zoe auf ihrem Willen. „Du weißt ja selbst, daß hier im Fluß weit und breit keine tiefe Stelle zu finden ist."

„Ich fürchte mich trotz alledem, Zoe!"

„Dann bade wenigstens am Stege."

---

*) Ein Badeort in der Krim. A. d. Ü.

Mia überlegte eine Weile, aber ein unerklärliches Furchtgefühl bewirkte, daß sie auch auf diesen Vorschlag nicht einzugehen vermochte.

„Du bildest dir wohl ein, daß eine Nixe dich am Fuße packen und davon schleppen werde?" lachte Zoe.

„Ja, das fürchte ich," bestätigte Mia die Vermutung der Freundin mit einem scherzenden Lächeln. „Außerdem wird's auch zu kalt sein."

„Kalt? So überzeuge dich doch, wie warm das Wasser ist. Nachts ist's ja immer wärmer."

Und Zoe beugte sich zum Wasserspiegel und tauchte ihre Finger hinein.

Mechanisch folgte Mia ihrem Beispiel.

„Nun, siehst du, daß ich recht habe," meinte Zoe. „Wenn du ja doch nicht baden willst, so werde ich es allein thun."

Und Zoe lenkte ihre Schritte dem Badezelte zu.

„Jetzt paß mal auf, wie ich mich im Augenblick entkleiden und dann in den Fluß springen werde," sagte sie.

„Aber du hast ja nichts zum abtrocknen, weder Linnen noch Tuch," versuchte Mia der Freundin den Vorsatz auszureden.

„Was thut's! Nachher gehen wir ja gleich nach Hause, speisen zu Abend und legen uns schlafen," erwiderte Zoe bereits aus dem Zelte.

Unschlüssig, ob sie baden solle oder nicht, sah Mia lange Zeit auf den Fluß hinaus. Ringsum, so weit das Auge reichte, Totenstille. Auch die Frösche hatten zu quaken aufgehört. Mia bückte sich nochmals, um zu versuchen, wie warm das Wasser sei. Dabei erblickte sie ihr Bild im Spiegel des Flusses. Die Züge traten ihr nicht deutlich entgegen: es sah so aus, als ob eine fremde, dunkle Gestalt unter dem Steg hervortauche. Und der jungen Frau ward schwül zu Mute.

Zoe, die sich unterdessen entkleidet hatte, trat jetzt auf den Steg heraus und ging zum Wasser.

„Nun, siehst du, kleine Mia, wie das einfach ist," sagte sie lachend. „Geh nur und folge meinem Beispiel."

Eine Weile sah Mia die Freundin stumm an. In lautlosem Entzücken weidete sie sich an dem Anblick dieser Gestalt, an der sie heute gleichsam eine neue, nie gesehene Schönheit wahrzunehmen glaubte. Wie kam es nur, daß sie am Tage, da sie gewöhnlich mit Zoe hier badete, den Wunderbau dieses Leibes so wenig beachtet hatte. Wie eigen, daß jetzt die weichen Wellenlinien dieses wie aus Marmor gemeißelten Rumpfes, diese schwellende Brust, diese herrliche Biegung des Rückgrats und die vollen, gerundeten Schultern von dem Grunde der nächtlichen Landschaft sich so wundervoll abhoben? Was war doch die Nacht für eine bestrickende Zauberin! In der silbergrauen Mondbeleuchtung, die von dem Dunkel des Flusses und Blättergewirrs widerstrahlte, hatten sich Glanz und Farbe des Körpers verändert, und Zoe kam ihrer Freundin wie eine schöne Vision vor. Wie sie jetzt vor Mia stand, schien ihre Gestalt wie aus einem nie gesehenen, wundersamen Material gemeißelt, eine Najade, kein irdisches Wesen. Zugleich aber drängte sich Mia mit Hartnäckigkeit der Gedanke auf, daß eben dieses zauberische Geschöpf die wahre Zoe sei, jene Zoe, die sie in der kurzen Zeit ihres Beisammenseins auf dem Familiengute der Freundin so überaus liebgewonnen, die herzensgute, liebevolle, lebensprühende und ... sündhafte Zoe ...

„... Wie sehr muß sie geliebt werden ..." dachte Mia, ohne ihren Blick von Zoe abzuwenden. „Oh, ja, für Zoe darf der Satz gelten: Erlaubt ist, was gefällt."

Und infolge einer merkwürdigen Ideenverbindung mußte Mia zugleich an die massige Figur von Zoes Gatten denken, dann an ihren eigenen Mann, und ihr war, als ob ihr wieder eine Stimme zuraune: „Erlaubt ist, was gefällt ..."

Zoe aber hatte sich schon hingesetzt, um zuerst die Füße ins Wasser zu senken. Dann tauchte sie, einen fröhlichen Schrei ausstoßend, mit dem ganzen Leibe in die Flut und schwamm, den sandigen Boden mit ihren Füßen zuweilen streifend, langsam dahin. Mia sah ihr nach und empfand plötzlich wieder jenes Gefühl süßer Schwüle. Ihr Körper glühte, und das Blut jagte rascher durch die Adern.

„Ist's wirklich warm, Zoe?" fragte sie.

„Ganz wie kuhwarme Milch," antwortete Zoe im Tonfall ihrer alten Wärterin lachend.

Sie schwamm bis zur Mitte des Flusses und tauchte, sich auf dem sandigen Grunde aufrichtend, mit halbem Leibe aus den Fluten empor. Das Antlitz der Gefährtin zuwendend, rief sie aufs neue:

„Mia, so komm doch auch. Du brauchst dich nicht zu fürchten, die Nixen sind ja nur den Männern gefährlich.“

Jetzt verspürte Mia auch schon selber Lust, in die Fluten zu tauchen und zu schwimmen. Bei der leidenschaftlichen Glut, die sie erfüllte, kam ihr sogar das leichte, weite Sommergewand zu schwer vor, und mechanisch die Bandschleife des Gürtels lösend, antwortete sie:

„Meinetwegen . . .“

Jetzt überläuft sie bei dem Gedanken an das nächtliche Bad kein banger Schauer mehr; sie findet darin nichts Ungewöhnliches, sondern giebt sich willig dem unbestimmten, aber angenehmen Gefühl hin, das sie erfüllt, seitdem sie den Entschluß gefaßt, die alle Glieder lösende, süße Schwüle von sich abzuthun und einen Zustand des Wohlgefühls herbeizuführen, in den nach ihrer Meinung das kühle Bad sie versetzen würde. Und langsam und träge die Haken ihrer Taille aufknöpfend, geht Mia in einem traumhaften, halb bewußtlosen Zustande ins Badezelt, um sich daselbst auf einer Bank gänzlich zu entkleiden.

Noch immer in der Mitte des Flusses verweilend, gab Zoe mit seligem Entzücken sich seiner linden Umarmung hin. Der glatte, sammetweiche Sandboden küßte ihren Fuß gleich einem mit leidenschaftlicher Demut vor ihr knieenden Liebhaber; mit leichter Bewegung glitt Zoe über den Sand hin, bei jedem Tritt ihn sanft drückend, als ob sie in dankbarer Erwiderung seiner Zärtlichkeit ihn liebevoll streicheln wolle. Kaum merklich sie stromabwärts ziehend, umspielte das Wasser mit seinen schmeichelnden Fluten ihren Leib und rief eine ganz leichte, süße Nervenerregung im ganzen Körper hervor. Und mit dem zärtlich das blühende junge Weib umkosenden Flusse wetteifernd, erfrischte der Mond mit seinem bleichen, kalten Lichte die weißen Schultern Zoes, indes ihre schwellende Brust sehnsuchtsvoll zu ihm emporwallte. Und als ob sie unschlüssig, wen sie bevorzugen solle, die zärtlichen Fluten oder den silbernen Mond, wandte sich Zoe bald dem einen, bald dem andern Verehrer zu, kräuselte mit ihren schlanken Fingern die sie umschmeichelnde glatte Fläche oder spritzte Perlentropfen zum Monde empor, als ob sie ihm, der seine Hörner drohend auf sie gerichtet hielt, zur Strafe die eifersüchtigen Augen voll Wasser werfen wollte. Dann aber ihre freie Zärtlichkeit zwischen den beiden Nebenbuhlern gleichsam teilend und den einen wie den andern an der Nase führend, tauchte sie Schultern und Busen in die Flut und richtete sich dann wieder zu ihrer vollen Höhe auf; sie streckte ihre Arme aus, wie um den fernen Mond an ihre Brust zu drücken, und barg sich dann wieder mit neckischer Blitzesschnelle vor ihm im Wasser.

In dem beweglichen Element sich ebenso sicher fühlend wie auf dem Parkett des Ballsaales, schwamm Zoe mit kraftvoller Grazie. Eine leidenschaftliche Tänzerin, verstand sie auch mit den Füßen allein zu schwimmen, indem sie sich halb auf den Rücken legte, die Hände über der Brust kreuzte oder sie in die Luft streckte. Und ohne zu bedenken, daß sie ihr Haar benetze, warf sie sich jetzt zurück und mit den Füßen vom Boden sich fortschnellend, schwamm sie, den Mond in ihre Arme lockend, zum gegenüberliegenden Ufer.

Aber kaum streifte sie die ersten am Ufer schwimmenden Blätter der Wasserlilie, so warf sie sich herum und begann zwischen dem Flußgrase ganz leise, leise sich ihren Weg zu bahnen, als ob sie sich scheue, die schlaftrunkenen Blumen aufzuwecken.

Auf dieser Seite war der Fluß ein wenig tiefer als in der Mitte, und als Zoe auf den Grund trat, ragte sie nur mit ihren Schultern über der Wasserfläche hervor. Hier betteten sich auf dem weichen, mit einer dünnen Schlammschicht bedeckten Boden die Füße nicht so angenehm wie auf dem Sande der Mitte. Der Schlamm sog sich gleichsam an die Sohlen an, und die langen Stengel der Wasserlilien umrankten den Körper und hielten ihn fest. Zoe empfand gerade kein Unbehagen, aber sie erinnerte sich, daß da auch Krebse sich aufhielten, und wollte

darum sich nicht auf den Boden stellen. Sie erfaßte einen alten, wohlbekannten Baumast, den großen Ast einer Weide, der das Wasser beinahe berührte. Sie griff danach, umschlang ihn mit beiden Armen und hing so daran, indem sie sich in der lauen Flut langsam hin- und herwiegte. Die am Ufer schlafenden Fische wachten von dem Geräusch auf und schossen im ersten Schrecken blitzschnell davon. Bald aber kehrten sie zu diesem weißen Leibe wieder zurück und begannen einer nach dem andern mit ihren Näslein dranzustoßen, als ob sie sich erst überzeugen wollten, daß dies derselbe Leib sei, mit dem sie, zu ihm heranschwimmend und sich wieder blitzschnell entfernend, jeden Tag bei hellem Sonnenschein zu spielen gewohnt waren. Auch Zoe erschrak bei den wohlbekannten Neckereien der Fischlein nicht im mindesten. Aber hier, — unter dem dichten Schutzdach der Weide, wohin selbst das Mondlicht nicht zu dringen vermochte, — das absichtlich starr blickende Auge auf das dunkle, statt des Himmels über ihr sich wölbende Blättergewirr richtend, fühlte Zoe, wie die heitere Wonne, die sie beseelte, auf einmal einer rätselhaft-nervösen, schmerzlich-leidenschaftlichen, bis ins Mark sie durchschauernden Erregung wich, wie der Drang nach etwas bisher Unempfundenem, schaurig Süßem, aber zugleich auch Furchtbarem und Tödlichem in ihr aufstieg. Ihr war, als ob sie unter Nixen weile, und diese Vorstellung gefiel ihr: sie fühlte sich ihnen wahlverwandt, sie war gleichsam selbst eine aus ihrer Schar.

Noch immer in unveränderter Lage am Aste hängend, schloß sie für eine Weile die Augen, um die phantastische Vorstellung noch lebhafter hervorzurufen, dann schlug sie die Lider wieder auf und sang mit halblauter Stimme:

„Pâle et blonde
Dort sous l'eau profonde
La willis au regard de feu!“

Aber bei ihrer hängenden Lage, die Arme dazu um den Ast geschlungen, kamen die Töne ihrer sonst ungewöhnlich großen und wohlklingenden Stimme nur gedrückt aus der Brust hervor und verfingen sich außerdem noch unter dem dunkeln Blätterdach. Und Zoe setzte die Füße wieder auf den Grund und ging traumverloren durch Blumen und schwimmende Blätter der freien Mitte des Flusses zu. Sie schaute starr vor sich in die Ferne, ohne ein bestimmtes Ziel ins Auge zu fassen, aber mit so leidenschaftlichem Ausdruck, als ob sie mit ihrem Blick den unübersehbaren Luftraum durchdringen wollte, und fast mechanisch wiederholte sie den Vers:

„La willis au regard de feu ...“

In ihren mit grünlichem Schimmer leuchtenden, blauen Augen strahlte ein Feuer, das von unsagbaren, ihr selbst nicht klar bewußten Wünschen Kunde gab, ihre halbgeöffneten Lippen hauchten gleichsam noch immer geheimnisvolle, lautlose, nicht wahrnehmbare, aber zauberisch-bannende Lockungen, und im bläulich-silbernen Dampf der Nacht glitten an dem innern Auge des jungen Weibes in einem Augenblick tausend Bilder vorüber, — glänzend, rauschend und hinreißend: jenes Konzert, wo die Sembrich diese Arie der Ophelia gesungen ... die erste Begegnung ... auf einem Ball ... der taghell erleuchtete Saal, die Parkalleen in Päwlowsk, und so Bilder auf Bilder, die kaleidoskopisch bunt vor ihrer Erinnerung funkelten und flimmerten und, ohne deutliche Eindrücke zu hinterlassen, das Auge erfreuten.

Als Zoe zur Mitte des Flusses gelangt war, senkte sie wie unter dem Druck einer überwältigenden Erinnerung gedankenvoll den Blick; dann aber schaute sie mit ihren leuchtenden Augensternen wieder in die Weite der hinter dem Ufer sich dahinziehenden Wiesenflur und schleuderte dieser Ferne mit lauten, klangvollen, leicht spöttischen Tönen die warnende Herausforderung zu:

„Que ciel garde
Celui qui s'attarde
Dans la nuit au bord du flot bleu!“

Und in der nächtlichen Stille verklingend, wurden diese Worte Unheil verkündigender Warnung nach allen Seiten hingetragen, lockend und sinnbethörend und trotz der Stimme der Vernunft den Hörer zwingend, sich der tödlichen, aber unsäglich süßen Umarmung der Lurley hinzugeben. Es schien, als ob die ganze Luft unter dem Eindruck dieser bezaubernden Klänge vor Wonne erzitterte; aber die Warnung, die den armseligen

Feigling schrecken soll, erfüllt mit unwiderstehlicher Liebeslockung das entzückte Ohr des Würdigen. Zager Tod dem Kleinmütigen, dem Tollkühnen brennender Genuß!

Und Schritt um Schritt vorwärtsgleitend, singt Zoe in gesteigerten Brusttönen immer lauter und stürmischer ihren leidenschaftlich lockenden Warnungsruf in die Nacht hinein, und als Antwort lacht ihr das fernere Echo entgegen:

. . . — gare!
. . . — gare!
. . . — eux!

„Eh bien, je n'ai pas peur!“ erwiderte ihr Mia lachend darauf, die, das Badezelt verlassend, auf den Steg tritt, um ins Wasser zu steigen.

„Mia! Holde Mia! Steh still!“ rief Zoe voll Entzücken, als sie zu ihr aufsah. „Tritt einen Schritt zurück . . . so . . . nun noch ein wenig zur Seite . . . so, so ist's gerade recht! Du siehst so wie eine lebendige Göttin, wie Diana selbst aus. Denke dir, von hier aus betrachtet, ruht die Mondsichel genau auf deinem Kopfe. Als ob sie dir ins Haar gesteckt. Nur einen kurzen Augenblick noch laß dich betrachten . . . wie einzig schön ist dieser Anblick!“

Mit einem Lächeln der Befriedigung stand die rehschlanke Mia vor der Freundin, mit dem jungfräulich zarten, herrlichen Bau des Leibes und der ruhig bescheidenen Haltung in der That der keuschen Diana gleichend, die während der nächtlichen Jagd zum Flusse herabgestiegen zu sein schien.

„Ich weiß nicht, ob Diana schwarzes Haar getragen,“ sprach Zoe weiter, die noch immer von ihrem Platze aus Mia mit reinstem Entzücken betrachtete, „aber dieses Haar paßt ganz wundervoll zu der silbernen Mondsichel. Übrigens, die Griechinnen waren ja meist brünett, so wird wohl auch Diana ebenso schwarzes Haar gehabt haben wie du. Ach Mia, süße Mia, wenn du wüßtest, wie wunderschön du eben bist! Und aus dem Wasser strahlt dein Bild, nur etwas dunkler, und der Mond auch wider. Warum kann ich dich nicht von hier aus ans Herz drücken gerade so, wie du eben dastehst, mit dem herrlichen Silberschmuck im Haar!“

Mia ließ sich auf ein Knie nieder, um noch einmal zu versuchen, wie warm das Wasser sei.

„Es ist warm, ganz warm, kleine Mia,“ beeilte sich Zoe ihr Mut zuzusprechen: „Du siehst ja, ich bade schon eine ganze Weile und mag noch nicht heraus. Komm nur, ich werde dich als Nixe in den Fluß schleppen.“

Und vorwärtsschnellend, schwamm Zoe zum Stege. Aber Mia war bereits selber ins Wasser gesprungen und fiel, die von der Freundin auf sie zulaufende Welle mit der Brust auffangend, Zoe in die weit ausgebreiteten Arme.

„Herrlich warm,“ meinte sie jetzt und begann wie ein Kind im Wasser zu plätschern.

„Sagte ich's dir nicht! Und du wolltest nicht,“ versetzte Zoe zärtlich. „Aber jetzt laß uns schwimmen.“

Und sie schwammen neben einander stromaufwärts dahin, ganz leise, ohne die Arme aus dem Wasser zu heben, den flachen Boden zuweilen mit den Füßen streifend, am Schlummer der Fluten sich erfreuend, und beide schwiegen und schauten in die Ferne, auf die im Dunkel sich verlierende Krümmung des Ufers, unter deren dichtem Gebüsch diese mit Sirenensang lockende Wasserflut hervorzukommen schien.

Aber als Mia einige Zeit am Gesträuch dahingeschwommen war, hemmte sie ihre Bewegung und richtete sich auf.

„Ich schwimme nicht weiter, Zoe,“ sagte sie.

„Bist bang geworden?“ lachte Zoe die Furchtsame aus. „Ja, eben hier lauern die Nixen auf uns. Sie werden dich schon greifen! Sie mögen's garnicht, wenn kleine Mädchen bange sind! Sie kitzeln sie dann ohne weiteres zu Tode.“

Und lachend krümmte Zoe ihre beiden kleinen Finger und richtete sie drohend gegen Mias Seiten.

„Bitte, liebe Zoe, thu's nicht, ich fürchte mich,“ schrie Mia mit nervösem Lachen auf und verbarg sich im Wasser.

„Nein, nein, ich thu' dir ja nichts,“ beruhigte Zoe sie nachgiebig.

Sie kehrten um und glitten einige Schritte auf dem Fußboden dahin.

„Komm, laß uns jetzt mit dem Gesicht zum Monde auf dem Rücken schwimmen. Wir wollen

uns einfach hinlegen und von der Strömung tragen lassen," schlug Zoe vor.

„Aber ich kann's ja nicht," wandte Mia ein.

„Ah ja, das vergesse ich immer," rief Zoe. „Aber einerlei, wollen wir's doch versuchen — vielleicht gelingt's mir gerade heute, diese Kunst dir beizubringen. Sieh: so mußt du's machen. Nur etwas Mut. Die Hauptsache ist, daß du keine Furcht hast."

Und mit den Füßen vom Grunde emporschnellend, warf sich Zoe auf den Rücken, streckte die Hände und Füße aus und hob sich langsam völlig auf die Oberfläche, so daß die Zehen ihrer zierlichen Füßchen den Mond anblickten. Gar lange konnte Zoe in dieser Stellung wie in einem weichen Bette liegen, indem sie nur zu beiden Seiten das Wasser mit den Händen in leichte Bewegung versetzte. Mia wollte schon längst diese Kunst erlernen, aber auch jetzt gelang ihr der Versuch nicht, und sie wäre fast mit dem Kopf untergesunken.

„Nein, Zoe, ich kann's nun einmal nicht."

„Warte, versuchen wir's noch einmal," sagte Zoe und richtete sich auf. „So, leg' dich jetzt hin, ich werde dich von unten stützen."

Gehorsam bog sich Mia zurück, um auf Zoes Armen zu ruhen, und Zoe hielt sie, wie eine Wärterin ein kleines Kind trägt.

„Sieh, wie leicht du im Wasser bist. Ich kann dich wie eine Feder aufheben," sagte sie und begann, die glatte Fläche in Bewegung versetzend, Mia im Wasser zu schaukeln.

„Nein, Zoe, das ist mir unangenehm."

„Na, dann strecke dich aus," sagte Zoe. „Nur mutig! Ich halte dich ja."

Von Zoe gestützt, nahm Mia jetzt die vorgeschriebene Stellung ein und stieg an die Oberfläche empor. Wie süß war das Ruhen in dieser Lage!

„Nun, jetzt rudere mit den Händen unter dir," fuhr Zoe in ihrer Unterweisung fort und ließ die Arme etwas sinken.

Mia that es, aber sobald sie sich selbst überlassen war, zog es sie mit aller Gewalt zu Grunde.

„Nein, Zoe, ich bring's doch nicht fertig, laß mich," sagte sie. „Wollen wir lieber wie sonst schwimmen."

„Meinetwegen," antwortete Zoe fröhlich, und Mia freigebend, begann sie wie ein Fisch im Wasser zu plätschern und sich zu drehen.

In mutwilligem Spiele schwammen sie zum Stege zurück, und Zoe war's, die jetzt zuerst den Vorschlag machte:

„Nun, mein Liebling, wär's genug. Ich will mich ankleiden."

„Ich auch," versetzte Mia zustimmend.

---

## III.

Als sie auf dem Wege nach Hause zum Waldessaum kamen, wo, bei der Bank beginnend, der schmale Pfad, den sie im Dunkel herabgestiegen waren, ins Dickicht emporführte, blieb Mia stehen.

„Ich möchte nicht mehr da gehen," sagte sie zu Zoe, „wollen wir lieber die große Allee benutzen."

„Aber da ist's ja viel weiter."

„Was thut das; und wieviel ist's denn schließlich; außerdem ist's da viel heller."

„Gut, gehen wir," sagte Zoe nachgebend. „Aber was zitterst du so am ganzen Körper? Ist dir kalt nach dem nächtlichen Bade?"

„Nein . . . aber dennoch . . . das Haar ist mir etwas feucht geworden."

„Komm, Liebchen, ich will dich wärmen," sagte Zoe, den Arm um die Schultern Mias legend. Diese umschlang die Taille der Freundin, und eng an einander geschmiegt gingen sie, jede ihren besondern Gedanken nachhängend, auf der Wiese am Waldessaum dahin.

Durch das Bad erfrischt, empfand Mia jetzt nicht mehr die Erregung, die, sie schreckend und zugleich süß betäubend, sich vorher bei dem Gedanken an Alexander Michaílowitsch ihrer bemächtigt hatte. Dort im Flusse hatte sie nicht weiter an ihn gedacht, jetzt brachten dieser dunkle Pfad, den sie auf dem Rückwege nicht mehr gehen wollte, und diese Bank, auf der sie mit Zoe von ihm gesprochen, sein geliebtes Bild ihr wieder vor die Seele. Aber jetzt war sie gerüstet, ihm mit Ruhe in die Augen zu sehen, sie fühlte sich stark genug, seiner Bezauberung zu widerstehen. 'Nein, nein, dazu darf's nicht kommen' — dachte sie aufs

neue. Und jetzt war es kein aufgeregt schüchternes, kraftloses, vergebliches Widerstreben mehr, wie sie es auch schon früher empfunden, jetzt war's ein unerschütterliches, bewußtes „Nein!"

Und Mia schmiegte sich noch enger an Zoe an! Sie wollte alles vergessen, worüber sie vorher gesprochen, sie fühlte sich nur von der Freude beseelt, die durch die innige Freundschaft mit Zoe in ihrem Herzen sich dauernd niedergelassen, und einem Drang fast unbewußter Zärtlichkeit nachgebend, sprach sie zur Freundin:

„Warum bist du so seelengut, Zoe? Wie kommt es, daß mir in deiner Nähe so wohl ist?"

„Das kommt daher, weil ich dich liebe," antwortete Zoe einfach, und beide setzten wieder verstummend ihren Weg fort.

„Nein, ich glaube daher, weil du alle Menschen lieb hast," meinte Mia nach einiger Zeit mit nachdenklicher Stimme.

„Mag sein," versetzte Zoe ebenso gedankenvoll. „Ja, ich liebe alle Menschen," fuhr sie leise wie im Selbstgespräch fort: „das heißt alle, die das Leben lieben . . . in denen Leben vorhanden. Ich liebe das Leben und alles, was seiner Entfaltung nicht hinderlich." Und wieder gingen sie schweigend weiter und kamen bald auf die breite Fahrallee heraus, die, eine große Schlucht umgehend, durch den Park zur Treppe des Herrenhauses hinaufführte. Der Mond goß sein bleiches Licht über den aufgeschütteten Sand des Weges aus, und die kaum erkennbaren Schatten der beiden Frauen lagen gerade vor ihnen.

In das Herz Mias war zu dieser Stunde eine Stimmung von ungetrübter Milde eingezogen. Wundersam, daß sich jetzt alles zu einer allgemeinen Harmonie vereinigte, daß alles wie ein zusammenstimmender Akkord klang, was sonst einander schroff zu widersprechen schien: Die Thatsache, daß Zoe, die liebe, geliebte Zoe, ihren Gatten mit einem Liebhaber hintergehe, daß die Freundin auch sie veranlassen wolle, Alexander Michailowitsch zu erhören, und nicht minder, daß sie, Mia, dazu sich unter keinen Umständen verstehen würde, daß eine unerklärliche Empfindung sie zu diesem jungen Manne hinziehe, daß aber auch eine andere, stärkere Empfindung sie davor schütze, ihrem Herzen zu folgen. Jetzt dachte Mia schon mit Vergnügen daran, daß sie am Dienstag Alexander Michailowitsch wiedersehen werde. Denn dieser Gedanke schreckte sie nicht mehr. Das Vergnügen des erwünschten Beisammenseins ward nicht durch die Furcht vor einer Handlung getrübt, die ihr ganzes Seelenleben vergiften, sie in einen unlösbaren Zwiespalt mit ihrer ganzen bisherigen Lebensauffassung bringen und in eine unwahre Stellung ihrem Gatten gegenüber drängen mußte. Jetzt aber eilen ihre Gedanken sogar gern dem Gatten entgegen, dem sie mit eigentlicher Liebe keineswegs zugethan ist, an den sie sich aber gewöhnt hat wie an eine unvermeidliche, und zwar nicht lästige, sondern eher bequeme Zugabe im Leben. Unter dem Einfluß ihrer gegenwärtigen Stimmung wäre sie sogar bereit, ihren biedern Peter Ssemjénowitsch ans Herz zu drücken; nach dem schweren Kampf, den sie bestanden, sehnt sie sich förmlich, ihn wiederzusehen, möchte sie so gern ihm das freudige Bewußtsein eines über sich selber errungenen Sieges auf irgend eine Weise zu erkennen geben. Jetzt ist ein erhebendes Gefühl in ihre Seele eingezogen, und sie möchte, daß diese gesteigerte Empfindung sich in liebevoller Innigkeit äußere und als ebenso gehobene Stimmung sich der Seele ihres Mannes mitteile. Wenn es möglich wäre und sie keiner Mißdeutung unterläge, so würde sie sogar die widerstreitenden Empfindungen ihm offenbaren, die ihr heute die Brust bewegt haben, sie möchte, daß auch er diesen Zauber der lichten Macht der Seele über den Körper an sich erfahre.

„Siehst du, kleine Mia, es ist durchaus nicht so schlimm," spricht unterdessen Zoe, als die Allee eine Biegung macht, von der aus die erleuchteten Fenster des Saales in der Ferne sichtbar werden.

„Was, Zoe?" fragt Mia zerstreut.

„Nun, das nächtliche Bad."

„Ja, allerdings," antwortet Mia selbstzufrieden. „Ich habe mich ja auch nicht im Ernst gefürchtet, sondern die Sache war mir nur ein wenig peinlich . . . wohl aus Mangel an Gewöhnung. Im Gegenteil, dieses nächtliche Bad war herrlich . . . es wirkte mit dem Zauber des Ungewöhnlichen . . ."

„Und so erscheint alles nach vollbrachter That ... auch jenes ...“ spricht Zoe mit herausforderndem Spotte.

Mia versteht die Anspielung der Freundin gar wohl. Aber sie begegnet ihr mit nachsichtigem Lächeln, in dem überlegenen Bewußtsein, daß ihr Gedanke in diesem Augenblick hoch über der Gedankenwelt Zoes schwebe. Sie fühlt sich bereits meilenweit von dem entfernt, was Zoe andeutet. Und so antwortet sie auch nichts darauf. Sie denkt nicht daran, Zoe in ihre Schranken zurückzuweisen, denkt nicht daran, sie eines bessern zu belehren. Zoe lebt eben in einer, sie in einer andern Empfindungswelt.

Auch Zoe kommt auf jenes Thema nicht mehr zurück: sie will dem in die Seele der Freundin gesenkten Keim freien Spielraum zu der Entfaltung lassen, deren Mias Herz fähig ist. Und aufs neue einem leidenschaftlichen Sinnen völlig hingegeben, denkt Zoe auf ihre Weise, überzeugt, daß auch Mias Gedanken denselben Weg wandeln. Wozu bedarf es auch vieler Worte, — dachte sie jetzt, — im Leben ist schließlich doch alles Bestimmung.

Mia aber schaute zum Himmel empor, sie ward von ihren Träumen zu den weiten Sternen getragen, und ein seliger Ausdruck lag auf ihren Zügen.

Bevor sie zu der Anfahrt des Herrenhauses gekommen waren, bogen sie von der Hauptallee in einen schmalen Seitenpfad ein, der in den Garten führte, und wieder umschmeichelte sie der berauschende Duft der Rosen, Nelken, Reseden und des Heliotrop.

Im Blumengarten wurden jetzt Stimmen laut.

„Wie es scheint, hält Papa deinem Peter Ssemjénowitsch einen landwirtschaftlichen Vortrag,“ sagte Zoe, die Gestalt der Freundin freigebend und sich bückend, um eine Blume abzupflücken. „Ich hör's schon von hier: Preßfutter, Silospeicher, Sauerheu! ...“

Im dunkeln Grunde der Nacht bemerkte man das abwechselnde Aufglimmen und Erlöschen der Zigarre des Gutsherrn und der Zigarette, die Peter Ssemjénowitsch rauchte, während beide den jungen Frauen gerade entgegenkamen. Seitwärts, auf einer Bank, war dasselbe Spiel der brennenden Zigarre des Schwiegersohnes Páwel Páwlowitsch wahrzunehmen, der neben seiner Schwiegermama vor einem Georginenbeet saß.

„Zoe! Wo habt ihr euch umhergetrieben?“ redete Alexei Wasíljewitsch freundlich scheltend die Tochter an, als diese mit Mia sich ihnen näherte. „Ich hatte schon die Absicht, euch suchen zu lassen, ob nicht ein Räuber euch entführt.“

„Wir waren baden gegangen, Papa,“ antwortete Zoe.

„Baden gegangen? Du bist wohl toll geworden, Mädchen! In der Nacht? Und Sie, Mia?“

„Ich habe auch gebadet,“ lächelte diese.

Alexei Wassíljewitsch schüttelte den Kopf.

„Was ist denn daran so schlimm,“ meinte Zoe.

Mia, die die Taille der Freundin nicht mehr umschlungen hielt, ergriff jetzt den Arm ihres Mannes.

„Wir werden in warmen Nächten wie diese jetzt regelmäßig baden,“ fuhr Zoe fort.

„In der That?“ meinte Alexei Wassíljewitsch ein wenig verwundert.

„Na, ist's denn auch angenehm? Behagte euch das Bad?“

„Außerordentlich.“

„Dann handelt nach eurem Belieben. Daß ihr mir aber dabei nicht ertrinkt,“ hielt er es für seine Pflicht, noch warnend hinzuzufügen. „Übrigens ist es Sache eurer Männer, für eure Sicherheit zu sorgen,“ fuhr er lächelnd fort. „Hör' mal, Peter Ssemjénowitsch, ich bin für deine Frau nicht verantwortlich.“

Peter Ssemjénowitsch lachte ziemlich gedankenlos auf.

„Sie sind ja keine Kinder mehr,“ versetzte er, indem er seine Frau, die neben ihm stand, ansah.

Alexei Wassíljewitsch reichte seinem Liebling Zoe gleichfalls den Arm, streichelte ihre Hand und erkundigte sich besorgt, ob ihr nach dem Bade nicht kalt sei, fragte — zum hundertsten Mal! — ob sie auch mit ihrem Besuch beim alten Vater zufrieden, ob sie sich nicht allzusehr lang-

weile, gedachte ihrer fröhlichen Kinderspiele und führte, einem girrenden Tauber nicht ganz unähnlich, mit jugendlicher Elastizität die schöne Tochter, die sein ganzer Stolz war, dem Hause zu.

Peter Ssemjénowitsch und Mia gingen ein wenig langsamer hinterdrein. Peter Ssemjénowitsch rauchte stumm seine Zigarette, seine junge Frau aber sah dem Rauch nach, der, für einen Augenblick den Glanz der Sterne verhüllend, sofort weiter getragen wurde und im Blau des Himmels sich verlor. Voll Innigkeit schmiegte sich Mia an den Gatten. Die reine Stimmung, in der sie vom Flusse zurückgekehrt war, wallte jetzt übermächtig in ihr auf und begann die Seele mit qualvollem Sehnen nach einem liebevollen Entgegenkommen zu erfüllen.

„Nun, und du?" fragte sie, diesem heißen Empfinden nachgebend ihren Mann, fast ohne es zu wollen.

„Ich? . . . ich habe natürlich verloren — einen Rubel siebenunddreißig Kopeken," antwortete Peter Ssemjénowitsch mit schläfrigem Ärger und verstummte wieder, um an seiner Zigarette weiterzuqualmen.

Der strahlende Ausdruck auf dem Antlitz des jungen Weibes erstarrte für eine Sekunde, dann ward er trübe, und der Schatten einer tiefen Trauer überflog ihre Züge, wie eine plötzliche Schamröte zuweilen ins Gesicht steigt. Ihr gedankenvoll und begeistert zu den Sternen emporgerichtetes Auge flammte auf und ward noch weiter, als ob es sich zu jenen Sternen in der unermeßlichen Höhe mit der flehenden Bitte um Schutz und Halt wende. Dieser Blick schien allen Schmerz einer gekränkten Seele mit sich emporzutragen, um damit zum tiefen, dunkeln, geheimnisvollen Sternenhimmel zu entschweben.

Unbeweglich aber wie zuvor schauten die Sterne mit weitgeöffneten, naiv erstaunten Kinderaugen auf das, was in dieser wonneatmenden Nacht auf Erden geschah.

# Allerlei.



**Merkwürdige Ehescheidungsgebräuche.** Auf ebenso leichte wie einfache Weise werden Ehescheidungen in Ober-Birma vollzogen. Ist ein Mann mit seiner Frau unzufrieden, oder ist das Verhältnis zwischen den beiden Gatten ein so unverträgliches, daß eine Trennung erwünscht ist, so ruft der Gatte alle alten Leute des Dorfes — Männer und Frauen — in sein Haus zusammen und trägt ihnen sein Verlangen nach Scheidung vor. Der älteste der versammelten Männer überreicht alsdann den Gatten je eine Kerze, die sie auf ein gegebenes Zeichen gleichzeitig anzünden und in der Mitte des Raumes auf den Boden stellen. Alle Versammelten lassen sich dann ringsherum nieder und warten ab, welches der beiden Lichter zuerst erlöschen wird. Ist dies bei der Kerze der Frau der Fall, so gilt die Ehe sofort als geschieden, und das Weib muß ohne weiteres mit ihren Verwandten das Haus verlassen. Geht dagegen das Licht des Mannes zuerst aus, so steht es der Frau frei, die Ehe für weiter bestehend oder für geschieden zu erklären; im letzteren Fall muß der Gatte sofort das Haus verlassen, dieses aber und alle darin befindlichen Gegenstände gehen in den Besitz der Frau über.

In Kochinchina geben die Eheleute, die gewillt sind, sich zu trennen, ein Gastmahl, zu dem alle Verwandten und der Älteste der Gemeinde eingeladen werden. Während des Mahles nimmt der letztere die Eßstäbchen des Ehepaares und zerbricht sie, durch welche symbolische Handlung die Ehe geschieden ist.

In Japan werden die Scheidungen in den Kreisen, die noch die alten Sitten und Gebräuche bewahrt haben, durch eine sehr sinnige Handlung vollzogen. Die Gatten begeben sich gemeinsam, die Arme durch eine Schärpe verbunden, nach dem Tempel, in dem sie gewöhnlich ihren Gottesdienst verrichten, verbeugen sich dort dreimal vor dem Altar, legen die Binde ab und verlassen darauf den Tempel durch verschiedene Thüren. — —

Was die Häufigkeit der Ehescheidungen anbelangt, so stehen darin wohl die 'Vereinigten Staaten' an der Spitze. In den letzten zehn Jahren hat es im Durchschnitt jährlich im Staate Massachussetts 600, in Connecticut 470, in Maine 437 und in den anderen Staaten nicht viel weniger Scheidungen gegeben. Verhältnismäßig die meisten Ehen werden in Connecticut gelöst; von zehn Paaren trennt sich immer eins, in Vermont eins von einundzwanzig. Der Grund für diese massenhaften Scheidungen ist einerseits in der fabelhaften Unüberlegtheit und Schnelligkeit, mit der die Ehen in Amerika geschlossen werden, dann aber auch darin zu suchen, daß die Gesetze der meisten Staaten allen des Zusammenlebens überdrüssigen Gatten in liberalster Weise entgegenkommen und ihnen die Scheidung sehr leicht machen. In einzelnen Staaten erwähnt das Gesetz nicht einmal die Gründe, die zu einer Scheidung berechtigen; teilweise ist es dem Richter überlassen, ob ihm die Gründe zur Trennung gewichtig genug erscheinen oder nicht, teilweise genügt auch der bloße Wunsch der beiden Gatten nach Trennung zur Fällung des Urteils. Nur eins bestimmt das Gesetz, daß nämlich das betreffende Ehepaar längere Zeit in dem Staat, dessen Gerichtsbehörden es seine Angelegenheit übergeben will, gewohnt haben muß. Diese Zeit ist aber in den einzelnen

Staaten sehr verschieden bemessen; in Dakota beträgt sie zum Beispiel nur neunzig Tage, und deshalb wird dieser Staat mit ganz besonderer Vorliebe von Scheidungslustigen aufgesucht. So beherbergt das kleine Städtchen Fargo in Nord-Dakota gewöhnlich in jedem Sommer zwei bis dreihundert Ehepaare, die sich dort in dem stillen Örtchen vom Lärm der Großstadt erholen und gleichzeitig nebenbei ihre Scheidung betreiben.

Natürlich machen unter diesen Umständen die Agenten, die die Erledigung aller mit Scheidungsangelegenheiten verbundenen Formalitäten übernehmen, sämtlich glänzende Geschäfte. Wie in den deutschen Zeitungen die Annoncen der Heiratsvermittler prangen, wimmeln drüben die Tagesblätter von den Anzeigen dieser Scheidungsagenten. Wir lassen zum Schluß einige dieser Ankündigungen folgen, die meistens in ziemlich marktschreierischer Weise abgefaßt sind. So inseriert z. B. ein großes Scheidungsbureau:

„Ehescheidungen in denkbar kürzester Zeit. Diskretion Ehrensache, Mißerfolg ausgeschlossen. Man verlange Prospekt, Auskünfte frei. National Law Agency, 181 Broadway."

Ein anderer Agent, der aber nicht seinen vollen Namen angiebt, annonciert:

„Scheidungen aus allen Gründen selbst in schwierigsten Fällen. Kein Zeitverlust, keine Berufsstörung. Strengste Verschwiegenheit, Unbemittelte berücksichtigt. F. R. (Attorney of law) 6, St. Mark's Place. Keine Anzahlung."

Und endlich:

„Scheidungsklagen werden diskret und erfolgreich durchgeführt. Alle Gründe: Böswilliges Verlassen, Versagung des Unterhalts, Trunksucht u. s. w. Honorar mäßig. Man wende sich vertrauensvoll an Counsellor Baldwin, 287 Broadway. Rückporto."

**Die Auffindung des Codex sinaiticus.** Eine der ältesten Handschriften der 'Bibel' ist der sogenannte 'Codex sinaiticus', der auf 346 Pergamentblättern in griechischer Sprache das ganze Alte und Neue Testament nebst dem Brief des Barnabas enthält. Er wurde im Jahre 1859 im Katharinenkloster auf dem Sinai von dem berühmten Bibelforscher Professor Tischendorf entdeckt und nach Rußland gebracht. Die Geschichte der Auffindung des uralten Manuskripts ist sehr interessant. Der in Kairo erscheinende 'Ägyptische Kurier' erzählt darüber:

Als Tischendorf ins Katharinenkloster kam, war ihm die Bibliothek das Wichtigste. Sie besteht aus Handschriften und gedruckten Büchern. Wie man damit umging, sollte der Reisende sogleich erfahren. Bei seinem Eintritt nämlich fand er einen großen Korb mit Überbleibseln von Handschriften und Büchern gefüllt, die nach der Meinung der Klosterleute keinen Wert hatten. Man benützte sie, den Kamin damit zu heizen. Der Bibliothekar bemerkte mit der größten Unbefangenheit, daß schon zweimal der ganze Inhalt des Korbes ins Feuer geworfen worden sei. Zu seinem Erstaunen fand nun aber Tischendorf bei genauer Untersuchung in dem Korbe Reste einer alten Handschrift; über hundert Blätter in großem Formate, die er sofort als eine der ältesten griechischen Handschriften der Bibel erkannte. Zu seiner großen Freude wurde ihm sogar ein Teil der kleineren Blätter, die ja doch der Vernichtung schon so nahe gekommen waren, abgetreten. Die großen zurückbleibenden Blätter empfahl er dem Bibliothekar zu sorgfältiger Aufbewahrung, in der Hoffnung, durch einflußreiche Fürsprache später diesen unschätzbaren Schatz zu gewinnen. Da er aber erfuhr, daß man im Kloster seit seinem Weggange den hohen Wert jener kostbaren Blätter wohl erkannt hatte und daß daher auf ihre Erwerbung nicht zu hoffen sei, so entschloß er sich, 1853 abermals nach dem Sinai zu reisen, um die Urkunde wenigstens an Ort und Stelle abzuschreiben und zu veröffentlichen; aber siehe da, den gesuchten Schatz fand er nicht mehr, und niemand im Kloster wußte zu sagen, wohin die Blätter von 1844 hingekommen seien. Er mußte also unverrichteter Sache wieder abziehen.

Aber es ließ ihm keine Ruhe. 1859 machte er sich zum drittenmale auf den Weg nach dem Sinai, weil er immer noch die Hoffnung hatte, seinen Zweck zu erreichen. Allein auch dieses Mal schien es, daß sein Bemühen vergeblich sein solle. Schon war die Abreise gekommen, und Tischendorf befand sich zum Abschiednehmen in der Zelle des Kloster-Ökonomen, als dieser plötzlich äußerte: „Hier habe ich auch ein griechisches Altes Testament." Er holte aus einer Ecke des Zimmers ein in ein rotes Tuch eingeschlagenes Manuskript herbei und legte es vor Tischendorf hin. „Ich öffnete, schreibt der Forscher, das zugeknüpfte Tuch und fand zu meiner unaussprechlichen Überraschung und Freude jene uralten Blätter, die ich 1844 gesehen hatte, und zwar in der ansehnlichsten Vermehrung. Ich bat, den Schatz auf mein Zimmer tragen zu dürfen. Dort erst konnte ich mich dem Eindruck einer Fügung überlassen, die in Wahrheit über Bitten und Verstehen ging. Ich übersah den Inhalt. Es war fast die Hälfte des Alten Testaments, dazu das ganze Neue Testament ohne die geringste Lücke. Ich war aufs tiefste ergriffen, denn meine kühnsten Hoffnungen waren weit übertroffen. Am frühen Morgen des folgenden Tages rief ich den Ökonom zu mir, um über die Handschrift Rücksprache zu nehmen. Da der Prior des Klosters infolge des Todes des hundertjährigen Erzbischofs nach Kairo geeilt war, beschloß ich, gleichfalls dorthin zu eilen, um von den Klostervorständen einen Befehl zur Verabfolgung des Originals nach Kairo auszuwirken, wo ich mich unverweilt an die Abschrift der 120000 Textzeilen setzen wollte." Alles ging nach Wunsch, denn schon am 24. Februar des genannten Jahres hatte Tischendorf das kostbare Kleinod zum Abschreiben in Händen. Es gelang auch später, die Klosterbrüder dahin zu bringen, daß sie das Original der Handschrift dem Kaiser von Rußland schenkten, welcher genaue Abbildungen der 346 Handschriftblätter anfertigen ließ, so daß sie in Foliobände zusammengefaßt und an alle großen Bibliotheken verteilt, nun Gemeingut der Christenheit geworden sind.

**Wieviel wiegt die Erde?** Fünf Quadrillionen 987047 Trillionen Kilogramm wiegt unser Planet nach den neuesten Berechnungen, die der Jesuitenpater Dr. C. Braun im Stift Mariaschein in Böhmen ausgeführt hat. Dr. Braun, der früher Direktor der erzbischöflichen Sternwarte zu Kalocsa in Ungarn war, hat die hierzu notwendigen Beobachtungen trotz seines hohen Alters elf Jahre lang mit äußerster Sorgfalt ausführen müssen, ehe er zu diesem Resultat gelangte. Besonders schwierig war die Herstellung des zur Bestimmung der Erddichte erforderlichen Apparates, einer sehr komplizierten Drehwage, die, um jede Störung der Beobachtungen zu vermeiden, in einem luftleeren Raum untergebracht wurde; die Konstruktion der Glasglocke und der Luftpumpe war eine derart vorzügliche, daß sich das Vakuum mehr als vier Jahre erhielt. Die Arbeit des gelehrten Geistlichen ist umso bewundernswerter, als er alle für die Vorarbeiten nötigen Ausgaben aus seinen eigenen beschränkten Mitteln bestreiten und sogar die meisten Teile seines Apparats mit eigener Hand anfertigen mußte. Trotz aller dieser Schwierigkeiten, die sich seiner Arbeit entgegenstellten, erzielte Dr. Braun doch ein überraschend genaues Resultat, das an Zuverlässigkeit nur von der durch Professor Boys gefundenen Zahl erreicht wird, während die früheren Berechnungen anderer Gelehrter, wie Cavendish, Baily, Cornu und Baille, entschieden unzuverlässiger sind.

Verantwortlicher Redakteur Paul Schettler, Berlin-Charlottenburg. — Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin W. 50, Rankestr. 28.
Verantw. f. d. Inseratenteil H. Lürßen, Gräfenhainichen. — Druck von C. H. Schulze & Co., Gräfenhainichen.




# Cuba insurrecta.

Roman

von

## Theodor Duimchen.

[7]



IX.

Doña Maria hatte, in Sorge um ihren Verlobten, eine schlaflose Nacht verbracht. Zum erstenmal während ihrer Brautzeit hatte sie ihn gestern abend zu der gewöhnlichen Tertulliastunde vergeblich erwartet. Abgesehen von den Zeiten, wo ihn gelegentliche Geschäftsreisen nach den Vereinigten Staaten fern hielten, hatte er nie versäumt, täglich wenigstens am Abend zu erscheinen und ein halbes Stündchen oder ein Stündchen mit ihr und ihrem Vater zu verplaudern. Schon früher, als die Tertullia im Hause der Echegoyen eine der besuchtesten Habanas und seiner Vororte war, als namentlich die jungen Herren zu Dutzenden unter den Verandalaternen umherschwirrten, war auch er einer der pünktlichsten Besucher gewesen, und je mehr sich nun zuerst die Verschmähten von der für sie verlorenen Erbin und nach und nach auch die Vorsichtigen aus dem Hause des Gefürchteten und politisch Verdächtigen zurückgezogen hatten, war sein täglicher Abendbesuch fast noch mehr eine Selbstverständlichkeit geworden, namentlich aber, seit ihr Vater im Felde stand und sie beide seine Depeschen trugen. Gestern abend war er ausgeblieben, zum erstenmal.

Sie hatten gewartet, der Onkel und sie.

Bleiche Sorge hatte beide beschlichen, die einer vor dem anderen zu verbergen sich bemühte. Spät, gegen elf Uhr, war sein Diener erschienen; auch er hatte vergeblich auf seinen Herrn gewartet, dann angenommen, daß er, ohne erst in seiner Wohnung vorzusprechen, wie er auch sonst wohl einmal gethan hatte, sogleich nach dem Hause seiner Braut gegangen wäre. Nun war es aber spät und immer später geworden. Jaime hatte sich überzeugen wollen und mußte nun hören, daß man hier ebenso wenig irgend eine Nachricht hatte wie er selbst.

Don Carlos hatte sich dem Diener gegenüber recht ruhig gestellt, ihm gesagt, daß er keinerlei Grund zur Unruhe sähe, morgen sei Steamertag, Don Roberto werde über der Arbeit die Zeit vergessen haben und schließlich lieber in der

Stadt geblieben sein. Mit dem, was er sagte, wollte Don Carlos über den Diener hinweg gleichzeitig auch seine Nichte trösten. Aber alle drei glaubten nicht an die Trostgründe.

Jaime, der Diener, war ein Sohn der Insel. Er war seit Jahren bei seinem Herrn, und er verkehrte viel mit Echegoyens Dienern. Die Diener wußten nichts, kannten keine bestimmten Thatsachen, waren aber doch völlig davon überzeugt, daß ihre Herrschaften der Sache Kubas nicht bloß in platonischer Freundschaft zugethan waren, sondern ihr thatkräftig und unter Gefahren dienten. Daß damals der junge deutsche Herr mit dem alten Don Tomas den Adjutanten des Generals zum Narren gehalten und dadurch dem Vater des Fräuleins zur Flucht verholfen hatte, darüber hatten sich die Leute oft sehr heiter und sehr deutlich unterhalten.

Jaime that zwar, als glaube er an das, was Don Carlos sagte, um ihn und namentlich, um Doña Maria nicht noch mehr zu ängstigen, aber jeder von den dreien wußte, daß die anderen beiden sich nur verstellten, und alle drei fühlten doch, daß das alles nichts helfe, daß die anderen doch die Verstellung merkten.

Als der Diener gegangen war, lastete das Unausgesprochene immer schwerer auf Marien und ihrem Onkel. Sie heuchelten beide Ermüdung und das Bedürfnis nach Schlaf, um die Maske abwerfen zu können, um ohne Zwang zu sein und allein mit ihren Befürchtungen.

Aber weder Don Carlos noch Marien war der Schlaf gekommen. Nur für kurze Augenblicke war sie auf ihrem zerwühlten Lager in jenen dumpfen, von schreckenden Träumen belasteten Halbschlummer gesunken, der nicht stärkt und nicht erquickt, sondern die gepeinigten Nerven noch mehr quält und erschüttert. Im Morgengrauen schon, als fern im Osten über dem blauschwarzen Meer der erste Rosenschimmer auftauchte, war sie hinabgestiegen zu dem Badehäuschen und hatte Erquickung gesucht in den kühlen Wellen des ewigen Meers, das unter dem Druck der aufsteigenden Flut und leicht gekräuselt von der sich erhebenden Morgenbrise über die Korallen hinweg leise plätschernde Wellen in die kleine Bucht hineinsandte.

Das Bad hatte sie erfrischt, aber dann war doch von neuem und stärker die Angst um den Geliebten zurückgekommen. Doña Teresa, die immer neben ihrem Zimmer schlief, der nicht die leiseste Bewegung ihrer jungen Herrin entging, die keine Ruhe fand, wenn ihren Liebling der Schlaf floh, und die auch heute nacht mit Doña Maria zugleich sich von ihrem ebenso schlafgemiedenen Lager erhoben und sie zum Bade begleitet hatte, stand nun mit den Tüchern in den Armen, bekümmert den alten Kopf schüttelnd, hinter ihr, als ihr Augapfel, ihrer verstorbenen Jugendherrin Enkelin, im rohrgeflochtenen Armsessel teilnahmslos und bedrückt sitzen blieb, vor dem knieend die Alte ihr die Füße getrocknet hatte.

Unbekleidet saß Maria in der offenen Thür des Badehauses, der Sonne gerade gegenüber, deren volle Scheibe sich eben ganz über das blauer und blauer leuchtende Meer erhob. Die feinen, schmalen, hochgeschwungenen Füßchen spielten mechanisch mit den weißen Filzpantöffelchen, die ihr Teresa angezogen hatte. Tief in Gedanken versunken, schien sie die alte Vertraute, ihre Umgebenheit und die Welt vergessen zu haben. Ihre Augen glitten an ihren schönen Gliedern hinab. Sie wußte, daß sie schön war. Wie oft hatte sie in solchen stillen Stunden sich ihrer Reize Macht gefreut. Heute aber war ihr zum erstenmal der Gedanke gekommen, ein Gedanke, der sie schüttelte mit dämonischer Gewalt: hatte sie recht gethan, als sie diese Schönheit zum Preise setzte, damit der Mann, den sie doch so heiß, so zärtlich liebte, thäte, was er, der Fremde, sonst doch vielleicht verweigert hätte?

Sie war hart, stahlhart, und — wie alle Adelsmenschen — vor allem hart gegen sich selbst. Der uralte Mutterstamm war mächtig in ihr. Daß sie die schönsten und die keuschesten Frauen, daß sie die tapfersten Männer haben, ist der alte Baskenruhm.

Und sie wachen übereinander, die Frauen und die Männer.

Dem Tapfersten die Schönste: eine alte Regel; wie oft hatten sich nach der die Ahnen ihre Bräute verdient.

Und galt es hier nicht dasselbe hohe Ziel? Galt es nicht auch hier, die Freiheit, die Unabhängigkeit, das Recht, nach eigenem Gesetz zu leben? Dieselbe Freiheit, die dort oben auf den Bergen am Biscayischen Golf wohnt? Und doch, ob auch ihr Herz wieder aufglühte in der Erinnerung an den Schwung jener Verlobungsstunde, leise stieg zum erstenmal der Zweifel herauf: durftest du von dem, den du liebst, einen Kaufpreis fordern?

Und wenn er nun in die Schlingen der Spanier gefallen war, wenn man ihn tückisch beiseite geschafft hatte, weil man ihn offen nicht angreifen konnte; wenn er untergegangen war für sie, was sollte dann werden aus ihrer Seele und aus diesem Leib? Würde irgend etwas sie über diesen Verlust trösten? Würde es sie für ihr verlorenes Glück entschädigen, wenn diese Insel wirklich ein Freistaat, oder gar, wenn sie künftig statt von dem König Kind von dem amerikanischen Präsidenten regiert würde, dieser Puppe, die alle vier Jahre im Auftrage einer Handvoll Geldsäcke gewählt wird?

Und wenn ihr Erkorener schon kämpfen mußte, wenn sie ihn in die Gefahr schickte um ihres Landes willen, hätten sie sich nicht wenigstens besitzen können, hätte er als ihr Gatte nicht mindestens dasselbe gethan? Warum hatte sie das Glück nicht schon genommen und gegeben, das ein hartes Geschick oder ein schmählicher Zufall nun zertrümmern konnte, ehe sie es erreichten?

Die Sonne stieg höher und durchschien ihr die weißen Glieder, lauer fächelte die Luft von der See her, und doch fröstelte sie leise.

„Niña, Niñita," flüsterte besorgt die alte Teresa ihr ins Ohr, „wo bist du, Kind?"

Sie kam zu sich. Ein leises, müdes, schmerzliches Lächeln umspielte den kleinen Mund, ihre feinen Finger glitten liebkosend über die braunen Arme der Alten:

„Nicht schelten, Teresa, nicht schelten," sagte sie.

Sie erhob sich nun, ließ sich das weiße, spitzenbesetzte Morgengewand überwerfen und stieg, von der Dienerin gefolgt, die kleine Wendeltreppe hinauf nach dem Säulengang des Hauses.

Sie wollte eben über den Patio hinweg nach dem Vorderhause schreiten, um ihrem Onkel den Morgengruß zu bringen, da hörte sie von drüben den jauchzenden Ruf:

„Maria, Geliebte!"

Robert Berthold, der mit dem ersten Wagen von der Habana gekommen war, stürmte ihr entgegen. Wenige Schritte vor ihr aber stand er geblendet still. Aus dem dunklen Schatten des Säulenganges, in dem leichten, weißen Gewand, das die strahlende Tropensonne, die hinter ihr dem Meere entstieg, mit goldenem Strom durchleuchtete, trat sie ihm entgegen, die Arme sehnsüchtig nach ihm ausgebreitet, mit flammenden Augen in verzehrender Schönheit. Im nächsten Augenblick hielten sie sich umschlungen. — Es sind wilde Gluten, wenn Edelsteine schmelzen. Robert Berthold war kein feiger Mann und kein kleiner Mensch, von diesem Augenblick aber wurde er doch noch ein ganz anderer, als er bisher gewesen war! Was konnte ihm, dem Göttergeliebten, zu schwer sein! — —

Carlos Echegoyens Ruf weckte die beiden, und jetzt flog Maria ihrem Onkel um den Hals. Der feuchte Schimmer in dem erzenen Gesicht sagte ihnen, wieviel Liebe, von der nie ein Wort fiel, der Mann da für sie beide im Herzen trug.

Dann saßen sie vorn unter dem Colgadizo, vor dem noch kühle Schatten ruhten, und nahmen aus kleinen Schälchen ihren Morgenkaffee.

Berthold berichtete. Der Kriegsrat, den die drei hielten, war sehr ernst; denn zum erstenmale seit Bengocheas Abreise erhob heute auch eine alte Sorge wieder das Haupt, die nämlich, daß vielleicht dennoch alles Ringen vergeblich sein werde. Während sonst die Kabelantworten die Ausführung der Befehle sofort meldeten, die nach New-York gegangen waren, ließen sie diesmal auf sich warten. Wichtige Sendungen von Waffen, Munition und namentlich von Konserven und anderem Proviant, die die Insurgenten in den von Freund und Feind ausgesogenen Strichen sehr nötig hatten, waren also noch nicht abgegangen. Heute oder morgen mußten

Bengocheas Boten kommen; trafen die Depeschen von Amerika heute nicht endlich ein, so waren die Rebellenführer außer stande, rechtzeitig die für die Landungen nötigen Hilfsaktionen vorzubereiten. — Sollte es wieder gehen wie schon so oft? Spielten die Yankees, wie der Verdacht raunte, wirklich doppeltes Spiel? Wollten die Geldmächtigen, die hinter dem New-Yorker Komitee standen, wirklich Kuba nicht befreien, einen entscheidenden Sieg der Aufständischen am Ende ebenso wenig, wie die spanische Herrschaft? Kämpften die Söhne des Landes am Ende nur darum, setzten sie ihr Leben nur dafür aufs Spiel, daß künftig ein anderer dieses verschwenderisch reiche Stück Erde aussauge?

Marien kam ihre Angst vom frühen Morgen verzehnfacht wieder, nun sie sehen mußte, daß auch ihr Onkel und ihr Geliebter wenigstens an die Möglichkeit dachten: wenn sie wirklich dafür ihr Glück fast geopfert hätte, wenn sie wirklich dafür ihr Glück immer aufs neue aufs Spiel setzte! ihr Glück, das ihr sicher war in jedem Lande der Erde, wo sie ihn hätte, der jetzt sein Leben wagte für die kubanische Sache, weil sie sie zu ihrer Sache gemacht hatte.

Mit gewaltiger Willensanstrengung zwang sie sich, den beiden Männern nichts von dem zu verraten, was in ihrem Innern vorging, damit sie sie nicht in ihren Erwägungen störe, damit doch ja die kälteste Überlegung in ihrem Handeln wäre.

Sie aber schwor sich, nicht länger zu zögern und nicht mehr den Himmel zu versuchen. Heute oder morgen nacht würde sie ihres Vaters Boten eine Frage mitgeben, die nichts mit Politik und Bürgerkrieg zu thun hätte. Gab er seine Zusage, woran nicht zu zweifeln war, so konnte sie in wenig Wochen ihrem Verlobten sagen, daß sie jetzt schon die Seine sein wolle, unverzüglich.

Alle Zuversicht und Hoffnung kamen ihr wieder, als sie sich den Augenblick vorstellte, wo sie ihm ihren Entschluß und ihres Vaters Zustimmung mitteilen würde.

Ein Viertelstündchen später rollte Robert Berthold nach der Stadt zurück, um scheinbar seinen Geschäften nachzugehen, in der Hoffnung, die wichtigen Depeschen von New-York endlich zu erhalten. Am Abend zur Stunde der Tertullia wollte er wiederkommen, früher war es nicht möglich. Nur ganz früh und am Abend, nicht aber während der Hitze des Tages ist schickliche Besuchszeit. —

Sechs, sieben Meilen jenseits des Almendares ritten unterdessen zwei Reiter die Landstraße entlang, die nach der Chorrera führt. Die kleinen, zähen Kreolenpferde sahen arg verstaubt und etwas abgetrieben aus, aber sie mußten aus vorzüglicher Zucht stammen: mit erstaunlicher Geschwindigkeit quirlten die feinen Beinchen in dem weißgrauen Kalkstaub der Chaussee. Mit lachender Verwunderung pflegt der Fremde, der an den werfenden Trab europäischer Pferde gewöhnt ist, diesen fast trippelnden Paßgang, den 'paso corto' und das unglaubliche Tempo darin zu betrachten, aber die Tiere halten es tagelang aus, und der Reiter sitzt auf diesem leise schaukelnden Pferderücken bequemer als in einer Sänfte, während die Felder und Wälder, die Hügel und Thäler in rastloser Eile an ihm vorübergleiten.

Sie hatten einen weiten Weg hinter sich, die beiden Reiter. Gestern morgen waren sie zwischen den spanischen Kolonnen aufgetaucht, hatten aber nirgends Aufsehen erregt. Durch die Postenkette, die gegen den Feind stand, hätten sie ja nicht kommen können, nahmen die Offiziere an, und das Gewerbe, das der Mann da in Begleitung seines Schwarzen trieb, war ja an sich ein Beweis von Loyalität: einer der vielen umherziehenden Händler war er, die in Habana wohnen und weite Strecken des Innern durchstreifen, um die Lose der Habaneser Lotterie abzusetzen. Er hatte auch ganz gute Geschäfte gemacht mit den Offizieren und Soldaten, vom Sattel herunter, wie es so der Brauch des Landes ist. In der rechten Halftertasche stak der Revolver, in der linken eine mit Wachsleinwand umwickelte Rolle und eine große Papierschere. Jedes Los der Habaneser Lotterie ist ein großer, mit vierzig Vierzigsteln, vier quer und zehn lang, bedruckter Bogen. Man kann von jeder Nummer so viel Vierzigstel haben, wie man will und bezahlen kann. Das Gewünschte schneidet der Händler

mit der großen Papierschere einfach ab und reicht es dem Käufer vom Sattel herunter. Die Regierung war in letzter Zeit ziemlich unzufrieden mit dem Lotteriegeschäft. Die fünfundzwanzig Prozent, die man nicht von den einzelnen Gewinnen, sondern von der Gesamteinnahme im vorhinein kürzte, hatten sonst immer eine sehr nette Einnahme gebildet. Es war eine Steuer gewesen, die das Land gern bezahlt hatte, denn die Käufer dachten nicht darüber nach, daß es eigentlich nichts weiter wäre. Man konnte sehr große Gewinne machen, einmal im Jahre sogar eine ganze Million Dollar, und was man gewann, bekam man ohne Abzug ausbezahlt. Jetzt aber wurde es schwer und schwerer, die Lose unterzubringen. Es war ein sehr löbliches Beginnen, sie zu vertreiben; wer es that, war sicher ein Gutgesinnter.

Es war alles ausgezeichnet gegangen: niemand hatte geahnt, daß der Schwarze da unter der Farbe der fast weiße Mulatte Ramon, Juan Bengocheas vertrauter Diener war, in keinem von den Offizieren und Soldaten hatte sich auch noch so leise der Verdacht geregt, dieser plaudernde, schachernde Händler sei ihnen ein verderblicherer Feind als tausend Mann im Felde.

Ramon lachte leise vor sich hin: ein vorzüglicher Gedanke! Doña Maria hatte ihn gehabt, Diego hatte die von ihrem Verlobten, dem Deutschen, in Habana besorgten Lose das letzte Mal mitgebracht.

Jetzt hatten sie das Heer meilenweit hinter sich. Es mochte gegen Mittag sein, da hielten sie im Schatten einer großen alten Caoba, die mit ihrem runden, mächtigen Wipfel einen Hügel krönte, den die Landstraße überschritt.

„Da unten," sagte Ramon zu seinem Begleiter und deutete mit der Rechten hinab in die weite Ebene, an deren Rand zwischen grünen Ufern ein silbernes Flußband aufblitzte: „der Almendares, Pancho."

Der andere hatte seinen Sombrero vom Haupte genommen und wischte sich mit dem Tuche, das er aus dem Gürtel zog, die staub- und schweißbedeckte Stirn.

„Aha," sagte er, und sich weit über den Sattel beugend, spähte er scharf in die Ferne.

„Sehr deutlich," sagte er dann, „kann kaum drei leguas sein. Jetzt wird's Ernst. Was thun wir, Ramoncito?"

„Laß uns überlegen, Gevatter," antwortete Ramon lachend und blickte die Landstraße entlang in der Richtung, aus der sie gekommen waren, und in der Richtung, wo hinter dem Fluß die Chorrera und Habana lag, und sagte dann zunächst: „Alles ist leer, alles scheint sicher."

„Bah," sagte der andere, „was will das heißen, wer wird außer uns so verrückt sein, um diese Zeit, bei solcher Hitze noch auf der Landstraße zu sein? Ich schlage vor, wir halten hier nicht zu lange. Wir müssen uns hier oben gegen den Himmel abheben, wie zwei schwarze Männchen. Einige Meilen in der Runde sind wir hier sicher zu sehen, und um die Fonda dort hinten an der Straße, etwa eine Meile vor dem Fluß, da kommt es mir nicht richtig vor. Ziehen wir uns etwas hinter den Baum zurück." Damit lenkte er sein Tier hinter den dicken Stamm, und Ramon folgte ihm. Von beiden Seiten, hinter dem mächtigen Stamm hervor, seitwärts über den Sattel gebeugt, hielten sie dann scharfen Auslug. Feldstecher hatten sie nicht, das hätte Verdacht erregen können, aber dafür Augen, die optische Hilfsmittel ziemlich entbehrlich machten, so lange es sich um diese Erde handelte. Sie waren bald einig.

„Du hast recht, Gevatter," sagte Ramon, „die Fonda hat Einquartierung. Die niedrige Staubwolke, die von dem Hause immer von neuem aufquillt und dicht am Boden über die Straße streicht, bedeutet königlich spanische Kavallerie: sie haben ihre Tiere an die Pfosten der Veranda gebunden. — Einer steht Posten, siehst du den Säbel blitzen? Zwischen dem Grün da, rechts am Hause."

„Natürlich, Ramon meines Herzens, ich habe ihn schon lange gesehen. — Augenscheinlich eine berittene Streifpatrouille. Wir sind zu nahe am Ziel, wenn wir sie dort unten treffen, könnten sie vielleicht doch auf den Gedanken kommen, uns nach Habana hinein zu begleiten. Und über den Fluß wollen wir doch nicht reiten, ich glaube, du kannst die Fähre nicht mehr leiden seit dem letzten Mal, Ramoncito, nicht?"

„Mach' keine schlechten Witze, Panchito, überlegen wir lieber, was wir thun müssen."

„Überlegen, Señor Don Ramon? Das ist nun doch deine Sache, ich stehe zu Eurem Befehl, zu Eurer Verfügung, Herr. Was dünkt Eurer Gnade? Soll ich vielleicht einmal hinunter reiten und dem Herrn Leutnant ein Vierzigstel Nr. 47 586 anbieten?"

„Na, so ähnlich wird's wohl kommen," sagte Ramon, „wir müssen doch wissen, was sie da wollen, und ob etwa im Walde noch ähnliche Posten stehen. Vielleicht sind sie klug geworden und . . . Teufel," unterbrach er sich selbst, „wenn sie am Ende auch unseren lieben alten Kalkofen besetzt haben, was die Schafsköpfe schon längst hätten thun sollen, dann sind wir schön die Geprellten, Gevatterchen. Dann können wir als unbestellbare Briefe wieder nach Hause reiten."

„Sie werden schon nicht," sagte der andere, „der Spanier ist dumm geboren."

„Na, jedenfalls müssen wir es erfahren, Pancho. Reite geradeaus und diniere in der Fonda. Bringe den Herren da Grüße von ihren tapferen Kameraden hinter uns. Verkaufe ihnen einige garantierte Lose der immer getreuen Stadt und hole ihnen die Würmer aus der Nase. — Ich werde mich hier links in die Bananen verlieren. Ein alter schmaler Saumpfad führt hier, immer zweihundert bis dreihundert Schritt von der Landstraße, durch das Gehölz. Etwas hinter der Fonda zweigt ein anderer Weg von der Straße ab, eine einzelne Palme steht am Waldrand. Hast du erfahren, was wir brauchen, so reite scheinbar nach Habana weiter. Die Straße macht dicht hinter dem Wirtshaus eine Biegung, man kann dich keine fünfzig Schritt weit sehen. Bei dem Baume reitest du in den Wald, dein Pfad kreuzt bald den meinen, dort warte und achte auf den Schrei des Geiers."

„Gut, wird besorgt, Eure Gnade," sagte lachend der andere und reichte seinem Kameraden die Hand hinüber. Während Ramon einschlug, fügte er noch hinzu: „Bringe mir nichts mit. Es könnte auffallen, wenn du so dicht vor Habana die Leckerbissen der Straßenkneipe einsteckteſt. Ich werde hier von diesen Bananen speisen, und ich habe auch noch Wein und Wasser im Kürbis."

Die beiden trennten sich, aber einige Stunden später hatten sie sich im Walde wieder getroffen. Während sie, ihre Pferde hinter sich am Zügel führend, durch das Dickicht schritten, berichtete Pancho, daß er sein Mittagessen in der Fonda völlig unbehelligt, und ohne irgend welchen Verdacht zu erregen, eingenommen habe. Zwanzig Mann lägen darin, seit heute vormittag erst. Er hätte sich an den Leutnant herangemacht, aber der hätte augenscheinlich selber nicht gewußt, wozu sie da wären: in der Fonda bleiben, weiteren Befehl abwarten. Der nächste Posten sei an der Fähre.

„Ungemütlich," meinte Ramon, „bist du sicher, daß der Wald vor uns und der Fluß frei sind?"

„Die da in der Fonda wußten jedenfalls von keinem anderen Posten, als dem an der Fähre," erwiderte Pancho lachend, „ich habe mich dringlich erkundigt, ob nicht irgendwo in der Nähe die paar Losrestchen unterzubringen wären, ich nähme sie nicht gern wieder mit nach Hause über den Fluß, und Seiner Majestät tapfere Truppen, die ja allerdings auch besser wüßten, daß die Herren Insurgenten an die Kassen der Stadt niemals herankommen würden, kauften immer am leichtesten ein Habanalos — die Esel hätten's mir gesagt. Der Posten an der Fähre, sonst nichts diesseits des Flusses."

Ramon beruhigte sich. — „Nun, dann wird alles gut gehen, wie immer."

Sie bogen vom schmalen Pfad ab und erreichten bald die kleine versteckte Lichtung, wo wie gewöhnlich die letzte Rast gehalten werden sollte. Den Pferden wurde Zaum und Sattel abgenommen, dann wurden sie an langer Leine angepflöckt, sodaß ihnen eine reichliche Mahlzeit von Knospen, Blattspitzen, Gras und Kräutern erreichbar war, und die beiden Fahrtgenossen lagerten sich bequem neben einander, den Kopf auf die den Pferden abgenommenen Sättel gelegt.

In der Nacht, um elf etwa, erhoben sie sich. Hier und da nur blitzte ein Stern durch die dichten Kronen der Bäume. Die Pferde wurden gesattelt und gezäumt und mit den Zügeln kurz an einen Ast gebunden, fertig zum Aufspringen. Die braven Tiere wußten genau, daß der Dienst wieder begann. Wie die Mauern standen sie,

und als die beiden die Machetenriemen enger schnallten und prüften, ob die breiten Klingen nicht zu lose und nicht zu fest in der Scheide säßen, als sie der Sicherheit wegen das Schloß ihrer Revolver einigemale spielen und die Kurbel versuchsweise rollen ließen, da schauten sie ihren Herren ganz verständnisvoll zu.

Gleich darauf rauschten die Büsche leise auf, und die beiden Männer waren verschwunden.

Langsam schritt und kroch Ramon voran durch die Finsternis, langsam, lautlos, mit jener Sicherheit, die dem Sohne der Civilisation, dem Bewohner der Großstadt unfaßlich ist. Sie brauchten fast eine Viertelstunde zu den paar hundert Schritten.

Endlich lag das Häuschen am Kalkofen vor ihnen: hier am Rande des Gehölzes wurde es, des Neumonds ungeachtet, doch ziemlich hell. Auf der Erde liegend beobachteten die beiden erst vorsichtig, ob sich irgend etwas drinnen rege, aber man hatte augenscheinlich Pancho die Wahrheit gesagt: völlig still und verlassen ruhte die Ruine des Kalkofens und des dazu gehörigen kleinen Häuschens im Sternenlicht, kein Laut ließ sich vernehmen, eine ganz leise Brise bewegte die Wipfel des hinter ihnen liegenden Waldes. Leise, unbestimmte Töne hörte man von weitem, undeutlich — ein schwirrendes Insekt, ein Nachtvogel vielleicht. Von links her atmete das Meer ruhig in langen Wellen gegen die Küste. Vorn, unten am Abhang rauschte und plätscherte leise der Almendares im Schilfe des Ufers.

„Alles ist sicher," flüsterte Ramon, „komm!"

Sie erhoben sich, traten aus dem Schatten der Bäume und huschten ins Haus.

Drinnen war nur ein Raum, nicht viel dunkler als draußen. Vorn, der Thür gegenüber, war die große, fast bis auf die Erde reichende Fensterhöhlung. Das Dach war halb verfallen, und große Trümmerstücke der Decke lagen im Raume umher, der Nachthimmel mit seinen Sternen sah herein.

„Hier, Gevatter," sagte Ramon zu seinem Gefährten und zeigte auf ein großes Trümmerstück, während er selbst ein anderes als Stuhl benutzte. „Hier sitzen wir ganz bequem. Siehst du dort, genau gegenüber, den alten Turm?"

„Jawohl, Gevatter," antwortete Pancho.

„Gut, der obere Rand zeichnet sich ziemlich deutlich gegen den Sternenhimmel ab. Etwa vier Fuß darunter, in der Mitte ungefähr, ist das Fenster. Die Luft ist klar, das Licht kann uns nicht entgehen. Wo habe ich meine Fosforitos, ah hier."

Er nahm das Schächtelchen in die linke und eins der Wachslichtchen in die rechte Hand und prüfte, ob er auch die schmale, mit Sandpapier beklebte Streichfläche richtig hielt. „Jetzt heißt es aufpassen. Es kann nur wenige Minuten vor Mitternacht sein, fragen wir Don Juans Uhr."

Pancho zog eine sehr große, schwere, goldene Uhr heraus und drückte auf den Repetierknopf. Mit kleinem, klingendem, silbernem Stimmchen begann die Uhr die Zeit zu sagen: — teng — teng — teng — elf Schläge, dann kamen die Viertelstündchen noch dünner ting, ting, ting — dreiviertel, und nun hoben die Minuten an: tik tik tik tik tik — noch zehn Minuten fehlen."

„Geht die Uhr in der Chorrera richtig?"

„Es stimmt immer auf eine oder zwei Minuten," antwortete Ramon.

Angestrengt lauschten und spähten die beiden Männer, — angestrengt spähte und lauschte über ihnen 'der Panther': gerade über ihnen, auf der verfallenen Mauer lag er seit Stunden, regungslos.

Er hatte den 'Kalkofen' sofort gefunden, den man ihm in der Nacht vorher im Präsidio auf der Karte gezeigt hatte. Er hatte einen Blick aus dem Fenster und auf den Turm gegenüber geworfen, und mit einem 'Pest, ich glaube, der General hat eine gute Nase' war er hier hinaufgeklettert.

Die Neumondnacht war ihm lang geworden, in dieser scheußlichen Lage, in dieser krampfigen Bewegungslosigkeit — jetzt aber that ihm kein Glied mehr weh: wirklich wie ein Raubtier lag er da oben, die Erregung der Jagd hatte ihn gefaßt. Er konnte von seinem Lager aus rechts draußen im matten Sternenlicht den mit niedrigem Dickicht bedeckten Abhang, das Schilf und Röhricht am Ufer, den Fluß und ganz drüben in dunklen Linien den Ceibawald und die undeutlichen Umrisse des alten Wartturms, links innen aber die

beiden Männer auf ihren Mauertrümmern hocken sehen und ihre Stimmen hören, deutlich, ganz deutlich. Sie warteten auf den Schlag der zwölften Stunde. Er würde also nicht vergebens hier liegen diese Nacht, und gleich zu Anfang liefen sie ihm in die Krallen, er hatte Glück. Gestern noch ein zum Tode verurteilter Verlorener, sah er heute die Zukunft glänzend vor sich. Er würde seinen Abschied nehmen, die Tasche voll Gold. Er würde ihn bekommen, denn in der Truppe konnte man ihn doch nicht brauchen nach dem Vorgefallenen, und er selbst wollte auch nicht mehr dienen: wozu Vorgesetzte? Er sah sich in seinem kleinen Dorf da hoch oben in den Bergen. Was die protzigen Bauern für Augen machen würden. Bettler würden sie sein gegen ihn. Zehntausend Pesos in Gold hatte der Adjutant gesagt, damit konnte er ja die ganze Gemeinde auskaufen, das heißt, wenn die beiden Halunken da unten ihm nicht etwa noch damit durch die Lappen gingen.

Da: drüben von weit über den Fluß her klangen leise, ganz klar und deutlich vier dünne Viertelschläge herüber, und dann hub die größere Glocke an zu schlagen. Seine Muskeln strafften sich, seine Sinne steigerten sich ins Übernatürliche unter der Spannung, seine Augen bohrten sich in das matte Dunkel der Sternennacht, die über dem Flusse lag.

Eben verhallte der zwölfte Schlag: da flammte drüben plötzlich ein Lichtchen auf und verlöschte gleich darauf wieder. Im selben Augenblick hörte er links unter sich das Wachslichtchen Ramons am Sandpapier knirschen. Es flammte auf und beleuchtete grell die Gesichter der beiden Rebellen. Riesige Schatten umtanzten ihn. Auch dies Licht verlosch sofort wieder.

„Bleib' hier, Pancho, ich erwarte sie an der Thür," sagte einer von den beiden.

Er hörte unten ein leises Geräusch, einige kaum hörbare Schritte, und ruhig war alles unter ihm und drüben jenseits des Flusses.

„Santa Madoña," dachte sich der Panther, „verflucht schlau sind die Kerls. Das Signal wird keiner merken, der nicht schon hier oder drüben neben ihnen auf Posten steht. Ich erwarte *sie*, sagte der insurrecto. Es kommen also mehrere von drüben, und hier unten im Zimmer werden sie miteinander reden. Die Sache geht gut. Die zehntausend Pesos; heilige Jungfrau von Burgos, zwei Wachslichte so dick wie mein Arm und so lang wie ich selber, wenn's gelingt!"

Er lag wieder regungslos. Er hörte nichts. Garnichts regte sich. Undeutlich sah er unten den schwarzgrauen Fluß. Nur hier und da glänzte ganz matt und blaß das Spiegelbild eines besonders hellen Sterns. Da schien es ihm, als wenn ein Schatten über die Fläche glitte. Einer dieser kleinen, fast unbemerkbaren Lichtflecken verschwand, bald darauf tauchte er wieder auf, aber zitternd, unruhig, jetzt verschwand ein anderer, — dasselbe Spiel.

„Aha, ein Boot," erriet er, und jetzt vernahm er deutlich ein leises Streichen im Röhricht unten, halblaute, unterdrückte Stimmen, nur wenige Worte, dann leichte Tritte, leises Knacken im Dickicht und gleich darauf die Stimme des Mannes an der Thür, da links unter ihm:

„Guten Abend, Doña Maria, wir grüßen Euch, Herrin."

„Guten Abend, Ramon, wo ist dein Freund?"

„Dort am Fenster."

„Gut, schnell eure Botschaft."

Auf alles war der Panther vorbereitet gewesen, nur nicht darauf, hier um diese Zeit, jetzt, eine Dame erscheinen zu sehen.

„Demonio, die Herren werden Augen machen, wenn ich es ihnen erzähle, verflucht schlaue Bande — wer es nur sein mag, aber das werden wir ja hören," und in fieberhafter Spannung lauschte er.

Ramon begann, aber der Horcher wußte nicht, was er aus der Botschaft machen sollte, den Anfang verstand er noch: Berichte über die Stellung des feindlichen Heeres, ganz kurz — — so nah' waren die Rebellen schon, ein paar Meilen von Habana, dem General gegenüber? — — Aber was war das — der Mann da sprach ja plötzlich wie ein Kind, das Märchen erzählt, seltsame Worte ohne Sinn, ohne Beziehung auf Aufstand und Bürgerkrieg, auf Verschwörung und Kampf, drollige Verse. Und

als er fertig war, begann der andere, aber der fing gleich mit dem sonderbaren Kauderwelsch an. Da merkte er an einigen besonders auffälligen Anklängen, daß der ganz dasselbe erzählte, und er verstand — die alten Baskenschliche. Nun, wir werden sie lebendig fangen, und die Herren können sie dann ja 'fragen'.

Da begann die Dame unten wieder und zwar in klarem, verständlichem Spanisch.

„Wir erwarten noch Depeschen, heute nachmittag waren sie noch nicht da, es kommt viel darauf an, daß ihr sie mitnehmt. Könnt ihr bis morgen nacht hier warten? Ich habe Brot, Wein und Fleisch im Boot mitgebracht. Tomas wartet unten damit, Ramon kann es sich holen. Ich würde morgen wiederkommen, geht das? Aber ihr müßt unbedingt sicher sein vor Entdeckung."

„Wir werden nicht hier warten, sondern in unserem Versteck mitten im Dickicht, es ist ganz in der Nähe, vielleicht giebt Eure Gnade uns das Nötigste für den Fall mit, daß wir überrascht werden, fliehen müssen oder Gefahr darin sehen, wiederzukommen. Bleibt alles ruhig, so geben wir morgen nacht das Zeichen, daß wir noch hier sind."

„Gut, so sei es," entschied Doña Maria.

Dann sprach sie den beiden einen Spruch vor, seltsam und schnurrig, nicht sehr lang, und ließ ihn sich zweimal wiederholen.

„So ist's gut, und nun noch eins: aus vielen Gründen will ich meine Hochzeit mit meinem Verlobten Don Roberto, den du ja kennst, Ramon, nicht länger aufschieben. Ich lasse meinen Vater um seine Einwilligung bitten, daß wir uns sogleich heiraten. Diego soll mir das nächste Mal die Antwort bringen."

„Ah, wie schade, Doña Maria," sagte Ramon etwas familiär, „wir werden also nicht dabei sein. Aber Don Roberto hat recht, Eure Gnade," fügte er schnell hinzu. „Und wie wird sich Don Juan freuen. Er hätte es schon früher gern gesehen, das weiß ich. Verzeihung, Herrin, aber am Tage der Flucht sprach er darüber."

„Um so besser," antwortete sie, „ich war thöricht. Ich kann aber doch nicht jetzt Hochzeit feiern, ohne daß mein Vater Tag und Stunde weiß. Also auf morgen: nur im dringendsten Notfall reist ihr vorher zurück. Begleite mich jetzt zum Boot, Ramon."

Ramon und die Dame verschwanden. Nach einiger Zeit kam Ramon wieder; er hatte eine große, korbumflochtene Flasche und ein Paket unter dem Arm. Dann verschwanden auch die beiden Männer.

Der Panther lag noch eine Stunde lang auf der Mauer: wer konnte wissen, ob die beiden nicht noch draußen warteten am Rande des Waldes, um zu sehen, ob keiner sie belauscht hätte. Er hätte es gethan. Er benutzte die Zeit, ruhig zu überlegen. Es war ihm bald klar, was er zu thun hatte. Die beiden, die mochten sein, wo sie wollten, dafür, daß ihnen nichts geschehe, würde er sorgen, sie kamen also wieder. Das Boot von der Isabela catolica erwartete ihn bei Sonnenaufgang an der Küste an demselben Baum, wo man ihn ans Land gesetzt hatte. Morgen nacht konnte das ganze Nest ausgenommen werden. Donnerwetter, jetzt hatte er sie alle: Doña Maria, die Tochter Don Juans, des Rebellenführers — er kannte ihn, und von seinen Siegen hatte er noch gerade gehört, ehe man ihn in den Kerker geworfen hatte; Doña Maria und ihren Onkel Don Carlos kannte er auch von Ansehen. Und ihr Verlobter war also im Spiel, der deutsche Herr.

Gut, daß er der heiligen Jungfrau zwei so dicke Wachskerzen versprochen hatte, sie war dankbar gewesen und hatte ihm sichtbarlich geholfen, die Geschichte war dem Obersten oder dem Adjutanten vielleicht noch ein paar tausend Pesos extra wert.

Wenn man sie alle drei: den Onkel, den Nubio und sie selbst beim Kragen nahm, konnte es ja lustig werden im Präsidio. Er hatte allerhand munkeln hören. Sie war jung und schön, die insurrecta, und ihr Vater konnte ihr auch nicht helfen. Die Herren würden ihren Vorteil sehen — — er grinste — — —

(Fortsetzung folgt.)

# Der Zug nach dem Osten.

Roman

von

[20] **Franz Sperber.**



Am andern Tage in aller Frühe war die alte Baronin abgereist, und Felix, der gleichfalls mit seinen Vorbereitungen fertig war, ließ sich die goldbraune Fuchsstute Wanda satteln, um einen letzten Abschiedsritt durch die Gefilde von Buchenwalde zu unternehmen.

Er wollte Abschied nehmen. Abschied von diesem Boden, auf dem er geboren, und auf dem er nur Unglück erlebt hatte ... nur Unglück, Trübsal und Mißgeschick.

Er liebte dieses Stück Erde ... er liebte es trotz allem und allem ... aber er fühlte trotzdem, daß es gut für ihn war, nun endgiltig von hier wegzukommen.

Hier erwuchs ihm nun einmal kein Glück.

Als er im Hof das Pferd bestieg, sah er hinter der kleinen Treppe am Hause halb versteckt den blonden Kopf der Naska. Halb vorgebeugt, halb verborgen stand sie da und starrte mit ihren großen, dunkeln Augen zu ihm hin. -- Er kümmerte sich nicht weiter drum, sondern ritt davon.

Die ganze Ansiedlung ritt er ab. An einzelnen der kleinen Gehöfte hielt er einen Moment das Pferd an und sah voll Teilnahme hinein. Dann ritt er mit einem Seufzer wieder von dannen.

Es war ein schneidend kalter Wintertag; frostig und sonnenhell, so wie das Wetter sich zu Anfang Januar öfters zu zeigen pflegt; die Erde war steinhart überfroren, und die Felder lagen warm eingehüllt da unter der dicken, blendend weißen Schneedecke.

Arbeiter und Bauern waren nur wenige zu sehen; sie hatten jetzt im Freien draußen nicht viel zu thun. Doch von überall her hörte man aus den Scheunen die dumpfen Schläge der Dreschflegel ertönen. Ruhe gab's auch jetzt nicht für den immer beschäftigten Landmann. Alle Hände waren an der Arbeit.

Felix lächelte schmerzlich, während er dahinritt. Für ihn war die Arbeit hier zu Ende. Er war hier schon wie ein Fremder — wie einer, der zu Gast da ist, und der den fleißigen Arbeitern wohl zuschaut, selber aber nicht mit angreifen kann.

Er kam sich auf einmal so überflüssig hier vor, so unnütz, so träge und schlaff. — Wahrlich, arbeiten allein hieß leben! So schnell, wie möglich fort und hinaus in die Welt — und irgendwohin, gleichviel wo — wo man Arbeit für ihn hatte.

Er mußte an seinen Vater, an seinen Bruder denken — die beide ihr Lebelang immer nur den anderen zugeschaut hatten bei der Arbeit, selber aber nie etwas angerührt hatten! Darum hatten auch beide ein so elendes Ende genommen!

Nur wer die Hände rührt, fleißig und unermüdlich — nur wer selber tüchtig mit angreift an der großen Arbeit der Menschheit — nur der hat ein Anrecht auf Erfolg, auf Glück. Wer in dem gewaltigen Allgemein-Kampf von heutzutage um der Erde Güter nicht selber wacker mitkämpft ... der wird und soll nichts davon erringen. — Der geht zu Grunde, sang- und klanglos — wie das dürre Blatt vom Baume fällt, wenn der Herbstwind durch die Wipfel fegt. — Verweht — verdorrt — verdorben — vergessen.

Unwillkürlich richtete seine schlanke, hohe Gestalt sich gerader und kühner im Sattel empor bei diesen Gedanken. So wollte er nicht zu Grunde gehen! Er nicht. Er wollte arbeiten — um der Arbeit willen arbeiten — in der Arbeit allein seine Befriedigung finden; kam dann der Erfolg — um so besser! Er würde

ihn schon willkommen heißen. Kam er aber nicht ... nun, so hatte er doch wenigstens gelebt — und seine Kräfte bethätigt.

Von allem nahm er Abschied. Auf jedem Felde, jedem Acker hatte er Erinnerungen, denen er nun lebewohl sagte. Jeder weiße Markstein, jede Biegung eines Weges, jeder Baum hatte ihm etwas zu erzählen ... hier hatte er damals dies oder jenes gethan ... dort war etwas Besonderes passiert ... hier wiederum hatte er dies oder das gesehen — so ging es in einem fort. Wie mit einem Zauberschlage tauchten allenthalben Erinnerungen in ihm auf. Und er sah Bilder auf Bilder aus der Vergangenheit — wie in einem aufgeschlagenen Buche sah und las er — er hörte Worte, Klänge, Töne — jahrelang schon verklungen und verweht, wurden sie auf diesem letzten Abschiedsritt noch einmal lebendig vor ihm und in ihm.

Es war ein großes, weithintönendes Lebewohl, das dies alles ihm sagte — es war ein letztes Lebewohl, das er hier sprach. Er wußte, daß er nie im Leben mehr hierher zurückkehren würde.

— — — — — — — — — — — — —

Als er auch noch zu Fuß den Park durchstreift hatte und zurückging ins Schloß, kam er an dem im Erdgeschoß liegenden Schulsaal vorbei.

Unwillkürlich hielt etwas seinen Fuß fest, so daß er stehen blieb und durch das eine Fenster in den Saal hineinsah. Es war der Saal, der bis vor einem halben Jahre noch seiner Mutter als Wohnraum gedient hatte.

Jetzt saßen da einige zwanzig junge Kinder zwischen sechs und vierzehn Jahren, Mädchen und Knaben, rundwangige, meist blondhaarige Geschöpfe, denen Herr Gilm von seinem nicht sehr hohen Katheder herab die Weisheit einzutrichtern sich bemühte.

Da saßen nun die Kinder der Bauern in dem einstmals so exklusiv gewesenen Empfangssalon der Baronin Graach, geborenen Gräfin Dombrowska; und schienen nicht im mindesten überwältigt zu sein durch den Umstand, daß vor ihnen hier nur duftende, seiderauschende, schön frisierte Aristokratinnen und Aristokraten in tadellosem Gesellschaftsanzuge ein- und ausgegangen waren.

Das war diesen Bauernkindern sehr egal. Darum naschte eines doch heimlich unterm Tisch an einem Apfel, ein anderes bohrte ungeniert mit den Fingern in seiner plumpen Nase, und ein drittes kratzte sich am Bein.

In blödem Erstaunen glotzten einige von ihnen nach dem Lehrer hinüber, andere starrten noch blöder auf die vor ihnen liegenden Tafeln hinab und lutschten am Griffel, derweilen sie keine Schreibeübung zu machen hatten.

„Ja, ja," dachte Felix, während er so unbemerkt dastand und hineinsah. „Ihr seid's, denen dieses hier nun gehört. Ihr seid die Herren hier ... oder doch bald. Unsere Zeit ist vorbei — vorbei. Die Zeit der Müßiggänger, die da nur schwelgten und praßten und genossen, während andere für sie arbeiteten — die Zeit ist vorbei. Die Hände rühren, heißt es heute — arbeiten — arbeiten — muß jeder, der etwas erwischen will von den Gütern dieser Erde — der eines Erfolges und eines Gewinns sich erfreuen will!"

Zum zweitenmal schon sprach es so in ihm, mit solcher Deutlichkeit. Der Gedanke ließ ihn nicht mehr los. Er war zur festen Überzeugung in ihm geworden. — — —

Als Felix nach seinem Abschieds-Rundgang ins Schloß zurückkehrte, war's ihm wieder, als habe Naska ihm aufgelauert. Wieder begegnete er ihr, und wieder suchte sie sich zu verstecken, so daß nur die großen, glühenden Augen ihm begegneten.

Doch er kümmerte sich nicht mehr um sie. Er hatte den Kopf so voll, so übervoll von anderen Dingen.

Auch an Ellas Grab war er gewesen. Von ihrem Grabe und von dem seines Vaters hatte er Abschied genommen. Nun hatte er nichts mehr hier zu thun, garnichts ... und mit aller Gewalt drängte es ihn hinaus in die Welt — um endlich wieder zu leben ... um seine Kräfte zu bethätigen.

Noch eine längere Unterredung mit Damm, am Abend beim Glase Grog geführt, ein herzhafter Händedruck, eine Gutenacht — und Felix begab sich nach seinem Zimmer, um dort zum letztenmal Ruhe zu suchen. — — —

Schon im Gang draußen war es ihm so gewesen, als höre er etwas leise, vorsichtig hinter sich her schleichen. Doch er hatte in der halben Dunkelheit, die hier herrschte, nichts sehen können. Erst jetzt beim Scheine der in seinem Zimmer brennenden Lampe sah er dicht neben der Thür, ängstlich, fast platt an die Wand gedrückt, Naska. Ihre ganze Haltung drückte scheue Furcht vor ihm aus ... nur die Augen nicht ... die glühten ihm förmlich entgegen.

Überrascht, hastig wandte er sich zu ihr.

„Was willst du hier?“

Seine schnelle Gebärde schien sie zu erschrecken. Sie hielt die Hast für Zorn. Und unwillkürlich duckte sie sich herab, als ob sie Schläge fürchtete.

„Nun,“ wiederholte Felix, da sie nicht antwortete, „also — was willst du?“

„Nichts — nichts Böses, gnäd'ger Herr.“

„Wirklich! Nichts Böses, du Kanaille? Also — was giebt's? Was willst du? Wozu bist du mir nachgeschlichen?“

„Ich — ich wollte bloß —“

Sie zitterte am ganzen Körper. Er glaubte, sie zittere aus Furcht, und wurde — obwohl er das Mädchen seit jener Szene damals nicht mehr leiden konnte — etwas freundlicher im Ton.

„— also — du wolltest? Nun, sprich; wenn du mir in dieser Weise nachschleichst, so muß das doch einen Zweck haben.“

„Ich — ich — ach — gnäd'ger Herr, gnäd'ger Herr,“ sie sank in die Kniee, da wo sie gestanden hatte, und streckte ihm ihre beiden Hände flehend entgegen, „ist es denn wirklich wahr, daß Sie fortgehen — ganz fort — für immer?“

Er richtete sich stolz empor.

„Das war es, was du wolltest? Weiter nichts? Neugier.“

„Nein — nicht — nicht Neugier. Oh, gnäd'ger Herr — Herr,“ sie begann jetzt schon im Übermaß ihrer Erregung laut zu schluchzen, „wenn Sie es mir doch bloß sagten! Gehen Sie fort — wirklich ganz fort — für immer?“

Er sah, sie ließ nicht nach. Eine Art von wildem Übermut kam plötzlich über ihn.

„Jawohl. Natürlich. Morgen früh geh' ich fort von hier ... für immer ... Gott sei Dank!“

Ihr Kopf sank auf die Brust herab, und große Thränen rollten über ihre Wangen. Er sah es und mußte beinahe lachen, obwohl er zugleich Mitleid mit ihr empfand, denn er sah wohl, daß sie wirklich litt.

Er warf sich in einen Sessel.

„Komm mal her, Naska.“

Sie hob rasch den Kopf und warf die schweren blonden Haare zurück.

„Darf ich?“ fragte sie wie ungläubig.

„Du hörst doch, daß ich dich rufe.“

„Ja.“ Rasch wie der Blitz war sie an seiner Seite und kniete wieder hin zu seinen Füßen. Er sah sie an, und das Mitleid in seinem Herzen verwandelte sich zu einer Art lustiger Ironie.

„Du bist doch eigentlich eine ganz infame Kanaille, du,“ begann er, „vor drei Monaten hast du dich nicht gescheut, die gemeinsten Lügen über mich zu erzählen, und heute heulst du, weil ich fortgehe. Was soll das nun heißen?“

„Was ... ich ... was hab' ich denn erzählt?“

„Willst du jetzt auch noch lügen? Thust, als ob du von nichts wüßtest? Mach', daß du wegkommst. Geh.“

Sie sah, daß er sich wegwandte von ihr.

„Nein — nein — ich will nicht lügen — will nicht —“

„Hast du damals unverschämte Lügen von mir erzählt? Hattest du erzählt, daß ich dich gepeitscht hätte?“

„Ja — ja —“

„Warum thatest du das?“

„Weil — weil — oh, gnäd'ger Herr, Sie wissen doch — ich — ich bin manchmal so bös' — und —“

„Das weiß ich — ja.“ Er seufzte — er hatte sie erfahren, ihre Bosheit.

„Nun — und was wolltest du heute von mir?“

„Bloß um Ver — zeihung bitten.“

„So?“ Er sah sie mißtrauisch an. Dann mußte er lächeln und reichte ihr die Hand. „Gut also — ich verzeihe dir.“

Sie hielt die Hand fest in ihren beiden.

„Und Sie gehen morgen fort von hier? Wirklich?“

„Morgen — jawohl — ich gehe morgen fort.“

„Und — und — was soll dann bloß aus uns werden?“

Groß und angstvoll starrten ihre dunkeln Augen ihn an.

„Was aus euch werden soll? Ihr kriegt eben einen anderen Verwalter — und damit basta. Sonst wird für euch alles beim alten bleiben.“

„Ja — für die anderen — und — und — ich?“

Er sah sie ganz belustigt an. Die Person schien ja beinah so thun zu wollen, als hätte sie Anrechte an ihn.

„Du — na, du kannst dem neuen Verwalter deine Komödie weiter vorspielen.“

„Wer wird der neue Verwalter?“

„Oberinspektor Damm.“

Er mußte laut lachen, als er sah, wie sie sich vor Grauen fast schüttelte.

„Ja — siehst du — bei dem wirst du schlecht ankommen mit solchem Komödiantenwesen. Leg' das nur ab — sei ein braves Mädchen — thu' deine Pflicht — dann wird es dir auch immer gut gehen auf der Welt.“

Und während er sprach, verspottete er sich innerlich selber ob seiner Worte.

Als ob es allen denen gut ginge auf der Welt, die ihre Pflicht thun!

Naska trocknete ihre Thränen.

„Nein, das will ich nicht,“ sagte sie und biß die Zähne fest zusammen, „wenn Sie von hier fortgehen, dann will ich hier auch nicht mehr bleiben.“

Er sah sie erstaunt an.

„Wo willst du denn hin?“

„Ich weiß nicht. Irgendwo. Gnäd'ger Herr — gnäd'ger Herr — nehmen Sie mich mit als Ihre Magd. Ich will alles für Sie thun — scheuern und waschen und kochen und nähen und flicken — ich kann alles — alles, wenn ich will — und keinen Lohn will ich — will kein Geld — will nur für Sie arbeiten — und —“

„Sei keine Närrin, Naska. Ich werde wieder Offizier. Wie denkst du dir wohl einen Leutnant mit weiblicher Bedienung? Das wäre ja lächerlich. So etwas ist ganz und gar unmöglich.“

„Unmöglich! Ganz unmöglich!“ Wie im Traume wiederholte sie das Wort, das ihr alle ihre Hoffnungen zertrümmerte.

„Ja, mein gutes Mädchen, das ist ganz unmöglich,“ wiederholte Felix und strich dabei wie im Mitleid mit der Hand über ihr Haar. „Du mußt eben vernünftig sein. Es geht auch ohne mich. Aber ich danke dir für deinen guten Willen.“

Sie schien kein Wort von alledem gehört zu haben. Sie starrte immer noch vor sich hin und murmelte das eine Wort, das sie so niedergeschmettert hatte:

„Unmöglich — ganz unmöglich!“

Er sah sie an, und sie that ihm leid. Sie schien sich da von neuem in Hoffnungen gewiegt zu haben — in unmöglichen Hoffnungen und Träumen, die er ihr grausam zerstören mußte.

„Nun, so sei doch vernünftig,“ sagte er noch einmal, „und thu' nicht so, als ob dir alle deine Felle weggeschwommen wären! Du hast doch gewiß noch Eltern? Was?“

„Keinen Menschen hab' ich.“

„Auch keinen Bräutigam? keinen Schatz?“

Sie schüttelte wortlos aber heftig den Kopf.

„Wie kommt denn das? Die anderen Mädchen haben doch alle was. Bloß du nicht?“

„Ich hab' nichts — nein. Nichts. Bin allein.“

„Da thust du mir aber von Herzen leid.“

Sie fuhr rasch empor und stand vor ihm. Ihre Thränen waren versiegt. Bleich und trocknen Auges stand sie da.

„Dafür dank' ich schön. Ich will Ihnen nicht leid thun.“

Auch er stand auf. Er war müde. Es war höchste Zeit, eine derartige Szene zu beenden.

Er wandte sich noch einmal zu ihr.

„Wirst also vernünftig sein? Ja? Hier — nimm das zum Abschied.“

Er zog eines seiner wenigen Zwanzigmarkstücke aus der Tasche und reichte es ihr.

Sie schob seine Hand heftig und entschieden zurück.

„Ich will kein Geld.“

„Um so schlimmer. Ich wollt' es dir zum Andenken geben.“

„Das aber ist kein Andenken,“ sagte sie grollend.

„So?" Er mußte lachen. „Was ist denn ein Andenken?" Er sah sie an und vergaß im Augenblick, daß sie eine schlichte, einfache Dienstmagd war. Naska hatte Momente, in denen man das wirklich vergessen konnte, mit ihrem hübschen, halbverwilderten Aussehen.

Sie sah ihn trotzig an . . . beinahe herausfordernd.

„Das — mag ich nicht sagen."

Er setzte sich auf die Seitenlehne des Sessels und sah ihr lachend in das hübsche, finstere Gesicht.

„Sag's ruhig."

„Sie — Sie werden böse sein."

„Nein."

„Bestimmt nicht?"

„Mein Wort."

„Also — ein Andenken — das ist etwas, was man — wenn man es mal bekommen hat, nie wieder vergessen kann."

„Ganz gute Definition. Das ist also ein Andenken? So? Na — und wenn ich dir nun was zum Andenken schenken wollte — was könnte das sein?"

Sie zuckte die Achseln.

„Also — du darfst dir was wünschen. Wenn ich's dir zu geben vermag — nun, was möchtest du?"

„Ich möchte — ich möchte — Ihr Bild haben."

„Wünsch' dir was anderes. Ich habe keins mehr."

„Dann — dann —" atemlos sah sie ihn an.

„Ich wünsch' mir etwas," stieß sie in sprudelnder Hast hervor — „seit ich Sie zum erstenmal gesehen hab' —"

„Das wäre?"

Eine Sekunde funkelten ihre wilden Katzenaugen dicht vor ihm. Und plötzlich fühlte er seinen Hals umschlungen von ihren warmen, kräftigen Armen — fest, ganz fest — und ihre Lippen, warm und weich und feucht, preßten sich auf sein Gesicht — auf Stirn, Augen, Mund und Wangen.

„Das — das hab' ich mir gewünscht," flüsterte sie dabei — — „das war's — immer das — immer nur das." — — — — — —

Eine Minute später hatte sie ihn losgelassen, war sie zur Thür hingeflogen, war sie hinausgestürmt.

Bedächtig schloß er hinter ihr die Thür ab. Die wilden Küsse des liebetollen Geschöpfes hatten ihn kaum aufgeregt.

Er mußte sogar lachen, als er daran zurückdachte.

„Sie liebt mich," dachte er — „und dabei hat sie mich einmal schon verraten — und würde es ruhig ein zweites Mal thun, wenn sie gerade in Zorn gegen mich geriete, und die Gelegenheit ihr günstig wäre."

Er lachte bitter auf.

„Judasküsse! Diese Polen — sie sind allesamt geborene Verräter!" Auch seine Mutter schwebte ihm dabei vor, als er das dachte.

Dann ging er daran, die letzten Sachen in den Koffer zu werfen. Als er seine Pistolen einpackte, stellte er sich einen Augenblick vor den Spiegel und drückte die Mündung der einen sanft an seine Schläfe.

„Das ist meine letzte, meine beste, meine treueste Freundin," dachte er dabei. „Sie wird mich nie verraten . . . nie verlassen. Sollte es mir draußen im Leben nicht mehr glücken . . . wider alles Erwarten nicht . . . so kann ich sie zu Hilfe rufen. Sie wird kommen — und sie wird helfen."

Es war, als ob ihn diese Gewißheit beruhigte. Er legte die Pistole zurück in den Kasten und verschloß ihn. Dann legte er sich nieder, um zum letztenmal in dem Hause zu schlafen, in dem er geboren war, und das er morgen verlassen sollte auf Nimmerwiedersehen.

---

## XVI.

Am nächsten Morgen um neun war Felix reisefertig. Der Schlitten, der ihn nach der Bahn bringen sollte, stand vor der Thür, sein kleiner Koffer und der Handkoffer waren vorne beim Kutscher untergebracht.

Januschewski saß mit unveränderlicher Würde auf dem Bock, das wahre Abbild des vornehmen, herrschaftlichen Kutschers.

Er wechselte heute seinen Herrn.

Den gewesenen Herrn fuhr er ab nach der

Bahn, von heut nachmittag an würde er einen neuen Herrn fahren. Das ließ ihn aber völlig indifferent. Seine Pflicht war's, den Herrn von Buchenwalde zu fahren. Daß er ihn gut fuhr, dafür bürgte sein — Januschewskis — Ruf als Kutscher. Galt er doch weit und breit als der vorzüglichste Kutscher der ganzen Provinz.

Wer aber der Herr war, den er fuhr und der ihn bezahlte ... das war ihm ganz egal.

Mit grandioser Würde saß er da auf seinem Bock und hielt die beiden rotbraunen, wohlgestriegelten Füchse fest an der Leine.

Felix trat aus der Thür. Mit ihm Damm, Prediger Lesser, Lehrer Gilm, Inspektor Müller. Hinter ihnen drängte sich die Dienerschaft an die Thür.

Die Sonne strahlte heut' nicht so hell wie gestern. Es war weniger kalt, und einzelne Schneeflöckchen begannen schon wieder sich loszulösen von dem grauen Gewölk. Ein richtiger Tag zum Abschiednehmen.

Die Herren hatten alle Felix begleiten wollen bis zur Bahnstation. Er hatte sie gebeten davon abzustehen. Er verabschiedete sich lieber hier von ihnen. Nur Damm sollte mit ihm fahren. Mit ihm wollte er noch einiges besprechen.

„Adieu, meine Herren, adieu! Viel Glück auf Buchenwalde! Und wenn Sie es können, so machen Sie mir mein Buchenwalde auch glücklich. Leben Sie wohl!"

Er schüttelte ihnen die Hände und wandte sich dem Schlitten zu.

„Komm, Cäsar," rief er. Die große Dogge sprang mit wahrem Freudengeheul an ihm empor.

Sie war sein persönliches Eigentum. Er hatte sie sich selbst erzogen. Sie nahm er mit.

Er sprang in den Schlitten: Damm setzte sich neben ihn. Sie zogen die wärmende Pelzdecke über die Kniee.

„Vorwärts!"

Die Füchse stürmten davon mit dem Schlitten. Cäsar lief in mächtigen Sätzen hinterher.

Noch einmal blickte Felix sich um und sah sein Vaterhaus an, von dem er für immer Abschied nahm. Dann zog er die Mütze in die Stirn und wandte sich ab. — Eine Weile saßen sie schweigend da.

„Lieber Damm," wandte Felix sich zu dem Freunde, „eine Person möchte ich Ihnen noch ganz besonders ans Herz legen. Sehen Sie ein bißchen nach ihr."

„Selbstverständlich. Wer ist's?"

„Die Naska. Das Mädel ist nicht schlecht — sie ist nur verwildert — und —"

„Die Naska? Sie ist fort."

„Fort?"

„Jawohl. Heut früh um achte."

„Ganz fort?"

„Ja. Sie wollte nicht mehr in Buchenwalde bleiben. Sie will in die Stadt."

„Welche Stadt?"

„Nach Graudenz ist sie — will sich dort 'nen Dienst suchen."

„Ah! Aber wie konnte sie denn so plötzlich —"

„Hatte ja schon gekündigt. Heut' früh um sieben kam sie zu mir, sich ihren Lohn und Zeugnis holen. Um achte war sie weg."

Felix schwieg. Er mußte daran denken, wie sie gestern abend gesagt hatte: 'Wenn Sie von Buchenwalde fortgehen, geh' ich auch.' Ohne ihn duldete sie es also wirklich nicht auf Buchenwalde!

„Nun — hoffentlich geht es ihr gut draußen," sagte Felix.

Weiter sprach er nichts von ihr. Aber er mußte noch oft an sie denken. —

„Wir wollen hier aussteigen und ein wenig zu Fuß gehen," sagte er. „Ist's Ihnen recht?"

„Natürlich — halt, Januschewski."

Die beiden Männer sprangen herab vom Schlitten und marschierten dahin auf der Chaussee.

Das Gefährt fuhr ihnen langsam voraus. —

In jede einzelne Ansiedlung sah Felix noch hinein. Alles interessierte ihn, selbst noch in der Stunde des Abschieds.

Damm war eine ganze Weile schweigend neben ihm hergegangen. Plötzlich polterte er los:

„Und 'ne Schande und 'n Skandal ist's und bleibt's doch, daß Sie so fortziehen müssen von Ihrem Gut. Der Teufel hol' die ganze Kolonisationsgeschichte. Mir hätt's mehr Freude gemacht, für Sie das Gut noch mal in die Höh' zu arbeiten — als wie für das Bauernpack — das —"

„Das sagen Sie mit Unrecht, lieber Damm," unterbrach ihn Felix lächelnd. „Ich habe viel, viel nachgedacht über diese Dinge in den letzten Wochen, und da muß ich mir doch sagen, diese Kolonisationssache ist groß ... ist schön. Die Zeit des Großgrundbesitzes ist vorüber, lieber Freund. Machen wir uns darüber keine Illusionen mehr. Das ist der Anfang der zukünftigen Zeit — an die Stelle eines genußsüchtigen Großgrundbesitzers kommen hundert arbeitsame, glückliche Kleinbesitzer. — Und das ist recht. Diese Kolonisation ist der Anfang einer gerechteren Verteilung des Besitzes. — Mit der Verteilung des Bodens fängt es an ... die Verteilung des Kapitals wird nachfolgen. Es kann und darf und soll nicht anders sein. Wir sind nun mal auf dieser Erde hier, um zu schaffen und zu arbeiten. Wir sollen uns alles selbst gewinnen ... wir sollen uns alles selbst erarbeiten. — Dieser kategorische Imperativ wird zufriedene und glückliche Menschen erzeugen. Der gedankenlose Genuß des zufälligen Besitzes verrottet den Menschen. Dafür sind mir mein Vater und mein Bruder lebendige Beispiele."

„So denken Sie? Sie? Und doch haben Sie oft geklagt und gestöhnt darüber, daß Buchenwalde zerrissen und zerteilt wurde —"

„Natürlich that ich das! Denn ich bin noch von der Rasse der Großgrundbesitzer — und das an andere verteilen zu sehen, was mir uneingeschränkt hätte gehören müssen — that mir weh. Das war menschlich und natürlich. Und doch hat eine richtigere, eine tiefere Einsicht mich jetzt gelehrt: es ist besser, daß hundert glückliche Menschen existieren, als nur einer. Und können mit meinem Besitz hundert glücklich gemacht werden, so ist es nur recht und gerecht, daß er mir genommen und unter jene verteilt werde. Sehen Sie nur" — er deutete auf die einzelnen Gehöfte, welche rechts und links am Wege sich erhoben, manche größer, manche kleiner, manche schon fix und fertig, manche noch im Bau begriffen, alle aber hübsch, nett, freundlich, sauber — allem Anscheine nach die Heimstätten arbeitsamer und glücklicher Menschen — „sieht das nicht hübsch aus? Wahrhaftig, man bekommt beinahe Lust, sich auch so ein paar Morgen Land zu kaufen, sich selbst sein Häuschen zu erbauen und da in Ruhe und in Frieden zu arbeiten und so sein Leben zu genießen. — Hab' ich nicht Recht?"

„Das haben Sie. So wahr mir Gott helfe," rief Damm und sah Felix freudestrahlend an. „Nun, wenn Sie schon zu solchen Gedanken und Anschauungen gekommen sind — dann ist mir nicht mehr bange um Sie. Dann werden Sie auch gut durchkommen und zufrieden und glücklich werden."

Felix schüttelte leicht das Haupt und lächelte.

„Das wollen wir nicht als unumstößlich fest annehmen, mein guter Freund. Denn sehen Sie, ich stamme noch von der Rasse jener, die selbst in sich und in denen die Verhältnisse und die Zeit eine ganz besondere Spezies von Größenwahn gezüchtet hatten. Sie hielten sich für was besseres als die übrigen Menschen. Auch ich bin nicht ganz frei von diesem Wahn. Und ich werde noch lange und harte Kämpfe bestehen müssen, bevor es mir gelingt, mich von diesem Aberglauben zu befreien, wenn es mir überhaupt je ganz und gar gelingt. Aber ich sehe jetzt ein, von welch maßlosen und ungerechten Vorurteilen die Welt beherrscht wird. Und was ich, so lange ich lebe, dagegen thun kann — das soll und wird geschehen."

„Bravo!" sagte Damm. Er deutete auf die Chaussee vor ihnen, auf der ein Wagen ihnen entgegen kam, in dem mehrere Männer saßen. „Sehen Sie, die da kommen auch zu uns."

„Wieder neue Ansiedler?"

„Jawohl. Vier Leute aus Schlesien. Sie können ihre Familien da nicht mehr satt machen — von Kleidung und Schulbesuch gar nicht zu reden."

„So geben Sie ihnen von dem Buchenwalder Überfluß. Es ist noch immer Überfluß da — genug, um diese und noch mehr als diese zufrieden und glücklich zu machen," rief Felix.

Sein Auge leuchtete, als er so sprach. Aber auch Damms Blick ward heller, und ein Schmunzeln lag um seine Lippen, als er Felix ansah und sagte:

„Sie sind doch ein famoser Kerl, Felix — ein ganz anderer Mensch als Ihr Vater und Ihr

Bruder. Nehmen Sie mir's nicht übel, aber für diese Worte muß ich Sie umarmen."

Aber der Kutscher Januschewski wandte sich um und mahnte zur Eile, wenn man den Zug nicht versäumen wollte. So bestiegen sie denn wieder den Schlitten.

Felix stand auf im Schlitten und blickte zurück, während sie so dahinglitten. Hinter ihm entschwand Buchenwalde mehr und mehr seinen Blicken, und die weißen Schneeflocken, die immer dichter und dichter herabfielen, schienen ein Vorhang zu sein, der langsam herabglitt und das einstige Besitztum seinen Augen entzog. Noch waren sie auf dem letzten Rübenfeld. Jetzt kam der letzte weiße Markstein — vorbei war's. —

Felix lehnte sich zurück im Schlitten und kreuzte die Arme über der Brust.

„Ich bin ein Bettler, Damm," sagte er, — „nichts auf der Welt gehört mir — nichts; aber ich bin kein Unglücklicher, denn die Zukunft liegt noch vor mir. Ich kann mir noch alles erarbeiten. Und ich bin frei — frei — frei!"

Und mit dem letzten 'frei' schien der furchtbare Druck, der Jahre lang zentnerschwer auf ihm gelastet hatte, von seinem Herzen, von seiner Seele herabzufallen . . . und er war nun wirklich frei.

Die Ansiedler aber fuhren, frohe Hoffnung im Herzen, ihrer neuen Heimat zu.

Ende.

# Die eherne Schlange.

## Roman in drei Büchern

von

**Thomas P. Krag.**

Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Eugen von Enzberg.

[7]

(Nachdruck verboten.)

### III.

Während der Kapitän und die Passagiere in der Kajüte ihr Abendessen einnahmen, standen zwei Männer auf Deck und steuerten das Rad. Der eine von ihnen war ein alter Mann, das stand fest; aber schwerer ließ sich feststellen, ob er fünfzig, sechzig, siebzig oder noch mehr Jahre zählte. Er hatte sicherlich sein Leben teils in den kälteren Regionen des Nordpols, teils in den heißen Tropen zugebracht und sich dadurch so abgehärtet, daß ihm das Wetter nichts mehr anhaben konnte. Ja, es fiel sogar schwer zu glauben, daß dieser robuste alte Mann irgend welchem Stoß zu erliegen vermochte. Selbst wenn diese faltenreiche Stirne ein tiefer Säbelhieb träfe, würde er ihn kaum zu Boden strecken. Wer seine langsamen, kräftigen Bewegungen beobachtete, die den trägen, aber kräftigen Schlägen glichen, die der Walfisch mit seinen Flossen ausführt, und die unerschütterliche Ruhe dieses schwerfälligen Körpers sah, konnte glauben, daß sich das feinste Adernetz und der gewöhnliche Gliederbau des menschlichen Körpers bei diesem Mann vereinfacht habe, und er also für ein großes, auf niedrigerem Niveau stehendes Wesen angesehen werden könne, eines jener Wesen, die in all ihren Einzelheiten und ihrer rohen Zusammensetzung sehr zähe sind.

Sein Kamerad war bedeutend jünger. Auch sein Gesicht trug die Spuren eines Lebens, das allen Winden getrotzt, alles versucht hat. Aber seine Züge hatten einen versteinerten Ausdruck, namentlich wenn er still stand und vor sich hinstarrte. Es lag etwas in seiner Miene, das einer stummen Frage glich und, wenn es lange

anhielt, wie ein dumpfer Schrei wirkte. Sehr oft schien dieses Gesicht auch völlig empfindungslos zu sein. — Aber man ahnte, daß dieser Mangel an Empfindung das Resultat einer langen Lebenserfahrung sein mußte. Eine Art Religion, eine Weisheit. Die bösen Schickungen des Lebens erzeugen bei vielen Menschen Mitleid, allein nur bei denen, in deren Herzen noch die Hoffnung lebt, und die gern den andern helfen, von denen sie selbst gern im Notfall Hilfe annehmen würden. In dem Menschen aber, der allzuviel gelitten hat, in dem alle Hoffnung gestorben ist, stirbt auch das Mitleid, und an seine Stelle tritt ein starres Verzichten, eine Versteinerung.

Er sprach mit dem Alten leise und ruhig. Die Unterhaltung drehte sich um das Leben, das sie auf einer Inselgruppe geführt hatten, vor welcher das Schiff eine ganze Woche lag. Es war ein seltsames Leben gewesen, voll höchster Wollust und grausigster Todesfurcht: die Weiber waren außergewöhnlich schön, hatten eine glänzende, bronzefarbene Haut und anmutige, schlanke Glieder, aber die Mannschaft ertrug das Klima nicht; ein böses Fieber brach an Bord aus, dem mehr als der dritte Teil der Besatzung zum Opfer fiel.

Nach einer Pause plauderten sie über das Zusammentreffen mit dem fremden Fahrzeug, das aus Norden gekommen war. Der Alte meinte, es sei eines jener Schiffe gewesen, die droben im Eismeer den Fischfang betreiben. Er berichtete interessante Erlebnisse aus jenen Gegenden, denn er war selbst viermal im Eismeer gewesen. Später sprach er über das schlimme Wetter, das der fremde Kapitän prophezeit hatte, und murmelte dabei etwas zwischen den Zähnen, das sehr undeutlich klang und sich wie ein unverständliches Knurren anhörte. Auch nahm er mehrmals seine zerfetzte Pelzmütze ab und schloß gleichzeitig die Augen.

„Ja ja," sagte er halblaut vor sich hin, „morgen werden wir ja sehen!"

Eine Weile darauf fuhr er fort:

„Hör' mal, ich möchte dich heut etwas fragen. Es handelt sich um eine Sache, die ich schon lange mit dir besprechen wollte. Einmal müssen wir ja sterben, und ich fange nun auch an, alt zu werden. Andere würden, wenn sie mein Alter erreicht hätten, auch sicherlich sagen: ich bin alt. Um aber zur Sache zu kommen, was wirst du später einmal über mich sagen, wenn du auf mich zu sprechen kommst? Wirst du dann sagen: Mika Peter war mein Freund, oder wirst du sagen: Mika Peter war mein Feind?"

„Auf diese Frage kann ich nicht so ohne weiteres antworten."

„Und weshalb nicht?"

„Weil ich weder weiß, was nach dir kommen wird, noch was geschehen wäre, wenn du meine Wege nicht gekreuzt hättest. Wenn du aber durchaus schon jetzt eine Antwort haben willst, so kann ich sie dir nur in der Art und Weise geben, daß ich dir etwas erzähle, was sich früher einmal zugetragen haben soll: Es kam einmal ein wildes Tier aus dem Walde. Das nahm ein kleines Kind und schleppte es in seine Höhle. Das Kind wuchs im Walde bei dem wilden Tiere auf und wurde schließlich dem Tier immer ähnlicher. Das wilde Tier war auch auf seine Art recht freundlich gegen das Kind und verteidigte es gegen alle, die seiner Ansicht nach dem Kinde Böses zufügen wollten. Aber auch wenn Leute hinzukamen, die es vielleicht ganz gut mit ihm meinten, wies ihnen das Raubtier die Zähne. Und wer konnte es dem Tiere verdenken? Es wies die Zähne, weil es glaubte, man wolle dem Kind ein Leid zufügen. Sieh, das ist meine Meinung von dir. Ich glaube, daß du alles aufgeboten hast, mich ganz zu deinem Ebenbild zu machen, obgleich ich vielleicht dazu erkoren war, dereinst ein singender Engel zu werden. Aber obgleich du selbst ein Schurke bist, schadet mir das jetzt nichts mehr, denn eine Krähe hackt der andern nicht die Augen aus!"

„Oho," knurrte der Alte, „du thust, als wenn es nur dir allein so ergangen wäre! Nennst mich ein wildes Tier. Was weißt du denn von meiner Jugend? Eben so wenig wie ich, da ich jung war, von den Alten wußte, denen es vielleicht noch viel schlimmer ergangen war. Weißt du denn, ob nicht auch aus mir ein singender Engel hätte werden können? Glaubst

du, daß das kleine Wesen, das in den Windeln liegt, gleich ein Werwolf ist? Nein, aber was kann nicht alles aus ihm werden? So verderbt, wie ich jetzt bin an Leib und Seel', war ich nicht schon damals, als ich noch blonde Locken und helle Augen hatte, und meine Mutter mich Mikkelchen nannte."

„Was du warst, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß du es verstanden hast, einen unwiderstehlichen Einfluß auf mich zu bekommen, mich dir gefügig zu machen. Aber oft, wenn wir zusammen herumgesegelt sind auf den Meeren, und ich Schulter an Schulter mit dir sich den Himmel verdüstern sah, wenn ein Sturm im Anzuge war, habe ich sehnsüchtig gewünscht, dort zu sein, wo die Fluren im üppigsten Grün prangen, die Vögel singen und fröhliche Menschen wohnen. Wer weiß, wo ich heute sein könnte ... ja wer weiß ... wenn du mich nicht weggeführt hättest. Ich bin kein Wolf. So lange wir zusammen waren, namentlich aber in der ersten Zeit, fühlte ich in mir hungrige Mäuler, die nicht das bekommen hatten, wonach sie lechzten. Jahrelang konnte ich mich ihrer kaum erwehren ... nun schweigen sie! Nun ist nur noch das Kalte zurückgeblieben, das sich nicht rührt, das nicht wärmt."

„Du wirst also nach meinem Tode sagen: Mika Peter war der Teufel meines Lebens?"

„Ich werde sagen: Mika Peter verstand es, mich zu seinem Geschöpf zu machen. Und ich werde weiter sagen: Gott im Himmel, er verstand es so sehr, daß ich seinetwegen brennen mußte, darum laß nun auch ihn brennen. Das werde ich sagen! Aber weshalb fragst du mich gerade heute danach? Früher hatte ja meine Meinung keinen Wert für dich. Du sagtest oft, wenn ich traurig war, ich sei verfault und verdorben. Nun fängst du wohl auch an, dich verfault und verdorben zu fühlen?"

Der alte Seebär antwortete nicht sofort. Er blieb zunächst eine Weile in Gedanken versunken, dann sagte er:

„Es wird einem doch ganz seltsam, wenn es zu Ende geht, und bei mir geht's zu Ende, glaube ich. Als mein Vater merkte, daß seine Tage gezählt seien, träumte er, er sei in einen tiefen See gefallen. Ich bin in den letzten Nächten in ewige Abgründe hinabgestiegen. Zuerst glaubte ich, das sei wohl eine Erinnerung aus meiner Jugendzeit, wo ich auf dem 'Schwan' stand, der ins Eismeer fuhr. Wir sollten Robben und Walrosse fangen, aber wir segelten und kamen nicht zum Ziel. Schließlich erblickten wir einen flachen Gebirgsrücken und dann einen großen Berg vor uns — das war der Winter selbst — der in Eis starrte! Rings um uns her schimmerten blanke, silberne Streifen, so weit das Auge reichte ... das war mein Traum ... ihm folgten noch viele andere, und oft, wenn ich aufwachte, war mir zu Mut, als ob ich über tiefe Abgründe hinweg geschritten wäre, als ob ich unermeßlich lange Strecken durchfahren hätte. Ich sage dir dies nicht, um zu klagen. Ich hänge nicht am Leben. Ich werde auch nicht weinen, wenn ich sterben muß, so wenig ich geweint habe, so lange ich lebte. Aber in all meinen Träumen hatte ich die Empfindung, daß es ein Fingerzeichen, ein Hauch der Ewigkeit sei. Wenn ich einmal früher oder später von hinnen scheide, dann denke über die Vergangenheit nach, gieb dir Mühe, dich des Ortes zu erinnern, an dem du vor langer, langer Zeit geweilt, und suche ihn wieder aufzufinden. Wenn ich könnte, würde ich dir gern alles sagen, aber es geht nicht. Einer hat mir einst das Leben gerettet, damit ich sein Sklave werden sollte. Aber glaube mir, wenn ich damals gewußt hätte, was ich jetzt weiß, wäre ich lieber in den Tod gegangen."

Der Alte schwieg, und der andere antwortete nicht. Einige Augenblicke blieben beide schweigend stehen, sie brauchten nicht auf das Steuerruder zu achten, es war Windstille eingetreten, und der Luftzug von Westen war gerade noch stark genug, um die Segel zu spannen und das Schiff vorwärts zu treiben. Plötzlich sagte der Alte:

„Es kommt jemand!"

Der Doktor näherte sich der Gruppe. Er hatte den Mantel lose um die Schultern geworfen und blieb vor den beiden Matrosen stehen.

„Nun," sagte er, „seid ihr da? Ihr seid viel zusammen. Vater und Sohn wahrscheinlich?"

„Nein!"

„Ich habe euch oft beobachtet. Stammt vielleicht aus demselben Ort?"

„Wir haben keine Heimat.“

„Das ist doch seltsam. Der Seemann hat doch immer eine Heimat, selbst wenn er sein Lebelang auf Reisen ist.“

„Wenn man jahrelang ununterbrochen auf See war, findet man seine Freunde nicht mehr! Manche ziehen weg, und viele sterben.“

„Woran denkt ihr denn immer während eurer langen Seereisen? Giebt es denn gar nichts, wonach ihr euch sehnt?“

Die Seeleute schwiegen.

„Viele Matrosen sind fromm, ihr betet vielleicht zu Gott?“

Der junge Mann lächelte vor sich hin, und seine Augen leuchteten, als der Alte sagte: „Er hat uns nie gekannt.“

„Wir segeln mit allen Winden, wir lassen fünf gerade sein,“ fügte der junge Mann hinzu.

„Aber deshalb könnt ihr doch ein Ziel vor Augen haben, den Kompaß benutzen.“

„Einen Kompaß, ja,“ sagte der junge Mann mit eigener Betonung, „die Sterne am Himmel und unsern Verstand. Aber wenn die bösen Stürme kommen, die man Gottes Stürme nennt, da hilft kein Kompaß mehr, dann werden die Sterne von Wolken verhüllt. Da sind schon viele große Schiffe mit Mann und Maus zu Grunde gegangen!“

„Mein junger Freund,“ sagte der Doktor, „ich lese Kummer in deinen Augen. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber mir deucht, daß ich diese Augen schon früher einmal gesehen habe. Und dein Gesicht auch. Vielleicht rührt es daher, daß ich früher oft Menschen getroffen habe, die von Sorgen gebeugt waren. Der Kummer macht die Menschen einander oft gleich. Aber wie es auch sei, du kannst darauf bauen, daß Gott dir zur Seite steht. Daran mußt du festhalten. Wer Kummer hat, dem ist Gott nahe!“

„Wenn Ihr so klug seid, könnt Ihr mir wohl auch sagen, wo ich ihn suchen soll.“

Der Doktor überlegte. Er hielt das Steuerrad fest und seine Blicke schweiften in die Ferne.

„Ja,“ sagte er, „auch du wirst Gott finden. Ich habe ihn nun gefunden. Ich glaube an ihn. Je länger wir klugen Menschen leben, desto deutlicher sehen wir, daß wir nur auf den ersten Saiten eines unendlichen Instrumentes klimpern, dessen kleinste Saite wir nicht selbst verarbeitet, sondern nur durch Umhertasten gefunden haben. Ja, ja ... auch du wirst deinen Gott finden! Und fragst du mich, wo du ihn suchen sollst, so sage ich dir: suche ihn auf deinem Wege, erweitere deinen Blick mehr und mehr, und du wirst ihn schließlich sehen. Starrst du in das große Nichts hinaus — so suche ihn dort; denn auch dort ist er zu finden. Das große Nichts oder die große Ewigkeit — giebt's denn da einen Unterschied? Ich richte diese Worte an dich, weil ich glaube, daß du ein verständiger Mensch bist. Ich kann dir sagen: es haben schon viele vor dir ihren Gott gesucht. Sie ließen einmal Tempel bauen für einen Gott, den sie den Unbekannten nannten. Vielleicht ist er auch deiner.“

Der Doktor schwieg einen Augenblick, dann murmelte er: „Wie wunderlich ist diese Nacht. Sie kommt mir so schwül vor, und doch ist der Horizont völlig klar. Sieh nur, wie sich der große rote Stern weit dort hinten im Meere spiegelt ...!“

„Ja, du unbekannter Gott,“ fuhr er nach einer Pause fort und erhob sein Gesicht zum Sternenhimmel, „einst baute man dir Tempel. Vor Menschenaltern schon sind sie zerfallen. Und doch haben dir so viele Menschen, die zweifeln und suchen, und die man Gottesleugner nennt, auf ihre Art Tempel errichtet; dir, dem rätselhaften Gott, dessen Gegenwart sie ahnen, und an den sie in ihrem innersten Herzenswinkel glauben! In einsamen Stunden, wenn das Herz pocht und das Blut wallt, in den Stunden, wo sie über etwas nachgrübeln, wofür sie keine Erklärung finden können! In den Stunden, wo das große ‘Warum’ des Lebens ungestüm an sie herantritt.“

„Du unbekannter Gott!“ rief der Doktor mit erhobener Stimme, „du hast noch heute deine Tempel. Überall wo Menschen wohnen. Ich ging durch die großen Städte, wo ich nur Arbeit und Mühe, kurze Freude und dauernden Schmerz sah. Da warst du auch! Ich ging in die Behausungen der Armen, durch dunkle

Gassen, wo eine schwache Guitarre aus einem Fenster klang, in dessen Öffnung eine elende Dirne saß. Und selbst hier, in der Höhle des Lasters, konnte ich plötzlich erzittern; denn ich fühlte etwas wie einen Hauch von dir. Wenn ich durch das Hochgebirge wanderte, in rauher, reiner Luft, warst du mein Führer! Nun segle ich hier auf dem Weltmeer und fühle deinen Hauch in einsamer Nacht!

„Deshalb hast du vielleicht recht, wenn du sagst: wir segeln mit allen Winden; wir lassen fünf gerade sein. Gott ist überall, man muß ihn nur sehen können! Aber dieser Schicksalsgott ist schrecklich. Rastlos und unberechenbar wie der Ozean selbst . . . aber was ist das? Es sieht aus, als ob die Mastspitzen in Flammen stehen!“

Die beiden Seeleute blickten in die Höhe. Kleine Flämmchen züngelten von den Mastspitzen auf. Hin und wieder schienen sie sich am Maste herunterzuschlängeln und zu verschwinden, aber im nächsten Augenblick schon waren sie wieder da.

„Das ist Mastfeuer!“ sagte der Alte.

„Sankt Elmsfeuer!“ murmelte der Doktor, „das beste Anzeichen dafür, daß ein Gewitter im Anzug ist; man fühlt auch schon einen lauen Windhauch. Ich meine, ihr solltet den Kapitän rufen.“

Der Alte nickte und ging achter. Der Doktor und der junge Mann blieben am Steuer.

„Ein seltenes Schauspiel,“ sagte der Doktor, „ich kann nirgend eine Wolke entdecken.“

„Ich sehe einen dunklen Rand dort im Osten,“ erwiderte der junge Mann.

„Er ist viel zu dunkel, als daß meine Augen ihn sehen können!“ sagte der Doktor. „Aber das Meerleuchten ist heute außergewöhnlich stark, sieh mal, dort hinten strahlt das Meer in Phosphorlicht.“

In diesem Augenblick kam der Kapitän, gefolgt von dem Dieb und dem Gärtner. Sogar die Frau mit ihren beiden Kindern trat vorsichtig herzu, um die seltenen Lichterscheinungen an den Masten zu beobachten.

„Nun, Kapitän,“ sagte der Doktor, „es sieht nicht aus, als ob wir gutes Wetter behalten sollten; das Licht da oben ist ein schlimmes Anzeichen.“

Der Kapitän beobachtete zunächst Himmel und Meer mit größter Aufmerksamkeit und sagte dann ruhig: „Alles ist klar und still, wie ich sehe!“

Der Doktor meinte, daß eben diese Stille Unheil verkünde, aber der Kapitän gab ihm hierauf keine Antwort, sondern blieb ruhig am Steuer stehen.

Der Wind hatte sich völlig gelegt. Die Segel hingen schlaff an den Masten herunter und schwollen nur hier und da, wenn wieder einmal ein leichter Windhauch kam.

Dieser Windhauch, oder besser gesagt, diese Luftwelle war schwerfällig und plump in ihrer Bewegung wie der Flügelschlag eines riesigen Vogels. Doch verlief die Nacht im übrigen ruhig.

Als aber der Morgen kam, sah man im Osten dichte graue Dampfwolken, die, von der aufsteigenden Sonne beleuchtet, in unzähligen Farben prangten und an einen fernen Garten erinnerten, in dem tausende von bunten Blumen blühen — an einen jener Gärten, von denen wir in alten Märchen lesen, daß sie von seligen Menschen bewohnt waren.

Die Sonne stieg höher und höher und strahlte am tiefblauen Himmel, aber die Wolken im Osten blieben unbeweglich. Sie wollten sich nicht heben noch senken.

„Sie wagen es nicht, der Sonne näher zu kommen,“ sagte der Dieb zum Gärtner, „aber wart' nur, bis Mittag wird sie auch den letzten Schatten verjagen!“

Der Mittag kam und ging und der Nachmittag auch. Aber während die Sonne ihren Kreislauf fortsetzte, blieben die Wolken stehen. Ja, es war, als ob diese dicken, wolligen Gebilde förmlich auf die Luft einwirkten; und diese ward dick und gleichsam wollig, und die Leute an Bord hatten ein stechendes Gefühl auf der Haut. Man wollte gern etwas wegblasen, aber konnte es nicht.

Schließlich gab man auf die Wolkenschicht gar nicht mehr acht; denn immer, wenn man geglaubt hatte, sie steige höher am Firmament empor, erwies sich dies als bloße Einbildung.

Sie sah auch garnicht aus, als ob sie etwas Böses im Schilde führe. Am Abend aber kam plötzlich ein Windstoß, der das Schiff förmlich schlingern machte. Nun richteten sich aller Blicke unwillkürlich nach dem Wolkengebilde im Osten, und die Mutter, die mit ihren Kleinen immer noch auf Deck saß, rief: „Ach seht, jetzt fliegen sie auf!"

Diese an sich harmlosen Worte hatten eine große Wirkung. Man fürchtete sich vor jener aufsteigenden Dampfschicht wie vor einem lebenden Wesen. Zwei riesige Wolken hatten sich von der zusammenhängenden Nebelmasse losgerissen und glichen Schwingen, die sich im nächsten Augenblick über dem Himmel auszubreiten und einen großen, schattenhaften Körper nachzuziehen schienen.

---

## IV.

Einen Augenblick später fuhr ein Wind über Deck, der heiß war wie der Sirokko. Das Meer krümmte sich förmlich und rollte in großen Wogen. Aber noch waren sie ungelenk. Stieß eine von ihnen, die in voller Wucht dahinschoß, unterwegs auf eine trägere Schwester, so fielen beide in nichts zusammen. Aber bald mehrte sich ihre Kraft: sie kamen in regelmäßigen Abständen. Die erste bereitete der zweiten das Lager, und im Rücken half der Wind nach. Bald schien das Meer einem Gewimmel von lebenden Untieren zu gleichen, die sich mit schwarzgrünen, schuppigen Leibern krümmten und wanden. Der Kapitän stellte das Steuer nach Lee, und bald flog der 'Hundsstern' mit vollen Segeln dahin.

Der Gärtner, der Dieb und die Frau mit den Kindern kauerten zusammen in dem kleinen Raum neben der Küche und starrten entsetzt und an allen Gliedern zitternd hinaus. Die Kleinen fingen ab und zu zu schreien an, und die Mutter wehrte ihnen nicht. Ihre kalten Lippen bewegten sich, als wollten sie Trost spenden, aber es war nur mechanisch, ohne daß sie es selbst wußte.

Sie sahen die Matrosen hin- und herlaufen, hörten die Kommandorufe des Kapitäns, merkten, wie der Wind immer mehr an Heftigkeit zunahm und immer größere Wellenberge auf das Schiff einstürmten.

Das Schiff wälzte sich schwer in den Wogen. Wenn die Windstöße kamen, hörte man von Masten und Rahen, ja sogar aus dem hohlen Bauch des Fahrzeugs einen Schrei des Entsetzens. Es bäumte sich und blieb stehen wie ein Roß, das man dem Feind entgegentreibt. Gleich als ob es entfliehen wollte, weit fort wie der Wettervogel, der während der schlimmsten Stürme das Land aufsucht.

Das Entsetzliche bei diesem Sturme war, daß man ahnte, welch gewaltige Massen noch hinter ihm standen und nur auf das Signal zum Angriff warteten. Im Osten stiegen Wolken aus dem Meere, deren eine schwärzer und drohender aussah als die andere. Schließlich war es, als ob etwas Großes, Grauenvolles dort drüben lag und immer blies und blies, eine Art Höllenwesen, das jedermann mit Grausen füllte. Es schien, als ob die Zeit im Angesicht dieser seltsamen Dunkelheit eine andere geworden sei, und als ob etwas langsam und unheilvoll aus Gräbern hervorstiege, um der Sonne und der Freude zum Trotz zu leben.

Die Nacht kam. Der Sturm wurde immer schlimmer. Mitunter erkrachte das Schiff in allen Fugen, daß alle glaubten, die letzte Stunde sei gekommen. Himmel und Meer erschien als ein Ganzes. Alles war in ewiges Dunkel getaucht. Und durch dieses Dunkel schoß der 'Hundsstern' unzähmbar zügellos dahin.

Um Mitternacht kam auch noch der Doktor in den kleinen Raum neben der Schiffsküche und setzte sich eine Weile still neben die Mutter. Dann ging er wieder hinaus auf Deck und blieb dort vielleicht eine halbe Stunde. Als er wieder zurückkam, sagte er: „Wir haben soeben ein Leuchtfeuer passiert — oder ein brennendes Schiff, das hilflos im Meer treibt. Ich glaube eher das letztere; denn ich kann mir nicht denken, daß hier in der Nähe ein Leuchtturm sein sollte. Der Abstand war allerdings zu groß, um einen sicheren Schluß ziehen zu können . . . Das Licht flammte in regelmäßigen Zwischenräumen auf und erlosch dann wieder. Das würde allerdings für einen Leuchtturm mitten auf hoher See

sprechen. Aber ein brennendes Schiff, das hinter hohen Wogen untertaucht, kann dieselbe regelmäßige Lichterscheinung hervorrufen. Seht — dort könnt ihr das Feuer noch sehen! — Freilich ist es jetzt nicht mehr so stark wie vorhin!"

Die beiden Männer reckten den Hals und erblickten weit draußen ein Licht, das einem rötlichen Stern glich und in regelmäßigen Zwischenräumen aufflackerte und wieder erlosch.

Die Mutter achtete nicht auf die Worte des Doktors. Sie blieb ruhig liegen und schien vor Schrecken gelähmt zu sein. Anfangs hatte sie sich noch jedesmal, wenn die Wellen über Deck schlugen, gekrümmt, hatte sogar laut aufgeschrien und Gott angerufen. Nun aber lag sie schon seit einer Stunde ganz apathisch da und hielt ihre Kleinen fest an die Brust gepreßt.

Der Sturm wurde wilder, das fühlten alle. Er war mit einer Kraft entfesselt, die alles zerschellen mußte. Das Schiff trieb nun willenlos im Meer umher — ein Spielball für Wind und Wellen. Es hatte sich auf Gnade oder Ungnade ergeben. Die Mastbäume waren zerschmettert, die Takelage, welche noch übrig geblieben war, hing zottig herab wie das Haar eines armen sterbenden Tieres.

An Bord des 'Hundssterns' war jede Hoffnung erloschen. Der eine wußte nichts vom andern. Wohl hielt der Kapitän beim Steuerruder aus, aber seine Standhaftigkeit hatte keinen Nutzen mehr. In dringender Gefahr krümmt die Spinne ihre Fangarme, Löwe und Leopard ziehen sich zum Sprung zusammen, der Käfer wittert mit seinen Fühlhörnern: so ließ der Schifferinstinkt den Kapitän zum Steuerruder greifen, als die Not am größten war.

---

## V.

Noch eine Stunde, und es tagte im Osten.

In dieser einen Stunde hatte sich etwas Unerklärliches zugetragen: drei starke Blitzstrahlen waren aufgeflammt und wieder erloschen, und nach jedem derselben hatte der Sturmwind mehr und mehr nachgelassen. Es war, als ob ein Zeichenaustausch in einer dunklen, mächtigen Sprache vor sich gegangen sei, die den Glauben erwecken mußte, daß in dem Chaos des Meeres und der Stürme Leben, Verstand und Wille existierte.

Der Wind wurde immer zahmer. Er knurrte wohl noch hin und wieder und machte seine wilden Sprünge, aber dies waren nur die letzten Zuckungen, ehe er sich zur Ruhe legte.

Schon nach einigen Stunden war die Luft ganz still. Die Wogen wurden müde und streckten sich lang aus, als wenn sie nur danach trachteten, dort in der Tiefe in Schlaf versinken zu können.

Der 'Hundsstern' lag regungslos und wurde von der Dünung kaum berührt. An Bord sammelte man die zerrissenen Segelfetzen und verfertigte aus ihnen ein Notsignal. Neue Hoffnung belebte Besatzung und Passagiere. Man hatte ja Wasser, Schiffszwieback, getrocknete Fische und Salzfleisch an Bord. Die Nahrung weckte Hoffnung, und die Hoffnung wieder Lust, die Nahrung zu sich zu nehmen. Der Koch zündete Feuer im Herd an, und bald stand eine dampfende Suppe von gesalzenem Fleisch, Zwiebeln und Kartoffeln auf dem Tisch, die alle heißhungrig verschlangen. Dazu trank man Wasser, welches mit ein paar Tropfen Wein gefärbt worden war.

Diesmal aßen alle auf Deck und zwar an ein und demselben Tische. Der gemeine Matrose saß neben seinem Kapitän. Vor wenigen Stunden noch hatten sie sich alle der Macht des Meeres und der Winde gegenüber gleich klein gefühlt.

Während der Mahlzeit sprach man von einem Mann der Besatzung, den die Wellen während der Nacht über Bord gespült hatten. Alle, die ihn gekannt, rühmten seine guten Eigenschaften, und schließlich holte der Kapitän seinen 'Thomas a Kempis' und las zum Andenken an den Verstorbenen ein Stück daraus vor. Ein Matrose, der sich eine schwere Verletzung zugezogen hatte, als der Sturm den Klüverbaum zur Seite riß, wurde von den andern gefüttert. Es war dies jener Matrose, mit dem Mika Peter die Nacht vor dem Sturme gesprochen hatte. Nun pflegte der alte Seebär den jungen Kameraden mit rührender Sorgfalt und wusch ihm die Schläfen mit kalten Lappen, die der Doktor für ihn zurecht gemacht hatte.

Mittag und Nachmittag kamen und gingen.

Unablässig spähte man nach einem rettenden Schiffe aus. Der Horizont war klar geworden. Man sah aber keinen dunklen Punkt auf der weißen Linie auftauchen, die ihren Kreis um das Blau des Meeres zog.

Gegen Abend überfiel alle eine dumpfe, bleierne Müdigkeit. Bis jetzt hatten zuerst die Stunden der Angst und dann die kommende Hoffnung die meisten wachgehalten. Jetzt saßen sie alle vor sich hinduselnd da; sie konnten sich nicht einmal dazu aufraffen, in die Kajüte hinab zu gehen. Schließlich übermannte die Müdigkeit sie vollends, und sie schliefen auf ihren Plätzen ein. Während so all die anderen im tiefen Schlaf lagen, ging der Doktor langsam auf und ab. Selbst jetzt, da all die anderen sich für geborgen hielten, schien er über etwas nachzugrübeln. Er schaute oft ins Meer hinunter. Plötzlich legte er das Ohr horchend auf das Deck und sprang dann eilig in die Kajüte hinunter. Als er wieder heraufkam, sah er noch blasser aus als sonst. Er ging auf die Gruppe der Schläfer zu, schaute sie mit einem seltsamen Blick an und rief mit lauter Stimme: „Hört mich!"

Trotzdem die Schiffbrüchigen im tiefsten Schlaf lagen, steckte ihnen die Angst doch noch so in allen Gliedern, daß die meisten wie von der Tarantel gestochen in die Höhe fuhren.

„Hört mich!" rief der Doktor aufs neue. „Wacht auf! Das Schiff ist leck gesprungen; die unteren Räume sind voll Wasser. In wenigen Stunden sinken wir!"

---

## VI.

Der Mensch kann nicht oft den Wechsel von tiefem Dunkel zu hellem Tage und von hellem Tage zu tiefem Dunkel ertragen, ohne halb zu erblinden.

So ging es den Leuten an Bord des ‘Hundsstern’. Sie rannten sinnlos wie im Nebel herum, kein Mensch wußte, was er thun sollte. Selbst der Kapitän war so verblüfft, daß er hin- und herlief, um das Steigen des Wassers im Schiffsraum zu beobachten, und mit dem Steuermann eifrig darüber zu debattieren anfing, ob der ‘Hundsstern’ am Ende mit einem der unterseeischen Riffe bei den Solerabänken in Kollision geraten sein könnte.

Der Doktor hatte das Kommando übernommen. Er war zwar kein Seemann, aber er war der einzige, der in diesem Augenblick ganz ruhig war. Seine Seele, die vielleicht in aller Stille weit qualvollere und schrecklichere Schiffbrüche erduldet hatte als diesen hier, strahlte nun von ihm aus wie eine geheimnisvolle Kraft, die alle unter ihn beugte. Wie er dort oben in eiserner Ruhe stand und Umschau hielt, und all die anderen ihm gehorchten — glich er einer Sonne.

„Setzt die Boote aus!"

Von den beiden Rettungsbooten erwies sich das kleinere als völlig unbrauchbar. Es war von den Wogen ganz zerbrochen worden. Aber das andere war glücklicherweise schadlos geblieben. Breit und tragkräftig, flog es leicht wie eine Möwe durch die See.

Der Steuermann, der Bootsmann und der Schiffskoch gingen zuerst ins Boot. Sie hatten außer dem Proviant auch ihre Koffer und Kisten mitgenommen. Dann kamen sechs Matrosen, die Mutter mit ihren Kleinen, der Gärtner und der Dieb. Auch diese hatten ihre Sachen mit. Aber das Boot lag schon so tief, daß es unmöglich noch mehr Passagiere aufnehmen konnte, und doch waren noch der Kapitän, der Doktor, Mika Peter und der verwundete Matrose auf Deck. Der Doktor rief: „Nur Eß- und Trinkwaren bleiben im Boot, alle anderen Gepäckstücke über Bord!"

Eine große Kiste und ein Dutzend größerer oder kleinerer Säcke und Bündel wurden ins Meer geworfen. Mißvergnügtes Knurren und Fluchen begleitete diesen Vorgang. Aber das Boot war dadurch bedeutend erleichtert.

Der Kapitän sprang nun hinab, darauf ein dicker Mann mit rotem Kopf, der sich oft gerühmt hatte, mindestens ebensoviel zu wiegen, wie zwei andere. Das Boot senkte sich bedenklich, als er Platz genommen hatte.

Mika Peter trug den verwundeten Matrosen hinunter.

„Hier!" rief er mit tiefer Stimme. „Ihn muß das Boot noch tragen. Weh euch, wenn

ihr ihn im Stich laßt! Ich, der zurückbleibt, um euch alle zu retten, würde euch verfluchen. Ihr trüget dann den Fluch eines Toten über euerm Haupt, und ihr wißt doch, daß es besser ist, mit den Toten in Frieden zu leben!“

Dann flüsterte er dem Verletzten noch etwas ins Ohr. Dieser riß die Augen weit auf und lauschte begierig. Dann aber, als jener geendet hatte, schlossen sich seine Augen wieder, und er verfiel aufs neue in seinen vorigen, halb bewußtlosen Zustand.

Als Mika Peter seinen Freund den Leuten im Boot übergab, erscholl der Ruf: „Es trägt keinen mehr!“ Und eine angstvolle Stimme fügte hinzu: „Das Wasser reicht ja schon bis zum Rande!“

Der Doktor und der alte Seemann blieben an Bord zurück. Nach kurzem Wortwechsel kommandierte der Doktor: „Los!“

Die Leute im Boot zögerten.

„Los!“ wiederholte der Doktor. „Es ist besser, daß ihr wenigstens am Leben bleibt, als daß wir alle sterben!“

---

## VII.

Im Boot wurden die Ruder behutsam ausgelegt; die ersten Schläge waren kaum hörbar. Lautlos glitt das Boot von dem sinkenden Schiffe weg. Dort oben standen der Doktor und Mika Peter unbeweglich mit weitgeöffneten Augen, aber ohne etwas zu sehen. Endlich weckte sie ein Geräusch, wie ein tiefer Atemzug aus dem Innern des Schiffes. Da fing der alte Arzt plötzlich zu sprechen an. Klar und deutlich klangen seine Worte, und seine Stimme zitterte nicht.

„Herr, ich will alle leeren Worte über Bord werfen. Aber eins muß ich fragen: Was haben mir meine selbstgeschaffenen Lehren geholfen? Wohin ich auch ging, deine Strenge folgte mir. Jahre vergingen, ich wartete und wartete auf das Glück, das jedem Sterblichen zu teil werden soll. Aber wohin ich auch kam, quälte mich etwas, und ich sagte mir selbst: hier kann der Platz nicht sein, wo die Gnade mir zu teil werden soll! — Und hier ebensowenig! — Sieh, Herr, nun bin ich so weit gekommen, daß mich die See verschlingt, nicht im Sturm, sondern bei stillem Meer. Soll das nun die Erfüllung meines Lebens sein?

„Ich kann nicht ganz sterben! Nicht ganz versinken! Ich fühle in diesem Augenblick, daß das Meer tief ist, aber meine Seele noch tiefer ... ich glaube, sie ist unendlich.“

Dann klangen seine Worte nur noch wie ein Flüstern. Man hörte, daß er von Dingen sprach, die sich vor langer Zeit ereignet hatten. Namen kamen ihm in die Erinnerung, und Gesichter tauchten auf, von Kummer verdüstert. Aber ein Name wurde oft genannt, weit öfter als alle anderen ... so flüsternd und weich gesprochen, wie man nur den Namen eines übernatürlichen Wesens oder eines geliebten Weibes ausspricht.

Mika Peter lag auf den Knieen und strengte sich vergeblich an, sein Gesicht in bekümmerte Falten zu legen; ein eigenartiges spöttisches Lächeln drängte sich unabläßig vor.

„Häh!“ sagte er plötzlich, „hast du denn so viel Liebeskummer gehabt? ... Deshalb hab’ ich nie zu seufzen gebraucht. Mein Leben hat sich nicht so gestaltet, daß ich ans Blumenpflücken denken konnte ... Liebe! Häh! Ich konnte mich nur besaufen und mich bei Nacht und Nebel mit Huren herumtreiben; alles hätte anders kommen müssen, wenn der, den du anbetest, wirklich die Welt regierte. Was hatte ich vom Leben? Ja!“ — Er ballte die Fäuste und blickte mit starren Augen zum Abendhimmel hinauf. — „Er schuldet mir viel Seligkeit, bevor wir quitt sind, bevor ich für all das Böse entschädigt bin, was ich hier auf Erden über mich ergehen lassen mußte. Nein! Ich will nicht schweigen, ich war niemals so mutig wie jetzt. Ich schrei es in alle Lüfte! Ich war niemals so mutig wie jetzt! Nein, ich schweige nicht!“

Das Schiff sank immer tiefer, langsam aber sicher. Die beiden Männer sprachen nicht mehr. Noch eine Stunde, dann brach die Nacht jäh herein, und es ward ganz still auf der See; denn die Dämmerung des Nordens kennt man hier nicht. Die Dunkelheit kam rasch, und der Ozean

funkelte bald in einem Feuerschein von Sternen und Meerleuchten.

Nach einigen Stunden lag der Rumpf des Schiffes ganz unter Wasser. Bald darauf reichte die See den beiden bis übers Knie. Das Schiff sank tiefer und tiefer.

Da war es, als ob Himmel und Meer vom Tod predigten und von seiner Macht. Und die beiden starrten vor sich hin und erbleichten. Die Gesichter waren gen Himmel gerichtet, mechanisch bewegten sich die Lippen. Sie sanken langsam tiefer, jetzt reichte ihnen das Wasser schon bis zur Brust, noch wenige flüchtige Minuten, und man sah nur noch ihre Köpfe, daß es einen Augenblick aussah, als schwämmen sie auf dem Meer. Endlich ragten nur noch des Arztes zum Himmel gehobene Hände über den Wasserspiegel. Dann sanken auch sie langsam hinab, und der Ozean lag wie früher friedlich und ruhig — ohne eine Spur von Leben in der weiten Runde, bis ihn zuletzt das Dunkel der Nacht bedeckte.

---

## Drittes Buch.

### Die eherne Schlange.

#### I.

Der Sumpf, der einige hundert Meter vom Gröbenschen Hause entfernt lag, fing an, sich weiter und weiter auszudehnen. Alte Leute, die Jahre hindurch einen festen Fußweg bis dahin gehabt hatten, wo der eigentliche Ackerboden begann, konnten diesen Pfad nicht mehr auffinden und würden zweifellos elend im Sumpf umgekommen sein, wenn sie trotzdem die ihnen vertraute alte Richtung eingeschlagen hätten.

Der ganze Boden lockerte sich, und das Gras verfaulte von der übergroßen Feuchtigkeit. Es brodelte und gärte dort: an kalten durchsichtigen Morgen im Herbst trieb langsam ein blaugrauer Dampf drüber hin, der in der aufsteigenden Sonne gleichsam zu erröten schien. Die Landschaft sah dann aus, als ob sie in sanftem Morgenschlummer läge, und die hellroten Dämpfe leichte Träume wären. Und der Wald, den die Vögel aufsuchten, die den Winter über dablieben, um hinter dichtem Buschwerk einen Unterschlupf und die letzten lebendigen Leckerbissen des Jahres zu finden, hallte in weiter Ferne von dem leisen Liebeswerben der gefiederten Sänger wieder, und als selbst diese Töne verstummten, schien auch der Wald in Schlaf und Träumen versunken. Selbst der schwerfällige Bauer, der mit ungelenken Arm- und Beinbewegungen durch sein kleines Stück Ackerland ging, glich einem Schläfer!

An das Gröbensche Haus hatte in letzter Zeit so gut wie niemand mehr gedacht. Hin und wieder sah man wohl Frau Ulrike und Nils Hall, aber man wußte eigentlich nicht viel über sie zu sagen: Sie war nicht mehr jung, und das Lächeln, das sie früher allzu oft angewendet hatte, hatte Falten um ihren Mund gelegt. Nils Hall war in den letzten Jahren sehr stark geworden, sah aber immer noch eben so bleich aus wie früher. Manche behaupteten, daß sich kein Tropfen rotes Blut in seinen Adern fände, und es ging das Gerücht, er wäre ein feiger Mensch.

Wenn er eine Ausfahrt machte, schaute er sich ängstlich um und fragte den Kutscher, obgleich weit und breit niemand zu sehen war: „Wer kommt da?“ Auch wenn er zu Hause saß, fuhr er zuweilen auf und rief: „Wer ist da?“ Ohne daß jemand angeklopft oder sich auf irgend eine andere Weise bemerkbar gemacht hatte.

Jahre vergingen. Das Gröbensche Haus wurde immer mehr ein Buch mit sieben Siegeln. Jetzt kamen nur noch hin und wieder einmal Bekannte aus dem Ausland, die mit dem Ehepaar auf Reisen zusammen getroffen waren. Ein junger zweiundzwanzigjähriger Mann weilte beinahe ein Jahr lang bei ihnen als Logiergast. Er war sehr lebenslustig, hatte dunkle Augen und schien sehr stolz auf die Gerüchte zu sein, die über ihn und die fünfundvierzigjährige Frau Ulrike im Umlauf waren!

---

#### II.

Kurze Zeit darauf kam eines Abends ein Bote zu Nils Hall mit einem Brief. Als er ihn gelesen hatte, sprang er sofort auf, ließ sich vom Diener den Überzieher bringen und sagte zu ihm: „Wenn meine Frau kommt, melde ihr, daß ich erst spät heimkomme.“

Der Diener erwiderte: „Will der gnädige Herr einen größeren Weg machen? Soll ich nicht lieber anspannen lassen?“

„Nein, laß das!“

Mit diesen Worten ging Nils Hall fort, kehrte aber niemals wieder.

Man suchte überall nach ihm. Die Behörden stellten sofort Nachforschungen in der ganzen Umgegend an, aber nirgends wurde eine Spur entdeckt.

III.

Über das Verschwinden Nils Halls waren zwei verschiedene Gerüchte im Umlauf. Eins wollte wissen, daß er, gleichzeitig von Gewissensbissen und der Untreue seiner Gattin gepeinigt, das Haus freiwillig für immer verlassen habe. Die andere Lesart lautete, daß er von einem Schiff entführt worden sei, das in jener Nacht seiner geharrt hätte. Wenn dann ein Hörer meinte: „Das ist vielleicht sein eignes Schiff gewesen,“ so erwiderten die Gewährsleute dieser Geschichte: „Nein, es war nicht sein Schiff, und er ist auch nicht freiwillig an Bord gegangen. Dieses Schiff kommt nie mehr zurück!“

Die letztere Version erfreute sich besonders guter Aufnahme beim Gesinde und bei den Bauern, wenn sie müde nach des Tages Last und Arbeit über die Einöde nach Hause wanderten, oder beim Erwachen in grauer Morgenfrühe, wo ihr Bewußtsein sie noch nicht von den sonderbaren Träumen eines allzu festen Schlafes frei gemacht hatte.

IV.

Vier Monate nach Nils Halls Verschwinden reiste Frau Ulrike fort und blieb Jahre lang im Ausland. Dem Verwalter schrieb sie immer, sie würde voraussichtlich im nächsten Jahr nach Hause kommen, allein sie kam nicht. Vielleicht hätte der Verwalter eine Erklärung dafür geben können, aber er unterließ es. Er war ein äußerst schweigsamer Mann, der nichts mit anderen Leuten zu thun haben wollte.

Viele meinten, sein Schweigen rühre daher, daß er in dem Gröbenschen Hause wohnte und von den stillen Gängen und den öden Wänden angesteckt worden sei; aber die konnten wohl kaum daran schuld sein, denn die Zimmer, welche er bewohnte, lagen im äußersten Flügel. Er machte nur täglich einmal die Runde durch das Haus, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei, und das war stets der Fall.

Der alte Garten machte ihm indessen viel zu schaffen. Hier war es nicht genug, die Bäume zu pflegen und zu beschneiden, sondern es galt tüchtig aufzupassen, denn der Garten wurde oft von Dieben heimgesucht, die die schönsten Früchte stahlen. Deshalb bewachte der Verwalter ihn auch mit Argusaugen; die Früchte wollte er lieber selbst essen. Die leichtfüßigen Knechte benutzten hauptsächlich die Nachtzeit zu ihren räuberischen Einfällen, kletterten behend über den Bretterzaun und rafften all die Äpfel und Pflaumen zusammen, deren sie habhaft werden konnten. Es gelang dem Verwalter indessen nicht, einen der Diebe auf frischer That zu ertappen, und so schlug er in seiner Dummheit meist blinden Lärm, sprang, sobald er jemanden in der Nähe sprechen oder lachen hörte, in großer Aufregung ans Fenster und rief alle möglichen Schimpfworte hinaus.

Das war sein Unglück; denn von nun an verschlimmerte sich die Sache für ihn. Die jungen Leute fanden ein Vergnügen daran, des Nachts die dunkelsten Ecken und Winkel vor dem Hause aufzuspüren, dort zu singen und sich unangenehm bemerkbar zu machen. Der Verwalter stand oftmals auf und rief zornige Worte hinunter, aber für die übermütigen jungen Leute war dies ein Gaudium, sie blieben dann erst recht draußen stehen und schrien noch lauter als zuvor. Ja, wenn heller Mondenschein den Garten überflutete, kamen mitunter drei oder vier Burschen langsam Arm in Arm des Wegs daher, bliesen in die Hand, wie in ein Waldhorn und sangen die verrücktesten Lieder so falsch und so laut, daß sie schließlich selbst in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Wenn dann der Verwalter ans Fenster trat und sie mit Schimpfworten verscheuchen wollte, ließen sie sich durchaus nicht stören, sondern riefen ihm zu, daß sie ja auf öffentlicher Straße ständen,

und daß es ihnen doch niemand verbieten könnte, in mondheller Nacht fröhlich zu sein. Wenn ihm dies nicht passe, solle er sich beim Vogt über sie beschweren. Nach und nach entwickelte sich ein scharfer Wortwechsel zwischen den Parteien, und die Ausdrücke, die hier Anwendung fanden, wurden immer unparlamentarischer.

„Du Nachteule!“
„Ihr Schweinigel!“
„Du Rhinozeros!“
„Ihr Mistfinken!“

Waren aber auch ausgelassene Mädchen unter den Ruhestörern, so ging sein Zorn hauptsächlich über diese los, wozu sie natürlich auch nicht schwiegen.

„Ihr Lockvögel des Teufels!“
„Du verdammter Schafskopf!“
„Ihr Hexen! Ihr Dirnen!“
„Du Mastschwein!“

Das Gut wurde in gewohnter Weise weiter betrieben. Der Verwalter war zwar durchaus nicht der Ehrlichste und auch nicht der tüchtigste Landwirt; aber während der ersten drei Jahre waren die Witterungsverhältnisse außerordentlich günstig, und deshalb war eine reiche Ernte erzielt worden. Allmählich gewöhnten sich die Leute daran, den Verwalter als Gutsherrn zu betrachten. Er liebte es auch, den Grand seigneur zu spielen, streckte den Bauch heraus und hielt mit Vorliebe die linke Hand zusammengeballt auf dem Rücken, während die rechte mit einem kostbaren Ring spielte, der an seiner Uhrkette baumelte. Auch sprach er würdevoll langsam und mit tiefer Stimme, und es hatte den Anschein, daß es ihm recht gut ginge.

Allmählich sah er auch ein, daß es vergebene Liebesmüh war, die jungen Leute vom Garten wegzuärgern, und wenn es ihn auch anfangs große Überwindung kostete, seinem Zorn gegen die nächtlichen Ruhestörer nicht durch plumpe Schimpfworte Ausdruck zu verleihen, so nahm er schließlich doch davon Abstand und blieb ruhig im Bette liegen, wenn die Jugend draußen lärmte und sang. Die Folge davon war, daß der Spektakel in den dunkeln Winkeln wie auf den mondhellen Straßen nachließ und nach und nach ganz aufhörte. So glitten Tage, Monate und Jahre lautlos über das Gröbensche Haus hinweg.

Zwölf Jahre waren so seit der Abreise der Frau Ulrike vergangen — da hörte man eines Tages, sie sei plötzlich und ohne jegliche Anmeldung zurückgekehrt. Noch hatte sie niemand gesehen, und auch äußerlich war anfangs am Gröbenschen Hause keine Veränderung wahrzunehmen, denn hinter den meisten Fenstern hingen noch immer die verblaßten Gardinen.

Aber schon nach Verlauf von vier Wochen wußte der eine oder der andere zu erzählen, wie sie aussah und was sie trieb. Sie schien recht gealtert und hatte schneeweißes Haar, allein ihr Gesicht war noch immer rund und rotwangig, auch hatten ihre Augen den früheren Glanz noch nicht ganz verloren.

Das erste, was sie that, war, den Verwalter auf Knall und Fall zu entlassen, denn es stellte sich heraus, daß er sich während ihrer Abwesenheit nicht mit den Früchten des Gartens allein begnügt hatte.

Daß sie dem Verwalter so ohne weiteres den Laufpaß gab, sprach allerdings dafür, daß sie durchaus nichts zu fürchten schien. Immerhin mußte sie sich indessen doch nicht so recht sicher fühlen, denn sie hatte drei große Doggen aus dem Ausland mitgebracht, die sie verteidigen sollten. Gegen wen, war nicht recht zu wissen.

## V.

Wenn im Westen die Sonne untergeht, senkt sich immer eine tiefe Schwermut auf die Erde nieder. Die großen roten, dunkelblauen und grünlichen Wolken strahlen zwar noch eine Weile wie unbekanntes, himmlisches Gold, allein wie lange? Bald wird leise die Nacht kommen und alles in ihr unheimliches Dunkel hüllen.

Wenn jetzt Nacht und Dunkel das Gröbensche Haus umgab, wurde mitten auf dem Hof eine große Laterne angezündet, dann verriegelte man sorgsam das Gitterthor und ließ die Hunde los. Sie liefen dann frei auf dem Hofe umher, und wenn jemand auf der Straße vorüberkam oder vorbei fuhr, heulten die Tiere vereint laut in die Nacht hinaus, daß sich die Leute mitunter

ängstigten, zumal wenn sie nicht wußten, daß ein geschlossenes Thor sie von den bösartigen Hunden trennte.

Wiederholt war es vorgekommen, daß Pferde, die des Nachts durch das Geheul erschreckt wurden, scheuten und querfeldein liefen.

Eigentümlicherweise schienen die Tiere schlecht behandelt zu werden. Ein Fremder, der sie einmal gesehen hatte, sagte: „Sie sehen aus, als ob sie gequält würden!“ Und viele waren der Ansicht, daß die Augen dieser Hunde bösen und geängsteten Mannesaugen glichen.

Sie waren kaum drei Wochen auf dem Hof, als die alte Magd und die beiden Knechte sagten: „Das halten wir nicht länger aus!“

Am Nachmittag lief die Magd weg, und am Abend desselben Tages zogen die beiden Burschen von dannen! Sie gingen Arm in Arm hinaus, und als sie an den Hunden vorüber kamen, spuckten sie aus und murmelten: „Schweigt in Jesu Namen!“ Nur zwei Häusler blieben zurück, die mit gekrümmtem Nacken einhergingen, alt und taub waren und daher von dem entsetzlichen Geheul nicht gestört wurden. Dann blieb noch eine Magd, Namens Aase, ein dickes Bauernmädchen mit dunkler Haut und schwarzem Haar auf dem Hof zurück. Sie lag gewöhnlich wie eine Bärin in der Höhle und mochte nichts thun; deshalb deuchte es ihr am bequemsten, zu bleiben, wo sie war; denn hier brauchte sie nur der Gutsherrin etwas an die Hand zu gehen. Sie ließ sich durch nichts irre machen oder erschrecken und war gegen alles so abgestumpft, daß sie nicht einmal bang werden konnte.

Ein Tag verging wie der andere, ohne daß sich eine Spur von Leben auf dem großen Gutshof zeigte. Nur hin und wieder erscholl ein Lied, von einem der Häusler gesungen, aber voll falscher Töne, denn der Sänger war ein alter, tauber Mann.

(Schluß folgt.)

# Gerichtet.

von

**Hermann Stehr.**



Nun war es geschehen.

Sein zweites Gesicht hatte es ihm geoffenbart. So nannte er sein Mißtrauen.

Alles war gekommen, wie er es gesagt hatte: sie wird mal weg sein, wie man ein Licht ausbläst. Wen der Teufel am Kragen gepackt hat, dem dreht er auch endlich das Genick um.

Nun war es geschehen.

Sie war die Stiege herabgestürzt, mitten im Lachen, mit blitzenden Augen in den Tod. Und er — er — hatte daneben gestanden, der verfluchte Gelbschnabel, und hatte sie fallen sehen, war vor Schreck erstarrt, als sie unten lag und ein Strom Blutes ihr zum Munde heraus quoll. Dann wollte er sie aufheben; er beugte sich über sie, und Thränen fielen aus seinen dämlichen, waschblauen Augen. — „Er“ — „Sie“ — anrühren?! Vor — seinen — Augen!! —

„Weg, Sie Schuft, die Sterbende rührt mir niemand an, wenn auch lebendig . . .“ so, damit hieb er den Buben gegen die Wand.

Der Jammerlappen wehrte sich nicht, ging stolpernd über die Stiege hinab und torkelte draußen unter die vorübergehenden Leute.

Das hatte er gethan, er, der Seilermeister Karl Stark gegen seinen Gesellen.

Ha, ha! lange hätte das geschehen sollen! Handeln! und nicht die Zähne das eigene Fleisch beißen, ja! —

Und wie er sich über sein Weib beugte, die nun auf dem Bett in der Wohnstube lag, mußte er befriedigt lächeln. Nein, um sie hatte er das nicht gethan; das war er sich, seiner Ehre schuldig gewesen. Sie, wenn sie auch noch schön war: ein bleiches Mädchengesicht, mit den Fältchen der Fünfzigerin um die Augen und über die Wangen; das weiche, glänzend-schwarze Haar; die Stirn wie ein weißes, unbeschriebenes Blatt; der rote, kleine Mund, den er so unendlich gern hatte und so unendlich haßte, und vollends die Augen! ... So, ganz so glühten sie wie jetzt, da die langen Wimpern sich langsam hoben, wenn der dumme Junge an ihr vorüberging und irgend einen Blödsinn redete. Auf ihn aber hatte sie immer wie ärgerlich blinzelnd geschaut, so wie: alter Graukopf, Tölpel.

Aber ein guter Mann hat einen guten Geist.

Die Weiber, die nie alt werden, sind nur Lockvögel der Hölle. Das soll gutes, christliches Leben sein, das in die Fünfzig springt wie Bornwasser? — Ehrliche Schönheit wird alt. Das aber stand alles auf Lug und Trug aus.

Dies und noch vieles, vieles andere hatte ihm sein zweites Gesicht geoffenbart. Wenn es ihm nur noch das Blut sprechen lassen könnte, das von Zeit zu Zeit unter Röcheln aus ihrem Munde floß, über das Kinn, auf die weiße Brust.

Wenn der blutige, brennende Streifen reden könnte! Wenn er aus dem Herzen heraufrisse, was dort wohnt, niemand bekannt! Dann wüßte er alles genau! Dann könnte er — — ja was könnte er? — Nichts! — Er schüttelte seine rechte Faust nach unten und sann. — Ja — eigentlich war er gerächt, denn, das fühlte jedes Schaf mit dem Horn, das war die Strafe. Die Strafe! — So etwas hätte er freilich nicht fertig gebracht, den T ..., wie es mit ihr arbeitete. Die schlaffen Hände bebten bei jedem Herzschlag. Die Lippen zuckten vor Schmerz. Nun loderte das Gesicht in dunkler Glut, nun ballte der Fieberfrost Millionen kleiner Häufchen auf der welken Haut. Das Leben kämpfte in jeder Fiber um Besitz; in jeder Fiber saß die Zerstörung und rang mit ihm.

Aber das Herz des Mannes, der vor dem Bett stand und alles sah, hatte keine Rührung, keine Milde; es las wie seit dreißig Jahren wieder in den flammenden, marternden Lettern der Eifersucht.

Das macht hart wie Kiesel. — — —

* * *

Eilige Tritte kamen vom Hausflur her, durch das Entree, an die Thür. Es klopfte schnell. Der Doktor trat ein.

Nach einer geräuschlosen und eiligen Begrüßung begann der Doktor mit einer huschenden Stimme: „Ich hab's von der Bedienungsfrau gehört, wie es zugegangen ist. Nicht wahr Meister: Die Stiege war steil, hatte fünfzehn Stufen und kein Geländer. Ihre Frau bekam mit dem schweren Wäschekorb das Übergewicht und stürzte glatt auf den Flur. Nicht wahr, so kam es? Ich muß es wissen, damit ich einen Anhalt habe."

Stark war im Begriff, die Achseln zu heben, um seine Verneinung auszudrücken, ließ sie aber eilig sinken, stotterte schnell ein „Ja, ja" und sah dem Doktor dann forschend ins Auge. Dabei dachte er zornig: „Ich alter Esel werde meine Schande noch selber verraten. — Hat er was gemerkt? —" Aber die Besorgnis des Seilers war ganz unnütz, denn der Doktor hatte die Antwort gar nicht abgewartet, sondern sich sofort an die Untersuchung begeben. Nach kurzer Zeit wandte er sich um und sagte mit ernstem Gesicht: „Seien Sie auf alles gefaßt. Ihre Frau hat sich schwere innere Verletzungen zugezogen. Wer weiß, ob sie die Nacht lebendig erreicht. Alles, was ich verordnen kann, sind Eispackungen um den Oberkörper. Sie wird stark fiebern; tritt gegen acht Uhr ein Stillstand ein, dann lassen Sie mich sofort holen." Er gab dem Meister die Hand und schritt in dessen Begleitung dem Entree zu.

Da aber stand Stark mit einem Ruck still und ergriff den Doktor hart am Arm.

„Wird sie irre reden?" fragte er.

„Gewiß."

„Kommen da bloß verrückte Sachen oder sagen die Fieberkranken auch aus ihrem Leben?"

„O ja, natürlich!“

„Auch Geheimes, was niemand weiß?“

„Aber warum denn, Meister! — Ja, doch ist's nicht bei allen gleich.“

„Ich meine, kann's vorkommen?“

„Gewiß kann's vorkommen. Mancher Mord kam so schon an den Tag. Der Mensch kann doch nur aus seinem Leben reden.“

„Hm, hm. — Ich frage bloß so, Herr Doktor.“

Der Arzt sah ihn forschend an, that einen kurzen Pfiff zum Zeichen, daß ihm die Sache nicht klar sei, und ging.

Stark blieb wie angewurzelt stehen, steckte die Hände in die Hosentaschen und sah lange vor sich nieder. Dann nickte er langsam mit dem Kopfe, und ein verzweifeltes Lächeln, das doch aussah wie Schadenfreude, verzerrte sein Gesicht.

„Nu kommt's — nu kommt's ... alles ... alles. — Jetzt muß ich sie auf ihrem Totenbett erwürgen,“ und er that einen tiefen Atemzug des Schreckens. Er hätte wohl noch länger sinnend da gestanden; aber die Bedienungsfrau trat ein, und aus der Wohnstube drang das Stöhnen der Kranken.

Stark wandte sich an die Alte, welche ihn mitleidsvoll betrachtete, weil er gebeugt war, wie unter der Last großer Trauer.

„Hier,“ sprach er, „holen Sie Eis. Geben Sie einige Betttücher heraus und bringen Sie alles in die Stube. Dann gehen Sie nach Hause.“

„Aber Sie können doch nicht allein bleiben bei der Kranken! Man weiß ja doch nicht ...“

„Dann gehen Sie nach Hause,“ schnitt er ihr das Wort ab. „Ich werde alles allein machen. Ich will allein mit ihr bleiben.“

„Nu, meintwegen,“ entgegnete die Alte verwundert und beleidigt, „ich bin doch auch kee Kind un wenn, un ...“

„Dann gehen Sie nach Hause!“ wiederholte Stark zum drittenmal mit einer Heftigkeit, die gar nicht nötig war, und schritt der Thür zu.

* * *

Bald war alles herbeigeschafft.

Die Bettlaken lagen auf der Kommode; der Eiskübel stand neben dem Stuhl vor dem Bett. Die Thür war zugeriegelt, die Bedienungsfrau gegangen. War sie es auch? — Weiber sind Kinder. — Stark schlich auf den Zehen zur Thür, schob geräuschlos den Nachtriegel zurück und sah forschend in das Entree.

Durch die dreißig Jahre, während welcher er mit seiner Frau verheiratet war und ihre Treue immer ‘hatte hüten müssen wie das Feuer,’ hatte er sich darin eine große Fertigkeit erworben: Hinter dem Ofen niemand, hinter den Handtüchern, die merkwürdig aufgebauscht da hingen, niemand; unter dem Küchentisch fünf eiserne, drei Thontöpfe, und in dem größten wie immer auf weichem Lager der schwarze Kater, sein Liebling; der Schrank verschlossen, im Topfschrank niemand. Stark verriegelte auch noch die Entreethür. Dann ging er mit langen, entschlossenen Schritten ins Zimmer zurück.

Die Kranke war unterdes unruhig geworden und hatte das Deckbett zur Hälfte von sich geschoben. Unregelmäßig schnell hob und senkte sich die Brust, die Lippen bewegten sich zitternd. In kurzen Zwischenräumen öffnete sie die Augen, sah starr zur Decke empor und schloß sie dann schnell und furchtsam.

Stark faltete ein Betttuch und begann, Eis einzuschlagen. Dann hielt er inne und sann.

„Nein,“ sprach er zu sich, „nein. Nachher, nachher. Jetzt wird sie gleich reden.“

Er legte das Eis wieder in den Kübel und sah gespannt auf die Kranke. Schweißtropfen traten auf ihre Stirn; ächzend ging ihr Atem.

Wie er so in der Not des Todes schweben sah, was einst sein Leben mit Sonnenschein erfüllt hatte, kam aus jenen guten Tagen des Friedens ein längst verlerntes Gefühl der Milde über ihn und ergriff sein Herz, wie den Verirrten im Walde der Laut des fernen Abendglöckchens.

So nahm er die unterbrochene Arbeit wieder auf und hatte sie in kurzer Zeit vollendet.

Die Fieberhitze der Kranken stieg. Sie wälzte sich stöhnend im Bett, hob sich und fiel matt zurück. Stark legte ihr das Eis auf den Leib, der noch schön war in der Entstellung der blutunterlaufenen Flecken, — wie schön! Ein bitter ätzendes Feuer packte sein Empfinden. Er drückte

sie rauh nieder und sah ihr unverwandt mit stechenden Augen ins Gesicht, über das nun wieder ein leises Frösteln lief. Aus jedem Zuge las er wieder die lange, grauenvolle Geschichte seines Ehelebens, die ihm 'sein zweites Gesicht gebracht hatte.'

Aber da schlug sie die Augen auf und sah ihn lange groß an, unverwandt, nach klarer Besinnung ringend. Dann streckte sie abwehrend die Hände aus und suchte in irrer Gewalt ihn von sich zu schieben. Ihr Blick war ratlos, schreckvoll: „Du bist's?" stießen ihre trocknen Lippen endlich furchtsam hervor, „du? — geh' weg — ich kenne dich ... du bist mein Peiniger ... deine Augen stechen wie Nadeln ... sie stechen ins Herz ... das blutet ... das blutet ... die Jahre sind Bleikugeln ... sie fallen auf die Brust und zerschlagen sie ... sie fallen ins Gehirn und betäuben mich ... singen ... singen! ... singen!!" — — Peinvoll, in der Sehnsucht der Verzweiflung, schrie sie auf!

Und dann fing sie wieder an, aber mit leiser, liebkosender Stimme: „O ja, gelt ja, Mutter! — nimm mich auf den Schoß und küsse mich ... küsse mich ... ich sehne mich nach Liebe ... nach Güte ... nach Glück ... Karl! ... Karl!! ... wo bist du? ... siehst du nicht, dein Leben ist eine Grube, und die unfruchtbare Erde rollt über dich hin und begräbt dich ... warum fluchst du? — Der Fluch giebt deiner Seele keine Flügel. — — —

„Hast du die Sonne lieb, den Frühling, den Vogelgesang ... dein Weib? — — —

„O, wenn ich dich retten könnte! — Jeder Mensch hat Hunger nach etwas — — aber du, wer sagt dir, daß du dein Herz essen mußt — nein abnagen ... laß sein — laß! — Die Leute sind leichtfertig — die Männer dumm ... aber ich habe ein weißes Kleid ... rein, wie mein Kommunionröckchen war ... warum hast du Hunger nach deinem Herzen? ... aber der Tag ... die Sonne ... die Sonne! ... wo bist du hin? — — —

„... es wird Abend ... und alles ist vorbei ... reiß die Fenster auf, reiß die Thüren auf!! — ich muß fort! —

„Karl ... Karl! — ... sieh mir nur einmal lieb ins Auge, denn das ist mein Hunger ... sieh — mich — an ... nein! noch nicht! noch — nicht!! ... aber die Wand kommt ... und eine Flucht packt mich ... jetzt bin ich schon weit fort: über die Wiese, den Berg ... und ein Traum kommt zu mir und führt mich — so laß uns gehen, du bist mein Engel — du kennst mich ... kennst du auch ihn? meinen Mann? ... mache kein hartes Gesicht ... du mußt ihn auch gern haben ... o, glaube mir, er kann sich nicht helfen, er hat mich so lieb ... aber so böse ... segne, segne auch ihn ... ach ... ich küsse deine Hand, die sich über ihn breitet — — — und nun ... das ist der Luftzug der Erde, der gegen die Sonne hinwandelt ... ein breiter, goldener Strom ... ein Schifflein schaukelt auf ihm aus Blumen, die nie verwelken ... da hinein wollen wir uns setzen ... nimm das Ruder, mein Engel! — und singen wollen wir auch:

„Schön sind die Blumen, schöner sind die Menschen
In der frischen Jugendzeit.
Aber sie sterben,
Müssen verderben:
Jesus lebt in Ewigkeit ..."

Mit verzückter, weicher Stimme sang sie sich selber in den Tod.

Die horchende Luft, welche das Zimmer füllte, zitterte vor Wollust, daß sie die singende Seele des reinen Weibes getrunken. Und noch lange füllte den Raum das leise Lied. — Dann verhauchte es sich mählich ... ganz ... mählich gegen die Decke hin ... wie ein Falter in den blauen Himmel schwebt auf lautlosem Flügel. —

Neben dem Bett der Entschlafenen stand Karl Stark, ein Gerichteter, starr wie eine Bildsäule.

Er hatte die Hände vor das Gesicht gepreßt. Sein ganzer Leib bebte. Mit dem Ruf: „Das Gesicht! das Gesicht!" brach er ohnmächtig zusammen.



Verantwortlicher Redakteur Paul Schettler, Berlin-Charlottenburg. — Vita, Deutsches Verlagshaus, G. m. b. H., Berlin W. 50, Rankestr.
Verantw. f. d. Inseratenteil H. Lürßen, Gräfenhainichen. — Druck von C. H. Schulze & Co. Gräfenhainichen.

JAHRGANG V. BAND II. 47. HEFT

DIE ROMANWELT
ZEITSCHRIFT FÜR DIE ERZÄHLENDE LITTERATUR ALLER VÖLKER

HERAUSGEGEBEN VON FELIX HEINEMANN

# Cuba insurrecta.

Roman

von

Theodor Duimchen.

[8]

(Nachdruck verboten.)



X.

Sehr früh am anderen Morgen, nicht lange nach Sonnenaufgang, lief die Isabela catolica wieder in den Hafen von Habana ein und ging an der gewohnten Stelle in der Bahia vor Anker.

Don Manuel de Castro schritt erregt in seiner Kajüte auf und ab, in deren Ecke auf dem Fußboden, mit einer zusammengerollten Decke als Kopfkissen, der Panther regungslos in tiefem Schlafe lag.

Der Kommodore betrachtete ihn nachdenklich: das Leben dieses zum Tode Verurteilten war noch recht nützlich gewesen, eine großartige Idee vom Obersten Delgado, auf den Kerl zu verfallen. Ein fabelhafter Erfolg!

Der Kommodore hatte seine eigene Gig mit einem Ordonnanzoffizier an Land geschickt und den Obersten sowohl als den Adjutanten zur weiteren Beratung an Bord gebeten; jetzt wartete er ziemlich ungeduldig auf die beiden. Es dauerte aber nicht lange: Don Cristobal war vom Präsidio aus telephonisch aus der Chorrera herbeigerufen worden, und vor acht Uhr war die Gig mit den beiden Offizieren längsseits des Panzers.

Die Herren wurden in der Kajüte vom Kommodore empfangen. Man nahm Platz. Der Panther war geweckt worden: er stand vor den Herren, die um den Kartentisch saßen, und mußte zunächst seinen Bericht wiederholen. Don Manuel verfolgte die Erzählung genau: sie deckte sich mit der, die er ihm allein gemacht hätte, vollkommen, schien also auch in den Einzelheiten zuverlässig zu sein.

Nach kurzem Gedankenaustausch — der Sergeant mußte für eine Weile abtreten — waren die drei Offiziere darüber vollkommen einig, daß man sich auf seine Mitteilungen verlassen dürfe und danach handeln müsse. Alle drei waren sich über den Wert der Nachricht vollkommen klar: binnen vierundzwanzig Stunden würde man ein niederträchtiges Komplott entlarvt, drei gefährliche Hochverräter dingfest gemacht und

einen der wichtigsten Nerven der Insurrektion zerschnitten haben, wenn nicht irgend ein blinder Zufall etwa die Sache noch wieder verdarb. Aber man würde diesmal sicher genug gehen, man würde den Zufall auszuschließen wissen.

Zu der Beratung wurde der Panther wieder hereingerufen, und nachdem der Plan bis ins Kleinste festgesetzt worden war, übertrug man ihm selbst den wichtigsten Teil der Ausführung.

Am Abend desselben Tages kam Robert Berthold fast eine Stunde früher als gewöhnlich zu Don Carlos: er hatte die guten Nachrichten, die er zu bringen hatte, so früh als möglich bringen wollen. Die Depeschen von New-York waren eingetroffen, und das Komitee meldete, daß die wichtigsten Aufträge, so wie vorgeschrieben, pünktlich ausgeführt werden würden, nur weniges von dem minder Erheblichen hätte, aber auch nur auf die allernächste Zukunft, verschoben werden müssen.

Ramon und sein Begleiter konnten also mit ziemlich guten Nachrichten entlassen werden.

Die Hoffnung war neu belebt und die Stimmung sehr viel besser, als sie in der letzten Zeit gewesen war.

Robert Berthold sah von Zeit zu Zeit freudig überrascht auf: so heiter, so schalkhaft liebenswürdig war seine Braut in diesen Wochen und Monaten gefahrvoller Arbeit und Sorge fast noch nie gewesen. Als sie ausrechnete, wann man den nächsten Boten ihres Vaters erwarten dürfte, sagte sie mit so eigentümlich leuchtenden Augen: „Ich freue mich auf Diegos Ankunft,“ daß Berthold lächelnd fragte: „Ja, bringt er dir denn diesmal etwas Besonderes mit?“ und da sah sie ihn sonderbar an und erwiderte seltsam verheißungsvoll: „Vielleicht uns beiden.“

Berthold durchzuckte eine richtige Ahnung: eine Blutwelle stieg ihm ins Gesicht, freudiges Erstaunen blitzte in seinen Augen auf, und er öffnete den Mund zu einer Frage. — Aber nein, er hatte sein Wort gegeben, er durfte sie nicht drängen, Maria lenkte auch schnell ab.

Als aber alles Nötige besprochen war und Berthold gegen neun Uhr das Haus verließ, da warf sie sich beim Abschied mit solchem Ungestüm in seine Arme, daß das Vorgefühl nahenden Glücks ihn durchbrauste wie Frühlingssturm.

Als er hinaustrat in die Nacht, zogen spanische Soldaten im Geschwindschritt der leichten Infantrie die Calzaba entlang, aber Berthold sah sie, ohne sie zu bemerken: die Gedanken an seine Braut und an die Zukunft erfüllten ihn so mächtig, so völlig, daß in seinem Bewußtsein für nichts anderes Raum war. Minutenlang starrte er auf die vorübermarschierenden Truppen, ohne daß der Vorgang in seinem Geiste irgend einen Gedanken ausgelöst hätte — er wartete ganz mechanisch, bis der Zug vorüber wäre, damit er die Calzaba kreuzen könnte. Der Zug war aber sehr lang, und plötzlich kam Berthold zu sich: was hatte denn das zu bedeuten, das war ja das ganze Jägerbataillon der Garnison von Habana? Er wollte sich überzeugen, kehrte um und schlenderte neben den Truppen her bis zur Fähre. Unzweifelhaft, das ganze Bataillon, die Fähre war unaufhörlich im Gange, zugweise wurden die Mannschaften übergesetzt. Auf dieser Seite und jenseits des Flusses brannten an den Landungsstellen große Gasolinfackeln. Er konnte im Lichtkreis drüben sehen, wie die Truppen sich sofort wieder ordneten und auf der Landstraße weiter marschierten. Merkwürdig, warf der General seinen letzten Mann den insurrectos entgegen? Eigentlich doch sehr gewagt, eine Stadt wie Habana, wenn auch nur kurze Zeit, jetzt dem Schutze der Polizeitruppen und der Freiwilligen zu überlassen.

Als Berthold sich umwandte, um nach Haus zu gehen, stieß er fast an zwei Herren an, von denen ihm jetzt nachträglich dünkte, daß er sie schon vorhin gesehen hätte, gleich als er aus Echegoyens Villa heraus gekommen war. Wie es einem begegnet, daß man in Gedanken versunken an einem Bekannten vorübergeht, ohne ihn zu erkennen, und erst nach einem Dutzend Schritten einem plötzlich einfällt: das war ja der und der, so ging es Berthold. Er sah sich die beiden noch einmal an: merkwürdig, die Gesichter kamen ihm nun überhaupt bekannt vor, er mußte sie in letzter Zeit öfters gesehen haben.

Die Herren folgten ihm — möglichst unauffällig — und als er hinter den letzten vorüber-

ziehenden Truppen die Calzada kreuzte, kreuzten auch sie sie.

„Aha," sagte sich Berthold, „zwei von der unheiligen Brüderschaft der Geheimpolizisten!"

Daß er überwacht wurde, wußte er, es störte ihn aber weiter nicht: in seinem Hause, inmitten einer Dienerschaft von fünf, sechs Köpfen, in unmittelbarer Nachbarschaft anderer Deutscher, Engländer und Amerikaner konnte man ihn nicht zu Unrecht überfallen. Auch Strolche zu dingen, wäre aussichtslos gewesen: alle diese Häuser sind wohlbewachte, kleine Festungen; durch die Eisengitter, die Rejas, und die schweren Bohlenläden, die während der Nacht im ganzen Erdgeschoß geschlossen wurden, konnte man nicht eindringen, wenn ein halbes Dutzend Revolver oder Winchesterbüchsen vernehmlich davon abrieten. Da war schon eine kleine Belagerung oder das amtliche 'Im Namen des Königs' nötig.

Er ließ sich von Jaime, der seinen Herrn erwartet hatte, noch etwas Brandy und Sodawasser bringen, um bei einer guten Zigarre bis nach Mitternacht die Zeitungen zu lesen; so machte er es immer, wenn er wußte, daß Maria die Flußmündung kreuzen würde; erst gegen eins, wenn er sicher sein konnte, daß alles ruhig verlaufen und sie wieder wohlbehalten in ihren Gemächern wäre, pflegte er sein Lager aufzusuchen.

Ramon und Pancho, der vergnügte Lotteriebillethändler, hatten den Rest der vorigen Nacht und den ganzen Tag im Dunkel ihres Versteckes zugebracht. Sie hatten nach kurzer Beratung es für das Sicherste gehalten, sich garnicht zu bewegen, sondern nur gute Wache zu halten. Selbst wenn, vielleicht von dem in der Fonda hinter ihnen liegenden Posten aus, Streifzüge in das Gehölz unternommen würden, war die Gefahr, entdeckt zu werden, noch immer sehr gering. Verhielten sie sich ganz ruhig, so war es viel wahrscheinlicher, daß sie unbemerkt blieben, selbst wenn eine der Patrouillen ihnen bis auf wenige Meter nahe käme. Auf ihre Pferde konnten sie sich verlassen wie auf wohldressierte Hunde: die Tiere, die jetzt munter grasten, würden auf ein einziges leises Wort regungslos wie ein Baumstamm, ohne Laut im Dickicht liegen, wenn die Gefahr nahte.

Sie wurden aber nicht auf die Probe gestellt: alles blieb ruhig. Die Sonne ging auf und trank den Nachttau, sie glühte am Mittag senkrecht vom dunkelblauen Himmel herab und ging im Westen zur Rüste, die Sträucher, die Stämme und die Farne in roten Purpur tauchend.

Die Nacht brach herein, plötzlich, wie immer in den Tropen, die Sterne standen am Himmel wie gestern, nichts hatte sich geregt.

Genau wie gestern, kurz nach elf, machten sich die beiden Männer fertig. Wohl ausgeruht, gestärkt durch Speise und Trank, traten sie ihren Gang an.

„Ein hübscher Dienst, Gevatter," sagte Pancho, „dies Botenreiten. Ich wollte fast, ich hätte es so gut wie du und Diego, die überhaupt nichts weiter thun. Man reist zum Vergnügen wie die Engländer."

„Ja, und es ist schade, Panchito, daß ich dich das nächste Mal nicht wieder mitbekommen werde. Du bist ein ausgezeichneter Kamerad. Aber nun los und Vorsicht, Vorsicht bis zuletzt."

„Ai, Ramon, bin ich ein Knabe?"

Wieder sattelten die beiden ihre Pferde, zäumten sie und banden sie, fertig zum Aufspringen, kurz an passenden Ästen fest. Wieder prüften sie ihre Waffen, und wieder krochen sie lautlos dem Kalkofen zu. Sie erreichten den Waldrand vor dem Häuschen, und wie gestern lag es still und friedlich jenseits der kleinen Blöße im bleichen, matten Licht der Sterne. Nichts rührte sich ringsum, fern drüben von der Chorrera herüber klang hier und da Hundebellen, in der Nähe, im Walde, auf dem Fluß war alles ruhig. Sie huschten hinüber und setzten sich auf die Mauertrümmer im Innern, wie gestern. Die Zeit kam, und wie gestern schlugen die Glocken der Chorrera die zwölfte Stunde. Genau mit dem letzten Schlage flammte drüben im Turm wieder das Wachslichtchen auf, und wie gestern wurde das Zeichen beantwortet. Nach einiger Zeit hörten die beiden das leise Streichen und Rascheln des Röhrichts, als Mariens Boot anlegte; einige kaum vernehmbare Worte, die sie mit Tomas wechselte, tönten herauf — Ramon erhob sich und trat in die Thür, um die Herrin zu erwarten.

Er sah sich um: nichts regte sich, leise flüsterte der Wald, und friedlich schimmerten aus unendlichen Weiten in ewiger Ruhe die Sterne.

Gleich darauf trat Maria aus dem Dickicht.

„Guten Abend, Ramon." Sie reichte dem Diener die Hand, im nächsten Augenblick saß sie schon neben den beiden Männern und begann, ihre Instruktion zu erteilen.

„Alles geht gut, Ramon, die Nachrichten sind schon da, nun aufgepaßt."

Im Begriff, den neuen Merkspruch herzusagen, hörte sie plötzlich Stimmenwechsel unten am Abhang vom Flußufer, in der nächsten Sekunde fiel ein Revolverschuß, beantwortet von einer knatternden Gewehrsalve. Alle drei sprangen auf. Aber jetzt wurden auch die Wände und der Wald um sie lebendig. Zur Thür und zum Fenster starrten Gewehrläufe herein, oben auf den geborstenen Mauern ritten dunkle Gestalten, die Büchse im Anschlag — ein Kommandowort, und Fackeln flammten auf.

„Flieht durch die Thür," rief Maria, „spart eure Kugeln, ich habe genug für sie und mich."

Hochaufgerichtet stand sie neben dem Mauerstück, auf dem sie gesessen hatte, den Revolver im Anschlag.

Bang — bang — bang: die drei Spanier in der Thür brachen, von ihren Kugeln getroffen, zusammen. Andere wollten an ihre Stelle treten. Bang — bang. Da schmetterte ihr ein Mauerstein die Waffe aus der Hand, und im nächsten Augenblick sprang ihr der Panther, der hinter ihr auf der Mauer gelegen hatte, in den Nacken, sie im Falle mit zu Boden reißend. Seine herkulischen Arme umschnürten sie wie Drahtseile, die Sinne vergingen ihr: sie sah nur noch, wie Pancho und Ramon über fünf Leichen weg bei der Thür durchbrachen.

Den in wilden Sätzen über die Lichtung Fliehenden pfiffen die Kugeln nach, aber einer der Offiziere rief: „Laßt sie laufen, sie können uns nicht entkommen; das Kesseltreiben beginnt." Drüben in der Chorrera fuhr zischend eine Rakete gegen den Nachthimmel, mit einem lauten Knall zerplatzte sie hoch oben und streute einen Regen von roten und gelben Leuchtkugeln aus. Noch waren sie nicht verloschen, da stieg die zweite Rakete auf, der eine dritte folgte. Fast unmittelbar darauf dröhnte von der See her das schwere Schiffsgeschütz der Isabela catolica als Antwort und dumpf rollte der Donner die zitternde Küste entlang. Von der Chorrera herüber, rechts von der Landstraße her und aus weiter Ferne von rückwärts quer durch den Wald tönte Trommelwirbel. Im Lichte ihrer Scheinwerfer landete die Isabela catolica Truppen am Strande und an beiden Flußufern.

Die Barkasse dampfte flußaufwärts nach der Chorrera mit dem schlanken amerikanischen Boot Echegoyens im Schlepptau, in dem sein alter Tomas mit durchschossenem Schädel als Leiche und, rücksichtslos zu einem unbeweglichen Ballen zusammengeschnürt und mit einem Knebel im Munde, seine Nichte Doña Maria lag. Neben ihr hielt der Panther Wacht. Nur ihm war es zu verdanken, daß dieses Mädchen den Fünfen nicht noch eine ganze Anzahl Tapferer nachgesandt hatte: ein zweiter Revolver, ein voller Patronengürtel und ein uralter Dolch von maurischer Arbeit waren ihr abgenommen worden. Nur dem Panther war es zu verdanken, daß man Doña Maria lebendig gefangen hatte. Don Cristobals Bedingung war glänzend erfüllt, auch die Extragratifikation verdient. Die heilige Jungfrau war dem Braven gnädig gewesen.

In der Chorrera wurde Maria an der Anlegestelle der Fähre wie ein Warenbündel aus dem Boot geschleppt und in einen bereitstehenden, geschlossenen Wagen geworfen. Ein Unteroffizier nahm auf dem Bock neben dem Kutscher Platz, und in wildem Galopp ging es durch die Nacht.

Schon im Boot war Maria wieder zur Besinnung gekommen. Als man sie in den Wagen trug, sah sie zwei andere geschlossene Wagen auf der Calzada halten. Sie wußte, wer ihr folgen sollte und wohin. Carlos Echegoyen und Robert Berthold wurden in derselben Nacht verhaftet.

Am andern Morgen sah keiner von ihnen die Sonne aufgehen: in drei gesonderten, unterirdischen Kerkern des Präsidios lagen sie auf ihren steingemauerten Pritschen und starrten die Felsenwölbungen an, die ohne jede Lichtöffnung und klafterdick sie von der Welt und aller

Teilnahme trennten. Keiner hatte den anderen wiedergesehen.

Im Laufe des nächsten Vormittags wurden auch der Mulatte Ramon und Pancho, sein Begleiter, eingeliefert; auf allen vier Seiten von einem dichten Truppenkordon eingeschlossen, der sich immer mehr zusammenzog, war es ihnen unmöglich gewesen, zu entkommen. Beide hatten mit dem Mute der Verzweiflung gekämpft, beide waren schwer verwundet. Dem Mulatten war der rechte Oberschenkel zerschmettert, Pancho hatte eine Kugel durch die Lungen.

Don Cristobal triumphierte. Er hatte sich diesmal völlig zurückgehalten, teils um nicht unnötig hervorzutreten, namentlich aber, um sich nicht in der Hitze wieder irgend eine Übereilung zu Schulden kommen zu lassen.

Er verfolgte zunächst die Politik, die Gefangene ‘mürbe zu machen’: sie sah niemand außer einer alten Megäre, der Frau eines der Schließer, derselben, die ihr sofort nach der Ankunft die Kleider abgenommen und ihr dafür ein grobes Hemd, eine graue Leinenkutte ohne Gürtel und Bastschuhe ohne Schnüre gegeben hatte; jedes Mittel, sich durch Selbstmord ihren Peinigern zu entziehen, war ihr genommen. Zweimal des Tages brachte die Frau ihr Essen: schwarze Bohnen in einem Holznapf mit einem hölzernen Löffel. Marie verweigerte das Essen, aber der Entschluß, sich durch Hunger zu töten, hielt nicht Stand. Als sie sich erst an den furchtbaren Aufenthalt, an die entsetzliche, hilflose Lage, an die undurchdringliche, immerwährende Finsternis gewöhnt hatte, fing sie an, wieder klarer zu denken; sie sagte sich, daß dennoch nicht alle Hoffnung verloren wäre: man konnte ihrem Onkel und ihrem Bräutigam unmöglich etwas nachweisen, mußte man die aber freilassen, so war auch für sie noch Rettung, denn aus jedem Gefängnis kann man fliehen, und sie begriff, daß sie den ihrigen, namentlich aber ihrem Bräutigam schuldig wäre, sich bis zur letzten Möglichkeit zu erhalten.

Am dritten Tage begann sie, die schwarzen Bohnen aus dem Holznapf zu essen, zum großen Vergnügen der Alten, die der ‘insurrecta’ das gleich prophezeit hatte.

„Der Stolz legt sich,“ sagte sie, „Eure Gnade ist die erste nicht, mit der Zeit wird Ihnen unser Hotel schon besser gefallen, und wer weiß, wir haben ja auch angenehmere Räume. Seien Sie nur vernünftig, Kindchen: ein Wink des Generals oder seines Adjutanten, und Oberst Delgado läßt Sie verpflegen wie im Telégrafo. Wir haben sehr elegante Staatsgemächer, oben im ersten Stock, mit Aussicht nach dem Meer hinaus, für Gefangene von Rang.“ —

Draußen hatten die Vorfälle aber ungeheures Aufsehen erregt, und Don Cristobal fand bald, daß er seines völligen Erfolges doch noch nicht so unbedingt sicher wäre. In keinerlei Widersprüche unter einander waren die Gefangenen zu verwickeln, aus keiner ihrer Aussagen hatte man ihnen Fallstricke drehen können. Die Woche war noch nicht zu Ende, da sah man sich gezwungen, Robert Berthold wieder zu entlassen: außer der Thatsache, daß er der Verlobte der insurrecta war, ließ sich durchaus nichts gegen ihn vorbringen, und so war die Verhaftung unmöglich aufrecht zu erhalten. Bald begann auch die amerikanische und europäische Presse den sensationellen Fall in einer Weise zu besprechen, die den Herren klar machte, daß der Prozeß unter der gespannten Aufmerksamkeit der ganzen gesitteten Welt geführt werden würde, und es ließ sich jetzt schon übersehen, daß auch gegen Don Carlos nichts vorgebracht werden könnte, das eine Verurteilung rechtfertigen würde. Vor allem hatte man sich getäuscht, als man annahm, man werde diesmal doch sicher Briefe, Depeschen, Dechiffrierschlüssel bei Echegoyen oder bei dem Deutschen finden. Nichts, nicht das mindeste von dem, kein irgendwie verdächtiges Schriftstück hatte man entdecken können. Als die Spanier in sein Haus stürmten, war Don Carlos ihnen im Vorderhaus entgegengekommen, er war zuerst erregt gewesen, das war aber angesichts der Umstände doch sehr erklärlich, auch wenn er, wie er behauptete, völlig unschuldig war; auf die Frage, wo seine Nichte wäre, hatte er: „In ihren Gemächern“ mit solcher Ruhe entgegnet, daß er den Offizier schier verblüfft hatte, der hier kommandierte. Als man seiner Nichte Abwesenheit entdeckte, war er mit eiserner

Konsequenz bei der Behauptung geblieben, daß er keine Ahnung habe, wo sie wäre. Die von Berthold sofort nach seiner Entlassung in Umlauf gesetzte Darstellung fand allgemeinen Glauben: wer konnte es der Tochter übelnehmen, daß sie von ihrem Vater Nachricht zu erhalten wünschte. Die amerikanische, die englische, die europäische Presse sah, mit Ausnahme der Madrider amtlichen Organe, den Fall genau so an. Die Regierung in Madrid behauptete zwar das Vorhandensein einer Verschwörung, aber in Habana liefen doch gleichzeitig Depeschen von Madrid ein, die dringend vor irgendwelchen Formverletzungen im Verfahren warnten und äußerste Vorsicht anempfahlen.

Mit der Wirkung, die seine Behandlung auf Maria hatte, war der Adjutant ebenfalls durchaus nicht zufrieden. Totenblaß, aber mit der Ruhe einer gefangenen Königin, stand sie in ihrer Leinenkutte vor dem Kriegsgericht im Verhör. Sie räumte ohne weiteres ein, daß sie mit den Boten ihres Vaters nicht zum erstenmale zusammengetroffen wäre, damit schlug die erste Hoffnung fehl. Man hatte erwartet, sie würde frühere Zusammenkünfte ableugnen, während man ihr doch die in der Nacht vorher hätte beweisen können. Sie gab aber diese Zusammenkunft n der Nacht vorher ausdrücklich zu. Die Boten seien auf ihren besonderen Wunsch noch einen Tag in der Nähe geblieben, weil sie der unruhigen Zeitläufte wegen die Erlaubnis ihres Vaters hätte erbitten wollen, sich trotz seiner Abwesenheit mit ihrem Verlobten sogleich zu verheiraten; sie hätte sich erst vorgenommen gehabt, mit Don Roberto darüber zu sprechen, sich aber nicht recht entschließen können und endlich doch vorgezogen, lieber ohne sein Wissen diese Frage an ihren Vater zu richten.

Als ihr der Panther als Zeuge dafür gegenübergestellt wurde, daß sie mündliche Chiffredepeschen empfangen und gegeben habe, war sie geschickt genug, durch Gegenfragen, woher der Mann sie kenne, aus welchem Anlaß er an jenem Abend am Orte der Zusammenkunft gewesen wäre, ob er Soldat im Dienste, ob er zu der Überwachung kommandiert gewesen sei, das Kriegsgericht zu zwingen, Kenntnis davon zu nehmen, daß ein durchaus anrüchiges, dem Henker verfallenes Subjekt ihr gegenüberstünde. Sie leugnete alle Behauptungen des Mannes rund ab, die beweisen sollten, daß andere als einfache Privatmitteilungen ausgetauscht worden wären, und bald konnten die Richter nicht mehr im Zweifel darüber sein, daß man auch ihr nichts weiter würde beweisen können, als daß sie mit ihrem Vater im Verkehr gestanden habe. Der Verdacht, daß dieser Verkehr politischen Zwecken gedient habe, würde völlig beweislos bleiben. Sie war mit den Waffen in der Hand ergriffen worden im Kampfe gegen die Truppen seiner Majestät, zweifellos würde das zu einem Todesurteil genügen, wenn sie auch behauptete, sie habe in dem Moment der Erregung durchaus nicht unterschieden, wer die Angreifer gewesen wären. Wie aber dieses Urteil der Welt gegenüber aussehen würde, die alle Nebenumstände kannte, das war eine andere Frage.

(Fortsetzung folgt.)

# Leile.

## Novelle

von **Otto Stoeßl.**

[1]

(Nachdruck verboten.) (Übersetzungsrecht vorbehalten.)

Der Eigentümer der beiden Häuser Nr. 28 und Nr. 30 auf der Lainzerstraße in Hietzing, deren eines er bald veräußerte, war der Inspektor der Staatsbahnen, Herr Heinrich Dorner, und hatte sie von einem Oheim gerade zur richtigen Zeit geerbt, als seine kleine

Frau sich an dem Bahnorte in Oberösterreich, wo sie bisher gewesen waren, schon gar zu unglücklich fühlte. So kam die Erbschaft doppelt angenehm, Heinrich Dorner ließ sich nach Wien versetzen, und das Ehepaar siedelte sich in dem einen Hause an, während das andere an die Baronin Mensdorf abgegeben wurde. Man konnte die Liebesehe der Dorners nicht eine glückliche nennen, trotzdem die beiden Leute einander so entgegengesetzt waren, oder vielleicht eben deshalb. Er war einer von diesen großen, starken Männern, die man sich ihrem Aussehen und Wesen nach immer nur jung vorstellen kann, und denen man nicht einmal die grauen Haare glaubt, wenn sie sie haben. So übermütig und doch fest, so heiter und doch gelassen war er. Von hohem Wuchs mit einem schönen, blonden Bart, einem festen Gang, sah er einem Jäger gleich, dazu kam der sichere Blick seiner starken, blauen Augen und ein gleichmäßiger Humor. Dieser Riesenmensch hatte sich in ein zartes, feines Geschöpf verliebt, das er in einer Faust hätte bergen können, wie einen Vogel. Sie hatte dunkle, ein wenig verschüchterte Augen, ein schmales, bewegliches Körperchen und einen Mund, in dem schon früh eine Linie der Klage und des Leides lag, was seine Liebe reizte, weil niemand wußte, woher dieser schmerzliche Zug kam und ihre Unruhe und stille Hast. Sie konnte nirgends, an keinem noch so schönen Ort, in keiner noch so glücklichen Stunde verweilen, eine traurige Ungeduld schien mit dem rascheren Blut in ihr zu kreisen und ihre Furcht vor etwas Unbekanntem, Drohendem immer und immer zu wecken. Und eigentlich hatte sie keinen Anlaß zu Furcht oder sich unglücklich zu fühlen, sie liebte ihren Mann, wurde von ihm sehr geliebt, war in angenehmen, bescheidenen Verhältnissen. So wußte ihr Mann sich gar nicht zu erklären, warum sie seinen Küssen plötzlich zitternd sich entwand und stumm mit starren Augen sich wegsetzte, oder warum er sie bei Nacht neben sich oft leise und stundenlang weinen hörte. So stark und lebhaft er war, hütete er sich doch vor ihrer Zartheit und Gebrechlichkeit, ertrug ihre Launen und wußte nur nie, womit er ihre Angst verschuldet, daß sie neben ihm lebe, wie vor einem schweren, thränenvollen Leid und Abgrund. So kam es, daß er immer aufatmete, wenn er, auf Inspektionsreisen geschickt, die frische, fröhliche Luft des Daseins spüren durfte, und daß er doch sich wieder freute, nach Hause zu kommen, als müsse jetzt endlich alles Ungewisse aus und das Schöne fertig und bestimmt sein.

Als er noch draußen in der Provinz Stationsvorstand gewesen war, hatte er die Angst und Unruhe seiner Frau auf die Abgelegenheit des kleinen Gebirgsortes geschoben, der in nichts ihrer Sehnsucht zu antworten vermochte, obgleich sie doch an den beiden Kindern genug Freude und fröhliche Mühe hätte haben können. Sie hatte zwei Töchter geboren, mit denen sie wenig mehr anzufangen wußte, als für sie zu sorgen, er aber sie sich zum lustigen Spielzeug machte, indem er sich ihnen dazu gab. Die erste, Marianne, war um zwei Jahre älter, als Leile, die jüngere. Diese gab sich selbst als Kind den sonderbaren Namen, indem sie Lilly, ihren eigentlichen, also verwandelte. So nannte man sie weiterhin immer Leile. Besonders die Mutter liebte diesen Namen, der in ihrem Munde etwas Weiches, Wollüstig-schmerzliches bekam. Als sie endlich nach Wien, oder eigentlich nach Hietzing versetzt wurden, war Marianne, die ältere, etwa 14, Leile 12 Jahre, beide hatten draußen die Schule besucht, die eine, ältere, die vom Vater das heitere Wesen hatte, mit geringem, Leile mit bedeutendem Eifer, so daß man in Wien die jüngere zur Lehrerin auszubilden dachte. Diese Absicht wurde durch das alte Fräulein verstärkt, das das Erdgeschoß gemietet hatte und schon ihren Neffen Edi zum Lehrer erziehen wollte, worin sie nun auch Leile gern zu übernehmen erklärte.

So begann in dem neuen Haus ein neues Leben. Die Mutter der beiden Mädchen schien in dieser Luft wieder aufzublühen, ihre traurigen Züge bekamen wenigstens in der ersten Zeit einiges Leben, und es schien ihr eine willkommene Beschäftigung, den Garten zu pflegen, das Haus einzurichten, während der Vater sich nun schon gar heiter und stolz als eigener Herr fühlte und nach seinen Reisen sich an lustig prahlerischer Bequemlichkeit gar nicht genug thun konnte. Auch die beiden Mädchen fanden sich, jede nach ihrer

Art, gut ab. Die ältere Marianne war wegen ihres Wesens ohnehin gleich in Wien wie zu Hause. Sie war mittelgroß, mit ihren 14 Jahren schon vollkommen erwachsen; wenn sie so durch die Straßen ging, mit ihrem leichten Gang, in ihren hellen Kleidern, mit ihren schwarzen, lustigen Blicken, die Sammetmütze auf dem dunkeln Haar, das ihr in einer dichten Windung auf dem Haupte lag, flog ihr Lächeln dem und jenem jungen Menschen wie eine heiterste Verheißung zu, ihr Mund hatte mit seinen vollen Lippen und seinen starken, weißen Zähnen etwas Lebenssicheres, man wußte, er werde das Weinen nie lernen können und wollen, und gar ihre Stimme war hell und rasch, ihre Rede bald ganz wienerisch. Die geistige Erziehung war freilich draußen zu Ende gewesen, sie dürfte wohl in ihren Liebesbriefen einige Schreibfehler gemacht haben, aber im Stil war sie darin sicher, und das war ja für sie die Hauptsache.

Leile war so anders und dennoch ihr verwandt, wie nur Geschwister einander nah und zugleich fremd sein können. Auch sie war beweglich, ja noch viel mehr als ihre Schwester, aber sie hatte etwas Feines, Zartes, Zweckloses in ihrer Lebhaftigkeit und zugleich etwas Stilles. Sie war gewiß gescheit, aber nie hörte man ein Wort von ihr, das Altklugheit verraten hätte. Mit ihren zwölf Jahren konnte man sie für acht nehmen, so klein war sie. Ihr Gesicht war schon damals seltsam und reizend, von unregelmäßiger Bildung, mit zwei dunkeln, fragenden, eigentlich traurigen, braunen Augen, die aber um ihre Trauer nicht wußten. Die schwarzen, schweren Haare hingen ihr wegen der Wildheit und steten Bewegung in leichten Locken über Stirn und Hals und Wangen, so daß sie sie immer schnell zurückstrich. Ihr Körperchen war mager, aber sehnig, sie kletterte überall hin, erstieg alles, wurde nie müde, machte alle Spielanstrengungen der wildesten Buben mit, aber alles das ohne eigentliche Freude. Sie sprach wenig dabei, schien sich bei lebhaftem und bewegtem Treiben am wohlsten zu fühlen, man hörte sie nur selten lachen, und dann war es wie ein kurzer Vogelruf, auch sprach sie wenig, aber aufrichtig und war wieder durch Gutes und Arges leicht bewegt. Kam es zu Balgereien, so schlüpfte sie mit ihrer feinen Sicherheit wie eine kleine Eidechse durch. Ihrem Blick, der oft, aber nur für Augenblicke, dunkel und treu auf den Menschen ruhte, konnte sich niemand entziehen. Wahrscheinlich gewann auch er zumeist ihr diese unabläßige Zärtlichkeit, deren sie sich bei den verschiedensten Altern erfreute. Sie hatte Freundinnen unter den ganz kleinen Kindern, unter Altersgenossen, unter den Eltern ihrer Gespielen. Und alles dies trotz ihres seltsamen Wesens, das unbedacht dem Augenblick allein folgte, und trotz des Freimutes, mit dem sie ihre Gedanken sagte, Böses und Gutes, als wüßte sie, es sei ja gleich wert, eben weil sie es beides dachte und denken konnte.

So wuchsen die beiden Mädchen heran, die eine in den mädchenhaften Abenteuern und Vergnügungen, die andere trotz aller Beweglichkeit und Lebhaftigkeit ernst. Ihr Hauptverkehr war mit der alten Lehrerin unten und mit deren Neffen Edi, der ins Obergymnasium eingetreten war, als sie ihn kennen lernte. Dort war sie gern in dieser altjüngferlichen Stille, die doch wieder durch das schüchterne Treiben des Knaben bewegt war . . . Und wenn die Lehrerin fort und Edi in der Schule war, fühlte sie sich sogar am wohlsten in der verlassenen Wohnung.

Bei den Dorners zu Hause war alles einfach, hübsch, gewöhnlich. Blanke Vorhänge, gut polierte braune Schränke, bunte ordentlich gemusterte Teppiche, altväterische Blumentische und niedrige, etwas verschossene Fauteuils, also eigentlich nichts, der Sehnsucht und Phantasie Leiles zu dienen, nicht die mindeste überschwengliche Ranke, daran zum blassen Mond emporzuklettern. Höchstens ein paar Eisenbahnkarten des Vaters, die an der Wand hingen und die Gedanken entführen konnten, aber nur durch die österreich-ungarische Monarchie, und Kindergedanken reisen weiter. Unten aber bei dem alten Fräulein Mündreiter war es ganz schön und anders. Erstens war die Wohnung im Erdgeschoß, also ein bißchen düster. Die Zimmer waren zwar nicht finster, aber der Sonnenschein bekam etwas Feierliches, was sich auch für die seltsamen Dinge schickte, auf denen er, wie als Bestätigung ihrer Würde, lag.

Und dann waren ganz wunderbare, alte Schränke, mit geschweiften und würdig verschnörkelten Linien, braun, aber nicht einförmig, sondern jede Wand eingelegt mit den verschiedensten Hölzern, die in feinen, verschlungenen Arabesken ineinander gingen, sich in anmutigen Windungen wieder lösten, in zierlichen, ausrankenden Linien die Fächer umschrieben oder die Laden. Sie hatte auch schon gesehen, wie sie geöffnet sich ausnahmen, diese Kästen, das war auch wunderbar. Vor allem der Duft, der ihnen entstieg. Ein köstlicher, ein bißchen scharfer Duft, aber doch einschmeichelnd, wie starke Blumen, die man gepreßt hat, oder wie das junge Heu. Und dann die Lädchen und Abteilungen! Und jedes Fach hatte seinen Griff aus goldenem Messing, und jeder Griff war wieder mit festen, messingenen Löwenklauen ans Holz gezwängt . . . Ja! Und dann waren in den Zimmern alte Bilder! In Medaillons lauter Leute, die vor vielen Jahren einmal jung gewesen waren, die man sich also wunderbar vorstellen konnte. Auf Porzellan gemalt, einige auch Silhouetten. Die ältesten hatten gar noch Perücken auf, dann waren Mädchen mit hochgegürteten, weißen, wie zarten Kleidern, der Hals frei, daß man jeden lieben Bug sah und die sanften Schultern. Sie hatten alle so gute, leere, dunkle Augen, und so sorgsame Lockengebäude. Dann war ein großer, offener Bücherschrank im Zimmer, dann war ein großes Klavier da; das Fräulein Mündreiter spielte nämlich sehr schön. Und auf dem Flügel stand das Wunderbarste. Das Erzbild eines Mannes. Er saß da mit einem finstern und doch furchtbar schönen Gesicht, das er gesenkt hielt, wie nachdenkend; auch der Rücken war ein wenig gebeugt, und die Arme ruhten im Schoß verschränkt. So saß er still und doch bewegt. Erst später wußte sie, es war Beethoven, aber da war er lange nicht mehr so großartig für sie, als damals, wo sie nur mit dunkelm Schauer auf ihn hinsah, auf dieses wilde Haupt, das in der Einsamkeit seiner Gedanken schweigt und starrt . . .

So schlich sie sich oft in das Zimmer und legte sich ganz breit und behaglich wie eine Katze in das Ledersofa und träumte herum, ihre Gedanken flogen hierhin und dorthin, schauerten, daß sie am ganzen Körper fröstelte, oder dachten sich etwas Wunderbares aus, was sie so innig lächeln machte, daß sie es durch alle Glieder spürte. Sie lag in ihrem ein bißchen arg mitgenommenen Schulkleid, die Beine auf das Sofa gestützt, die Kniee hinaufgezogen — das konnte sie nur hier — und sann . . . Über den Mann am Klavier, über seine thatlosen Arme . . . über sein traurig erhabenes Gesicht. Oder über das alte Fräulein Mündreiter. Dann sprang sie wieder auf, nahm die Bildchen von den Wänden, sah sich die Bücher an, faßte dann aus irgend einer Ecke eines heraus, sprang dann mit einem Riesensatz auf das Sofa zurück, zugleich mit ihrem kurzen Lachen, und wickelte sich ordentlich in sich selbst ein, so kauerte sie sich zusammen, und las. Ja, was hatte denn das Fräulein Mündreiter für Bücher? Alle üblichen und ein paar besondere, die Klassiker, die Romantiker, dann die Engländer, den ganzen Bulwer und Walter Scott und diese Sachen alle. Aber es ist ja so gleichgiltig, was ein Kind liest, es liest aus allem die wunderbare Schönheit einer Welt voll Ahnung, ohne die schmerzlichen Gewißheiten. Es liest nicht die Zeit und nicht den Sinn, es ist ihm nicht, als bewegten sich die Menschen, von denen es hört, die Dinge, von denen es erfährt, im engen Raum, vielmehr scheint alles zu wachsen, die Schatten scheinen durch dunkle Ahnungen erhabener, das Licht durch goldene freudiger.

Leile las alles. Und es war ihr so gleich, was sie las. Aber sie spürte das Glück eines sehnsüchtigen, tiefen Atems bei diesen Büchern, die nicht von einer Welt, nein, von Welten zu reden schienen. Da waren die Tropen, sie stand unter den Dschungeln und sah das weithin leuchtende Land, sie spürte die heiße Stille, und sie war die Liane, die sich zu den schönsten Bäumen schwang, sie war die Königstochter in Ägypten, die den geschicktesten Dieb heiratete. Sie war die Helena in dem griechischen Märchen, die mit ihrem wehenden, faltenreichen Gewande zu den Mauern Trojas trat, unter die alten Leute, die oben berieten und, als sie sie sahen, zu flüstern anfingen vor Bewunderung. Sie

war jede Blume, die schön war, jeder Vers, der sie schauern machte, sie war Wort und Sinn dessen, was sie las. Und was waren ihr die Bücher, die Worte, die Bilder, die Menschen, die Gedanken! ... Die paar starren Begriffe entnahm sie und schuf damit eine neue Welt. Baute und verwarf, baute und verwarf wieder. Lebte, atmete in gottähnlichem Gefühl auf einer Welt, die nicht die Welt war, ging auf einer Erde, die nicht irdisch, lebte Schicksale, die Märchen waren, und verachtete die Wirklichkeit, wie einen Traum. Die Leile brauchte einen Zweig und hatte einen Urwald, ein Wort und hatte Lieder von unsäglicher Schönheit, und dann reckte sie sich plötzlich mit einem Spott über sich selbst und sah fremd die fremde Vertrautheit des Zimmers an, den finsteren Hausgott aus Erz, die geradlinigen Miniaturen, die verschnörkelten Schränke. Dann that sie etwas Nützliches, sie aß zum Beispiel einen Apfel. Oder sie sprang durch das Fenster in den Garten, kletterte auf den Lindenbaum und atmete vergnügt den guten Duft und wiegte sich wolkennah in ihrem rauschenden Ort und lachte, wenn sich die Leute auf der niedern Erde über die Leile ärgerten. Sonst aber hatte sie nur in sich, in ihrem inneren Wesen, nicht im äußeren Gehaben das Wunderliche, so daß man sie unbehelligt und dem Seltsamen in ihr alle Zeit ließ, seine verrückten Blüten zu treiben. Sie war beweglich und geschickt, wie die Buben, kletterte und balgte sich mit ihnen, war aber recht still dabei, so daß ihr Treiben niemand auffiel. Sie war wie eines jener verzauberten Märchenwunder, das nur so lange dauern soll, als kein irdisches Wort es zu den Wirklichkeiten stößt. Und sieht man recht, so war sie ein Kind, wie alle andern, denn allen Kindern ist die Welt ein Wunder, das Wunder die Welt, und alle leben in einem herrlichen Land, wo jedes Wort und Zeichen blühend wird und goldene Früchte trägt, und alle kleinsten Spiele erhabene Zeichen sind. Die andern aber, die das Märchen vergessen haben, weil die Welt irgend einmal sie zu der Wirklichkeit verstoßen, glauben, es seien eben nur Kinder. Also war ja vielleicht Leile nichts besonderes, als ein allein gelassenes, traumvergessenes, kleines Mädchen, aber sie lebte eben noch im Märchen. Und dann war sie doch nicht mehr jung genug, die Wirklichkeit ganz zu vergessen, nicht alt genug, sie ganz zu verachten, nicht gescheit genug, sie da hinzunehmen, dort abzuwehren, sondern die Welt stieß eben oft genug unsanft und hart in ihre schönsten Träume. Und immer mußte sie ihre Bilder und Vorstellungen mit dem Gegebenen messen, und da sie ja auch das Leben in Hietzing ganz lieb hatte, das Pflücken der Rosen im Garten und eine Jause in der Einsiedelei mit dem weiten Blick über Wien, oder die glatten Hecken von Schönbrunn mit den weißen Statuen, oder eine schöne Birne oder volle Traube, so war sie immer sehr mühevoll beschäftigt, ihre zwei verschiedenen Sphären hübsch zu binden. Aber das gelang eben nicht gut. Irgend etwas fehlte immer und ging nicht in Erfüllung, was notwendig gewesen wäre. Sie war ja schon gescheit genug, vom Leben keine Wunder zu verlangen. Sie wollte ja zum Beispiel gewiß nicht, daß alle ihre Wünsche in Erfüllung gingen, oder daß sie auf einmal fliegen könne, oder daß sie auf einmal ganz erwachsen und schön sei. So dumm war sie ja gewiß nicht. Aber sie wollte doch, daß wenigstens jeder Mensch so sei, wie es sich für ihn schicke, das thäte, was man sich von ihm ausdenke und erwarte; daß aber nie etwas so eintraf und war, wie es am schönsten und vollkommensten gewesen wäre, das betrübte sie schmerzlich, und darein konnte sie sich nie finden. Daß sie oft, wenn sie in ihr Zimmer ging, wünschte, der Mond möchte schon hereinscheinen und alles silbern machen, und dann kam er eine Stunde später, wenn sie schon schlief, oder sie merkte einen Riß im Kleid und sah nur weg und wünschte ihn weg und wollte überhaupt nichts davon wissen und dann mußte sie immer gerade daran denken, oder sie wünschte, das Buch möchte sich gerade dort aufschlagen, wo sie gestern aufgehört hatte, und dann schlug sie es ganz wo anders auf, oder sie wünschte sich etwas, ein neues Sommerkleid, ganz blau gestreift, und dann bekam sie eines mit schönen Blumen, hatte keine Freude und hieß noch un-

dankbar, lauter ärgerliche Kleinigkeiten, die man doch billigerweise hätte verlangen dürfen, — dies alles trübte ihre Freude und kränkte sie und war unangenehm. Oder wenn sie mit Freuden etwas thun wollte, andere zu erfreuen, und man sah es dann gar nicht oder achtete nicht darauf. Alles das war sehr traurig und schwer, daß es sie mit großem, wahrhaftem Kummer erfüllte, und daß man wieder ihr Leid unterschätzte, ihre Freude nicht begriff, als ob nur das Leid, die Freude groß sein könnten, die die Großen erleben, und nicht einem Kind der Untergang eines Kreisels unendlich Trauriges bedeuten könne. Und um alles das wußte niemand. Hundert schöne Gedanken hatte sie und reichte sie hundertmal den Leuten entgegen, und niemand nahm sie von ihr, wie sie oft einen großen Strauß Waldblumen brachte, die wirr durcheinander lachten und blühten, und die Mutter einfach sagte: „Wirf sie weg.“ Das war etwas sehr Trauriges. So lebte also die kleine Leile tapfer für sich, spann ihre Träume, aß ihre guten Früchte und dachte ihre süßen Gedanken und war ein Kind wie eben andere.

Das Fräulein Münchreiter war ihr besonders zugethan und erzog sie eigentlich zusammen mit ihrem Neffen. Diese ältere Lehrerin hatte eben um dieses Knaben willen nicht geheiratet, dem beide Eltern, — die Schwester des Fräuleins war seine Mutter — in einem Jahre wegstarben. so daß sie ihn zu sich nahm und unter Sorge und Liebe aufzog, weit mehr besorgt um ihn und ihn weit mehr verzärtelnd, als Mutter und Vater es gethan hätten, weil sie ja doch immer ihn als ein Fremdes fühlte, dem sie viel mehr geben müsse, als Vater und Mutter, um ihm nur annähernd das zu bedeuten, was Vater oder Mutter von selbst, bloß durch die Verwandtschaft des Blutes, ihrem Kinde sind. Und als altes Fräulein pflegte sie ihn, ihre Ungeschicklichkeit durch ängstlichste Sorgfalt ersetzend, sie schmückte ihn und kleidete ihn, lernte mit ihm und war stolz auf sein schönes, blond gescheiteltes Haar, wie wenn sie daran schuld gewesen wäre, daß der junge Bursche auf der Welt und von so blasser, zarter Schönheit sei. Dieser Edi war Leiles bester Freund, und sie saßen Abend für Abend bei dem Fräulein Münchreiter unten und plauderten, oder lernten mit ihr oder lasen zusammen laut oder leise. Oder das alte Fräulein setzte sich ans Klavier und spielte. Dies aber war besonders schön. Der Edi verstand freilich nichts davon, weil er gar kein ordentliches musikalisches Gehör hatte, aber Leile sprach ordentlich mit den Tönen, die ihr vieles bedeuteten, wovon sie freilich nicht Gestalt und Namen und Sinn wußte. Und das alte Fräulein selbst sah so sonderbar aus, wenn sie spielte. So zwischen Weinen und Lachen, wenn man sie ansah. Sie war klein, mit einem gescheiten, aber über und über sommersprossigen Gesicht und einem breiten Mund, der während des Spiels ein schmerzliches Lächeln hatte, als sei er den Tönen nicht böse, daß sie ihr eine schwere Wahrheit sagten. Sie neigte und beugte sich überaus komisch beim Spiel, schien auf jeden Ton zu horchen, der in den goldenen Abend seine Stimme hinaussang. Sie spielte Beethoven, die Werke ihres Hausgottes, und Schumann und das Meistersinger-Vorspiel und Brahms . . . Sie spielte wunderschön. Ja, es war so, wie oft ein Kind Verse wunderbar aufsagt, die es doch gar nicht verstehen kann. So spielte sie . . . Sonst aber lernte sie ordentlich und streng mit Leile und Edi.

Und diese Freundschaft machte Leile immer stiller, denn Edi war recht zart und schweigsam; freilich hatte er in seinem Lächeln etwas sehr Offenes, Furchtloses, Ergebenes, aber er wußte nicht allzuviel zu sprechen und war zu Sprüngen und Unthaten nicht besonders aufgelegt. Er war recht furchtsam, scheu, nicht feige, aber als ob er sich in all dem Treiben fremd und verlassen vorkäme. Er fürchtete seine Lehrer wie Dämonen, trotzdem er ein guter Schüler war. Nur mit Leile konnte er lustig und vergnügt sein, ihr kurzes Lachen lockte seine Freude hervor, wie einen Furchtsamen aus dem Dunkel . . . Und dann konnte er ungeheuer komische Dinge erzählen, über die dann beide tagelang zu lachen hatten.

So waren die Kinder ein paar Jahre beisammen gewesen. Leile war fünfzehn Jahre geworden und Edi sechzehn.

* * *

„Leile, spürst du den Frühling?“

„Er macht mich so müd’.“

„Ja, nicht wahr, er ist wie ein Wein ... Leile, ist es nicht sonderbar, daß die Welt eine so kurze Frühlingszeit hat? Und unter den Blüten möchte man doch glauben, die Welt ist nur da wegen des Frühlings und das ganze lange Jahr ein Umweg zum Mai.“

„Nein, Edi, auch das Schlittschuhlaufen ist schön, und Äpfel eß’ ich auch gern.“

„Ja, Leile, ich glaub’s ja, daß der Umweg schöne Stellen hat. Aber wenn ein Ding irgendwann am schönsten ist, ist’s doch die Blüte, und dazu ist es auf der Welt.“ ...

Leile saß auf dem Tisch der Laube und baumelte mit den Füßen. Sie hatte ein blaues Sommerkleid, den Hals frei, daß ihr Kopf ordentlich hervorblühte. Sie lächelte ein bißchen nachlässig, und ihre schwarzen Locken, die in einen Knoten im Nacken zusammengebunden waren, flüchteten ein bißchen aus den Fesseln, und diese kleinen Ringel hingen in die Stirn, kräuselten sich um das ganze Haupt, um den Hals und zuckten wie kleine Schlangen, wenn Leile sie zurückstrich.

Edi saß schön brav auf der Gartenbank und sprach zu ihr empor.

„Du, Edi, was du da von dem Frühling redest, ist wie ein Schulaufsatz. Das hättest du mir aber gleich sagen sollen und ihn mir nicht unvorbereitet versetzen. Ja, daher wird das schon kommen. Du bist sehr fleißig. Weißt du, es ist ja jetzt wirklich sehr schön, das ist ja wahr ... Aber möchtest du denn ewig der Edi bleiben? Ich möchte mich schön bedanken, wenn ich immer die Leile bliebe. Ich glaub’, der Mai möchte auch Birnen essen. Und so weiter ... Und immer dasselbe ... Das wäre langweilig. Es ist doch schöner, daß es immer anders wird. Dann wäre ja die Welt nicht die Welt ...“

„Leile, mir scheint, an dir ist so was wie ein Held verloren gegangen.“

„Edi, mir scheint, an dir ist so was wie ein Fräulein verfehlt ... Was, du möchtest halt immer im Gymnasium bleiben, Edi?“

„Weißt du, Leile, schließlich ist das Gymnasium gerade doch nicht untrennbar mit dem Begriff des Frühlings verbunden.“

„Aber es ist heute doch schön ... Überhaupt, es ist schön. Du hast recht. Wenn man nur ganz tief atmen könnt’. Mir kommt’s im Frühling immer vor, als könnte man nicht ganz einatmen ...“

„Überhaupt nichts Gutes, nichts Schönes kann man ganz einatmen, ganz genießen, ganz haben. Immer muß man weggehen vom Fest, wenn’s am allerschönsten ist ...“

„Und wenn man das nicht will und thut, kriegt man einen verdorbenen Magen.“

„Leile, du bist poetisch.“

Leile fuhr darauf dem Edi durch das blonde Haar, das sie ihm in einige Unordnung brachte, dann sprang sie in einer wilden Laune vom Tisch herunter, stellte sich vor Edi auf. Nahm ihn mit ihren Armen an beiden Schultern. Schüttelte ihn. Er sah sie etwas ratlos an. Was sie wollte — —

„Du weißt überhaupt gar nichts ... Poetisch redet man nicht, das ist man. Verstehst du. Und du hast auch gar keine Ahnung vom Frühling, weil du so viel davon redest, armer Kerl! Du bist nicht wild, du bist nicht toll, du sehnst dich nicht, du raufst dich nicht, kein Feuer ist in dir angezündet! ... Du bist ein blasser Bub! ...“

Da war es aber schon nicht mehr wahr, denn dem Edi stieg es blutrot ins Gesicht.

Leile aber stand vor ihm, wie ein kleiner Vogel, der irgend einem großen Kerl etwas vortrotzt. So stand sie vorgebeugt und zwitscherte ihm zu, lachte, war böse zugleich.

Und auf einmal näherte sie ihm ganz ihren dunkeln Kopf und drückte, mehr ärgerlich, als zärtlich, ihre Lippen auf seinen Mund ... Lachte kurz — — und war weg ...

„Leile, Leile!“

Nun wußte er entschieden mehr vom Frühling, nun war er wild, so gut er es bei seinem Wesen sein konnte, und auch ein Feuer war in ihm angezündet ... Über sich war er zornig und ärgerlich. Und über Leile. Die hätte das eigentlich ihm früher sagen können. Er spürte wirklich schon gar nichts mehr vom Kuß ... Er mußte nur daran denken ... Sie hatte ihn

nicht einmal umarmt. Nur so einen Kuß gegeben, wie man einem zeigt: ich hab' etwas! Etwas Schönes! Und dann ist sie weg.

Leile aber lachte und wollte weinen, war in ihrem Zimmer und zitterte. Ja, was war ihr denn eingefallen? Was wollte sie denn eigentlich? Was war denn mit ihr gewesen und geschehen! Übrigens, den Edi konnte sie doch küssen. Den Buben! Und doch war er jetzt ein anderer, und sie war anders. Und daran war sie selber schuld. Sie war über eine Grenze hinübergesprungen, in ein neues Land. Alles war anders. Nun war es garnicht mehr der Edi. Und sie konnte ja mit ihm garnicht mehr reden. Ihre Lippen brennen. Ein Feuer ist angezündet. Auf einmal wußte sie nicht, was mit ihr sei, was sie wollte, was ihre Hände wollten, ihre Augen, ihre Lippen, wozu das alles sei. Was war Traum, Lüge, was Wahrheit? Was war gut, was schlimm? Es war sehr trostlos und zum Weinen. Als hätte sie sich plötzlich auf den Kopf gestellt und alle Dinge seien verkehrt, aber auch alle Begriffe ... So saß sie an ihrem Fenster, das auf die Villenstraße hinausging, sie saß bei ihrem Tisch, stützte die Wangen auf ihre Hände und blickte vor sich hin, ohne zu sehen, und weinte leise. Dann aber empfand sie wieder unter ihren strömenden Thränen einen großen Stolz. „Ich liebe schon. Ich bin erst sechzehn Jahre alt, und doch liebe ich schon. Ich habe schon geküßt. Ich habe schon geküßt. Und ich liebe." — Aber eigentlich hatte sie sich das doch anders vorgestellt, und so schämte sie sich wieder.

Ganz war ihre Seele dahin gerichtet, als ob Welt und Leben zu nichts bestimmt wären und zu nichts geschaffen, zu nichts Sinn und Lockung hätten, als in der Liebe, wie ein Falter glauben mag, der Zweck der guten Erde sei es, für ihn die schönsten Blumen zu erzeugen mit den süßesten Kelchen. Aber sie empfand eine große Angst in ihrem Herzen, weil sie wußte, ein neues Leben begonnen zu haben, sie war stolz auf ihre Kühnheit und wieder voll Furcht. Sie weinte und war von innigem Lächeln erfüllt, sie schwieg und war voll Gesang. Gute Thränen führten ihre Kindheit langsam von ihr weg, so glaubte sie, und doch war sie bestimmt, immer dieses rasche Kind zu bleiben. Später sollte sie dies erst sehen, daß sie der rauschende Wind ihrer Sehnsucht fort und fortgeweht wie einen Falter, wie es ihr schien, zu immer neuen Ländern und Strichen, aber in Wahrheit sie immer und immer im Kreis um sich selbst herumgetragen habe, nicht um die Wechsel und Schönheiten des Lebens selbst, das sie als ein Finsteres, Unbewegtes und Fremdes mit Schauer erkennen sollte.

So saß sie und weinte bis spät gegen Abend, dann aber litt es sie nicht länger in der Einsamkeit ihres Zimmers, und sie ging in das ihrer Mutter. Diese war schon zu Bett gegangen, sie liebte es, früh sich niederzulegen und mit offenen Augen dazuliegen, ihren Gedanken nachhängend. Leile liebte ihre Mutter, trotzdem diese sich wenig um sie bekümmerte, oder vielleicht eben deshalb und wohl auch aus Mitleid mit dieser grundlosen Trauer und Ungeduld, welche der Mutter eigen waren.

Sie fand sie in Gedanken, ja, die Mutter bemerkte erst garnicht, daß Leile gekommen war.

„Was willst du denn?"

So direkt befragt, wußte sich die Kleine nun schon gar nicht zu helfen. Was wollte sie? Ja, was wollte sie denn eigentlich mit allem? Was wollte sie, was wollte man mit ihr, was bedeutete all das Sinnlose? ... Sie fing zu weinen an.

„Ja, was hast du denn, was weinst du, ja was ist dir denn geschehen, was hast du nur gethan? Hast du was angestellt? Hast du dir weh gethan? Es ist dir doch nichts geschehen ..."

Sie weinte immerzu und war sehr rot ...

„Du, Mama, ich habe den Edi geküßt ..."

Die Mutter lachte erst. „Ja, wie ist dir denn das eingefallen?" Das wußte Leile freilich nicht. Sie wußte nur, daß sie weinen mußte. Dann hieß es: „Ja, aber Kind, was machst du für Unsinn. Und du hast ihn zuerst geküßt? Er hat es nicht einmal verlangt? Und jetzt wein' nicht! Du bist ein Tschaperl! Was hast du denn für Einfälle!" Und dann küßte sie schließlich die Bebende, der ein starkes Schluchzen unablässig durch den Körper zuckte.

Hätte Leile sich auch ein wenig um die Mutter bekümmert — wenn Kinder dies nur im Drang der eigenen Schmerzen thun könnten — so hätte sie ein seltsames, schmerzliches, und wieder befriedigtes Lächeln gesehen, und wie das bewegliche, früh gealterte Gesicht der Mutter einen Zug von kindlicher Neugierde und ein junges Erröten bekam. Sie sah aber dies alles nicht und spürte nur, wie die Mutter langsam, begütigend und tadelnd zugleich über den Kopf und die wilden Haare strich.

„Du Kind."

Ja. Und Leile glaubte und war stolz, die Kindheit verlassen zu haben.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

# Die eherne Schlange.

## Roman in drei Büchern

von

**Thomas P. Krag.**

[8] Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Eugen von Enzberg.



### VI.

Der Herbst kam.

Der Herbst kann auf zwei Arten kommen. Entweder mit Sturm, gefrorenem Tau und silbernem Reif. Dann überflutet er die toten Blätter mit dem Gold und Purpur des Sonnenscheins, und der Pesthauch, der die Bäume befällt, kann plötzlich aufflammen und in Rot und Grün erstrahlen. Das Blut und der Eiter des Todes mengen sich darein und machen den Schmerz groß und schön nach all der Lust des Sommers.

Oder der Herbst kommt mit Nebel, unaufhörlichem Nebel und langsam rieselndem Regen. Eine Reihe von Nächten, die still zu stehen scheinen und schwarzen Säumen gleichen, eine Reihe von Tagen — einer nach dem andern — wie ein Gefolge von bleichen Menschen, das mit freudlosen Augen an uns vorbeischreitet.

So war dieser Herbst. Er fing an mit Nebel und hörte mit Nebel auf. Hin und wieder wurde es einmal klarer, und ein flüchtiger Sonnenstrahl brach durch, aber schon im nächsten Augenblick herrschte wieder dichter Nebel. Man war schon froh, wenn die Witterung an einigen Tagen wenigstens so viel Trockenheit brachte, daß man sich eine Weile im Freien aufhalten konnte, ohne völlig durchnäßt zu werden.

Während solcher Regenpausen ging Frau Ulrike mit ihrer Magd und einem der beiden Häusler spazieren. Sie machten stets denselben Weg. Regelmäßig schritten sie durch das Moor auf einem Fußpfade, der vor einigen Jahren von einem Techniker angelegt worden war, der in der Gegend eine Landstraße zu erbauen hatte. Auf diesem Pfad wurde damals mittels einer Feldbahn das Füllmaterial hinübergeschafft, wovon noch jetzt die Steine Zeugnis gaben, die zu beiden Seiten des Weges zerstreut umher lagen.

Ein solcher Spaziergang dauerte gewöhnlich nicht lange, in der Regel gingen sie nur eine halbe, selten eine volle Stunde. Sobald sie den Waldrand erreicht hatten, machten sie Kehrt und wanderten langsam nach dem Hof zurück.

Eines Nachmittags auf einer dieser Promenaden wurde Frau Ulrike plötzlich müde. Deshalb erstiegen sie die Höhe und nahmen auf einer alten Steinbank Platz. Aase erzählte, was die Bauern über das Viehfutter gesagt hatten,

aber Frau Ulrike achtete ihrer Worte nicht und war schon nach wenigen Minuten eingeschlafen. Wenigstens schloß sie die Augen und ließ den Kopf müde sinken.

Ihre Begleiter sprachen nicht weiter. Der Häusler saß unbeweglich und pustete regelmäßig, und Aase strickte an einem roten Strumpf. Sie war mitunter recht eitel, und das Zigeunerblut, das in ihren Adern floß und ihre Augen und Haare schwarz gefärbt hatte, weckte in ihr eine Vorliebe für grelle Farben.

Plötzlich schritt ein Mann vom Moor her auf sie zu. Er kam rasch näher. Anfangs schien es, als bemerkte er sie nicht; aber bald richtete er seine Blicke auf Frau Ulrike. Als er in ihrer unmittelbaren Nähe angelangt war, bog er zur Seite, ließ aber die Gruppe nicht einen Augenblick aus den Augen. Selbst als er ihr den Rücken kehrte, wandte er den Kopf noch nach Frau Ulrike zurück.

Die Dienstboten blieben ruhig sitzen und schauten ihm nach. Sie hatten ihn niemals früher gesehen . . . weshalb starrte er sie so an?

Aber als sich der Mann zum drittenmal näherte, erwachte Frau Ulrike plötzlich. Ihre Augen begegneten denen des Fremden, blieben an ihnen haften und wurden größer und größer, während ihre Züge erstarrten und ihr Mund sich halb öffnete. Dann fing sie plötzlich zu schreien an, gräßlich und unaufhörlich zu schreien.

Der Mann ging ruhig vorüber, starrte sie aber unausgesetzt an. Dann kam er nochmals ziemlich nahe heran, wandte sich noch ein letztes Mal um und entfernte sich. Aber sein Auge bohrte sich tief in ihr Auge, bis er selbst sich in der Abenddämmerung verlor.

---

## VII.

„Das war mein Sohn!“ flüsterte Frau Ulrike unabläſſig, „mein Sohn!“

Mit Mühe und Not brachten Aase und der Häusler die Herrin nach Hause. Sie mußten gar oft stehen bleiben und lauschen, ob ihnen nicht jemand folgte.

Als sie in das Haus kam, schienen ihr die alten Zimmer noch düsterer als zuvor. Etwas Unholdes, Grauenvolles hatte sich hier eingenistet, in Dämmerung und Stille gehüllt.

Frau Ulrike trat in das Wohnzimmer und setzte sich in einen Lehnstuhl. Sie wagte es kaum, sich zu rühren. Nur einmal sah sie sich um und drehte dabei den Kopf langsam und vorsichtig. Auch betrachtete sie die Magd lange und mißtrauisch, als müsse sie sich erst überzeugen, daß sie in der That Aase und nicht etwa jemand anderen vor sich habe.

Später am Abend fragte sie in flüsterndem Ton: „Wie sah er aus? . . . Was für Kleider hatte er an? Sah er heruntergekommen aus?“

Aase vermochte keine Auskunft zu geben. — Der Mann sei zu weit entfernt gewesen. Er habe einen grauen Anzug mit Hornknöpfen getragen und sich auf einen großen Stock gestützt. Auch sei er nicht besonders rasch gegangen.

Obwohl Aase, wie bereits erwähnt, dick und träge war, so hatten doch die Ereignisse dieses Abends sie aus dem Gleichgewicht gebracht. Es war ihr ängstlich und unbehaglich zu Mute; sie fürchtete, daß wirklich eine Gefahr im Anzug sei, und suchte ihre Herrin auszuforschen, allein sie erhielt keine bestimmte Antwort, und von dem, was ihr gesagt wurde, verstand sie kaum die Hälfte.

Nur soviel war ihr klar geworden, daß der Grund zu der tödlichen Angst ihrer Herrin in einer längst entschwundenen Zeit zu suchen sei. Sie mußte einmal irgend etwas begangen haben, was der Anblick des Fremden in ihr wieder lebendig werden ließ. Was es war, konnte sie nicht begreifen, aber nach und nach wurde ihr klar, daß es jedenfalls etwas sein mußte, was Frau Ulrike mit ihrem eigenen Gewissen abzumachen hatte, was sicherlich keinen andern anging, an keinem andern gerächt werden konnte. Deshalb trat an Stelle der Furcht eine große Neugierde, ein Drang, zu wissen, was hinter der Sache steckte. Ihr weiblicher Instinkt sagte ihr, daß es sich hier um etwas handelte, das gewiß recht interessant und pikant sein mußte.

---

## VIII.

Es trieb sich, um das Ding beim rechten Namen zu nennen, ein fremder Mann in der Gegend herum. Er war sowohl von Bauern als auch von Bewohnern der Nachbarstadt gesehen worden. Man traf ihn, wie er draußen in den Wäldern und auf den Mooren herumstreifte. Nur ein einziges Mal sah man ihn an der Landstraße sitzen. Die Vorübergehenden würdigte er keines Blickes. Niemand wußte, woher er kam, und wo er sich aufhielt. Niemand hatte ihn je sprechen gehört. Wer ihn vom Hörensagen kannte, mußte von ihm einen ähnlichen Eindruck gewinnen, wie ihn ein starker Traum hervorbringt, und wer ihn plötzlich sah, konnte sich darum leicht einbilden, einen Toten vor sich zu haben, oder richtiger gesagt, einen kaum noch Lebenden, nicht etwa weil er so lebensmüde aussah, sondern weil sein Wesen etwas zur Schau trug, das nicht mehr in das Reich dieser Welt gehörte, in dieses Leben mit seinen Freuden und Sorgen, sondern er hatte an sich, was alle die haben müssen, die in jenen ewigen Wäldern einhergehen, in denen der Tod, wie man glaubt, seine Opfer findet.

Einige sagten, er sei sicher ein Bösewicht; das Dunkel müsse ihn so lange bedrängt haben, bis er ihm schließlich Einlaß gewährt hätte.

Es sehe aus, als ob ihm das Dunkle und Böse als Gott, als Grundfeste der Welt erscheine, — als wisse er nicht mehr, was Sünde sei! Andere liebten die Sonne, er liebte das Dunkel; es verbreitete sich über seine Gesichtszüge, schimmerte in seinem Auge, lagerte sich um seine Stirn.

Mitunter blieb er längere Zeit fort, und wenn er dann wiederkam, ging sofort das Gerücht: „Der Fremde ist wieder da!“

Ein weiteres unsicheres Gerücht besagte, der Fremde sei am Tag, bevor Nils Hall verschwand, zum erstenmal gesehen worden.

---

## IX.

Seit jenem Nachmittag ging Frau Ulrike nicht mehr aus dem Hause. Sie wagte sich nicht ins Freie. Meist saß sie in ihrem Schlafzimmer und öffnete oft das Fenster, um auf die Felder hinauszusehen. Tags über machte sie sich nichts daraus, allein zu sein; aber sobald es dunkel zu werden anfing, rief sie Aase zu sich, und die mußte dann bis zum Tagesanbruch bei ihr bleiben.

Sobald die Dämmerung hereinbrach, wurde es still im Zimmer. Die beiden sprachen mit gedämpfter Stimme und mit langen Pausen. Oft hörte es sich an, als ob Frau Ulrike stumpf zu werden begänne und ihre Gedanken nicht festzuhalten vermöchte. Ihre Worte verloren sich zuletzt oft in ein verworrenes Gemurmel.

Am späten Abend wurden die Pausen immer länger. Mitunter machte eine der Frauen ein Schläfchen, während die andere vor sich hinstarrte und die Schläferin beobachtete. Hin und wieder schliefen auch beide ein. Dann hörte man ihre regelmäßigen Atemzüge und vernahm in den Pausen das schwache aber deutliche Ticken einer alten Wanduhr.

Die beiden konnten, ohne es zu wissen, oft recht lange schlafen. Einmal, als der Ofen eine sehr starke Hitze ausstrahlte, die sie in einen Zustand von Betäubung versetzte, schliefen sie gleich nach dem Dunkelwerden auf ihren Stühlen ein und wachten erst wieder auf, als Aase auf den Fußboden fiel und Frau Ulrike, durch den Lärm aufgeschreckt, in heller Todesangst „Wer da?“ schrie. Aber da war die Nacht schon vorüber und ein neuer Tag angebrochen.

Meistens schliefen sie nur kurze Zeit. Wenn es dunkel wurde, zündete Aase die Lampe an und setzte das Theewasser auf, dann ging sie schnell in die Küche hinunter und holte ein Stück Ochsenfleisch oder ein bißchen Geflügel, das ihre Herrin aß, wozu sie mit Vorliebe ein Glas Rotwein trank. Bald nach dem Abendessen ging man zur Ruhe und ließ nur die Nachtlampe brennen.

Die Nächte verliefen in der Regel ganz ruhig. Hin und wieder erwachte Frau Ulrike einmal und verlangte ein Glas Wasser oder fragte, wieviel Uhr es sei. Auch kam es vor, daß die Hunde unruhig wurden und sie dann Aase weckte und ans Fenster schickte, um nachzusehen.

Am meisten fürchtete sie sich vor Feuersbrunst. Oft bildete sie sich ein, einen hellen Schein zu sehen, und sagte: „Du siehst wohl wieder nichts, Aase?“ Und wenn dann das dumme Bauernmädel drüber lachte, meinte die alte Frau: „Es könnte ja leicht vorkommen, daß mir jemand einen Streich spielen wollte!“

Aber in der Regel stand die Nachtlampe ruhig auf ihrem Platze und überflutete die beiden Schlafenden mit ihrem milden Licht — ohne zu rauchen, ohne zu flackern! Eine kleine, runde, gelbliche Flamme — einem wachsamen Auge vergleichbar. Stundenlang hörte man keinen Laut. Dann erklang vielleicht das Sausen des Windes, schwach und tot. Und die Zeit verrann, rann weiter, wie feiner Sand aus einem unermeßlichen Stundenglas.

Dann kam die erste Dämmerung mit einem schwachen Lichtschein. Das dunkle Fensterkreuz zeichnete sich wie ein undeutlicher Schatten auf der Jalousie. Allmählich konnte man auch die Bilder auf dem Rouleau erkennen: Zwei große Bäume, ein Mädchen, das Wasser aus dem See holt, und einen Mann, der in einem Boot rudert. Erst sah man die großen Bäume, dann das Mädchen am Strand und den Mann im Boot, schließlich den Wasserspiegel und ein paar graue Wolken.

Sobald es draußen hell wurde, wurde die Nachtlampe gelöscht und das Rouleau aufgezogen.

Wenn die alte Dame mit ihrem Frühstück fertig war, das sie in dem anstoßenden Zimmer zu sich nahm, ging sie meistens im Hause umher. Sie schien immer etwas ganz besonderes vor zu haben. Manchmal kniete sie vor einer großen Mahagoni-Kommode nieder, die so alt war, daß das rote Holz schon anfing schwarz und goldflammend zu werden. Dann suchte sie die Schlüssel hervor, zog die Schubladen auf und sah die alten Kleider an, die da lagen, die schweren seidenen Stoffe, die sich wie Metallplatten wellten und die Farbe wechselten, je nachdem das Licht senkrecht oder schräg darauf fiel. Frau Ulrike ließ sich bei der Besichtigung ihrer Schätze Zeit und murmelte dabei immer etwas zwischen den Zähnen. Wenn sie dann die Kleider wieder in die Kommode gelegt hatte, betrachtete sie sie noch einmal mit einem Ausdruck von Befriedigung und schloß dann sorgsam die Schubladen ab. Hierauf ging sie weiter und langte schließlich auf dem obersten Dachboden an, wobei sie unablässig mit sich selbst sprach. Hier konnte sie bei den geringfügigsten Dingen stehen bleiben und so lange verweilen, bis Aase schließlich kam und sie zum Mittagessen holte.

Im Sommer ging sie oftmals auch nach Tisch im Hause umher. Aber im Herbst und Winter, wenn es schon früh dunkel wurde, blieb sie in ihrem Zimmer sitzen, das zwar der kleinste Raum in der Wohnung war. Sie fühlte sich aber dort am wohlsten.

---

## X.

Das Verhältnis zwischen Frau Ulrike und ihrer Magd war von Anfang an ein sehr vertrauliches gewesen. Die alte Dame hatte immer eine besondere Sympathie für das hübsche, aber träge Mädchen gehabt, und jetzt, wo sie den ganzen Tag auf ihrem Zimmer zubrachte und Aase sie sozusagen keinen Augenblick verließ, sprach sie viel mit ihr und erzählte ihr so manches, das sie einem andern Menschen kaum mitgeteilt haben würde.

Im Frühling aber kam es gar oft vor, daß Aase stundenlang von Hause weg blieb und, wenn sie bei ihrer Herrin war, eine Unruhe an den Tag legte, aus der man gar nicht klug werden konnte. Es kam sogar vor, daß Frau Ulrike eine Nacht nach der andern wach in ihrem Bett lag und vergeblich auf Aase wartete. Eines Tages sprach die alte Dame mit den beiden Häuslern und drückte diesen ihre Verwunderung darüber aus, daß Aase, die früher doch so zuverlässig gewesen wäre, nun mit einem Male so leichtsinnig geworden sei. Man gab ihr zur Antwort: Aase habe jetzt zwei Schätze auf einmal, einen Kunstreiter von einer Gauklertruppe, die in einem Zelt vor der Stadt Vorstellungen gab, und einen Grenadier, einen großen, blondhaarigen und blauäugigen Klotz, den sie abends zum Fenster des Brauhauses hereinzog, wenn sie ein paar Stunden mit ihm allein zubringen wollte. Die alte Dame war darüber ganz em-

pört, sie machte Aase bittere Vorwürfe und fragte, ob sie denn eine Straßendirne geworden sei und ihr Haus zu einem Bordell machen wollte; ja, sie gebrauchte Ausdrücke, die hier nicht gut wiederzugeben sind, und gebärdete sich derart, wie dies nur Frauen, die in ihrer Jugend selbst einmal schön und leichtsinnig gewesen, thun — sobald sie alt und verlassen sind! Sie bestürmte ihre Magd unablässig mit Fragen, als ob es ihr darum zu thun wäre, zu erfahren, was zwischen ihr und den beiden Mannsleuten vorgefallen sei. Und als Aase keine erschöpfenden Antworten gab, schrie sie, sie wisse das ganz gut selbst, also könne Aase das ebenso gut offen bekennen . . . dann wolle sie auch versuchen, es zu vergessen. „Also zum letztenmal: was haben der Kunstreiter und der Grenadier mit dir gemacht?"

Aase meinte, wenn die gnädige Frau nicht mit ihr zufrieden sei, könne sie ja ihrer Wege gehen.

Frau Ulrike aber entgegnete, das habe sie weder gesagt noch gedacht. Das einzige, was sie verlange, sei eine Antwort auf ihre Frage.

Nun erzählte die Magd ohne weitere Umschweife von ihrem Verhältnis mit den beiden Männern. Hin und wieder lächelte sie träge und gleichgiltig vor sich hin. Und als Frau Ulrike sie dann in ihre vollen, runden Arme kniff und ihr zurief: „Weiter, weiter, was that er dann?" . . . Da lachte Aase ganz unverschämt und sagte: „Das wird die gnädige Frau wohl selbst am besten wissen!"

Obgleich Frau Ulrike nach all diesen Vorgängen sehr gegen ihre Magd aufgebracht war, kündigte sie ihr den Dienst nicht und verbot ihr nicht einmal, sich mit den beiden Mannsleuten herumzutreiben. Als Aase einmal wieder am frühen Morgen nach Hause kam, lachte die alte Dame sogar und fragte, wo sie denn jetzt wieder gewesen sei. Ja, *sie* sei auch 'ne Rechte! Aase widersprach durchaus nicht, sondern sagte nur frech: „Es ging wohl auch nicht anständiger zu damals, als die gnädige Frau noch jung war!"

Trotz allem waren und blieben die alte Dame und ihre liederliche Magd die besten Freunde von der Welt. Einmal, als Aase ihre Behauptung wiederholte, daß die Jugend früher wohl auch nicht besser gewesen sei als jetzt, antwortete Frau Ulrike mit schallendem Gelächter und erzählte ihr so viele Dinge aus ihrer eigenen Jugendzeit, daß Aase ihren eigenen Ohren nicht trauen wollte. Sie hatte nie erwartet, daß ihre Herrin eine derartige Generalbeichte ablegen würde. Aber das that sie jetzt; es war, als ob ihr alte, glühendheiße Tage wieder in den Sinn gekommen seien und sie berauscht hätten.

Das war das erste Mal, daß Frau Ulrike die Magd in ihre Liebesgeschichten einweihte; von nun an wiederholte sich das täglich.

Sobald es dunkel wurde, begannen die beiden solche vertraulichen Gespräche zu führen, dann erweiterten sich die Pupillen der alten Dame, ihre welken Wangen bekamen Farbe, und sie sah so erregt aus, daß Aase manchmal sagte: „Ja, nun verstehe ich ganz gut, daß die gnädige Frau auch einmal ein prächtiger Lockvogel gewesen ist!" Das vernahm Frau Ulrike gern: Sie richtete sich halb im Stuhle auf und erzählte im Flüsterton . . . Aase hörte aufmerksam zu und berichtete dann von ihrem Kunstreiter und ihrem Grenadier. Aber die Alte lachte: „Du kannst mir doch das Wasser nicht reichen!" Und nun erzählte sie von gar vielen Herren, und wie deren Augen brannten, wenn sie die schöne Ulrike sahen. Manchmal schien es, als ob diese Blicke noch heute auf die alte Dame einwirkten, daß sie ganz fieberhaft erregt wurde; sie erzählte dann, mit welchen Worten all die Anbeter ihre Reize gepriesen, und wie sie geküßt hätten.

Dann leuchteten ihre alten Augen noch stärker als zuvor, und ihr Mund öffnete sich, daß Aase ihren heißen Atem fühlte.

Aber hinter all dem lauerte eine heimliche Angst, die bewirkte, daß sich der gesprächige Mund mitunter plötzlich wieder schloß und die unstäten Augen vorsichtig Umschau hielten. Wenn nur ein Windhauch die knarrende Wetterfahne bewegte, oder ein paar Regentropfen gegen das Fenster schlugen, fuhr sie sofort auf und fragte Aase: „Was war das für ein Lärm?"

Es war, als fürchtete sie sich vor etwas, das aus dem Dunkel der Nacht da draußen hereinstürmen könnte. Wenn sie dann wieder zu sprechen anfing, gebrauchte sie noch stärkere

Worte als zuvor und lachte oft selbst so darüber, daß man glauben konnte, die Luft würde ihr ausgehen.

An solchen Abenden herrschte eine eigentümliche Atmosphäre in dem Raum, in dem die beiden Weiber saßen. Eine Wolke von Wollust, Leben, Blut und Todesangst schien die beiden Frauen einzuhüllen, daß sie schließlich, von all den starken Ausdrücken und dem übermütigen Lachen erschöpft, in einem Zustand von Betäubung in ihre Kissen sanken.

---

## XI.

Eines Abends saß die alte Dame wieder mit ihrer Magd zusammen. Sie hatte sich den ganzen Tag über nicht recht wohl gefühlt und deshalb eine Flasche alten Madeira aus dem Keller holen lassen, um sich zu stärken. Als sie das dritte Glas getrunken hatte, schoß plötzlich ein Feuerstrom durch ihre Adern, und sie wurde sehr lebhaft. Sie fragte Aase unter anderem, ob sie nicht auch der Meinung sei, daß alles auf dieser Welt im Grunde genommen doch ausschließlich zu unserer Freude und Lust eingerichtet sei, wenn es nur seinen rechten Gang gehe? Aase war ganz ihrer Meinung und sagte, man sollte nur leben, um gut zu essen und gut zu trinken, vor allem aber um zu lieben. Die Alte nickte und sprach über dieses Thema ganz leise; dann hielt sie plötzlich inne und lauschte mit halb offenem Mund den Hunden, die unten im Hof anschlugen. Aber bald darauf fuhr sie in ihrer Erzählung fort und lachte wiederholt auf. Und eben weil sie an diesem Abend noch weit mehr von Angst befallen wurde als sonst, lachte sie noch mehr. Als dann aber Aase eine recht saftige Geschichte erzählte, bekam sie einen so furchtbaren Lachkrampf, daß die Magd tödlich erschrak. Plötzlich verstummte ihr entsetzliches Gelächter, sie stieß einige winselnde Laute aus, bekam einen fürchterlichen Hustenanfall und brach schließlich mit einem tiefen Seufzer ohnmächtig zusammen.

Aase sprang auf und zündete die Lampe an. Da sah sie nun ihre Herrin im Stuhl liegen, leichenblaß, mit geballten Fäusten und weit aufgerissenen Augen. Das Mädchen schrie laut auf und rannte hinaus. Es währte lange, bis sie die beiden Häusler aus den Federn brachte; dann schickte sie den einen von ihnen zum Arzt, mit dem andern kehrte sie in das Krankenzimmer zurück, fand aber ihre Herrin als Leiche. Die Glieder der alten Dame waren schon steif geworden. Eine halbe Stunde später kam der Arzt, aber er vermochte nur festzustellen, daß Ulrike Hall einem Schlaganfall erlegen sei.

---

## XII.

Sieben Tage darauf fand die Beerdigung statt. Ein junger Geistlicher, der eben erst das Pfarramt übernommen hatte und die alte Dame gar nicht kannte, hatte, ehe er die Leichenpredigt schrieb, überall Erkundigungen über sie eingezogen, vermochte aber aus den ihm gewordenen Mitteilungen nicht recht klug zu werden. Indes verstand er gar bald, daß die Dame in ihrer Jugend lebenslustig und hübsch gewesen sei und viel gesündigt habe, während sie in ihrem Alter allerdings etwas wunderlich gewesen sein mußte. Der junge Pastor, der sich hierbei zweier junger Damen erinnerte, die er während seiner Studentenzeit kennen gelernt hatte, und die damals seine heimliche Freude gewesen waren, suchte einige alte Briefe hervor, die nach gepreßten Rosen dufteten, und befand sich nach der Lektüre in so weicher Stimmung, daß er die Leichenpredigt mit Wohlwollen und Herzlichkeit abfaßte.

Als der junge Geistliche diese Rede am offenen Grabe hielt, das nur wenige Leidtragende umstanden, bemerkte er plötzlich hinter einem Baumstamm einen Mann, der ihn mit tödlichem Haß und feindseligem Blick musterte. Der Pastor schaute den Unbekannten verwundert an: ihm war, als ob eine Seele hinter diesen starren, haßerfüllten Augen seufzte.

Als er die üblichen drei Schaufeln Erde auf den Sarg geworfen hatte, sah er sich nach der rätselhaften Erscheinung um, aber vergeblich. Auch vermochte niemand ihm Aufschluß darüber zu geben, wer der Fremde war, noch wo er hergekommen war.

Als der Pastor am Abend desselben Tages sich zur Ruhe legen wollte, wurde die Hausglocke gezogen, deren schriller Klang durch alle Wohnräume drang und ihn zusammenfahren machte.

Der Pastor öffnete das Fenster und sah unten einen Menschen stehen, dessen bleiches Gesicht ihm zugewandt war, und der ihm zurief: „Komm herunter. Es braucht jemand deine Hilfe — in der äußersten Not!“

Der Geistliche faßte die besten Vorsätze, er wollte seinen Beruf gewissenhaft erfüllen. — Die Worte des Fremden hatten ihn gerührt. Er legte sein priesterliches Gewand an, holte den Kelch mit dem Wein und das güldene Gefäß mit der Hostie und ging hinunter, um die Thür zu öffnen. Auf der Straße bemerkte er sofort, daß der Bote derselbe Mann war, der ihn am Morgen beim Begräbnis der Frau Hall so feindselig angestarrt hatte.

„Zu wem werde ich gerufen?“ fragte er ruhig.

„Komm mit, ich werde dir den Weg zeigen.“

Der Fremde ging voran, der Pastor folgte. Plötzlich blieb er stehen: „Wohin führst du mich?“ sagte er.

„Ich bin ihr Sohn ... komm, komm!“ Sie gingen weiter, an den letzten Häusern der Stadt vorbei, einen langen Gitterzaun entlang, der zum Friedhof führte.

„Weshalb läuten denn nicht die Glocken?“ fragte der Mann leise.

Der Pastor stutzte: „Ich will wissen, wohin du mich führst! Sprich, ich will es wissen!“

Aber nun ging eine Veränderung mit dem Fremdling vor sich: Stimme, Augen, Hände, alles wurde anders und mächtiger, als bei anderen Sterblichen.

„Komm!“ flüsterte er, und seine Hand legte sich wie eine eiserne Klammer um den Arm des Geistlichen. „Du wirst mir folgen, Pastor! — du mußt!“

Der junge Pastor fühlte sich diesem Mann gegenüber ohnmächtig, und obwohl er ahnte, daß er etwas Schlimmem entgegenging, folgte er willenlos seinem Führer. Vor dem Eingang zum Friedhof machten sie Halt. Der Mann öffnete, der Geistliche flüsterte ein heiseres „Nein!“ — und ging dennoch mit ihm. Sie blieben nicht auf dem Weg, welcher um den Kirchhof herum führte, sondern wanden sich zwischen all den Gräbern hindurch, zwischen großen und kleinen, mit Kreuz oder Stein geschmückten, und solchen, die jeden Schmucks entbehrten ... Hin und wieder blieb der Mann stehen und beugte sich auf eins der Gräber herab, als ob er lauschen wollte. Dann ging er weiter.

Endlich kamen sie an das Grab, an welchem der Pastor am Vormittag gesprochen hatte. Auch hier blieb der Mann stehen, als ob er lauschte.

„Hörst du?“ flüsterte er. „Sie ist nicht tot. Sie liegt da unten und winselt!“

„Was sagst du da?“ rief der Pastor entsetzt und starrte den Fremden an, dessen Auge schimmerte, daß man das Weiße sah. „Achte auf deine Worte!“

Aber da richtete der Mann sich auf und flüsterte ihm dumpf ins Ohr: „Was weißt du, der du nichts ahnst? Aber ich weiß es. Du wirst jetzt für sie beten, bete! Du mußt!“

„Ihr ist die ewige Seligkeit zu teil geworden!“ rief der Pastor.

„Du lügst,“ schrie der Mann. „Nur der wird selig, der Blut geweint hat. Erst da springt die Knospe der Seligkeitsblüte auf. Geh nur an die nächsten Gräber hier und lausche. Da wirst du hören, wie sie da drunten winseln. Sie können nicht schreien; denn es erstickt sie dort unten, es ist zu eng, aber trotzdem leben sie. Nichts stirbt. Geh von Grab zu Grab und bete für alle. Aber zuerst wirst du hier beten ... recht lange ... und dann von einem Grab zum andern gehen ... du wirst sobald nicht fertig werden!“

Dabei hielt er den Pastor am Arm und im Nacken so fest, daß dieser glaubte, sein letztes Stündlein sei gekommen, und in der Todesangst schrie:

„Ja, ja, ich will es thun! Alles, was du willst! Aber laß mich los. Ich bin selbst ein sündiger Mensch, habe mich gegen viele Gebote vergangen, bin ein elender Stümper und Lüg-

ner . . . laß mich nur etwas holen . . . einen Stein, der bei einem Kinde liegt, das schon vor der Geburt gestorben ist . . . einen weißen Stein . . . dann wird es helfen, wenn ich darauf hinknie und bete!"

„Wozu soll das gut sein? Von einem Kinde? Hol lieber einen Stein, der auf dem elendsten Menschen liegt, der zeitlebens an Leib und Seele krank war, einem, der in Schmerz und Qual, in Not und Pein langsam geschmort wurde. Auf einem solchen Stein magst du niederknieen."

„Ich werde den Stein holen, ich werde rasch laufen und gleich wieder zurückkommen . . . halt' mir inzwischen mein priesterliches Gewand! . . . Es wird noch alles gut werden!"

Der junge Pastor ging zunächst ein paar Schritte, dann aber lief er davon, so rasch ihn die Beine tragen konnten. In der Dunkelheit konnte er den Ausgang nicht finden und mußte über die hohe Mauer klettern, wobei er sich die Finger blutig riß, was er in seiner Todesangst gar nicht beachtete. Dann rannte er mit Aufbietung aller Kräfte der Stadt zu, weil er sich von einem verfolgt glaubte, der rascher laufen konnte als er. Einem Mann, dem er unterwegs begegnete, der, nichts Schlimmes ahnend, nach Hause gehen wollte, rief er zu: „Hilf mir, hilf mir! Mich verfolgt ein Wahnsinniger! . . . Hörst du, jetzt schreit er wieder! Hilf mir!"

Der andere wurde plötzlich von Entsetzen erfaßt und lief mit dem Pastor um die Wette, als ob ihm der leibhaftige Teufel auf den Fersen sei. Als sie das Pfarrhaus erreichten, stürmten sie hinein, verriegelten die Thür und lauschten atemlos.

Bald darauf hörten sie Schritte. Es klopfte jemand an die Thür. Dann wurde heftig am Klingelzug gerissen, und als die Thür nicht geöffnet wurde, stieß der nächtliche Ruhestörer fürchterliche Drohungen und Flüche aus. Trotz der späten Nachtstunde gab es einen Auflauf auf der Straße, man hörte einen wüsten Lärm . . . dann gab es eine Schlägerei . . . endlich aber wurde alles ruhig, und der Lärm entfernte sich mehr und mehr.

Am nächsten Morgen begab sich der Pfarrer, noch ehe die Sonne aufgegangen war und der erste Vogel sein Morgenlied erschallen ließ, auf den Kirchhof, wo er während der Nacht gewesen. Er fand sein priesterliches Gewand in Fetzen gerissen vor. Auch den Kelch und das güldene Gefäß mit der geweihten Hostie fand er wieder. Diese lag, vom Tau aufgeweicht, auf dem Boden, und der goldene Kelch zeigte deutliche Spuren davon, daß er von ruchloser Hand gegen einen Grabstein geschleudert worden war.

---

## XIII.

Einige von den Bäumen, die das Gröbensche Haus umgaben, waren in die Höhe geschossen und verwildert, während andere nicht recht gedeihen wollten und, ohne zu grünen, kahl da standen. Aber im großen und ganzen war der Garten schattiger geworden als früher, wo man die Bäume noch zu beschneiden pflegte. Unter ihrem Schatten wurde es bald dunkel, und das Haus lag deshalb fast immer im Dämmerlicht. Es hatte dasselbe Gepräge erhalten wie moosbewachsene Steine und altersschwache Bäume — etwas Vergessenes, Traumverlorenes lag darüber — man merkte das am besten in den halbdunklen Nächten, wenn der Sommer zur Neige ging. Dann stand es, als ob es sich scheu von allen zurückgezogen hätte und ewig so vereinsamt stehen sollte.

Doch fing es schon nach wenigen Jahren an, recht baufällig zu werden. Niemand sah mehr nach dem Rechten, alle waren nun fort, die beiden Häusler waren längst gestorben, Aase war Soldatendirne geworden, die Hunde waren von den Bauern erschlagen worden. Das Moor breitete sich nach einigen feuchten Jahren noch weiter aus, der Wald ließ seine Tannenzapfen fallen und rückte gleichfalls unaufhaltsam vor. Während eines Herbststurmes schlugen die Baumzweige sämtliche Fenster ein. Niemand kümmerte sich mehr um das Haus, und nur wenige Menschen ließen sich in der Nähe nieder, denn die Gegend war durchaus nicht fruchtbar.

Durch die Fenster sah man von der hohen Steintreppe aus einige Stühle mit hohen Lehnen und Herren und Damen in goldenen Rahmen;

man glaubte, den ernsten Jonas zu erkennen, oder die bleiche, wehmütige Eva, oder den Freiherrn Michael, den Freund aller hübschen Damen, der es verstand, mit seiner weißen Hand ebenso gut die Lanze, wie die Taille der Frauen zu umfassen, der den Tag genoß, die Sonne, wenn er zu Mittag speiste — den Abend in sehnsüchtiger Begierde, die, wie er wußte, ja bald Befriedigung fand — die Nacht, wenn er um Erhörung flehte und dann schwelgte und stahl, und den Morgen, wenn er lachend davon eilte. Alles, alles, um nicht daran erinnert zu werden, was er im innersten Herzenswinkel fürchtete.

Als man einmal im Hause aufräumte, wurde vieles hinausgeschafft, unter anderem auch die alten Portraits. Man trug sie weit weg und stellte sie hinter eine Hecke.

Ein Jahr darauf bemerkten zwei Bauern diese Gemälde, die inzwischen ganz verwittert waren. Sie machten ihre rohen Bemerkungen und steckten ihre Finger durch die Augen und den Mund der alten Bilder.

---

## XIV.

Der Fremde, der den Pastor in jener Nacht auf den Kirchhof geführt hatte, blieb lange fort. Man sah ihn nicht mehr wie früher in der Gegend umherstreifen.

Geraume Zeit später tauchte plötzlich ein Mann auf, in dem alle ihn wieder zu erkennen glaubten. Man fürchtete sich vor ihm und steckte ihn schließlich in eine Irrenanstalt, vor der er sich in der letzten Zeit mit Vorliebe herumgetrieben hatte. Diese Anstalt war in einem alten zweistöckigen Hause untergebracht. Niemand wußte, wie es in seinem Innern aussah.

Die Irrsinnigen wohnten in kleinen Zimmern, jeder für sich oder mehrere zusammen in ein und demselben Raum. Einige hielten noch etwas auf sich, aber die meisten waren unreinlich und wälzten sich in ihrem eigenen Schmutz. Hier schienen all die Unglücklichen zusammengekommen zu sein, die nur zu Schmerz und Pein auf die Welt gekommen waren. Unter anderen war da ein Mann, der apathisch in einem dunklen Winkel saß und sich wie ein Schatten hin- und herwiegte. Er war nur in die Anstalt gebracht worden, weil er eine Frucht der Blutschande war, und man glaubte, daß er gar nicht unter den Gesunden leben könnte, weil selbst seine Blicke den Reinen Verderben bringen würden. Die ersten Jahre war er noch bei vollem Verstand, jetzt aber war er schon längst verrückt geworden, auch konnte er zuerst noch sprechen, jetzt war ihm die Zunge schon längst im Mund erstorben.

Entweder saß er nun da und wiegte sich, oder er wälzte sich in seinem Zimmer herum, oder er schaute auch hie und da zum Gitter hinaus mit seinen matten Augen, die von dem feuchten Dunkel, in das sie beständig starrten, grauweiß und halbblind geworden waren. Im Nebenzimmer befand sich ein junges Mädchen, das kaum geboren an der Brust der toten Mutter gesogen hatte, und aus dessen Augen seitdem das Dunkel des Todes leuchtete; hier waren außerdem Mondsüchtige untergebracht, die sich nach dem Neumond sehnten, und solche, die schon von Geburt an irrsinnig waren und nie die Sonne gekannt hatten, sondern dazu verurteilt waren, immer mit anderen Augen sehen zu müssen, als die anderen Sterblichen.

Aber zuweilen, namentlich zur Frühlingszeit, machte sich eine Erscheinung an diesem Ort der Qual bemerkbar, die sich niemand erklären konnte. In den frühen Morgenstunden, wenn ein langer Schlaf die Seelen der Kranken erquickt hatte und bunte Träume sie umgaukelt hatten, drang ein weißer Strahl in die Anstalt, der wie ein Blitz niederfuhr und aufflammte. Da meinten viele, das Licht komme zu ihnen, und sie konnten dann einen Augenblick mit menschlichem Verstand ihr Schicksal begreifen. Dann hörte man Klagerufe, die von einem Schmerz herrührten, den nicht einmal die Hölle kennt. Dort hört man nur die Klagen derjenigen, die zu ihren Lebzeiten glücklich waren. Aber diese entsetzlichen Rufe kamen von jenen Allerärmsten, denen das Glück niemals gelächelt hat. Es waren Anklagen gegen den Himmel, weil er blau war, gegen die Sonne, weil sie strahlte, gegen die Mitmenschen, weil sie lebten, gegen die Blumen,

weil sie dufteten und sich schaukelten. Es war ein Aufschrei schäumenden Hasses, der alle anderen Lebewesen still werden und sich klein und unwürdig fühlen ließ.

Wiederholt war es vorgekommen, daß dieses grausame Licht allzu viele erhellte, und daß dann all die Irrenhäusler im Chor zu schreien anfingen. Dann fuhren ihre Klagerufe nach allen Richtungen hinaus, wie die im Schmerze ewigen Todes steif ausgestreckten Finger einer Hand — Klagerufe, die man meilenweit hörte, so gellend und fürchterlich, daß die Hunde in der Umgegend nicht zu heulen wagten, sondern sich ängstlich in ihre Hütten verkrochen.

Diese Erscheinungen wurden, wie gesagt, vorwiegend zur Frühlingszeit und in den frühen Morgenstunden bemerkt; des Abends aber sah man dann hinter den vergitterten Fenstern traurige Menschen, die heißhungrig nach Nacht und Mondschein verlangten. Oft konnte man während der Nacht einen dumpfen Gesang vernehmen, Töne, die dem Geräusch des Spinnrades ähnlich waren und niemals stiegen oder fielen: ein Gesang, der von holzgeschnitzten Lippen herzurühren schien und seiner Eintönigkeit wegen schwerlich zu rühren vermochte, ein Lied, des Klagens müde, nur noch ein Summen durch die stille Nacht.

Das Licht der Welt plagte vorübergehend die armen Kranken; aber das Dunkel kauerte schon neben ihnen und sang der Nacht entgegen, die ewig währen soll. Mitunter durchzuckte wohl diesen Gesang ein seltsamer Ton: ein Strahlenglanz, eine fremde Morgenröte schien zu dämmern, Hoffnung schien die Gemüter zu erfüllen, Kampfesmut erwachte, und ein gewisses Siegesbewußtsein klang hindurch! Ja, oftmals konnten diese Töne Blüten von reinerer Farbe zeitigen als der Schnee der Erde, und einen Lichtstrahl zeugen, voller und glänzender als das Licht der Sonne.

---

## XV.

In diese Anstalt wurde nun auch Thomas von Gröben geschafft, der in die Welt hinausgestoßen ein stürmisch bewegtes Leben geführt, das Weltmeer in Aufruhr gesehen, eisige Schneestürme und glühende Sonnenhitze kennen gelernt, und eine Reihe von Kämpfen ausgefochten hatte.

Wer am Irrenhause vorüberschritt, konnte jahraus jahrein seinen Kopf hinter einem vergitterten Fenster auftauchen sehen. Sein Haar war lang und dünn geworden, die Augen matt und starr. Die Blicke waren nicht auf einen Gegenstand in der Nähe, auch nicht auf einen Punkt in weiter Ferne, sondern dorthin gerichtet, wo alles im Ewigen endet. Man sah nicht, daß er überhaupt atmete. Er saß so unbeweglich still, daß, wer seiner ansichtig wurde, förmlich davor bange wurde, er könnte eine Bewegung machen.

Aber es lag ein Etwas in diesem Gesicht und seinem Ausdruck, das der aufmerksame Beobachter als Frieden bezeichnen konnte, der im Kampfe errungen, als Stille, die dem Sturm gefolgt war.

Jeden, den des Lebens Kampf und Last bedrückte, überkam eine gewisse Ruhe, ein Friede, wenn er in diese abgeklärten Züge schaute. Es war, als ob alles eigene Leid vor diesem Antlitz zu Boden sinken, jede Freude und jeder Schmerz hier schwinden und vergehen müßte. Wer die Gegenwart oder die ferne Zukunft fürchtete, wer irdische Sorgen hatte oder um das tägliche Brot bangte, fühlte Erleichterung angesichts dieses Menschen, dessen Unrast in ein allumfassendes Meer zu versinken schien. Wer aber noch die schöne Jugendzeit genoß, wer Reichtum und Liebe begehrte, den beschlich in der Nähe dieses Mannes ein Gefühl der Beschämung, daß er nicht wagte, laut davon zu sprechen, und die Begierden, die er früher in klingenden Worten auf den Lippen geführt hatte, verkrochen sich im tiefinnersten Winkel seines Herzens.

Hin und wieder schien hinter dieser Stirn und diesen Augen eine glückliche Erinnerung aufzublitzen: sie hellten sich zu einem seligen Lächeln . . . doch nur einen Augenblick, — dann schwand dieser lichte Ausdruck wieder und hinterließ eine gewaltige Ruhe, einen Reichtum der Öde, der über die irdische Welt hinauszureichen schien.

Ende.

# Ein Dinergespräch.

Von

**H. von Beaulieu.**





Sie hatten sich sehr gut miteinander unterhalten.

Es ist ein Glücksfall, wenn nach solchem zweistündigen Aneinandergekettetsein von zwei Menschen, die sich nie vorher gesehen haben, nichts von einander wissen, keine Beziehungen haben, die Beteiligten am Schlusse nicht heimlich seufzen: „Gott sei Dank!"

Obwohl beide nicht materiell waren, und das Kommerzienratsdiner durchaus auf der Höhe des Üblichen stand, hätten beide gern noch ein paar Gänge kommen sehen.

In kurzem würde man aufbrechen.

Der welkende Blumenschmuck der Tafel — lauter rosa Hyacinthen — duftete widerwärtig stark. Es wurde viel und laut gesprochen; Augen und Wangen glänzten in jener Angeregtheit, die ihren Ursprung im Magen nimmt. Die Damen lachten über Anekdoten, die die Herren ihnen bei den Austern noch nicht erzählt haben würden.

Außer der Tochter des Hauses war Dina Vassenberg die einzige junge, d. h. ledige Dame der Gesellschaft, — mitgeschleppter Hausbesuch, sehr gegen ihren Wunsch und Willen.

In ihrem weißwollenen Kleide ohne jeglichen Schmuck, mit ihrem ernsten, weißen Gesicht, — vom Weine hatte sie kaum genippt — stand sie wie ein Mädchen aus der Fremde in der hypereleganten, vollblütigen, von Brillanten und Weingenuß strahlenden Gesellschaft. Dieses Weiße, Zarte, Durchgeistigte, das so aus der Umgebung herausfiel, der ruhig beobachtende, doch unbewußt ablehnende Blick, der zeigte, wie fremd und nur als außerhalb stehende Beobachterin sie sich dieser Welt gegenüber fühlte — das alles zog den Major Hartwig an, den ruhigen, feinen Mann, dessen Lebensanschauungen übertrieben ernst, und dessen Geschmack sehr besonders war — so besonders und schwer zu befriedigen, daß Mutter und Schwestern ihn aufgegeben hatten.

Sie erwähnte, daß sie sehr still lebe. Es freute ihn. Er hatte eine Abneigung gegen zerzauste, angekränkelte Blüten, die Schönheit, die allabendlich zu Markte geht.

Und weil sie dies alles nicht kannte, war sie so einfach und in sich geschlossen, eine Persönlichkeit, die nichts verloren, an die sich auch nichts Fremdes krystallisiert hatte.

Und dies feine, zarte, mädchenhafte Ding konnte so ernst und klar, und auch wieder so heiter und humorvoll reden, so klug und verstehend zuhören! Es war eine Unterhaltung von Mensch zu Menschen.

Und doch noch etwas andres — noch mehr. Ungesprochen schwebte über allem ein Duft — unbestimmt, unfaßbar — nur die Ahnung einer wunderschönen Möglichkeit.

Ihr Nachbar zur Rechten, dem der Bankierswein sehr gut gemundet hatte, bot Dina ein Vielliebchen an.

„Ich kann keine derartigen Verbindlichkeiten eingehen," lehnte sie ab. „In einigen Tagen reise ich ab — und vielleicht gehe ich ins Ausland — auf Jahre."

„Wieso das?" fragte der Major, der das Wort aufgefangen hatte. Es war ein ängstlicher Klang in seiner Stimme.

„Mir ist eine Stelle als Gesellschafterin bei einer englischen Dame angeboten. Ich schwanke noch, ob ich —"

„Um Gotteswillen!" entsetzte sich der Assessor rechts.

Der Major sagte, etwas gedrückt: „Ein Fremder kann das ja nicht beurteilen. Sie werden wissen, was Sie thun."

„O ja. Ich mache mir über das Los einer Gesellschafterin keine Illusionen. Aber da ist ein Punkt — Mrs. Campbell reist viel — ich würde etwas von der Welt zu sehen bekommen — es ist meine einzige Chance!"

„Wenn es nur das ist — überlegen Sie sich's

noch dreimal," bat der Major dringlich. „Die Welt ist auch wirklich garnicht so schön vom Standpunkt der Gesellschafterin einer launischen alten Dame."

„Launische alte Dame!" rief Dina belustigt; „woher wissen Sie denn das?"

„Mein Gott — Damen, die eine Gesellschafterin suchen," sagte er wegwerfend. „Ziehen Sie jedenfalls Erkundigungen ein."

„Beggars cannot be choosers," murmelte Dina unhörbar und sagte lauter: „Ich will es mir dreimal überlegen. Sie haben mich ganz ängstlich gemacht."

„Wenn ich Anfang nächster Woche einen Besuch bei Ihren Verwandten mache, treffe ich Sie doch noch an?" fragte der Major mit gedämpfter Stimme, das Gesicht etwas zu Dina hin biegend.

Sie zögerte einen Augenblick und sagte dann mit einer ihr ganz fremden Verlegenheit: „Ich denke ja."

Es waren nur ein paar unbedeutende Worte, die jedermann hätte hören können. Aber sie hatten eine Unterströmung von etwas Bedeutendem, Weittragendem.

„Unter Umständen kann solch eine Stellung sehr interessant sein," schwatzte der lebhafte Assessor. „Eine Cousine von mir war längere Jahre bei einer Viscountess of — irgend etwas, und hat nachher ihre Memoiren aus jener Zeit veröffentlicht — ich sage Ihnen, fabelhafte Sachen. Vielleicht haben Sie sie gelesen, sie heißen — Gott, wie heißen sie doch gleich?"

„Halten Sie es wünschenswert für eine Dame, fabelhafte Memoiren veröffentlichen zu können?" fragte der Major herüber.

„Nee — eigentlich nich," lachte der Assessor. „Na — meine Cousine war auch ein andrer Schlag, als gnädiges Fräulein — die konnte 'nen Puff vertragen."

„Damen schreiben ja überhaupt heutzutage unglaubliche Sachen," mischte sich ein blasierter Leutnant von gegenüber ein. „Haben Sie denn schon gehört, daß die famosen Feuilletons im Davidsbunde von einer Dame sind?"

„Ich fall' vom Stuhl'," rief der Assessor, und der Major runzelte die Brauen.

„Was ich Ihnen sage," sagte der Blasierte in seiner leisen, langsamen und doch accentuierten Sprechweise. „Ich weiß es aus zuverlässiger Quelle, von jemandem, der einen Herrn von der Redaktion sehr genau kennt. Von einer jungen Dame noch dazu — einem sogenannten jungen Mädchen."

Der Assessor prustete.

„O pfui, Herr von L.," rief das unleugbar etwas beschwibbste Haustöchterchen, „solche Sachen kann ein junges Mädchen ja nicht einmal lesen, — und schreiben! Gräßlich! Ich glaub's Ihnen nicht!"

„Gnädiges Fräulein haben die gräßlichen Sachen doch jedenfalls nicht gelesen?" fragte der Leutnant Fräulein Elsa, die nur durch ein Kichern antwortete.

„Ein großes Talent steckt jedenfalls in den Sachen," wandte er sich dann wieder zu dem Assessor und seinem Nachbar; „eine Beobachtungsschärfe, ein Witz — kolossal! Und eine beinahe grausame Satire. Sehr erfreulich denke ich mir diese schreibende Weiblichkeit zwar nicht!"

„O, in Herrengesellschaft denke ich sie mir äußerst amüsant und gemütlich," lachte der Assessor, „und wir schulden ihr manche vergnügte halbe Stunde. Wir könnten eigentlich mal eine Dankadresse an sie richten, ihr unsre aufrichtige Verehrung und Hochachtung" —

„Ja — den Namen verrät der Redakteur aber nicht; eine junge Dame aus B. — das ist das Äußerste. Was sagen Sie denn dazu, Herr Major — Sie lesen den Davidsbund ja auch!"

Der Major zuckte die Achseln. „Die Sachen von X. haben mich oft recht amüsiert, auch wohl frappiert — wer sie schreibt, ist mir eigentlich gleich. Wenn's eine Dame ist — nun, es giebt mancherlei Damen. Ich freue mich, daß ich mit dieser nichts zu thun habe — das ist alles."

Die Herren lachten.

„B. — Sie sind ja aus B., gnädiges Fräulein," sagte der Major zu Dina. „Aber bekannt sind Sie schwerlich mit dieser Dame."

„Doch, ich bin bekannt mit ihr," sagte Dina.

„Aber hoffentlich nicht näher. Es ist mir nur ein peinliches Gefühl" — und seine feinen Züge drückten dies deutlich aus, „daß Sie mit

jemandem verkehren, der — dem es Vergnügen macht — —. Geben Sie den Verkehr auf, ich bitte Sie sehr darum," sagte er leise, aber mit ängstlicher Dringlichkeit.

Diese Besorgtheit — die Bitte — zu der die Kürze ihrer Bekanntschaft ihn keineswegs berechtigte — waren sehr beredt. Aber sie fanden keinen sympathischen Widerhall.

„Es macht ihr auch kein Vergnügen, diese amüsanten Sachen zu schreiben," sagte Dina kurz; „sie hat nur eine eigentümliche Abneigung gegen das Verhungern."

„Aber" — betroffen von ihrer unerwarteten Schroffheit fuhr der Major herum, „es giebt doch auch noch andre Mittel, sich vorm Verhungern zu schützen."

„So? Wenn ein Mädchen aber nichts Ordentliches gelernt hat? Für einen Beruf muß man doch ausgebildet sein, und Ausbildung kostet Geld. — Tinte und ein paar Postmarken sind keine große Anlage. Und die ernsten oder sentimentalen Sachen gehen nicht heutzutage, wissen Sie — es muß alles keck und pikant und originell sein. Sie lesen doch auch alle die Sachen von X., von Elise Polko werden Sie schwerlich etwas lesen."

„Ich sehe, ich habe Sie mit meiner Äußerung über Ihre Bekannte verletzt," sagte der Major; „ich bitte sehr um Verzeihung. Wenn die Dame in einer Notlage ist, kann man es ihr freilich nicht verdenken, wenn sie aus ihrem Talent Kapital schlägt. Und sie mag ja auch eine ganz untadelige Dame sein, ich will durchaus nichts gegen sie sagen. Aber Sie müssen mir doch zugeben, eine junge Dame, die so schreiben, also auch so denken, Dinge und Personen so — vorurteilslos ansehen kann, die muß den feinen Duft von ihrer Seele, das, was wir bei einer Frau am höchsten schätzen, ganz und gar abgestreift haben."

„Gnädiges Fräulein kennen die famose X.?" rief der Assessor. „Aber das ist ja riesig interessant. Diese X. stelle ich mir sehr fesch und schneidig vor, pikante Brünette, meist im Radlerkostüm, Zigarette, wenn nicht gar Zigarre zwischen den Lippen, kurzes Kraushaar — stimmt das von mir entworfene Bild, gnädiges Fräulein, oder wie sieht X. aus?"

„Sie sieht aus — ungefähr wie andre Leute auch," sagte Dina müde.

Der Major fand es taktlos, immerfort das Thema zu behandeln, das seiner Dame offenbar weder besonders interessant noch sympathisch war, und lenkte das Gespräch auf etwas andres.

Nach wenigen Minuten wurde die Tafel aufgehoben.

Nachher sprach er Dina nicht mehr. Er wollte sich ihr gern nähern, aber sie saß zwischen ein paar ältern Damen eingekeilt, die sie fragten, wie ihr Berlin gefiele, und ob sie auch alles gesehen habe.

Er beobachtete sie verstohlen aus der Ferne. So schmal und schneebleich war das weiße Gesicht ihm vorher garnicht erschienen, oder war es nur der Kontrast gegen die rötlichen Gesichter und Abundantiaformen der Matronen aus Berlin W.?

Nur ein leises, rasches ‘Auf Wiedersehen’ konnte er ihr beim Abschied zuraunen. Stumm, blaß, mit niedergeschlagenen Augen legte sie ihre schmale Hand einen Moment in die seine — kühl, ohne Druck.

„Das arme Ding," sagte eine Dame nachher zu ihm. „Sie lebt in erbärmlichen Verhältnissen zu Hause; die Auffrischung hier in Berlin war ihr zu gönnen — schade, daß sie keine praktischen Resultate hat. Aber sie ist nicht hübsch genug."

— — — — — — — — — — — — — —

Zwei Tage nach dem Dîner — noch früher, als er gesagt — führte Major Hartwig den Besuch bei Dinas Verwandten aus.

Man nahm ihn an — d. h. der Geheimrat und seine Frau. Er fragte nach Dina.

„Meine Nichte hat uns leider schon verlassen," sagte die Geheimrätin, „noch etwas früher, als abgemacht war. Aber sie mußte schnell nach Hause, um ihre Garderobe u. s. w. in Ordnung zu bringen, weil sie nächste Woche eine Stellung als Gesellschafterin antritt."

„Fräulein von Vassenberg hat die Stelle angenommen?" stammelte der Major ganz fassungslos.

„Ja — und man konnte ihr nicht einmal abreden. Die Vassenbergs leben in sehr beschränkten Verhältnissen — Dina fühlte sich zu Hause nicht glücklich, — andere Aussichten, ihr

Leben zu verändern, hat sie nicht. — Sie haben sie ja auch kennen gelernt, Herr Major — sie hat, glaube ich, für Herren nichts Anziehendes — das Umgekehrte ist aber auch der Fall."

Dann sprach man von etwas anderm.

Nachdem man eine Viertelstunde über Sudermann, Böcklin und den Dreyfußprozeß gesprochen hatte, schritt der Major die Kleiststraße wieder hinunter. Vorhin war etwas Schnee gefallen — eine Seltenheit in diesem abnormen Winter — nun war er schon zu Schmutz zertreten, zerschmolzen.

Der Major fühlte im Kopf und Herzen eine wunderliche Dumpfheit. Nicht großen Schmerz oder Erregung — dazu hatte er sie zu wenig gekannt. Nur eine uneingestandene, große Enttäuschung war in ihm, — um eine zerstörte Möglichkeit, eine holde, vage Möglichkeit, die den Einsamen gestreift hatte, wie Schneeglöckchenduft ein wintermüdes Herz.

So hatte nur in seiner Einbildung bestanden, was er von Verstehen, Sympathie — und noch mehr — in ihr zu finden gemeint. Ihr Ausdruck, als sie sagte: „Ich will es mir dreimal überlegen" — er hätte schwören mögen, sie würde bleiben. Und ihre holde, vielsagende Verlegenheit bei seiner Frage, ob er sie noch treffen würde! Auf das kleine, unsichere „Ich denke ja" hätte er Berge gebaut und ein wunderschönes Luftschloß dazu.

Seltsam.

Hatte er sich denn alles eingebildet, wie der erste beste Hansnarr?

Er schämte sich, und das war unbehaglich.

„Die Weiber — die Weiber," lachte er grimmig und schüttelte den Kopf. Es gab nur laute Kokotten und stille Kokotten — und die stillen waren die schlimmsten. Auf seine alten Tage noch auf den Schwindel herein zu fallen.

Es wehte ein kalter Wind. Er schlug den Kragen hoch, steckte die Hände in die Taschen und ging mit grimmiger Lust dem Winde entgegen.

Und im Klub war es wirklich sehr gemütlich. Aber den Davidsbund schob er von sich. Noch scheute er die Erinnerung an das letzte Diner, — obwohl die Freunde ihm versicherten, der neueste X. sei zum Totlachen!

# Aus dem Leben der indischen Frauen.

Von

**Pundita Ramabai Sarasvati.***)

Deutsch von Henrik Bender.

(Nachdruck verboten.)

Die verheiratete Frau.

Es ist nicht leicht zu bestimmen, wo die Kindheit des Hindumädchens aufhört, und wo das Leben der verheirateten Frau beginnt. Das System der frühen Heirat, obgleich nicht der älteste Gebrauch meines Vaterlandes, ist mindestens fünfhundert Jahre älter als die christliche Ära. Nach Manu sind acht Jahre das früheste, zwölf Jahre das späteste heiratsfähige Alter für ein Mädchen der hohen Kaste.**)

Je früher eine Tochter in die Ehe gegeben wird, um so größer das Verdienst der Eltern, denen dafür reiche Belohnung im Himmel verheißen wird. Es haben indes immer Ausnahmen von dieser Regel stattgefunden. Unter

*) vgl. Nr. 8 des laufenden Jahrgangs der Romanwelt.

**) Ein Mann von 30 Jahren soll ein Mädchen von 12 Jahren, oder ein Mann von 24 ein Mädchen von 8 Jahren heiraten. Manu 94.

den acht Formen der Verheiratung, welche das Gesetz vorschreibt, besteht die eine nur in einer Übereinkunft der Liebenden, einander treu zu bleiben; bei dieser Form der Heirat ist keine religiöse Zeremonie, nicht einmal ein dritter nötig als Zeuge der getroffenen Übereinkunft, und doch wird diese Heirat als vollkommen giltig vor dem Gesetze angesehen. Es ist daher ganz sicher, daß nicht alle Mädchen in dem Alter zwischen 8 und 12 Jahren verlobt wurden, und ebenso, daß bei den Hindu der alten Zeiten die Verheiratung nicht als religiöse Verordnung angesehen wurde.

Alle Kasten und Klassen konnten in dieser Weise heiraten, wenn sie wollten. Eine bemerkenswerte Thatsache, mit diesem Gebrauch verbunden, ist: daß es den Frauen sowohl wie den Männern frei stand, sich den Gatten selbst zu wählen. In Europa wie in Amerika wählen die Frauen sich auch wohl den Gatten, aber es würde für eine Schande angesehen werden, wollte die Frau den Heiratsantrag machen; in Indien jedoch hatten die Frauen, in diesem Falle wenigstens, dieselbe Freiheit wie die Männer. Die Frau konnte, ohne sich dessen zu schämen und ohne dadurch Mißfallen zu erregen, frei hervor treten und ihren Gatten sich auserwählen. „Svayamvara" (die Gattenwahl) war ganz allgemein bis zum 11. Jahrhundert, und auch jetzt noch, wenn auch sehr selten, kommt sie vor.

Ich kenne eine Frau in der Präsidentschaft Bombay, die mit einem Brahmanen in dieser Weise verheiratet ist. Die erste Frau des Mannes ist noch am Leben. Die zweite Frau, einer andern Kaste angehörend, konnte er nicht öffentlich anerkennen als sein ihm religiös angetrautes Weib; dies hätte er nur thun können ohne religiöse Zeremonie, selbst wenn sie seiner eignen Kaste angehört hätte, da dies sanktioniert ist durch Hindu-Gesetz.

Das zuchtlose Leben der mohammedanischen Eindringlinge in Indien seit dem 12. Jahrhundert trägt viel Schuld daran, daß die Kinderheirat in Indien allgemein wurde. Viele Mädchen werden gegenwärtig schon verlobt, während sie buchstäblich noch in der Wiege liegen; zwischen 5 und 11 Jahren ist die übliche Zeit der Verheiratung unter den Brahmanen über ganz Indien. Da es undenkbar ist, daß ein Kind in diesem Alter sich den künftigen Gatten erwähle, so thun dies die Eltern oder der Vormund. — In den nördlichen Teilen Indiens ist es gewöhnlich das Amt des Familien-Barbiers, die Knaben und Mädchen auszusuchen, die verheiratet werden sollen. Die Eltern oder Vormünder würden es für eine Erniedrigung halten, ihre künftigen Schwiegersöhne oder Schwiegertöchter selbst auszusuchen.

Obgleich Manu es klar ausgesprochen hat, daß 24 Jahr das früheste Alter zur Heirat für den Mann sei, so spottet der volkstümliche Gebrauch des Gesetzes. Knaben von 10 und 12 Jahren werden jetzt mit Mädchen von 7 und 8 Jahren verheiratet. Ein Knabe aus wohlhabender Familie bleibt allgemein nicht ledig nach dem 17. bis 18. Jahr; respektable, aber arme Familien, selbst wenn sie der hohen Kaste angehören, können es nicht erschwingen, ihre Söhne so früh zu verheiraten, aber sie halten es für eine Schande, wenn diese nach dem 20. oder 22. Jahre noch unverheiratet sind. Knaben wie Mädchen haben keine Stimme bei der Wahl der Gatten in erster Ehe; aber wenn ein Mann die erste Frau verliert und zum zweitenmal heiratet, dann hat 'er' eine Stimme in der Angelegenheit.

Wenn auch die alten Gesetzgeber es für richtig hielten, die Mädchen so sehr jung zu verheiraten, so daß sie noch nicht von dem Rechte, sich den Gatten selbst zu wählen, wußten, so waren sie doch nicht alles menschlichen Gefühls bar.*) Sie haben den Eltern und Vormündern verboten, ein Mädchen in die Ehe zu geben, wenn nicht ein guter Bewerber sich darböte.**)

Aber ach! auch hier bot die grausame Sitte dem Gesetze Trotz. Sie duldete es wohl, daß hier und da ein Mann unverheiratet blieb, aber wehe dem Mädchen und dessen Familie, wenn

*) Einem ausgezeichneten, schönen Bewerber von derselben Kaste soll der Vater seine Tochter geben, gemäß der vorgeschriebenen Verordnung, selbst wenn sie noch nicht das richtige Alter erreicht hat. Manu IX, 88.

**) Aber ein Mädchen, wenn auch heiratsfähig, sollte lieber bis zum Tode in des Vaters Haus verbleiben, als daß er es einem Manne übergiebt, der keine guten Eigenschaften besitzt. Manu IX, 89.

es nach dem heiratsfähigen Alter noch nicht verheiratet war. Obgleich das Gesetz es nie ausgesprochen, so ist es doch der Volksglaube, daß kein Weib selig werden kann, das nicht gesetzmäßig verheiratet war.

Es ist natürlich, daß die Eltern sehr besorgt werden, wenn ihre Töchter über 8 oder 9 Jahre alt und noch nicht zur Ehe begehrt sind. Sehr selten finden sich Bewerber für Töchter armer Eltern, selbst wenn sie der hohen Kaste angehören. Reichtum hat besondern Stolz und Wert in Indien, wie fast überall, aber selbst der mächtigste Reichtum ist nichts vor dem Stolz der Kaste. Ein Mann der hohen Kaste wird sich nie so herablassen, seine Tochter einem Manne aus niederer Kaste zu geben, selbst wenn dieser Millionär wäre. Aber Reichtum in der eignen Kaste überragt alle andern Verdienste, Bildung Schönheit, Ehre. Eltern suchen fast immer Schwiegersöhne aus wohlhabenden Familien. Da die Knaben zu jung sind, um von ihnen gute Eigenschaften, wie: Bildung, praktischen Sinn, Fähigkeit eine Familie zu versorgen, erwarten zu können, so wünschen die Eltern wenigstens, die Tochter in eine Familie zu bringen, wo sie genug zu essen und gute Kleidung bekommt; natürlich wünschen sie auch wohl, daß sie mit ihrem Gatten glücklich sein möge, doch das ist keine Notwendigkeit. Wenn die Eltern nur den Gebrauch erfüllten und sich dadurch einen guten Namen in dieser und Anspruch auf himmlische Belohnung in jener Welt erworben haben, so kümmert sie das Schicksal der Tochter nicht viel. Ist der Knabe aus reicher Familie oder auch aus dem Mittelstande, so müssen die Eltern des Mädchens ihm und seiner Familie eine hübsche Summe auszahlen, um die Heirat zu sichern; auch müssen sie sehr unterthänig dem jungen Gatten begegnen, denn man glaubt ihn vom Gott Vishnu besonders beschützt. Arme Familien können den Vorzug nicht haben, ihre Töchter mit Knaben aus wohlhabender Familie zu verheiraten, aber da diese doch irgend jemand heiraten müssen, so kommt es oft vor, daß Mädchen von 8 oder 9 Jahren Männern von 60 oder 70 Jahren oder auch ganz unwürdigen übergeben werden.

Eltern, welche die Mittel haben, hübsche und wohlhabende Schwiegersöhne auszuwählen, befragen sehr eifrig das Horoskop beider Beteiligten, um das künftige Schicksal ihrer Töchter zu erfahren; vor allem aber zu erforschen, ob diese nicht Witwen werden. Wenn das Horoskop der Tochter enthüllt, daß der künftige Gatte sie überleben wird, so wird die Heirat als sehr günstig angesehen; doch wenn es das Gegenteil besagt, dann wird ein anderer Knabe gesucht, dessen Horoskop ebenso traurig ist wie das des Mädchens, weil man glaubt, daß die Schutzplaneten bei den Kindern dann mit einander kämpfen, und daß der Planet des Knaben, der fast immer der stärkere sei, auch siegen werde; oder auch es siegt keiner der beiden Planeten, dann sterben Mann und Weib zusammen. Ein Freund erzählte mir, daß 300 Horoskope verworfen wurden, bis eines sich günstig zu dem Schutzplaneten seiner Schwester erwies. Zweifellos werden durch diesen Gebrauch manche Bewerber, die gute Ehemänner für die kleinen Mädchen gewesen wären, verworfen und unwürdige statt ihrer erwählt, so daß das Horoskop eine Quelle des Elends, aber kein Segen ist.

Es kommt nicht selten vor, daß Väter ihre Töchter ganz Fremden zur Ehe geben, ohne sich nur nach dem Charakter oder der sozialen Stellung des Bewerbers zu erkundigen. Des Mannes Angaben allein über seine Kaste, Sippschaft und Wohnort genügen. Ich weiß von einer Heirat, die auf folgende Art geschlossen wurde: Der Vater war auf einer religiösen Pilgerfahrt mit seiner Familie, welche aus seinem Weibe und zwei Töchtern von 7 und 9 Jahren bestand. Sie rasteten für einige Tage in einer Stadt. Eines Morgens, als der Vater in dem heiligen Strome Godavari, nahe der Stadt, badete, sah er einen schönen Mann herankommen, um ebenfalls zu baden. Als die religiöse Abwaschung und das Morgengebet vorüber war, fragte der Vater den Fremden, wer er sei und woher er komme? Als er die Kaste, die Sippe, den Wohnort des Fremden erfahren, und daß er Witwer sei, bot der Vater ihm seine kleine Tochter von 9 Jahren zur Ehe an. In ungefähr einer Stunde war alles abgemacht, den nächsten Tag

ward die Heirat geschlossen und das kleine Mädchen dem Fremden übergeben, der es ungefähr hundert Meilen weit von seiner Heimat wegführte. Der Vater verließ die Stadt ohne seine Tochter, am Tage nach der Heirat, und setzte die Pilgerfahrt leichten Herzens fort. Glücklicherweise war das kleine Mädchen in gute Hände gekommen und wurde über Erwarten liebevoll und gut versorgt; aber der Vater, der so leichtfertig sein Kind hingab, ist um nichts weniger zu tadeln.*)

Wenn die Zeit herannaht, wo eine Heirat geschlossen werden soll, dann kennt die Zärtlichkeit der Hindumutter keine Grenzen. Sie weiß ja, daß in wenig Tagen ihr Liebling aus ihren Armen gerissen wird. Wenn sie der künftigen Schwiegermutter ihres Kindes den vorgeschriebenen Besuch macht, dann bittet und fleht sie mit Thränen, daß diese doch so nachsichtig und gut gegen die kleine Fremde sein möge, wie gegen ein eignes Kind. Wenn die Schwiegermutter ein weiches Herz hat, so verspricht sie der kleinen Braut eine Mutter zu sein. — Am Hochzeitstage übergeben die Eltern in aller Form dem Knaben die Tochter; später werden die Kinder vom Priester vermählt, der sie unter Verlesung der heiligen Texte vor dem heiligen Feuer in Gegenwart der Verwandten und Freunde für Mann und Weib erklärt. Ist die Heirat so geschlossen, so ist sie fortan unauflöslich.

'Weder durch Verkauf noch durch Verstoßung kann das Weib jemals vom Gatten gelöst werden; so ist das Gesetz, das der Herr alles Erschaffenen gegeben.' (Manu IX, 46.)

Heirat ist das einzige 'Sakrament', das dem Weibe gespendet wird unter Verlesung von Veda-Texten. Es ist aber anzunehmen, daß der Text nur zu Ehren des Mannes, den sie heiratet, verlesen wird, denn kein Sakrament wird diesem gespendet ohne diesen heiligen Gebrauch. Fortan ist das Weib Eigentum des Mannes, aber auch Eigentum von dessen nächsten Verwandten.

Denn die alten Weisen erklären, 'daß die Braut der Familie des Gatten ebensowohl gegeben ist, wie dem Gatten.' (Apastamba II. 10, 27. 3.)

Das Mädchen gehört nun zur Sippe des Mannes, es trägt seinen Familiennamen, und in einigen Teilen Indiens erlauben die Verwandten nicht, daß es bei dem Namen genannt wird, den ihm die Eltern gaben. Das Mädchen ist fortan eine Art unpersönliches Wesen. Sie kann weder Eigenschaft noch Verdienste besitzen.

'Was auch immer die Eigenschaften des Mannes sein mögen, mit dem ein Weib durch gesetzliche Heirat verbunden ist, so soll es diese Eigenschaften annehmen, gleichwie ein Fluß, der sich dem Meere vereint.' (Manu IX, 22.)

Oft, wenn man die kleinen Mädchen scherzweise fragt, ob sie wohl heiraten möchten, antworten sie unschuldig 'ja'. Sie sahen ihre Schwestern, ihre Spielkameraden heiraten, und an dies Ereignis denken sie mit Vergnügen. Selbst die ärmsten Familien strengen sich sehr an, daß eine Hochzeit lustig sei; für Kinder ist sie das größte Vergnügen. Dann giebt es glänzend farbige Kleider, herrliche Dekorationen, Musik, Gesang, Lustigkeit, viel Früchte und süße Kuchen zu essen und zu verschenken, liebliche Blumen, und das ganze Haus wird mit Lampen illuminiert. Was kann es für ein Kind Begehrenswerteres geben? Zu alledem kommt noch zuweilen der Elefant, der vorgeführt wird, damit die neuvermählten Kinder ihn besteigen und in Prozession reiten unter lauter Fröhlichkeit. Ist das nicht verlockend für ein Kind! Oh! ich werde auf dem Elefanten reiten, denkt das kleine Mädchen, und alle werden mich bedienen, mich zärtlich behandeln und alles thun, was ich wünsche. Oh, welche Lust!

„Ich freue mich, wenn ich krank bin," sagte ein kleines vierjähriges Mädchen. „Warum, mein Liebling?" fragte die Mutter. „O, dann bekomme in mein Frühstück im Bett, und alle bedienen mich." Wer hörte wohl nicht schon derartige Bemerkungen von Kindern? Kranksein ist ein Vergnügen, weil sie dann verhätschelt werden! Nun denke man erst, wie ein kleines Hindumädchen sich auf seinen Hochzeitstag freut! Aber die armen unschuldigen Dinger wissen nicht, was

*) Ramabai spielt hier auf die Geschichte ihrer eigenen Mutter an, die von ihrem gütigen Gatten zu einer hochentwickelten Frau herangebildet wurde und in hingebender Weise die Geistesentwicklung ihrer Tochter pflegte.

nach der Freude kommt! Sie denken nicht, daß sie von der Heimat, von der Mutter, von Fröhlichkeit und Freiheit scheiden. Sie sind ja der Kindheit noch nicht entwachsen.

Kindheit ist in der That die einzige glückliche Zeit im Leben des Hinduweibes. Da können die Mädchen frei aus- und eingehen, wie es ihnen gefällt, werden nicht mit Einschränkungen oder Gebräuchen gequält, nicht ermüdet mit Lernen oder sonstigen Arbeiten, werden verhätschelt von den Eltern, Brüdern und Verwandten, sind wie junge Füllen, die ihr Leben in voller Freiheit verbringen. Dann plötzlich wird die Heirat über sie verhängt, und das Joch liegt für immer auf ihrem Nacken.

Unmittelbar nach der Heiratzeremonie führt der Knabe seine kindliche Braut heim und überliefert sie seiner Mutter, die von diesem Augenblick an ihre Herrin ist und unbestrittene Autorität ausübt.

Man darf nicht vergessen, daß in Nord- und Südindien das Wort Heirat nichts weiter bedeutet, als unwiderrufliche Verlobung. Die Zeremonie bestätigt nur auf religiöse Weise die eheliche Verwandtschaft; es folgt später, wenn die Kinder die heiratsfähige Reife erlangt haben, die Zeremonie, welche die religiöse wie soziale Ehe bestätigt.

In Bengalen ist die Regel anders und beleidigt oft das menschliche Gefühl. In seltenen Fällen wird es erlaubt, daß die Mädchen, noch eine Zeitlang wenigstens, bei den Eltern bleiben. Im Norden Indiens ist das Los der kleinen Braut anfangs besser; man zwingt sie nicht, bevor sie 13 oder 14 Jahre alt ist, in ihres Mannes Haus zu gehen.

Das System der gemeinsamen Familienwirtschaft, das sich in vielen Ländern des Ostens findet, wurzelt sehr tief im Boden Indiens. Man findet häufig vier Generationen unter einem Dache. Das Haus ist in zwei Teile geteilt, den äußern und den innern Hof; es hat nur wenige Fenster und ist größtenteils dunkel. Der Hof der Männer ist gewöhnlich ziemlich hell und gut. Auf dem Lande sind die Häuser besser als in den bevölkerten Städten. Männer und Frauen haben fast nichts gemeinschaftlich. Der Hof der Frauen liegt im Hintergrund des Hauses, wo ewige Dunkelheit herrscht. Hierher wird die kindliche Braut gebracht und hier für immer festgehalten. Sie tritt nicht ein in des Gatten Haus, um dort einem neuen Heim vorzustehen, sie tritt vielmehr in der Schwiegereltern Haus, um da den niedrigsten Platz einzunehmen. Das Jugendfeuer, die Lebenslust der kindlichen Braut zu brechen ist die Hauptdisziplin in diesem neuen Heim. Sie darf niemals laut sprechen oder lachen; darf nie zu dem Vater oder ältern Bruder oder den weitläufigen männlichen Verwandten ihres Mannes reden, oder auch nur in deren Gegenwart, wenn es ihr nicht befohlen wird. Im nördlichen Indien, wo alle Frauen Schleier tragen, bedeckt damit die kleine Braut oder das junge Weib das Gesicht oder läuft in einen andern Raum, um hierdurch den etwa eintretenden männlichen Familiengliedern Ehrfurcht zu bezeigen. Im südlichen Indien, wo die Frauen keinen Schleier tragen müssen, bedecken sie das Gesicht nicht, aber sie erheben sich zum Zeichen der Ehrfurcht vor ihrem Mann und den älteren Verwandten und bleiben stehen, so lange diese in ihrer Gegenwart verweilen.

Die Schwiegermütter verwenden die Schwiegertöchter zu allen Arten der häuslichen Arbeit. Diese Kinder von 9 und 10 Jahren finden es natürlich ermüdend, den ganzen Tag hart zu arbeiten, ohne die Hoffnung auf ein ermunterndes Wort von der Schwiegermutter. Regel ist es, daß das kleine Mädchen für jedes Versehen hart gescholten wird; hat es seine Arbeit gut gemacht, so wird es niemals gelobt; man fürchtet, es dadurch zu verderben. Ein Versehen der kleinen Dinger wird öfters für absichtliches Vergehen genommen, und es ergießt sich dann eine Flut von Scheltworten über sie. So betrübt und gequält, vergießen sie schweigend bittere Thränen und sehnen sich nach der Liebe ihrer Mutter.

Es giebt aber auch gerechte Schwiegermütter, welche die kleinen Bräute ihrer Söhne wie ihre eignen Kinder behandeln; manche auch sind liebevoll, aber unwissend, verlieren leicht die Geduld und erscheinen hart, wenn sie es garnicht sein wollen. Andere wieder, die in ihrer Kindheit unbarmherzig gequält wurden, werden hartherzig und peinigen die Kinder mit Schelten und Schlägen,

verleumden sie bei den Nachbarn, ja rufen den Sohn noch herbei, ihnen zu helfen. Ich habe gesehen, daß die Kleinen von ihren brutalen jungen Gatten grausam geschlagen wurden.

Wir wissen nun, daß die Heirat geschlossen wird, ohne die Kinder zu fragen, aber es ist der Braut auch verboten, mit ihrem Manne zu sprechen oder bekannt zu erscheinen bis nach der zweiten Zeremonie, ja selbst nach dieser darf das junge Paar kein Zeichen gegenseitiger Sympathie vor Dritten geben. Unter solchen Umständen sehen und sprechen sie sich selten, so daß sie sich fast fremd bleiben. Wenn nun die Schwiegermutter, wie es oft geschieht, den Sohn noch anspornt, das junge Weib zu quälen, so kann es nicht Wunder nehmen, daß oft das Gefühl des Hasses zwischen ihnen empor wächst. Ein Kind von 13 Jahren wurde in meiner Gegenwart von dem Ehemann grausam geschlagen, weil es einfach gestanden hatte, daß es nicht so gern in diesem Hause sein möge, wie im Hause seiner Eltern.

Trotz all dieser Übelstände giebt es in Indien viel glückliche, liebende Ehepaare, die jedem Lande Ehre machen würden. Wenn in der Ehe gegenseitige Liebe herrscht, hat das glückliche Weib nichts zu beklagen als den Mangel an Freiheit zu denken und zu handeln; aber da die Frauen von Anbeginn nicht wußten, was Freiheit ist, so sind sie im allgemeinen zufrieden in ihrer Abhängigkeit; ein frohes Familienleben indes giebt es nicht. Die Männer verbringen die Abende und andere freie Stunden mit Freunden aus ihrem eignen Geschlecht im äußeren Hof oder fern vom Hause. Die Kinder erfreuen sich der Gesellschaft von Vater und Mutter abwechselnd, nach Gefallen aus- und eingehend. Aber die Kinder von ganz jungen Eltern werden nie von ihrem Vater zärtlich behandelt oder gar in Gegenwart seiner Eltern geliebkost; eine falsche Scham hindert ihn, selbst mit seinen Kindern frei zu verkehren.

Die Frauen der Familie nehmen ihre Mahlzeit erst, nachdem die Männer gespeist haben, und essen in der Regel das, was den Eheherren gefällt, auf der Schüssel zu lassen.

## Allerlei.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Das englische Eisenbahnwesen ist das entwickelste und vollkommenste der Welt, in keinem anderen Lande wird aber auch soviel gereist wie in Groß-Britannien. In einem Jahre werden durchschnittlich tausend Millionen Passagiere auf den englischen Eisenbahnen befördert; im Durchschnitt macht also jeder Einwohner der vereinigten Königreiche jährlich fünfundzwanzig Reisen, und die Anzahl der an einem Tage in sämtlichen auf dem Inselreich verkehrenden Zügen befindlichen Reisenden ist etwa so groß wie zusammen die Einwohnerzahl der sechs Städte Liverpool, Manchester, Glasgow, Dublin, Birmingham und Bradford. —

Interessant ist ein Einblick in die Organisation des gewaltigen Betriebes und den Etat einer der größten englischen Eisenbahngesellschaften, der 'Midland Railway Company'. Das Eisenbahnnetz, auf dem die Züge dieser Gesellschaft verkehren, hat eine Länge von viertausend englischen Meilen; den größeren Teil davon hat die 'Company' allerdings mit anderen Gesellschaften gemeinsam, doch hat sie trotzdem nicht weniger als 1300 Meilen allein angelegt. Der Bau dieser Strecke kostete 50 Millionen Pfund Sterling, also ungefähr eine Milliarde Mark. Die zur Anlage verwandten Schienen ruhen auf über zwei Millionen Schwellen, die allein einen Wert von fünf Millionen Mark repräsentieren. Die teuerste Linie der 'Midland Company' ist die von Leicester nach London; ihre Herstellung hat pro Zoll sechzig Mark gekostet. Überhaupt sind die großbritannischen Eisenbahnanlagen im Durchschnitt erheblich teurer als die des Kontinents, da die englischen Gesellschaften die Kosten nicht gescheut haben, ihre Bahnhofsanlagen in die Mitte der großen Städte zu verlegen; das erforderte zwar den Ankauf und die Niederreißung von ganzen Stadtvierteln, rentierte sich aber dadurch, daß die Gesellschaften auch den Verkehr in die Hände bekamen, der sonst im andern Fall ohne ihre Vermittlung zwischen den Städten und den Bahnhöfen stattgefunden hätte. —

Das gesamte rollende Material der 'Midland Railway Company' beläuft sich auf 120000 Waggons und 2500 Maschinen. Eine Lokomotive kostet ungefähr 40000 Mark; insgesamt repräsentieren alle Maschinen der 'Company' 750000 Pferdekräfte. Die Güterzüge der Gesellschaft befördern im Jahre durch das ganze Königreich Frachten im Gewicht von zusammen 34 Millionen Tons; der Personenverkehr beläuft sich auf siebzig Millionen Reisende, die Abonnenten eingeschlossen. Die Fahrkarten werden in einer Fabrik zu Paisley hergestellt und in Packeten von je 50000 Stück abgeliefert.

56000 Personen sind im Betriebe, 2300 in den Bureaus der Gesellschaft angestellt. Sie verteilen sich auf 600 Stationen, auf denen zur Sicherheit des Verkehrs 13000 Signalmasten und 20000 Weichen vorhanden sind. Die Länge der die Stationen verbindenden Telegraphendrähte beträgt 24000 englische Meilen; zur Lieferung des galvanischen Stroms sind 90000 Elemente und Batterien erforderlich. Die Kosten der Beleuchtung der Züge waren so enorm, daß sich die Bahngesellschaft entschloß, achtzehn eigene Gaswerke anzulegen; diese liefern jetzt jährlich 300 Millionen Kubikfuß Gas im Wert von 800000 Mark. Zum Schluß sei noch angeführt, daß die Gesellschaft fünf 'Eisenbahnhotels' besitzt und zwar in London, Leeds, Bradford, Derby und Bolton. Alles in allem giebt die 'Midland Railway Company' zur Unterhaltung ihres kolossalen Betriebes in jeder Minute 200 Mark aus, dem aber wieder eine durchschnittliche Einnahme von fast 380 Mark gegenübersteht.

Verantwortlicher Redakteur Paul Schettler, Berlin-Charlottenburg. — Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin W. 50, Rankestr. 28.
Verantw. f. d. Inseratenteil H. Lürßen, Gräfenhainichen. — Druck von C. H. Schulze & Co., Gräfenhainichen.




# Cuba insurrecta.

Roman

von

[9]

**Theodor Duimchen.**

(Nachdruck verboten.)



XI.

Don Cristobal war nach dem gegen Carlos Echegoyen und die Seinen erfolgreich geführten Streiche bei dem General wieder in vollste Gunst gelangt und thatsächlich allmächtig. Die Folgen der unterbrochenen Verbindung Bengocheas mit Habana waren im Felde deutlich zu spüren gewesen: wenn schon Maximo Gomez und Bengochea, so lange als die Aufständischen die Bresche in der Trocha hielten, sowohl mit einander als auch über Florida mit den Vereinigten Staaten in Verbindung treten konnten, so hatte der kurze Landdienst nach Habana im Anschluß an das direkte Kabel nach New-York doch sehr viel rascher und zuverlässiger gearbeitet, und man war auf den anderen Weg zunächst doch noch nicht gleich eingerichtet gewesen: die Nachrichten, die Juan Bengochea zwei Tage nach der Verhaftung Mariens hätte haben müssen, erreichten ihn mit einer Woche Verspätung durch Vermittlung von Maximo Gomez, nachdem das New-Yorker Komitee durch Gerting und andere Freunde davon unterrichtet worden war, daß die letzten Depeschen nicht hatten weitergegeben werden können, und daß auch für künftig der bisherige Weg mit einem furchtbaren Schlage völlig ungangbar gemacht worden war. Der General hatte diese Zeit, während Bengochea nicht wissen konnte, was er zu thun hätte, zu einigen gewaltsamen Vorstößen benutzt, die, seine Flanke bedrohend, ihn zu einer nicht unerheblichen Rückwärtsbewegung zwangen.

Das war vom General in dem pomphaften Stile, der seinen Kriegsnachrichten immer eignete, nach Habana und nach dem Mutterlande telegraphiert worden; wieder einmal war der ganzen Welt mit Nachdruck verkündet worden, daß der Aufstand in den letzten Zügen läge.

Trotz alledem war aber der General keineswegs zufrieden, er wußte, daß seine Feinde im Mutterlande an seinem Sturze weiter arbeiteten, und daß nur ein entscheidender Sieg ihn sichern werde. Aber auch der Adjutant war nicht zufrieden: seit drei Wochen lag Maria im Kerker,

und noch konnte er sich nicht des geringsten Erfolges rühmen. Außerdem aber hatte, wie er immer deutlicher merkte, ihr ganzes Wesen doch einen starken Eindruck auf die dem Kriegsgericht angehörenden Offiziere gemacht, und das stand ihm mehr und mehr im Wege. Er hatte sich absichtlich nicht ins Kriegsgericht ernennen lassen, gerade um es unabhängiger und sich selbst so unbetheiligt als möglich erscheinen zu lassen, jetzt mußte er aber erleben, daß ihm das sehr hinderlich wurde, seine niederträchtigen Ziele zu verfolgen. Als sie dem Gerichte zum zweitenmal vorgeführt worden war, hatte Maria den Vorsitzenden, Don Manuel de Castro war es, gefragt, in welcher Eigenschaft Don Cristobal Gutierrez de Orozco y Samaniego sie ohne Zeugen in ihrem Verließ verhöre. Es stellte sich heraus, daß der Adjutant ihre Zelle mit der Laterne der Schließerin allein betreten hatte, während diese vor der wieder verschlossenen Thür auf dem Gange hatte warten müssen.

Der Oberst Delgado war sehr betreten. Er räumte ein, daß er allerdings dem Adjutanten des Generals die Erlaubnis dazu gegeben habe, die Gefangene zu sehen, Don Cristobal habe den Wunsch gehabt, der Dame, der er gesellschaftlich nahe gestanden habe, zu einem offenen Geständnis zu raten. Die Sache war ihm sehr unangenehm, und er fühlte sich durch den Adjutanten einigermaßen bloßgestellt. Doña Maria scheute sich nicht, die weiteren Fragen des Vorsitzenden sehr deutlich zu beantworten: die Meinung der Richter über den ganzen Fall wurde schwankend, sie begannen zu argwöhnen, daß es sich am Ende wirklich gar nicht um eine politische Angelegenheit, sondern um die Niedertracht eines Abgewiesenen handelte. Wenn es wahr war, daß schon ihr Vater nur durch die Machenschaften des Adjutanten zur Flucht ins Innere und zum Anschluß an die Insurrektion gezwungen worden war, wurden sie — spanische Offiziere, die auf ihren Namen und ihren Degen hielten — vielleicht gar dazu mißbraucht, ein ebenso heldenhaftes wie schönes Mädchen einem Wüstling in die Arme zu treiben, während sie glaubten, ihrem König und ihrem Lande zu dienen.

Nachdem Maria wieder abgeführt und die Sitzung geschlossen worden war, hatte Don Manuel de Castro mit dem Obersten Delgado eine lange Unterredung unter vier Augen, nach deren Beendigung der Oberst noch lebhafter bedauerte, dem Adjutanten zu Willen gewesen zu sein. Don Manuel hatte ganz recht: sie waren auf dem besten Wege, die Handlanger Don Cristobals zu werden, der doch eigentlich garnichts war und der in dem Augenblick jeglichen Einfluß und jede Bedeutung verlor, wo der General verschwand, und es war recht leicht möglich, daß der Diktator Kubas eines nahen Tages plötzlich abberufen würde. Wenn er sich nur nicht noch weiter mit dem Adjutanten eingelassen, ihm nicht noch ganz andere Unregelmäßigkeiten gegen die beiden verwundeten insurrectos, Ramon und Pancho, nachgesehen hätte. Dumm, zu dumm! Man holte da für einen anderen die Kastanien aus dem Feuer und riskierte Ruf und Ehre. Er war sonst nicht eben zarten Gewissens, der Herr Oberst, à la guerre comme à la guerre, und Bürgerkriege sind immer am scheußlichsten. In den Karlistenkriegen drüben war es auch so gewesen, man hatte auf beiden Seiten die Gefangenen gefoltert und grausam zu Tode gequält. Ohne etwas Mordbrennerei, Plünderung und Schändung geht es eben nicht ab, und was kam es schließlich auf ein paar hübsche Mädel an, wenn tapfere Krieger zu Tausenden fielen. Aber dennoch, der Kommodore hatte recht, und auch darin hatte er recht, daß dieser Adjutant ganz unverdientermaßen den Ruhm von allem hatte. Was war denn seine ganze Klugheit gewesen? Null. Die Vermutung, daß vom Turm zum Kalkofen vielleicht Zeichen gegeben würden, über die Flußmündung ein Verkehr stattfände, stammte vom General selbst, und wäre er, der Oberst Delgado, nicht auf den Gedanken gekommen, die Bestie, die er in seinem Käfig hielt, zur Verfügung zu stellen, so wäre man dennoch wahrscheinlich nie dahinter gekommen, wie und wo die Zusammenkünfte stattfanden. An dem ganzen Plan und der tadellosen Ausführung hatten wiederum nur der Kommodore und er selber erheblichen Anteil. Das ganze Verdienst Don Cristobals bestand

eigentlich darin, daß er die Hände davon gelassen und nichts verdorben hatte.

Wenn er nur ganz offen gegen den Kommodore hätte sein können, aber das ging nicht: was Don Cristobal mit den beiden Verwundeten alles aufgestellt hatte, wußte er garnicht. Aber er nahm sich vor, ein Ende zu machen; das Beste war, die beiden insurrectos wurden überhaupt aus der Welt geschafft: es fehlte noch, daß die etwa auch anfingen, zu schwatzen! Noch war es Zeit: vorläufig waren sie dem Kriegsgericht als noch immer vernehmungsunfähig und in ärztlicher Behandlung befindlich gemeldet.

Doña Maria bekam ein menschliches Gewahrsam, eine andere Schließerin und bessere Kost: außerdem erging Befehl, niemand, absolut niemand zu ihr einzulassen.

Die Erregung in Habana wuchs und zwar nicht nur in den kubanischen, sondern sogar in den spanischen Kreisen. Dabei spielte der Prozeß eine immer größere Rolle in der Presse Amerikas und Europas. In Habana und in den Vereinigten Staaten wurden Hunderttausende von Unterschriften zu einer Bittschrift an die Königin Regentin gesammelt, in der sie beschworen wurde, Gnade walten zu lassen einer Tochter gegenüber, die nur nicht von ihrem Vater hatte lassen wollen, weil er ein Rebell geworden war, die man durch verbrecherisches Gesindel hatte überwachen, belauern und überfallen lassen. Wenn sie auch im Augenblick der Verhaftung die Waffe erhoben habe, so wäre es eines großen Volkes und des Herzens der Königin Regentin doch würdig, Milde walten zu lassen. Die Aussichten wurden von Tag zu Tag günstiger für die insurrecta.

Da meldete plötzlich die amtliche 'Gazeta de la Habana', daß der Prozeß eine ganz überraschende Wendung genommen hätte. Doña Maria Bengochea sei ganz und garnicht die Heldenjungfrau, für die man sie in der alten und in der neuen Welt ausschreie, sondern eine ganz durchtriebene Kreolendirne. Sie habe, unter anderen, längere Zeit den Adjutanten Don Cristobal Gutierrez de Orozco y Samaniego zu ihren begünstigten Liebhabern gezählt, und der Haß gegen Spanien und die Spanier sei ihr erst dann gekommen, als der Adjutant sich zurückgezogen und ihre Forderung, sie zu heiraten, abgelehnt habe. Daraufhin erst habe sie dem 'Treulosen' und Spanien Rache geschworen.

Die Aussagen der beiden Boten, die sie ohne jeden Zwang, lediglich unter dem Gewissensdruck, auf ihrem Totenbett gemacht hätten, stellten es außer allen Zweifel, daß ein teuflischer Plan bestanden habe, den Offizier in einen Hinterhalt zu locken und feige zu ermorden. Der Mulatte Ramon habe schon früher den postillon d'amour gemacht und habe auch jetzt bei seiner letzten Anwesenheit in der Chorrera im Auftrage der 'Dame' mit Don Cristobal verkehrt, bis er sich endlich zu einer letzten Zusammenkunft in einem einsamen Häuschen, das der Villa Echegoyens gegenüber läge, scheinbar habe bereit finden lassen, um ihn los zu werden. Die Aussagen dieses Dieners seien umso glaubhafter, als er immer seine Herrin möglichst habe schützen wollen. Er sei bis zuletzt bemüht gewesen, sie zu entlasten und die Sache so darzustellen, als ob es sich lediglich um ihren Wunsch gehandelt habe, das frühere Liebesverhältnis fortzusetzen. Dem widersprächen nun aber die Aussagen des andern Boten, eines gewissen Pancho Herrero, der unumwunden eingeräumt habe, daß sie von Bengochea den Auftrag gehabt hätten, den Adjutanten während einer Unterredung zu ermorden, die dieser mit seiner Tochter haben werde. Auch er sei bemüht gewesen, das gefährliche Weib, das ja auf jedermann einen ganz bedenklichen Einfluß auszuüben imstande gewesen zu sein scheine, möglichst rein zu waschen. Daß diese beiden Aussagen in ihrer gegenseitigen Ergänzung einen bündigen Beweis lieferten, sei ohne Frage. — Der Adjutant Señor Don Cristobal Gutierrez de Orozco y Samaniego sei selbstverständlich nicht zum Stelldichein gegangen, einmal, weil er eine Wiederanknüpfung des früheren Verhältnisses mit einem Mädchen, das politisch dringend verdächtig war, unter allen Umständen habe vermeiden wollen, und sodann auch, weil ihn ein ganz richtiger Instinkt gewarnt habe. — Von einer Anzeige habe er abgesehen. Es sei ihm nämlich genau bekannt gewesen, daß man ihrem hochverräterischen Verkehr mit ihres Vaters Boten bereits auf die Spur gekommen war und gerade zur selben Zeit auf Grund

anderer Anzeichen ihr eine Falle gestellt habe. Nach ihrer Verhaftung habe er aber aus begreiflichen Gründen mit diesen Details zunächst auch noch zurückgehalten. Er habe sie sogar im Gefängnis aufgesucht und ihr das Versprechen gegeben, diese schmachvollste Seite der Sache nicht vor das Gericht und nicht in die Öffentlichkeit zu bringen, wenn sie nur in Bezug auf die politischen Umtriebe das für die Sicherheit des Staats unentbehrliche offene Geständnis ablegen wollte. Alles das sei vielleicht nicht ganz korrekt gewesen, aber aus der Diskretion eines Edelmannes doch genügend zu erklären, der für genossene Gunstbezeugungen bis zuletzt Verschwiegenheit und Dankbarkeit zu schulden glaubt. Das freche Auftreten der Angeklagten habe aber schließlich sein Schweigen unmöglich gemacht, und nachdem einmal die beiden insurrectos gesprochen und den Mordplan eingestanden hätten, habe er nicht länger Anstand genommen, das frühere Verhältnis einzuräumen und ihre Briefe an ihn zu den Akten zu geben. Sie seien nicht sehr zahlreich, die Sprache aber rede recht deutlich: 'Geliebtester, laß mich heute Abend nicht vergeblich warten.' 'Meine Seele, mein Herz, ich erwarte dich bestimmt um neun Uhr u. s. w. u. s. w.' Das sei der gewöhnliche Ton. Die Angeklagte sei auch äußerst bestürzt gewesen, als ihr die Briefe vom Vorsitzenden des Kriegsgerichts mit der Frage vorgelegt worden wären, ob sie sie geschrieben habe. Sie habe erst unumwunden eingeräumt, jawohl, sie habe sie geschrieben, dann aber, zur Besinnung gekommen, welche Tragweite sie haben könnten, behauptet, an den Adjutanten habe sie nie geschrieben, und wenn er Briefe von ihr vorgelegt habe, so müsse es sich um Fälschungen handeln: um Fälschungen handele es sich aber ganz und garnicht, darüber seien die Sachverständigen, die die Handschrift der beschlagnahmten, von ihr geführten Wirtschaftsbücher mit den Briefen verglichen hätten, vollständig einig.

Zwei Tage, nachdem dieser Artikel erschienen war, fiel der Spruch des Kriegsgerichts: er lautete auf Tod durch die Garotte.

Die Zeitungen schrieben, das Urteil werde vollstreckt werden, sobald sich Ihre Majestät, die Königin Regentin, darüber entschieden haben werde, ob sie von dem der Krone zustehenden Gnadenrecht Gebrauch machen wolle, wie man ihr, unterstützt durch eine verlogene Agitation, nahe zu legen sich namentlich in Europa und Amerika bemüht habe; die amtlichen Blätter ließen aber gleichzeitig durchblicken, es sei ihrer Meinung nach ganz unwahrscheinlich, daß das Ministerium der Krone dazu raten könnte.

Der Eindruck dieser letzten Enthüllungen in Habana war ungeheuer: der Mensch ist schlecht und glaubt Schlechtes schneller als Gutes. Es war doch undenkbar, daß an dieser Sache nicht mindestens ein großer Teil Wahrheit wäre. Die Stimmung schwankte. Die Briefe existierten doch jedenfalls, wie kam der Adjutant sonst dazu? Man war auf dem besten Wege, Maria Bengochea in der That für die betrogene Geliebte Don Cristobals zu halten. Man war im Begriff, sich auf den Standpunkt zurückzuziehen, daß die Rache der verführten Tochter der Insel, wenn man Klima und Ort, Zeit und Umstände, Rasse und Tradition in Anschlag brächte, begreiflich und Maria Bengochea immerhin noch kein Monstrum wäre, aber man sagte sich doch gleichzeitig, daß unter diesen Verhältnissen an der Vollstreckung des Todesurteils wirklich nicht zu zweifeln wäre, und daß man es vom Standpunkt der spanischen Staatsraison auch verstehen könnte, wenn auf den romantischen Untergrund der Geschichte keine Rücksicht genommen würde. Der Anschlag auf das Leben eines spanischen Offiziers konnte einem so rabiaten Frauenzimmer, die bei ihrer Verhaftung fünf Soldaten über den Haufen geschossen hatte, unmöglich verziehen werden.

Die Regierungsblätter konstruierten dem Kriegsgericht noch einen besonderen Vertrauenstitel und den Beweis tadellosester Unparteilichkeit daraus, daß es Don Carlos Echegoyen, den Onkel der Verurteilten, der doch ohne alle Frage stark kompromittiert erscheine, dennoch freigesprochen habe, weil der bündige Beweis für seine Mitwissenschaft nicht habe erbracht werden können.

Carlos Echegoyen saß einsam in seinem Hause. Die alte Teresa war in den Wochen der Untersuchung, gramgebeugt über den Tod

ihres alten Tomas und im Innersten erschüttert durch das Unglück des Hauses, einem Gehirnfieber erlegen. Das Haar des Herrn war weiß geworden in den Kellern des Präsidios, sein hageres, scharfes Gesicht, mit den in tiefen Höhlen glühenden Augen, war so furchtbar in seiner Starre, daß die Diener fröstelten, während die Tropensonne im Mittag stand, wenn sie ihm begegneten. Carlos Echegoyen und Robert Berthold waren gemieden, wie es das Unglück immer ist. Nur einer kam zu ihnen beiden, wie er zu Berthold gekommen war, seit dieser sich wieder auf freiem Fuße befand: Pedro Gerting. Er war der erste gewesen, der Robert wieder zu einiger Fassung verholfen hatte, als ihn die amtlichen Zeitungsartikel, die von dem Verhältnis seiner Braut zu Don Cristobal als von etwas Bewiesenem, die von Briefen, die sie an den Adjutanten geschrieben habe, in einem Tone sprachen, als ob es sich um Dokumente handle, die jedermann jeden Augenblick selber einsehen könnte, fast zerschmettert und an den Rand des Wahnsinns gebracht hatten.

Gerting mit seiner Ruhe hatte zuerst die Lösung gefunden:

„Die Briefe stammen von der Haussuchung her, die man bei Ihnen hier gehalten hat. An Sie selbst waren die Briefe Mariens gerichtet. Das Scheusal hat sie damals zurückbehalten für alle Fälle."

Gerting hatte sofort im Auftrage seines Freundes den Adjutanten auf Pistolen gefordert. Berthold selbst war auf die Redaktion der Gazeta gestürzt und hatte verlangt, daß seine Erklärung bekannt gegeben würde: beide waren hohnlachend abgewiesen worden. Der Adjutant hatte Gerting gesagt, wegen einer rechtskräftig zum Tode Verurteilten, wegen einer aktenkundigen Dirne schlage man sich bekanntlich nicht. Er habe ja das Mädchen so lange als möglich geschont, und sie thäte ihm auch jetzt noch leid, aber Don Roberto sei doch geradezu absurd, wenn er, wie die Dinge lägen, für diese Dame auf die Mensur treten wolle. Für ihn sei der ja gewiß sehr traurige und unangenehme Vorfall mit dem Urteil völlig erledigt.

Auf der Redaktion der Gazeta hatte man Berthold erklärt, die Achtung vor dem Urteilsspruch mache es völlig unmöglich, diese vagen Behauptungen des deutschen Herrn irgendwie zu berücksichtigen oder ihm gar ihre Spalten zu öffnen, damit er einen angesehenen Offizier beweislos beschimpfe. Sie, die Redaktion, würde nie und nimmer zu bewegen sein, an der Heiligkeit einer res judicata zu rütteln auf die phantastischen Einwände eines in ja begreiflicher Erregung handelnden Liebhabers hin, der absolut nicht der Betrogene sein wolle.

Gerting hatte Besprechungen mit allen Leuten von Einfluß namentlich der deutschen, aber auch der englischen, französischen und amerikanischen Kolonie. Die Stimmung wurde wieder günstiger für Doña Maria. Man war sehr geneigt, Gerting und Berthold vollen Glauben beizumessen, aber man sah doch keinen Weg, wie man in der Sache etwas thun könnte.

Die allgemeine Teilnahme für die zum Tode Verurteilte wuchs aber wieder von Tag zu Tag. Man wußte nicht, woher sie kamen, aber Gerüchte tauchten auf von scheußlichen Foltern, durch die man den beiden schwer Verwundeten, Ramon und Pancho, im Paroxismus des Wundfiebers diese sogenannten Geständnisse entrissen habe, ihre Verhöre hätten einzeln und garnicht vor dem Kriegsgericht selbst stattgefunden. Mitten in der Nacht, in Gegenwart nicht einmal des Arztes, sondern nur der Wärter und dieses Don Cristobal seien sie auf 'ihren Wunsch' vernommen worden. In derselben Nacht seien sie gestorben, nachdem sie kaum leserlich das Protokoll gezeichnet hätten. Vielleicht seien sie ihren Wunden und den Qualen erlegen, vielleicht habe auch ein zuverlässiger Wärter mit einigen Schlägen des Sandsacks auf den Brustkasten in der bekannten furchtbaren Weise nachgeholfen, die keine äußeren Spuren zurückläßt, durch die schwere Erschütterung der inneren Organe aber sicher den Tod herbeiführt. Dem Kriegsgericht hätten nur die Protokolle vorgelegen, durch die sei es zu dem Urteil natürlich gezwungen gewesen, nachdem auch Don Cristobal noch die Briefe vorgelegt hätte. Die Briefe aber könnten sehr gut an Roberto Berthold gerichtet gewesen sein. Wenn man annähme, daß sie von einer Braut

herrührten, die ihren Verlobten in das Haus ihres Onkel einladet, erkläre sich ihr Inhalt durchaus unverfänglich, aber natürlich, wer wolle dem Adjutanten beweisen, daß er sie gestohlen habe?

Kurz, es wurde nach und nach über die Sache soviel gesprochen, daß es klar wurde, von den beteiligten Offizieren selbst hätten einige nicht ganz reinen Mund gehalten. Man wollte schließlich sogar wissen, daß der Vorsitzende, der Kommodore Don Manuel de Castro, einen eigenhändigen Brief an die Königin Regentin in der Sache geschrieben und ihr die Begnadigung des Mädchens empfohlen habe.

Man erzählte auch, daß die Stellung des Generals außerordentlich erschüttert wäre, man glaube zu Hause nicht mehr an sein Rezept, den Aufstand im Blut zu ersticken, die Insel mit Feuer und Schwert zu beruhigen. Die Partei im Mutterlande solle nach und nach an Boden gewinnen, die darauf aufmerksam machte, daß es für Spanien viel vernünftiger wäre, sich mit den Kubanern, die doch Blut von ihrem Blut wären, über die Selbstverwaltung der Insel zu einigen, als sie den Yankees, der Rasse in die Arme zu treiben, die dem romanischen Element überall in Amerika auf Tod und Leben gegenüberstehe.

Man sprach sogar von Verhandlungen, die mit Bengochea und Maximo Gomez ohne Wissen des Generals schon angeknüpft wären und die vielleicht garnicht aussichtslos seien, da auch den Führern der Insurrektion nach und nach klar geworden sein müsse, daß die Vereinigten Staaten nur für ein paar Großmonopolisten arbeiteten, die im Interesse ihres privaten Geldsacks die Hand auf Kuba legen wollten.

(Fortsetzung folgt.)

# Leile.

## Novelle

von

[2] **Otto Stoeßl.**



Durch die seltsame Laune der Leile und durch ihren einzigen, wunderlichen Kuß war völlig unbewußt das Wesen und Benehmen des ganzen Hauses geändert worden. So war dies blitzschnelle Geschehen dem plötzlichen Zucken vergleichbar, welches die getrennten Atome zum harten und unabänderlichen Krystall zwingt, wie es die alten Naturforscher zu erklären pflegen. Die Leute, die bisher ganz ruhig und ohne jegliches Bewußtsein einer Zusammengehörigkeit oder Verschiedenheit im selben Hause gelebt hatten, eigentlich recht unbekümmert um einander, während sie doch in einem ganz vertrauten Umgange standen, beobachteten nun einander, waren vorsichtig, still, von gemessener Freundlichkeit. Eigentlich gilt dies mehr vom alten Fräulein Mündreiter, welches mit so vielen Frauen dieses Ahnungsvolle, Eindringende des Geistes teilte, namentlich in der Witterung eines Unheils oder einer Gefahr, die ihr oder Nahestehenden droht. Leile kam, ohne daß ihr die Mutter es nahe gelegt hätte, nun nicht mehr des Abends in die Wohnung Edis und seiner Tante und vermied es auch, im Garten oder sonst wo ihm zu begegnen, dem sie doch eigentlich ein Recht gegeben hatte auf ihren Mund, auf ihre Worte, auf ihr Wesen. Geschah es aber, was ja unvermeidlich und häufig sein mußte, daß sie ihn in ihrem kleinen, schmalen Garten traf, so huschte sie rasch an ihm vorbei, wich ihm ge-

schickt aus und wäre lieber in den schönen Rasen getreten, als daß sie auch nur dem Saum ihres Gewandes gestattet hätte, ihn zu berühren. Ebenso wichen ihm ihre dunkeln Blicke aus. Gleicherweise fühlte sich Edi wunderbar gedrückt, herrlich entmutigt und köstlich geschwächt durch dieses Geheimnis, von dem er wußte, daß sich das Wunder nicht mehr erneuern müsse, noch werde. Vielmehr hätte ihn ein anderes Betragen Leiles sogar geschmerzt, wenn sie diesem wunderbaren Traum, der so rasch erlebt war wie ein huschender Wunsch, durch ihr nachheriges Benehmen eine wesenhafte Wirklichkeit gegeben hätte. Was dem einen Wunderbaren, Märchenhaften gefolgt wäre, gewiß dachte er es sich schön, angenehm und voll Freude, aber es konnte jener erhabenen Sehnsucht nicht gleichkommen, die einmal hell und bewußt, nun nicht einer irdischen Erfüllung, sondern der Erinnerung jenes Augenblicks nachhing, der Gewährung und Verheißung zugleich, in einer süßen, geringen Gabe eine Lebensahnung schenkte. Gerade diese Bescheidenheit und Furcht der beiden Kinder erregte aber die Aufmerksamkeit und Beobachtung der Leute, statt deren Beruhigung. Leiles Mutter ging jetzt gern mit ihrer jüngern Tochter, während sie sich um die ältere wenig bekümmerte, trotzdem diese ihres leichtfertigen Sinnes und Benehmens halber einer solchen Aufsicht eher bedurft hätte. Die Mutter sprach zwar wenig mit Leile, wußte auch wenig Gemeinsames zu berühren, höchstens das Bleichen der Wäsche, oder das Einmachen der Früchte, oder das Ordnen der Wohnung, aber sie gab ihre Liebe und Theilnahme eher als früher zu erkennen, als wollte sie eben dadurch, daß ihre schmalen, faltigen, abgearbeiteten Hände Leiles Haupt streichelten, oder durch ein stilles Lächeln ihrem Kind bedeuten, daß sie es schon verstehe, und eben dadurch es schützen. Zugleich zeigte dies vorsichtige, teilnehmende, besorgt wehrende Benehmen, daß sie nun auch ihre jüngere Tochter nicht mehr als Kind betrachte und in ihrem Geiste sie sich selber gleichstelle; Leile sei von jenem thörichten Kuß an ihr gleich geworden und bedeute nun, was sie in jener früheren Zeit bedeutet hatte: ein atmendes, schönes Stück irdischer Verheißung, selbst voll Wunsch nach Erfüllung, voll Hoffnung und Lebenssehnsucht. Zugleich freute sich die Mutter, sich zum erstenmale in ihrem Kinde zu finden, ja in dessen klarem, unverstelltem Wesen sich zu spiegeln, und zugleich war ihr um das Schicksal der Kleinen bang, die nun aus der gefahrlosen Kindheit in jene Welt gedrängt war, vor der sie als Mutter sowohl Schauer als schmerzliche Lust empfand. Sie hätte über Leiles Haupt beide Hände zum Schutz halten mögen und wieder zugleich alle schönen Leidenschaften und Wogen der Gefühle ihrem Kinde wünschen, die sie selbst so schmerzlich ersehnt, geahnt, nie gekannt hatte.

Anders verhielt sich das alte Fräulein. Sie war auf Leile eifersüchtig, die ihr ihren Edi nahm. Als dessen Eltern gestorben waren, blieb das Kind die ersten fünf Jahre seines Lebens auf dem Land in Kost, wo das Fräulein nur hin und wieder die Leute aufsuchte, die es in Pflege hatten. Als der Knabe aber ins Schulalter gekommen war, waren Zeit und Pflicht da, ihn zu sich zu nehmen, zu pflegen, zu erziehen und sein Leben in die Hand zu nehmen. Sie war damals in der Mitte der dreißiger Jahre und bürdete sich viel Mühen und ungewohnte Beschwerden mit der Erziehung des Knaben auf. Und von dem Tage an, da sie Edi zu sich nahm, hatte sie sich selbst aufgegeben, soweit dies jemand vermag, nicht ohne daß sie gerade durch ihre That sich selbst wieder erhob, ihrem Leben Sinn und Bedeutung gab, sich eine Richtung setzte und so wieder sich selbst stärkte, daß sie eine Herrschaft ausüben durfte und allmählich sich an Rechte gewöhnte, die von der Natur ihr vorenthalten, durch das Leben geschenkt wurden. Sie lernte mit dem Knaben. Sie brachte den zarten und schwächlichen durch vielerlei gefährliche Krankheiten, die sein Leben ein paarmal in Frage stellten. Sie pflegte ihn und freute sich, wie er ihrer verstorbenen Schwester glich. Als er ins Gymnasium kam, hatte ihre Herrschaft den ersten Stoß zu bestehen, denn nichts entfremdet die Menschen so sehr, als Unterschiede des Wissens, die sofort Verschiedenheiten der Gesinnung hervorbringen. Da setzte sie sich denn gleich mit ihm hin und

lernte lateinische Vokabeln neben, mit, vor ihm, ja sie wurde ihm bald überlegen, deklinierte und konjugierte mit ihm und war auch noch hier seine Lehrerin; sogar mit dem Griechischen that sie es so, und in dieser Herrschaft über sein Leben und seine Seele wurde sie auch durch Edis sanftes, hilfebedürftiges Wesen unterstützt, der von selbst aus Dankbarkeit und innerem Trieb kein Geheimnis vor ihr hatte, ihr jede schlechte Note erzählte und jedes rauhe Wort der Professoren mit ihr noch einmal durchlitt. Und als er aufs Obergymnasium kam, ließ sie ihn nicht allein die gefährlichen Irrfahrten des Odysseus mitmachen und die Bewunderung der Helena. Sie las sich durch die schönen, rollenden Hexameter tapfer durch, die sie wie eine stetige Flut über das griechische Meer trugen, sogar zu der Zauberinsel der Kalypso und den Verführungen der Kirke.

Nun aber fühlte sie zum erstenmal etwas Fremdes, Neues, Unbekanntes zwischen sich und ihm. Ihre Herrschaft, alle gegenseitige Offenheit, ja die Liebe schien in Gefahr. Ihre Eifersucht war wach. Dieses alte Fräulein war dem Edi mehr, als eine Mutter, er ihr mehr als ein Sohn. Nun war er herangewachsen, schön, blaß, von vornehmer Stille, ruhigen, freundlichen Wesens, dabei vertraulich, unschuldig wie ein Kind. Und sie liebte ihn mit den mütterlichen Gefühlen, die ihr vom Leben geschenkt worden, und zugleich mit einer unbewußten, keuschen Zärtlichkeit. So ahnte sie gleich alles aus Edis verändertem Wesen, aus seiner häufigeren, glühenden Heiterkeit, wieder aus seiner nachdenklichen und freundlichen Stille, wie er die geringsten Ursachen für seine anmutige Laune angab und doch darüber errötete. Aber sie hütete sich wohl, auch nur ein Wort zu sagen. Aber auch ihr Schweigen war schlimm, denn es erweckte in Edi Befürchtungen. Ihre Eifersucht äußerte sich indessen in verstecktem Seufzen und ungewohnter Schweigsamkeit. Unter allem ebenso stillen, wie schweren Kampf litt Edi sehr, besonders unter diesem Nebeneinandervorbeisprechen, unter den Blicken, die mehr als Worte klagten, unter den Worten, die scheinbar absichtslos viel bedeuteten, unter den Seufzern, die ungerechte Anklagen waren, denn er war sich keiner Undankbarkeit oder geringern Liebe gegen die Tante bewußt. So lagen alle Beteiligten in einem umso schlimmeren Kampfe, als er ganz still, aber unter tiefen Gefühlen und Schmerzen gekämpft wurde. Leile und Edi indes gingen, jedes einsam unter der Last ihres Geheimnisses glücklich gebeugt, und alles andere schien ihnen verächtlich, ja das Geheimnis an sich wollte ihnen alles bedeuten und sie weiter wenig begehren lassen, weil sie sich absichtlich auswichen, sich anzublicken vermieden, wenn sie sich trafen; nur zu lächeln sich trauten, wenn sie allein waren. So grüßten eigentlich beide immer nur das Traumbild des Geliebten mit den schönsten, ungesagten Worten und liebten die Erinnerung und Hoffnung, die rosenschimmernden Fernen mit der reinsten Zärtlichkeit. Sie suchten einander, wenn sie glaubten, der andere ahne nichts, und waren beschämt, wenn sie sich glücklich geirrt. Sie wußten sich in ihren Gedanken nah und fürchteten sich vor einer Wirklichkeit, die nie den Wünschen gleicht. Das Wunderbare aber lag in ihnen, wie es immer die Menschen sind, die ihre Wunder erschaffen und lösen. Beide waren so glücklich, weil sie nur in ihren Träumen einander an den Händen hielten und sich selig zulächelten, weil sie einander die süßesten Worte gaben und die unerhörteste Schönheit nur in Gedanken andichteten und nicht vom Leben enttäuscht wurden, dessen derberes Wirklichkeitsglück sie zu ertragen vielleicht zu schwach gewesen wären, indes ihre Seelen, wie die schlanksten Säulen, einen ganzen Wunderbau von Träumen sicher und herrlich trugen, ihre Seelen, die unter des Lebens geringster Last hingebrochen wären . . .

Bald machte der Sommer diesen Träumen ein Ende. Edi ging mit seiner Tante nach Steiermark, und Leile bereitete sich zur Aufnahmeprüfung in die Lehrerinnenbildungsanstalt vor, wobei sie über den schwierigen Aufgaben ihre vergangenen Tage vergaß, aber doch immer durch ein gleiches Glücksgefühl froh gehalten wurde, das sie im Leben gehen ließ, als schwebe sie unter einem Himmel von Heiterkeit und einer Sonne, die das Geringste mit Glanz erhob. Was sie

thun und treiben mochte, bekam in ihren Augen eine höhere Bedeutung, und es war ihr, als würde ihr Zimmer, oder ihre Schulhefte oder der Morgen, wenn sie sich nach gutem Schlaf erhob, oder der Abend, wenn sie sich niederlegte, und alles, was sie trieb und that, ein Klang von sanftem Glück, das tönend in der Luft zu schweben und zu atmen schien, und das ihr ins Auge fiel, wohin sie sah, das sie einatmete, wo sie war, das sie leicht und heiter machte, wo sie ging, so daß sie keine Mühe, keine Sorge kannte, die sie nicht fröhlich gestimmt hätte. Dazu hatte sie eine rasche Auffassung, ordentliches Gedächtnis, eine angenehme Stimme und verstand sich gut auszudrücken; so schien ihr alles Lernen ein Spiel und Vergnügen.

Sie bestand ihre Prüfung sehr gut. Edi sollte im selben Jahre die Matura machen. So hatten beide zu viel zu arbeiten, als daß sie mehr und eifriger miteinander hätten verkehren können. Sie ließen es sich genügen, an einander zu denken, was ihrer Sehnsucht Glückes genug war. Begegneten sie einander in Flur oder Garten, so senkten sie errötend die Köpfe und lächelten leise, sprachen wohl auch ein paar Worte miteinander, dabei erschienen ihre Stimmen ihnen ganz fremd, tonlos, und was sie sagten so seltsam, weil sie in ihrer Ferne und in ihren Herzen anders zu einander sprachen. Auch stellten sie sich eins das andere ganz anders vor, wenn sie allein waren.

Traf er sie aber, so trug sie irgend ein dunkles Kleid, einen beliebigen Hut und ging ganz und gar nicht feierlich vorüber, sondern huschte an ihm vorbei, so daß er kaum wußte, ob sie ihn so versteckt angeblickt, ob nicht, und immer wieder nur zu thun bekam, seine Vorstellung mit der eben vorübergeeilten Wirklichkeit zu vergleichen. Kaum war der Tag um, der sie ihm zeigte, als er ihn schon wieder für seine Sehnsucht verwendete als glückliche Vergangenheit.

So ähnlich ging es wohl auch der Leile, die sich aber ein wenig ärgerte, daß Edi ihr gar so ängstlich auswich, als hätte sie ihm was gethan. Nur, als sie ihn nach seiner Rückkunft zum erstenmale sah, war es zu einem Gespräch gekommen. Sie hatten sich im Garten getroffen, auf einmal standen sie voreinander, konnten gar nicht ausweichen, was ihnen auch nicht schicklich erschienen wäre.

„Grüß dich Gott, Leile."

„Servus, Edi."

Sie reichte ihm ein bißchen zögernd die Hand, die er langsam ergriff, worauf sie schnell, wie von einer großen Überwindung müde, die Arme sinken ließen.

„Wie ist's dir denn gegangen, Edi? Du warst in Liezen . . ."

„Ja, Leile, es war sehr schön dort."

„Wirklich, hast du dich gut unterhalten?"

„O, wunderbar." Nun schwiegen sie und lächelten einander zu, denn sie hatten sich zugleich sehr viel Großartiges zueinander gedacht, und jedes Wort bedeutete ganz etwas anderes, viel mehr, als ihm nach der Sprache zukam. — Dann fragte Edi wieder:

„Und wie ist denn dir's gegangen, im Sommer, gut?"

„O, ich danke sehr . . . Ich hab' riesig viel gelernt. Ich hab' meine Prüfung bestanden. Jetzt muß ich aber lernen gehen . . ."

„Ja, ich muß auch lernen, Latein!"

„Servus, Edi."

„Adieu, Leile."

So schieden sie voneinander . . . Es blieb ihnen aber von dieser Begegnung eine Erinnerung, als wäre Atemraubendes vorgegangen.

So kam der Herbst, der Winter, und die Kälte machte es unmöglich, sich im Garten zu treffen. Die Zeit schien rasch alles gelöst zu haben, was sie in einer frühen Stunde für einen Augenblick durch einen Kuß gefesselt hatte. Und das Fräulein Münchreiter war so beruhigt, daß sie Leile sogar wieder zu sich einlud, wohin aber Leile nur sehr selten ging, weil ihr jetzt das ganze Zimmer fremd, ernst, feindlich schien, sie selbst sich in ihrem ersten langen Kleid steif benahm, nichts Ordentliches herausbringen konnte, und auch Edi mit seiner Baßstimme, die zu seiner zarten, blonden Figur so gar nicht paßte, sehr komisch war, nichts zu sagen wußte, nicht saß, nicht stand, sondern hilflos herumging. Und das Fräulein Münchreiter selbst war immer ernst, als habe sie ein Schicksal vor sich, ein tragisches Opfer im Sinne, denn sie

hatte sich entschlossen, ihrem Edi auch dies zuliebe zu thun. Nun aber schien er ihr keinen sonderlichen Gebrauch davon zu machen, sondern wich jedem Gespräch über diesen Gegenstand sorgsam aus; sobald sie den Namen Leile hören ließ, murmelte er eine undeutliche Antwort und ging in sein Zimmer, so daß sich das Fräulein schon gar nicht mehr auskannte und sich wieder über die Überflüssigkeit ihres Opfers ärgerte; nun wäre es ihr sogar recht gewesen, eine Leidenschaft gegen ihr eigenes Eifersuchts- und Angstgefühl zu beschützen, zu fördern, um ein wenig die Eitelkeit eigener Seelengröße zu empfinden und an der Höhe ihres Opfers dessen Traurigkeit zu vergessen. Daß sie in diese Lage nicht kam, kränkte sie eigentlich. Edi aber lernte zur Matura, und auch Leile schien alles vergessen zu haben über ihrer Schule.

Dort war sie die Jüngste unter lauter reifen, weiblichen Wesen, einige waren darunter von großer Schönheit, schon ganz erwachsen, andere schon so von dem Ernst ihres Berufes erfüllt, daß sie schon dessen Gebärden und Sprache hatten, sich als künftige 'Lehrkräfte' fühlten, den Lebensernst in Gang und Rede zeigten, alle aber waren in den weiblichen Gefühlen sehr zu Hause, die einen aus zärtlichen Erfahrungen — die schönen wurden alle von treuen Freunden vom Kurs abgeholt — die anderen aus der Lektüre, und gerade diese theoretisch Gebildeten strebten die eifrigste, sachlichste Unterhaltung über das angenehme Wissensgebiet an. Und es wurden die keckſten Dinge, die man ahnte, kaum wußte, besprochen, damit sich die gegenseitigen Erfahrungsfragmente ergänzen und ein Mosaik von Erkenntnis bilden möchten, das durch die glühende Phantasie der reifen Mädchen Farbe und Einheit bekäme. Das Lernen, die Schule war freilich die Hauptsache, wurde aber durch derlei Fabelzwischenspiele reizender. Es fielen die Erzählungen der keckſten Liebesabenteuer; ordentlich zweischneidige und -deutige Situationen wurden zur Erholungspause verwendet. Da aber alles voll Übermut geschah, und die Disziplin sogar dieses sonst dem Schulzwang ferne Alter in die Heiterkeit und Kinderhaftigkeit des Lernens und Ausfragens zurückführte, bekam es einen gewissen Reiz und wurde seines Gefährlichen ziemlich entledigt. Trotzdem aber war und blieb Leile in den ganzen vier Jahren, während sie mit diesen großen, üppigen, reifen Mädchen beisammen war, unter ihnen das Kind, sogar als sie gewachsen war, weil sie in ihrem Wesen die Kindheit bewahrte, die ihr träumender und unsteter Geist hatte, weil alle ihre Worte, alle ihre Gedanken wie unter einem Schleier der Unerfahrenheit, Ahnung, Sehnsucht innig leuchteten. 'Leile, das Kind,' hieß sie also und ärgerte sich nicht wenig, wenn die hübschesten und welterfahrensten Kolleginnen einander die Abenteuer der Spaziergänge, des Nachsteigens, die Kühnheiten von stillen Zusammenkünften, die Intriguen maskenhaft und abenteuerlich durchgeführter Korrespondenzen erzählten und sofort, wenn sie dazukam, errötend unterbrachen, oder, wenn sie, im besten Berichten, sich schon gar nicht stören lassen mochten, einfach sagten: „Leile, Kind, geh' weg, das ist nichts für dich." Worüber Leile immer sehr erbittert war, sich beleidigt, verkannt fühlte und immer bei sich dachte: 'Wenn ihr nur wüßtet, was ich erlebt habe! was ich weiß!'

Dagegen erkannte man ihre Überlegenheit im Lernen gern und willig an, und es schien auch nach der allgemeinen Ansicht für Leile, das Kind, nur recht und billig zu sein, wenn es brav und folgsam seine Aufgaben lernte und den Großen half, sie abschreiben ließ. Da sagte dann freilich keine: „Leile, geh' weg." Vielmehr hätschelte man sie und schmeichelte ihr und pries ihren Fleiß und ihre Kenntnisse, so daß sie bitterfreundlich nachgab.

Auch im Singen nahm die lockere Gesellschaft ihre Hilfe in Anspruch, und dies war Leiles größtes und köstlichstes Vergnügen, denn sie hatte ein gutes Gehör, eine laute, helle Stimme und liebte die alten Lieder sehr, die man alle lernte, dagegen hatten viele ihrer Mitschülerinnen weder Stimme, noch Gehör, noch Lust zu singen. Der Gesangslehrer, ein alter, guter und gütiger Musiker, der ja wußte, daß sein Gegenstand nicht der allerwichtigste, nahm es nicht gar so genau und gab sich nur mit den Begabten Mühe, indes ihm die übrigen gleichgiltiger waren. So lernten also alle die, welche

entweder keine ordentliche Stimme oder keine Lust hatten, zu singen, gar nichts, ja, sie kauften sich nicht einmal ihre Liederbücher, sondern ein Heft ging von Hand zu Hand; wurde aber eine zum Singen aufgerufen, so wußte sie sich schon zu helfen. Die schlechtesten Sängerinnen hatten nämlich ihre Plätze neben, vor und hinter Leile gewählt. Rief der Lehrer eine auf, so bekam Leile einen zärtlichen Rippenstoß und ein drohendes Lächeln traf sie. Darauf erhob sich die Schülerin, öffnete den Mund in vorgeschriebener Weise und machte alle Gebärden des Singens, indes Leile, sorgfältig hinter ihr Heft und die Rücken der vorne sitzenden gedeckt, mit ihrer lauten, hellen Stimme sang, daß es eine Art hatte, jedesmal und jedes Lied mit der gleichen Lust und Freudigkeit, so daß sie wohl zwanzigmal den Abend lobte, oder die Wanderschaft, oder die Sonne, oder den lieben Herrgott der Kinderlieder oder die Lust des Müllers, oder des Veilchens Hoffnung und glücklichen Liebestod. Ihr geschah damit eine Freude, den andern ein Dienst, so blieb es bei diesem gutmütigen Betrug, den der alte Herr vielleicht still lächelnd merkte, aber immerhin geschehen ließ, nur sich höchstens einmal den Spaß machte und eine der stummen und doch agierenden Personen mit Leiles Gesang zu Ende kommen ließ, dann aber sagte: „Wissen Sie, ich hab' Sie nicht ordentlich gehört, kommen Sie einmal heraus zu mir." Nun war die Verlegenheit freilich groß und das Gelächter, wenn die Aufgerufene gar keinen rechten Ton herausbrachte, allerlei verlegene Gebärden hatte und hilflos um sich sah, Leile aber tief errötend, verlegen, froh und beschämt sehr tief in ihre Noten sich vergraben hatte. Dann gab es eine scherzhafte Drohung des Lehrers, so etwas dürfe nicht mehr vorkommen, worauf dasselbe Spiel in der nächsten Gesangsstunde wieder begann. Leile verdiente sich also redlich ihr 'Vorzüglich' im Singen und zeichnete sich mühsam genug vor der Klasse und für die Klasse aus.

Der Winter war hingegangen. Edi war nunmehr unmittelbar vor seiner Prüfung, ganz vergraben in seinem Latein, Griechisch, in seinen mathematischen Beweisen und physikalischen Lehrsätzen, so daß er garnicht den blühenden Lärm des Frühlings wahrnahm und auf die eigene raschere Glut und sehnsüchtige Müdigkeit des Körpers nicht achtete, der auch von der starken Anstrengung zu kränkeln begann. Er litt unter Kopfschmerzen und begann zu husten, so daß seine Tante wieder große Befürchtungen für ihn hegte. Dagegen war Leile frisch und von unzerstörbarer Fröhlichkeit, als hätte sie sogar alle bedrückende Sehnsucht, allen Zweifel vergessen. So blühte sie mit den Blumen, kletterte nach wie vor auf ihren Lindenbaum, trotzdem sie doch schon groß war, und begann sogar schon das Treiben und die Abenteuer ihrer Schwester zu verstehen, die schon Bälle mitmachte, strahlend vom Tanzen heimkam, mit den barocken Tanzordnungen und Emblemen, die sie über ihrem Schreibtischchen aufhing, und mit den kleinen, verdächtigen Briefen, die sie nicht über ihrem Schreibtisch aufhing, sondern vielmehr sehr still versteckte, rosig und heiter war, von gelassener und wieder ausgelassener Lebenslust.

Einen Tag vor seiner Matura traf Leile Edi im Garten, er war so blaß, daß sie Thränen darüber spürte, und so still und errötete sehr, denn er wollte mit ihr sprechen. Er fühlte, daß nun für ihn das Jünglingsalter beginne, wenn er der Schule ausgekommen wäre. Und er dachte, Leile wieder anzureden.

„Grüß' dich Gott, Leile."

Leile nickte mit ganz leisem Lächeln . . .

Sie saß auf der Bank. Unter den blühenden Bäumen.

„Leile, morgen hab' ich Matura."

„Ja, wirst du durchkommen?"

„Ich weiß nicht, die Mathematik . . ."

„Edi, kannst du schwindeln?!"

Eine Weile wurden alle Möglichkeiten der Prüfung erörtert. Edi war sehr verzagt und fürchtete sich, er schauerte ordentlich, so sehr hatte es die Schule verstanden, einen zarten Knaben durch die übelangebrachte Strenge ihrer Lehrer und Methode zur größten Angst zu bringen, statt ihn mit freudiger Liebe zum Lernen zu erfüllen. Leile fühlte großes Mitleid mit Edi, dessen Schicksal, so gering es ja in Wirklichkeit war, sie als ein gar zukunftsschweres empfand. Er war so blaß. Wie kann man nur so leise

sein. Er sprach so still und hatte so große Aufregung. Auf einmal war sie wie eine Königin oder Heilige, die mit ihrem Lächeln Wunder thut, mit ihren feinen Händen die Wunden schließt ... So siegreich fühlte sie sich, das kleine Mädchen kam sich sehr groß und erhaben vor. Wenn sie ihn nur liebte, konnte ihm doch nichts geschehen ...

Und jetzt beugte sie sich langsam, nicht scheu und unbewußt wie damals über ihn, sie stand vor ihm, legte langsam ihre Arme um seinen Hals und, als wollte sie ihn in lächelnden Zauber einhüllen, sah sie ihn an und reichte ihm ihre Lippen, daß er von ihnen ihre rosige Heiterkeit und Lust nehme ... Edi küßte sie lange ... Die Thränen kamen ihm ins Gesicht, aber sie lächelte, 'jetzt wirst du schon durchkommen,' dachte sie sich.

„Hast du mich noch lieb, Leile?"

Darauf aber sagte sie nichts, sondern hing sich in seinen Arm und ging mit ihm hinaus ins Freie, über die Felder und gegen Lainz, wo das Korn grün und buschig stand, an der Kapelle vorüber. Es war lebhaft und heiter, man sah die Lerchen, wie sie jauchzend in die Lüfte stiegen, immer höher, bis sie wirbelnd im Blau des Himmels verschwanden, und plötzlich wie schwere Steine ins Feld niedersanken. Leile und Edi gingen Hand in Hand und sprachen nun von ganz gleichgiltigen Dingen, von der Schule, von der Prüfung, von den Listen gegen die Lehrer, wobei Leile so fabelhaft schlaue Vorschläge that, daß Edi auf einmal lächelnd sagte:

„Listenersinnende, Tochter des Zeus."

Dabei dachte er wieder ans Griechische, aber ohne Traurigkeit ...

Sie sannen aber dazwischen Wunderschönes, und Wunderschönes rauschte ihnen aus den blonden Feldern zu, aus der bewegten Luft, aus den Lerchengesängen und aus den blauen Hügeln, die den Blick begrenzten.

Nach Sonnenuntergang kamen sie heim, trunken und stark von der Frühlingsluft, von ihren ungesagten Gedanken und singenden Sehnsuchten.

Das Fräulein Mündreiter aber sah den Edi freundlich lächelnd und guter Laune, wie er schon lange nicht gewesen. Er bestand die Matura.

* * *

Im folgenden Winter erging sich Edi mit Eifer in den neuen Lustgärten des Wissens. Er studierte Philosophie an der Universität. Er fühlte sich in einer neuen Welt, als sei er früher in einem dumpfen Winkel gewesen. Neue Reiche waren vor ihm, er stand vor köstlichen Pforten; die jungen Leute, die er traf, schienen ihm voller Wunder, so waren alle ihre Seelen glühend, trunken von der Luft der Freiheit, von der Fülle ihrer Tage, die beglänzt und heiter vor ihnen lagen, von dem Leben, das seine Schwere ihnen verbarg und ihnen mühelos-selige Ernten verhieß. Und er selbst war krank, seine Lunge war angegriffen, aber das Fieber seines Körpers gab auch seinem Sinn die Glut einer rasenden Lebenslust, einen ungemessenen Durst nach allen Schönheiten und geahnten Freuden.

Um diese Zeit lernte er den jungen Baron Hermann Mensdorf kennen, der an der Universität Kunstgeschichte studierte und sich zugleich zum Sänger ausbildete. Dieser wohnte mit seiner Mutter im Nebenhause, und sie hatten den gleichen Weg in die Stadt, den gleichen Weg wollten sie miteinander in die Freundschaft, in das Wissen, in die Zukunft gehen. Sie schlossen sich bald so eng aneinander an, wie nur so verschieden Geartete sich aneinander anschließen können. Das Verschiedene bindet sich ja so unlöslich aneinander, das Fremde gliedert sich, Zartes mit Hartem, der Empfindsame mit dem Ironischen, der Stille mit dem Lebhaften, der Träumer mit dem Vernünftigen, wie die Zähne eines Rades sich in die Lücken des andern fügen. Edi verband sich in Freundschaft mit diesem Hermann, der sein völliges Widerspiel war. Edi war blaß, schmächtig, krank, schüchtern, Hermann gesund, derb, von grober, wilder Lebenslust, er hatte die gewöhnliche Gestalt der beliebten Schauspieler und Heldenjünglinge. Er trug diesen Kalabreser, hatte den gewissen stolzen Schnurrbart, den übermäßig aufrechten Gang, das selbstbewußte, eitle Wesen, ohne viel Bildung hatte er ein mehr

selbstgefälliges, als tiefes Ziel. Der Ruhm des Sängers, nicht des Künstlers schwebte ihm vor, die Erfolge bei den Frauen schmeichelten ihm. Mehr das donnergleiche Rollen, der bezaubernde Klang der Stimme, als die tiefe, unendliche Fülle, als der unermeßliche Sinn der Töne berauschte ihn. Nicht von der Musik in eine neue Welt sich tragen lassen, von den Flügeln eines Adlers zu den Höhen, wo in den erhabensten Harmonien Welt und Leben, Traum und Wahrheit, Irdisches und Ahnung gebunden und verschwistert wird, war seine Begierde, als vielmehr die Schmeichelei der Gewalt, die er in seine Kehle zu bringen hoffte. Nicht der Sinn, bloß die lockende Form dessen, was er trieb, beherrschte ihn. Er war in eine Wolke eines dichten, gleichförmigen Enthusiasmus gehüllt, die ihn nirgends verließ, so daß er alles ebenso laut, wohlklingend und mit schöner Gebärde fühlte, wie ein Sänger den Gesang. Er kannte nicht den Schmerz über Dinge, die dem Glücklichsten sich versagen, er wußte nichts von unerfüllbaren Hoffnungen, von der Wollust, seine eigene Qual, die Nichtigkeit seines Selbst zu suchen. Nie leuchtete er in sich hinein. Er war wie eine schöne, sonnige Ebene, die aber trostlos werden kann, wenn die Nebel und die Einförmigkeit der schlechten Zeit über sie hinziehn. Er hatte keine Qualen, für ihn gab es kein Verzichten, er wußte nur um seine jauchzende Freude an der Wirklichkeit, er war von gesegneter Armut. Aber in seinem engen Wesen zufrieden, darum einig mit sich, immer gleich heiter, frohgelaunt, trug er seine Dürftigkeit wie einen Purpurmantel, und seine Armut kleidete ihn wie einen König. Wer war ihm gleich? So ging er stattlich daher mit seinem stolzen Hut, gern lachend, weil er so schöne Zähne hatte. So that er nichts, bummelte durch die Stadt, es genügte ihm, sich als künftigen großen Sänger zu wissen, so sagte er mit überlauter Stimme — nichts, aber dies nichts klang wie etwas Herrliches, Erhabenes, weil es von Freude und Daseinslust ordentlich überglänzt war und von einem Enthusiasmus erhoben, der wunderbar war.

Edi aber litt an sich, er fühlte sich schwer, er hätte Flügel gewünscht zu eilen, zu eilen, und hätte noch da das Gefühl gehabt, nicht weiter zu kommen, er hatte Mißtrauen gegen sich selbst, gegen sein Wissen, das ihm nichtig, gegen seine Thätigkeiten, die fruchtlos schienen. Es war ihm, als hätte er bisher immer Dinge getrieben, mit Furcht und Eifer, die er nun so gar nicht brauchte, was er aber sollte, dazu war er nicht vorbereitet. Er sehnte sich nach dem Neuen, in das er getreten, und fand keine Organe, es zu fassen, zu genießen.

Er hatte kein Ziel, denn alles Schöne konnte es sein, keine Neigung, denn er liebte alles, und alles schien ihm wert, ein ganzes Leben lang erstrebt zu werden. Und er hatte ein paar Jahre höchstens. Seinen Freund aber sah er stark, mutig, zu allem feurig, von allem aufs schönste begeistert, durch nichts sonderlich aus der Fassung gebracht. Er liebte und schwieg, jener berauschte sich schon im bloßen Gedanken an die Liebe, in der Gewißheit künftiger Siege. Er blickte zur Kunst auf, jener schien sie in sich zu tragen. Er wußte für nichts ein Wort, so sehr bedrängte ihn die Fülle der Gedanken, die jedes Ding in ihm erweckte, Hermann wußte sich überall zu finden und überall einen tönenden Ausdruck, er war in leisen Zweifeln, jener in jauchzender Gewißheit. Sie waren rechte Freunde.

Edi erzählte Leile nun oft und oft von seinem neuen Freunde. Sprach man vom Singen, Hermann war der Sänger, sprach man von der schönen Männlichkeit, Hermann besaß sie, und Edi selbst gab für alle Sehnsucht, die er hegte, die Gestalt seines Freundes als deren Verkörperung aus, so daß Leile immer an diesen Freund denken mußte, der ihr wie die Prinzen des Märchens erschien, indes Edi der blasse Knabe blieb.

Einmal geschah es, daß Leile in ihrem Zimmer saß und unten in der Wohnung des alten Fräuleins ein hallendes Gelächter vernahm, dann einen starken Gesang. Eine tiefe, laute Stimme sang die Ballade von Archibald Douglas, von dem königstreuen Verbannten. Fest dröhnte das Lied, wie das Schreiten eines Gepanzerten und in mächtig zusammengehaltenem Rhythmus, wie wenn das Schicksal selbst die Töne gebunden hätte. War Empfindung im Gesang? Das

wußte sie nicht. Aber etwas Wildes, Männliches, ein Schicksal, das im Kampf und Tod noch lächelt und sich seiner Kräfte freut, eine Stimme, die Gestalt und Erscheinung vor ihrem Ohr bekam, wie das Bild eines Jünglings, der voll Macht und zugreifender Faust ist, voll Muskeln und Willen, sich zu lenken und die andern zu zwingen. Dann sang er noch lange. Aber dieses: 'Ich hab' es getragen sieben Jahr' klang ihr hallend im Ohr, und tagelang hörte sie diese dunkle, feste Stimme.

An einem Wintertag bald darauf traf sie Edi im Garten.

„Leile, gieb mir einen Kuß."

Sie schwieg und wandte sich ab . . .

„So liebst du mich nicht mehr?" fragte er.

Sie entgegnete nichts . . .

„So liebst du einen andern?"

Eine feine Röte stieg ihr ins Gesicht. Ihre Augen waren geschlossen. Sie stand still, ein Lächeln in ihrem Gesicht.

„Hermann . . .?" Sie antwortete nichts und wandte sich.

Edi war sehr traurig und doch ohne Zorn, weil er seinen Freund sehr liebte, denn niemandem hätte er Leile gegönnt, wenn er auch sich ihrer nicht wert fühlte, weil er sie nicht zu halten vermochte. Sie hatte seinen Träumen Gestalt gegeben, und ihr Name war das Wort seiner Begierden, ihr Wesen der Ausdruck seiner Wünsche. Aber Hermann, der siegreiche, der laute, fröhliche, der so heiter war, wie der aufgehende Tag, dem alles gelang, der keinen Zweifel und keine Qual kannte, er durfte sie gewinnen! Dies waren stille Kämpfe.

Endlich erzählte er es auch dem Hermann, der erst lächelte, dann zornig auf Leile war und erbittert, daß sie seinen Freund so verließ und einem Unbekannten nachhänge, sie betrüge ja Edi mit einem Phantom.

Auch Leile lächelte über diese wunderliche Liebe, die zu einem Unbekannten in ihr aufgestiegen war, so fühlte auch sie, daß sie ein Phantom liebe. Sie liebte den Klang dieser Stimme, sie fühlte sich von ihr geraubt wie von den Klauen eines Adlers, der sie in die unbekannten Lüfte trage. Sie wußte nicht, wer der Sänger war, sie träumte ihn aber herrisch, gewaltig, wie einen Räuber, der ihr ganzes Wesen ergriffe und fortzerrte aus der Traumwelt und dem stillen Bereich ihrer Einsamkeit.

Dann schmähte sie sich selbst, sie dachte, wie blaß und sanft Edi war, sie aber wünschte sich bezwungen. Er war demütig und bat, sie wollte einen, der sie unterjochte, sie erfüllte ihn und wollte erfüllt sein. Er schwieg, sie wollte jauchzen, er war zart, sie wollte ihn gewaltig. Sie wußte nichts, als daß das Glück fern von ihr war, daß sie ewig wünschte und sehnte und nur die Träume ihr Erfüllung verhießen, so träumte sie ihre Seligkeit in der lauten Stimme, die jenes Lied gesungen hatte. Sie schauerte vor sich selbst, aber wie man vor dunkler Freude schauert; sie zerstörte die eigene Kindheit und das Kinderglück ihres Jugendgespielen, aber sie empfand dabei Freude. Sie erwartete etwas Ungeahntes, Neues, daß sie fortrisse über sich selbst hinaus und über die Grenzen ihres Wesens.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

# Der Sohn.

## Erzählung

von

**Marie Krestowski.**

[1] Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Rudolf Garbell.



Pjoter Iwánowitsch Düimkoff war soeben Witwer geworden.

Er hatte mit seiner Frau vierundzwanzig Jahre zusammen verlebt, und jetzt kam ihm das Dahinscheiden seiner Gattin, deren Leben ihm immer von dem seinen unzertrennlich erschienen war, so schrecklich und das Alleinleben so befremdend vor, daß er fast von neuem ohne sie zu leben lernen mußte. Jeden Morgen, sobald er erwachte, ergriff ihn das Gefühl einer solchen Leere und eines so dumpfen, quälenden Harms, daß er unwillkürlich immer wieder die Augen schloß, um wenigstens noch für einige Augenblicke sich und seinen Kummer zu vergessen.

Es schien ihm jeden Morgen, daß es keinen Sinn habe, aufzustehen, und er wünschte, er wäre in der Nacht auf irgend eine Weise gestorben und brauchte nicht mehr zu erwachen. Der ganze vor ihm liegende Tag bot ihm nichts als den Schrecken seiner Länge und Leere. Er fand weder Beschäftigung noch Lust zu einer solchen. „Wozu jetzt?“ sagte er sich traurig, „es lohnt sich nicht . . .“

Er vernachlässigte sogar die Wirtschaft, obgleich es gerade zeitiger Frühling war und die Felder bestellt werden mußten; er vernachlässigte auch seine Bücher, hinter denen er sein halbes Leben zugebracht hatte, und die einzige Beschäftigung, die ihn jetzt beruhigte, war, die Hände auf dem Rücken verschränkt, in den ihm verödet erscheinenden Zimmern ziellos umherzuirren und immer an seine Frau zu denken.

Er liebte es, an ihren Lieblingsstuhl am Fenster des Gastzimmers heranzutreten, von wo aus die Felder, die Landstraße und die Kirche sichtbar waren, und auf ihre Wollstickerei im Stickrahmen hinzusehen, die unbeendigt geblieben war. Es that ihm leid, sie hinaustragen zu lassen als etwas nunmehr Unnötiges. Beim Anblick der roten und dunkelbraunen Kreuze auf dem Kanevas erinnerte er sich, mit welcher Schnelligkeit ihre kleinen, warmen, hurtigen Hände über diesen Stickrahmen hin und her fuhren, und Schrecken und Verzweiflung ergriffen ihn, wenn er sich vorstellte, daß diese Hände nun tot und kalt in der Erde lägen und vielleicht schon verwest seien . . .

Wenn Pjoter Iwánowitsch so dachte, begriff er, daß mit ihrem Tode alles auch in seinem Leben zu Ende sei, und er wünschte nur eins — auch seinen Tod; wenn er sich dann aber des Sohnes erinnerte, so zog es wie leiser Trost in sein Gemüt und schien ihm zu sagen:

„Das ist der Zweck und der Sinn deines Daseins! . . . Darum . . . lebe!“

Und sein ganzes Wesen, das instinktiv zum Leben drängte, klammerte sich an diesen Gedanken, wie ein Ertrinkender an einen Strohhalm, und es schien ihm beinahe, als ob jene schreckliche, dunkle Leere, die ihn seit ‘ihrem’ Tode umgab, ein heller, lebendiger Lichtstrahl durchbreche und ihn von neuem ermutige.

Der Sohn hatte ihm telegraphiert, daß er, sobald es ihm möglich, kommen werde, unverzüglich aber nicht abreisen könne.

Auf die Ankunft des Sohnes konzentrierte sich jetzt Pjoter Iwánowitschs ganzes Interesse. Der Gedanke daran regte ihn auf, und qualvolle Erwartung füllte alle seine Tage und die langen, schlaflosen Nächte aus.

Er hatte den Sohn länger als vier Jahre nicht mehr gesehen. Die Reise von Petersburg nach Düimkowo kostete viel und war schwierig. Für die Hin- und Herreise allein waren sechs Tage nötig, und Ssergéi Petrówitsch hatte viel zu thun, wenig Zeit und Geld. Desto un-

geduldiger erwartete ihn jetzt der Vater. Mit Tagesanbruch stand er auf und begab sich auf die Straße. Ssergéi Petrówitsch hatte ihm zwar geschrieben, daß er ihn vom Tage seiner Abreise durch ein Telegramm in Kenntnis setzen werde, aber Pjoter Iwánowitsch glaubte aus irgend einem Grunde, daß der Sohn unerwartet kommen müsse, und er trat einigemale des Tages auf die Straße mit einer zaghaften Hoffnung, der er beinahe selbst nicht glaubte, und horchte, ob nicht in der Ferne Glocken erklängen und der Posttarantas*) mit der ihm bekannten teuren Persönlichkeit auftauche.

Pjoter Iwánowitsch begab sich vor allem am frühen Morgen auf den Kirchhof zu 'seinem Grabe.'

Es war ihm früher ein Bedürfnis gewesen, seine Frau an jedem Morgen mit einem Kuß zu begrüßen; sie hatten dabei immer zwei oder drei unbedeutende Worte gewechselt, und diese Worte fehlten ihm jetzt.

Er beugte sich über das Grab, bekreuzigte sich und küßte lange den kalten Stein, wie er sonst ihren Kopf geküßt hatte. Ringsum herrschte tiefe Stille. Die Kirche stand abseits vom Dorfe, und nur die im Laufe der Zeit schwarz gewordenen und im Schnee noch dunkler erscheinenden Grabkreuze der Bauern und die kahlen Zweige des Flieders und Wachholders umgaben ihn.

Pjoter Iwánowitsch setzte sich auf das Grab, blickte auf die Kreuze und die Dohlen, die krächzend von Baum zu Baum flogen, auf den feinen, aus dem Hause des Bátjuschka**) zum Himmel aufsteigenden Rauch und hing seinen traurigen Gedanken nach.

Wie oft hatte er mit seiner Frau diesen Platz betreten, wo sich jetzt der Hügel über ihrem Grabe erhob, und keine schwere Vorahnung, kein schrecklicher Gedanke hatte sich damals in ihnen geregt! Zuweilen ergriff ihn der quälende, leidenschaftliche Wunsch, das Geheimnis zu durchdringen: 'Wo ist sie?! Wo ist sie in diesem Augenblick?! Sieht sie mich? Fühlt sie, wie ich einsam und verwaist hier neben ihr sitze, ihr so nahe und doch so unendlich fern bin?!'

*) Postwagen, Reisewagen. **) Priester.

Und er beugte sich unwillkürlich und lauschte, als ob sie sich bewegen müßte ... Aber im Grabe blieb alles still ... Dann stand er endlich auf und schlenderte traurig auf die Landstraße, um zu warten, ob nicht in der Ferne Glocken erklängen. Aber nur Bauernwagen kamen ihm entgegen, und Frauen und Männer aus den benachbarten Dörfern überholten ihn.

Und Pjoter Iwánowitsch ging weiter und weiter, ohne Müdigkeit zu spüren oder die Entfernung zu beachten. Ringsum lagen immer dieselben Felder, und an einer Seite zog sich ein junger Wald entlang, der sich bald der Landstraße näherte, bald zurückwich. An offenen Stellen hüpften auf dem Schnee ganze Scharen von Dohlen, die unruhig auf den Laut seiner Schritte hinhorchten, und zuweilen lief ein erschreckter Hase über den Weg.

Die Glocken aber erklangen noch immer nicht. Still war's und menschenleer ringsum — aber es war die gesunde, friedliche Stille der Natur. Es schien Pjoter Iwánowitsch schrecklich, nach Hause in die öden, kalten Zimmer zurück zu kehren.

„Er ist nicht gekommen," sagte er sich traurig, „auch heute nicht gekommen ... Nun, morgen, morgen kommt er vielleicht ..."

Und er kehrte dann fast wider Willen um und schlich mit leisen, schweren Schritten, der Entfernung und seiner Müdigkeit bereits inne werdend, seinem verwaisten Hause zu, um dort auf irgend eine Weise die Zeit bis zum nächsten Morgen hinzuschleppen und an diesem nächsten Morgen von neuem zum Grabe und auf die Landstraße zu wandern ...

---

## II.

Ende April erhielt er ein Telegramm: 'Treffe Freitag ein.' Pjoter Iwánowitschs Hände zitterten, als er diese Worte las. Umständlich und andächtig bekreuzigte er sich und seufzte dabei aus voller Brust.

„Nun, da haben wir es, da ist's!" sagte er freudig zu allen, „jetzt kommt er bald, bald! Noch drei kurze Tage, und unser Sserjóscha ist zu Hause!"

Pjoter Iwánowitsch lebte auf und wurde heiter, wie wenn er sich nach einer langen, schweren Krankheit endlich erholt hätte. Auch seine frühere Lust zur Thätigkeit gewann er wieder, brachte das ganze Haus auf die Beine und machte sich selbst daran, dem Sohne das Zimmer herzustellen. Er schleppte die besten Möbel dahin, brachte die Vorhänge an den Fenstern an, fand es aber immer noch zu wenig schön und bequem für den Empfang eines so teuren Gastes. In früherer Zeit pflegte seine selige Frau alles für die Ankunft des Sohnes vorzubereiten, und Pjoter Iwánowitsch wünschte, daß es ihm ebenso gelänge, damit der Sohn an nichts die Veränderung im Hause und die Abwesenheit einer liebenden, besorgten Hand wahrnehme, die er selbst so quälend empfand.

„Jetzt," sagte er sich freudig, „jetzt wird sich alles ändern!" Was sich ändern sollte und weshalb und wie, darüber wurde sich Pjoter Iwánowitsch nicht klar. Er fühlte nur in seinem wunden Herzen, daß — sich alles ändern werde!

Unbedingt wollte er den Sohn selbst empfangen, obgleich alle Hausgenossen ihm davon abzureden suchten. Der Frühling war schnell herangebrochen, der Weg vollkommen unpassierbar, und bis zur Stadt hatte man gute achtzig Werst zurück zu legen; aber Pjoter Iwánowitsch hörte weder auf den Bátjuschka, den Vater Nikolai, mit dem er sich über alles zu beraten pflegte, noch auf die alte Haushälterin Akímowna, noch auf seinen Wirtschaftsgehülfen Stepán Andrónüitsch und war entschlossen, zu fahren.

Als kaum der Tag graute, erhob sich Pjoter Iwánowitsch von seinem Lager, machte sich fertig und fuhr ab. Er beeilte sich außerordentlich, denn es war ihm immer, als würde er zu spät kommen, obgleich ihm mehr als genug Zeit übrig blieb. Sogar am Grabe machte er nur eine Minute Halt, um sich zu 'verabschieden.'

„Nun, Lisanka," sagte er und beugte sich über das Grab, „ich bringe dir den Sohn, Täubchen!"

Und es war ihm, als ob sie es fühle, wie er und sie sich mit ihm freue, wie sie sich früher in solchen Fällen gefreut hatte. Und zum erstenmale erfaßte ihn hier am Grabe nicht das niederdrückende Gefühl des Kummers und der Einsamkeit. Es war, als ob jener Quell der Lebensfreuden, der mit ihrem Tode versiegt zu sein schien, allmählich von irgendwo weither wieder zu ihm zurückkehre, zusammen mit dem Zuge, der ihm seinen Sohn bringen sollte.

„Nun mit Gott!" sagte er zum alten Paramón, sprang munter in den Tarantas und bekreuzigte sich, der Kirche zugewandt, zum letztenmale, „Mit Gott!"

---

## III.

Der letzte Schnee auf den Feldern war geschmolzen, und die Erde kam unter ihm feucht und schwarz, wie ganz von frischen erneuernden Säften des Frühlings gesättigt, zum Vorschein.

Überall flossen murmelnde Bäche, und die an den kahlen Bäumen und dem Gesträuch hervorquellenden Knospen verbreiteten einen harzigen Duft. Gierig atmete Pjoter Iwánowitsch dieses Aroma ein. Er sah, wie alles um ihn sich erneuerte und auflebte, und es war ihm ein freudiges Gefühl, zugleich mit diesem Erwachen der Natur in sich neue Lebenslust zu empfinden, die ihn nach langem, schwerem Winterschlaf ergriff.

„Ja," wiederholte er sich selbst, „ja, jetzt wird sich alles ändern!"

Er stellte sich den Sohn vor, so, wie er ihn zum letztenmale vor viereinhalb Jahren gesehen hatte, beinahe noch ohne Bart, nur mit einem leichten Flaum über den Lippen und auf den zarten Wangen, — und so, wie er jetzt sicherlich männlich und stark geworden sein mußte. Zwanzig Jahre oder fünfundzwanzig, — das ist ein großer Unterschied für einen Mann!

Damals war er noch ein Jüngling mit etwas unbestimmten Wünschen in betreff seiner eigenen Zukunft, und sein Charakter und seine Anschauungen hatten noch keine feste Form angenommen. In diesen viereinhalb Jahren aber, in denen so vieles geschehen war, mußte sich auch sein energischer, entschlossener Charakter, den man schon in seiner Kindheit ahnen konnte, herausgebildet haben. Jetzt wußte er sicher schon, wohin er strebte, und würde nicht vom Wege

abweichen, wie das vor vier Jahren geschehen war, als er plötzlich die Universität verließ, um zur medizinischen Fakultät überzutreten.

Pjoter Iwánowitsch hatte anfangs sehr dafür geschwärmt, daß der Sohn nach Beendigung seiner Kurse zu ihnen nach Düimkowo übersiedeln und mit ihm zusammen wirtschaften werde. Sserószcha aber gestand ihm aufrichtig, daß es ihn nicht aufs Land ziehe. Er liebte Petersburg und wollte gerade dort leben.

„Auch wenn ich nicht dort bleiben würde,“ schrieb er ihm einst, „so empfinde ich jedenfalls keinerlei Neigung für die Landwirtschaft, ich werde vielmehr auf meinem Wege weiterschreiten und mich mit der Medizin beschäftigen. Diese hat mich immer interessiert und angezogen, und lieber will ich im Dorfe eine Praxis ausüben, als Landwirtschaft betreiben, von der ich nichts verstehe...“

Pjoter Iwánowitsch war anfangs darüber tief betrübt. Er begriff nicht, wie jemand das Landleben nicht lieben könnte, und noch dazu sein Sohn, der doch darin geboren und aufgewachsen war. Pjoter Iwánowitsch selbst bedauerte nie, daß er nicht in der Stadt lebte, er sehnte sich nicht danach, und ihm schien es sogar, als verstände er nicht, dort zu leben. Auch die Liebe des Sohnes zur Medizin versetzte ihn ein wenig in Erstaunen — woher hatte er sie? Was ihn selbst anbetraf, so verstand er nichts davon, und sogar die kranken Weiber und Bauern kurierte immer seine Frau und nicht er. Ihm schien die Ausübung dieses Berufes für seinen einzigen, leidenschaftlich geliebten Sohn beinahe gefährlich. Wie leicht konnte er sich selbst durch Ansteckung eine Krankheit zuziehen, ein so junger Mensch, Gott behüte, konnte sich unvorsichtiger Weise hinreißen lassen; es mußte überhaupt ein so aufregendes, die Nerven anstrengendes Leben sein, sagte man doch, daß Ärzte nicht so lange lebten wie andere Menschen. Aber er widersprach dem Sohne dennoch nicht; ein erwachsener, kluger Mensch mußte selbst am besten wissen, wozu er sich berufen fühlte. Und wie sollte er ihn daran hindern! Pjoter Iwánowitsch war von Geburt seines Sohnes an gewöhnt, ihm unbewußt eher in allem nachzugeben, als hinderlich in den Weg zu treten.

Es war ja, wie er zu sagen pflegte, ein ‘erflehtes’ Kind. Er wurde sieben Jahre nach ihrer Hochzeit geboren, als sie beide schon endgiltig die Hoffnung verloren hatten, Kinder zu bekommen. Anfangs wünschten sie sich solche leidenschaftlich und grämten sich fortwährend, weil dieser Wunsch sich nicht erfüllte; allmählich aber söhnten sie sich mit ihrem Geschick aus und bemühten sich sogar, ihm gute Seiten abzugewinnen, als sie plötzlich im achten Jahre ihrer Ehe zu hoffen berechtigt waren.

O, Gott! Welch eine freudige, wenn auch unruhige Zeit war das gewesen! In den ersten Wochen war Pjoter Iwánowitsch vor Glück wie verwirrt. Schon das Aussehen seiner Frau, die häßlich und kränklich geworden war, erweckte in ihm damals das bis zu Thränen rührende Gefühl des Stolzes, des Glückes, zu gleicher Zeit aber die beständige unruhige Furcht um sie und um jenes kleine, noch geheimnisvolle und unbekannte, ihm aber bereits nahe und teure Wesen, das sie in sich trug.

Für Lisaweta Andrejewna war es eine schwere Zeit; sogar ihr Charakter, der sonst weich und gleichmäßig gewesen, wurde nervös und reizbar; aber Pjoter Iwánowitsch verzieh ihr alles, sowohl ihre Launen und Thränen, als ihre grundlose Trauer und die Szenen, die sie ihm machte. Er sah, daß seine Frau litt, und hätte mit Entzücken alle ihre Leiden und Krankheiten auf sich genommen, um es ihr, wenn auch nur ein wenig, zu erleichtern. Er ersehnte mit leidenschaftlicher Ungeduld das ‘Ende’; die Schwangerschaft seiner Frau, die Krankheiten, Thränen und Launen aller Art mit sich brachte, erschien ihm nur als ein Dornenweg zu dem Schönen, das ihrer schließlich wartete. Als aber dieses ‘Ende’ herannahte und die Leiden seiner Gattin sich verzehnfachten, als Pjoter Iwánowitsch beinahe Frau und Kind verloren hätte, da geriet er doch in Schrecken und kopflose Verwirrung. Es machte ihn betroffen — mit welcher verwickelten, quälenden Mühe, ja sogar Gefahr das vor sich ging, was er sich so natürlich und einfach vorgestellt hatte. Nicht so sehr die Geburt selbst, als vielmehr das darauf folgende Wochenfieber war gefährlich und schwer.

Eines Tages sah Pjoter Iwánowitsch von Minute zu Minute ihr Ende nahen, aber ein ganz anderes 'Ende' als das, von dem er alle diese Monate geschwärmt hatte.

Und dennoch, als all dies endlich vorüber gegangen war, und seine Frau sich nach und nach erholte, gestand sich Pjoter Iwánowitsch, daß er es vorziehen würde, sie noch einmal die schwere Zeit durchmachen zu sehen, als ohne Kind dahin zu leben.

Er schämte sich, wenn er sich bei diesem Gedanken ertappte; er begriff, wieviel Egoismus seinerseits darin steckte, aber er fühlte auch zugleich, wie leer und traurig ihr Leben verflossen, wie unvollkommen es gewesen sein würde, und wie einsam sie das Alter verlebt hätten, wenn dieses Kind nicht geboren worden wäre.

Pjoter Iwánowitsch war es angenehm, jetzt inmitten der wieder erwachten Natur, der frischen Frühlingsluft, durch die langsame Fahrt eingelullt, die ganze Kindheit Sseróschas in seinen Gedanken wachzurufen.

Er erinnerte sich noch immer deutlich und klar, wie wenn es gestern gewesen wäre, jenes Tages, an dem er zum erstenmale das Kind in seine vor Erregung zitternden Hände nahm und vorsichtig, fast mit Ehrfurcht, seine kleine rote Stirn berührte. Es war ihm, als fühle er noch einmal jenes Weiche, Sammetartige, das er damals gespürt, als er des Kindes Stirn geküßt, auch jene Empfindung des Entzückens, der Rührung und der Furcht kehrte ihm wieder, die er damals gehabt, als er begriff, daß dies sein Sohn, Blut von seinem Blut, Fleisch von seinem Fleisch sei, sein Sohn, den er so lange vergeblich erwartet, und den er vor so vielen Jahren in seinen Träumen gesehen hatte, der nun endlich durch eine unbegreifliche, geheimnisvolle und allweise Kraft erschienen war und auf seinen Armen lag, warm und lebendig mit verwundert geöffneten Augen.

Und Pjoter Iwánowitsch traute fast seinem Glück nicht. Er meinte, es sei jener alte, schöne, ersehnte Traum, aber eben nur ein Traum, aus dem er zu erwachen fürchtete. Der Traum jedoch währte immerfort, das hilflos zappelnde Würmchen wuchs heran und verwandelte sich in einen weißen, zarten, drallen Säugling. Er liebte es, zuzusehen, wenn das Kind in den Armen der Mutter lag und sich mit kleinen, aber schon widerspenstigen Fingerchen an ihre üppige Brust klammerte; es betrachtete diese augenscheinlich als ihm gehörend und schnalzte mit den kleinen Lippen, wenn er daran saugte. Die Äuglein des Kleinen schauten schon so verständig auf den Vater, er konnte ihm schon zulächeln, vermochte ihn zu erkennen und von anderen zu unterscheiden. Gott! Welch' stolze Freude pflegte Pjoter Iwánowitsch zu empfinden, wenn das Kind auf irgend wessen Frage: „Wo ist Papa? Zeig' den 'Papa'!" mit einem Lächeln auf ihn hinwies und die Händchen verlangend nach ihm ausstreckte.

Mit welch rührender Ehrfurcht blickte er auf seine Frau, wenn 'sein' Kind an ihrer Brust lag. Seine zarte, ruhige Liebe zu ihr wuchs zu einer so tiefen, edlen Verehrung an, wie er solche nicht einmal in jenen Jahren empfunden hatte, als er in sie verliebt gewesen war.

Diese späte Entbindung hatte schwere Folgen nach sich gezogen. Sie alterte mit einemmale, sowohl geistig wie körperlich; aus einer blühenden, gesunden Frau wurde sie zu einer kränklichen, nervösen, die sie auch für immer blieb. Ihm jedoch wurde sie dadurch nur teurer. Er verehrte sie wie ein Heiligtum, weil er sah, wie teuer sie jenes Glück bezahlte, das ihm verhältnismäßig so leicht zu teil geworden war.

---

## IV.

Aber ach, wie lange war das alles her! In die Ewigkeit hinabgesunken würde es nie mehr zurückkehren. Solange 'sie' lebte, bedauerte das auch Pjoter Iwánowitsch nicht. Er liebte es, sich von Zeit zu Zeit an dieses 'erste Jahr' seines Sserócha zu erinnern, das sich seinem Gedächtnis besonders eingeprägt hatte, er liebte aber auch die Erinnerungen an all die Jahre, die darauf gefolgt waren. Jede Altersstufe seines Sohnes war ihm in ihrer Art teuer und wert. Am nebelhaftesten erinnerte er sich des Alters seines Sohnes von drei bis acht Jahren. Dafür konnte er aber das Bild seines Sserócha 'als Gymnasiast' immer in seiner Erinnerung erwecken. Er sah ihn wie lebend vor sich in seiner neuen

Gymnasiastenuniform, mit den glänzenden Knöpfen, mit dem lebendigen, heiteren Gesicht und den kurz geschnittenen Haaren.

Zu derselben Zeit begannen sie bereits, beide zusammen auf die Jagd zu gehen, am frühen Morgen Fische zu angeln und zusammen die Felder zu besuchen.

Sseróscha wurde bereits Pferde- und Hundekenner und machte oft sehr sachverständige Bemerkungen. Aus alledem war ersichtlich, daß er ein leidenschaftlicher Jäger werden würde. Und wieviel Vergnügen machten Pjoter Iwánowitsch diese ersten Jagden mit seinem Sohne! Wieviel Genugthuung wurde dem väterlichen Stolze!

Es freute ihn, zu bemerken, daß sich in seinem Sohne seine Neigungen und sein Geschmack wiederholten, in diesem kleinen, in blaue Uniform gekleideten Menschlein die Wiedergeburt seines eigenen ‘Ichs’ zu sehen. In allem bekundete aber der Sohn mehr Feuer und Kühnheit.

„In seinen Adern rollt ein Tröpfchen des südlichen, kleinrussischen Blutes! Die Mutter des Großvaters war eine Kleinrussin!“ pflegte zuweilen Pjoter Iwánowitsch zu sagen, wenn er sich mit Vergnügen an seinem Sohne weidete.

Als Gymnasiast gehörte Sseróscha bereits wenig dem Hause an. Er hatte andere Beschäftigung, neue Kameraden, neue Interessen, die mit der Familie nichts zu thun hatten. Nach Hause kam er nur zu den großen Feiertagen und für die Sommerferien. Die ganze Schulzeit brachte er bei einem seiner Lehrer in der nächsten Gouvernementsstadt zu.

Diese ersten Jahre der Trennung waren für Pjoter und seine Frau die allerschwersten. Sie hatten sich noch nicht an die notwendige, beständige Trennung gewöhnen können, wie sie es später thun mußten. Ohne Sseróscha erschien das Haus wie ausgestorben; es war, als sei aus ihm die Seele entflohen, dank welcher alles darin lebte und atmete.

Er und seine Frau fuhren oft nach der Stadt und blieben dort längere Zeit. Einen Winter brachten sie sogar gänzlich dort zu. Dennoch war es auch dann nicht mehr so, wie es früher zu Hause gewesen, denn in der Stadt gehörte ihnen Sseróscha nur zur Hälfte, und in jedem Jahre erwarteten sie mit Ungeduld den Sommer, der ihnen ihren Sohn ganz wiedergab.

Oft dachte Pjoter Iwánowitsch darüber nach, wie sonderbar es sei, daß er mit seiner Frau vor der Geburt Sseróschas nie jene Leere bemerkt hatte, die sie später bei der Abwesenheit ihres Sohnes so heftig empfanden. Damals hatten sie ebenso still gelebt, auch nur zu zweien, aber sie hatten nie Langeweile gehabt, und das Haus war ihnen deshalb nicht öde und leer erschienen, weil es an einem dritten kleinen Wesen fehlte, um das sich alles gruppierte. Das einzige, was sie tröstete, war der Gedanke, daß dies alles zu Sseróschas Nutzen geschehe.

Sie glaubten so an ihren Knaben und träumten so davon, daß aus ihm unbedingt etwas besonderes werden müßte, daß sie für seine Ausbildung kein Opfer scheuten, weder persönlich noch in betreff ihrer geringen Mittel.

Doch in den letzten Jahren, als das Alter und zugleich mit ihm der unwillkürliche Gedanke an die ewige Trennung immer näher und näher rückte, wurde ihnen das Leben fern von ihrem einzigen, heißgeliebten Sohne schwerer und schwerer. Da waren es nur ihre Träumereien, die sie während der langen Jahre aufrecht erhielten und ihnen immer wieder Geduld und Energie verliehen, zu warten. Sie pflegten auf ein ganzes Jahr im voraus zu berechnen, wann es Sseróscha eigentlich möglich sein würde, einen Monat oder zwei auf dem heimatlichen Düimkówo zuzubringen, größtenteils warteten sie aber auch dann vergebens.

Lisaweta Andrejewna aber überkam zwei Jahre vor ihrem Tode plötzlich eine solche Sehnsucht nach ihrem Sohne, daß sie sogar selbst nach Petersburg fuhr, um ihn wiederzusehen . . . Nach einem Monat kehrte sie von dort zurück, beruhigt, mit neuem Mute und wie verjüngt durch die Freude des Wiedersehens.

Lange nachher noch führten sie lebhafte, für sie immer angenehme und interessante Gespräche über Sseróscha und über die Art und Weise seines Lebens, das nun wenigstens einer von ihnen endlich mit eigenen Augen gesehen hatte. Pjoter Iwánowitsch wollte alles bis in die kleinsten Details wissen: Wie er lebe, mit wem

er befreundet und bekannt sei, wohin er am häufigsten gehe, wer ihn am meisten besuche, was für ein Zimmer er habe, was sich in dem Zimmer befinde, und sogar, aus was für einer Tasse er Thee trinke.

Und wie der eine niemals müde wurde zu erzählen, so wurde der andere niemals müde, zuzuhören. Pjoter Iwánowitsch selbst dachte nie daran, eine solche Reise zu unternehmen. Wie sollte er die Arbeit liegen — die Wirtschaft und das Haus allein lassen! Auch war er nicht mehr an Reisen gewöhnt; in seinem Düimkówo hatte er sich so fest gesetzt, daß es ihm sogar schwer wurde, zur Stadt zu fahren; aber der Gedanke an Petersburg schreckte ihn fast; schon seit zwanzig Jahren war er nicht dagewesen, und er meinte, er würde sich ganz verlieren, sobald er dahin gerate. Zudem war eine Reise mit großen Kosten verknüpft, und man konnte dieses Geld besser der Summe hinzufügen, die bereits für die zweite Auslandsreise des Sohnes gespart war. Ihm und seiner Frau war es schon einmal gelungen, tausend Rubel für den gleichen Zweck zusammen zu bekommen. Sie wußten, daß Sseróscha von Kindheit an für die Schweiz schwärme, und sparten es sich vom Nötigsten ab, um seinen innig gehegten Wunsch zu verwirklichen.

Und dann im zweiten Jahre, nachdem Sseróscha von der Universität in die medizinische Akademie übergetreten war und im folgenden Sommer nach Düimkówo kommen wollte, besprach sich Pjoter Iwánowitsch mit seiner Frau und schickte seinem Sohn das gesparte Geld mit einem Brief, in dem sie beide ihn zu überreden suchten, anstatt nach Düimkówo lieber jetzt ins Ausland zu reisen. Sie selbst bewegten ihn dazu, obgleich sie wußten, daß sein Besuch in Düimkówo sich dadurch wiederum auf unbestimmte Zeit verzögere.

Pjoter Iwánowitsch entsann sich jetzt, wie sie damals, nachdem sie den Brief und das Geld abgeschickt, einander umarmt und geweint hatten. Seit jener Zeit schien ihre Anhänglichkeit für einander noch tiefer und zarter geworden, sofern das möglich gewesen wäre!

Mit welchem Genuß lasen sie dafür später die Briefe Sseróschás aus der Schweiz! Briefe, die voll Begeisterung und jugendlichen Entzückens waren! Welcher Sohn war für sie in einem jeden solcher Briefe, ja, in jeder Zeile enthalten!

„Aber alles das ist dahin und in die Ewigkeit versunken!" dachte Pjoter Iwánowitsch schmerzlich bei der Erinnerung an jene schönen Sommerabende, an denen er und seine Frau auf der Treppe vor dem runden, kleinen Hofe sitzend sich in die Lektüre dieser jugendlich begeisterten Briefe vertieft hatten.

Sie lasen seine Briefe immer gemeinsam ...

Und nun war der größte Teil des Geldes, das sie für die zweite Auslandsreise ihres Sohnes gespart hatten, bei dem Begräbnis der Mutter draufgegangen ...

Pjoter Iwánowitsch kamen Thränen in die Augen, und sein Herz krampfte sich wieder schmerzhaft zusammen. „Was aber," dachte er, „wäre aus mir geworden, wenn ich keinen Sohn hätte da ich jetzt, wo ich ihn habe und so heiß liebe, dennoch nicht den niederdrückenden Harm in mir ersticken kann? Was wäre dann erst aus mir geworden? Das schrecklich Zwecklose meines Lebens, seine wirkliche Leere würde sich mir erst dann offenbart haben!"

Jetzt hatte er ja doch einen Trost, hatte etwas, woran er sich klammern konnte, um weiter zu leben! ... Die Jahre würden vergehen, der erste quälende Gram um die Entschlafene sich legen und nur eine traurige, aber ewig warme, ewig dankbare Erinnerung an sie übrig bleiben, und ... und wer konnte wissen ... vielleicht würden in ihm wieder neue, anhängliche Gefühle, neue Freuden erwachen, ja ... Gefühle, die ihr Andenken nicht beleidigten! Der Sohn konnte sich verheiraten, Enkel würden ihm erstehen ... und sein elendes, zertrümmertes Dasein würde wieder ausgefüllt und erhellt werden neben diesen kleinen, eben erst im Werden begriffenen, aber ihm bereits nahen und teuren Wesen! ...

Würde er dann nicht in ihnen die neuerstandenen Züge, sowohl 'ihre,' wie die seines Sohnes, ja sogar seine eigenen wiederfinden? Wo mochten sie jetzt sein, diese neuen, noch nicht in die Welt getretenen Wesen, denen es kraft ein und desselben großen, weisen Naturgesetzes:

'Fleisch vom Fleisch, Blut vom Blut!' vorbehalten war, in sich die vergangenen Geschlechter der Vorfahren zu wiederholen und neu zu erzeugen?

Und in jeder kommenden Generation, die er weder sehen noch kennen wird, muß auf wunderbare und geheimnisvolle Weise ein Teil seines eigenen Selbst sich wieder erzeugen. Wo ist der Anfang, wo das Ende dieser Wiedergeburten? . . . Wer vermag das zu sagen?! Jahrhunderte werden vergehen, und nicht nur er selbst wird vielleicht schon vergessen sein, sondern auch seine Enkel und Urenkel. Eine Generation nach der anderen wird sich erzeugen, und jene, die ihn in sich wiederholen, werden nicht einmal wissen, daß er jemals existiert hat, daß zwischen ihnen eine große unzerreißbare Kette von Fleisch und Blut vorhanden sei, und sie werden sich nicht denken können, daß ohne ihn auch sie vielleicht nicht wären; aber das wird sie nicht hindern, ganz unbewußt in sich ein Teilchen seiner Seele, seines Geistes, seines Körpers und seines Blutes zu tragen, sowie ein Teilchen seiner teuren Frau und seines lieben Sohnes, dem sie das Leben gegeben haben. Die Welt wird, ganz abgesehen von ihm, ewig ihre Nachkommenschaft haben, für ihn aber ist dies so wichtig wie trostreich, und der Tod selbst erscheint ihm bei diesem Gedanken nicht als eine vollständige Vernichtung. Man söhnt sich mit dem Tode dadurch leichter aus und geht ihm ruhiger entgegen . . . sogar . . . ja, sogar, wenn man nicht gläubig ist und ,dort' kein Zusammentreffen mehr erwartet . . .

## V.

Als Pjoter Iwánowitsch, durch die lange Fahrt und das Nachtlager in der Herberge ermüdet, aber dennoch munter und heiter in der Stadt anlangte, war fast noch ein ganzer Tag bis zur Ankunft des Zuges, der seinen Sohn bringen sollte, übrig geblieben. Er hatte in der Stadt ziemlich viel Bekannte, aber er besuchte niemand. Er wollte allein sein. Mit seinen Gedanken und Erinnerungen beschäftigt, ging er lange in seinem Zimmer auf und ab, die Hände auf dem Rücken verschränkt, mit gesenktem Kopfe, wie er es in der letzten Zeit gewöhnt war. Am Morgen verließ er früh das Gasthaus und ging weit in die Umgebung der Stadt hinaus. Jetzt, da bis zur Ankunft seines Sohnes nur noch wenige Stunden übrig geblieben waren, wunderte er sich über sich selbst und konnte nicht begreifen, wie er so geduldig die langen Jahre hindurch auf dieses Wiedersehen hatte warten können! Mit jeder Stunde wuchs in ihm die unruhig-freudige Erregung, und je mehr die Zeit sich der zweiten Nachmittagsstunde näherte, in welcher der Zug eintreffen sollte, stieg diese Aufregung bis zu einem solchen Grade, daß sein Herz wie das eines Jünglings klopfte, der das erste Stelldichein mit seiner Geliebten erwartet.

„Ja," sagte er zu sich selbst, „ja, da ist sie, die Wiedergeburt in den Kindern! Ich, ein siecher Greis, für den alles schon am Ende zu sein schien, bin mit einemmale wieder aufgelebt und jung geworden! Da klopft mir das Herz wie das eines Verliebten, und nur deshalb, weil ich ihn erwarte!" Der Tag erscheint mir heller und wärmer und der Frühling schöner; ja, ich habe sogar meinen Kummer, meinen schrecklichen, durch nichts zu verscheuchenden Kummer fast vergessen — nur, weil ich meinen Sohn erwarte! Sind denn nicht alle diese Gefühle, die ich an sich schon längst zu empfinden verlernt habe — eine Wiedergeburt? Und ist es nicht er, mein Kind, mein Sserósha, der mir nicht nur das Glück und die Freude am Leben wieder giebt, sondern sogar die Jugend selbst oder wenigstens ihre Empfindungen?"

Bei diesem Gedanken angelangt, fragte er sich von neuem mit Schrecken, was aus ihm geworden wäre, wenn dieser Sserósha überhaupt nicht existierte, wenn er jetzt niemand erwartete und niemand zu erwarten hätte? Welches Dunkel! Welche vollständige, lichtlose Finsternis! Er hatte ein beklemmendes Gefühl, und eine Eiseskälte lief ihm über den Rücken.

Pjoter Iwánowitsch wollte sich nicht lange bei diesem schrecklichen Gedanken aufhalten. Er dankte Gott, daß er einen Sohn hatte, und daß ihm dieser nicht vom Schicksal entrissen worden.

Nun aber war es endlich Zeit, auf den Bahnhof zu gehen. Pjoter Iwánowitsch wollte nicht zu früh dort ankommen, und dennoch war

er schon eine Stunde vor Ankunft des Zuges da. Zu seinem großen Vergnügen traf er keine bekannten Gesichter, und der Bahnhof war fast leer; nur einige Passagiere, die hier augenscheinlich auf der Durchreise begriffen waren und auf den Zug warteten, in den sie umsteigen mußten, saßen apathisch auf den Bänken oder gingen schläfrig im Wartesaal auf und ab.

Diese letzte Stunde der Erwartung erschien Pjoter Iwánowitsch quälender als die vorangegangenen Tage. Es war ihm plötzlich, als ob mit dem Zuge etwas vorgefallen sein könnte oder auf der letzten Station noch vorfallen müsse. Kommt es denn nicht so oft vor, daß ein Unglück gerade dann hereinbricht, wenn die Passagiere ihre Reise schon für beendet halten?! Oder es konnte sich der Zug einfach verspäten, sogar ohne jedes besondere Unglück. Und Pjoter Iwánowitsch trat einigemale zu dem diensthabenden Beamten heran, fragte ihn, ob der Zug zur rechten Zeit eintreffen werde, und wollte der bejahenden Antwort beinahe keinen Glauben schenken. Er wunderte sich über die gleichgültigen Gesichter des harrenden Publikums und wünschte, den Zug zu größerer Eile antreiben zu können.

Eine Viertelstunde vor Ankunft des Zuges langte sein Tarantas am Bahnhof an. Der junge Bauernbursche Alexéi, der eine Art Diener abgab, hatte sich zur Begrüßung des jungen Herrn mit einem rosafarbenen Hemde und einer neuen Weste herausgeputzt. Er suchte Pjoter Iwánowitsch auf und meldete, daß alles in Ordnung sei: „Paramón sagt, die Pferde sind ausgeruht, und man kann, wenn es die Herren wünschen, sogar gleich abfahren.“

Pjoter Iwánowitsch hörte und begriff nicht, wovon Alexéi sprach; er blickte gedankenlos auf dessen neue Weste und die von Öl glänzenden Locken, nickte ihm mechanisch mit dem Kopfe zu und ging weiter.

Endlich kam in die Menge eine Bewegung, und alle begaben sich auf die Plattform. Pjoter Iwánowitsch begriff, daß der Zug herankomme, und stürzte eilig dem Ausgang zu.

„Kommt der Zug?“ fragte er mit erblaßten Lippen einen Herrn, an dem er vorüberging.

„Er kommt!“ antwortete man ihm, „dort ist er schon sichtbar ...“

In diesem Augenblick war es, als würde Pjoter Iwánowitschs Herz mit einem Strahl heißen Blutes übergossen, und es begann mit einem so krampfhaften Schmerz in seiner Brust zu klopfen, daß er erschrak und unwillkürlich mit der Hand dahin griff. Ihn durchzuckte der Gedanke, daß dies der Tod sein könne, daß er sterben werde, sogleich, ohne den Sohn empfangen, ohne ihn gesehen zu haben!

Diese Möglichkeit erschien ihm so schrecklich, so grausam, daß er beinahe in Weinen ausbrach und heiß zum Himmel empor flehte, Gott möge ihm gnädig sein. Dieser seit dem Tage ‘ihres Dahinscheidens’ zum erstenmal in ihm wachgerufene Gedanke an seinen eigenen Tod erschreckte und ängstigte ihn.

Er bemerkte fast nicht, wie der Zug herankam. All sein Denken und Fühlen konzentrierte sich jetzt in dem einen Bewußtsein: „Gleich, sogleich!“

Zerstreut blickte er auf die Waggons und auf das herausströmende Publikum; er wußte nicht, wohin er sich wenden, wo er seinen Sohn suchen sollte. Plötzlich rief eine jugendliche, volle Stimme ihn laut an: „Vater, ich bin hier, hier! ...“

Pjoter Iwánowitsch erkannte die Stimme nicht, sah den nicht, der diese Worte gerufen hatte, aber er begriff sogleich, daß der Ruf ihm gelte, — daß sein Sserócha rufe. Er stürzte sich unter die Menge nach der Seite hin, woher die Stimme erschallt war; aber vor Erregung und ungewohnter Hast sah und erkannte er seinen Sohn nicht; er stürzte verwirrt von einem zum andern, bis ihn ein Paar kräftiger Arme umfing. Und wieder sah und erkannte er nicht, sondern begriff nur im Herzen, daß es sein Sohn, sein Sserócha sei. Ein solches Entzücken, eine so sinnlose Freude erfaßte ihn, daß er wie ein Kind zu weinen anfing und gleichsam an der Brust seines Sohnes erstarb.

„Sserócha, ... Sserócha! ...“ stammelte er, küßte den Kopf und die Brust seines Sohnes und konnte sich nicht losreißen.

Ssergéi küßte den Vater, und auch in seinen

Augen standen Thränen, verschämte, unbeholfene Thränen eines Menschen, der an sie nicht gewöhnt ist.

„Nun, genug, genug, Papachen!“ sagte er mit scherzhafter Zärtlichkeit, zerdrückte schnell die letzten Tropfen in seinen Augen und richtete den Kopf seines Vaters von seiner Brust auf.

Pjoter Iwánowitsch trocknete ebenfalls sein verweintes Gesicht, aber die Hand seines Sohnes ließ er nicht aus der seinen.

Alexéi ergriff gewandt den Koffer des ‘jungen Herrn,’ und sie bewegten sich zusammen dem Ausgange zu. Beim Anblick des ihm von Kindheit auf bekannten Reisewagens vor der Auffahrt lächelte Ssergéi Petrówitsch.

„Ach, ein alter Freund!“ sagte er heiter, begrüßte freundlich Paramón, klopfte den Nacken der Pferde und war sichtlich sogar über den alten Bekannten, den mit Schmutz bespritzten Kudlaschka*) erfreut, der, ohne ihn noch vollständig zu erkennen, wie zweifelnd mit dem Schwanze wedelte.

Zum größten Entzücken des Vaters wollte Ssergéi Petrówitsch sogleich, ohne sich in der Stadt aufzuhalten, nach Hause fahren.

„Was sollen wir hier sitzen?“ fragte er und sah den Vater, den alten Paramón und Kudlaschka heitern Blickes an: „Laß' uns gleich nach Hause fahren! Nach Nagórnoje ist doch ein Pferd zur Aushilfe geschickt?“

„Natürlich!“ sagte Paramón, dem auch daran gelegen war, schneller zur Ruhe zu kommen, „sowohl nach Nagórnoje wie nach Bälóje, also zwei Pferde sind zur Aushilfe geschickt! Wir werden schnell ankommen!“

„Nun, das ist ja ausgezeichnet! Zur Nacht können wir zu Hause sein. Setze dich, Papachen! Komm', setz' dich, Papachen!“

Und Ssergéi Petrówitsch setzte den Vater besorgt und zart wie ein Frauenzimmer oder einen Kranken zurecht, bedeckte ihm selbst die Füße mit einem Plaid und wickelte ihn sorgfältig ein, damit er von keiner Seite Zug bekomme.

„Was hast du, Lieber? Es ist ja nicht nötig — ich werde selbst ... selbst ...“ sagte Pjoter Iwánowitsch verwirrt, und sein ganzes Gesicht strahlte vor Glück, sodaß er auf einmal um zehn Jahre jünger aussah.

„Nun, mit Gott, fahr' zu!“ sagte Ssergéi Petrówitsch, sich an die andere Seite des Wagens setzend.

Paramón schnalzte mit der Zunge, zog die Zügel an, und die Pferde griffen wacker aus.

Während der ersten Minuten, als sie durch die ausgefahrenen Straßen der Stadt fuhren, schwiegen Vater und Sohn und sahen nur freudig einander an. Pjoter Iwánowitsch wußte nicht einmal, worüber er in diesen ersten Augenblicken sprechen sollte. Alle seine finsteren Gedanken waren verschwunden, verschwunden auch die plötzliche, unwillkürliche Todesfurcht, die ihn hatte erfassen wollen, und er fühlte nur, daß seine ganze Seele voll Glück sei. Er konnte seine Augen nicht von dem Sohne abwenden, und ihm schien es, als ob alles und alle sich mit ihm freuten. Sogar Paramón, der gewöhnlich mit heruntergelassenen Zügeln und auf die Knie gelegten Händen auf dem Kutschbock saß, war jetzt munter, zog die Zügel an und rief heiter den Pferden zu ...

Und Kudlaschka, der voran lief, wurde plötzlich mutwillig, spielte den jungen Hund und stürzte sich kampfbereit auf eine Schar schwarzer Saatkrähen, die am Rande des Weges saßen und unter dem Geräusch ihrer plumpen Flügelschläge furchtsam nach verschiedenen Seiten vor ihm auseinander flogen.

Sie fuhren zur Stadt hinaus. Der Weg wand sich durch Felder, von denen es nach frischer, feuchter Erde roch, und die Pferde liefen im muntern Trab, als ob auch sie begriffen, daß sie den jungen Herrn führen, der gekommen war, die Stelle des alten zu vertreten.

Ssergéi Petrówitsch atmete gierig und mit Wohlbehagen die reine Luft der in frischem Grün aufsprießenden Felder ein.

„Nun, da sind wir endlich beisammen!“ sagte er, faßte die Hände des Vaters und drückte sie.

„Beisammen, Sserόscha, beisammen!“ wiederholte Pjoter Iwánowitsch, freudig auf seinen Sohn blickend. Er lauschte mit Entzücken dem bekannten Laut der lieben Stimme, und etwas Ermutigendes, Belebendes, wie die ferne Jugend

---

*) Ein Hundename.

für einen Augenblick Erweckendes faßte ihn bei diesem Klange. Er wollte weinen, laut aufweinen vor Glück, das überquellend seine Brust durchströmte, aber er fürchtete, den Sohn zu betrüben und blickte nur mit innigem Wohlgefallen auf ihn. Er fühlte, wie die Welt, die ihm ohne 'sie' verödet erschienen war, sich von neuem für ihn bevölkere und zu neuem Leben erwache! . . .

---

## VI.

Spät am Abend, es war fast schon die Nacht hereingebrochen, langten sie in Düimkówo an.

Beim Klange der Glocken geriet alles im Hause in Bewegung, und hinter den Fenstern blitzten Lichtschimmer auf.

Das Thor wurde geöffnet, und die Hofhunde stürzten mit freudigem Gebell ihnen entgegen; Akímowna und das junge Stubenmädchen Máscha kamen mit Laternen in den Händen auf die Treppe hinausgeeilt.

„Unser Väterchen, der Teure, Langersehnte, unser Herzensjunge ist angekommen!“ sagte unter Freudenthränen Akímowna und bemühte sich, den Herrschaften zu leuchten und gleichzeitig den jungen Herrn zu küssen.

Máscha verneigte sich verlegen lächelnd, versuchte so gut wie möglich zu leuchten und faßte Sſergéi Petrówitsch leicht am Arm, damit er nicht auf den Stufen ausgleite . . .

Bald war das ganze Haus hell erleuchtet, und im Saal, der gleichzeitig als Speisezimmer diente, summte schon der Sſamowar und dampften die heißen Speisen.

Die Atmosphäre des Elternhauses ergriff Sſergéi Petrówitsch mit einemmale, als ob sie aus allen ihm bekannten Winkeln auf ihn eindränge, und es schien ihm sonderbar und unnatürlich, daß ihm die Mutter nicht mit freudigem Rufe entgegeneilte, wie es ihm von früher her noch immer in den Ohren klang.

Aber Akímowna und Máscha hatten sich augenscheinlich bemüht, alles so in Stand zu setzen, daß die Abwesenheit der Hausfrau so wenig wie möglich bemerkt werde. Alles war wie früher, so daß Sſergéi Petrówitsch sich nicht von dem Eindruck losreißen konnte, daß die Mutter durch irgend etwas verhindert sei und sogleich herbeieilen werde, freudig und glücklich, wie immer.

Akímowna wollte unverzüglich zum Essen nötigen, doch Sſergéi Petrówitsch bestand darauf, daß sein Vater sich sogleich in sein Zimmer und zur Ruhe begebe.

„Nein, nein, Papachen, geh nur lieber schlafen,“ — sagte er entschieden, „sonst sind wir imstande, uns hier noch lange zu verplaudern, und du wirst noch müder werden. Geh, lege dich nieder, den Thee werde ich dir ans Bett bringen!“ Pjoter Jwánowitsch erwiderte nichts. Der Sohn ging mit ihm wie mit einem Kinde, oder richtiger wie ein verliebter Ehemann in der ersten Zeit der Ehe mit seiner jungen Frau um. Das war ein neuer Zug in ihren gegenseitigen Beziehungen, aber Pjoter Jwánowitsch war es angenehm. Er fühlte die Überlegenheit seines Sohnes und ordnete sich ihm gern unter, um so mehr, als es ihm schon längst an einer so zärtlichen Fürsorge fehlte, an die ihn die Entschlafene gewöhnt hatte, und nach der er am heftigsten erst dann ein Bedürfnis empfand, als ihm die Entschlafene bereits entrissen war.

Auf dem ganzen Wege hatten sie 'von ihr' beinahe kein Wort gesprochen, aber nur deshalb, weil es ihnen schrecklich war, diese wunde Stelle zu berühren. Einmal hatte Pjoter Jwánowitsch zaghaft, ohne ihren Namen zu nennen, von ihr zu reden beginnen wollen, aber der Sohn unterbrach ihn schnell:

„Nachher, nachher, Vater, nachher!“ sagte er, nervös die Stirn runzelnd. „Nicht gleich . . . später! . . .“

Und Pjoter Jwánowitsch begriff, daß es dem Sohne noch schwer und schmerzlich sei, von der Mutter zu sprechen, daß es auch ihm leid thäte, die erste Freude des Wiedersehens zu stören.

Aber als er sich zu Bett gelegt hatte und Sſergéi Petrówitsch mit einem Glase Thee in der Hand zu ihm hereintretend, das leere Bett der Mutter, das auf seinem früheren Platze stand, mit einem Seitenblick streifte, hielt es Pjoter Jwánowitsch nicht länger aus; er preßte die Hand seines Sohnes an sich und begann zu weinen.

Ssergéi Petrówitsch setzte sich schweigend mit nervös verzogenem Gesicht an das Bett des Vaters, umarmte ihn und fuhr ihm mit der Hand über den Kopf, wie wenn er ein Kind streichele.

„Verzeih, verzeih, Täubchen!" sagte verwirrt und sich seiner Thränen schämend Pjoter Iwánowitsch, „ich bin alt geworden und weine nun immer, wie ein altes Weib ... Ich kann nicht, Sserjóscha, ich kann nicht ... Wie lebendig ... steht sie immer bei jedem Schritt ... vor mir ... überall ... Auch für mich ist es Zeit, daß ich mich zu ihr begebe ... Verzeih mir, Lieber ..."

„Genug, genug, Vater!" unterbrach Ssergéi Petrówitsch, „was sollen diese Entschuldigungen? Begreife ich es denn nicht?!"

Und als Pjoter Iwánowitsch seinen Kopf erhob und schüchtern zu seinem Sohn aufblickte, überzeugte er sich, daß er nicht allein weine. Dann schmiegten sie sich fest aneinander, und Pjoter Iwánowitsch fühlte, daß es tröstlicher sei, zu zweien zu weinen als allein; er schämte sich seiner Thränen nicht mehr und hielt sie nicht mehr zurück.

„Erzähle mir, Vater, wie sich das alles zugetragen hat! ... Erzähle mir von ihren letzten Tagen! ..."

Jetzt, da die wunde Stelle einmal berührt war, stellte sich bei beiden das leidenschaftliche Bedürfnis ein, von ihr zu sprechen, und um so heftiger, jemehr sie es anfangs unterdrückt hatten. Pjoter Iwánowitsch begann zu erzählen, wurde dabei immer lebhafter und kam immer mehr hinein. Er entsann sich ihrer letzten Tage bis in die kleinsten Einzelheiten und gelangte, ohne es zu bemerken, zu den früheren Jahren ihres Ehelebens. Er erzählte, wie sie sich trafen, einander lieb gewannen, wie sie sich heirateten ... Wie nach einigen Jahren er ihnen geboren wurde ... Er gedachte verschiedener Vorfälle und Gespräche und erzählte alles das mit einer Art krankhaften und zugleich süßen Behagens. Ihm war es, als ob er sich selbst zuhöre und alles das von neuem vor den Augen seines einzigen Sohnes, Freundes und Richters durchlebe, und dieses Bewußtsein begeisterte ihn und machte ihn sogar beredt.

Es war bereits drei Uhr nachts, als sie auseinander gingen, aber sie konnten beide noch lange nicht einschlafen, der eine im Gedanken an das, was er gehört, der andere daran denkend, was er selbst erzählt hatte ...

---

## VII.

Früh am anderen Morgen erwachte Pjoter Iwánowitsch zum erstenmale seit dem Todestage seiner Frau nicht in trüber, sondern in freudiger Stimmung. Sein erster Gedanke war: „Sserjóscha ist hier, neben mir!" Einige Minuten lauschte er, ob keine Bewegung im benachbarten Zimmer, das der Sohn bewohnte, zu hören wäre; aber dort war noch alles still — wahrscheinlich schlief er noch; dafür brüllte auf dem Hofe laut ein Kalb, gackerten die Hühner, und die Sperlinge, die in ganzen Scharen in den Gebüschen des noch kahlen Flieders saßen, zwitscherten durcheinander.

All diese Laute, die ihm zu anderer Zeit gewohnt und nicht beachtenswert waren, erschienen ihm jetzt voll Sinn und Leben.

Die Sonne beleuchtete die weißgetünchten Wände des Zimmers und warf vom Spiegel helle Lichtreflexe auf Decke und Ofen, und in diesem Sonnenschein wie in dem Zwitschern der Sperlinge erschien ihm Glück und Freude enthalten. „Ach, wenn Sserjóscha doch einwilligen möchte, sich für immer hier niederzulassen!" dachte Pjoter Iwánowitsch, — warf sich aber gleich den Egoismus dieses Gedankens vor. Nein, in diesem entlegenen Ort, in dieser bescheidenen, ländlichen Umgebung sollte das Leben seines Sohnes nicht verfließen. Für ihn gab es einen breiteren Weg, der ihn zum Ruhme, zu Ehren und Reichtum führen konnte. Der hervorragenden Ärzte gab es nicht viele, und ihre Namen waren nicht nur in Rußland, sondern auch in Europa bekannt. Weshalb sollte sein Sserjóscha mit seinem Verstande und seinem leidenschaftlichen Fleiße nicht dasselbe erreichen, was andere erreicht hatten? Seit dem gestrigen Tage wußte er noch genauer, wie der Sohn sich seinen Weg fest vorgezeichnet hatte, und wie energisch er bestrebt war, ihn zu gehen. Und

er freute sich darüber, hörte ihm zu und teilte seine Träume. Aber noch etwas anderes beschäftigte ihn, und alle Augenblicke ertappte er sich bei dem Gedanken daran. Gestern, während der Heimfahrt, hatte Ssergéi Petrówitsch plötzlich ein Gespräch begonnen, ob sich der Vater nicht erholen und zerstreuen müsse, und hatte dabei gemeint, sie wollten zusammen nach dem Kaukasus oder der Krim reisen. Ssergéi selbst fühlte sich nach den zu eifrigen Studien während der Examina abgespannt und hatte schon früher die Absicht gehegt, in diesem Sommer dahin eine Reise zu machen; es traf sich gut, daß er einiges Geld dazu gespart hatte, und jetzt war er entschlossen, den Vater mit sich zu nehmen.

„Für dich wird es außerordentlich nützlich sein," sagte Ssergéi Petrówitsch zu seinem Vater, „du wirst ein wenig umher reisen, wirst dich erholen, dich etwas beruhigen, und wenn du dann willst, hierher zurückkehren. Solltest du aber nicht wollen, — desto besser, — dann laß uns zusammen in Petersburg wohnen!"

Pjoter Iwánowitsch hörte seinem Sohne wie bezaubert zu. Ein solches Glück hatte er sich niemals träumen lassen — mit Sserófcha zusammen zu reisen! Er hatte sich mit seiner Frau so daran gewöhnt, ihm in allen Stücken freie Hand zu lassen und vor allem nur seine Bequemlichkeit und Wünsche zu berücksichtigen, daß ihm nie etwas ähnliches in den Sinn kommen konnte. Desto höher schätzte er es, daß Sserófcha 'selbst' ihm diesen Vorschlag machte, es selbst wünschte, und die Fürsorge seines Sohnes um ihn, die sich darin kundgab, rührte ihn bis zu Thränen.

Daran erinnerteer sich, als er kaum erwacht war, und unwillkürlich sah er das weite, blaue, immer unter der Sonne des Südens erglänzende Meer der Krim vor sich und die wilden abschüssigen Berge des Kaukasus, auf dessen Fußpfaden er zusammen mit seinem Sohne umherschweifen würde. Wenn er nur nicht Sserófcha lästig fiele; er selbst reiste freilich mit großem Vergnügen. Der Kaukasus interessierte ihn von jeher, und Sserófcha hatte recht, wenn er sagte, daß er — der Vater — ungeachtet seiner 57 Jahre das Leben fast nicht kenne und nichts Interessantes gesehen habe. Es zog ihn plötzlich, zum erstenmal seit den fünfundzwanzig Jahren, die er in Düimkówo zugebracht hatte, ohne es für längere Zeit zu verlassen, nach anderen Gegenden, nach einem anderen, ihm noch unbekannten Leben, das er jetzt Hand in Hand mit seinem Sohne beginnen sollte. Sogar die Aussicht, Petersburg zu seinem künftigen Wohnsitz zu nehmen, erschien ihm nicht mehr so sonderbar und unmöglich wie früher.

Was blieb ihm in Düimkówo übrig?! Nur ein Grab! Das Grab seiner Frau und das seines eigenen Lebens, in dem alles zu Ende war, und das nur neben seinem Sohne von neuem erstehen konnte. Andererseits erschien es ihm zu spät, um sich aufzuraffen und sein Leben noch einmal zu beginnen; doch weshalb sollte er es nicht wirklich versuchen, wenn der Zufall ihm dazu die Hand reichte und Sserófcha selbst ihn rief?!

Es litt ihn nicht länger im Bett. Er stand leise auf, um den Sohn nicht zu wecken, und nachdem er sich ebenso leise angekleidet hatte, trat er auf die Schwelle und blickte in das Zimmer seines Sohnes. Ssergéi Petrówitsch schlief, die eine Hand unter den Kopf gelegt, und der Vater stand lange im Rahmen der Thür und konnte sich an seinem schönen Gesichte und an der ganzen jugendlichen, kraftvollen Figur nicht satt sehen.

Die schöne Stirn mit den energisch gezeichneten, dunklen Augenbrauen, die fein gebogene Nase mit dem charakteristischen Schnitt der Nasenlöcher und der jugendliche, noch weiche, krause Bart, der seine vollen roten Lippen beschattete, waren so schön, daß Pjoter Iwánowitsch sich gestehen mußte, nicht nur er, als Vater, könnte daran seine Freude haben.

Aber je länger er das Gesicht seines Sohnes betrachtete, je aufdringlicher tauchte in seiner Erinnerung etwas Fernes, Trübes, etwas Unfaßbares auf, worüber er sich nicht klar werden konnte. Es war wie eine Erinnerung an etwas ... wie eine entfernte Ähnlichkeit des Sohnes mit jemand ... Pjoter Iwánowitsch that es leid, den Sohn zu wecken, aber er konnte sich von seinem Anblick nicht losreißen; jener fühlte gleichsam durch den Schlaf, daß man ihn betrachtete, und öffnete langsam die Augen.

„Ach Papachen, du bist schon aufgestanden!“ rief er, als er den Vater erblickte, und reckte sich mit Behagen, „nun, ich habe mich herrlich ausgeschlafen! Und du?“

Pjoter Iwánowitsch trat froh bewegt an den Sohn heran und umarmte ihn. Er genierte sich, ihn oft zu liebkosen, denn er fürchtete, ihm dadurch lästig zu fallen, aber jetzt, da er ihn im Bett erblickte in demselben Zimmer, in dem Sseróscha schon als Knabe zu erwachen pflegte, hielt er nicht länger an sich und küßte ihn zärtlich. Er gedachte des früheren kleinen Sserósha, zu dem er des Morgens hierher kam, um ihn aufzuwecken, dachte daran, wie damals der Kleine, wenn er erwachte, noch ganz warm vom Schlaf ihm mit seinen verträumten Äuglein entgegenlächelte und mit heißen Händchen seinen Hals umklammerte.

War es denn wirklich schon so lange her?! Pjoter Iwánowitsch schien es, als ob es gestern gewesen sei und noch jetzt fortdauere — so lebendig waren seine Erinnerungen — ach, alles das war ja unwiederbringlich dahin, und viele, viele Jahre trennten ihn von jener lieben, glücklichen Zeit!

Ssergéi Petrówitsch war in sehr guter Stimmung erwacht; das Landleben und das Vaterhaus wirkten auf ihn immer wohlthätig. Er sprang flink aus dem Bett, kleidete sich munter an, plätscherte beim Waschen lustig mit dem Wasser, scherzte mit dem Vater und Alexéi und sang eine Arie aus „Rußlaii“ vor sich her.

Pjoter Iwánowitsch folgte allen Bewegungen seines Sohnes, die etwas hastig, aber kühn, elastisch und sicher waren; er weidete sich unwillkürlich daran, lachte über seine lustigen, gutmütigen Späße und freute sich über sein lautes, jugendliches Lachen.

Den ganzen Morgen verbrachten sie miteinander. Nach der langen Trennung wollten sie ganz einander angehören. Ssergéi Petrówitsch ließ den Vater nicht eine Minute allein, erzählte ihm von sich, von seinen Studien und Kameraden und fragte ihn über die Wirtschaft, über die Nachbarn und Bauern aus, die er größtenteils von seiner Kindheit her kannte. Sie machten zusammen die Runde um das Haus, den Garten, besuchten die Gemüseanpflanzungen, den Pferdestall, den Viehhof, die Felder — und Pjoter Iwánowitsch, der seit dem Tode seiner Frau das alles vernachlässigt hatte, empfand mit Vergnügen, wie es ihn von neuem interessierte und anzog.

(Fortsetzung folgt.)

# Unterm Pantoffel.

Skizze

von

**Anna Wahlenberg.**

Autorisierte Übersetzung a. d. Schwedischen von E. Stine.



Zwei Besorgungen und zwei Visiten an einem Vormittage — das nimmt Zeit. Bei dem letzten Besuche hatten sie ihr Backwerk vorgesetzt und sie geneckt, daß sie sich nicht getraue, ihren Mann fünf Minuten warten zu lassen; sie aber, ohne ihnen die Antwort schuldig zu bleiben, war gegangen.

Es war wirklich spät. Sie lief die Treppen hinauf, nicht eben ängstlich, aber doch eilig, um beizeiten zu Hause zu sein, und riß heftig die

Küchenthür auf, die Hedda immer offen stehen ließ.

„Ist der Herr zu Hause?"

Nein, er war noch nicht da.

Sie that einen Seufzer der Erleichterung, legte in größter Hast ab und eilte ins Speisezimmer, um zu sehen, ob der Tisch vollständig gedeckt sei. Sie war noch nicht länger als ein halbes Jahr verheiratet, kannte jedoch ihren Mann bereits hinlänglich, um zum voraus zu wissen, daß jedes Zeichen von Unordnung seiner guten Laune einen gewissen kleinen Stoß versetzte.

Mon dieu, kein Essig in der Karaffe!

Sie lief in die Küche, um die Karaffe füllen zu lassen, und hob im Vorübergehen die Deckel von den Töpfen, um sich zu überzeugen, daß alles fertig sei. Da machte sie eine Entdeckung.

„Aber, Hedda, die russischen Erbsen sind ja nicht gekocht!"

„Na, werden schon noch," sagte Hedda mit der größten Ruhe von der Welt.

„Werden schon noch!"

Die junge Frau geriet außer sich. Sie fragte Hedda, was sie denn eigentlich glaube, ob sie zu Mittag oder Abend essen wollten; ob sie denn vergessen habe, daß der Herr um halb fünf nach Hause käme; ob sie sich vielleicht einbilde, der Herr habe eine faible für halbrohe Erbsen, und was sie denn eigentlich meine, was der Herr dazu sagen würde.

Hedda kicherte bloß, während sie den Herd mit Holz vollsteckte.

„Na ja, der Herr . . :" sagte sie; „'s ist doch nicht so gefährlich, wenn's auch ein paar Minuten länger dauert. Wenn ich die Gnädige wäre, möcht' ich nicht so schrecklich viel Umstände machen. Die Leute reden ohnehin, die Gnädige steh' unterm Pantoffel."

„Was sagen Sie da?"

Zunächst entstand eine Pause betroffener Überraschung, dann sagte die junge Frau etwas, das vernichtend wirken sollte, aber total den Effekt verfehlte, und hierauf verließ sie den Wahlplatz und begab sich in ihr Zimmer, wo sie mit zusammengebissenen Zähnen auf und abging, während ihr eine Menge niederschmetternder Antworten einfielen, die sie statt der mißglückten hätte sagen können.

Ein Streit mit Dienstboten ist das nervenaufreizendste, das es geben kann. Sich in einen Wortwechsel mit ihnen einlassen darf man nicht, sonst verliert man seine Würde, und läßt man sich in keinen Wortwechsel ein, sondern trachtet man, seine Ansichten in einer einzigen Antwort niederzulegen, so geschieht es leicht, daß diese nicht hinlänglich inhaltsreich wird.

Als ihr Mann nach Hause kam, saß sie mit glühenden Wangen und zerrauftem Haar beim Schreibtisch, fünf halbbeschriebene zerrissene Zeugnisse für Hedda vor sich und eben im Begriff, das sechste zu verfassen.

Sie hatte ihn weder die Vorzimmer öffnen noch durch das Speisezimmer kommen hören, und nun stand er im Zimmer, ohne daß sie es merkte.

„Agda!"

Sie sprang auf und fragte, warum er so spät komme.

„Pst," sagte er, „glätte dein Haar! Ich habe jemanden mitgebracht."

In derselben Sekunde war sie vor dem Spiegel und hatte die Bürste ergriffen.

„Wen denn?"

„Papa."

„Mein Gott!"

Ehe ihr Mann den Rock hatte wechseln können, hatte sie alle ihre Laden auf- und zugeschoben, vier Haarrosetten und drei niedliche Schürzen probiert. Sie hatte ihren Schwiegervater nur einigemale flüchtig gesehen und kannte ihn kaum, und nun kam er daher wie ein Schulinspektor, schauen, ob sie glücklich seien. Seinem Sohn hatte er gesagt, er sei in Geschäften hier und bleibe einige Tage.

„Wollen sehen, ob du eine Eroberung an ihm machen kannst," sagte ihr Mann. „Mache dich nur recht niedlich, tätschle den Alten hübsch ab und sei lustig und guter Laune, so wirst du ihm schon gefallen."

Unterdessen ging Papa Schwiegervater, der Hüttenbesitzer, in der Wohnung umher und sah sich um.

Er war wirklich gekommen, um sich einmal so richtig zu überzeugen, wie sein Sohn es habe,

und es nachher 'der Mama' beschreiben zu können, die daheim saß und sich hersehnte und gern mitgekommen wäre, wenn sie sich bei dem kalten Winterwetter nur hinausgetraut hätte.

Und so ging er herum, lang und groß und fett, die Hände am Rücken und den Kopf in der Höhe, und erwog, was wohl das alles gekostet haben mochte.

Das Buffet, das war ja prachtvoll, fast zu prachtvoll. Und dieses Silber und Porzellan rings um die Wände, pures Geflunker! Diese schweren Portieren, wozu braucht man die? Du lieber Herrgott, und was für ein Kapital in solch einem Luxus steckt! Welcher von den beiden es wohl war, der es auf diese Weise hatte haben wollen! Die Schwiegertochter hatte zwar etwas Geld mitgebracht, aber wie lange würde das reichen, wenn alles in diesem Stil war!

Eben wollte er nach der Zuckerdose greifen, um zu sehen, wie schwer sie sei, da traten die Neuvermählten ein.

Agda fiel ihm sogleich um den Hals, streichelte ihm beide Wangen und meinte, sie hätten so lange auf ihn warten müssen, daß sie schon zu glauben begannen, Papa halte einen Winterschlaf.

Es war eine solche Frische über ihrer ganzen kleinen Person und ein so unwiderstehlicher Frohsinn in den beweglichen, ein wenig blinzelnden Augen unter den hellen Stirnlöckchen, daß Papa Schwiegervater für einen Augenblick seine ökonomischen Überschläge vergaß, und man sich in aufgeräumter Stimmung zu Tische begab.

Dank der späten Heimkehr des Hausherrn und der Ankunft des Gastes hatten die Erbsen Zeit gehabt, fertig zu werden, und der Mittagstisch war in jeder Hinsicht vortrefflich. Freilich, mit der Küche, die 'die Mama' zu führen verstand, war es nicht zu vergleichen. Das hatte der Hüttenbesitzer auch gar nicht erwartet, und das einzige, worin er sich nicht recht finden konnte, war die Art des Servierens. Zu Hause legte Mama die besten Bissen auf den Teller des Hausvaters; hier war es gerade umgekehrt. Hier saß sein Sohn Harald und suchte in den Karotten und fischte einen Leckerbissen nach dem anderen heraus.

„Das mußt du nehmen, Agda! Noch ein Stückchen dazu!“

Und sie nahm es, ganz, als müßte es so sein.

Der Hüttenbesitzer warf von der Seite einen forschenden Blick auf sie. Er fragte sich in Gedanken, ob sie denn wirklich die Pflichten einer Frau kenne. Sie aber verstand ihn ganz und gar nicht, sondern antwortete ihm mit einer so laut und offenherzig wie möglich gestellten Gegenfrage:

„Höre, Papa, weißt du denn, daß Harald schrecklich schlecht erzogen ist?“

„Nein,“ versetzte der Hüttenbesitzer ernsthaft. Er war sich bewußt, daß Harald in seiner früheren Jugend ungefähr zweimal wöchentlich Schläge bekommen, und daß er dann zehn Jahre in Upsala gesessen. Er hatte nichts auf dem Gewissen.

„Ja, aber er ist es. Er will mich zwingen, Brot zu Tische zu essen, und ein Gentleman zwingt niemals eine Dame zu etwas,“ sagte Agda.

Ein verwöhntes, übermütiges Dämchen, ja, das war sie! Papa Schwiegervater war mit einmal überzeugt davon, daß *sie* an den Draperien und dem Porzellan an den Wänden schuld sei, und obschon er lachte und scherzte wie die anderen, beschloß er, scharf und sorgfältig ihren Charakter zu studieren.

Agda ihrerseits fuhr fort, sich so angenehm und liebenswürdig wie möglich zu zeigen. Sie hatte sich's vorgenommen, den Alten zu 'erobern.' Sie wollte, er solle sie intelligent und geistreich finden, und sie imponierte ihm auch wirklich durch ihre Fähigkeit, bei jeder Art Gesprächsstoff mitzuthun. Sie verstand es, über Zollwesen und Industrie, ja sogar über Politik zu konversieren.

Diskutierten die Herren den unglücklichen Mehlzoll, so schlug sie als Radikalmittel vor, aus Maismehl Brot zu backen. Tauschten sie ihre Ansichten über den mutmaßlichen neuen Staatsminister, so wußte sie, daß er eine sehr lange Nase habe und einen Sohn, der einmal seinen Hut durch ein Coupéfenster verlor; und sprachen sie von einem Sägewerk in Norrland, so

erzählte sie, daß sie vor zwei Jahren eine Papierfabrik in Norrköping gesehen habe. Kurzum, sie bewegte sich auf allen Gebieten mit Leichtigkeit.

Indessen kam es doch dahin, daß der Hüttenbesitzer sich zuletzt nach ein bißchen Alleinsein mit dem Sohne zu sehnen begann, und beim Dessert wandte er sich an ihn mit der Frage, was sie nachmittag thun wollten.

„Ja, was du meinst, Papa," sagte Harald. „Wollen wir ausgehen?"

„Gut, vielleicht auf eine Weile ins Variété?"

„Ja," brach Agda aus und setzte ihr Glas nieder. „Gehen wir ins Variété!"

Papa Schwiegervater sah sie an. Ihm erschienen dergleichen Damenbesuche im Variété ebenso sonderbar wie plebejisch. Die Mama zu Hause wäre nie auf so eine Idee gekommen, sowenig als sie je gewagt hätte, sich in die Gespräche der Herren, soweit sie höhere Angelegenheiten betrafen, einzumischen. Und dann, was für Prätensionen!

„Hm . . ." sagte er und nahm einen Schluck Wein, „wir bleiben ja nur ein kleines Weilchen aus. . . ."

„Gerade darum," erklärte Agda und brach zugleich in ein lautes, klingendes Lachen aus. „Glaubtet ihr, mich los zu werden? Nein, siehst du, Papa, das geht nicht. Ich habe ein Prinzip, an dem ich festhalte, und das ist, sich anzuhängen, sich bei allen Gelegenheiten immer und allezeit anzuhängen."

„Ein recht vorteilhaftes Prinzip," sagte Papa Schwiegervater und blickte seinen Sohn an.

Aber Harald saß da und lachte nur.

„Thäte ich das nicht," fuhr Agda fort, „so würde Harald bisweilen vergessen, daß ich da bin, und dann finge er gar an zu glauben, es sei nicht passend, daß ich dabei sei. Und wenn ich nicht überall sein kann, wo mein Mann ist, dann bin ich nicht richtig verheiratet. Ich aber, seht ihr, ich bin es."

Sie warf den Dessertlöffel auf den Teller zurück, daß man ihn hallen hörte, sprang auf, stellte sich hinter den Stuhl ihres Mannes und schlang beide Arme um seinen Hals.

„Und siehst du, Papa Schwiegervater," sagte sie, „ich will mich anhängen, und ich kann mich festhalten."

Im nächsten Augenblick hatte sie ihn losgelassen und warf den beiden Herren Kußhändchen zu.

„Nun verlasse ich euch, um Toilette zu machen."

Einen tiefen Knix in der Thür — und sie war verschwunden.

Die Herren lächelten einander an, der Hüttenbesitzer einigermaßen bedrückt, und da eben Hedda mit dem Kaffeebrett durchs Zimmer ging, begannen sie von etwas ganz anderem zu reden. Als sie sich aber im Salon niedergelassen hatten, die gefüllten Tassen vor sich, da meinte der Alte ganz vorsichtig, während er mit dem vergoldeten Löffel den Zucker umrührte:

„Höre, Harald, bist du jetzt viel außer Haus?"

„Nein, nicht eben viel," antwortete der Sohn.

„Hm, das kann ich mir denken."

„Wieso?"

Aber die Antwort des Hüttenbesitzers blieb aus, denn in der Thür stand Agda, elegant und fix und fertig in kurzer Plüschjacke und einem spitzigen Hütchen mit luftigen Espritfedern.

* * *

Es war nicht mehr als elf Uhr, als Papa Schwiegervater sich zurückgezogen, und Agda stand und öffnete ein Fenster im Salon, um den Zigarrenrauch hinauszulassen. Sie hatten zu Hause gespeist, um es für den Reisenden nicht zu ermüdend zu machen.

„Sag' mal, Harald, glaubst du, daß ich gefallen habe?" fragte die junge Frau.

Sie hatte wirklich ihr Möglichstes gethan. Sie hatte dem Alten Blumen ins Knopfloch gesteckt und sich von ihm auf die Wange küssen lassen. Sie war im Variété so witzig gewesen, daß Papa Schwiegervater mehr sie angesehen als die Diva auf der Bühne, und als der Hüttenbesitzer nach dem Souper vorschlug, sich mit Harald zurückzuziehen, um in der Schreibstube eine Zigarre zu rauchen, hatte sie die Portiere zurückgeschlagen und ihnen sogar die Ehre erwiesen, mit einer Zigarette mitzuhalten. Kurz, sie hatte an allem teilgenommen.

Harald küßte ihr leichtes Haar. Er war stolz auf sie.

Ja, gewiß hatte sie gefallen. Papachen war ja auch nicht mehr als ein Mensch.

Plötzlich fiel ihm ein, daß der Vater keine Lektüre für die Nacht habe. Er nahm das Abendblatt, ging zu ihm hinein und ward herzlich willkommen geheißen. Der Vater hatte ihm dies und jenes zu sagen und sprach fortwährend im Flüsterton, als seien es lauter Geheimnisse, die niemand hören dürfe.

Als Harald gehen wollte, drückte er ihm die Hand, schlug ihn dann auf die Achsel, sah ihm bedeutungsvoll und bekümmert in die Augen, sagte aber nichts.

„Was giebt es?“ fragte der Sohn.

„Süß ist sie schon,“ brachte der Hüttenbesitzer zögernd hervor, „rasend süß ... Aber ...“

„Was für Aber?“

Der Vater seufzte, wandte den Kopf ab, ging einmal im Zimmer herum, blieb vor seinem Sohn stehen und schlug ihn nochmals auf die Achsel.

„Mein armer Junge!“ sagte er.

„Bist du von Sinnen, Papa ...?“

„Du mußt das Heft in Händen behalten, mein Junge. Siehst du, ich weiß wohl, so wie die Mama können nicht alle Frauen sein, und so eine Frau wie die Mama können ja nicht alle bekommen, aber Herr im Hause solltest du doch sein ...“

„Ach Unsinn!“ sagte Harald, „geh' lieber und leg' dich nieder, Papa, statt hier zu stehen und aus dem Schlafe zu reden!“

Und damit nahm er den Alten, so dick und groß er war, trug ihn zum Bett, zog ihm die Decke über den Kopf und ging.

Zuerst war er ärgerlich, als er aber bei Agda eintrat, lächelte er vor sich hin.

Seine Frau saß beim Schreibtisch und sah Heddas Zeugnis, das sie in der Mittagsstunde abzufassen begonnen, nochmals durch.

„Nun,“ sagte sie und wandte sich um, „was sagt er von mir?“

Sie stützte das halb zu ihm gedrehte Köpfchen mit zwei Fingern und wartete auf das Kompliment.

„Oh, nichts Besonderes,“ sagte er. „Er findet dich reizend.“

Und das war alles, was Agda aus ihm herausbrachte. Sie fand es ein bißchen gar zu wenig, aber da sie schließlich einsah, daß unmöglich mehr zu erfahren sei, so begann sie wieder über ihr Zeugnis zu spekulieren und saß und fächelte es hin und her, während ihr Mann in einem Buche blätterte.

„Kannst du erraten, Harald,“ sagte sie, „was die Leute von mir reden?“

„Nein, wie sollte ich?“

„Etwas wirklich Unverschämtes.“

„Nun?“

„Daß ich unterm Pantoffel stehe.“

Er fing an zu lachen, verstummte aber plötzlich, wollte wissen, wer das gesagt, und nahm sich doch kaum Zeit, die nähern Aufschlüsse anzuhören.

„Und weißt du, was man von mir sagt?“

„Nein.“

„Etwas noch Ärgeres.“

„Was denn?“

„Daß ich's bin, der unterm Pantoffel steht.“

„Wer, wann ... wie ...?“

Jetzt war die Reihe des Fragens an ihr, aber fünf Minuten darauf saß sie auf ihres Mannes Schoß und hielt seinen Kopf zwischen ihren Händen.

„Ich fürchte beinahe, daß sie recht haben,“ sagte sie. „Aber denke nur, wenn sie erst wüßten ...“

„Wenn sie was wüßten?“

„Daß sie beide recht haben, Hedda und Papa Schwiegervater!“



Verantwortlicher Redakteur Paul Schettler, Berlin-Charlottenburg. — Vita, Deutsches Verlagshaus, G. m. b. H., Berlin W. 50, Rankestr. 28.
Verantw. f. d. Inseratenteil H. Lürßen, Gräfenhainichen. — Druck von C. H. Schulze & Co. Gräfenhainichen.





# Cuba insurrecta.

Roman

von

**Theodor Duimchen.**

[10]



## XII.

Der General war seit acht Tagen nach Habana zurückgekehrt. Er konnte mit den erreichten Erfolgen zufrieden sein: Juan Bengochea war bis auf wenige Meilen vor der Trocha wieder zurückgedrängt. Ihn aus den sehr festen Stellungen, in die er sich zurückgezogen hatte, zu vertreiben, war vorläufig unmöglich. Das war eine Sache, die wieder Leute kostete. Die zuletzt bewilligten Verstärkungen aus dem Mutterlande mußten abgewartet werden. Des Generals Anwesenheit in Habana war zunächst wichtiger.

Er argwöhnte, daß selbst unter den höheren Offizieren, die unter ihm auf der Insel dienten, solche wären, die seine Abberufung recht gern sehen würden, die vielleicht sogar daraufhinarbeiteten.

Der General war mißtrauisch geworden: eine finstere Wolke lag seit seinem Eintreffen über der Stadt. Schon immer schroff und gewaltsam, entwickelte er jetzt eine nervöse Brutalität, die völlig unberechenbar war. Selbst seine Offiziere, hohe Beamte wichen ihm scheu aus, wo sie nur konnten; das aber entging ihm natürlich nicht und reizte ihn nur noch mehr. Er fühlte deutlich den Boden unter sich schwanken und wußte, daß die anderen auf seinen Sturz warteten. Nicht bloß Kuba und die Rebellen würden aufatmen, würden seinen Fall als Befreiung empfinden.

Am meisten aber verbitterte es ihn, daß sein Programm, sein ganzes System, sein Feldzugsplan ihm selbst immer undurchführbarer zu werden schien: wenn es mit neuen ungeheuren Opfern an Menschenleben gelang, Bengochea wieder hinter die Trocha zurückzuwerfen und den Riegel wie früher vorzuschieben, dann war man gerade so weit, wie man vor Jahr und Tag gewesen war. Ja, wenn die Flucht Bengocheas, wenn der Durchbruch der Trocha, die großen Erfolge nicht im kritischen Augenblick dazwischen gekommen wären, dann läge der Aufstand jetzt am Boden. Nun aber war wieder das Ende

nicht abzusehen, und schuld daran war das Gesindel da von der Chorrera. Daß er ihnen nicht ans Blut konnte!

Der Einzige, der sein ganzes Vertrauen hatte, dem er sein Herz ausschüttete, mit dem er alles besprach, war Don Cristobal. —

In seinem Dienstzimmer in der Kommandantur der Chorrera lief der General in voller Uniform wild auf und ab, in abgerissenen Sätzen sich mit dem Adjutanten unterhaltend, der, steif am Tisch stehend, ihm verschiedene Einzelheiten über die Verhaftung Echegoyens, Bertholds und Mariens, über ihren Prozeß, über die Wiederentlassung, erst Bertholds, dann Echegoyens und über die Aussichten mitgeteilt hatte, die nach der Meinung des Kriegsgerichts die Verurteilte trotz des Todesurteils noch hatte.

„Es ist nicht zu glauben," knirschte der General, „ekelhafte Bande. Da drüben in seiner Villa sitzen die beiden Halunken jetzt den ganzen Tag zusammen. Der Deutsche telegraphiert täglich meterlange Depeschen nach New-York und unternimmt dabei im Geschäft garnichts Neues. Er zieht Forderungen ein, versilbert seine Warenlager und kauft Wechsel auf New-York und London. Neulich hat er den drei ältesten Herren seines Bureaus Kollektivprokura gegeben. Er will fliehen, aber sicher nicht, ohne vorher noch irgend eine Teufelei zu versuchen. Dieser Gerting ist im Komplott und ein Dutzend anderer von den Fremden ebenso, und dabei muß man darauf warten, ob die Herren in Madrid nach reiflicher Überlegung einverstanden sein werden, daß das Weibsbild garottiert wird. Warum mußte man die Herrschaften zu Hause überhaupt in diese Verlegenheit bringen? Das Urteil sprechen und ausführen mußte eins sein: nachträglich hätte man es mir schon geglaubt, glauben müssen, daß ich des Schreckens, wie die Dinge hier lagen, bedurfte."

„Mehrere Herren des Kriegsgerichts," antwortete Don Cristobal, „scheinen wirklich erhebliche Sympathien für Doña Marie zu haben. Selbst Oberst Delgado redet mir auffällig viel von seiner Verantwortlichkeit. Ich wollte wissen, in welchem Raum die insurrecta jetzt in Haft gehalten wird, und er antwortete mir, ich möchte ihn nur sorgen lassen, sie sei gut aufgehoben, und nur er selbst wäre für sie verantwortlich."

„Undankbare Halunken," brauste der General auf. „Der Kommodore de Castro beginnt auch, den Schulmeister zu spielen. Sehen denn die Dummköpfe nicht, daß diese Gefangene, so lange sie lebt, wie eine Lunte am Pulverfaß ist? Glauben sie denn, daß ihr Bräutigam und ihr Onkel, ihr Vater und alle Freunde nicht Kopf und Kragen und ihr Geld dazu dran setzen werden, sie zu befreien? Für Geld kann man überall, namentlich aber in den Vereinigten Staaten, den Teufel tanzen lassen."

„Nun," meinte Don Cristobal, „sie haben höchstens vierzehn Tage. Nachdem Sie, Herr General, ausdrücklich erklärt haben, daß die Bestätigung des Todesurteils im Interesse Ihrer Mission unbedingt nötig ist, wird man sie Ihnen nicht verweigern können."

„Wenn man nicht . . ." begann der General wild, brach aber ab und fuhr dann fort: „Ärgern wir uns nicht unnötig an der Geschichte. Wie man sie aus dem Präsidio herauskriegen will, ist mir auch nicht klar, und wenn man sie heraus hätte, wäre sie noch nicht eingeschifft. Wir wollen übrigens dem Obersten Delgado etwas auf die Finger sehen. Halten Sie Sich an das, was ich Ihnen neulich schon vorgeschrieben habe: genaueste Überwachung, namentlich auch des Hafens und der abgehenden Schiffe. Sie haben offene Vollmacht, und die Leute, die Sie brauchen, stehen Ihnen unbedingt zur Verfügung. Sie haben persönliches Interesse daran, die Schöne auf dem Stuhl mit der geraden Lehne zu sehen, also halten Sie die Augen offen."

Don Cristobal hielt die Augen offen. Von fast allem anderen Dienst dispensiert, leitete er wieder die Überwachung Echegoyens, Bertholds und Gertings, diesmal aber auch des Hafens und des Gefängnisses mit jener unermüdlichen, nie ermattenden Energie, die man an eine sympathische Sache setzt. Don Cristobal Gutierrez de Orozco y Samaniego war eben, des alten Namens ungeachtet, nicht hervorragend edel veranlagt, vielmehr zum Schuft und Polizeispitzel geboren.

Eines Abends wollte er beim Obersten Delgado im Präsidio vorsprechen, und als er von der

Chorrera ankam, bemerkte er, daß die Flaggensignale des Morro einen Dampfer unter amerikanischer Flagge in Sicht meldeten.

Die Sonne stand schon tief und warf den Schatten des Morro meilenlang auf das blaurot glühende Meer.

Er gab den beabsichtigten Besuch auf und eilte sofort nach dem Polizeibureau an der Muelle. „Was kann das für ein Dampfer sein?" fragte er den Chef der Hafenpolizei.

„Wir haben keine Ahnung, Don Cristobal," antwortete der, „von den regelmäßigen Linien ist keiner fällig. Wohl ein Frachtdampfer, wir werden ja sehen, er muß gleich hier sein."

Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne benutzend, dampfte der Amerikaner unter den Kanonen des Hafenforts in die Boca von Habana ein. Es war aber kein Frachtdampfer, sondern augenscheinlich ein Luxusrenner allerersten Ranges: während das schlanke, messerscharf gebaute, weiße Schiff mit den leicht nach hinten geneigten eleganten Stahlmasten langsam nach dem ihm angewiesenen Ankerplatz zog, war die Nacht hereingebrochen, und mit einem Schlage leuchtete der Dampfer plötzlich auf in einer solchen Fülle elektrischen Lichtes, daß er auf dem Wasser dahinglitt wie ein Feenpalast aus dem Zauberland. Es dauerte nicht lange, da kamen die diensthuenden Offizianten mit den Schiffspapieren an Land: Bonny Kate war es, in Boston heimatsberechtigt, Besitzer und Kapitän Mister Paul Erich Reuter. Der Chef erinnerte sich des Namens. „Paul Erich Reuter, das ist ja der Deutsche, der vor zwölf Jahren die Amerikanerin hier geheiratet hat. Miß Arlington hieß sie, glaube ich, man hatte ihren Bruder im Parquecito halb tot geschlagen, weil er blauweiß trug."

„Arlington — Arlington — — den Namen habe ich gehört — das ist ja doch der Obergauner von dem amerikanischen Zuckerring."

„Wohl möglich", meinte der Offiziant, „dann ist Herr Reuter also der Schwiegersohn des Zuckerkönigs. Sehr wahrscheinlich sogar: die Dampfjacht drüben ist ein Möbel, das einige Millionen gekostet hat."

„Die Sache ist stark verdächtig, ich werde nach New-York an unseren Gesandten telegraphieren und hier die alten Akten nachsehen lassen, ob sich etwas über diesen Reuter findet. Inzwischen lassen Sie die Jacht sorgfältigst überwachen. Vor morgen mittag darf niemand an Land. Wir sprechen dann weiter."

Am anderen Tage waren der General und Don Cristobal auf das genauste unterrichtet: Paul Erich Reuter war in der That der Schwiegersohn des alten Arlington, also einer der reichsten Leute der Vereinigten Staaten. Bonny Kate, nach seiner Gattin genannt, galt, wie der spanische Gesandte telegraphiert hatte, für die schnellste Dampfjacht der Vereinigten Staaten. Und das bedeutete etwas: man kannte ja die Fahrzeuge, mit denen diese modernen Herren der Welt ihre Wettfahrten unternehmen. Mit völliger Nichtachtung des Kostenpunktes gebaut und auch gefahren, erreichen sie unglaubliche Geschwindigkeiten. Die fortgeschrittensten Marinen der Welt können ihnen kein Dienstschiff entgegenstellen, das in Bezug auf Schnelligkeit sich auch nur entfernt mit ihnen zu messen imstande wäre. Daß Mister Reuter auf diesem seinem Fahrzeug einen Ausflug nach Westindien machte, war jetzt, wo man vor der kälteren Jahreszeit stand, an und für sich nicht auffällig, bei ihm war es noch dazu durch die besonderen Interessen die seine Familie am Zucker hatte, erst recht einleuchtend, dennoch waren aber der General und der Adjutant völlig einig in der Überzeugung, daß aller Wahrscheinlichkeit nach Reuter mit seinem Schiffe etwas im Schilde führe. Denn aus den alten Polizeiakten hatte sich ergeben, daß Reuter als er vor einem Dutzend Jahren in recht romantischer Weise die Bekanntschaft seiner jetzigen Frau gemacht hatte, in der Firma angestellt gewesen war, die jetzt Robert Berthold gehörte, und daß dieser selbst damals schon Prokurist des Hauses gewesen war: die beiden waren, wenn nicht Freunde, so doch ganz sicher gute Bekannte.

Reuter genierte sich auch garnicht: am Abend nach der Ankunft, nachdem alle gesetzlichen Formalitäten erledigt, alle Papiere in Ordnung befunden worden waren und die Erlaubnis des Verkehrs mit dem Lande hatte gegeben werden müssen, schoß die aus Mahagoni gebaute, acht-

riemige Gig der 'Bonny Kate' über die Bahia nach der Hauptlandungsbrücke. Die acht Mann, in weißen Flanell ohne jedes Abzeichen gekleidet, ruderten einen Stil, der jeder erstklassigen Mannschaft auch des berühmtesten Sportklubs alle Ehre gemacht haben würde. Mister Reuter saß selbst am Steuer, die Bank war mit purpurseidenen Kissen belegt und die fingerstarken Rudertaue waren aus gelber Seide. Diese kleine Höflichkeit, die spanischen Farben, wenn auch nur nebenbei zu zeigen, verschaffte dem Boote die Sympathie der spanischen Soldaten, Matrosen und Polizeibeamten, auf die das Boot in seiner üppigen Ausstattung, in seiner unglaublichen Eleganz und Sauberkeit, in der noch nie gesehenen Art, wie es gerubert wurde, schon mächtigen Eindruck gemacht hatte. An der Landungsbrücke wartete Herrn Bertholds Equipage auf ihn — ein Beweis, daß er erwartet worden war — und brachte ihn nach der Chorrera, wo er bei seinem Freunde zu Mittag aß. Nach dem Diner besuchten beide Herren Don Carlos Echegoyen, und erst am nächsten Tage machte Herr Reuter eine Reihe von anderen Besuchen bei den Spitzen der internationalen und der spanischen Finanz, bei den diplomatischen Vertretern der fremden Mächte und den höchsten Verwaltungs- und Militärpersonen Spaniens. Auch bei dem General selbst gab er Empfehlungsbriefe ab, in denen der spanische Gesandte ihn in den höflichsten Ausdrücken dem wohlwollenden Entgegenkommen der spanischen Zivil- und Militärbehörden empfahl. Er sagte dem General lächelnd die größten Schmeicheleien und die unverschämtesten und beunruhigendsten Nachrichten ins Gesicht. Er sei gekommen, um sich auf Kuba einmal umzusehen, gelegentlich einer längeren Vergnügungstour, die er während des Winters in den Tropengewässern mache, es scheine ja, daß Exzellenz nun endlich mit dem Aufstand fertig würde, und sie hätten, wie Exzellenz ja wohl bekannt wäre, ganz erhebliches Interesse bereits auf der Insel, die früheren Bengocheaschen Güter seien von seiner Familie aufgekauft, und auch der Besitz der Echegoyens werde an sie übergehen.

„Der Echegoyens?" fuhr der General auf, „darf ich fragen, wann das Geschäft gemacht ist?"

„Aber gewiß," antwortete Reuter, „vor Jahr und Tag, viel früher als wir durch die Vermittlung des Herrn Gerting den Bengocheaschen Besitz kauften, haben wir Herrn Carlos Echegoyen sehr große Summen zur Verfügung gestellt, die er, wenn ich mich recht erinnere, zu Gunsten seiner Nichte in der englischen Bank hinterlegt hat. Wir haben uns damals die Besitzungen als Sicherheit verschreiben und das Recht einräumen lassen, zu einem schon damals bestimmten Preise die Pflanzungen zu erwerben, wenn uns das innerhalb einer gewissen Reihe von Jahren wünschenswert erscheinen sollte. Wir haben diese Option nunmehr ausgeübt, weil wir eben glauben, daß nach der Wiederberuhigung der Insel sich ein freier und sehr umfangreicher Verkehr mit den Vereinigten Staaten entwickeln wird."

„Wissen Sie, Mister Reuter, daß dieser Carlos Echegoyen sehr verdächtig und seine Nichte inzwischen wegen Hochverrats zum Tode verurteilt ist?"

„Gewiß, Exzellenz, wir haben in den Staaten sogar sehr viel davon gehört. Bei meiner Abreise war man aber allgemein der Meinung, daß die Begnadigung der jungen Dame unzweifelhaft wäre. Wie ich höre, ist ja ihr Onkel inzwischen auch schon aus der Haft entlassen worden. Das sind ja alles Sachen ohne Konsequenz, sobald einmal der Bürgerkrieg beendet sein wird. Mein Freund Berthold hat ja auch für verdächtig gegolten. Nach dem Friedensschluß kann eine Generalamnestie doch nicht ausbleiben, und dann sind diese Dinge ja rasch vergessen."

In diesem Tone hatte sich der Herr erlaubt mit ihm, dem General, zu reden. Er hatte sich nur mühsam beherrscht. An demselben Nachmittag hatte er noch an das Ministerium nach Madrid telegraphiert und dringend die telegraphische Autorisation zur Vollziehung des Todesurteils an Maria Bengochea erbeten. Er hatte auf amerikanische Umtriebe, die mit großen Mitteln ns Werk gesetzt zu werden schienen, hingewiesen und betont, daß er schwere Gefahr in der Verzögerung der Exekution erblicke. Inzwischen war er vollständig überzeugt, daß die Bonny Kate nur zu dem Zweck nach Habana gekommen

wäre, Echegoyen, Berthold, und wenn irgend möglich, Maria Bengochea in Sicherheit zu bringen.

Die umfassendsten Vorsichtsmaßregeln wurden im geheimen getroffen, daß keine Maus und kein Vogel unbemerkt an Bord von Reuters Schiff gelangen könnte.

Don Cristobal hatte den General angesteckt sozusagen, begünstigt durch die Umstände hatte ihn der Fall Maria Bengochea hypnotisiert. In überreizter Stärke richtete sich sein Geist darauf, hier seinen Willen durchzusetzen. Der brennende Ehrgeiz, mit der Insurrektion fertig zu werden, trotz allem noch einen endgiltigen Sieg zu erzwingen, die Insel wieder dauernd an Spanien zu fesseln und daraufhin als der Mann, der im Mutterlande alles gelten würde, nach Hause zurückzukehren, schien ihm davon abhängig, daß zunächst nicht etwa diese Rebellin über ihn triumphiere oder ihm auch nur entginge.

Mister Reuter bewegte sich übrigens nicht viel in Habana. Außer mit Echegoyen und seinem Freunde Berthold verkehrte er nur noch mit einigen und zwar den allerersten, angesehensten Persönlichkeiten der Stadt. Am dritten Tage machte er bereits Seiner Exzellenz den Abschiedsbesuch und teilte mit, daß er am nächsten Tage Habana wieder verlassen werde.

„Ihr Freund, Herr Berthold, wird Sie begleiten, vermutlich?“ fragte der General lauernd.

„Leider nicht,“ antwortete Mister Reuter ganz unbefangen. „Ich hatte offen gestanden darauf gehofft, er hat aber keine Zeit. Er glaubt, wie ich, an eine baldige Ordnung der kubanischen Verhältnisse und will auf dem Posten sein. Es läßt sich wenig dazu sagen, nun, wir bleiben ja in Verbindung, er wird mich im nächsten Jahre in den Staaten besuchen.“

Der General hätte am liebsten diesem unbefangen lächelnden Kerl ins Gesicht geschlagen, aber, er wußte genau, daß der amerikanische Zuckerring heutzutage eine größere materielle Macht bedeutet, als Seiner katholischen Majestät, dem König Kind von Spanien zur Verfügung steht. Er beherrschte sich gewaltsam, und der Abschied der beiden Herren vollzog sich in den höflichsten Formen.

Nicht das Mindeste war im Verkehr der Bonny Kate mit dem Lande bemerkt worden, das Verdacht hätte erregen können, trotzdem sollten Robert Berthold und Carlos Echegoyen bis zur Abfahrt des Dampfers auf das peinlichste beobachtet und der Dampfer selbst vor seiner Abfahrt in einer Weise durchsucht werden, als ob man eine gestohlene Stecknadel finden müsse. Diese Durchsuchung sollte Don Cristobal persönlich leiten.

Am Nachmittag um sechs, eben vor Eintritt der Dunkelheit, wollte die Bonny Kate absegeln, um fünf Uhr würde Don Cristobal mit den Beamten an Bord gehen, die die Schiffspapiere zu überbringen und den Dampfer bis zum Morro zu begleiten hatten. Sollten also etwa Berthold oder Echegoyen sich an Bord der Jacht begeben, um von ihrem Geschäftsfreunde Abschied zu nehmen, so würden sie spätestens mit den Beamten den Dampfer wieder verlassen und nach Habana zurückkehren müssen.

(Schluß folgt.)

# Leile.

## Novelle

[3]

von Otto Stoeßl.



Eines Tages ging sie durch den Schönbrunner Park. Dezember. Die Bogen der Allee leuchteten im Schnee, die Luft bebte durch die feinen Zweige, und der klare Wintertag stand starr und machte jeden Ast und jede kleinste Linie deutlich. Man sah weithin über den blendenden Weg. Drüben waren die Bäume von sanftem Blau und hoben sich zart von der blassen Luft. Alles schien in der Kälte zu flimmern. Leile ging in ihrer schwarzen Pelzmütze ohne Schleier. Ihre Augen glänzten still und ruhig, wie der Tag, in dem sie ging, ihre Locken drangen unter der Mütze hervor. Ein schwarzes Kleid und eine dunkle Jacke lagen eng an ihrem Körper, so war sie wie ein Kind, zart und rasch, die Wangen gerötet, der Mund geschlossen, der Kopf hoch. Sie träumte nicht. Vielleicht dachte sie an ihre Schule. Sie wußte nur, daß sie ganz frisch und frei war, kühl und heiter fühlte sie sich, wie der Wintertag, und freudig. Da sah sie drüben, noch ziemlich weit weg, Edi mit einem zweiten gehen, das mußte sein Freund sein. Sie erschrak und fühlte ein leises Zittern, jetzt kam das Neue. Der andere trug einen großen, schwarzen Hut und ging fest und aufrecht, Edi aber gesenkten Hauptes . . . Nun waren beide vor ihr und grüßten.

„Grüß dich Gott, Leile.“

„Servus, Edi!“

„Fräulein Leile Dorner, meine Freundin, Hermann, mein Freund.“ Edi stellte lächelnd vor. Er hatte doch eine Freude, daß diese beiden einander kennen lernen sollten.

Leile lächelte und neigte ein wenig das Haupt.

„Ich habe schon viel Schönes von Ihnen gehört.“

„Auch Edi hat mir viel von Ihnen erzählt.“

„Nun werden wir uns prüfen, nicht wahr? Ob alles so ist. Er ist zu gut, ihm gefällt alles!“

„So!“ meinte Leile lächelnd, „nun, wissen Sie, sehr schmeichelhaft ist das gerade nicht für mich . . .“

Leile fand Edis Freund sehr schön. Sein Gesicht war stark wie seine Stimme, sein Blick zuversichtlich, sein Sprechen laut, er hatte so dunkle Augen. Aber nun war er doch ganz anders, als sie sich ihn vorgestellt hatte.

Den Edi hatte sie vergessen. Er ging still und lächelnd neben ihnen. Die beiden plauderten aber bald sehr lebhaft, wie alte Bekannte.

Sie nahmen den Weg nach Hietzing zurück und verabschiedeten sich beim Hause Hermanns. Leile trat mit Edi in ihr Nebenhaus ein. Im Flur war es dunkel.

„Nun, wie gefällt er dir?“ fragte Edi. Seine Stimme klang ein bißchen ängstlich. Er fürchtete sich zugleich vor seinem Schicksal, zugleich, daß sein Freund am Ende der Leile doch wieder mißfiele.

„Ganz gut, aber ich kenne ihn ja garnicht.“

„Leile, giebst du mir einen Kuß?“ Sie sah ihn nicht, sie fühlte nur, wie er sehnsüchtig und angstvoll die Arme nach ihr ausstreckte.

Sie schmiegte sich einen Augenblick an ihn und fühlte seine Lippen ihr Gesicht berühren, ihren Mund suchen, sie reichte ihnen die Stirn. . . . Ihn liebte sie nicht mehr.

Und doch wußte sie, daß sie ihm gut war. Vielleicht wie eine Schwester, vielleicht ein wenig mütterlich . . . Er war um ein Jahr älter, und doch war sie ihm um Jahre voraus. Sie hatte ihn geküßt, als er noch nicht gedacht, daß ihre Lippen zum Küssen seien, sie liebte ihn schon nicht mehr, als er langsam und voll Angst von Liebe zu ihr erfüllt worden. So waren sie aneinander vorbeigegangen, einer vom andern anderes begehrend, als in jedem gelegen, es zu erfüllen. Beide aber wußten, daß sie viel verloren.

Ist dies die erste Liebe, wo man nicht den Geliebten liebt, sondern nur die Liebe selbst, ist es denn so gleich, wen die Lippen suchen, und ist es denn nur, daß sie küssen lernen? Ist jeder denn wie im Wind ein Korn, dem jede Erde recht ist, wo es landet? . . . Ist kein Gesetz, das die Menschen bindet und löst? Ist unsere Sehnsucht nur in uns und hat kein Abbild auf der Erde? Wir wollen unbewegt ragen wie Berge, und wir wollen geschüttelt sein wie der demütige Halm, wir wollen uns bewahren und verlieren, wir wollen uns und unser Widerspiel in der Liebe, wir wollen unsere Ergänzung, und wieder schauern wir vor dem Fremden. Nie aber sollen wir alles finden und das Ganze. Alle Verheißung ist ein Fabelspiel.

Davon waren Leile und Edi dunkel erfüllt, von namenloser Trauer, von Gedanken ohne Grund und Ziel.

Edi liebte nun die Leile sehr, aber er fühlte, wie sie ihm entschwand. Und Leile wußte nichts von sich, nicht, wohin sie gehe. Edi aber war weit weg von ihr, wie die Küsten der Kindheit.

* * *

Leile erhielt folgenden Brief:

„Hochverehrtes Fräulein!

Von unserem gemeinsamen Freunde Edi habe ich so viel Schönes über Sie gehört und bin auch des Glückes teilhaft geworden, Sie kennen zu lernen. So darf ich mir, ohne allzukühn zu erscheinen, vielleicht erlauben, Ihnen diese aufrichtigen Zeilen zu senden, die Sie gütigst verzeihen wollen und begreifen werden, weil Sie die Freundschaft verstehen müssen, die mich für Edi erfüllt. Wenn ich mich in Ihrem edeln Wesen nicht täusche, darf ich darauf bauen, von Ihnen verstanden zu werden. Edi liebt Sie. Auch Sie waren ihm gut, bis meine Wenigkeit meinem besten Freunde dieses Glück zerstörte, ohne es zu wollen. Es wird mir schwer, davon zu sprechen. Ich freue mich, daß mein Gesang Sie so bewegt, ich habe mich einmal als der Künstler fühlen dürfen, der ich vielleicht einmal sein werde, daß ich Ihre Seele so zu bezwingen vermochte; und die größte Dankbarkeit erfüllt mich Ihnen gegenüber, die Sie so schön und tief mich verstanden haben. Aber ich beschwöre Sie, geben Sie diesen Gefühlen nicht Raum, so gern ich Sie sonst bäte, ihnen zu folgen.

Edi ist mein Freund. Es sei fern von mir, ihm Übles zu thun, bleiben wir Freunde, seien wir drei eng verbunden, lassen Sie mich wie einen Vater den armen, kranken Freund und seine große Liebe schützen. So sei es. Wir wollen uns unserer Freundschaft und Treue freuen. Verzeihen Sie mir diesen Brief, der Ihnen dankt und zugleich Sie bittet. Seien Sie nicht böse

Ihrem sehr ergebenen

Hermann."

Leile faltete den Brief recht nachdenklich, dabei begann sie zu lächeln, erst zuckte es langsam um ihren Mund, dann leuchteten die Augen auf, dann bebten die zarten Nasenflügel, bis eine große Heiterkeit in ihrem Gesicht stand. Sie hätte vor Freude springen mögen, lachend schreien: „Herrgott, wie sind die Buben dumm! Diese Salbung! Und diese Einbildung! Und dieser hölzerne Stil, der teilweise sehr ergeben und fremd thut, dann wieder warm wird! Was der sich nicht alles einbildet! Ich bin rein weg in ihn, ganz weg, ich denke nur an ihn, er hat mich erobert, er hat das Glück seines Freundes zerstört, aber er freut sich doch mehr, daß seine Stimme so schön ist, als daß ich mich in ihn verliebt habe. Und der Edi ist wirklich auch komisch, ihm das so gleich und warm zu erzählen, eine Laune von mir. Nun will ich ihn aber lehren, mich zu behandeln, den Herrn Baron. Seien wir ewig eng verbunden, drei Freunde! Er diktiert mir meine Pflichten. Und wie erhaben er sich vorgekommen sein muß!" . . .

So hatte sie einige Tage mit ihrer großen Heiterkeit zu thun. Sie überlegte nur einen klugen Plan, den Herrn Sänger zu behandeln.

Da, als sie einmal aus der Schule kam, sah sie ihn mit seinem aufrechten, langsamfeierlichen Gang gehen, sie erkannte ihn an seinem Räuberhut, ging ihm rasch nach, und als sie an seiner Seite war, schaute sie ihn lächelnd an und schritt vorüber. In ihrem Blick war aber so viel trotziger Spott, daß Hermann ganz ver-

butzt gegrüßt hatte und nun erst recht gereizt war, mit ihr zu sprechen. Sie that sehr erstaunt, als er sie ansprach.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, daß ich Sie bitte, mit Ihnen gehen zu dürfen, aber ich glaube, mein Brief bedarf noch einiger Worte.“

„So?“ ... Sie blickte unschuldig fragend ihn an.

Dies verwirrte ihn einigermaßen. Und nun verstrickte er sich in einer sehr weitläufigen Auseinandersetzung. Er sagte unter anderm:

„Sehen Sie, Fräulein, ich war so stolz auf meine Freundschaft zu Edi. Sehen Sie, er ist gar so arm, zart, krank, er ist von Zweifeln bedrängt, er sieht ein, mit wie leeren Händen er in all der Fülle des Lebens dasteht ...“

„Nun, wissen Sie, sehr vorteilhaft behandeln Sie ihn gerade nicht, Ihren Freund.“

„Ja, aber es ist doch wahr! Er hat doch nichts und niemand auf der Welt als mich!“

„Ja, Herr Baron, das scheint mir doch nicht richtig, da ist zum Beispiel seine Tante, die ihn sehr lieb hat und für ihn schon große Opfer gebracht hat, da bin auch ich, von der Sie ein so großes Opfer verlangen ...“ Sie lächelte dabei.

Hermann sah sie zweifelnd an ... „Fräulein, Sie dürfen nicht spaßen, denn er verdient es nicht, und ich dulde dies auch nicht, über meinen Freund ...“

„Erlauben Sie, ich habe nicht über Edi gespaßt. Er ist zu lieb und gut.“

Hermann fühlte sich unsicher ...

„Und sehen Sie, kaum hatten wir uns gefunden, aneinandergeschlossen, sollen wir wieder getrennt werden, nicht durch die Verschiedenheit unserer Naturen, nicht durch die verschiedenen Wege, die wir gehen ... nein, durch meine Schuld ...“

„Durch Ihre Schuld, das verstehe ich nicht. Das wollten Sie mir wohl erklären.“

„Fräulein. Ja, ich habe es Ihnen ja geschrieben.“

„Da habe ich diese dunkle, seltsame Geschichte auch nicht verstanden, überhaupt den ganzen Zweck Ihres Briefes.“

Hermann seufzte, er fühlte sich doch nicht geschickt genug, den Kampf mit der Kleinen aufzunehmen, die scharf und unschuldig zugleich ihm in die besten Intentionen dazwischen sprach; aber er fühlte sich ungemein edel und tapfer, er wollte darauf losgehen.

„Sie dürfen es mir gestehen, Edi hat es mir erzählt, ich war gerührt; ich habe Sie bewundert, Ihren Mut, wie kühn Sie sind; und daß ich Ihre ganze Schönheit, Ihre ganze Seele mir winken sah und sie zurückweisen mußte, dies war mir schmerzlich; ich schaue freilich thöricht aus, wo ich heroisch sein will, aber ich will auch das auf mich nehmen, wenn ich meinem Freunde diene.“

„Sie scheinen mir wirklich sehr edel, nach allem, was Sie sagen, obzwar ich die Veranlassung zu all der Fülle von Großmut, die Sie vor mir ausbreiten, nicht verstehe. Ich denke, Sie müssen sich rein irgend etwas eingebildet haben. Sie haben schon im Brief so etwas gesagt, jetzt auch wieder. Ich bitte Sie, seien Sie deutlich!“

„Also wenn Sie es wollen! Können Sie sich nicht an jenen Abend erinnern, wo ich zum erstenmal bei Edi war und sang, die Ballade vom Archibald Douglas?“

„Ja.“ ...

„Da stand ein Fräulein, das jetzt sehr suffisant ist, in ihrem Fenster und horchte, den ganzen Abend. Und dann, als Edi Sie wieder traf ...“

„Ah!“ Leile war errötet, in ihrem Lächeln war fast ein bißchen Zorn. „Meinen Sie vielleicht, daß Ihrem Freund dieses Geständnis etwas nützt, und meinen Sie, daß ich gerührt in seine Arme sinken werde, wenn Sie mir brav zugesprochen und mir Ihren Edelmut stoßweise versetzt haben?“

„Fräulein Leile!“

„Ja, ja. Und wenn Sie sich schon eingebildet haben, ich liebe Sie, glauben Sie, ich würde dann blutenden Herzens und voll hochherziger Gesinnung mich von Ihnen reißen und, nachdem die Hälfte meines Herzens an Ihrem holden Wesen geblieben, mit der andern Hälfte reuig zu Edi zurückkehren? Haben Sie ihn denn so wenig lieb, ihn so zu erniedern, daß er so ein Opfer annimmt? Sie sind doch vielleicht nicht ganz

heroisch . . . Gut, wie wäre das, ich gestehe Ihnen ein, ich bin dem Zauber Ihrer Stimme unterlegen, dem süßen Wohllaut Ihres Organs oder der wilden Ballade, ich habe mir Sie als Ritter im blauen Stahlpanzer geträumt, der mich entführt aus den dumpfen Wirklichkeiten in eine unbekannte Freiheit, der mich aus mir selber fortreißt. Indessen bemühen Sie sich sehr, mich an die Krippe zu fesseln, indem Sie mich versichern, daß der Hafer der Treue besser ist, als der Hunger der Sehnsucht. Ich sehne mich nach Ihrer stolzen Ritterschaft, Sie sollten mich wegrauben, Sie aber sind edel und erbauen sich selbst an der Hochherzigkeit Ihres Verzichtes, aber wie können Sie es verantworten, mich in den Schmerzen und Qualen dieses Kampfes zu lassen, hilflos, wehrlos, ein Opferlamm selbst, ohne Rettung vor mir. Sie Ritter!"

„Scherzen Sie nicht, Fräulein, Sie spielen mit dem Feuer."

„Ja, das können Sie freilich nicht einsehen, daß das schön ist, um die Flamme zu huschen, rasch durchzuflattern und . . . ach Gott, was rede ich denn mit Ihnen über alles das, Sie sind ja ein Ritter von Beruf und werden allerhand Heldenjünglinge spielen, aber daß Sie auch so abenteuerlich sind, selber Leidenschaften zu haben, Prinzessinnen zu rauben und Herzen zu brechen, darf ich Ihnen gewiß nicht zumuten. Im Privatleben begnügen Sie sich mit einem heroischen Gang, mit einem großen Hut, mit einem schönen Sängerschnurrbart und mit dem Bewußtsein Ihres Edelmutes."

„Fräulein Leile."

Er war sehr gereizt, wie sie neben ihm herging, mit ihrer schmalen Gestalt, die Hände im Muff, und ganz ernsthaft sprach, wie er sich umsonst bemühte, ihrem Blick zu begegnen, wie er, gerade wenn er nachdenklich vor sich hinsah, fühlte, daß sie zu ihm hinaufschaute mit einem raschen Seitenblick, der sofort, wie er ihn treffen wollte, sich senkte. Er sah nur ihren feinen Mund, dessen Winkel ein wenig spöttisch zuckten, der aber doch sich zum Ernst zwang, unter dem einfachen, schwarzen Schleier ihre leicht rosigen Wangen, und die gesenkten Lider mit den dichten Wimpern, auf denen ein paar leichte Schneeflocken zitterten.

So gingen sie im Schneegestöber an den vielen hastenden Menschen vorüber, sie schienen ganz allein, und die grellen Bogenlampen der Läden schwebten an ihnen vorüber, und die Leute gingen an ihnen vorbei, wie Schatten. Nur sie waren wirklich. Und vielleicht sie selber nicht. Es war ihm, als sprächen sie aneinander vorbei, als sprächen zwei Schauspieler, als trügen sie irgend ein Proverbe vor, so geziert erschien ihm die Rolle, die er voll Begeisterung übernommen, und spitz und scharf ihre Worte, ihr Scherz, der fast verwundete, dabei ganz leise und fast schüchtern von ihren Lippen kam. Dann glaubte er wieder zu fühlen, wie sie in aller Ironie selbst eine süße Zärtlichkeit versteckte, die alles zugab, was sie leugnete, wie sie ihm ihr ganzes Wesen entgegenbrachte, wie ihre Blicke ihm auswichen und doch ihn suchten, ihre Lippen im Eifer sich spitzten, wie bereit, ihm im Kuß, nicht im Streit der Worte zu begegnen, ihre Worte zugleich eine versteckte Demut hatten, die sich nur vor sich selbst fürchtete, wie ein Wohlthäter, der sich hinter einer finstern Maske verbirgt. Seine Eitelkeit war verwundet und doch geschmeichelt, denn er fühlte, wie sie in ihrer Rache sich verbarg und doch wieder heraustrat.

Wo blieb Edi? . . .

So waren sie immer weiter gegangen. Hermann wurde immer stiller, auch Leile wurde allmählich nachdenklicher, — sollte sie ihm wehgethan haben, er war doch ein guter Mensch. So waren sie schon in Fünfhaus angelangt.

„Jetzt will ich mich aber in die Tramway einsetzen und nachhaus fahren."

„Nein, Fräulein, bitte, gehen wir doch, es spricht sich so gut beim Gehen, und wir haben uns ja so viel zu sagen."

„Ja, sollen wir denn bis ganz hinaus nach Hietzing zu Fuß gehen . . . Sie wollen mich auch ganz müde machen, damit ich Ihnen gehorche . . .

„Also, nachdem ich Sie hoffentlich dazu gebracht habe einzusehen, daß ich mich in einen imaginären Helden, wie Sie selbst sagen, in ein Phantom verliebt habe, will ich Sie recht sehr um Entschuldigung bitten, Sie zu Ihrer übrigens

begreiflichen Thorheit veranlaßt zu haben, sich persönlich getroffen zu fühlen, was Sie aber eigentlich nicht hätten müssen, da Sie ja nicht im romantischen Kostüm herumgehen. Wissen Sie, ich bin ein Schulmädel und Sie sind Student und Sänger, und Edi ist mein Freund. Das ist die Wahrheit, alles andere aber ist eine Ballade, die aus ist, nicht wahr? . . ."

Hermann seufzte.

„Nein, wäre sie das nicht, warum dürfen wir nur in unseren Einbildungen alle erhabenen Gefühle hegen, warum nur in unsern Träumen die wahrste Freundschaft haben und ihr selbst unsere Sehnsucht opfern . . ."

„Mir scheint, Sie wechseln jetzt die Rollen, Sie opfern doch hoffentlich noch immer, ich nehme es wenigstens an; nur ich fühle mich nicht wohl in dieser olympischen Atmosphäre, lassen Sie mich in den Niederungen von Schönbrunn mich in meiner irdischen Sehnsucht verzehren. Ich bin Eurer Liebe nicht würdig."

„Hören Sie mich aber jetzt ernstlich an, ich bitte Sie."

Seine Stimme zitterte. „Warum sollen wir denn nicht, wir drei Leute, aufrichtige, starke Freunde sein, warum soll ich nur Ihren Spott, nicht Ihre Lieblichkeit spüren dürfen!"

„Nun, wissen Sie, eigentlich dürfte ich doch mit Ihnen nicht so sprechen, wie ich sprach, nicht mit Ihnen den weiten Weg gehen."

„Darüber sind wir erhaben."

„Wie groß Sie fühlen und denken und reden! Früher haben Sie wenigstens mich nicht für so erhaben gehalten. Also seien wir Freunde . . ." Sie wollte ein bißchen einlenken, sie fürchtete sich, ihn zu verletzen.

Er bot ihr die Hand, mit einem klaren Blick auf ihn schlug sie ein. Er aber zog ihre Hand an die Lippen.

„Meinen Sie, daß dies unbedingt zur Freundschaft gehört?"

„Ja! Und wir müssen auch Du zu uns sagen, wie brave Kameraden. Wollen Sie?"

„So unumgänglich notwendig scheint mir das gerade nicht."

Er drang sehr eifrig in sie, das sei eine Feigheit von ihr, sie sei nicht, wie alle andern Mädchen, sie dürfe nicht diese lächerliche Furcht haben . . .

„Und Edi!"

„Aber Edi, der wird sich freuen!"

Nun bekam Leile schon selber Angst vor sich, vor ihrem Spiel, vor ihrer Heiterkeit. Sie spürte, wie das Spiel und die Lust des Scherzes über sie die Herrschaft gewannen, wie sie die Zügel verlor. Sie selbst, ihre Leidenschaft, ihre Laune, kein abenteuerlicher Adler raubte sie und trug sie empor, sie fühlte nicht ihren Gang, so war sie in ihr Spiel versunken und so hatte sie ihrer Klugheit vergessen. Die Schneeflocken sprühten um sie, glitzernd, kühl und lebendig, und ihre Worte sprühten wie diese Flocken von ihren Lippen, unaufhaltsam, geflügelt.

Endlich sagte sie: „Ja, wenn Sie glauben, daß das Du absolut notwendig ist, so sagen Sie meinetwegen Du zu mir, ich will es dulden . . ."

„Nein, du, Leile mußt auch du zu mir sagen."

Sie schwieg. Er sah ihre unschlüssige Gebärde . . .

„Im Namen der Freundschaft."

„Rufen Sie die nicht eitel an . . ."

„Ich bitte dich, Leile." Sie schwieg.

Sie waren schon bis vor die Stadt gekommen. Der Vorgarten des Schlosses Schönbrunn begann. Die letzten Häuser lagen hinter ihnen, immer weniger Menschen begegneten ihnen, die Lichter waren seltener und zitterten rot durch den Abendnebel. Die Bäume erschienen nur als dumpfe Schatten, der Schnee knirschte, der weite Bau des Schlosses lag schwarz vor ihnen . . .

„Leile, ich bitte dich, sag' mir etwas, sag mir Du . . ."

„Was soll ich denn sagen?"

„So sprich, was du willst, nur sag' etwas . . ."

Auch er hatte alle seine edle Absicht vergessen. Wo war Edi? . . . der . . . der war zu Hause und studierte vielleicht . . .

Endlich sagte Leile: „Hier ist ja schon Schönbrunn!"

„Ja, Leile, das sind freilich fünf Worte: Hier . . . ist . . . ja . . . schon Schönbrunn, . . . aber wo ist das Du . . . du, Leile, du mußt einen Satz mit du sagen. Siehst du, ich sage lauter Sätze, wo das Du mindestens dreimal vorkommt . . ."

„Das Du war schon drin gemeint, wie ich es gesagt habe, ich hab' es ganz anders gesagt, wie wenn ich Sie darauf aufmerksam gemacht hätte ...“

„So sag' du ... Sag' irgend was.“

„Ich kann nicht ...“

„Leile!“

Sie waren durch das Thor mit den beiden Obelisken gegangen, dann durch die Halle des Schlosses selbst, an den Wachen vorbei; nun lag das Gartenparterre vor ihnen, in diesem Halbdunkel der frühen Winternächte, wo der Schnee einen blassen Schein wirft ... Die schwarzen Alleen begrenzten die breite Fläche und eine schwere, schwarze Einsamkeit lag über dem Garten ...

Unwillkürlich fröstelte Leile und schmiegte sich nur einen Augenblick an Hermann, der sofort ihren Arm ergriff und so mit ihr weiterging, Arm in Arm. Erst erschrak sie und wollte sich befreien, aber er ließ es nicht. Dann sagte sie, wie um sich selbst zu trösten:

„Das ist statt des Du!“

„Nein ... Das ist etwas ganz anderes ...“

... „Sie mußte etwas sagen, er bestand darauf ...

Endlich sagte sie ganz leise:

„Du, hier ist ja schon Schönbrunn.“

Wie von einer langen, schweren Last befreit, jubelte Hermann ...

„Du, da ist ja schon Schönbrunn, du, da ist ja schon Schönbrunn,“ jauchzte er, umfaßte sie und hob sie empor ... Sie war ganz erschrocken, bebte am ganzen Körper ... Sie schluchzte leise. ... So weinen Kinder, die sich müd gelacht ... Sie zitterte sehr, sie hatte sich von ihm gelöst und stand ...

Und wie ein demütig Bittender näherte er sich ihr ... Sie schien ihn nicht zu gewahren, so war sie in ihr schweres Leid versunken.

Er schlang leise den Arm um sie ... Da blickte sie auf, das Auge voll Thränen. Sie lag ganz hilflos an seiner Brust, Körper war an Körper ... Wie eine Blume, die sich um einen Baum legt, nur das Haupt ist ihm fern, nur die Blüte neigt sich zurück, indes die Arme der Zweige und der ganze Blumenleib den Baum umfangen.

So stand sie, so war sie in seinen Armen. Das Haupt aber hatte sie zurückgeworfen, die Augen geschlossen, die Lider bebten, die Lippen zuckten, schwer von Bangigkeit, die Wangen waren bleich, und das Haar lockte in die Stirn. ... Einen Augenblick, dann, als flute die ganze junge Heiterkeit ihres Wesens wieder zurück, wie das Blut vom Herzen, errötete sie, blickte ihn groß und lachend an und öffnete den Mund und näherte endlich ihr Haupt dem seinen ...

Sie ließ sich küssen. Dann aber war es, wie wenn hinter ihnen eine schwere Thüre zugefallen wäre ... Sie ließen mutlos die Arme sinken und gingen still die Hauptallee entlang gegen Hietzing ... Nun spürten sie die eisige Luft, sie spürten, wie wehrlos sie ihr Spiel gespielt, war der Ernst ein Spiel, ihr Spiel der Ernst, wo waren ihre Worte, ihre Herrschaft, der ganze Edelmut ... Wie Lappen war alles von ihnen gefallen. Sie schauerten. Der Wind hatte sich gelegt, der Schneefall hatte aufgehört. Es war ruhig kalt, still, ganz ausgestorben.

Schweigend nickten sie einander zu, als sie bei ihren Häusern angelangt waren, zum Abschied.

(Fortsetzung folgt.)

# Der Sohn.

## Erzählung

von

## M. Krestowski.

[2] Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Adolf Garbell.



Ssergéi Petrówitsch wollte heute eine Seelenmesse auf dem Grabe seiner Mutter abhalten, und nach dem Mittagessen — Pjoter Iwánowitsch speiste früh — begaben sie sich sogleich auf den Friedhof.

„Nun, da hat Ihnen Gott Freude geschickt!" sagte fröhlich der alte Bátjuschka, der sie schon von weitem erblickt hatte. Er kannte den Ssergéi Petrówitsch von klein auf und liebte ihn sehr. „Der hat Kopf!" pflegte er lobend zu sagen. Auch jetzt freute er sich über ihn, und während er sein Priestergewand anlegte, äußerte er laut dasselbe, was Pjoter Iwánowitsch seit dem Eintreffen des Telegramms so oft gedacht hatte:

„Nun, so Gott will, wird sich jetzt alles ändern!"

Und Pjoter Iwánowitsch sagte als Antwort auf diese Worte freudig zu sich selbst, daß sich nicht nur alles ändern werde, sondern sich alles bereits geändert habe.

Ssergéi Petrówitsch schluchzte nicht, ja weinte nicht einmal, als er das Grab der Mutter erblickte. Aber sein Gesicht war blaß geworden, und um den Mund zuckte es nervös. Er ließ sich linkisch und unbeholfen, wie er alles that, woran er nicht gewöhnt war, vor dem Grabe auf die Kniee nieder und lag so lange schweigend da, den Kopf bis hart an die Erde gesenkt.

Für einen Augenblick schnürte dieser Anblick Pjoter Iwánowitsch die Kehle zusammen, und wie immer stürzten ihm die Thränen aus den Augen. Aber es währte nicht lange. Ssergéi Petrówitsch erhob sich von der Erde mit bleichem, finsterem, aber ruhigem Gesicht und trat schweigend an den Vater heran, um sich neben ihn zu stellen. Der Djákon fachte den Weihrauch an, und der Bátjuschka begann mit leicht zitternder Stimme: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes . . ."

Die Sonne übergoß, durch die noch kahlen Bäume nicht gehindert, den ganzen Friedhof mit Licht und Wärme. Das junge, hellgrüne Gras sproßte überall, von dem gelben Löwenzahn unterbrochen, freudig hervor. An den Gebüschen um das Grab herum waren die Knospen schon aufgebrochen und ließen noch feuchte, zusammen gefaltete Blättchen zum Vorschein kommen, denen ein harziger Duft entströmte. Auf den Apfelbäumen, die das Haus des Bátjuschka umstanden, hatten sich bereits rosafarbene, zarte Blütenbüschel entfaltet, und der Windhauch trug von dort den feinen, kaum wahrnehmbaren Wohlgeruch her.

Pjoter Iwánowitsch schaute mechanisch auf diese üppig erblühten Apfelbäume, auf den gelben Löwenzahn, der im Grase, wie am Himmel die Sterne, aufleuchtete, auf die ringsherum hüpfenden Sperlinge, die so laut zwitscherten, daß sie beinahe die feine Stimme des Bátjuschka übertönten, auf den Weihrauch, der in durchsichtigen, bläulichen würzigen Wölkchen zum Himmel aufsteigend in der Luft zerfloß. Dabei dachte er:

„Ja, das Leben wartet nicht . . . Es geht seinen Gang nach seinen schönen, unerbittlichen Gesetzen . . . Da sehe ich es wieder vor mir, dieses Leben! In diesen vollen Knospen, in diesen Weihrauchwölkchen, in diesen Vögelchen, die ringsum hüpfen und zwitschern . . . in allem ist es enthalten . . . und ich empfinde und begreife es von neuem, es erfaßt mich von allen Seiten und zieht mich in sich hinein . . . 'Sie' ist nicht mehr, aber alles andere ist beim alten geblieben und wird immer so bleiben . . . Wir haben andere abgelöst, und auch uns wird man

ablösen ... Ja, in uns selbst löst eins das andere ab ... Die Freude den Kummer, der Kummer die Freude ... und was zuletzt kommt, das ist das Stärkere ..."

Er schaute auf den Sohn, die Quelle 'seiner' Freuden, und ... wieder durchzuckte ihn eine trübe Erinnerung ... Der Bátjuschka sang zusammen mit dem Djákon das 'ewige Gedächtnis.' Er sang hastig, wie wenn er sich zu einer anderen, lebendigeren und angenehmeren Handlung beeilen möchte. Als er geendet hatte, bestreute er eilig das Grab mit Weihrauch und entledigte sich dann sogleich seines Priestergewandes. Bátjuschka war ein hochgewachsener, etwas gekrümmter Alter mit einem finsteren Gesicht und einer scharfen, etwas rauhen Stimme; aber unter seinen gerunzelten Augenbrauen leuchteten ein paar schöne, gutmütige Augen hervor, und seine Stimme durchbrachen warme, herzliche Töne.

Er ließ Pjoter Iwánowitsch und seinen Sohn um keinen Preis sogleich nach Hause gehen, sondern führte sie in seine Wohnung, um mit ihm Thee zu trinken. Seine Frau, rotwangig und dick, trotz ihrer acht Kinder, erwartete sie bereits mit dem Ssamowar und warmen Kringelchen. Ssergéi Petrówitsch lächelte unwillkürlich, als er diese alten, ihm von Kindheit auf bekannten Zimmerchen wiedersah, in denen er nur mit der Gefahr, sich an der Decke zu stoßen, aufrecht gehen konnte.

Auf den kleinen Fensterbrettchen standen noch immer dieselben Blumentöpfe mit den ausgewachsenen Geranien und Fuchsien, und an den Wänden hingen noch dieselben verblichenen Porträts der kaiserlichen Familie und mit Orden geschmückter, graubärtiger Archireis in hohen Kapuzen. Der Bátjuschka, der gern von Petersburg hörte, obgleich er darüber schimpfte, fragte Ssergéi Petrówitsch sogleich über seine bortige Lebensweise aus, über die Universität, Professoren, Theater und insbesondere über die Kaiserliche Familie, für die er sich vorzugsweise interessierte.

Dem Entschluß des jungen Ssergéi Petrówitsch, den Vater auf Reisen zu führen, stimmte er lebhaft bei.

„Ach, wenn ich den Priesterrock nicht anhätte und Geld besäße," — sagte er, ganz hingerissen von dem Gedanken, — „ich würde mich mit euch aufmachen! Wie sitzen wir hier in unserem Loch, sehen niemand, hören nichts! Der einzige Genuß ist, daß man einmal im Jahre mit einem vernünftigen Menschen ein Wort spricht und ein Büchlein liest!"

Der Bátjuschka verhehlte es nicht, daß er Geistlicher nur aus Zwang geworden; sein Vater hatte gewünscht, daß der Sohn nicht 'aus der Art schlage'.

„Ich hätte Seemann werden sollen!" sagte er oft bekümmert und gedachte dabei seiner Fluchtversuche, die er als Knabe, veranlaßt durch die Lektüre von Robinson Crusoe, zweimal gemacht. Gegen dreißig Werst war er von Hause fortgelaufen, aber jedesmal auf seinen alten Platz zurückgebracht und grausam für seine 'Phantasie' durchgebläut worden.

Seine Frau, die Bátjuschka in strenger Subordination hielt, bewirtete eifrig die Gäste und war im stillen gerührt, wenn sie Ssergéi Petrówitsch anblickte.

„Gott hat es Julisaweta Andrejewna nicht beschieden, daß sie sich ihres Sohnes erfreue," sagte sie mit einem Seufzer zu Pjoter Iwánowitsch, „und was für ein hübscher Mensch er geworden ist! Er gleicht ganz seiner seligen Mutter." Pjoter Iwánowitsch blickte voll Stolz auf seinen Sohn, wobei er sich zugestand, daß die Popin in betreff seiner Schönheit vollständig recht habe, aber die große Ähnlichkeit mit seiner entschlafenen Frau konnte er nicht bemerken. Als sie diesen Punkt erwähnte, kam ihm der Eindruck, den er am Morgen gehabt, und der sich später auf dem Friedhof für einen Augenblick wiederholt hatte, ins Gedächtnis zurück; es war wie eine dunkle Erinnerung, wie eine halb verschwommene Ähnlichkeit mit jemand, dessen er sich nicht entsinnen konnte.

„Nein," sagte er nachdenklich, Ssergéi Petrówitsch betrachtend, „nein, Lisanka ähnelt er nicht, vielleicht der Tante Proskówja Alexéjewna, die war ebenfalls eine Brünette ..."

Kaum hatte er es ausgesprochen und sich dabei das Gesicht dieser Tante ins Gedächtnis gerufen, als er sogleich empfand, daß Ssergéi

Petrowitsch auch der Tante nicht im geringsten ähnlich sei, obgleich sie brünett gewesen. Pjoter Jwánowitsch konnte sich nicht einmal klar werden, ob die Züge seines Sohnes ihn an einen Mann oder an eine Frau erinnerten.

„Liebe Popin," sagte der Bátjuschka zu seiner Frau, „bringe anstatt deiner Säfte und deiner Sahne Branntwein und einen guten Jmbiß. Wir werden hier vielleicht ein wenig sündigen und gar Karten spielen, da wir zum Glück Gesellschaft haben!"

Pjoter Jwánowitsch mochte nicht Karten spielen; der Tag neigte sich seinem Ende zu, die Kirche warf lange Schatten auf die staubige Landstraße, und das Gefühl nagenden Harms und der Vereinsamung erfaßte ihn von neuem. Er wäre lieber auf den Friedhof gegangen, um dort allein umherzuschweifen, wie er es in der letzten Zeit so oft gethan hatte. Um aber die Kartenpartie zustande zu bringen und den anderen das Vergnügen nicht zu verderben, beherrschte er sich und setzte sich zum Spiel nieder.

Ssergéi Petrówitsch blickte flüchtig, aber besorgt auf den Vater, und da er bemerkte, daß dieser wieder verstimmt wurde, trat er an ihn heran und umarmte ihn unbemerkt, rückte ihm den Stuhl bequem heran und setzte ihn zurecht.

Pjoter Jwánowitsch lächelte verlegen und versicherte, daß er mit Vergnügen zum Spielen bereit sei. Jhn rührte die Aufmerksamkeit seines Sohnes, dem seine traurige Stimmung nicht entgangen war, aber infolge dieser Zärtlichkeit nagte sein Kummer um so stärker an ihm.

Der Bátjuschka war sehr zufrieden, daß ein Partiechen zustande gekommen.

„Ach, in unserem Loche giebt es nicht einmal jemand, mit dem man ein Kärtchen biegen könnte," sagte er mit Behagen und schickte sich an, die alten, fettig gewordenen Karten zu taillieren, „und wollte man auf den Zufall warten, bis irgend ein Beamter vorbeigefahren käme, hätte man drei Jahre nötig!"

Ssergéi Petrówitsch lachte und ging auf die Scherze des Bátjuschka ein. Pjoter Jwánowitsch aber spielte teilnahmlos, fast mechanisch; sein Gram und der ihn noch immer beschäftigende Gedanke von der Ähnlichkeit seines Sohnes mit irgend jemand machten ihn zerstreut. Er dachte angestrengt nach, aber wieviele von seinen Verwandten und von denen seiner Frau er sich auch in Erinnerung rief, zwischen keinem von ihnen fand er eine Ähnlichkeit mit seinem Sohne. Zuweilen, während Pjoter Jwánowitsch den Sohn beobachtete, kam diese undefinierbare Ähnlichkeit in seiner Stimme, seinem Lächeln oder einfach in irgend einer charakteristischen Bewegung so sehr zum Vorschein, daß Pjoter Jwánowitsch meinte, er müsse sich sogleich klar und deutlich des ihn neckenden Gesichtes entsinnen, aber nach einem Moment zerfloß es von neuem und entschwand seinem Gedächtnis so weit, daß er momentan auch den geringsten, leitenden Faden verlor.

Und — wie es oft zu geschehen pflegt, wenn der Mensch sich eines ihn interessierenden Namens, einer Person oder einer Melodie nicht entsinnen kann — so kehrte auch Pjoter Jwánowitsch unwillkürlich beharrlich zu diesem Gedanken zurück, der ihn beinahe schon ärgerte. Schließlich aber verdroß es ihn, zwecklos sein Gedächtnis anzustrengen, er hörte nach und nach auf, daran zu denken, begann sich ein wenig für das Spiel zu interessieren, und die Freude an dem Bewußtsein der Gegenwart seines lieben, geliebten Sohnes gewann wieder in ihm Raum.

## IX.

Es waren einige Tage seit der Ankunft Ssergéi Petrówitschs vergangen.

Heute, gleich nach dem Mittagessen, war er ins Dorf zum Lehrer gegangen, mit dem er schon als Jüngling befreundet war. Pjoter Jwánowitsch aber ging, nachdem er ein Stündchen geruht hatte, auf seine geliebte Treppe hinaus, die auf den runden, kleinen Hof führte mit dem Grasplatz und der Sonnenuhr in der Mitte. Dort wärmte er sich mit Behagen in der Sonne, rauchte seine kurze Pfeife und schaute auf die Landstraße hinaus, von der ein Teil, zu beiden Seiten mit halb ausgetrockneten Linden besetzt, von seinem Platz aus sichtbar war.

Es zeigte sich jedoch niemand; nur die dichten, schweren Wolken, die wie schäumende, gigantische Seifenbälle über die Landstraße hinzogen, warfen

darauf wie auf den Grasplatz bald lange, schmale, bald breite Schatten. Pjoter Iwánowitsch saß da und dachte nach, ohne es recht selbst zu wissen ... Er dachte immer an denselben Gegenstand, an seinen Sohn. Der war gleichsam zur Achse seiner Gedanken geworden, um die sich alles andere drehte.

Wenn der Sohn bei ihm war, so schaute Pjoter Iwánowitsch ihn immer an und ergötzte sich an jedem seiner Worte; war er aber abwesend, so erinnerte er sich ihrer letzten Gespräche, rief sich seine Augen, sein Lächeln, seinen Gesichtsausdruck, seine ganze Figur ins Gedächtnis und wurde dessen niemals überdrüssig. Viel träumte er auch von ihrer bevorstehenden Reise. Ssergéi Petrówitsch, der im ganzen nur zwei Monate zur Verfügung hatte, eilte damit und wünschte, daß sie nach ungefähr fünf Tagen bereits aufbrächen. Akimówna und Mascha arbeiteten eifrig an ihrer Ausrüstung dazu.

Ssergéi Petrówitsch bestand auch darauf, daß der Vater im Herbst unbedingt nach Petersburg kommen müsse; er schilderte es ihm so anziehend, wie sie dort eine kleine Wohnung mieten und zusammen leben würden, daß auch Pjoter Iwánowitsch immer mehr für diese Idee eingenommen wurde. Er versuchte sogar, sich im voraus diese Wohnung vorzustellen, und in seinen Träumen gefiel sie ihm.

„Weshalb denn nicht? Das wäre freilich nicht übel!“ dachte er, „die Hauptsache ist, daß ich mit ihm zusammen bin ... Nur Düimkowo thut mir leid.“

Als Pjoter Iwánowitsch bei dem Gedanken anlangte, daß er sein geliebtes Düimkowo werde verlassen müssen, krampfte sich sein Herz zusammen ... und seine Entschlossenheit ließ nach. Er seufzte leise und erhob den Blick auf sein Gehöft, das er liebevoll betrachtete.

In diesem Augenblick kam Ssergéi Petrówitsch. Er ging durch den Hof in einem weißen Kittel, mit dem schlenkernden Gang eines Menschen, der einen weiten Weg zurück gelegt hat. Die Mütze von der hohen, mit Schweiß bedeckten Stirn zurückgeschoben, pfiff er vor sich hin und schlug mit dem Stock die ihm begegnenden, wolligen Köpfchen des bereits verblühenden Löwenzahns ab.

Pjoter Iwánowitsch freute sich über das Kommen seines Sohnes, sein Gesicht nahm plötzlich einen glückstrahlenden Ausdruck an, er sprang von der Treppe auf und winkte ihm zu. Und in diesem selben Augenblick durchzuckte seinen Kopf eine blitzschnelle Erinnerung.

„Was, was?“ fragte er sich und ließ die Hand sinken. Er fühlte, daß ihm dieses Mal unbedingt das ihn quälende Ungewisse klar werden müsse.

„Was, was?“ wiederholte er, sein Gedächtnis anstrengend, und ... plötzlich erstand vor seinem geistigen Auge klar und deutlich das Bild eines ebensolchen runden Höfchens und einer ebenso hohen Mannesgestalt im weißen Kittel, die durch einen solchen Hof schritt in ebenso schlenkerndem, müdem Gange, mit ebenso zurückgeschobener Mütze, ebenso vor sich her pfeifend und sogar ebenso die Köpfe des Löwenzahns abschlagend.

„Ja, ja,“ sagte sich Pjoter Iwánowitsch verwirrt und betrachtete forschend die Gestalt des näher kommenden Sohnes, „ja, ja, das war schon einmal, das habe ich schon gesehen; aber wo? ... wann? ...“

Und wiederum, wie bei der Ähnlichkeit des Sohnes, vermochte er sich nicht zu entsinnen, wo und wann das gewesen; er fühlte sich nur ganz von der Gewißheit durchdrungen, daß er es unbedingt schon einmal gesehen ...

Sergéi Petrówitsch lächelte dem Vater zu und ließ sich, als er herangekommen war, neben ihn auf die Treppe nieder.

„Puh, welch eine Hitze!“ sagte er, die Schweißtropfen mit einem Tuche von der Stirn trocknend; und indem er diese Worte gesagt und die Mütze abgenommen hatte, wußte Pjoter Iwánowitsch plötzlich, wo und wann er dieses Bild, das ihn so betroffen machte, schon einmal gesehen habe. Als er sich jenes Momentes entsann, erinnerte er sich auch plötzlich der Person, die seinen Gedanken bisher so beharrlich entschlüpft war.

Seine Füße schwankten, und ihm war es, als würde seine Brust durchbohrt. Er wollte sich unwillkürlich bekreuzigen, wie man es bisweilen thut, um schreckliche Visionen oder das

Vorgefühl eines Unglücks zu bannen, aber seine Hand zitterte und gehorchte ihm nicht.

Ssergéi Petrówitsch erzählte unterdes dem Vater, was er beim Lehrer gethan, und wen er gesehen hatte, aber Pjoter Iwánowitsch schaute ihn wirr an und hörte nicht, wovon er sprach. In seinem Kopfe pochte wie ein Hammer immer derselbe sonderbare Gedanke, der ihn eben betroffen gemacht hatte; und vor seinem Auge stand, wie ihn neckend und über ihn spottend, ein jugendliches, hübsches Gesicht, an das er sich vergebens all die Tage zu erinnern gesucht hatte. Und je mehr Pjoter Iwánowitsch sich in den Anblick seines Sohnes vertiefte, desto klarer lebte vor ihm jenes andere Gesicht auf, und desto erstaunlicher und unangenehmer trat die Ähnlichkeit zwischen beiden hervor. Die ganze Umgebung begann um ihn zu kreisen, er wollte aufstehen, wollte fliehen, fort von hier ohne sich klar zu werden, warum ... fliehen vor dieser schrecklichen Ähnlichkeit, vor seinen entsetzlichen Gedanken, fliehen vor seinem Sohne, vor sich selbst. Aber seine Füße knickten zusammen, er konnte nicht aufstehen, schloß kraftlos die Augen und bedeckte sie mit der Hand, um nicht zu sehen — nicht zu sehen ...

„Was ist dir, Vater?“ fragte unruhig Ssergéi Petrówitsch, als er bemerkte, daß jener bald blaß, bald rot wurde. „Ist dir schlecht geworden?“ fragte er noch einmal und beugte sich besorgt über ihn.

„Es ist nichts, nichts . . .“ stammelte Pjoter Iwánowitsch verwirrt, „das ist nur . . . der Kopf . . . dreht sich mir ein wenig in die Runde . . . es ist nichts . . . es wird gleich vorübergehen . . .“ Und er lächelte mit dem traurigen Lächeln eines Leidenden. Ssergéi Petrówitsch schüttelte mißbilligend den Kopf und hob den Vater von den Stufen auf.

„Wieso denn nichts!?“ sagte er und sah ihn aufmerksam und unruhig an, „komm' lieber ins Zimmer! Das ist wahrscheinlich von der Sonnenhitze! Du sitzest vielleicht schon gar zwei Stunden so, ohne Mütze!“ Pjoter Iwánowitsch widersprach nicht, lächelte nur traurig und ließ sich von seinem Sohne fortbringen. Für einen Augenblick kehrte ihm unter dem Einfluß der so besorgten, geliebten Stimme seine Selbstbeherrschung wieder. Er erschrak, schämte sich seiner eigenen Gedanken und klammerte sich an die letzten Worte seines Sohnes.

„Je nun, was wird es sein?“ sagte er aus der Fassung geratend, „vielleicht ist es in der That ein Blutandrang nach dem Gehirn . . . Was ist dabei, es kommt ja vor! . . .“

Als aber der Sohn ihm behutsam die Hand auf den Rücken legte, ihn unterstützte und ihn von der Treppe nach dem Zimmer führte, erblickte er zufällig im Wandspiegel das Bild seines Sohnes, und sein Herz krampfte sich wiederum zusammen, und seine Gedanken verwirrten sich . . .

---

## X.

Pjoter Iwanówitsch ließ sich ohne Widerstreben von dem Sohne zu Bett bringen. Ssergéi Petrówitsch war ernstlich beunruhigt; er wollte dem Vater durchaus noch eine Kompresse um den Kopf legen und bei ihm sitzen, bis er einschliefe. Doch Pjoter Iwánowitsch wies mit Entschiedenheit die Kompresse zurück und wollte allein bleiben. Es gelang ihm auch schließlich, den Sohn zu überzeugen, daß alles vorüber gehen werde, sobald er nur einschlafen könne.

Ssergéi Petrówitsch entfernte sich, nachdem er die Fenstervorhänge herunter gelassen, und Pjoter Iwánowitsch lag noch einige Augenblicke unbeweglich mit offenen Augen da. Ihm graute davor, zu ‘denken’ — aber die Gedanken stürmten wie von selbst auf ihn ein und gingen ihm im Kopfe herum.

„Nun,“ sagte er zu sich selbst, bemüht, dieses erregte, sein ganzes Innere erschütternde Gewirr von Gedanken klar zu legen, „nun, was ist denn eigentlich vorgefallen? Was hat mich eigentlich so bestürzt gemacht? Ich entsann mich plötzlich ganz unwillkürlich, wie von selbst, daß einst vor vielen, vielen Jahren durch denselben Hof Ratmájeff gegangen ist! Was ist denn aber Wunderbares dabei?! Ratmájeff brachte damals bei uns mehr als vier Monate zu! es kann ja leicht sein, daß er damals nicht ein, zwei, sondern hundertzwei Male so durch den Hof gegangen ist! Was ist denn eigentlich dabei, daß mich plötzlich eine

solche Verwirrung, ein solcher Schreck gefaßt hat?!

„Und dann, was hat das alles mit Sserócha zu thun?" fragte er sich noch mutiger.

„Ja, aber die Ähnlichkeit!" schien ihm jemand zuzuraunen, und das hübsche, triumphierende Gesicht Ratmájeffs tauchte von neuem vor ihm auf und lachte ihn an ... Pjoter Iwánowitsch stöhnte auf und sank mit dem Kopf in die Kissen zurück.

„Mein Gott, was ist es denn? ... Was, was? ..." fragte er sich und durchkostete dabei die ganze Angst vor den aufkeimenden Zweifeln, „was ist es denn? ..." Er strengte die ganze Kraft seines Gedächtnisses an, um sich die Gestalt Ratmájeffs lebendiger zu vergegenwärtigen, verglich sie mit der Gestalt seines Sohnes und brach in Weinen aus ... Weiter fragte er sich nichts mehr, suchte sich weder zu überzeugen, noch es sich auszureden, sondern weinte nur bitterlich und in quälendem Schmerze, wie damals an ihrem Grabe.

Endlich erhob er sich, setzte sich schweigend im Bett zurecht und saß unbeweglich, ganz zusammengesunken mit starr auf einen Punkt gerichteten Augen da.

Die Gesichter seines Sohnes und Ratmájeffs, — beide jugendlich, hübsch, spöttisch lächelnd, — flossen ineinander zusammen, schwebten vor ihm in der Luft, auf den Wänden, auf der Diele, überall, wohin er auch blicken mochte.

„Je nun, was ist denn dabei?" ... sagte er sich, ohne Kampf und Entsetzen, nur in dumpfer Verzweiflung, „was ist denn dabei? ... Es ist doch in der That ganz natürlich ... Ratmájeff war ein hübscher und kluger Mensch, und ich — was bin denn ich? ... Ich war immer ein schüchternes, erbärmliches Geschöpf! Ja, ein erbärmlicher, unbedeutender Mensch! ... Was ist denn Wunderbares dabei, daß sie ihn mir vorgezogen hat?! Sieben Jahre hat sie in Abgeschiedenheit auf dem Lande verlebt ... die besten Jahre des Lebens ... Gar keine Zerstreuungen, keine Vergnügungen hatte sie, was ist denn so Wunderbares dabei, daß sie sich von dem neuen klugen und hübschen Menschen, der aus Petersburg gekommen war, hat hinreißen lassen?

„Damals erschien uns Provinzialen Petersburg als etwas besonderes, als Centrum, als eine Kraft ... Alle seine Bewohner übten auf uns einen Zauber aus ... Und hier hatten sie mehr als drei Monate im engen Zusammensein verlebt ... Beide waren jung, beide hübsch ... Er hat ihr gewiß den Hof gemacht ... Ganze Tage hindurch waren sie miteinander allein ... während ich erbärmlicher, dummer Mensch mir mit meiner Wirtschaft zu schaffen machte. Die ganze Zeit war er neben ihr, pflegte ihr vorzulesen, sprach ihr vielleicht von Liebe und suchte ihr solche einzuflößen ... und ich ... düngte meine Felder, war glückselig und bildete mir ein, daß ich eine ungewöhnlich wichtige Arbeit verrichte ... Ich interessierte mich nicht einmal dafür, wie meine Frau ohne mich mit meinem Freunde die Zeit verbringe, und wovon der Freund zu ihr spreche ... Man kann ihr nicht einmal so große Schuld beimessen ... Ja, aber Sserócha, der Sohn! Er ist also nicht meiner! Nicht mein!" schrie es in ihm auf, und seine Stirn bedeckte sich mit kaltem Schweiß. Und wieder begriff er, daß die ganze Gewalt des von ihm entdeckten Unglücks für ihn nicht in der Untreue seiner Frau, sondern in dem Verlust seines einzigen, ihm so teuren Sohnes enthalten sei!

Ihre Untreue, ihren Fall konnte man noch erklären, rechtfertigen und verzeihen, wenn auch nur um ihrer späteren Anhänglichkeit und Ergebenheit willen, die sie ihm in ihrem Eheleben erwies ... Aber der Sohn! Sein Sohn! Wer gab ihm den Sohn zurück, den Sohn von seinem Fleisch und Blut! ...

Er griff sich an den Kopf und sank aufs neue stöhnend in die Kissen zurück. Und alle die schrecklichen Gedanken und quälenden Verdächtigungen erfaßten seine ganze Seele, wie wenn sie sich an der Angst und Verwirrung weideten, die sie in ihm anrichteten, und Pjoter Iwánowitsch fiel in vollständiger Ermattung kraftlos nieder.

---

## XI.

Pjoter Iwánowitsch entsann sich nicht, wielange er so bewußtlos dagelegen hatte. Erst dann war er erschreckt und hastig aufgesprungen, als leise Schritte sich der Thür näherten.

Sofort erriet er, wessen Schritte das seien, und spannte seine ganze Willenskraft an, um sich ein ruhigeres Aussehen zu geben.

Sergéi Petrówitsch steckte vorsichtig den Kopf zur Thür herein, und als er sah, daß der Vater erwacht war und ihm entgegen kam, nickte er ihm heiter zu.

„Nun, Papachen, wie fühlst du dich?“ fragte er, seine Hand fassend und ihm den Puls fühlend.

Pjoter Iwánowitsch versicherte ihm verwirrt, daß jetzt alles vorüber sei, und er sich ausgezeichnet befinde, aber sein Aussehen gefiel Sergéi Petrówitsch nicht ganz, und er schüttelte zweifelnd den Kopf. „Dennoch wäre es, glaube ich, für dich besser, in die frische Luft hinaus zu gehen!“ sagte er, „hier ist es sehr schwül.“

Pjoter Iwánowitsch willigte hastig ein, knöpfte eilig seinen Rock zu und ging mit seinem Sohn hinaus. Er beeilte sich, alles zu thun, was der Sohn ihm anriet; aber während der ganzen Zeit lag auf seinem Gesicht ein verwirrtes, schuldbewußtes Lächeln. Er wagte es nicht, den Blicken des Sohnes zu begegnen, ihn quälte die Furcht, sich zu verraten, und er meinte, seine schrecklichen Gedanken müßten ihm auf dem Antlitz geschrieben stehen, und der Sohn werde sie lesen.

Ssergéi Petrówitsch führte ihn in den Saal, wo wieder der Ssámowar und warme Kringelchen dampften, und setzte ihn ans offene Fenster.

Sowohl der Sohn wie die alte Akímowna waren über diese plötzliche Erkrankung sehr unruhig und pflegten Pjoter Iwánowitsch in jeder Weise.

„Wovon sind Sie so plötzlich krank geworden?“ fragte traurig und besorgt Akímowna und stützte betrübt ihre Wange auf die Hand, „vielleicht von dem Schinken?“

Aber je besorgter und teilnehmender Ssergéi Petrówitsch war, desto gequälter fühlte sich Pjoter Iwánowitsch. Ihm war, als sei er ein Verbrecher vor seinem Sohne; er fürchtete sich, ihn anzusehen, fürchtete sich, zu sprechen, aber auch zu schweigen, und stellte sich dennoch unwillkürlich ruhig, fast heiter an, bemühte sich, zu lächeln und sogar mit der Akímowna zu scherzen; innerlich jedoch drängte es ihn, zu entfliehen, zu fliehen an einen Ort, wo er sich vor allen verbergen könnte, wo weder der Sohn noch Akímowna noch jemand anders ihn finden und ihm ins Gesicht sehen würde.

Nach dem Thee fragte Ssergéi Petrówitsch den Vater, ob er ihm vorlesen solle. Pjoter Iwánowitsch willigte freudig ein, nur um nicht dem Sohn gegenübersitzen, ihn fortwährend ansehen und unter schrecklichen Anstrengungen sich zu Gesprächen zwingen zu müssen, für die er jetzt gar keinen Sinn hatte. Als aber Ssergéi Petrówitsch sich räusperte, halb abgewendet am Tische Platz nahm und zu lesen begann, kam Pjoter Iwánowitsch die Gestalt Ratmájeffs, die in seinem Sohne gleichsam wiedererstanden war, mit einer solchen Deutlichkeit vor Augen, daß er die Lider senkte, um ihn nicht zu sehen. Er entsann sich, daß jener dieselbe Art hatte, sich zu räuspern und beim Vorlesen halb zur Seite gewandt zu sitzen, selbst der Klang ihrer Stimmen war, soweit er sich entsinnen konnte, ein gleicher, — ebenso weich und ein wenig singend beim Lesen.

Wie oft hatte er ihn so beim Vorlesen überrascht, in demselben Saal, an demselben Tisch, genau in derselben Stellung, die jetzt sein Sohn unbewußt einnahm. Sie pflegte dann am gegenüberliegenden Fenster mit einer Arbeit in der Hand dazusitzen und ihm zuzuhören. Pjoter Iwánowitsch schien es, als ob nicht sein Sohn, sondern Ratmájeff selbst hier am Tisch vorlese. Die Jahre und die Zeit vermischten sich in seinem Kopf, und er suchte unwillkürlich mit den Augen auch ‘sie’ auf ihrem alten Platz.

Ihm war es, als sollte er unbemerkt hinausgehen, vor der Thüre stehen bleiben und lauschen, worüber sie in seiner Abwesenheit reden und was sie thun würden ohne einen langweiligen Zeugen.

Im Geiste sah er, wie jener das Buch zur Seite warf, sie mit verliebten, herausfordernden Blicken ansah, wie sie, alles vergessend, sich an seine Brust warf und seinen schönen Kopf, die wollüstigen Lippen, die feurigen Augen küßte.

Jetzt sah er sie vor sich, wie sie vor 26 Jahren war, schlank, zart, mit einem schüchternen

Gesichtsausdruck; dann wieder sah er sie auf dem Schoße Ratmájeffs, ein schmachtendes, leidenschaftliches, verliebtes Weib, wie er sie nie sich gegenüber gesehen, und das Blut stieg ihm zu Kopfe. Ein so eifersüchtig leidenschaftlicher Haß erwachte in ihm, wie er solchen noch niemals in seinem friedlichen, ruhigen Leben gefühlt hatte. Zornig blickte er auf die Gestalt seines Sohnes und wollte ihm zurufen, er sei ein Dieb, ein Thunichtgut, der fremde Frauen verführe, die Frauen seiner besten Freunde, die bereit waren, für ihn ihr Leben hinzugeben, und die er hinterrücks verspottete.

Plötzlich erinnerte er sich, daß vor ihm nicht Ratmájeff, sondern sein Sohn sitze; sein schöner, geliebter Sohn, der noch gestern die Quelle all seines Glückes, all seiner Freude war, soweit ihm solche dieses Leben noch bieten konnte. Mit Bitterkeit dachte er daran, daß schon dreißig Jahre darüber verflossen waren, daß sie sogar überhaupt nicht mehr lebe, sie, der er in die heuchlerischen Augen sehen möchte, die ihm so viele Jahre gelogen, und sie fragen:

„Was hast du mit mir gemacht? Wo ist mein Sohn!?"

Weshalb hatte er erst jetzt, so spät, diese schreckliche Entdeckung gemacht!? Weshalb waren ihm die Augen nicht wenigstens vor einem Jahr geöffnet worden?! Wenn es schon dem Schicksal gefiel, ihn so grausam zu strafen, seine letzten Lebensjahre zu vergiften, so hätte es doch früher geschehen können, solange er sie selbst noch zu verhören vermocht hätte, solange es ihm vielleicht durch Gewalt und durch Flehen möglich gewesen wäre, ihr ein Geständnis zu entlocken. Lieber die allergrausamste Wahrheit als diese furchtbaren Zweifel! Aber jetzt! — Wodurch könnte er sich über das eine oder das andere Gewißheit verschaffen, wodurch sich überzeugen?

„Ja," schrie es in ihm, „es kann ja nicht sein, daß gar keine Beweise übrig geblieben sind! Es müssen sich irgend welche Briefe, Zettelchen, ja sogar Porträts vorfinden; man muß sie nur suchen!"

Aber wo waren denn eigentlich diese Porträts? Früher, als er mit Ratmájeff noch befreundet war, waren ihrer mehrere vorhanden; mit Vergnügen hatte er seine schönen Bildnisse an die Wand gehängt und ins Album gesteckt; ein Bild hatte sogar, wie er sich jetzt erinnerte, auf seinem Schreibtisch gestanden. Aber allmählich waren sie alle irgendwohin verschwunden, wie es oft geschieht mit alten Porträts, von Leuten, die man aus den Augen verliert. Pjoter Iwánowitsch konnte sich so garnicht besinnen, wie und wann sie verschwunden waren, ob auf einmal oder allmählich. Mit den Jahren war seine exaltierte Freundschaft für diesen Mann, den er schon im Gymnasium fast vergöttert hatte, unter dem Einfluß der beständigen Trennung abgestumpft und erkaltet. Ratmájeff hatte eine glänzende Karriere gemacht, war eine Berühmtheit geworden, und Pjoter Iwánowitsch war es peinlich, ihm mit seiner Freundschaft, wenn auch nur brieflich, lästig zu fallen. Einmal nur, als Ssergéi Petrówitsch von der Universität zur Akademie übergehen wollte, war es ihm in den Sinn gekommen, sich an Ratmájeff mit einem Brief und der Bitte zu wenden, daß er seinem Sohne behilflich sei, aber er hatte es sich damals überlegt und überlegt, bis seine gewöhnliche Schüchternheit den Sieg davontrug und er den Gedanken daran aufgab.

Und plötzlich durchblitzte Pjoter Iwánowitsch eine neue Idee:

„Also daher diese leidenschaftliche Vorliebe seines Sohnes für die Medizin, um deretwillen er sogar die Universität verlassen hatte! Also daher! Auch jener hatte ja genau wie Sserószcha vor dreißig Jahren die Universität verlassen, obgleich er sich schon im letzten Semester befand, und war zur Akademie übergegangen! Auch jener hatte diese Leidenschaft für die Medizin!

O Gott, o Gott! Warum war ihm das alles nicht schon früher aufgefallen!? War es wirklich nur ein Zufall? Ja, ja! Er mußte um jeden Preis diese Porträts finden, wenigstens eins, um vergleichen zu können . . . Vielleicht schien es ihm nur, daß diese Ähnlichkeit so groß sei, vielleicht war sie nur eine ganz zufällige, äußerliche, die seine krankhafte Einbildung ihm vergrößerte! Gab es denn nicht solche scheinbaren Ähnlichkeiten zwischen vollständig fremden Leuten? Er selbst hatte viele solche gekannt,

die z. B. dieselbe Farbe der Augen, der Haare, dieselbe Form des Gesichtes gemeinsam hatten...

Seine Überzeugung geriet ins Schwanken, seine Verzweiflung verwandelte sich in Hoffnung, und er klammerte sich, wie ein Ertrinkender an einen Strohhalm, an jeglichen, auch den kleinsten Umstand, der ihn hoffen ließ.

Er wollte seinen Sohn über Ratmájeff fragen, — mußte doch dieser ihn als seinen Professor kennen; vielleicht waren sie sogar persönlich bekannt. Er wünschte leidenschaftlich, über jenen Menschen etwas zu erfahren, aber er vermochte es nicht, sich die Frage in Gedanken zurecht zu legen; die Worte erstarben ihm auf den Lippen. Er fürchtete, durch eine solche Frage seine Gedanken zu verraten, und suchte lange nach Worten und nach einem Tone, um leichter und harmloser damit heraus zu kommen.

Endlich hatte Ssergéi Petrówitsch den Artikel zu Ende gelesen, machte das Buch zu und näherte sich dem Ssámowar, um sich Thee einzugießen.

„Nun, Papa, ist dir jetzt leichter?“ fragte er und lächelte dem Vater zu.

Pjoter Iwánowitsch wurde wieder verwirrt und versicherte, daß er vollständig wohl sei.

Aber jedesmal, wenn der Sohn sich mit einigen Worten an ihn wandte, erschrak und errötete er wie ein ertappter Verbrecher.

Es dunkelte bereits. Die Dämmerung, die mit ihren Schatten die Winkel der Zimmer verhüllte, war auch im Freien schon herangebrochen. In der Luft war alles still, die Bäume standen unbeweglich, und das junge, erst hervorsprossende Laub nahm sich am goldigen Hintergrund des Himmels, an dem soeben das Abendrot verglomm, wie eine dunkle Spitze aus. Auf dem Hofe spielte jemand leise, wie nachdenklich, die Harmonika; im Teiche quakten die Frösche, und irgendwo in der Nähe, vielleicht an der kleinen Gartenpforte oder an der Hintertreppe, die auf den Hof hinausging, hörte man zwei junge Stimmen sprechen, die zuweilen leise lachten. Diese Stimmen waren gewiß Máscha und Alexéi, die abends immer zusammen steckten. Aber alle diese Laute ertönten leise und weich in der Abendluft; die ermüdete Natur kam gleichsam zur Ruhe und schlummerte nachdenkend ein. —

Ssergéi Petrówitsch trat an den Vater heran und blieb vor dem geöffneten Fenster stehen.

Seine Gestalt warf eine dunkle Silhouette auf die Fensterscheiben. Pjoter Iwánowitsch sah es, und wieder stieg vor seinem Geiste die Gestalt Ratmájeffs auf, und wieder war es ihm, als ob vor ihm nicht sein Sohn stehe, sondern Ratmájeff selbst.

---

## XII.

„Du könntest dich aber erkälten, es ist noch feucht,“ sagte Ssergéi Petrówitsch und schloß das Fenster.

„Ich werde ihn fragen ... Ich werde ihn fragen ...“ entschied Pjoter Iwánowitsch bei sich; endlich hatte er eine passende Form für seine Frage gefunden.

„Nun,“ begann er, ohne seinen Sohn anzusehen, mit ein wenig zitternder Stimme — „welches sind jetzt die beliebtesten Professoren bei euch?“

Ssergéi Petrówitsch antwortete nicht sogleich. Seine Augen blickten in die Ferne auf den goldigen Himmel, und es schien, als könne er den Blick nicht davon losreißen.

„Verschiedene ...“ sagte er endlich, nachdem er ein wenig nachgedacht, und nannte einige Namen, unter denen sich auch, wie Pjoter Iwánowitsch erwartet hatte, derjenige Ratmájeffs befand. Wie sollte jener talentvolle, energische, soviel Selbstvertrauen besitzende Mann, der schon durch sein schönes Äußere auf die jungen Gemüter bezaubernd wirken mußte, nicht ihr Liebling sein! Und dennoch krampfte sich sein Herz zusammen, als Ssergéi den Namen nannte. Er hielt es für eine bittere Ungerechtigkeit, für einen Hohn des Schicksals, daß ein Mensch ohne Grundsätze, der seine besten Freunde zu täuschen und reine und gute Frauen zu verführen fähig gewesen, der Liebling, ja sogar das Ideal der Jugend geworden war und ruhig und angenehm dahinleben konnte im Bewußtsein seines Erfolges, wahrscheinlich sogar, ohne Gewissensbisse zu fühlen. Andere hingegen, die sich in keiner

Weise gegen ihn vergangen hatten, deren Glück er zerstörte, mußten leiden und büßen um seines Verbrechens willen!

Und zum erstenmal in seinem ganzen Leben empfand Pjoter Iwánowitsch ein erbittertes, zorniges Gefühl gegen das Leben und das blinde, ungerechte Schicksal.

Aber er beherrschte sich und begann leichthin, wie wenn er seinen Worten gar keine Bedeutung beilegte:

„Ratmájeff ... Ratmájeff ...“ that, als müsse er sich auf den Namen besinnen und fuhr dann fort:

„Ich kannte in der Jugend einen Ratmájeff ... Ob es derselbe ist?“

Aber Ssergéi Petrówitsch ließ ihn kaum aussprechen. „Ja gewiß, gewiß!“ rief er, wie es Pjoter Iwánowitsch schien, sehr erfreut — „gerade der ist es!

„Er erinnerte sich deiner vortrefflich, hat mich sogar gebeten, dich von ihm zu grüßen! Ich habe öfter mit ihm über dich gesprochen!“

„Öfter über mich gesprochen?!“ wiederholte Pjoter Iwánowitsch, gezwungen lächelnd, „also du bist auch privatim mit ihm bekannt?“

„Gewiß! Erinnerst du dich denn nicht?“ fragte Ssergéi Petrówitsch erstaunt, „ich habe ja so oft über ihn geschrieben! Er war mir in vieler Hinsicht behilflich und versprach sogar, mich nach Beendigung des Kursus sogleich zu seinem Assistenten zu machen. Das ist eine große Seltenheit, denn gewöhnlich verhält er sich in dieser Beziehung sehr ablehnend, mir aber hat er es selbst angeboten. Überhaupt benimmt er sich mir gegenüber reizend und erinnert sich deiner und der Mama aufs lebhafteste ... Er erzählte mir, wie er bei euch hier einen ganzen Sommer verbracht hat. Hast du ihn denn wirklich vergessen?“ wiederholte Ssergéi Petrówitsch seine Frage und sah erstaunt den Vater an, als ob er garnicht begreife, daß man einen Mann wie Ratmájeff vergessen könne.

Alles Blut stieg Pjoter Iwánowitsch ins Gesicht, und sein Herz schlug so heftig, daß er fast nicht atmen konnte. Doch er kämpfte gewaltsam seine Aufregung nieder und antwortete so ruhig, daß er sich selbst wunderte, wie er an dem einen Tage so gut das Verstellen gelernt hatte:

„Nein, wie sollte ich ihn vergessen haben ... Ich wußte nur nicht, ob es derselbe sei ...“

„Er hat so oft über ihn geschrieben ...“ dachte Pjoter Iwánowitsch bitter, „weshalb erinnere ich mich denn nicht, ein einziges Mal seinem Namen in einem der Briefe begegnet zu sein? Ich kann es unmöglich überhört und nicht bemerkt haben, denn Ratmájeff hat mich immer zu sehr interessiert ... Also diese Briefe sind nicht zu meiner Kenntnis gelangt. Ich las die Briefe Sserjóschas immer mit meiner seligen Frau zusammen, sie las sie mir laut vor. Sie hatte viel bessere Augen und entzifferte seine Handschrift vortrefflich, außerdem wußte ich, welch ein Genuß es für sie sei, mir Sserjóschas Briefe laut vorzulesen, so daß ich sie nie dieses Vergnügens berauben wollte. Sie hat folglich absichtlich alle die Zeilen, in denen Ratmájeff erwähnt war, ausgelassen ...

„Bedarf es noch anderer Beweise!?“ ... sagte sich Pjoter Iwánowitsch bitter, „verketten sich nicht alle diese Kleinigkeiten zu einem fürchterlichen Beweise?!“

Mutlos senkte er den Kopf, ohne eine weitere Frage an den Sohn zu richten; er meinte schon ohnehin zu viel gehört zu haben. Aber Ssergéi Petrówitsch war ins Feuer geraten und fuhr, ohne die Fragen des Vaters abzuwarten, von selbst fort, mit der größten Begeisterung von Ratmájeff zu erzählen. Es stellte sich heraus, daß er ihn fast jeden Sonntag besuche. Ratmájeff hatte ein gastfreies Haus, und seine Familie war nach Ssergéi Petrówitschs Aussage eine äußerst liebenswürdige.

Aus dem Erzählten konnte man entnehmen, daß Ratmájeff wirklich Ssergéi Petrówitschs Liebling war, die Stimme des letzteren klang freudiger denn sonst, als er von ihm zu sprechen begann, und mit großem Vergnügen besann er sich auf verschiedene Vorfälle und Anekdoten, die über ihn im Kreise der Studenten zirkulierten, erinnerte sich einiger geistreicher Phrasen, die jener gethan, und beschrieb dem Vater das Kabinett und die Familie Ratmájeffs.

Pjoter Iwánowitsch hörte seinem Sohne zu,

und jedes Wort enthielt für ihn eine neue, bittere Bestätigung seines Verdachtes. Verzweiflungsvoll fragte er sich: „Sollten das wirklich nur einfache Zufälligkeiten sein? Diese ungewöhnliche Aufmerksamkeit gegen Sseróscha, dieses Verschweigen seines Namens von seiten meiner Frau, wo es doch, wenn sie sich nicht gefürchtet hätte, diesen Namen, der sie an ihre schreckliche Schuld erinnerte, zu erwähnen, am natürlichsten gewesen wäre, über den uns bekannten und uns so verpflichtenden Beschützer unseres Sohnes zu sprechen!? Das alles sollten Zufälligkeiten sein?! Und dazu die feurige Liebe, die Sseróscha für Ratmájeff hegt, ohne sich vielleicht ihrer bewußt zu sein! Was ist es denn anders, als das Gefühl des Sohnes, das ihn zum Vater zieht!

Sseróschas Liebe für Ratmájeff erschreckte ihn am meisten und tötete seine letzte Hoffnung. Wieder ergriff ihn eine leidenschaftliche, gehässige Eifersucht, aber nicht mehr seiner verstorbenen Frau wegen, sondern um seines lebendigen Sohnes oder wenigstens um desjenigen jungen Mannes willen, den er bisher gewöhnt war, als seinen geliebten Sohn, seinen einzigen Schatz anzusehen, und den er jetzt ganz und gar von einer warmen Anhänglichkeit an seinen geheimen Feind durchdrungen fand.

Jedes Wort seines Sohnes traf Pjoter Iwánowitsch wie ein Messerstich, und dennoch horchte er mit einer quälenden, unheimlichen Begier darauf, um ja alles über den Menschen zu erfahren, der für ihn so verhängnisvoll geworden war, und der ihm so grausam seine frühere, ergebene Freundschaft gelohnt hatte.

„Hat er auch Kinder? Lebt er glücklich mit seiner Frau?“ fragte Pjoter Iwánowitsch plötzlich mit Bitterkeit. Er hätte mit einem boshaften Lachen aufschreien mögen:

„Und treibt er keinen Ehebruch mehr mit den Frauen anderer? Betrügt seine Frau ihn nicht und ist ihm nicht untreu? Hat sie keinen Liebhaber und keine Kinder von diesem!“

Aber Ssergéi Petrówitsch hatte garnicht bemerkt, wieviel Bitterkeit in der Stimme des Vaters lag. Ihm schien es nur natürlich, daß jener sich für seinen Lieblingsprofessor, der außerdem noch sein früherer Freund war, interessierte.

„Sie leben ausgezeichnet miteinander; sie hat wohl nie ihr Auge auf einen anderen gerichtet — er, sagt man, hat eine stürmische Vergangenheit hinter sich!“ sagte Ssergéi gutmütig lachend und ohne den geringsten Vorwurf, „seine Frau kann sich noch heute nicht an ihm satt sehen und liest ihm alles an den Augen ab.“

## XIII.

„Nun, ich will mich doch einmal an alles der Reihe nach erinnern, mir alle Einzelheiten ins Gedächtnis zurückrufen, die sich damals zugetragen haben!“ sagte sich Pjoter Iwánowitsch, als es Nacht war, er sich wieder allein befand und im Bette lag. „Ratmájeff kam im Frühling zu uns auf Besuch, als Lisa und ich bereits sieben Jahre verheiratet waren. Wie hatten wir diese sieben Jahre zusammen gelebt?“ Pjoter Iwánowitsch legte sich diese Frage znm erstenmale in seinem Leben vor; er hatte nie daran gedacht, wie er nie daran gedacht hatte, welche Kleider er früher getragen, oder welche Speisen er gegessen. Jetzt aber wollte er sich alles dessen so gewissenhaft wie möglich erinnern, um sich vollständiger und deutlicher über alles klar werden zu können.

Sie lebten wie viele junge Ehepaare, die nicht sehr feurig ineinander verliebt sind; sie lebten recht friedlich und einträchtig, eher gut als schlecht, freilich aber viel schlechter als später, in den letzten 20—25 Jahren, wo sie infolge der eingewurzelten Gewohnheit schon nicht mehr ohne einander auskommen konnten und ein Herz und eine Seele waren.

„Lisa war zwanzig Jahre alt, als wir uns heirateten,“ besann sich Pjoter Iwánowitsch, „sie war zu jener Zeit ein gutes, bescheidenes, liebliches Mädchen und nahm meinen Antrag gern an. Ob sie aber in mich verliebt war, als wir uns heirateten? . . . Nein, das war sie nicht. Ich begriff es damals selbst und forderte das nicht einmal, da ich wohl einsah, welch eine Figur ich in den Augen der Mädchen machte! Doch ich gefiel ihr, — das sah ich; sie hielt mich für einen guten, ehrlichen, nicht dummen Menschen und sah ein, daß ich sie heiß liebe, und was die Hauptsache war, alle, die sie um=

gaben, wiederholten es ihr immerfort, daß ich ein ausgezeichneter Ehemann sein werde, — sie hat mir später oft davon erzählt. Zudem war sie ein armes Mädchen, eine Waise, lebte bei einer alten, brummigen Tante, bei der ihr Leben auch nicht gerade schön zu nennen war ... Alles das trug mit dazu bei, daß sie meinen Antrag gern annahm. —

„Ja," fuhr er fort, „habe ich mich aber während dieser ersten sieben Jahre über sie beklagen können? Nein, das habe ich nicht! Sie war mir immer eine gute, kluge und besorgte Gattin und immer zärtlich gegen mich. Diese Zärtlichkeit lag in ihrem Wesen, wie das nur bei echt weiblichen Naturen der Fall ist, und ich empfand den Mangel jener leidenschaftlichen Liebe nicht, die ihr für mich abging, da sie sie durch etwas anderes zu ersetzen verstand. Zu Zeiten konnte man in der That bemerken, daß sie sich ein wenig langweile; sie wurde dann so schlaff und apathisch; manchmal jedoch war es umgekehrt, die ihr sonst eigene, ruhige Art machte einer großen Lebhaftigkeit Platz und ihre sonstige Zärtlichkeit glich dann fast dem Zustande der Verliebtheit. Zuweilen zankten wir uns, welcher Mann zankt sich nicht einmal mit seiner Frau."

Doch das alles änderte sich von dem Augenblick an, wo Ratmájeff zu ihnen kam. Pjoter Iwánowitsch hatte ihn selbst gebeten, den Sommer bei ihnen zuzubringen, damit er sich nach den schweren Studien im Winter und den Examinas erhole. Ratmájeff hatte damals eben erst den Kursus der Akademie absolviert, wie jetzt Ssergéi Petrówitsch. Lange vorher schon hatte Pjoter Iwánowitsch von seinem Besuch geschwärmt und es sich ausgemalt, wie er ihn mit seiner Frau bekannt machen würde, und wie beide aneinander Gefallen finden müßten. Ihm hatte damals gedeucht, daß seine Frau und Ratmájeff Menschen seien, die einander unbedingt gefallen müßten. Er wünschte, daß Ratmájeff den ganzen Sommer bei ihnen zubringe, und träumte davon, wie sie zusammen spazieren gehen und lesen würden. Schon einen Monat vor des Freundes Ankunft erzählte er seiner Frau von nichts anderem als von Ratmájeff. Sie hörte ihm ein wenig ungläubig, doch mit Interesse zu. Zuweilen schien es ihr wohl, als ob er sich bei den Schilderungen 'seines Freundes' zu sehr hinreißen lasse, dann nahm sie eine skeptische Miene an und sagte:

„Nun schon gut, schon gut! Warte nur, ich werde mir selbst deinen Ratmájeff ansehen!"

Aber nichtsdestoweniger teilte sich die Ungeduld, mit der Pjoter Iwánowitsch seinen Freund erwartete, unwillkürlich auch ihr mit; auch sie begann bei dem Gedanken an seine Ankunft erregt zu werden, und veranlaßte schließlich selbst ihren Mann, daß er von ihm erzähle. „Mein Gott, mein Gott!" sagte Pjoter Iwánowitsch erbittert zu sich selbst, „welch eine schreckliche Dummheit habe ich damals begangen; ich habe mir ja selbst mit eigenen Händen eine Grube gegraben, mich selbst wie absichtlich bemüht, einen günstigen Boden dafür vorzubereiten!"

Und dennoch kam ihm 'das' 'damals' nicht für einen Augenblick in den Sinn.

Endlich war Ratmájeff gekommen, und Pjoter Iwánowitsch befand sich so in freudiger Erregung, daß er es anfangs nicht einmal bemerkte, wie 'sein Freund' seiner Frau nicht so ganz gefiel. Es beleidigte ihn fast, als sie auf seine frohe, vertrauliche Frage, 'wie sie ihn finde,' ein wenig trocken antwortete:

„So, so ... Mir gefallen solche Menschen nicht sehr; er ist zu selbstbewußt und ... hübsch ..." fügte sie hinzu und errötete leicht.

Dieser Worte entsann sich Pjoter Iwánowitsch, wie wenn er sie eben erst gehört hätte. Damals hatte ihn dieses Urteil, das ihm leichtsinnig und ungerechtfertigt aus Frauenmund gekommen schien, so empfindlich berührt, daß er sich zum erstenmale in seinem Leben beinahe ernstlich von seiner Frau beleidigt fühlte. Ihm erschien dieser Ausspruch unzart schon in Rücksicht auf ihn selbst. Seine Frau hätte schon aus Liebe und Achtung für ihn gerechter und freundlicher gegen einen Menschen sein können, der (sie wußte das sehr wohl) nach ihr der nächste und teuerste Freund ihres Mannes war.

Aber Julisawéta Andréjewna schien dies nicht begreifen zu wollen; sie war während der ganzen ersten Zeit im Verkehr mit Ratmájeff trocken und mied ihn, wo sie nur konnte. Pjoter Iwánowitsch war dies so schmerzlich und

unangenehm, daß er sich ernstlich beleidigt fühlte und seinerseits mit seiner Frau schmollte.

Umsomehr bemühte er sich seinem Freunde gegenüber, — aus Furcht, dieser könnte das sonderbare, fast feindliche Verhalten Lisawéta Andrejéwnas bemerken, — noch zuvorkommender zu sein; er erriet seine kleinsten Wünsche und suchte in jeder Weise das kühle Benehmen seiner Frau wieder gut zu machen und zu maskieren.

Doch jener schien nichts zu merken; ... wenigstens verhielt er sich so, als ob er nichts bemerke. Er war, wie immer, lustig, lebhaft, geistreich und erzählte gern von sich, von seinen Studien, Geschäften u. s. w.; er war wirklich froh, daß er sich aus dem 'Gefängnis,' wie er die Stadt nannte, herausgerissen hatte, und gab sich ganz der ländlichen Freiheit und Ungezwungenheit hin. In der ersten Zeit gingen sie ganze Tage lang spazieren, einige Werst weit; Pjoter Iwánowitsch war sehr froh, von Hause fortgehen zu können, wo er jetzt in Erwartung irgend einer Unliebenswürdigkeit seitens seiner Frau jeden Augenblick auf der Hut sein mußte. Dem Freunde dagegen gefiel Lisawéta Andréjewna sehr. Er fand sie lieblich und sympathisch und beobachtete ihr gegenüber einen so freundlich herzlichen Ton, daß Pjoter Iwánowitsch sich nur wunderte, wie Lisawéta noch immer hartnäckig widerstehen konnte, wie sie sich nicht dem Zauber dieses Menschen ergab, der doch gewöhnlich alle bezauberte, Männer und Frauen, Kinder und Greise. Doch sie war augenscheinlich durch die ihr ungewohnte Behandlung seitens ihres Mannes, der ihre Anwesenheit ignorierte und sie dadurch wie ein unartig gewesenes Mädchen bestrafen wollte, so verwundet und beleidigt, daß sie sich nur noch mehr gegen Ratmájeff auflehnte.

Aber auch Pjoter Iwánowitsch, der sonst ruhig und nachgebend war, da er das Zanken und Schmollen nicht liebte, entschloß sich, dieses Mal seinen Charakter zu behaupten und sein kaltes Benehmen seiner Frau gegenüber nicht zu ändern, bis sie sich Ratmájeff gegenüber ändern würde.

Endlich an einem Abend, als sie allein im Schlafzimmer waren, konnte es Lisawéta Andréjewna nicht mehr ertragen und brach in Weinen aus.

„Da haben wir's, da haben wir's!“ schluchzte sie erbittert, „da hast du mich schon für deinen prächtigen Freund ausgetauscht! Er ist dir teurer als ich! Um seinetwillen sprichst du mit mir schon zwei Wochen lang nicht! Wann ist das sonst je vorgekommen?! Ich habe es geahnt ... habe es geahnt, daß sein Besuch nichts als Zwist bringen würde!“

Damals waren diese Worte Pjoter Iwánowitsch nur lächerlich erschienen; wieviel Wahrheit jedoch, wieviel feinen weiblichen Instinkt sah er jetzt darin! Beim Anblick der Thränen seiner Frau, die ihn immer aufregten, schämte er sich seiner unnötigen Strenge und empfand Mitleid mit ihr. Sie versöhnten sich, Pjoter Iwánowitsch bat aufrichtig um Verzeihung, und auch sie versprach, wenn auch noch ein wenig widerstrebend, liebenswürdig gegen 'seinen' Ratmájeff zu sein.

Und in der That hörte sie von diesem Tage an auf, ihm auszuweichen, sie begann gern mit ihnen spazieren zu gehen und hörte des Abends lange zu, wie er erzählte oder vorlas. Gegen ihren Mann war, trotz der Aussöhnung, das Gefühl einer leichten Unzufriedenheit zurückgeblieben, das sich unwillkürlich bald in Anspielungen, bald in kleinen, echt weiblichen Vorwürfen äußerte. Pjoter Iwánowitsch aber war so froh, daß die Beziehungen zwischen Ratmájeff und seiner Frau gute geworden waren, daß er alles mit Vergnügen verzieh und ihr gegenüber nur noch nachsichtiger wurde. Erst jetzt begriff er, daß Ratmájeff Lisawétas feindseliges Verhalten ebenfalls sehr wohl bemerkt haben mußte und sich nur aus Zartgefühl, um ihn selbst nicht noch mehr zu betrüben, gestellt hatte, als merke er nichts. Dafür war er aber jetzt noch lebhafter, erzählte ihnen, las ihnen am Abend mit noch größerer Bereitwilligkeit vor und sagte sogar einmal mit einem Seufzer der Erleichterung zu ihm:

„Nun, Bruder, jetzt werde ich mit deiner Frau bald vollständig gut Freund sein!“

Pjoter Iwánowitsch entsann sich jetzt dieser Worte so lebhaft, als ob er sie gestern gehört hätte, und er erinnerte sich auch des hübschen, zufriedenen Gesichtes Ratmájeffs bei diesen Worten und der lebendigen Miene seiner Frau. Jetzt

empfand er Entsetzen vor diesen Worten, die nun für ihn von so schrecklicher Bedeutung waren, und vor dem Gedanken an ihre lebhaften Gesichter! Alles dies regte ihn jetzt furchtbar auf, obgleich es sich schon vor dreißig Jahren zugetragen hatte, und eines dieser Gesichter bereits unter der Erde vermoderte.

„O Gott! O Gott!“ rief er in hilfloser Verzweiflung aus, „wenn ich doch damals alles so verstanden hätte, wie ich es jetzt begreife; wenn ich damals so vorauszusehen verstanden hätte, wie ich jetzt alles erkennen gelernt habe!“

(Fortsetzung folgt.)

# Lumen.

Von

**Camille Flammarion.**

Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Anna Rau.



## Zweite Erzählung.*)

### Refluum Temporis.

### I.

Die Offenbarungen, die durch den Sonnenuntergang unterbrochen wurden, haben seit langem in meiner Seele den Wunsch erweckt, tiefer in dieses merkwürdige Geheimnis einzudringen. Wie ein Kind, dem man eine saftige Frucht gezeigt, gierig ist hineinzubeißen, und, hat es einmal davon gekostet, immer noch mehr möchte, so sucht meine Neugierde nach immer neuen Genüssen in den Paradoxen der Natur. Ist es allzu kühn, dir einige ergänzende Fragen vorzulegen, die mich und meine Freunde seit dem Tage beschäftigt, an dem ich ihnen von unsern Gesprächen erzählte, und darf ich dich bitten, mit den Berichten deiner überirdischen Erlebnisse fortzufahren?

Lumen: Ich kann eine solche Neugierde nicht ganz billigen, lieber Freund. Wie gründlich deine Seele auch darauf vorbereitet sein mag, meine Worte zu erfassen, so bin ich doch sicher, daß die Eigenheiten des besprochenen Gegenstandes dir nicht alle den gleichen Eindruck gemacht haben, und du nicht überzeugt von der Wahrheit aller bist. Man beschuldigte meine Berichte eines mystischen Beigeschmacks und hat nicht verstanden, daß es sich dabei weder um einen Roman noch um eine Erdichtung der Phantasie handelt, sondern um eine wissenschaftliche Wahrheit, um eine unbestreitbare physikalische Thatsache, die beweisbar und bewiesen und eben so wirklich ist, wie das Fallen eines Meteorsteins oder die Bewegung einer Kanonenkugel. Der Grund, der dich und deine Freunde verhindert, die Wahrheit der Thatsache ganz zu erfassen, liegt darin, daß diese Thatsachen sich außerhalb der Erde zugetragen in einer eurer Empfindungssphäre und euren irdischen Sinnen unzugänglichen Region. Es ist natürlich, daß euer Verständnis seine Grenzen hat (verzeih' meine Aufrichtigkeit, aber in der Welt der Geister ist man offen, selbst die Gedanken sind sichtbar), ihr könnt eben nur verstehen, was zu eurer Empfindungswelt gehört, und wie ihr geneigt seid, eure Begriffe von Zeit und Raum für absolute zu halten, wo sie doch nur relative sind, so verschließt ihr euch auch den Wahrheiten, die außerhalb eurer Sphäre liegen, und die nicht euren organischen, irdischen Fähigkeiten entsprechen.

*) Wir bieten die weiteren Erzählungen aus Flammarions Buch 'Lumen', die von geringerem Umfang sind als die erste, die Nr. 37–39 veröffentlichte, unsern Lesern als gelegentliche Feuilletonerzählungen.

Ich würde dir deshalb auch keinen wirklichen Dienst leisten, lieber Freund, wenn ich mit den Erzählungen meiner überirdischen Beobachtungen fortführe.

Ich: Glaube mir, Lumen, es ist nicht bloße Neugierde, die mich veranlaßt, dich aus der unsichtbaren Geisterwelt, in der die erhabenen Seelen unaussprechliche Wonnen genießen, herabzubeschwören. Ich habe aber die Größe des Problems besser erfaßt, als du mir zutraust, und wenn ich nach immer neueren, immer kühneren und unverständlicheren Gesichtspunkten fahnde, so treibt mich nur mein Wissensdurst dazu. Durch Nachdenken bin ich dahin gelangt, zu glauben, daß das, was wir wissen, nichts, — das, was wir nicht wissen, alles ist. Ich bin also bereit, deine Mitteilungen aufzunehmen, und flehe dich an, mich deine Eindrücke teilen zu lassen.

Lumen: Lieber Freund, du bist entweder nicht genügend vorbereitet, sie zu empfangen, oder du bist es zu viel; im ersten Falle würdest du sie nicht verstehen, im zweiten wärest du zu leichtgläubig und würdest die Bedeutung dieser Eindrücke nicht genügend schätzen. So kehre ich also zurück . . .

Ich: O mein teurer Lebensgefährte! . . .

Lumen: Zudem sind die Dinge, von denen ich dir jetzt zu berichten hätte, noch außergewöhnlicher, als die vorhergehenden.

Ich: Ich leide Tantalusqualen, es geht mir wie den Geistern im 24. Gesang des „Fegefeuer“, wie den Hesperiden, die ihre Arme nach den duftenden Äpfeln ausstrecken, wie Eva . . .

Lumen: Nachdem ich also die Erde verlassen, und sich mein geistiges Auge trauernd nach dieser Heimat zurückwandte, zeigte sich mir bei eingehender Prüfung des Punktes, wo sich der 45. Grad nördlicher Breite und der 35. Längengrad schneiden, ein dreieckiges Stück grauen, festen Landes, an dessen östlicher Grenze eine Anzahl meiner armen irdischen Brüder sich gegenseitig hinmordeten. Ich fing an, über die sogenannte glorreiche und doch so barbarische Institution des Krieges nachzudenken, und erkannte, daß in diesem Winkel der Krim 800000 Menschen umkamen, ohne nur den Grund ihres gegenseitigen Hinschlachtens zu kennen. Wolken zogen über Europa hin.

Ich befand mich jetzt nicht etwa auf der Capella, sondern im Weltenraume, in der halben Entfernung der Wega zwischen Capella und Erde, und nachdem ich diese seit kurzem verlassen, wandte ich mich gegen einen Sternhaufen, den man von der Erde aus links von der Wega sieht. Meine Gedanken kehrten von Zeit zu Zeit zur Erde zurück. Bald nachdem ich die Beobachtungen gemacht, von denen ich eben gesprochen, wandte ich meine Blicke nach Paris und war überrascht, es einem Volksaufstand preisgegeben zu sehen. Bei genauerer Prüfung erblickte ich auf den Boulevards nächst dem Hôtel de ville Barrikaden, und sah die Bürger sich gegenseitig erschießen. Mein erster Gedanke war, daß eine neue Revolution sich unter meinen Augen abspiele, und Napoleon III. vom Throne gestürzt worden sei. Durch eine geheime Seelenverbindung wurden meine Blicke aber auf eine Barrikade des Faubourg St. Antoine gelenkt, auf der ich den Erzbischof Denis-Auguste Affre ausgestreckt sah, den ich einst flüchtig gekannt hatte; seine erloschenen Augen richteten sich zum Himmel, wo ich mich befand. Seine Hand hielt einen grünen Zweig. Ich hatte also die Tage von 1848 und speziell den 25. Juni vor mir. Es vergingen einige Minuten — vielleicht auch einige Stunden — während welcher meine Einbildungskraft und meine Vernunft abwechselnd nach einer Erklärung für die merkwürdige Thatsache suchten, daß ich das Jahr 1848 nach dem Jahre 1854*) sah, als meine Blicke aufs neue von der Erde angezogen wurden, und ich auf einem großen Platze der Stadt Lyon eine Verteilung von Tricoloren bemerkte.

Indem ich die Persönlichkeit zu erkennen suchte, die diese Verteilung vornahm, gelang es mir, die Uniformen zu unterscheiden, und ich erinnerte mich, daß man nach der Thronbesteigung Louis Philipps den jungen Herzog von Orléans nach Lyon geschickt hatte, um den dort herrschenden Aufstand zu unterdrücken. Daraus folgt also, daß ich jetzt nach 1854 und 1848 ein noch früheres Ereignis, nämlich aus dem Jahre 1838

*) Das Jahr des vorhin erwähnten Krimkrieges.

vor mir hatte. Dann fiel mein Blick auf Paris, das gerade ein öffentliches Fest feierte; ein dicker König mit Schmeerbauch und kupferroter Nase saß in einer prächtigen Kalesche, die gerade über den Pont neuf fuhr. Das Wetter war herrlich. Auf dem Brückendamm waren weißgekleidete junge Mädchen wie ein Korb voll weißen Flieders aufgestellt. Offenbar feierte man die Rückkehr der Bourbonen nach Frankreich. Fremdartige, hellbemalte Tiere flogen über Paris hin, eine Absonderlichkeit, die ich nur verstand, indem ich mich erinnerte, daß man damals eine große Anzahl Luftballons in Form von Tieren hatte aufsteigen lassen. Vom Himmel oben sah es aus, als flögen sie ungeschickt über die Dächer hin. Dank den Gesetzen des Lichts hatte ich begriffen, wie man ein längst vergangenes Ereignis wieder erblicken könne, aber die Ereignisse in umgekehrter Reihenfolge vor sich auftauchen zu sehen, das war doch zu phantastisch und versetzte mich in immer größeres Erstaunen.

Trotzdem konnte ich die Thatsache nicht leugnen, nachdem ich sie vor Augen gehabt hatte. Ich suchte also nach einer Hypothese, die eine solche Absonderlichkeit erklären könnte. Zuerst kam ich auf folgende Hypothese: es ist wirklich die Erde, die ich sehe, und durch eine Bestimmung, deren geheime Ursache Gott allein kennt, wiederholen sich in der Geschichte Frankreichs nochmals fast alle Phasen, die sie schon durchlaufen. Sie hat einen Höhepunkt erreicht, auf dem sie soeben unter den Augen der erstaunten Völker geglänzt hat, und kehrt nun zu ihrem Ursprung zurück kraft einer Schwingung, die ebenso die Menschheit wie die Magnetnadel in Bewegung setzt und den Lauf der Sterne regiert.

Die Persönlichkeiten, die ich hier für den Herzog von Orléans und Ludwig XVIII. hielt, sind vielleicht andere Fürsten, die genau das wiederholen, was ihre Vorgänger gethan haben.

Diese Hypothese schien mir indes doch sehr unwahrscheinlich, und ich hielt mich an eine rationellere. Die Menge der Fixsterne und der Planeten, die um erstere kreisen, sei gegeben. Ich fragte mich nun, welche Wahrscheinlichkeit bestehe, daß sich im Weltenraum noch eine der Erde völlig gleiche Welt befinde. Die Wahrscheinlichkeitsrechnung giebt Antwort auf diese Frage. Je größer die Zahl der Welten, umso größer ist auch die Wahrscheinlichkeit, daß die Naturkräfte einen der Erde völlig gleichen Organismus hervorgebracht haben. Die wirkliche Zahl der Welten übertrifft aber alle menschliche Berechnung. Hätten wir einen Begriff von der Unendlichkeit, so könnten wir vielleicht sagen, daß die Zahl dieser Welten eine unendliche sei, und es ergiebt sich daraus eine große Wahrscheinlichkeit zu Gunsten des Vorhandenseins einer oder mehrerer der Erde völlig gleichen Welten, auf deren Oberfläche sich die gleiche Geschichte und die gleiche Aufeinanderfolge von Ereignissen abspielen, auf der sich genau dieselben vegetabilischen und animalischen Arten, dieselbe Menschheit, dieselben Menschen und Familien befinden könnten.

Zweitens fragte ich mich, ob diese der Erde analoge Welt ihr nicht vielleicht *symmetrisch* sein könnte. Hiermit geriet ich in die Geometrie und die metaphysische Theorie der Bilder und gelangte zu der Überzeugung, daß es *möglich* sei, daß die in Frage stehende Welt der Erde zwar ähnlich sei, aber spiegelbildlich entgegengesetzt. Wenn du in einen Spiegel schaust, so bemerkst du, daß der Ring deiner rechten Hand sich am Ringfinger deiner linken befindet, daß, wenn du mit dem rechten Auge blinzelst, dein Doppelgänger im Spiegel es mit dem linken thut, wenn du den rechten Arm ausstreckst, dein Spiegelbild den linken bewegt. Ist es unmöglich, daß sich in der Unzahl von Gestirnen eine der irdischen Welt genau entgegengesetzte befinde? Ist nicht vielmehr anzunehmen, daß es in dieser Unendlichkeit statt einer vielleicht tausende solcher Welten giebt. Ich dachte also, daß die Welt, auf der ich all dies sah, nicht die Erde sei, sondern eine ihr gleiche Kugel, deren Geschichte sich genau in der entgegengesetzten Ordnung abspiele.

Ich: Ich hatte selbst schon den gleichen Gedanken; indem du die astronomische Lage des Weltkörpers prüftest, konntest du doch leicht feststellen, ob es die Erde, oder ein anderer Stern sei, den du vor Augen hattest.

Lumen: Das that ich auch sofort, und die

Prüfung bestätigte meine Annahme. Der Stern, auf dem ich die vier Ereignisse bemerkt hatte, die denen glichen, welche sich auf der Erde abspielten, sich mir aber in umgekehrter Reihenfolge zeigten, schien mir nicht mehr die ursprüngliche Lage zu haben. Das kleine Sternbild des Altar war verschwunden, und nach der Seite des Himmels, wo mir während meiner ersten Episode die Erde erschienen war, befand sich nun ein unregelmäßiges Vieleck von unbekannten Sternen. So erlangte ich die Gewißheit, daß es nicht unsere Erde war, die ich vor Augen hatte. Jeder Zweifel schien ausgeschlossen, und ich überzeugte mich, daß das Gestirn, welches ich jetzt vor mir sah, ein umso merkwürdigerer Weltkörper war, als es nicht die Erde war und er doch ihre Geschichte, die Geschichte unseres Erdballs, nur in umgekehrter Reihenfolge, darzustellen schien.

Einzelne Ereignisse freilich schienen mir keine Gegenstücke auf der Erde gehabt zu haben; im allgemeinen war aber die Übereinstimmung umso bemerkenswerter, als die Verachtung, die ich für die Institution des Krieges empfand, mich hatte hoffen lassen, eine so niederträchtige Thorheit existiere nicht auf andern Welten, und als im Gegenteil die meisten Ereignisse, deren Zeuge ich war, wieder Kämpfe oder Vorbereitungen zu solchen waren.

Nach einer Schlacht, die der bei Waterloo sehr ähnlich schien, sah ich den Kampf bei den Pyramiden. Ein Doppelgänger des Kaisers Napoleon war erster Konsul geworden, und die Revolution folgte dem Konsulate. Dann bemerkte ich auf dem Schloßplatze von Versailles eine Menge Trauerwagen, und auf einem Fußweg von Ville d'Avray erkannte ich den langsamen Gang des Botanikers Jean Jacques Rousseau, der vielleicht gerade über den Tod Ludwigs XV. philosophierte. Das Ereignis, das meine Aufmerksamkeit am meisten fesselte, war eines der Galafeste am Hofe des jungen Ludwig XV., ein Fest, würdig derer der Regentschaft, wo der Kronschatz Frankreichs gleich Wassertropfen durch die Hände von drei oder vier vergötterten Kourtisanen glitt. Ich sah Voltaire mit seiner baumwollenen Zipfelmütze im Park von Ferney und später Bossuet auf der Terrasse seines erzbischöflichen Palais zu Meaux. In der gleichen Reihenfolge der Ereignisse sah ich die Straßen mit Postwagen bedeckt, und auf den Meeren große Segelschiffe; der Dampf und alle Fabriken, die er heutzutage in Bewegung setzt, waren verschwunden, verschwunden auch der Telegraph und alle Anwendung der Elektrizität, sowie die Luftballons, die sich von Zeit zu Zeit in meinem Beobachtungsfelde gezeigt hatten; der letzte, der sich meinen Blicken darbot, war der unförmige Ballon, den die Brüder Montgolfier in Gegenwart der Generalstaaten in Annonay aufsteigen ließen. Die Erde trug ein anderes Gesicht. Paris, Lyon, Marseilles, Havre und besonders Versailles waren nicht zu erkennen. In ersteren war jedes rege Leben erstorben, letzteres erstrahlte in unbeschreiblichem Glanze. Ich hatte mir immer nur eine ungenügende Vorstellung von der königlichen Pracht der Versailler Feste gebildet und war nun froh, ihnen beiwohnen zu können und auf der herrlichen östlichen Terrasse Ludwig XIV. in eigener Person zu erkennen.

Es war Abend, die letzten Strahlen der untergehenden Sonne spiegelten sich in der Fassade des königlichen Schlosses. Galante Paare stiegen gravitätisch die Marmorstufen herab, oder lustwandelten in den stillen dämmrigen Alleen.

Meine Augen weilten mit Vorliebe auf Frankreich oder wenigstens auf der Region der unbekannten Welt, die für mich Frankreich darstellte. Man mag weit, noch so weit entfernt von der Heimat sein, man gedenkt ihrer doch stets besonders gern. Glaube nicht, daß die vom Körper befreiten Seelen gleichgiltig gegen alles Irdische, losgelöst von jedem Erinnern seien. Welch traurige Existenz hätten wir alsdann! Nein, wir besitzen nach wie vor die Fähigkeit, uns zu erinnern, und unser Herz geht nicht unter im Leben des Geistes. So begreifst du wohl selbst am besten, welchen Genuß es mir gewährte, die Geschichte Frankreichs sich vor meinen Augen abspielen zu sehen, als ob ihre Phasen sich in umgekehrter Reihenfolge vollzogen hätten. Nach der Verbrüderung der Völker sah ich die Alleinherrschaft eines Poten-

taten. Nach dieser die fürstliche Feudalherrschaft. Mazarin, Richelieu, Ludwig XIII. und Heinrich IV. erschienen in Saint-Germain. Die Bourbonen und die Guisen begannen für mich nochmals ihre Kämpfe; ich glaubte die Bartholomäusnacht zu sehen. Dann tauchten einige besondere Ereignisse der Geschichte unserer Provinz vor mir auf: vor der Kirche Saint-Jean z. B. eine Teufelei Chaumonts und die Ermordung der Protestanten in Vassy. Menschliche Tragikomödie! Plötzlich sah ich im Weltenraume den herrlichen Kometen von 1577 in Form eines Säbels, und auf einer glänzend geschmückten Ebene grüßten sich Franz I. und Karl V. Auf einer Terrasse der Bastille erschien mir Ludwig XI. mit zwei seiner finsteren Helfershelfer, und als ich etwas später meine Blicke nach Rouen wandte, sahen sie auf einem freien Platze einen flammenden Scheiterhaufen und auf ihm die Jungfrau von Orléans.

In der Überzeugung, daß die Welt vor mir das genaue Gegenstück der Erde sei, erriet ich nun im voraus die Ereignisse, die sich vor mir abspielen würden, und war nicht besonders erstaunt, dem Tode des heiligen Ludwig in Tunis, dem achten Kreuzzug, dann dem dritten mit Friedrich Barbarossa, und schließlich dem ersten, wo mich Peter von Amiens und Gottfried von Bouillon an Tasso erinnerten, beizuwohnen. Wie ich erwartet, sah ich dann Hugo Capet im Priesterrock eine Prozession führen und sah das Concilium von Tauriacum feierlich bekannt geben, daß die Schlacht von Fontanet durch ein Gottesurteil entschieden werden solle, und sah Karl den Kahlen 100000 Mann und den ganzen merovingischen Adel hinmorden lassen. Ich sah Karl den Großen in Rom zum Kaiser gekrönt werden, sah den Krieg gegen die Sachsen und Lombarden; Karl Martel, der gegen die Sarazenen kämpfte, König Dagobert, wie er die Abtei von Saint Denis erbauen ließ, die Westgoten, Vandalen, Ostgoten, Chlodwig, Merovāus im Lande der Salier, — mit einem Worte, ich sah die Geschichte Frankreichs sich in umgekehrter Reihenfolge vor mir abspielen. Wichtige geschichtliche Thatsachen, die mir bis jetzt dunkel geblieben waren, wurden mir mit einemmale klar. So stellte ich unter anderm fest, daß die Franzosen vom rechten Rheinufer stammen, und daß die Deutschen kein Recht haben, ihnen den Fluß, vor allem das linke Ufer, streitig zu machen.

Es interessierte mich in der That mehr als ich sagen kann, auf diese Weise den Ereignissen beizuwohnen, die ich bisher nur durch die oft täuschenden Geschichtsforschungen kennen gelernt hatte, und längst verwandelte Länder zu besuchen. Paris, die große, glänzende Hauptstadt der Civilisation, war vor meinen Augen rasch zu einer gewöhnlichen, von Festungswerken umgebenen Stadt zusammengeschrumpft. Ich bewunderte nach der Reihe die schöne Stadt des 15. Jahrhunderts mit ihrer merkwürdigen Architektur, den berühmten Turm von Nesle, die ausgedehnten Klöster von Saint-Germain-des-Prés; da, wo jetzt der duftende Garten des Turmes Saint-Jacques liegt, erkannte ich den düsteren Hof des Alchimisten Nicolas Flamel. Die runden und spitzen Dächer sahen wie Pilze am Flußufer aus. Dann verschwand auch dieses Bild der Feudalherrschaft, um einem einfachen Schlosse inmitten der Seine und schließlich einem wirklichen Landstrich Platz zu machen, auf dem nur wenige Hütten standen.

Paris war verschwunden, die stillen Wasser der Seine floßen zwischen Weiden und Gräsern dahin. Gleichzeitig bemerkte ich, daß der Herd der Civilisation sich verschoben hatte und weiter gegen Süden lag. Soll ich dir gestehen, lieber Freund, daß meine Seele nie einen größeren Genuß empfand, als in dem Augenblick, da es ihr beschieden war, das Rom der Cäsaren in seinem vollen Glanze zu sehen? Es war ein Triumphzug, den ich sah, wahrscheinlich unter den syrischen Fürsten, denn inmitten der äußeren Pracht der glänzenden Wagen, der purpurnen Standarten und in einem Kreis schöner Frauen und Höflinge unterschied ich einen Kaiser, der lässig auf einem goldnen Wagen ausgestreckt lag. Er war ganz in helle Seide gekleidet, mit Edelsteinen, goldnen und silbernen Ornamenten bedeckt, die in der Mittagssonne glänzten. Das konnte nur Heliogabal, der Sonnenpriester sein; das Kolosseum, der Tempel des Antinous, die Triumphbögen und die Trajanssäule waren schon

errichtet, und Rom erglänzte in seiner ganzen archäologischen Schönheit, einer Schönheit, die für die gekrönten Possenreißer nur eine Theaterszenerie war. Etwas später sah ich den Ausbruch des Vesuv und die Zerstörung von Herculanum und Pompeji. Einen Augenblick sah ich Rom in Flammen, und trotzdem ich Nero nicht auf der Zinne seines Palastes unterscheiden konnte, war ich doch überzeugt, den Brand des Jahres 64 und das Signal zur Christenverfolgung vor Augen zu haben. Als einige Stunden später meine Aufmerksamkeit noch auf die weiten Gärten des Tiberius gerichtet war und ich den Kaiser gerade an einem Rosenbeete ankommen sah, wurde mir durch die Drehung der Erde um ihre Achse Judäa vor die Blicke gerollt, und ich erriet sofort Jerusalem und Golgatha.

Umgeben von einigen Frauen, einer Truppe Soldaten und einem Volk von Juden, stieg Jesus den Berg hinan. Das war einer jener Augenblicke, die ich nie vergessen werde; er hatte für mich noch eine andere Bedeutung, als für diejenigen, die damals daran teilnahmen, denn der zukünftige (und doch vergangene) Ruhm der christlichen Kirche entfaltete sich für mich wie eine Krönung des göttlichen Opfers ... Frage nicht weiter: Du wirst begreifen, wie bewegt meine Seele bei diesem erhabenen Schauspiel war.

Als ich später wieder meine Blicke gen Rom wandte, erkannte ich die Leiche Julius Cäsars und ihr zur Seite Marc Anton, der eine Papyrusrolle in der linken Hand hielt. Die Verschworenen schritten rasch die Ufer des Tiber hinab. Eine berechtigte Neugierde trieb mich, dem Leben Julius Cäsars weiter nachzuspüren, und so fand ich ihn mit Vercingetorix im Lager der Gallier und konnte feststellen, daß von allen Hypothesen unserer modernen Forscher über Alesia keine die richtige Lage dieser Festung bezeichnet.

Ich: Verzeih, lieber Freund, wenn ich dich unterbreche. Ich kann aber die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne über einen gewissen Punkt Aufklärung von dir zu verlangen: Nachdem du Julius Cäsar gesehen, kannst du mir wohl sagen, ob er dem Bilde glich, das Napoleon III. in seinem großen Werke über das Leben dieses berühmten Feldherrn geschildert hat.

Lumen: Ich wäre glücklich, lieber Freund, dich über diesen Punkt aufklären zu können, allein es ist unmöglich. Bedenke, daß die Gesetze der Perspektive mir hier verbieten ...

Ich: Der Perspektive? ... Du willst sagen, der Politik ...

Lumen: Der Perspektive (obwohl diese beiden Dinge sich sehr ähneln), denn indem ich die großen Männer von der Höhe des Himmels aus sehe, beurteile ich sie natürlich anders, als sie gewöhnlich scheinen; von da aus sehen wir die Menschen geometrisch von oben; man sieht ihnen nicht ins Gesicht, so daß, wenn sie aufrecht stehen, wir nur einen horizontalen Abriß von ihnen haben. Du erinnerst dich, daß wir eines Tages im Ballon über die Vendôme-Säule in Paris flogen und du die Bemerkung machtest, daß von so hoch gesehen Napoleon nicht größer scheine, als alle übrigen Menschen. So verhält es sich auch mit Cäsar. In der anderen Welt verschwinden die körperlichen Maße, man legt nur einen geistigen Maßstab an. Wie dem auch sei, ich ging von Cäsar weiter zu den römischen Konsuln und den Königen von Latium, verweilte einen Augenblick bei dem Raub der Sabinerinnen und war froh, diese Begebenheit als typisch für antike Sitten genau beobachten zu können. Die Geschichte beschönigt viele Dinge, und ich erkannte, daß die meisten der historischen Thatsachen sich ganz anders verhalten, als die Maler sie uns dargestellt haben. Im gleichen Augenblick sah ich den König Candaulus von Lydien in der dir bekannten Badescene; die Invasion der Äthiopier in Ägypten, die Oligarchie Corinths, die 8. Olympiade Griechenlands, und Jesaias, der in Juda prophezeite. Ich sah eine Herde Sklaven die Pyramiden erbauen, und die Wächter, denen sie gehorchten, auf Dromedaren; es erschienen mir die großen Dynastieen von Baktrien und Indien, und China zeigte mir, welch wunderbare Kunst es schon vor dem Erblühen des Occidents besaß. Ich hatte Gelegenheit, Platos Atlantidis zu suchen, und fand, daß die Ansichten Baillys über dieses fabelhafte Inselland ganz unbegründet sind. In Gallien unterschied man nur noch Wälder und Sümpfe, selbst die Druiden waren verschwunden, und die Wilden glichen denen,

die noch heute in Australien leben. Ich war also wirklich bei der von den modernen Archäologen wiedergefundenen Steinzeit angelangt. Etwas später sah ich, daß die Menschheit sich immer mehr verminderte, und die Oberherrschaft in der Natur einer großen Rasse von Affen, den Höhlenwölfen, Löwen, Hyänen und Rhinozerossen zufiel. Es kam eine Zeit, wo ich auf der Oberfläche dieser Welt nicht nur keinen einzigen Menschen, sondern nicht einmal die geringste Spur der menschlichen Rasse fand. Alles war verschwunden. Erdbeben, Vulkane und Sintfluten herrschten auf der Planetenoberfläche und schienen die Gegenwart des Menschen in dieser Verwüstung nicht mehr zu dulden.

Ich: Ich gestehe dir, o Lumen, daß ich ungeduldig dem Augenblick entgegen sah, wo du beim irdischen Paradiese angelangt sein würdest, um genau zu erfahren, in welcher Form sich dir die Schöpfung der Menschen auf der Erde zeigte, und bin erstaunt, daß du an diese wichtige Beobachtung nicht einmal gedacht zu haben scheinst.

Lumen: Ich erzähle dir nur, was ich wirklich gesehen, mein neugieriger Freund, und werde mich wohl hüten, an Stelle dessen, was meine Augen thatsächlich sahen, die Träume meiner Einbildungskraft zu setzen. Ich entdeckte also nicht die geringste Spur dieses Eden, das die primitive Theogonie so poetisch schildert. Es wäre außerdem doch sehr merkwürdig gewesen, wenn die Ähnlichkeit der Welt, die ich vor Augen hatte, mit der Erde so weit gegangen wäre, ganz abgesehen davon, daß, wenn es begründet ist, das irdische Paradies an der Wiege der Menschheit zu suchen, es doch nicht auch am Ende der menschlichen Gesellschaft zu finden sein kann.

Ich: Ich glaube im Gegenteil, daß es viel richtiger wäre, es am Ende der Welt als am Anfang, es als Ergebnis und Belohnung, nicht aber als unverstandenes Vorspiel eines schmerzenreichen Lebens zu vermuten. Ich will indes nicht weiter auf meiner Frage bestehen.

Lumen: Als ich nun mit der Beobachtung dieser eigentümlichen Welt, deren Geschicke das Spiegelbild der euren ist, fortfuhr, sah ich wunderliche monströse Tiere, die sich am Ufer weiter Meere gegenseitig bekämpften, Riesenwürmer mit ungeheuren Füßen, Krokodile, die mit Flügeln, größer als ihr ganzer Körper, in der Luft herumflogen, unförmige Fische, deren Rachen einen Ochsen verschlungen hätte, Raubvögel, die sich auf den wüsten Inseln furchtbar bekämpften.

Es gab da weite Strecken Festlandes, die ganz mit Wäldern bedeckt waren, enorme Bäume mit riesigen Blättern, die sich ineinander verschlangen, düstere Pflanzenarten ohne Blumen und Früchte, da solche in diesem Reiche nicht mehr gediehen. Die Berge spieen Flammen, die Flüsse waren zu Katarakten geworden, der Erdboden that sich auf, um wie ein tiefer Schlund Hügel, Wälder, Flüsse, Bäume und Tiere zu verschlingen.

Nun wurde es mir bald unmöglich die Oberfläche des Erdballs noch zu unterscheiden; ein unendliches Meer schien sie ganz zu bedecken, und das Pflanzen- wie das Tierleben ging langsam unter, um einem eintönigen Grün Platz zu machen, das Blitze und weiße Dämpfe durchfurchten. Eine sterbende Welt, deren letzten Atemzügen ich beiwohnte! Dann schien es mir, als ob es auf ihrer ganzen Oberfläche gleichzeitig regnete, denn die Sonne erhellte nur noch Wolken und Regenstriche. Die der Sonne gegenüberliegende Hemisphäre schien mir weniger dunkel als zuvor, und inmitten des Sturmes machte sich eine gedämpfte Helle bemerkbar. Diese Helle nahm an Intensität zu und pflanzte sich über die ganze Sphäre fort. Weite Spalten waren rot wie das Eisen in der Schmiede, und wie dieses bei fortschreitender Hitze in dem Schmelzofen erst hellrot, dann orangefarben, gelb und dann weißglühend wird, so durchlief auch die Welt alle Stadien der fortschreitenden Erhitzung. Sie nahm an Gewicht zu, ihre Bewegung verlangsamte sich. Der geheimnisvolle Erdball glich einer ungeheuren Kugel aus geschmolzenem Metall, eingehüllt von metallischen Dämpfen. Dank der unaufhörlichen Arbeit ihres inneren Ofens und der elementaren Kämpfe dieses seltsamen chemischen Vorgangs, nahm die Feuerkugel ungeheure Proportionen an und verwandelte sich

schließlich ganz in Rauch. Sie entwickelte sich nun immer weiter und verlor ihre Form. Die Sonne, die sie zuerst erleuchtet hatte, übertraf die Kugel nun nicht mehr an Helle, sondern vergrößerte ihren eigenen Umfang, so daß es mir ganz klar war, daß der dunstige Planet seine Existenz verlieren und in der wachsenden Sonnenatmosphäre ganz aufgehen werde. Dem Ende einer Welt beizuwohnen ist nichts alltägliches; so konnte ich auch in meiner Begeisterung nicht umhin, mit einer Art von Stolz auszurufen: „Das also ist das Ende der Welt, o mein Gott, und das das Schicksal der unzähligen bewohnten Welten!"

„Nicht das Ende," antwortete eine Stimme auf die Vorstellungen meiner Seele, „es ist der Anfang."

„Wie, der Anfang?" dachte ich sofort.

„Der Anfang der Erde selbst," antwortete mir dieselbe Stimme. „Du hast die ganze Geschichte der Erde wieder gesehen, indem du dich mit einer Geschwindigkeit, die größer als die des Lichtes, von ihr entferntest."

Ich war über diese Erklärung weniger erstaunt, als über die erste Episode meines überirdischen Lebens. Vertraut mit den merkwürdigen Effekten, die das Licht, infolge der Gesetze, denen es folgt, hervorzubringen vermag, war ich nun auf jede neue Überraschung vorbereitet. Einzelheiten, die ich dir gegenüber unerwähnt gelassen, um den Gang meiner Erzählung nicht zu unterbrechen, hatten mich schon auf obige Thatsache schließen lassen, die aber trotzdem unvergleichlich merkwürdiger war, als die gewöhnliche Aufeinanderfolge der Ereignisse.

Ich: Wenn es nun aber wirklich die Erde war, wie kommt es, daß die astronomische Beobachtung, auf Grund deren du sie anfangs im Sternbild des Altar erkanntest, dir im Gegenteil gezeigt hatte, daß die Welt, die du prüfend beobachtetest, weder die Erde, noch ein Asteroid des Altar sein konnte?

Lumen: Das kam daher, daß dieses Sternbild selbst sich infolge meiner Reise durch den Weltenraum verändert hatte. An Stelle der Sterne dritter Größe $\alpha$, $\gamma$ und $\zeta$, und vierter Größe $\beta$, $\delta$ und $\theta$, aus denen sich dieses Bild von der Erde aus gesehen zusammengesetzt hatte, waren nun durch meine Entfernung bis zu den Nebelsternen obige Sterne in kleine unwahrnehmbare Punkte verwandelt worden. Andere glänzende Sterne, die ohne Zweifel $\alpha$ und $\beta$ des Fuhrmann, $\theta$, $\iota$, $\eta$, vielleicht sogar $\varepsilon$ des gleichen Sternbilds waren, wurden infolge eben dieser Entfernung an ihre Stelle gesetzt. Von der Erde aus gesehen, stehen diese Sterne den vorhergehenden diametral gegenüber, müssen sich aber, als ich sie überholt hatte, zwischen sie eingeschoben haben. Die Perspektive des Himmels war eine veränderte, und es war thatsächlich fast unmöglich, die Lage der Sonne festzustellen.

Ich: Ich hatte nicht an diese unvermeidliche Veränderung der Perspektive über der Capella gedacht. So war es also thatsächlich doch die Erde selbst, die du gesehen, und ihre Geschichte hat sich in einer der Wirklichkeit entgegengesetzten Reihenfolge vor dir abgespielt. Du hast die Ereignisse der Vorzeit nach denen der Jetztzeit gesehen. Durch welchen neuen Vorgang aber konnte das Licht dich bis zum Ursprung der Zeiten zurückführen? Du sprachst mir auch von außergewöhnlichen, auf die Erde bezüglichen Eigentümlichkeiten, die du beobachtet, und ich möchte dir gerade über diese Eigenheiten verschiedene Fragen vorlegen. So lausche ich also mit Interesse den weiteren merkwürdigen Erzählungen, die diesen Bericht vervollständigen sollen, und bin im voraus überzeugt, daß sie meine Neugierde befriedigen werden.

(Schluß der zweiten Erzählung folgt.)



Verantwortlicher Redakteur Paul Schettler, Berlin-Charlottenburg. — Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin W. 50, Rankestr. 28.
Verantw. f. d. Inseratenteil H. Lürßen, Gräfenhainichen. — Druck von Herrosé & Ziemsen Gräfenhainichen.




# Cuba insurrecta.

Roman

von

[11]

**Theodor Duimchen.**



## XIII.

Im grauen Geröll der Punta, im spärlichen Schatten eines Felsblocks, hockten zwei Bettler.

Die Glocken der Kathedrale hatten schon die fünfte Stunde verkündet, aber die während des ganzen Tropentages aufgespeicherte Hitze schien jetzt erst recht von dem glühenden Staub und Fels auszustrahlen.

„Infamer Dienst, Gevatter,“ sagte der eine zum andern, „hier auf diesem Steinteller den ganzen Tag in der Sonne zu braten.“

„Ja, Mann, es ist scheußlich,“ antwortete sein Gefährte. „Und so langweilig!“

„Wahrhaftig langweilig,“ bestätigte der erste stöhnend, „rein garnichts geht vor. — Doch, da kommt wieder ein Rudel Offiziere.“

„Offiziere,“ rief der andere, „der Entdeckung wegen, daß die Herren Kameraden sich heute abend wieder einmal vom Obersten Delgado ihr Geld im Spiel abnehmen lassen, hätten wir wohl nicht den ganzen Tag über hier zu liegen brauchen. Denn weiter ist es ja doch nichts. Geh mal ’nüber, bettle dem Posten ein paar Zigaretten ab und erkundige dich, was beim Kommandanten los ist heut abend.“

Der Zurückbleibende sah seinem Genossen nach, wie er sich an den Posten machte und ein Gespräch mit ihm anknüpfte.

Während die beiden sich noch unterhielten, tauchte im Dunkel des Thorwegs, in den er von seinem Platz aus gerade hinein sehen konnte, eine Gestalt auf, trat gleich darauf in den grellen Sonnenschein und verließ das Präsidio. Nur eine Sekunde lang beobachtete der Spion mit einiger Spannung: es war auch nichts, einer der Offiziere, die eben hineingegangen waren, kam zurück, der Posten rührte sich garnicht, als er grüßend an ihm vorbeiging, und der verkappte Bettler drehte sich nur ganz flüchtig nach ihm um. Der Offizier — es schien ein blutjunges Kerlchen zu sein — strebte drüben schon schnellen Schrittes über den Platz. Er ging auf das Casino español zu. Vermutlich hatte er etwas

vergessen, oder sollte noch ein paar Kameraden laden.

Der andere kam zurück.

„Natürlich, Gevatter,“ sagte er, „eine kleine Herrengesellschaft beim Kommandanten.“

„Wer war der Offizier, der wieder wegging, kanntest du ihn?“

„Nein, ich habe ihn mir aber auch nicht angesehen, es schien ein junger Kerl zu sein, wohl mit den letzten Verstärkungen herübergekommen.“

„Ja, ja, wahrscheinlich. Er ging nach dem Parquecito zu, vermutlich nach dem Kasino.“

„Was machts,“ meinte der andere, nachdem er sich eine neue Zigarette an der alten angebrannt hatte, „der interessiert Don Cristobal doch nicht.“

Pedro Gerting und der junge Herr König, die nach dem deutschen Klub wollten, überschritten eben den Platz vor dem Casino español, da sauste aus der Calle obispo ein eleganter offener Wagen mit zwei Herren heran. Ein spanischer Offizier, der durch den Parquecito geschlendert kam und augenscheinlich ins Casino español hatte gehen wollen, grüßte in den Wagen hinein. Die Herren dankten mit winkender Hand sehr freundlich und ließen den Wagen halten. Der Offizier trat an den Schlag und stieg ein. Er nahm auf dem Rücksitz Platz, und der Wagen jagte im schärfsten Trab weiter, in einer weiten Kurve nach rechts unter den Fenstern des deutschen Klubs hinweg in die Straße einbiegend, die weiter unten die nach der Chorrera führende Calzada schneidet.

„Nanu, Herr Gerting, das waren doch Carlos Echegoyen und Robert Berthold.“

„Jawohl, Herr König, sie haben uns nicht bemerkt,“ antwortete Gerting, der ganz ruhig seine Uhr gezogen hatte.

„Die beiden und solche Intimität mit einem spanischen Offizier, es geschehen Zeichen und Wunder.“

„Was wollen Sie, vielleicht hat Mister Reuter eine Bekanntschaft vermittelt. Im übrigen, was gehts uns an, gehen wir ruhig in den Klub und machen wir unsere Partie.“

Er wandte sich bei diesen Worten aber nach der Calle obispo zurück, als wolle er sich überzeugen, daß niemand dem Wagen folgte, der da eben an ihnen vorübergesaust und inzwischen längst verschwunden war.

Im deutschen Klub angekommen, fühlte Herr Gerting das Bedürfnis, noch etwas frische Luft auf dem Balkon zu schöpfen. Erst als das Dunkel ganz hereinbrach, kam es zum Billardspiel. Francisco König gewann die erste und auch die zweite, die Revanchepartie. Herr Gerting pflegte sonst besser zu spielen.

Um dieselbe Zeit, so gegen acht Uhr abends, stand Don Cristobal dem General in dessen Dienstzimmern im Regierungspalast an der Plaza de armas gegenüber.

„Also nichts?“ fragte er den Adjutanten.

„Garnichts, Exzellenz.“

„Nun, und die beiden, Carlos Echegoyen und der Deutsche?“

„Kamen kurz vor fünf Uhr mit Mister Reuter angefahren, verabschiedeten sich aber schon an der Landungsbrücke von ihm, gingen garnicht mit an Bord, sondern fuhren in demselben Wagen gleich wieder nach Hause.“

„Merkwürdig! Unverständlich, unverständlich! Und an Bord nichts gefunden, garnichts?“

„Nicht das Mindeste, Exzellenz. Die lächelnde Bereitwilligkeit Mister Reuters, mir alles zu zeigen, war zum Wahnsinnigwerden.“

„Ich bin fest überzeugt, wir sind doch die Betrogenen. Vom Präsidio ist nichts Verdächtiges gemeldet?“

„Nichts, ich war bis sieben Uhr im Hafenbureau.“

Der General begann in dem großen Raum schnellen Schrittes auf und ab zu gehen. Die Hand auf den Rücken gelegt, die Augen unter den gerunzelten Brauen starr auf die Marmormosaik des Fußbodens geheftet, dachte er einige Augenblicke nach. Endlich hatte er einen Entschluß gefaßt.

„Eines Freundschaftsbesuches oder der paar Informationen wegen, die sich der Zuckerlümmel hier hat holen können, ist das Rennschiff nicht nach Habana gekommen, der Meinung sind Sie doch auch. Was wollen also die Leute? Die insurrecta befreien, zweifellos. Was können sie thun? Sich in der Nähe der Küste halten und

in der Nacht ein Boot unter die Mauern des Präsidios schicken, in dem der allmächtige Dollar sich eingenistet hat, ihnen zu helfen. Wir aber sollen heute nacht beruhigt schlafen, da Mister Reuter abgereist ist und wir sicher wissen, daß er niemand mitgenommen hat. — Das dünkt mich durchsichtig, so oder ungefähr so ist der Plan. Die Herrschaften sollen sich irren. — Hier" — der General setzte sich an seinen Schreibtisch und warf einen Befehl aufs Papier — „die Ordonnanz ist im Vorzimmer. Hauptmann Almatesta mit fünfzig Mann sofort nach dem Präsidio, meldet sich bei mir persönlich, ich bin vorher dort. Sie nehmen unten auf dem Platze sofort eine Coche, fahren zum Obersten Delgado und melden ihm, daß ich Ihnen auf dem Fuße folge. Ich bäte en camarade um eine Zigarre und um ein Glas vino tinto."

Beim Oberst Delgado fuhren die Herren Offiziere wie ein aufgescheuchter Krähenschwarm auseinander, als Don Cristobal mit seiner Meldung in die Gesellschaft platzte. Den Gestrengen heute abend hier zu sehen, das war alles, nur kein Vergnügen. Die Karten verschwanden, Gold, Silber und Bankzettel, die auf den Tischen lagen, ebenfalls. In fliegender Eile wurde abgerechnet, da erschien auch schon der General selbst.

„Ich hoffe, ich störe die Herren nicht," sagte er. Er trank ein Glas Wein und nahm eine Zigarre vom Obersten an.

„Apropos, Kommodore, es freut mich, daß ich Sie hier sehe," wendete er sich dann an den ebenfalls anwesenden de Castro. „Wie gefällt Ihnen der amerikanische Kahn, der uns eben verlassen hat?"

„Eine Steamjacht allerersten Ranges, Exzellenz. Diese Eleganz der Linien, eine Pracht, dem Herzen eines Seemannes eine wahre Freude, schade, daß nur diese Geldsäcke sich so etwas leisten können."

„Weshalb sie uns wohl beehrt hat in diesen Zeiten?"

De Castro zuckte die Achseln.

„Was meinen Sie, Kommandant?" wandte sich der General an Delgado.

„Ich denke, der Herr hat Geschäfte hier gehabt," entgegnete der Oberst.

„Das war der Vorwand," sagte der General, „der eigentliche Zweck aber ist die Flucht der insurrecta, der Maria Bengochea."

Während der General das trocken, scheinbar ganz ruhig sagte, ließ sein lauernder Blick die beiden Offiziere keinen Augenblick los. Er sah aber nur zwei erstaunte, fragende Gesichter.

„Heute nacht soll die Sache vor sich gehen, nur deshalb komme ich her. Wo ist die Gefangene, Kommandant?"

„In ihrer Zelle, Exzellenz."

„Sie wird heute nacht eine andere Zelle bewohnen und besonders bewacht werden. Ich wünsche sie jetzt zu sehen, begleiten Sie mich, Kommandant, auch Sie bitte ich, Kommodore de Castro."

„Lassen sich die Herren nicht stören," wandte sich der General dann an die jüngeren Offiziere. „Die Herren werden gleich wieder bei Ihnen sein, ich habe dann allerdings zu thun. Gute Nacht! Don Cristobal, bitte."

Eine Ordonnanz hatte auf einen Wink des Obersten den Schließer benachrichtigt. Als man den Korridor, der zu der Zelle Mariens führte, betrat, harrte der Mann bereits der Herren.

Der Schlüssel drehte sich im Schloß, die schwere äußere Thür knarrte in den Angeln, die zweite Thür wurde geöffnet, und den anderen voran trat der General ins Zimmer.

Im nächsten Moment schlug er eine heisere Lache auf. „Leer!" brüllte er den Obersten an.

In der That: vier nackte Wände, eine graue Kutte und ein paar Bastschuhe auf dem Bett, sonst nichts.

„Ihren Degen, Kommandant."

Der Oberst war totenbleich.

„Hauptmann Almatesta mit fünfzig Mann der ersten Kompagnie der Gardejäger zur Stelle, Exzellenz," — hörte er in diesem Augenblick eine Stimme hinter seinem Rücken und sah, sich wendend, den Offizier mit der Hand an der Mütze in der Thür der Zelle stehen. — Er nahm sich mit einem Ruck zusammen, hakte seinen Degen aus dem Gehenk, überreichte ihn

dem General und sagte in straffer Haltung: „Ich werde ihn aus Ihrer Hand zurück erhalten, Exzellenz.“

Der General antwortete nicht, gab den Degen seinem Adjutanten und befahl: „Mein Wagen hält vor dem Thor, liefern Sie den Obersten in der Hauptwache ab und erwarten Sie mich dann in meinen Zimmern. — Im Vorbeigehen beordern Sie die Leute, die draußen vor dem Thore so famos Wache gehalten haben, eben dahin. Den Schließer in die Eisen,“ wandte er sich dann an Hauptmann Almatesta. „Besetzen Sie alle Ausgänge. Wer kommt, wird eingelassen, hinaus niemand, bis ich persönlich Ihnen andere Befehle gebe. — Herr Kommodore, Sie gehen sofort an Bord, die Isabela catolica macht Dampf auf, die Boote und die Barkasse müssen in einer halben Stunde gefechtsfertig bemannt zur Verfügung meiner Befehle sein. Vorwärts, meine Herren.“

Im Regierungsgebäude angekommen, verhörte der General zunächst die beiden Geheimpolizisten persönlich, die vor dem Thore des Präsidios hatten Wache halten sollen. Er erkannte sehr bald, daß sie auf keinen Fall an einem etwaigen Komplott beteiligt wären. Die langen Gesichter, die sie machten, als sie begriffen, daß ihnen eine gute Belohnung entgangen war, die Wut, die sie empfanden, als ihnen der General sagte, sie hätten sich düpieren lassen, dumme Kerls, die sie wären, war echt . . . Nun vernahm der General beide einzeln in der Weise, daß er sich ganz genau von Viertelstunde zu Viertelstunde von allem erzählen ließ: namentlich, wen sie aus- und eingehen gesehen hätten, alle, auch die selbstverständlichsten Personen mußten sie nennen. Nirgends fand der General einen Anhalt. Da kam zuletzt die Rede auf den jungen Offizier, der kurz nach fünf das Präsidio verlassen habe, den beide Agenten aber, trotz ihrer sehr großen Personenbekanntschaft, nicht gekannt hatten.

Kurz nach fünf, und ist es ganz sicher, daß derselbe Offizier eben vorher erst mit den anderen Herren hineingegangen war?

Da war der Schlüssel: es stellte sich heraus, daß beide Leute zu ihrer eigenen Überraschung das nicht behaupten konnten, sie hatten es nur als ganz selbstverständlich angenommen. Wie der Tric eines guten Taschenspielers war die Sache angelegt.

Der General rief Don Cristobal. „Kein Zweifel,“ sagte er ihm, „die insurrecta ist in der Verkleidung eines spanischen Offiziers geflohen, kurz nach fünf. Telephonieren Sie: ich will sofort den Posten sehen, der um diese Zeit vor dem Casino español auf Wache gestanden hat, in der Richtung hat sie sich entfernt. Außerdem zitieren Sie sofort alle Leute, die heute die Überwachung des deutschen Klubs und der Villa Echegoyens hatten. Rasch, rasch, lassen Sie sie Wagen nehmen.“

In fliegender Eile wurden die Gewünschten zur Stelle geschafft: der Posten, der vor dem Casino español gestanden hatte, erinnerte sich, daß er kurz nach fünf Uhr einen spanischen Offizier, den er nicht kannte, und auf den er auch nicht sonderlich geachtet hatte, vom Parquecito herkommend gesehen habe, der auf ihn zugeschritten sei. Er habe zwei Herren begrüßt, die in einem Wagen aus der Calle obispo kommend, den Platz gekreuzt hatten, sei dann zu diesen in den Wagen gestiegen und davon gefahren. Die beiden Herren kannte er auch nicht.

Da halfen die Geheimpolizisten weiter, die, im Café unter dem deutschen Klub sitzend, Robert Berthold und Carlos Echegoyen mit einem spanischen Offizier hatten vorüber fahren sehen.

Der General war seiner Sache jetzt sicher. „Ein raffiniertes Spiel, aber wir werden ihnen doch noch die Karten aus der Hand schlagen,“ sagte er zu seinem Adjutanten. Während unsere Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die Bonny Kate gerichtet war, hat Maria Bengochea das Präsidio verlassen. Nach einem auf die Minute ausgerechneten Plan ist sie von ihrem Onkel und ihrem Bräutigam, die von der Landungsbrücke zurückfuhren, aufgenommen und nach der Chorrera geführt worden. Die drei sind zu derselben Zeit zu Hause angekommen, wo die Jacht ihres Freundes Reuter unter den Kanonen unserer Forts hindurch von Habana auslief. Die Bonny Kate ist aber sicher nicht sogleich nach der Chorrera gedampft, sie hat ohne alle Frage nördlichen Kurs eingehalten, so lange sie den

Fernrohren des Morro erreichbar gewesen ist, bei Dunkelwerden ist sie umgekehrt, in der Nacht wird sie dicht vor der Almendaresmündung erscheinen, um die Flüchtlinge, die sich inzwischen in Echegoyens Villa bereit halten, aufzunehmen. Jetzt ist es neun Uhr, aller Wahrscheinlichkeit nach werden wir sie noch fassen können."

Mit der blitzschnellen Entschlußfähigkeit, mit der kalten Ruhe, die den Feldherrn am Kampftage macht, traf er jetzt seine Anordnungen und gab er seine Befehle. Er wollte nicht nur die Flucht der drei verhindern, sondern auch Reuter als Mithelfer zur Flucht fassen und sein Schiff aufbringen lassen.

Die Landeshoheit einer Macht erstreckt sich auch auf eine mehrere Seemeilen breite Zone des ihre Küste bespülenden Meeres. Die Isabela catolica erhielt Ordre, sofort auszulaufen und an der Grenze dieser Zone so zu kreuzen, daß die Bonny Kate an ihr vorüberlaufen mußte, wenn sie von der Chorrera wieder nach New-York Kurs nehmen würde. Die Dampfbarkasse der Isabela catolica wurde unter den Befehl von Don Cristobal selbst gestellt, der vom General dahin instruiert wurde, sofort nach der kleinen Bucht am Almendares zu dampfen, sich in deren Nähe so verborgen zu halten, daß er alles beobachten könnte, die Flucht der drei nicht zu hindern, sondern erst einzugreifen, wenn die Mitwirkung des fremden Schiffes zur Flucht der Verurteilten außer allen Zweifel gestellt wäre. Sollte sich dann der Amerikaner den bei entfalteter spanischer Kriegsflagge gegebenen Befehlen widersetzen, ihn nicht an Bord nehmen, so solle er die Bonny Kate auf den nördlichen Kurs drängen und sie, Signalschüsse gebend und Raketen werfend, so verfolgen, daß die Isabela catolica rechtzeitig auf sie aufmerksam werden mußte und ihr so sicher den Weg verlegen konnte. Von jedem Aufgebot von Polizeimannschaften oder Vorbereitungen von Verhaftungen an Land wurde Abstand genommen, um die Fliehenden so sicher wie möglich zu machen, damit der plötzliche Zugriff im letzten Augenblick völlig unerwartet erfolgte. Der General rechnete darauf, daß der Überfall umso verwirrender wirken und umso sicherer durchgeführt werden würde, wenn der Schlag erst in dem Augenblick träfe, wo die Flüchtlinge ihren Plan schon triumphierend für gelungen halten würden.

Um Mitternacht standen Maria Bengochea, ihr Onkel und Berthold in einem der Zimmer am Fenster, die, über dem Bogengang gelegen, direkt aufs Meer hinaus gehen, alle drei in äußerster Spannung mit ihren guten Marinegläsern in die Nacht hinausspähend. An das benachbarte Fenster war ein Tisch herangeschoben, auf dem die größte Lampe brannte, die man im Hause hatte. Eine große silberne Schüssel, die man senkrecht hinter der Lampe aufgestellt hatte, wirkte als Reflektor und warf einen schmalen Lichtstreifen über die kleine Bucht ziemlich weit hinaus in die See. Man hatte auf diese primitive Art und Weise ein Seezeichen geschaffen, das mit guten Fernrohren vom Bord der Bonny Kate gesehen werden konnte und sie genügend orientieren mußte. Seit elf Uhr stand man schon auf dem Posten. Viertelstunde auf Viertelstunde verrann. Monoton plätscherten unten an der Landungsbrücke die Wellen gegen das Boot, in dem die beiden Diener Echegoyens und Bertholds bereits warteten. Endlich blinkte dicht vor dem Wartturm dreimal kurz hinter einander ein Licht auf und erlosch wieder. Es war eines der runden Kajütenfenster der Bonny Kate, hinter dem man eine elektrische Glühlampe aufblitzen ließ. Als Antwort blies Don Carlos die Lampe auf dem Tisch aus. Kurz darauf sandte ein elektrischer Scheinwerfer seinen Lichtstreifen über das Wasser. Die Bonny Kate hatte beigedreht, der Scheinwerfer suchte langsam über das Wasser weg seinen Weg, bis er den Fuß des Wartturms und den Eingang der Bucht fand. Gleich darauf hob sich der Lichtstreifen ein wenig, bis zu den Fenstern über dem Bogengang, und erhellte für einen Augenblick das dunkle Gemach und drei bleiche Gesichter. Dann erlosch er. Lautlos eilten die Flüchtlinge durch den Bogengang, durch das Pförtchen, die Treppe hinab zum Boote. In wenigen Minuten waren sie eingestiegen, Maria am Steuer, die beiden Diener an den Riemen, Don Carlos und Robert Berthold auf den Seitenbänken im Heck, die Winchesterbüchsen, die darunter gelegen hatten, auf dem Knie.

„Los!“ kommandierte Don Carlos leise.

Lautlos glitt das Boot hinaus, zwischen den Klippen hindurch und nahm seinen Weg auf einen dunkelgrünen Lichtpunkt zu, der in einer Entfernung von kaum tausend Schritt auf dem Wasser zu ruhen schien: eine große Laterne, die die Bonny Kate von ihrem Bugspriet am Tau bis fast auf die Meeresfläche herabgelassen hatte.

Die Hälfte des Weges war zurückgelegt. Eben sagte Maria zu Robert: „Gott sei Dank,“ da stieg zischend eine Rakete hinter ihnen auf, die gleich darauf, und zwar in mäßiger Höhe, hunderte von weißen Leuchtkugeln ausstreute, die die ganze Scene, das fliehende Boot, die wartende Steamjacht den Verfolgern zeigten.

„Die Barkasse der Isabela catolica,“ rief Berthold, den für eine Sekunde wahnsinnige Angst um seine Braut befiel.

„Schießt über mich weg,“ sagte Maria ruhig.

Im nächsten Augenblick krachten die Büchsen Bertholds und ihres Onkels. An Bord der Bonny Kate begriff man, um was es sich handelte. Der Scheinwerfer strahlte in voller Kraft, und wenige Sekunden später hatte er die Barkasse gefunden. Taghell beleuchtet lag sie auf dem schwarzen Wasser, während völlige Nacht das fliehende Boot deckte. Die Barkasse war bereits so nahe, daß man die spanische Flagge, die Bemannung von Marinesoldaten und den Adjutanten Don Cristobal, an den hölzernen Mantel des kleinen, aufrechtstehenden Kessels gelehnt, deutlich erkennen konnte. Wieder warf die Barkasse eine Leuchtrakete, für einen Augenblick erblickte Don Cristobal wieder seine Opfer und den Dampfer. Der Dampfer sah fremd aus, nicht weiß wie Bonny Kate und ohne deren charakteristische schräge Masten, er führte einen breiten schwarzen Streifen unter der Reeling und den Namen 'The flyer' am Bug.

Die Jacht hatte Maske gemacht für die nächtliche Expedition: bereitgehaltene schwarze Wachstuchbahnen waren aufgenagelt, die Stahlmasten wie Fernrohre zusammengeschoben und der falsche Name in sehr großen weißen Buchstaben aufgeheftet worden.

Am kleinen Flaggenmast der Barkasse stieg das Signal 'Halt' auf, und gleich darauf wurde die kleine Bugkanone gelöst. Während das Geschoß über das verfolgte Boot hinwegsauste, wand sich schon der Mann, der es abgefeuert hatte, von Bertholds Kugel niedergestreckt im Blute. Aber die Barkasse kam näher und näher, sie war höchstens noch hundert Schritte vom Boot entfernt und der Weg zum Schiff betrug mindestens ebensoviel. Don Carlos sagte heiser: „Explosionspatronen, nur nach dem Kessel, Roberto.“

Don Cristobal war verschwunden. So als Zielscheibe für die beiden Winchesterbüchsen beleuchtet zu werden, war ihm ungemütlich geworden. Schuß auf Schuß fiel. Verschiedene Geschosse hatten den Kesselmantel bereits getroffen und breite Stücke der Holzverkleidung abgerissen. Da krachte wieder Echegoyens Büchse, und im nächsten Augenblick erfolgte eine furchtbare Detonation. Der Kessel war explodiert, die Barkasse flog in die Luft. —

Die Flüchtlinge waren gerettet.

Die Isabela catolica kreuzte vergebens.

Am andern Tage landete Bonny Kate Don Carlos Echegoyen an der insurgierten Küste, und einige Wochen später wurden Robert und Maria in Boston getraut.

Ende.

# Leile.

## Novelle

von

[4] **Otto Stoeßl.**



Hermann erzählte am anderen Tage dem Edi, was geschehen war. Freilich verschwieg er ihm, welches Spiel Leile mit ihm selbst getrieben, wie er eigentlich recht schmählich besiegt worden, und wie sie beide ausgezogen einander zu überwinden und jeder selbst überwunden worden. Edi aber in seiner sanften Weise lächelte trüb und freute sich doch wieder, daß sein stolzer Freund so herrlich war und trotz seiner Eifersucht gab er sich gefangen und verzichtete willig, weil er wußte, daß seine schwachen Arme Leile nicht zu halten vermochten, daß sie seiner Sehnsucht vorgaukelte wie ein Schmetterling, und daß er sie nicht ergreifen könne. Auch war er zu krank und müde, der Leidenschaft des Zornes und der Eifersucht sich zu ergeben, sein Befinden verschlimmerte sich so sehr, daß er mit seiner Tante nach dem Süden reisen mußte.

Ehe er fortging, nahm er noch Abschied von Hermann und Leile. Sie gingen durch den Schönbrunner Park mit einander.

Edi war in glücklicher Laune. Er träumte wieder Wunderschönes vom Süden. Dort war seine Heimat. Der Süden, die italienische Sprache, der andere Himmel, die andern Menschen, die Gelände voller Wein, die farbenreichen Bilder, das Meer, das Meer, der Traum. Dort war eine neue Heimat. „Dort werde ich gesund werden, ich fühl' es, meine Arme werden kräftig werden zum Rudern," sagte er, indes er vor Kälte und Fieber schauerte und seine Wangen ganz rot waren, seine Augen glühten. „Ich werde Gedichte machen und lernen, Unendliches werde ich lernen, und überall werde ich die Schönheit sehen, überall wird sie mich grüßen . . ."

„Ja, Edi, das wird ein großes Glück sein, du wirst viel Schönes sehen," sagte Leile.

„Aber es ist dir ja zu kalt zum Gehen," sagte Hermann. Es war ein stürmischer Tag. „Komm, gehen wir lieber zu dir nach Hause."

Edi aber bestand darauf; Schönbrunn hatte er sehr gern.

„Das hier ist das einzige, wo man vom Süden träumen kann. Das gelbe Schloß könnte irgendwo in der Campagna stehen und alle diese bewegten Marmorfiguren und diese Laubengänge, die jetzt alle vom Schnee schwer sind. Da ist ja die Orangerie. Unten aber werde ich diese Bäume blühen sehen. Leile, du Lehrerin, wie blüht die Orange?"

„Weiß, Edi, eine weiße Blüte hat sie."

„Ja, und dort wächst der Lorbeer im Freien, das muß wunderlich sein, wenn man so einen Lorbeerzweig pflücken kann unter einem strahlenden Himmel, unter Menschen, welche diese große Sprache sprechen, deren jedes Wort ein Glück ist zu hören und zu verstehen. Dort müßten wir geboren sein . . ."

Leile ging neben den beiden Freunden, schweigsam und traurig. Langsam fühlte sie eine große, furchtbare Schuld aufwachsen, die sie begangen, ohne schuldig zu sein. Sie hatte ihn verlassen, wie ein Stück Sehnsucht weicht und einem leeren Leben Platz macht. Aber sie liebte. Und das war ihr Recht. Sie sehnte sich und auch sie durfte sich einen südlichen Himmel von Leidenschaften und Begierden wünschen, wie Edi. Aber ob sie Hermann liebte! . . . wenn nicht? Sie wußte es ja nicht. Aber daß sie zweifeln konnte . . . Dann war ihre Schuld groß.

Die Bäume brausten im Wind und man sah alle ihre Äste nach dem Willen des Sturmes bewegt . . . Und sie selbst fühlte ihn im Haar, das aus der Mütze wehte, in den Kleidern, die flatterten und sich bauschten . . .

Edi strengte sich mit lautem Sprechen an,

übersah seinen Husten und lachte viel, er sprach immer von dort und von der großen Heimat.

Hermann hörte ihm zu, lächelte freundlich und bekräftigte alles. Endlich kam das Gespräch auf ihr Verhältnis zu einander.

Edi sagte: „Leile, mach' dir nichts draus, daß du mich nicht lieb hast, was du mir warst, kann mir niemand nehmen, auch du nicht. Und was du mir gegeben hast, wirst du mir ja nicht wegnehmen wollen, nicht wahr? Du bist ja noch reich genug. Du hast mir den Frühling gezeigt. Ich war so ein Bub, ich liebte nur den Geruch des Flieders und der Veilchen und den Schlag der Vögel und den ganzen Begriff des Blühens ... Du aber bist zu mir gekommen und hast mich geküßt, und seitdem hab' ich gewußt, die Natur selbst einmal an meiner Brust gehabt zu haben, einmal Lippe an Lippe. Übrigens ist alles ein Gerede ... Vielleicht hab' ich nicht einmal dich so lieb gehabt, als den Garten, wo wir waren, als die Stunde, als den Augenblick, als das Gefühl deiner feuchten, duftenden Lippen, die ich spürte, als den Geruch deines Haares, den ich atmete ... Nun bist du weggegangen. Aber ich brauchte dich nicht zu halten, und nicht von deinem Willen hängt es ab, dich zu geben und zu nehmen, ich habe dich einmal einen Augenblick in meinen Armen gehabt, und meine Seele hat dich ... Wo ich bin, bist du ... Auf Wiedersehen in Italien ... Dort wirst du mir begegnen, in jedem Bild, das ich sehe, in jedem Mädchen, das ich sehe ... Und du, Hermann, wirst wohl nicht eifersüchtig sein, du müßtest so gut auf die Luft eifersüchtig sein und auf die Blicke ..."

Dann schwiegen sie alle drei. Denn es war doch schwer, davon zu sprechen und schwer, davon zu schweigen, sie kehrten um und waren gegen Abend zu Hause. Im Zimmer des Fräuleins Münchreiter. Das Fräulein begrüßte sie:

„Aber, Edi, bei solchem Wetter gehst du aus, da soll dir besser werden, schau, wie du hustest. Du fieberst gewiß. Ich trau' mich ja gar nicht fortzufahren mit dir."

Edi lächelte ruhig. „Laß nur gut sein, ich hab' doch von Schönbrunn Abschied nehmen müssen."

Die Tante brachte den Thee herein. Sie scherzte, aber indes sie um ihre Gäste besorgt oder ins Gespräch vertieft schien, schaute sie immer mit ängstlichen Seitenblicken auf Edi, der ruhig lächelte, wie im Traum.

Endlich bat er: „Hermann, sing' mir noch zum Abschied etwas ... Die Tante wird dich begleiten, — nicht wahr?"

Man blätterte in den Noten, auf einmal sagte er: „Da, den 'Wanderer' will ich haben ..."

Die Tante setzte sich. Sie begleitete bescheiden und schön. Hermann sang kräftig, seine Stimme war zu laut, sein Vortrag zu gelassen für dieses sehnsuchtsschwere und bebende Lied. Das alte Fräulein Münchreiter aber wiegte ihr kleines, mageres Körperchen nach diesen schwebenden Figuren der Begleitung und neigte den Kopf nach den Wellen des Gesanges und hatte einen seltsamen Zug um den Mund, lächelnd und voll Elend ...

„Ich wandre still, bin wenig froh ..."

Edi schaukelte in seinem Sessel und ließ sich von dem dunkeln Gesange wiegen ...

Das Zimmer lag im Dunkel. Nur am Klavier strahlten die Blenden der kleinen Lampen. Er sah seine kleine, häßliche Tante, wie sie sich wiegte und schwang, wie sie sich und ihn halb vergaß beim Spiel, er sah Hermann, der an nichts dachte, als an den Wohllaut, den er beherrschte und gab, er sah dieses gutmütig schöne Jünglingsgesicht mit dem wohlgepflegten, hübschen Schnurrbart und den ehrlichen Augen ... Die braunen Haare sträubten sich, und die ganze Gestalt war voll Kraft, Jugend, Zuversicht ... Und dann sah er in der Ecke des Zimmers Leile ... Sie stand schon im Dunkel ... Ihr schwarzes Kleid floß mit der Finsternis des Zimmers zusammen ... Er sah nur den weißen, schmalen Kragen und ihr Gesicht ... Es leuchtete blaß. Und er sah ihre großen, dunkeln Augen, er fühlte deren Blick auf sich gerichtet ... Nun sah er ihr ins Auge, da senkte sie den Blick. Er aber verweilte mit seinen Blicken auf ihr ... Er umfaßte schauend das blasse Rund ihres Gesichtes, die demütig geschlossenen Lider, den Mund ... Er lächelte, weil er wußte, daß Leile um ihn traurig war, er umfaßte schauend ihr

schwarzes Haar, von dem eine feine Locke an der Stirn ruhte ... Er sah sie lächelnd an mit einem langen, sammelnden Blick ... Dann wandte er sich um und freute sich der geheimnisvollen, traurigen und dunkeln Worte des Gesanges ...

„Wo du nicht bist, da ist das Glück ...“

Dann nahm man freundlich-gerührt Abschied. Leile und die Tante Münchreiter weinten sehr. Auch Hermann war bewegt.

Aber Edi war heiter ... „Ich gehe ja nach Italien, was wollt ihr denn ... Dort ist meine Heimat ...“

Hermann reichte ihm und dem Fräulein die Hand, das Fräulein küßte Leile ...

Dann kam die Reihe, Abschied zu nehmen, an Leile und Edi ...

Leile reichte ihm die Hand. Edi ergriff sie und lächelte still, indem er auf Hermann sah.

Da erhob Leile ihr Haupt, und Edi konnte ihre Thränen sehen, sie reichte ihm ihre Lippen. Sie küßten sich.

„Wir sind ja alte Freunde ...“

Für Leile begann das neue Leben. Es rauschte um sie, der Winter hatte etwas Festliches mit seinem glänzenden Schnee, mit seinen brausenden Winden, die Stadt schien heller zu strahlen, und sie selbst fühlte sich heiter. Einmal schien sie, und dies zum erstenmal, endlich aus sich selbst herausgerissen, aus der Schwere ihres Willens heraus, in der neuen Liebe voll Glück zu schweben, wie in einer leichten Luft.

Am Tage, als Edi verreist war, ging sie zum erstenmal mit Hermann spazieren. Sie gingen gegen St. Veit zu, den Gemeindeberg aufwärts. Es war noch früh. Ein schöner Tag ... Der Wald des Tiergartens stand dunkel und zog sich weithin ... Die weiße Mauer begrenzte ihn. Ueber dem Wald aber hoben sich die blassen, blauen Linien der Hügel. Der Wienerwald. Der Himmel war von ganz lichtem Blau. Die weiße Sonne strahlte still und der Schnee glänzte auf den Wiesen. Hinter ihnen lag die Stadt in Rauch und Nebel, vor ihnen das winterlich-helle Land, wenig Bäume und diese streckten sich in der klaren Luft wunderbar deutlich empor, die Äste waren zum zählen.

Leile sprach wenig, denn nun fühlte sie sich beschwert von der Last ihres Mutes, der sie in diese neue Liebe getrieben hatte und der sie nun wehrlos sich ausgeliefert fühlte. Vielleicht war es Reue, vielleicht die glückliche Schwermut, daß sie ihrem Gefühl gefolgt.

Hermann sprach viel. Von seiner Stimme, von seinem Ruhm, den er erhoffte, von den Liedern, die er sang, von den Rollen, die er einstmals spielen wollte. Er erzählte ihr, er wolle den finstern Telramund spielen und in den Hugenoten und besonders den Don Juan, den übermütigen Helden. Sie hörte lächelnd zu, und Hermann erschien ihr in allen diesen Bildern als dunkler Ritter oder als lächelnder Held, der die zarten Frauen in die Irrgärten der Liebe raubte. Sie dachte dieser komisch-naiven Verse, mit denen Don Juan lockt ...

„Reich' mir die Hand, mein Leben,
Komm auf mein Schloß mit mir ...“

Und dann das begreifliche Argument:

„Es ist nicht weit von hier ...“

So hatte er sie gelockt ... Und dies war ja fast ihr Schloß. Sie waren allein hier, das gehörte ihnen allein. Niemand war zu sehen. Aber die lichte Mauer, welche den Tiergarten einschloß, war wie die Schranke einer köstlichen und gefährlichen Welt, mit dunkeln Wäldern, reißenden Tieren und sanften, blauen Bergen ...

„Wenn ich aber nur auch etwas wäre. Eine Sängerin, wenn ich mit dir spielen und singen könnte, wenn ich die Donna Anna oder Elvira wäre oder die Ortrud, oder die Elsa von Brabant, oder die wunderbare Isolde. Dann wäre ich mit dir in den Wundergärten der Gesänge, wo die Blütenfackeln angezündet sind. Aber ich bin ja nichts und ein dummes Mädel ...“

„Aber, Leile, Fräulein Lehrerin, vor dir muß man ja Respekt haben. Und du bist alles, du kleines Mäderl, du bist Isolde und Ortrud, Donna Anna und Zerline, alles bist du selbst, wie ich dich will. Aber ich möchte dich gar nicht als Künstlerin haben. Da müßte ich zu eifersüchtig sein.“

„Du, ich hab' auch Schauspielerin werden wollen, ich kann ganz schön deklamieren.“

„Aber hör' auf, Leile ... Du mußt einmal eine kleine Hausfrau werden und mir gute Chokolade machen oder sonst was Süßes, was ich gern hab' ... Und dann darfst du mich auf dem Klavier begleiten. Ich sing' dir meine neuen Rollen vor, und du hast Angst, wenn ich auftreten soll. Das ist schon ganz genug ..."

„So!? Du, Hausfrau will ich gar nicht werden, dazu hab' ich kein Talent, und dann ist es auch fad. Weißt du ..."

„Nun, wir haben ja noch Zeit, uns das zu überlegen ... Gelt? ..."

Einstweilen nahm er ihren Arm, und sie fühlte ihn sehr groß und erhaben neben sich gehen.

„Du bist ein großer Kerl ..."

In der Einsiedelei jausten sie zusammen. Im Winter war nur ein kleines Zimmer für die seltenen Gäste offen. Es war warm und behaglich. Leile schenkte den Kaffee ein und sorgte, daß Hermann das meiste Schlagobers bekäme, was er sich gerne gefallen ließ. Sie blätterten auch die 'Fliegenden Blätter' zusammen durch und lachten über die Bilder und Witze. Und wenn ihr etwas gut gefiel, reichte sie Hermann das Heft nahe hin, wobei er ihre Hand küßte, was immer ihren lebhaften Protest wegen des Kellners erweckte, der nichts zu sehen schien und doch beflissen lächelte. Dann mußte sie dem Hermann zuliebe sogar eine Zigarette rauchen, er rauchte nicht wegen seiner Stimme, freute sich aber unbändig, wie sie sich ganz furchtsam die Zigarette entzündete, ängstlich die Lippen spitzte, vorsichtig den blauen Rauch ausströmen ließ. Er freute sich, wie ihr der gute Duft behagte und sie sich wohlig streckte und schaukelte, ihn lustig ansah und freudig plauderte, von nichts und allem und den blassen, blauen Wolken nachsah, die sich in dichten Linien durch das Zimmer zogen.

Als es dämmerte, gingen sie fort.

Im Freien löste dann Hermann ihren Arm aus dem seinen. Sie waren schnell gegangen. Auf einmal stand er ... Sie erschrak ...

Er breitete seine Arme aus. Nun schien ihr seine große Gestalt im Dunkel größer und fast angsterregend. Er umschloß sie ...

Mit einem lauten Jauchzer hob er sie zu sich hinauf und küßte sie ...

* * *

Hermann erzählte Leile viel von seiner Mutter, sie habe so viel gelesen, sei voll Wissen und Energie, vor ihr sei er wie ein dummer Bub, und sie sei einmal sehr schön gewesen, durch ihren kräftigen und dauernden Entschluß habe sie sich zur Bildung emporgehoben. Er habe auch seiner Mutter von Leile gesprochen und diese habe recht herzlich gelacht über beide und Leile durch ihn einladen lassen. Sie solle denn am Sonntag hinüberkommen. Da werde auch sein Freund und Cousin, der Dichter, Willi, da sein und dessen Flamme, eine blonde Konservatoristin. Es werde sehr hübsch sein.

Leile hatte ein wenig Angst vor Hermanns Mutter, schon vor der Fremden, die allzuviel um sie wußte, ihre Scham machte sie davor zittern, daß man von ihren Lippen wüßte, daß sie geküßt worden, und von ihrem Wesen, daß es sich angeschmiegt, und gerade die Mutter ihres Freundes schien ihr wie ein arger Feind, seine Freunde mochten es immerhin wissen, aber seine Mutter! ... Sie fühlte dunkel, sie hatte es auch beim Fräulein Münchreiter und bei ihrer eigenen Mutter gesehen, daß dem mütterlichen Gefühl die Zärtlichkeit und Liebe von Fremden zu ihrem Kind etwas Ungeheueres ist. Darum legte seine Mutter vielleicht die Liebe Hermanns zu ihr wie ein Kinderspiel aus, sei es, um sich selbst und ihre Eifersucht zu beruhigen, sei es, um Hermann scheinbar unschuldig zu verletzen, indem sie ihn eines großen Ernstes nicht für fähig hielt und seinen Jubel scherzhaft nahm, sein Vertrauen, seine Zuversicht ein wenig spöttisch und geringfügig behandelte.

Sie zog sich sehr sorgfältig an, am Sonntag, als ob sie einer Feindin ihre Schönheit zeigen wollte, sie durch ihr ganzes Wesen zu rühren und zu bezwingen.

Sie legte ihr Haar in einer einfachen, starken Windung um das Haupt und strich es aus der Stirn. Nur ein paar leise Löckchen flatterten hervor. Sie zog eine weiße, seidene Blouse an, ganz knapp an den Leib geschlossen

mit einem großen Spitzenkragen und Spitzenmanchetten, oben ein wenig ausgeschnitten, so daß ihr schlanker Hals frei war, um den ein einfaches goldenes Kettlein lag, der einzige Schmuck, den sie hatte. Um den Hals legte sie dann, als sie fortging, einen solchen schmalen Kragen aus braunem Pelz mit einem Iltiskopf, dessen Zähne zugleich in den Schwanz bissen und das Kätzchen warm und dicht schlossen. So ging sie hinüber.

Hermann öffnete ihr gleich. „Servus, Leile," begrüßte er sie laut und führte sie mit geräuschvoller Fröhlichkeit zu seiner Mutter ins Zimmer.

„Ah, seien Sie mir herzlich willkommen, Fräulein ... Ich darf ja auch Leile sagen, nicht wahr?"

Eine große, stattliche, etwas korpulente Frau kam ihr entgegen und führte sie an der Hand zum Sofa ...

Die Mutter Hermanns war vielleicht schon fünfzig Jahre alt, breit und stark, das Gesicht hatte trotz seines lebhaften Bemühens zur heitern Freundlichkeit einen mehr energischen, als gütigen Ausdruck, es verriet die Spuren jener wilden, sonderbaren, fast männlichen Schönheit der Frauen 'von Rasse'. Sie hatte lebhafte, graublaue Augen, eine scharfgeschwungene Nase. Nur die Wangen und das Kinn waren zu voll, um die Linien ihres Gesichtes schön zu bewahren, und der Mund erschien zu schmal, seine abwärts gezogenen Winkel gaben ihm etwas Böses, was vielleicht nicht in ihr lag, denn sie lachte viel und laut, sprach viel, selbstgefällig und verweilte bei dem Verschiedensten, beherrschte das ganze Gespräch, ja schien sich eben bei dieser Herrschaft und nur bei ihr sicher und in ihrem Element zu fühlen. So herrschte ihre Stimme über das Gewirr einer ganzen Gesellschaft und ihr ganzes Wesen war auf diese Wirkung der Konversation mit Fremden und Gleichgiltigen berechnet, denen man räumlich so nahe, innerlich so gelassen fremd ist. Sie sprach von allem Möglichen, was den Tag erfüllte, über neue Bücher und über die gegenwärtigen Helden, über Politik, über Kunst, über das Theater, immer mit der gleichen, lauten, lärmenden Heiterkeit, sie lachte stark über ihre witzigen Bemerkungen, erzählte gern von ihrer Jugend und liebte es, ihre einstige Schönheit erraten zu lassen, und daß sie überaus gefeiert gewesen. Ihren Sohn behandelte sie mit einer gewissen derben Zärtlichkeit, recht von oben herab wie einen Jungen, sei es, um ihre geistige Macht zu zeigen, oder aus einer gewissen Eitelkeit, wenn sie schon nicht als jung, schön, liebenswert genommen werden konnte, doch nicht für gar zu alt zu gelten. Von dem Leben der zwei Kinder sprach sie garnicht, behandelte alles wie selbstverständliche Thatsachen, von denen es sich wegen ihrer Belanglosigkeit nicht weiter zu reden verlohne, und benahm sich Leile gegenüber vornehm-freundlich, ja sogar spöttisch-zärtlich. Sie war lebhaft, übermütig, dabei von dem gewissen ungenierten Cynismus alternder Frauen wie eine gleichmäßig schnelle, laute Musik, allegro con brio. Leile saß neben ihr und wußte nicht recht, was beginnen, so schwieg sie meist und markierte ihre Teilnahme an der Unterhaltung, welche ohnedies fast ganz von der Baronin besorgt wurde, bloß durch ein Lächeln oder durch eine leise Zustimmung. Derweilen konnte sie sich das Zimmer ansehen. Es war mit einer kümmerlichen Eleganz hergerichtet. Alte, ein wenig verschlissene, aber sorgfältig gebürstete Teppiche bedeckten den Boden, einfache, glatte Kasten, eine altmodische Kredenz, ein kleines, wie es schien wertvolles Bild, vielleicht eine Kopie nach einem Niederländer, hing an einer Wand, zwei Spieler darstellend. Und über dem Sofa ein Porträt der Hausfrau aus früheren Jahren, in dem seltsam frivol bürgerlichen Stil der Vierzigerjahre. Da waren ihre jungen Züge gut herausgebracht, sie trug auf dem Bilde eine hohe, kunstreiche Frisur; ihre Augen schienen zu leuchten und jedem freundliche Glut zu verheißen; ihr Mund, halbgeöffnet, ließ die blendenden Zähne durchschimmern. Der Hals und die wundervolle Büste waren frei. Die Haut hatte ein mattes, gelbes Inkarnat, wie schimmerndes Elfenbein. Das Spitzenhemd war über eine Schulter gesunken, so daß noch die Achsel sichtbar war und fast der üppige Schwung des Busens. — Leile sah mit häufigen Seitenblicken auf dieses Bild, was die Baronin nicht zu stören,

sondern zu freuen schien. — Durch die geöffnete Thür blickte man in das Nebenzimmer, welches dem Hermann gehörte, dort war ein Erker mit Butzenscheiben und zwei hohe Bücherschränke, der Flügel und ein paar hochlehnige, unbequeme, grünbezogene Fauteuils. Die übrige Wohnung war vermietet.

So schien alles eine gewisse Vornehmheit zu bewahren, hinter der die Armut doch hervorsah, alles war peinlich sauber und sorgfältig und geradezu geziert elegant, aber doch sparsam, vorsichtig und genau hergerichtet, Handarbeiten schmückten das Zimmer und verdeckten manches wohlfeile Möbelstück. An den Fenstern hingen gestickte Vorhänge, über dem Tisch lag eine sehr schön mit Purpur gestickte, altdeutsche Decke, auf der Kredenz ein Läufer mit anmutigen Arabesken. Nur ein paar altmodische, silberne Leuchter und sonst ein paar wertvollere Gegenstände verrieten die bessere Vergangenheit. Der Baron Mensdorf hatte im 73er Jahr sein Vermögen verloren und seine Witwe mit ihrem kleinen Sohn recht arm zurückgelassen. Die Erbschaft reichte gerade aus, diese Villa zu kaufen, und zu einer winzigen, jährlichen Rente, worein sich jedoch die Baronin umso leichter fügte, weil sie aus einer armen Bürgerfamilie herstammte, wegen ihrer großen Schönheit vom Baron entdeckt und geheiratet wurde. In der Muße ihres Ehe- und Witwendaseins hatte sie mit einer fast fieberhaften Begierde gelesen; sie hatte französisch gelernt, — wollte sie die frechen Bücher lesen und lernte sie deshalb die Sprache, oder las sie die frechen Bücher, um die Sprache daraus zu lernen? — genug, sie war überaus eifrig. Sie las alle deutschen Werke von Bedeutung, dann Geschichte, dann ästhetische Sachen, dann sogar einiges aus der Philosophie. Und alles dies mit der gleichen feurigen Energie, mit der sie früher als junge Frau ihrem Vergnügen gelebt. So hatte ihre Bildung etwas Ungeordnetes, aber Lautes und Imponierendes, ihr Wesen war breit, nicht tief, wegen seines Umfanges bei einer Frau ihrer Herkunft unerhört und erstaunlich, weshalb sie gern darauf die Aufmerksamkeit der Leute lenkte und selbst nicht ohne Anmut im Scherz und mit einer gewissen Eitelkeit die Erinnerung auf ihre einstige Schönheit brachte, die gewiß auf anderes Glück hindeutete, als auf das Studium römischer Altertümer oder des Voltaire. So hatte sie ihren Sohn erzogen, auf seine starke, jugendliche Schönheit stolz, auf die eigenen Züge eitel, die sie in ihm wiederfand, wollte sie einerseits aus ihm etwas Glänzendes, Prächtiges machen, andererseits wieder ihre unbedingte Herrschaft über ihn bewahren und ihn durch die Energie ihres Verstandes lenken. So schien er ihr zum Sänger geschaffen. Auf dem Gymnasium taugte er gerade nicht besonders, er absolvierte seine acht Jahre mit vieler Mühe, so war sein Wissen kein ordentliches, da er zu faul war, sich zu Hause mit etwas anderem als den notwendigsten Schulaufgaben zu beschäftigen und meistens am Klavier saß, phantasierte, oder bloß auf dem Sofa lag und in die Luft schaute. Dieser Müßiggang war ihr gerade recht, weil er ihr die Herrschaft des Spottes und ironischer Behandlung und sogar der Überlegenheit über ihren Sohn sicherte, der für sie immer 'der Bub' blieb, wenn er auch ein großer Sänger werden sollte, worauf sie ihn vorbereitete. So blieb Hermann wie ein ungelenker, brummiger Bär neben ihr, war ihr mit der kindischesten Anhänglichkeit zugethan, ertrug alle Launen der alternden Frau, die ohne Bewunderung in Armut verkümmern und durch zunehmendes Alter bei abnehmender Schönheit die Bewunderung nicht mehr zu verdienen wußte. Sie führte das Hauswesen ohne Dienstboten, sie besorgte alles, kaufte ein, kochte und hatte sich Hermann gut abgerichtet, der sich selbst die Kleider und Schuhe bürstete, sogar zur Not den Herd bestellen, die Lampen putzen konnte. Er war selbst oft genug ebenso launisch wie die Mutter, dann schrien sie sich in der derbsten Weise an, um endlich über ihren groben Ärger zu lachen und jedes das andere im Stillen liebend zu bewundern. Mit ihrer Überlegenheit drückte ihn die Baronin beständig nieder und ihr ganzes Erziehungssystem bestand darin, nie locker zu lassen. Auf der Universität gab er Stunden, wovon er ihr einen ziemlichen Betrag ablieferte. Für den Rest bestritt er Kleider, Gesangsstunden und Vergnügungen. Trotz vieler Geldsorgen war die Mutter doch von einer heitern Ge-

lassenheit. Dabei ließ sie es sich nicht nehmen, ihre einst im größten Maaß geübte Gastfreundschaft zu pflegen; unter den Freunden ihres Sohnes, lauter jungen, enthusiastischen Leuten, glänzte sie, sowohl durch die Erinnerungen, die ihre jetzige Armut und ihre alternden Tage überschimmerten, als durch die laute Lebhaftigkeit ihrer Rede, durch die Kunst, mit der sie ihr Wissen und ihre Bildung ins rechte Licht setzte. Und wie manche Gesichter von Frauen nicht durch eine tadellose Schönheit wirken, die oft genug Langweile, statt Bewunderung erweckt, sondern durch eine reizende Unregelmäßigkeit entzücken, so gab gerade die launenhafte und improvisierte Ausbildung ihres Geistes ihrem Gespräch einen gewissen Reiz, ihren Worten einen bizarren Schwung und ihrer Phantasie eine originale Richtung.

Zu den ständigen Gästen ihres Hauses gehörte Willi, der Sohn ihrer jüngern Schwester, der mit Hermann gleichaltrig war, noch weniger als er in der Schule taugte, aber nicht aus geringer Begabung, sondern aus einem Hang zur Träumerei, ein stiller, blasser Knabe, der vor allem die Anlage besaß, sich unglücklich und im Unglück wieder reich und beseligt zu fühlen.

Dieser wurde also erwartet mit seiner 'Flamme', einer jungen, achtzehnjährigen Konservatoristin, die er mit der reinsten Anbetung und keuschesten Sehnsucht liebte, ohne daß sie sich aus ihm viel machte. Das wurde denn von der Baronin umständlich mit guter Laune besprochen, Leile hörte diesem allem wie Fremdem, Gleichgiltigem zu, nur wunderte sie sich, daß diese Frau die schönste Leidenschaft so hübsch als Gegenstand eines witzigen und heiteren Gespräches benützte, wo doch die bloße Ehrfurcht vor der reinen und innigen Neigung eines Jünglings, die, wie es schien, vergebens um Erhörung bat, ein schweigendes oder trauervolles Mitgefühl zu verdienen schien, umsomehr bei einem Nahverwandten. Und Hermann schalt nur in seiner derben und ungeschlachten Weise auf den armen Burschen. „Warum ist er so dumm, wer schafft ihm's, sich in eine Gans zu verlieben, die ihn gar nicht versteht und weiß Gott was für eine 'Wurzen' haben will."

Leile aber lächelte und sagte bloß: „Wer schafft's einem!" und dachte an das höchst unbedachte Herz des Menschen.

Da trat Willi ein . . .

„Ah Willi, lupus in fabula . . ." Man war nicht einmal verlegen.

Willi lächelte schüchtern und begrüßte die Freunde.

Er war von hoher, schlanker Gestalt, sein Gesicht nicht schön, aber durch den traurigen und zärtlichen Blick, der alles voll Liebe und Wehmut zu umfangen schien, zu einer gewissen Würde und Sanftmut erhoben. Sein braunes Haar stand breit um die Stirn. Seine Bewegungen waren lässig, als sei ihnen, was sie thun mußten, höchst gleichgiltig. Aber sein ganzes Wesen war ungezwungen, sogar heiter, und man sah an ihm die ganze Sehnsucht nach Glück und Freude, die ihn sogar bei eigenem Kummer sich über die Freude der andern freuen ließ. Im Gegensatz zu Hermann hatte er etwas Zartes, Feines, Prinzenhaftes in seinem durchaus natürlichen Betragen und war durch die vergebene Leidenschaft von Ernst und Feuer durchglüht.

Leile mußte an den fernen Edi denken, mit dem sie ihn fast vergleichen mochte.

Endlich kam auch Stephanie, die Konservatoristin. Ein blondes Mädchen, mit dem hübschen, leichtfertig lächelnden Wiener Gesicht, ganz umstrahlt und umspielt von dem schönsten Glanz ihres üppigen Haares, mit koketter Sorgfalt gekleidet, mit schlankem Wuchs und üppigem Busen und hell lachend.

„Wenn die Steffi kommt, geht ordentlich die Sonne auf," meinte die Hausfrau.

Leile sah Willi lächeln.

Stephanie kümmerte sich jedoch gar nicht sonderlich um ihn, sondern verstrickte sich in der heitersten Weise in einen boshaft-scherzenden Streit mit der Baronin, parierte Hermanns derbe Anspielungen in der ungeniertesten Weise und übersah Leile mit einigem Hochmut.

Endlich wurde musiziert.

Hermann spielte und sang. Seine Stimme dröhnte. Aber sie schien hart und überlaut . . . Auch die Lieder gefielen Leile nicht.

Steffi wurde aufgefordert, zu deklamieren. Sie ließ sich nicht lange bitten, sondern trat mit Stolz und wie eine gefeierte Künstlerin auf, verbeugte sich und trug irgend eine abgeschmackte Sache mit den einstudiertesten Betonungen und der gewissen allzudeutlichen Vokalisierung der Schauspielerinnen vor, fand aber großen Beifall.

So verging der Abend. Zuweilen benutzte Hermann einen unbewachten Augenblick, um Leile zu größerer Lebhaftigkeit aufzumuntern, da er sich ihrer Stille schämte, die er für Verlegenheit ansah, indes sie Unbehagen war, er sah Leile der allgemeinen Teilnahmslosigkeit verfallen und wollte sie doch vor allen gefeiert und bewundert wissen.

Man trennte sich dann unter großer Herzlichkeit und lachend, indes alle das Gefühl eines unbefriedigenden Beisammenseins mit sich trugen.

Leile legte sich gedankenvoll schlafen. Zum erstenmale dachte sie an Edi seit seiner Abreise und an die unglückliche Liebe dieses Willi.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

# Der Sohn.

## Erzählung

von

**Marie Krestowski.**

[3] Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Adolf Garbell.



Lisawéta und Ratmájeff waren dann wirklich schnell gute Freunde geworden! Pjoter Iwánowitsch hätte auflachen mögen bei der Erinnerung, wie er sich darüber gefreut hatte! Er hatte sich in jeder Weise bemüht, sie einander zu nähern, indem er sie bald zu Spaziergängen, bald zum Zusammenlesen veranlaßte. Zwischen Lisawéta Andréjewna und Ratmájeff hatte sich ein scherzhaft pikierter Ton herausgebildet, in welchem sie beide ihren Witz erschöpften, aber das hinderte sie nicht mehr, sich mit einander zu befreunden. Pjoter Iwánowitsch mußte fast beständig von Hause abwesend sein, die Bewirtschaftung seines Gutes erforderte es; die Sommerarbeiten waren im vollen Gange, und er fuhr bald ins Feld, bald in die Stadt; jedesmal bat er selbst seine Frau, ihren Gast während seiner Abwesenheit ordentlich zu unterhalten. Lisawéta Andréjewna machte dann ein etwas finsteres Gesicht, errötete leicht (es war eins ihrer charakteristischen Merkmale, oft zu erröten) und wiederholte dann immer dasselbe:

„Nun, schon gut, schon gut!“

Er reiste ab, sie blieben zurück und traten auf die Treppe, um ihn zu begleiten. Beide waren jung, beide hübsch — er im weißen Kittel, einem solchen, wie ihn jetzt Sserócha trug, und auch sie in hellen, sommerlichen, heiteren Farben. Sie sahen lächelnd zu, wie er sich in den Wagen setzte; Ratmájeff pflegte ihm immer verschiedene Scherze und Wünsche nachzurufen, und Lisawéta nickte ihm nur mit ihrem hübschen Köpfchen lächelnd zu. Pjoter Iwanówitsch sah sich dann immer noch einigemale nach ihnen um in dem Wunsche, noch einmal einen Blick auf diese lieben Gesichter zu werfen, die sich so hübsch und anziehend von dem hellen Hintergrunde des heißen Sommerhimmels abhoben ... Und bei der Abfahrt träumte er schon davon, wie er zurückkehren und wie sie ihn empfangen würden ...

Und nicht einmal während dieser ganzen Zeit war in ihm ein Zweifel oder ein Verdacht aufgetaucht. Es war ihm alles so natürlich, so einfach und so schön erschienen! Es hatte niemals in seinem Charakter gelegen, eifersüchtig zu sein oder jemanden zu verdächtigen, auch hatten sich seine Beziehungen zu seiner Frau so gestaltet, daß ihm garnicht der Gedanke kommen konnte, gegen irgend jemand, wer er auch sein mochte, Eifersucht zu empfinden; und sie und Ratmájeff damals zu beschuldigen, wäre ihm so unnatürlich und absurd erschienen, wiewenn er sie des Diebstahls oder des Mordes fähig gehalten hätte! Ratmájeff war anfangs nur auf einen Monat gekommen, er wollte später eine Reise zu seinen Verwandten nach dem Kaukasus machen, aber es waren schon bald drei Monate vergangen, und von Abfahrt war keine Rede; die Reise nach dem Kaukasus wurde zu Pjoter Jwánowitschs Freude immer von neuem hinausgeschoben. In diesem Sommer hatte er sich nur noch mehr an Ratmájeff gewöhnt und ihn noch lieber gewonnen. Ratmájeff brachte überallhin Frohsinn und Lebensfülle mit, und Pjoter Jwánowitsch war der bloße Gedanke, daß er abreisen könnte, schrecklich; hätte es von ihm abgehangen, würde er ihn wahrscheinlich nie fortgelassen haben. Jhm war es, als würde es ohne Ratmájeff bei ihnen wie ausgestorben sein.

Oft nach einem froh verbrachten Tage, wenn Ratmájeff besonders im Zuge war, sagte Pjoter Jwánowitsch triumphierend zu seiner Frau:

„Nun, was habe ich dir gesagt?! Jetzt hast du dich wohl selbst davon überzeugt, was für ein lieber, kluger, talentvoller Mensch das ist!“

Lisawéta Andréjewna errötete dann und gab es zu.

„Ja, du hast recht gehabt,“ sagte sie mit einem zärtlichen, nachdenklichen Lächeln. Und er — welch ein Thor war er gewesen, — hatte damals die Bedeutung dieses Lächelns nicht begriffen, hatte diesen träumerischen, schmachtenden Blick eines verliebten Weibes, in deren Gegenwart man den Geliebten lobt, nicht verstanden!

Das einzige, was er bemerkte, war, daß seine Frau merkwürdig hübsch wurde und sich fast immer in einer neuen, ihr sonst nicht eigenen nervösen Lebhaftigkeit befand, die ihr ausgezeichnet stand und sie sogar in seinen Augen in ein ganz anderes Licht stellte. Aber er legte dem keine Bedeutung bei, sondern suchte es sich vollständig ruhig durch den natürlichen Einfluß der Gesellschaft Ratmájeffs zu erklären, die auch auf ihn selbst anregend wirkte. So waren drei Monate vergangen, und er hatte sie bis jetzt für die angenehmsten seines Lebens gehalten. Dann war der August herangekommen, mit seiner Fülle an Früchten, mit neuem, duftigem Brot und den ersten in der Luft herumfliegenden Fäden, und Pjoter Jwánowitsch bemerkte jetzt zu seinem großen Leidwesen, daß sich der scherzhaft pikierte Ton zwischen seiner Frau und Ratmájeff aus irgend einem Grunde zugespitzt hatte. Lisawéta Andréjewna wurde wieder gereizt, streitsüchtig, sowohl ihm gegenüber, als auch gegen Ratmájeff. Wenn sie mit letzterem sprach, so war es, als ob sie nur Streit suche; jedes Wort legte sie auf die Wagschale, mit den verschiedensten Fragen suchte sie ihn zu reizen und griff ihn mit einer solchen Leidenschaftlichkeit an, daß sie sich damit selbst bis zu Thränen aufregte. Jeden nichtigsten, kleinsten Zank mit Ratmájeff, den sie selbst angefangen hatte, suchte sie in einen heftigen Streit zu verwandeln, obgleich Ratmájeff zurückhaltender war als gewöhnlich.

Er, Pjoter Jwánowitsch, geriet geradezu in Verzweiflung, da er seine sich sonst immer gleichbleibende Lisa nicht wiedererkannte. Er suchte sie zu beschwichtigen, stritt mit ihr und wollte sie dadurch einschüchtern, daß er ihr vorstellte, sie würde es auf diese Weise dahin bringen, daß Ratmájeff sich vollends beleidigt fühle und vor der Zeit abreise. (Pjoter Jwánowitsch lächelte bitter bei der Erinnerung an diese Vernunftgründe, die er damals vorgebracht.) Lisawéta Andréjewna aber wollte nichts hören, wurde nur noch ärgerlicher und sagte gereizt:

„Ach, laß mich, bitte! Du begreifst nichts! Mag er abreisen!“

Pjoter Jwánowitsch zuckte dann mit den Schultern und begriff in der That nichts; nach solchen Zornesausbrüchen seiner Frau empfand er eine solche Scham vor Ratmájeff, den seine

Frau in seinem Hause beleidigte, daß er nicht wußte, womit er ihr Betragen gut machen, wodurch er es erklären, und wie er es verteidigen sollte.

Ratmájeff lächelte nur, wenn er seine Unruhe bemerkte, und suchte selbst, ihn zu beruhigen.

„Nun genug!“ pflegte er zu sagen, „weswegen regst du dich so auf? Eine kranke, nervöse Frau . . . das ist alles! Die Frauen sind ja alle auf Nerven aufgebaut. Kaum ist da etwas nicht in Ordnung, so macht es sich gleich fühlbar. Sie müßte etwas dagegen brauchen; das wird vergehen . . . Was aber deine Beziehungen zu mir anbetrifft, so glaubst du wirklich, sie können sich dadurch verschlechtern?! Das wäre gerade, wie wenn du dich von deinem Freunde deshalb trennen wolltest, weil dich sein kleines Söhnchen gestoßen hat. Die Frauen, lieber Freund, sind Kinder! Interessante, kluge, reizende Kinder, aber dennoch nur Kinder; und man muß sie als solche betrachten und danach behandeln.“

Pjoter Iwánowitsch gab sich ganz dem Einfluß dieser beruhigenden Reden hin, überzeugte sich, daß Ratmájeff ihm wirklich nicht zürne und Lisawéta aufrichtig verzeihe, und begann selbst, seine Frau wie ein krankes, launisches Kind zu betrachten.

## XIV.

Doch bald ereignete sich etwas, das — wie er jetzt meinte — ihm von selbst hätte die Augen öffnen müssen, und das er sich nichtsdestoweniger erst heute nach mehr als einem Vierteljahrhundert erklären konnte.

„Ist das nicht Hohn?! Spottender Hohn des Schicksals?!“ Doch wie hatte sich dieser heiße Augusttag seinem Gedächtnis eingeprägt! Als ob es gestern gewesen wäre, so entsann er sich seiner bis in die kleinsten Einzelheiten!

Sie saßen am Tisch und speisten zu Mittag; er erinnerte sich, daß die Fenster nach dem Garten weit geöffnet waren und Fliegen und Bienen hereinsummten, daß seine Frau ein helles Kleid mit roten Punkten auf weißem Grunde trug . . . ja, er entsann sich der unbedeutendsten Einzelheiten, sogar, daß eben Karauschen mit saurem Schmand, Ratmájeffs Lieblingsspeise, aufgetragen waren, als sich diese ganze, bemerkenswerte Szene zutrug.

Ratmájeff erzählte, wie irgend ein Fürst, ein sehr einflußreicher und vermögender Mann, mit dem er in einer Familie zufällig bekannt geworden war, ihn durchaus zu überreden gesucht hatte, für den Sommer zu ihm als Erzieher seiner zwei Kinder, Knaben aus dem Lyceum, zu kommen. Er hätte ihm 150 Rubel monatlich geboten, damit er sich nur ja einverstanden erkläre. Ratmájeff aber hatte sich von seinen Arbeiten nicht wollen abhalten lassen, hatte sich durchgeschlagen so gut es ging, die Stelle aber zum Mißvergnügen des Fürsten nicht angenommen . . .

Lisawéta zog schweigend aus den Karauschen die Gräten heraus und aß, als ob sie Ratmájeff garnicht zuhöre. Pjoter Iwánowitsch, der einen erregten, boshaften Ausdruck im Antlitz seiner Frau erscheinen sah, vermutete, daß sie irgend etwas unangenehmes sagen wolle, und er hatte sich darin nicht geirrt. Ratmájeff hatte kaum geendet, als Lisawéta Andréjewna plötzlich in ein gezwungenes, hartes Lachen ausbrach, das ihr jetzt oft in der Unterhaltung mit Ratmájeff eigen war.

„Ein merkwürdiger Mensch!“ sagte sie mit vibrierender Stimme.

„Wer?“ fragte Ratmájeff.

„Ihr Fürst!“ antwortete sie herausfordernd und wieder gezwungen auflachend.

Pjoter Iwánowitsch wurde verwirrt, wollte diese Unterhaltung schnell abbrechen und dem Gespräch eine andere Richtung geben, doch Ratmájeff selbst verhinderte ihn daran.

„Weshalb ist er denn ein merkwürdiger Mensch?“ fragte er in jenem weichen, nachsichtigen Ton, in dem er immer mit Lísa während ihrer ‘Aufwallungen’ zu sprechen pflegte. „Weshalb?“ wiederholte er.

Lisawéta Andréjewna antwortete ihm nicht sogleich; man sah, daß sie aufgeregt war und sich bemühte, absichtlich etwas Schroffes, Herbes auszudenken.

„Deswegen,“ sagte sie endlich mit recht weiblicher Logik, „weil i c h niemals I h n e n die

Erziehung meiner Kinder, wenn ich solche hätte, anvertrauen würde ..."

„Lisa!" hatte Pjoter Iwánowitsch vorwurfsvoll ausgerufen, doch Ratmájeff hatte ihn am Weitersprechen verhindert; er lachte laut auf und fühlte sich wie gewöhnlich durch die Worte Lisawétas nicht beleidigt.

„Weshalb würden Sie mir denn nicht die Erziehung Ihrer Kinder anvertrauen?" fragte er scherzend.

„Nun, deswegen ... deswegen," sagte Lisa schnell und nervös, wobei sie sichtlich immer aufgeregter wurde, „weil man eine solche Sache, wie die Erziehung der Kinder nicht einem Menschen anvertrauen kann ... einem Menschen ohne moralisches Gefühl, ohne Grundsätze ..."

„Lisa!" hatte Pjoter Iwánowitsch entsetzt aufgeschrieen, und bis heute hatte er das Gefühl jenes Schreckens und jener Scham nicht vergessen können, die er damals um der Ratmájeff von seiner Frau zugefügten, heftigen Beleidigung willen empfand. Er sah, daß sogar Ratmájeff erbebte, sein Gesicht erblaßte, und das Lächeln daraus verschwunden war. Lisawéta Andréjewna wurde von einer stürmischen Aufregung erfaßt; sie wollte und konnte sich nicht mehr zurückhalten. Ihr ganzes Gesicht bedeckte sich mit purpurroten Flecken, die ihrer zarten Haut sonst nicht eigentümlich waren, und ihre Brust hob und senkte sich schnell.

„Ja, ja, einem unsittlichen Menschen! ..." fuhr sie mit jener gellenden Stimme fort, mit der Frauen in hysterischen Anfällen zu reden pflegen; sie zitterte am ganzen Körper und starrte Ratmájeff mit zornfunkelnden Augen an, „einem Menschen, der nur alles, womit er in Berührung kommt, verderben und demoralisieren kann ..."

„Lisa!" hatte Pjoter Iwánowitsch zum drittenmale ausgerufen und in seinem Unwillen unwillkürlich ihre Hand ergriffen, wie wenn er sie mit Gewalt zurückhalten wollte. Sie aber hatte ihm ihre Hand entrissen, war vom Tische aufgesprungen und hatte am ganzen Leibe zitternd mit boshaftem Lachen geschrieen:

„Was denn, Lisa, Lisa! Ich weiß, daß ich Lisa bin! Sage lieber deinem Freunde da, deinem prächtigen, edlen Freunde ... sage ihm lieber, daß er ... daß ... daß er — ein Schuft ist! ..."

Um Pjoter Iwánowitsch begann sich alles zu drehen; er glaubte einen so heftigen Schlag zu fühlen, daß es ihm war, als sei die Decke über ihm eingestürzt. Rasend war er vom Tisch aufgesprungen, und sinnlos vor Wut ergriff er seine Frau am Arm und schüttelte sie mit solcher Kraft, daß sie aufschrie und ein hysterischer Anfall bei ihr zum Ausbruch kam. „Schweige, schweige! Hörst du, schweige!" hatte Pjoter Iwánowitsch heiser geschrieen. Seine Augen waren plötzlich mit Blut unterlaufen, und mit ganz entstelltem Gesicht, schwer atmend stand er über sie gebeugt und preßte ihre Hände wie in eisernen Klammern. Ohne etwas als den schrecklichen Zorn zu empfinden, der ihn erfaßt hatte, dachte er daran, ob er sie töten sollte, wie jemand einen plötzlich toll gewordenen Hund tötet, der sich auf einen ihm teuren Menschen gestürzt hat, oder ob es besser wäre, sie wie irgend ein Gewürm mit Verachtung von sich zu schleudern.

Ratmájeff kam zuerst zur Besinnung; er trat an sie heran und entfernte mit Gewalt Pjoter Iwánowitschs Hände von ihr.

„Laß sie!" sagte er mit fester Stimme, beinahe ruhig, obgleich sein Gesicht blaß war und seine Hände zitterten, „laß sie! Sie ist krank!"

Und er führte Pjoter Iwánowitsch fort, wobei er ihn um die Schultern faßte, da jener wie ein Betrunkener schwankte, setzte ihn auf einen Stuhl und gab ihm Wasser. Dann trat er an Lisawéta heran, ergriff ihre Hand, die sie ihm zu entreißen suchte, und sagte mit strenger, befehlender Stimme, indem er sie scharf ansah:

„Genug, Lisawéta Andréjewna, hören Sie auf, Sie töten Ihren Mann!"

Er spritzte ihr Wasser ins Gesicht und öffnete ihre Taille.

Sie wand sich unter seinen Händen und schrie, daß sie ihn hasse, daß er fortgehen solle, er aber fuhr ruhig fort, ihr die Kleider zu lösen, und allmählich wurde sie still.

Pjoter Iwánowitsch sah und hörte alles nur mechanisch und vermochte seine Gedanken nicht

zu sammeln. Sein ganzes Innere erbebte von jenem sittlichen Sturm, der über ihn dahingebraust war.

Ratmájeff rief ihn und sagte, man müsse Lisawéta Andréjewna ins Schlafzimmer und zu Bett bringen, bis sie wieder zu sich käme.

Das Aussehen seiner Frau, die blau geworden war und mit gebrochenen Augen dalag, erschreckte ihn und brachte ihn zur Besinnung. Sein momentanes Haßgefühl gegen sie verschwand ebenso schnell, wie es gekommen war.

Eine Furcht, ein Entsetzen überkam ihn, daß er sie getötet haben könnte, denn sie lag nach dem heftigen, hysterischen Anfall, den sie soeben durchgemacht hatte, wie tot da, ohne Bewegung, ohne Puls und ganz in kaltem Schweiß gebadet. Die Worte Ratmájeffs: „Sie werden Ihren Mann töten," hatten sich, ihm unbewußt, seinem Gedächtnis eingeprägt, ihm aber schien es jetzt, daß nicht seine Frau ihn, sondern er sie durch seinen Wutausbruch getötet habe. Behutsam trug er sie zusammen mit Ratmájeff nach dem Schlafzimmer; letzerer kleidete sie mit seiner Hilfe aus und brachte sie zu Bett.

Und jetzt, indem Pjoter Iwánowitsch bei der Erinnerung an diese Szene daran dachte, wie Ratmájeff damals in seiner Gegenwart seine Frau auskleidete, in seiner Gegenwart ihren entblößten Körper berührte, erfaßte ihn eine quälende, krankhafte Eifersucht.

„Mein Gott, mein Gott!" rief er jetzt erbittert und rang die Hände, „und ich habe mich damals nicht auf ihn gestürzt, habe ihn nicht aus dem Hause gejagt!? Wo war denn mein erbärmlicher Verstand? Wo? Wie ist es möglich, daß ich damals nicht begriff, weshalb sie ihn plötzlich haßte, weshalb sie ihn einen Schuft genannt hatte?!"

Ja, wie erklärlich war ihm jetzt das alles, da der Verdacht in ihm aufgestiegen war, und wie weit war er damals von der Wahrheit entfernt gewesen!

Ja, ja, sie hatte tausendfach Recht, als sie ihm damals auf seine Beschwichtigungsversuche gereizt erwiderte:

„Laß mich! Du begreifst nichts!"

Vielleicht hatte sie ihn durch diese Worte damals auf den Gedanken bringen, hatte an ihm eine Stütze suchen, eine Verteidigung vor diesem Menschen, vor ihrer Liebe zu ihm, vor sich selbst finden wollen. Vielleicht marterte sie der Gedanke an ihren Fall, sie erkannte das Entsetzliche darin und suchte Rettung bei ihm, ihrem Manne, indem sie sich durch ihr sonderbares Betragen bemühte, ihm die Augen zu öffnen! Doch er — wie erbärmlich und nichtswürdig! — war, anstatt ihr Hilfe und Rettung zu bringen, ruhig weiter guten Mutes gewesen, und anstatt sie zu verteidigen, hatte er sie vielleicht nur noch mehr in die Arme dieses Menschen gestoßen! Was mochte damals zwischen ihnen vorgegangen sein, daß es zu einem solchen Anfall gekommen war? Was hatte sie dazu bringen können, daß sie in seiner Gegenwart, in Gegenwart ihres Mannes jenem ein so schreckliches Wort ins Gesicht schleuderte? Vielleicht hatte er sie mit Gewalt, mit List in seine Netze gelockt!

O Gott, o Gott! Was hätte Pjoter Iwánowitsch darum gegeben, alles genau und bestimmt zu erfahren, um nicht in diesem Dunkel umhertappen, von einer Mutmaßung zur anderen übergehen zu müssen. Aber wo sollte er die Wahrheit erfahren? Von wem? Der eine Teil ruhte im Grabe, und der andere würde es nie eingestehen, es nie erzählen. Vielleicht hatte er auch das ganze Erlebnis längst vergessen inmitten seiner übrigen Abenteuer und Siege!

Ja, aber was geschah dann weiter . . . weiter?

Er wollte sich an alles, alles bis in die kleinsten Einzelheiten erinnern; vielleicht würde er selbst die Wahrheit herausfinden, auf irgend eine neue Entdeckung stoßen! Wobei war er doch stehen geblieben?

Ja, dabei, wie er und Ratmájeff sie ins Schlafzimmer getragen und zu Bett gebracht hatten . . . Sie waren noch einige Zeit bei ihr im Zimmer geblieben, Ratmájeff rieb ihr die Schläfen mit Spiritus und veranlaßte sie, Tropfen einzunehmen. Dann ging er hinaus und führte Pjoter Iwánowitsch mit sich fort, obgleich er widerstrebte und dringend wünschte, bei seiner Frau zu bleiben. Ratmájeff sagte ihm, sie müsse vollständige Ruhe haben, und es sei am

besten, sie jetzt ganz allein zu lassen, damit sie einschlafen könne. Sie waren dann beide nach dem Saale zurückgekehrt, doch keiner von ihnen setzte das unbeendigte Mittagsmahl fort. Ratmájeff ging bleich und finster von einer Ecke des Saales zur anderen und sah mit gesenktem Kopfe vor sich hin. Pjoter Iwánowitsch schien es, daß er absichtlich seinen Blicken ausweiche, und das quälte ihn.

So brachten sie mehr denn eine Stunde im Saale zu, jeder mit seinen trüben Gedanken beschäftigt. Pjoter Iwánowitsch bemühte sich, auszudenken, wie dies alles enden würde. Ratmájeff blieb gewiß nicht länger bei ihnen, und er begriff, daß er nicht einmal ein Recht habe, ihn zurückzuhalten. Wenn er nur erreichen könnte, daß dieser Vorfall nicht die Veranlassung zu einem ewigen Bruch mit Ratmájeff gäbe, daß jener ihm, wenn auch erst mit der Zeit, verzeihe, alles vergesse und ihn wieder besuche. Aber auch darauf konnte er nicht einmal rechnen! Plötzlich blieb Ratmájeff vor ihm stehen und sagte ein wenig verlegen, ohne ihn anzusehen:

„Ob sie nicht schwanger ist? Diese Anfälle pflegen zuweilen ... in solchen Fällen vorzukommen."

Pjoter Iwánowitsch errötete und schüttelte traurig und ungläubig den Kopf. Sie hatten damals schon längst die Hoffnung auf ein solches Glück verloren.

Ratmájeff fügte nichts weiter hinzu; nach einigen Minuten aber blieb er wieder stehen und sagte wie nebenbei:

„Es würde dennoch nichts schaden, einen Geburtshelfer zu Rate zu ziehen... Es kann sehr leicht sein, daß es sich doch so verhält..."

„Ja, man könnte das ja thun," antwortete Pjoter Iwánowitsch unschlüssig, „in unserer Kreisstadt wohnt ein ausgezeichneter Geburtshelfer, man kann schon morgen nach ihm schicken ... Doch ich zweifle sehr ... ich glaube kaum ..."

„Gleichviel, man muß nach dem Doktor schicken," sagte Ratmájeff finster, „ich kann sie ja nicht behandeln, da sie gegen mich beinahe Abneigung zeigt ... Ich würde sie durch meine Ratschläge nur reizen ... Nun, und mich, Bruder, suche nicht mehr zurückzuhalten! In diesen Tagen, morgen oder übermorgen werde ich abreisen. Glaube, bitte, nicht... daß ich das... wegen der Beleidigung oder dergleichen thue... Das ist Unsinn! — Ich habe dir ja schon früher gesagt, . . . das kann man nicht eine Beleidigung nennen! Es sind einfach Frauennerven . . . Aber es ist überhaupt Zeit . . . Es ist bald Herbst . . . Es ist Zeit, daß ich mich wieder an die Arbeit mache! Genug des Herumlungerns!" Pjoter Iwánowitsch senkte den Kopf; er wagte nicht, etwas zu erwidern, wagte nicht, den Freund von seinem Vorhaben abzubringen.

## XV.

Jenen Abend hatten sie traurig miteinander verbracht. Ratmájeff ging während der ganzen Zeit mürrisch im Zimmer auf und ab, und Pjoter Iwánowitsch saß mißgestimmt auf dem Divan.

Einigemale trieb es ihn, zu seiner Frau zu gehen, aber Ratmájeff hielt ihn jedesmal mit der Behauptung zurück, es könne ihr nur schaden, man müsse sie bis morgen garnicht stören.

„Ja," sagte Pjoter Iwánowitsch zu sich selbst, sich für einen Augenblick von seinen Erinnerungen losreißend, „jetzt begreife ich es, weshalb er mich damals nicht zu ihr ließ! Es ist ja ganz klar, daß er fürchtete, sie könnte mir alles gestehen! Und es ist auch leicht möglich, daß sie gerade an jenem Abend unter dem Einfluß ihres Zustandes wirklich alles gesagt hätte; das konnte ihm freilich nicht recht sein, er suchte mich bei sich zurückzuhalten, und ich Narr gehorchte ihm wie ein Kind!"

Ihn ärgerte und quälte jetzt jener Gehorsam diesem listigen Menschen gegenüber, er war empört über sein damaliges sklavisches Wesen, und er hätte viel darum gegeben, jenen denkwürdigen Tag zurückrufen zu können. Er fand es jetzt unverzeihlich, daß er damals so ganz unter dem Einfluß Ratmájeffs gestanden, und jener über ihn verfügt hatte nach seinem Belieben. Er ließ ihn nicht einmal 'dorthin' schlafen gehen, sondern überredete ihn, immer unter demselben Vorwande, daß es seine Frau stören könnte, sich auf dem Divan neben seinem Zimmer nieder zu legen. Augenscheinlich hatte er gefürchtet, ihn auch nur für einen Moment aus den Augen zu

lassen! Aber weshalb hatte seine Frau nicht nach ihm geschickt? Weshalb hatte sie nicht einmal fragen lassen, warum er sich nicht an seinem gewöhnlichen Platze schlafen lege? Ratmájeff hatte ihm zwar versichert, sie schlafe, und war scheinbar nur darum besorgt gewesen, daß sie ja nicht geweckt werde, aber so fest hatte sie schwerlich nicht schlafen können, daß sie nicht gehört haben sollte, wie man sein Bettzeug herausbrachte. Damals hatte er es sich dadurch zu erklären gesucht, daß seine Frau ihm entweder zürne oder glaube, daß er ihr noch böse sei. Jetzt aber begriff er, daß auch sie sich an jenem Abend fürchtete — ja, sich fürchtete, daß sie unter dem Einfluß ihres erregten Zustandes alles verraten würde, da sie doch eigentlich schon zu viel gesagt hatte. Sie glaubte sicherlich, daß er alles begriffen habe, und entschloß sich deshalb, nicht selbst nach ihm zu schicken, um so mehr, da er nicht von selbst zu ihr kam. Wäre sie unschuldig gewesen, so hätte sie es nicht ausgehalten und unbedingt ihn rufen lassen; so aber war sie sich ihrer Schuld bewußt und schwieg deshalb vielleicht in unruhiger Erwartung der Folgen ihres unvorsichtigen, halben Geständnisses.

Pjoter Iwánowitsch hatte die ganze Nacht vor Unruhe nicht geschlafen. Am Morgen, bevor Ratmájeff aus seinem Zimmer gegangen war, hielt er es nicht länger aus und begab sich leise zu seiner Frau. Wie wenn es eben geschehen wäre, so erinnerte er sich dessen — dieser ganze Tag hatte sich seinem Gedächtnis so eingeprägt, weil er ihn später immer als den denkwürdigsten in seinem Leben betrachtete, wenn auch aus ganz anderen Gründen als jetzt, und es liebte, sich seiner bis in die kleinsten Einzelheiten zu erinnern.

Als er vorsichtig die Thür des Schlafzimmers öffnete, lag Lisawéta Andrejéwna noch im Bette, hielt mit ihren Händen das Kissen umfaßt und blickte mit weitgeöffneten Augen nach der entgegengesetzten Ecke. Ihre erste Bewegung, die sie bei seinem Anblick machte, war, daß sie eilig die Augen schloß und sich schlafend stellte; er aber trat an ihr Bett heran und berührte leise ihre Hand. Sie öffnete die Augen wieder und blickte ihn an, und in diesem, ihrem ersten Blick war soviel stumme Furcht enthalten, daß es ihn auch damals trotz seiner Ahnungslosigkeit betroffen gemacht hatte, doch er glaubte damals, daß sie sich wegen der gestrigen Szene fürchtete, da sie ja nicht wissen konnte, daß er, durch ihre Krankheit erschreckt, ihr schon beinahe vollständig verziehen hatte.

Pjoter Iwánowitsch setzte sich dann auf den Rand ihres Bettes, faßte die Hand seiner Frau und sagte vorwurfsvoll:

„Lísa! Was hast du angerichtet?"

Sie schrie plötzlich leise auf, erblaßte, erhob sich im Bette und schlang ihre Arme um seinen Hals: „Vergieb ... vergieb ... vergieb mir!" schluchzte sie, wandte dabei ihr von Thränen überströmtes Gesicht von ihm ab, ergriff dann seine Hände, küßte sie leidenschaftlich wie nie zuvor und wiederholte nur immer: „Vergieb, vergieb!"

„Ich vergebe dir," sagte Pjoter Iwánowitsch, durch ihre heiße Reue selbst bis zu Thränen gerührt, „ich verzeihe dir, Lisa; wird aber er dir verzeihen? Bedenke selbst, was du ihm gesagt, wie du ihn genannt hast!"

Sie erhob ihr Gesicht von seiner Brust und sah ihn mit einem langen, verwunderten, fast ungläubigen Blick an. Dann hörte sie plötzlich auf zu weinen, ließ seine Hände los und sank schweigend wieder in die Kissen zurück.

Pjoter Iwánowitsch sprach lange auf sie ein und suchte sie 'zur Vernunft zu bringen' (jetzt lachte er bitter auf bei der Erinnerung daran), sie aber hörte ihm still und apathisch zu, ohne etwas zu erwidern, aber auch ohne sich mit ihm einverstanden zu erklären. Erst als er sagte, daß sie sich vor Ratmájeff nicht nur entschuldigen, sondern auch ihn um Verzeihung bitten müsse, ebenso heiß und aufrichtig, wie sie ihn, ihren Mann, darum gebeten habe, schnellte sie jäh im Bett empor und schrie in gereiztem Tone:

„Niemals! Niemals!"

Ihre Augen funkelten wieder wie am Tage zuvor. „Niemals! Mag er abreisen!" fügte sie hinzu, „und ich ... ich werde nicht eher herauskommen, als bis er fortgefahren ist!"

Pjoter Iwánowitsch beschwor sie, suchte sie zu überreden, ja, er befahl ihr; sie aber wiederholte nur immer: „Niemals," und „Ich werde nicht herauskommen, bis er abgereist ist!"

So war Pjoter Iwánowitsch unverrichteter Sache mit wirrem, traurigem Gesicht wieder nach dem Saale zurückgekehrt, wo Ratmájeff bereits auf und ab ging. An dem finster gesenkten Kopfe, dem Zunicken anstatt einer Begrüßung und dem aufgeregten Gange erkannte Pjoter Iwánowitsch, daß die Stimmung seines Freundes sich über Nacht nicht geändert hatte; gleichzeitig sah er durchs Fenster, wie Paramón, der damals noch ein junger, gesunder Bursche mit dichtem, immer zerzaustem Barte war, den Koffer Ratmájeffs herbeischleppte. Pjoter Iwánowitsch krampfte sich das Herz zusammen, aber es gab ja keinen anderen Ausweg, und wider Willen mußte er sich in das Unvermeidliche fügen.

Schweigend setzten sie sich miteinander an den Theetisch; Pjoter Iwánowitsch wagte beinahe nicht, Ratmájeff anzusehen, letzterer aber setzte ihn durch seinen forschenden, halb prüfenden, halb abwartenden Blick einigemale in Verwirrung.

Als sie mit dem Theetrinken beinahe fertig waren, veränderte sich Ratmájeffs Stimmung; er wurde plötzlich beinahe heiter.

„Nun, Bruder Petrucha," sagte er in seinem gewöhnlichen, sorglos spottenden Tone, „gräme dich nicht! Wir sehen uns, so Gott will, noch wieder. Und sollten wir uns nicht wiedersehen... nun, dann muß es so sein; dann ist es so besser!"

Pjoter Iwánowitsch schmerzte es, daß Ratmájeff, von dem er sich vielleicht wirklich auf immer oder wenigstens auf viele Jahre trennte, so leichtfertig darüber spotten konnte. Nach seiner Ansicht verband sie zu vieles — die gemeinsam verlebte Kindheit und Jugendzeit und die langjährige Freundschaft — um mit leichtem Herzen und unter Spott voneinander zu scheiden. Doch er sprach das nicht aus, sondern freute sich, daß Ratmájeff wenigstens nicht zürne. Dieser aber wurde schließlich ganz munter, scherzte und trieb allerlei Narrenpossen, während er seinen Koffer packte; freilich klang alles nervös und hart, und es machte den Eindruck, als ob er sich über sich selbst lustig mache.

Pjoter Iwánowitsch begann vorsichtig und verwirrt, sich seiner Frau wegen zu entschuldigen: sie sei durch ihre Krankheit verhindert zu kommen. Er errötete dabei, sowohl über seine Lüge, wie auch aus Furcht, Ratmájeff noch mehr zu beleidigen.

„Mich aber," fügte er hinzu, „ersuchte sie, dir mitzuteilen, daß sie sehr... sehr für alles... um Entschuldigung bitte..."

Ratmájeff zuckte am ganzen Körper nervös zusammen und lachte bitter auf.

„Nun genug, Bruder! Was soll es, daß sie sich entschuldigt?" sagte er schroff.

Eine Minute lang schwieg er und suchte mit aller Gewalt ein großes Buch in seinen Koffer hineinzuzwängen.

„Wozu entschuldigt sie sich?" wiederholte er dann, stand vom Boden auf, richtete sich empor, und wieder in seinen gewöhnlichen, spottenden Ton übergehend, fügte er hinzu:

„Als ob wir es nicht verständen... Wir, Bruder, verstehen alles!... Nun, Gott sei mit dir!... Und es ist besser so! Es geschieht alles zu unserem Besten, Bruder, in dieser besten der Welten!"

Und während er diesen seinen Worten ein lautes Lachen folgen ließ, wurde er bleich, in seinem Gesichte zuckte es, und der Mund verzog sich krampfhaft. Pjoter Iwánowitsch begriff, daß dieses Lachen ein gekünsteltes sei, und ihm schien es, als ob Ratmájeff sogleich ebenso in hysterisches Weinen ausbrechen würde, wie gestern Lisawéta.

Doch Ratmájeff weinte nicht, sondern stieß mit dem Fuße in einen Haufen Bücher, die auf der Diele neben seinem Koffer lagen, so daß sie nach verschiedenen Seiten auseinanderflogen.

„Zum Teufel!" schrie er ganz erbost, bückte sich und suchte von neuem, sie in den Koffer zu zwängen.

„Ja," dachte Pjoter Iwánowitsch jetzt bei der Erinnerung an alle diese Szenen, „es kann leicht sein, daß sie einander aufrichtig liebten und nur ich ihnen ein Hindernis war! Doch warum logen sie dann, warum haben sie mich so schändlich betrogen! Liebte ich doch sie beide damals so sehr, daß ich kein Bedenken getragen hätte, mich zurück zu ziehen und ihnen volle Freiheit zu geben. Ja, wenn sie nur ein Wort zu mir gesagt hätten — ich würde mich von Lisawéta geschieden und die Schuld auf mich genommen haben. Mochten sie sich dann in Gottes Namen heiraten und

glücklich sein! Wie schwer es auch für mich gewesen wäre, so doch immerhin besser, als jetzt! Wenn sie auch damals ihm in meiner Gegenwart zuschrie, daß sie ihn hasse, so geschah das doch nicht aus Haß, sondern aus Liebe. Sie fühlte, daß diese Liebe zu ihm eine Sünde, ein Betrug sei, und deshalb haßte sie ihn! In solchen Minuten der Aufwallungen ertötete sie für Augenblicke diese Liebe, und später sagte sie sich ganz davon los; doch das that sie nur, weil sie ihrer Natur und ihrer Erziehung nach ein ehrenhaftes Weib war und ihre Pflichten begriff. Hätte man ihr damals volle Freiheit gelassen, sie würde sich ihm mit voller Seele hingegeben, ihm ihr ganzes Leben geweiht haben, wie sie sich später ihrem Sohne und mir gewidmet hat. — Und mich hat sie nie mit solcher Leidenschaft geliebt, wie jenen, aber er . . . hat sie wohl kaum aufrichtig geliebt! Es war bei ihm eher ein sinnlicher Rausch, wie er solche zu Dutzenden empfunden hat. Er hätte sich schwerlich über eine Scheidung und die Möglichkeit, sie zu heiraten, gefreut . . . Übrigens . . . wer weiß . . . in des anderen Seele kann man nicht lesen . . . vielleicht hat auch er sie aufrichtig geliebt! Wie habe ich auch damals ihren Aufschrei 'vergieb, vergieb!' nicht begreifen, ihn auf den bloßen Streit mit Ratmájeff beziehen können! So sehr kann ein Mensch zuweilen blind sein! Ja . . . aber wäre ich bis zu meinem Ende nicht sehend geworden, um wieviel glücklicher würden jetzt meine letzten Jahre sein . . .!"

## XVI.

Kurz vor dem Mittagessen war aus der Stadt der Geburtshelfer Nikolajeff angelangt, nach dem man schon am Tage zuvor geschickt hatte.

Als Lisawéta Andréjewna ihren Mann in Begleitung des Doktors erblickte, erschrak sie und geriet in Aufregung; das hatte sie nicht erwartet.

„Wozu? Wozu?!" fragte sie hastig, beinahe weinend, „ich bin ja ganz gesund!"

Aber Nikolajeff wollte sie dennoch unbedingt untersuchen, und Pjoter Iwánowitsch ließ sie allein, ging nach seinem Kabinett und erwartete dort nicht ohne Unruhe das Ende dieses ärztlichen Besuches.

Daß seine Frau schwanger sein könnte, daran dachte er garnicht, da er sich so sehr an den Gedanken gewöhnt hatte, daß es unmöglich sei; doch die Vermutung Ratmájeffs, daß bei Lisawéta irgend eine ernste Frauenkrankheit vorliegen könnte, beunruhigte ihn sehr. Nach ungefähr zwanzig Minuten trat endlich Nikolajeff ins Kabinett; er streckte Pjoter Iwánowitsch die Hand entgegen und sagte lustig:

„Nun, ich gratuliere Ihnen, Sie werden bald Vater sein!"

Pjoter Iwánowitsch war es, als ob sich alles um ihn im Kreise drehe. Er öffnete die Augen weit, wollte sprechen, konnte aber kein Wort hervorbringen, sank auf den Divan und brach in Weinen aus.

Nikolajeff wandte sich ihm zu und suchte ihn mit Scherzen und Glückwünschen zu beruhigen, er aber hörte nichts, sondern weinte nur — weinte vor Wonne, vor Entzücken, vor Glück!

Dunkel nur erinnerte er sich der nächsten Stunden, wie er zu seiner Frau ins Zimmer trat, beinahe unbewußt, unwillkürlich vor ihr auf die Kniee sank, im Bewußtsein seines Glückes wiederum in Weinen ausbrach, ihre Kniee umfaßte, ihre Hände, ihre Füße und sie mit Küssen bedeckte.

Auf etwas aber konnte er sich noch jetzt gut und deutlich besinnen und zwar auf ihr blasses, erschrockenes, verwirrtes Gesicht, das ihn damals beim ersten Anblick betroffen und traurig gemacht hatte. Nicht nur, daß darin keine große Freude zu bemerken war, wie sie ihn selbst erfüllte, zeigte es vielmehr den Ausdruck des Leidens. Und wie oft hatte er später, während ihrer langen und schweren Schwangerschaft bei ihr einen solchen Gesichtsausdruck wahrgenommen! Sie saß dann ganz blaß vor ihm, ließ kraftlos die Hände sinken und erwiderte seine Liebkosungen nicht.

„Es ist nicht wahr, es ist nicht wahr . . . Es kann nicht sein . . . kann nicht sein . . ." pflegte sie in solchen Fällen wie im Traume mehr zu sich selbst zu sagen; mit einer so sonderbaren Stimme sprach sie diese Worte, als ob sie nicht von ihrer größten Freude spräche, sondern von irgend einem Unglück, an das sie nicht glauben wollte.

Aber Pjoter Iwánowitsch, der eine Stunde vorher selbst nicht an eine solche Möglichkeit geglaubt hatte, war nach den Worten Nikolajeffs plötzlich davon überzeugt und hätte sein Glück um keine anderen Glücksgüter der Welt vertauschen mögen. Es schmerzte ihn, daß seine Frau sich nicht mit ihm freute, ja nicht einmal daran glauben wollte, aber er erklärte es sich damit, daß die erste Nachricht sie so betroffen gemacht und vollständig in Verwirrung gesetzt hätte.

Von dem Augenblick an trat alles andere für ihn in den Hintergrund. Sogar Ratmájeffs Abreise gegenüber verhielt er sich fast gleichgiltig. Sein ganzes Wesen war hingenommen von dem einen Gedanken, von dem einen Gefühl, — und alles übrige erschien ihm nebensächlich. Wie wußte er sich jetzt ihr Benehmen während der letzten Zeit zu erklären! Das war die Ursache ihrer ungewöhnlichen Launen, ihrer Reizbarkeit und ihrer Aufwallungen gewesen; mit welch quälender Scham, mit welch bitterer Reue erinnerte er sich, daß er noch gestern die Hand gegen sie erhoben hatte, gegen sie, die schon krank war, sich schon in schwangerem Zustande befand! ... Welch ein Thor er war! Beinahe hätte er sich selbst des Glückes beraubt, das ihm endlich Gott geschickt hatte!

Besorgt erkundigte er sich bei Nikolajeff, ob der gestrige Anfall seiner Frau nicht geschadet hätte. Jener aber, der gerade mit Appetit eine Pastete von jungem Hühnerfleisch verzehrte, suchte ihn kaltblütig darüber zu beruhigen.

„O nein, mit schwangeren Frauen pflegt das oft der Fall zu sein!" sagte er, „gewiß ist es besser, nach Möglichkeit jede Aufregung zu vermeiden und sie nicht aufkommen zu lassen, aber die Mehrzahl der Frauen bereiten sich in diesen Tagen selbst allerlei Aufregungen und Verstimmungen!"

Und wie als Antwort auf Pjoter Iwánowitschs Gedanken erzählte der Arzt eine ganze Reihe von verschiedenen, kuriosen Fällen, wo Frauen in dieser Lage sich plötzlich vollständig verändert hatten. Die sonst ruhigen waren reizbar geworden, die lustigen schwermütig und umgekehrt. Er erzählte auch von jenen sonderbaren Antipathien, Launen und Geschmacksveränderungen, in die einige von ihnen dabei verfallen waren.

Pjoter Iwánowitsch hörte dem allen mit solch einem Vergnügen, solch einer Neugier zu, als ob man das interessanteste Buch vorläse, und je mehr Nikolajeff erzählte, desto mehr wußte er sich das Benehmen seiner Frau zu erklären, und desto heftiger beschuldigte er sich selbst. Während der ganzen übrigen Zeit aber wollte er sie vor allem behüten, was nur irgendwie schädlich auf sie einwirken könnte, das gelobte er sich.

Ratmájeff saß neben ihm. Seine gute Laune war wieder geschwunden, und er nahm fast gar keinen Anteil an ihrem Gespräch. Mit seinem Glückwunsch kam er so trocken heraus, daß es Pjoter Iwánowitsch geradezu betrübte.

„Nun, siehst du," sagte er, „ich hatte es dir gesagt." Damit drückte er ihm kalt die Hand zur Gratulation. Pjoter Iwánowitsch dankte ihm mit einem warmen Händedruck und antwortete:

„Du begreifst jetzt selbst, Täubchen, daß sie unschuldig war ... und daß alles nur etwas Krankhaftes, Unwillkürliches, Unbewußtes in ihr gewesen ist! Verzeihe ihr ganz, Täubchen! Um meinetwillen verzeihe ihr!"

Ratmájeff errötete und wehrte schroff den Händedruck Pjoter Iwánowitschs ab.

„Was soll das wieder, ... gewiß ... gewiß!" sagte er verstimmt und verwirrt.

Am anderen Morgen reiste Ratmájeff sehr früh ab. Pjoter Iwánowitsch wollte ihn begleiten und bis zur Kreisstadt mitfahren. Die Nacht hatte er auf Ratmájeffs Rat wieder auf dem Divan im Saale zugebracht.

„Du wirst besser thun, dich hier nieder zu legen," hatte Ratmájeff so nebenbei bemerkt, „morgen müssen wir bei Tagesanbruch aufstehen, und du würdest Lisawéta Andréjewna nur unnütz wecken."

Am Morgen jedoch, während man die Pferde anspannte, hielt es Pjoter Iwánowitsch nicht aus und eilte für einen Augenblick ins Schlafzimmer zu seiner Frau. Er wollte nur einen Blick auf sie werfen, nur sehen, wie sie schlief! Jetzt erschien ihm alles an ihr, jede ihrer Bewegungen, ihr Atem selbst, der etwas schwer und beschleunigt war, als etwas Rührendes, und

er hätte sie am liebsten immerfort ansehen, auf ihren Pulsschlag hören und auf jenes rätselhafte, aber ihm schon teure Leben lauschen mögen, das in ihr lebte und sich entwickelte. Er konnte nicht auf einen ganzen Tag fortfahren, ohne sie vor der Abreise wenigstens für einen Augenblick gesehen zu haben . . .

Den Tag vor der Abreise Ratmájeffs hatte sie im Bett zugebracht, und Pjoter Iwánowitsch bat seinen Freund schon im voraus, seine kranke Frau zu entschuldigen, da sie nicht kommen könne, um ihn zu begleiten.

Pjoter Iwánowitsch glaubte sie schlafend, doch Lisawéta war bereits erwacht, obgleich sie noch im Bett lag. Als sie ein Geräusch an der Thür vernahm, öffnete sie sogleich die Augen und erhob den Kopf. „Was giebt's? Fahrt ihr denn schon? . . ." fragte sie unruhig, erhob sich gleich darauf vollständig und begann sich eilig anzukleiden.

Pjoter Iwánowitsch begriff, daß seine Frau sich eines anderen besonnen habe und herauskommen wolle, um sich von Ratmájeff zu verabschieden. Er freute sich darüber und erschrak nur in dem Gedanken, ob sie sich dabei nicht von neuem aufregen werde.

„Daß es dir nur nicht schade, Herzchen!" bemerkte er schüchtern, ohne noch selbst zu wissen, ob er seiner Frau zureden oder sie bewegen sollte, im Bett zu bleiben . . .

Sie aber machte eine abwehrende Bewegung.

„Nein, nein, ich komme!" sagte sie, „geh nur! Geh'! Ich bin gleich da!"

Pjoter Iwánowitsch sah, daß sie halb vor Kälte, halb vor innerer Erregung zittere. Unschlüssig und nachdenklich stand er noch einige Minuten da. Doch sie wiederholte eilig und mit Ungeduld:

„Geh', geh'! . . ."

So gehorchte er und ging hinaus.

Ratmájeff, in Paletot und Mütze, eine Reisetasche umgeschnallt, stand bereits im Saale am Tisch und trank hastig in großen Zügen ein Glas Thee.

„Meine Frau wird gleich kommen, . . . um sich von dir zu verabschieden," sagte Pjoter Iwánowitsch ein wenig verwirrt, aber doch froh, da er, abgesehen von der Unruhe um ihre Gesundheit, in innerster Seele damit zufrieden war, daß sie vollständig zur Vernunft gekommen, und wenn auch erst kurz vor der Abreise, ihr ausfallendes Betragen Ratmájeff gegenüber wieder gut machen wolle.

Ratmájeff war bei diesen Worten, wie es Pjoter Iwánowitsch schien, erbebt und erblaßt.

„Wozu das?!" sagte er fast ärgerlich und gab derselben Befürchtung Ausdruck, die Pjoter Iwánowitsch selbst hegte: „Sie wird sich wieder aufregen!"

„Nun, was soll man machen . . . Sie will es selbst!" sagte Pjoter Iwánowitsch.

Im selben Augenblick trat Lisawéta Andréjewna ins Zimmer. Sie war ganz in einen dunklen Shawl gehüllt, den sie augenscheinlich hastig übergeworfen hatte, und sah sehr blaß aus. Am Tisch blieb sie stehen.

„Ich bin gekommen," begann Lisawéta mühsam atmend, „mich von Ihnen zu verabschieden . . . Alexéi Gregorewitsch, und . . . mich zu entschuldigen, . . . ich hatte . . . hatte . . . Un . . ." Gewiß wollte sie 'Unrecht' sagen, aber aus irgend einem Grund besann sie sich eines anderen und sagte: „Mich zu schroff benommen . . ."

Mit Unruhe sah Pjoter Iwánowitsch sie beide an; er sah, daß seine Frau und Ratmájeff sehr blaß und aufgeregt waren, letzterer ein finsteres Gesicht machte und sich auf die Lippen biß.

Etwas zeremoniell verneigte er sich, wobei er nicht sie, sondern irgend etwas anderes anblickte (Lisawéta sprach auch, ohne ihn anzusehen), und sagte dann sehr leise:

„Ich bitte Sie, Lisawéta Andréjewna! . . ."

„Entschuldigen Sie mich . . ." sagte sie noch einmal und streckte ihm die Hand hin.

Ebenso zeremoniell, wie unschlüssig erfaßte Ratmájeff ihre Hand und küßte die Spitzen ihrer Finger.

Im selben Augenblick aber trat Lisawéta plötzlich schnell an ihn heran, legte ihre Hände auf seine Schultern, brach in krampfhaftes Weinen aus und ließ den Kopf an seine Brust sinken . . .

Ratmájeff war zuerst wie bestürzt, umarmte

sie aber ebenfalls und hielt sie so schweigend in seinen Armen; nur in seinem blassen Gesicht zuckte es dabei nervös.

Pjoter Iwánowitsch erschrak. Er fand es begreiflich, daß seine Frau sich aufrege, aber diese leidenschaftlichen Thränen, diese verzweiflungsvolle Bewegung, als sie ihre Hände auf die Schultern Ratmájeffs legte, hatten ihn auch damals schon betroffen gemacht. Nicht daß es ihm unangenehm gewesen wäre! Aber er fand das alles etwas peinlich; andererseits hatte seine Frau Ratmájeff so sehr beleidigt, daß diese tiefe Reue, mit der sie jetzt seine Verzeihung erbat, besonders bei ihrem krankhaften Zustande, etwas ganz natürliches war. Er selbst hatte sie ja gestern zu überreden gesucht, Ratmájeff um Verzeihung zu bitten, wie sie ihn, ihren Mann gebeten hatte. Trotz dieser Erwägung trat er an sie heran, führte sie unter Liebkosungen, mit größter Vorsicht von Ratmájeff weg und beschwor sie, sich zu beruhigen, sich nicht so heftig aufzuregen. Sie ließ kraftlos die Hände sinken, sich gehorsam, wenn auch noch weinend fortführen und auf einen Stuhl setzen.

„Gieb ihr die gestrigen Tropfen!“ sagte leise Ratmájeff.

Pjoter Iwánowitsch stürzte nach dem Schlafzimmer; während er die Tropfen suchte und mit vor Erregung zitternden Händen abzählte, blieben sie allein.

Viel hätte er darum gegeben, zu erfahren, was Ratmájeff während dieser fünf oder sechs Minuten zu ihr gesprochen, wodurch er sie beruhigt hatte, denn als er mit den Tropfen in der Hand zurückkehrte, schluchzte Lisawéta fast garnicht mehr; sie hatte den Kopf auf den Tisch gelegt und weinte nur leise. Ratmájeff stand neben ihr, hielt ihre Hand in der seinigen und sprach etwas zu ihr, was Pjoter Iwánowitsch damals nicht verstand.

„Jetzt ist alles wieder gut!“ sagte Ratmájeff beinahe lustig, als Pjoter Iwánowitsch ins Zimmer trat.

Sein Gesicht aber war noch immer blaß und aufgeregt und zuckte nervös, wie er es in Minuten heftiger Erregung schon öfter an ihm wahrgenommen.

Plötzlich erinnerte sich Pjoter Iwánowitsch, daß er an seinem Sohne, an Ssergéi Petrówitsch, dieselben Zuckungen bemerkt, ja, daß man diesen in der Jugend sogar davon zu kurieren gesucht hatte.

„Ja,“ sagte er bitter zu sich selbst, „ja, der Beweise sind zu viele!“

Als Lisawéta Andréjewna sich ein wenig beruhigt hatte, waren sie alle zusammen auf die Treppe hinaus getreten, da es eigentlich längst an der Zeit war, abzufahren.

Ratmájeff beugte sich noch einmal über Lisas Hand mit einem besonders zärtlichen und langen Kusse, sie aber schwieg und weinte nur leise.

Pjoter Iwánowitsch umarmte seine Frau innig, küßte sie einigemal und bat sie, sich nicht aufzuregen und sich in acht zu nehmen, dann eilte er zum Tarantas und setzte sich neben Ratmájeff.

Es war ihm schrecklich, seine Frau in solch einem zerrütteten Zustande allein zu lassen, und wenn es nicht Ratmájeff gegenüber peinlich gewesen wäre, würde er vorgezogen haben, zu Hause zu bleiben. Gleichzeitig jedoch war er aufrichtig zufrieden, daß sie sich mit seinem Freunde vollständig ausgesöhnt hatte, und daß der Eindruck der vorgestrigen Szene durch diesen Abschied einigermaßen wieder gut gemacht war.

Sie fuhren zum Hofe und auf die Landstraße hinaus, Lisawéta aber stand noch auf der Treppe und blickte ihnen schweigend nach.

Er selbst sowohl wie Ratmájeff wandten sich einige Male um und schwenkten mit ihren Mützen, aber sie antwortete weder mit dem Wehen ihres Taschentuches noch mit einer Verbeugung.

Man konnte nur bemerken, wie sie unbeweglich mit schlaff herabhängenden Armen dastand und auf die Landstraße hinausschaute.

Als sie an der Biegung des Weges ankamen, war es ihm plötzlich, als hätte Lisawéta Andréjewna mit einer Art Verzweiflung geschrieen:

„Alexéi Gregorewitsch!!!“

Er war damals zusammen gefahren und hatte sich unwillkürlich noch einmal umgewandt, auch Ratmájeff hatte sich umgesehen; aber sie bogen eben um die Ecke, das Haus verschwand

hinter der Lindenallee, und hinter ihnen erhob sich eine dichte Staubwolke.

---

## XVII.

Als Pjoter Iwánowitsch gegen Abend nach Hause zurückkehrte, fand er seine Frau wieder auf dem Bette liegend; sie war noch immer in denselben dunklen, türkischen Shawl gehüllt, ihre Augen sahen rot und ihr Gesicht verweint aus. Sichtlich hatte sie sich gleich nach ihrer Abfahrt hingelegt und den ganzen Tag so dagelegen, ohne sich anzukleiden.

Da sie jetzt über Kopfschmerzen klagte, begleitete sie ihn auch nicht zum Abendessen, sondern blieb in ihrem Zimmer allein.

Bei der Erinnerung an alles dies wunderte sich Pjoter Iwánowitsch nur, daß es ihm damals nicht aufgefallen war, wie sonderbar es sei, daß seine Frau durch die Abreise eines ihr fremden und sogar unangenehmen Menschen betrübt war und dazu in einem solchen Grade, daß sie noch acht Stunden nach seiner Abfahrt verweint aussah und — ohne sich anzukleiden und ohne zu essen — den ganzen Tag in ihrem Zimmer allein liegen konnte! . . . Das hätte ihm doch sonderbar erscheinen müssen! Aber damals hatte er es sich durch ihren 'Zustand' und ihre dadurch hervorgerufene Reizbarkeit zu erklären gesucht, und deshalb war ihm alles ganz natürlich erschienen.

Sein Bett wurde wieder nicht im Schlafzimmer, sondern in dem Kabinett, das nach Ratmájeffs Abreise frei geworden war, zurecht gemacht. Er schlief dort während der ganzen Zeit ihrer Schwangerschaft.

Pjoter Iwánowitsch war an sein Bett und an die allabendliche Unterhaltung mit seiner Frau, wo er immer all seine Sorgen und Gedanken mit ihr austauschte, so gewöhnt gewesen, daß ihm diese Einrichtung ein wenig langweilig und unbequem erschien, aber ihretwegen war er jetzt bereit, alle Unbequemlichkeiten zu ertragen, ja, er empfand sogar Freude daran . . .

Am Tage nach der Abreise Ratmájeffs erschien Lisawéta Andréjewna wie immer zum Thee, dem Anschein nach ruhig, wenn auch traurig. Nur ihr Gesicht, das während des Sommers in einer so üppigen, lichten, früher nicht an ihr bemerkbaren Schönheit erblüht war, sah wieder verkümmert und blaß aus; aber Pjoter Iwánowitsch erschien sie so noch lieblicher und teurer.

Aus der nun folgenden Zeit konnte er sich an nichts besonderes mehr erinnern, sie wurde nur immer magerer und blasser, so daß er sich darüber sogar beunruhigte; außerdem veränderte sich ihr Charakter sehr, sie wurde nervös und veränderlich. Oft weinte sie ganze Tage hindurch aus für Pjoter Iwánowitsch völlig unbegreiflichen Gründen, die sie ihm übrigens auch nie näher erklärte. Der Doktor jedoch beruhigte ihn wieder durch die Aussage, daß dies alles 'gewöhnliche Erscheinungen' wären.

Am meisten betrübte ihn aber, daß sie sich so wenig über ihr Glück freute; zuweilen glaubte er zu bemerken, daß sie es entschieden als eine Last empfinde. Das war für ihn ein bitterer Schmerz, und er entschloß sich sogar einmal, es ihr in vorsichtiger Weise auszusprechen; als er aber seine Absicht ausführen wollte, bekam sie schon bei den ersten Worten einen so heftigen hysterischen Anfall, daß er es nie wieder versuchte, diesem Gedanken Ausdruck zu geben.

„Ach, Väterchen, es giebt Frauen, die geradezu Ekel davor empfinden!" sagte ihm Nikolájeff, der sie jetzt jede Woche besuchte und in Pjoter Iwánowitschs Augen eine Art von Autorität war, dessen Worten er beinahe mit Ehrfurcht lauschte. „Bei einigen entwickelt sich das mütterliche Gefühl erst nach der Geburt des Kindes, dafür werden diese in den meisten Fällen die leidenschaftlichsten Mütter!"

„Nun, gebe Gott, gebe Gott, daß es so ist!" antwortete Pjoter Iwánowitsch beruhigt und hörte selbst in Gedanken auf, seiner Frau Vorwürfe wegen des Mangels an Zärtlichkeit zu ihrem künftigen Kinde zu machen.

So gelangte er mit Hilfe des Doktors vollständig zu der Überzeugung, daß alles seinen normalen Gang gehe, wie es sein müsse, und wie es immer auch bei anderen sei; jetzt sah er ein, daß diese Monate der Schwangerschaft für sie eine immerwährende Mahnung an ihre Schuld waren, wodurch sie sich gequält und gemartert fühlte.

Wenn ihm damals auch nur für einen Augenblick ein Verdacht gekommen wäre, so hätte alles im Benehmen seiner Frau Vorangegangene und Folgende den einmal aufgetauchten Gedanken genährt, und schließlich wäre ihm alles klar geworden. Aber wie hätte ein solcher Verdacht in ihm aufsteigen können — hatte er sie doch immer als eine musterhafte Frau gekannt, und in jener Zeit war sie für ihn zu einer Art Heiligtum geworden! Hätten sie mehr Verkehr gehabt, Gäste empfangen und Besuche gemacht, so würde wahrscheinlich irgend ein Fremder mit der den Leuten eigenen Schadenfreude ihm darüber 'Anspielungen' gemacht haben, er selbst hätte dann aufzupassen, zu beobachten und nachzudenken angefangen und sicher dadurch die Wahrheit erfahren. So aber war niemand da, der ihm eine solche 'Anspielung' hätte machen können; sie hatten immer sehr einsam gelebt, damals aber sich ganz zurückgezogen. Er mochte sie sogar nicht einmal zur Kirche führen, denn er fürchtete, die Pferde könnten erschrecken, oder die Equipage zerbrechen und sie beschädigen. Ohne seine Frau irgendwohin zu gehen, dazu konnte er sich nie entschließen. Nach und nach hörten sie auch ganz auf, bei sich im Hause Gäste zu empfangen; sie begannen gleichsam allen auszuweichen, sich zu verstecken, durch Unwohlsein zu entschuldigen, und einmal gestand sie ihm gerade heraus, daß ihr alle zuwider geworden wären und sie niemanden sehen wolle.

So war ihre Niederkunft herangekommen, jene schwersten und schrecklichsten Tage seines Lebens, die Zeit ihres Todes ausgenommen. Ihre Niederkunft war schwer und qualvoll, aber noch schrecklicher war das darauf folgende Wochenfieber.

(Schluß folgt.)

# Lumen.

Von

## Camille Flammarion.

Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Anna Rau.



### II.

Lumen: Die erste Beobachtung bezieht sich auf die Schlacht bei Waterloo.

Ich: Niemand erinnert sich dieser Katastrophe besser als ich; erhielt ich doch von einem dieser Blücherschen Taugenichtse bei Mont Saint-Jean eine Kugel in die Schulter und einen Säbelhieb über die rechte Hand.

Lumen: Indem ich aber nun der Schlacht von neuem beiwohnte, sah ich sie ganz anders, als sie verlaufen ist. Urteile selbst, alter Kamerad. Als ich das Schlachtfeld von Waterloo, südlich von Brüssel, erkannt hatte, unterschied ich zuerst eine beträchtliche Anzahl von Leichnamen, die auf dem Erdboden ausgestreckt lagen. In der Ferne entdeckte man durch den Nebel Napoleon, der von rückwärts kam und sein Pferd am Zügel führte. Die ihn begleitenden Offiziere liefen auch rückwärts. Einzelne Batterien mußten gerade Feuer gegeben haben. Man sah von Zeit zu Zeit einen düsteren Schein aufblitzen. Als sich meine Augen genügend an die Ebene gewöhnt hatten, sah ich zuerst einige tote Soldaten wieder aus dem ewigen Schlummer erwachen und plötzlich auferstehen. Gruppe um Gruppe richtet sich auf, und wie die Reiter, so erwachen auch die Pferde zum Leben und werden von jenen bestiegen. Sobald zwei bis dreitausend der Gefallenen auferstanden sind, sehe ich, wie sie sich unvermerkt zur Schlacht ordnen. Die zwei Armeen stehen sich gegenüber und be-

ginnen zu kämpfen mit einer Erbitterung, einer Wut, die man für Verzweiflung hätte halten können. Als der Kampf einmal von beiden Seiten begonnen, erwachen die Soldaten auch rascher zum Leben: Franzosen, Engländer, Preußen, Deutsche, Hannoveraner und Belgier; in grauen Mänteln, blauen Uniformen, roten, grünen, weißen Waffenröcken erheben sie sich vom Totenfelde und kämpfen. Im Mittelpunkte der französischen Armee erblicke ich den Kaiser inmitten eines Bataillons. Die kaiserliche Garde war auferstanden!

Gleich schweren Wogen wälzten sich nun von beiden Lagern zahllose Bataillone einher; von rechts und links stürzten die Eskadronen aufeinander. Die weißen Rosse wedelten mit ihren Schweifen. Es erinnerte mich an die eigentümliche Zeichnung Raffets und an die geisterhaften Verse des deutschen Dichters Zedlitz:

> Die Trommel klinget seltsam,
> Hat gar einen starken Ton,
> Die alten, toten Soldaten
> Erwachen im Grabe davon.

Und weiter:

> Das ist die große Parade,
> Im elysäischen Feld,
> Die um die zwölfte Stunde
> Der tote Caesar hält.

Das war wohl Waterloo, aber ein Waterloo des Jenseits, denn die Kämpfenden waren Auferstandene, und — merkwürdige Luftspiegelung — sie marschierten von rückwärts aufeinander. Der Eindruck, den eine solche Schlacht auf mich machte, war ein geradezu magischer und ein um so größerer, als ich zwar das Ereignis selbst sah, aber in umgekehrter Reihenfolge vor mir zu sehen glaubte. Und was das Merkwürdigste: je heftiger der Kampf entbrannte, umsomehr Kämpfende gab es; bei jeder Lücke, welche die Kanonen in die dichten Reihen rissen, erstand sofort wieder ein ganzer Trupp Toter, um diese Lücken auszufüllen. Als der Tag sich seinem Ende neigte, und die feindlichen Armeen sich gegenseitig mit Kartätschen, Kanonen, Gewehren, Bajonetten, Säbel und Degen hingemordet hatten, als die ungeheure Schlacht beendet war, gab es keinen einzigen Verwundeten, keinen einzigen Toten mehr. Die ehedem zerfetzten, verwahrlosten Uniformen waren in bestem Zustande, die Mannschaft gesund, die Reihen regelrecht gebildet. Die beiden Armeen entfernten sich langsam von einander, als habe der heftige Kampf nur den einen Zweck gehabt, unter dem Kugelregen 200 000 Tote, die wenige Stunden vorher noch das Schlachtfeld bedeckten, wieder auferstehen zu lassen. Welch mustergiltige, Neid erregende Schlacht!

Es war sicher das merkwürdigste aller militärischen Schauspiele und der psychische Eindruck, den ich davon empfing, noch größer als der physische bei dem Gedanken, daß das Resultat der Schlacht nicht die Niederlage Napoleons, sondern seine Thronbesteigung war, daß er der Sieger, daß aus dem Gefangenen ein Herrscher, aus Waterloo ein Staatsstreich geworden war!...

Ich: Diese neuen Lichteffekte sind mir nicht ganz klar, o Lumen, und ich wäre dir dankbar, wenn du mir eine Erklärung dafür geben könntest, sofern du eine solche gefunden.

Lumen: Ich gab sie dir ja schon, indem ich dir sagte, daß ich mich mit einer Schnelligkeit, die größer ist als die des Lichtes, von der Erde entfernte.

Ich: Wie kann dir aber diese zunehmende Entfernung im Weltenraume die Ereignisse spiegelbildlich in entgegengesetzter Reihenfolge, als sie sich vollzogen, zeigen?

Lumen: Die Theorie ist ganz einfach. Nimm an, du entferntest dich von der Erde mit der ganz gleichen Geschwindigkeit wie das Licht, so wirst du die Erde immer so vor dir sehen, wie sie in dem Augenblick war, als du sie verließest, weil du ganz gleichen Schritt hältst mit dem Lichte, das das Bild des Erdballs im Weltenraume weiterträgt. Selbst wenn du tausend, hunderttausend Jahre so weiterreistest, du würdest stets das gleiche Bild vor dir haben, wie eine Photographie, die sich immer gleich bleibt, auch wenn das Original altert.

Ich: Das habe ich schon bei unserem ersten Gespräche verstanden.

Lumen: Gut; nun nimm an, du entferntest dich von der Erde mit einer Geschwindigkeit, welche die des Lichtes übertrifft. Was folgt daraus? Daß in dem Maße, in welchem du im

Weltenraume vorwärts bringst, du auch die Strahlen findest, die vor dir ausgegangen sind. Das heißt, die aufeinander folgenden Bilder, die von Sekunde zu Sekunde, von Minute zu Minute den Weltenraum durchziehen. Wenn du z. B. im Jahre 1867 mit der gleichen Geschwindigkeit, wie das Licht, die Reise durch den Weltenraum antrittst, so wirst du immer das Bild des Jahres 1867 mit dir nehmen. Gehst du aber schneller, so findest du die Strahlen, die in den vorhergehenden Jahren ausgegangen sind, und infolgedessen auch das Bild dieser vorhergehenden Jahre. Um diese Thatsache noch anschaulicher zu machen, bitte ich dich, dir verschiedene Lichtstrahlen vorzustellen, die zu verschiedenen Zeitpunkten von der Erde ausgegangen sind. Nehmen wir an, der erste habe die Erde in irgend einer Sekunde des ersten Januars 1867 verlassen, so hat er bei einer Geschwindigkeit von 300 000 Kilometer in der Sekunde in diesem Augenblick schon einen gewissen Weg zurückgelegt und befindet sich in einer gewissen Entfernung, die ich mit dem Buchstaben A bezeichnen werde. Ein zweiter Strahl hat die Erde 100 Jahre früher verlassen, am 1. Januar 1767: er hat also einen Vorsprung von 100 Jahren vor dem ersten und befindet sich in einer weit größeren Entfernung, die ich nun mit dem Buchstaben B bezeichne; ein dritter Lichtstrahl, von dem ich annehme, daß er am 1. Januar 1667 ausgegangen, ist noch weiter entfernt, so weit eben das Licht in 100 Jahren eilt, und ich nenne den Ort, wo er sich jetzt befindet, C. Weiter haben ein vierter, fünfter und sechster Lichtstrahl, die am 1. Januar 1567, beziehungsweise 1467 und 1367 ausgegangen sind, die mit D, E, F zu bezeichnenden Punkte, welche sich in gleichen Abständen von einander befinden, erreicht, und dringen immer weiter vor im Weltenraume. Da hast du nun eine Serie irdischer Bilder, die auf einer gleichen Linie in gleichen Entfernungen im Raume aufgestellt sind; und ein Wesen, das nach einander die Punkte A, B, C, D, E, F erreicht, sieht auch nacheinander die Geschichte der Erde von Jahrhunderten zu Jahrhunderten.

Ich: In welcher Entfernung befinden sich diese Bilder von einander, Meister?

Lumen: Die Berechnung ist nicht schwer; der sie trennende Zwischenraum ist natürlich der gleiche, den das Licht in 100 Jahren durchläuft; da dieses nun in der Sekunde einen Weg von 75 000 Meilen macht, so weißt du sofort, daß dies in einer Minute 4 500 000 Meilen, in einer Stunde 270 000 000 Meilen, in einem Tage 6 480 000 000 Meilen, in einem Jahre 2 365 200 000 000 Meilen beträgt; und rechnet man die Schaltjahre dazu, so folgt natürlich daraus, daß der Zwischenraum von einem Punkte zum andern bei einem Intervall von 100 Jahren eine Länge von 2 527 200 000 000 Meilen hat.

Da hast du also, wie gesagt, eine Serie irdischer Bilder, die in gleichmäßigen Zwischenräumen staffelförmig im Weltenraume aufgestellt sind. Nehmen wir nun an, daß sich zwischen jedem dieser hundertjährigen Bilder die jährlichen Bilder, und zwar in der Entfernung, die das Licht in einem Jahre durchläuft, und die, wie gesagt, 2 365 200 000 000 Meilen beträgt, und zwischen jedem dieser jährlichen Bilder die täglichen einschieben, daß jeder Tag die Bilder seiner Stunden, jede Stunde die Bilder ihrer Minuten und jede Minute die ihrer Sekunden zeigt, und alle diese Bilder je nach den angegebenen Entfernungen aufeinander folgen, so können wir in einem Lichtstrahl, der aus einer Reihe neben einander gestellter Bilder besteht, in deutlicher Schrift die Geschichte der Erde lesen. Durchläuft ein Wesen diese Bilderregionen im Äther mit einer Geschwindigkeit, die größer als die des Lichtes ist, so findet es nach und nach die älteren Bilder wieder. Kommt es zu dem Punkte, wo sich der im Jahre 1767 ausgegangene Lichtstrahl befindet, so sind schon 100 Jahre irdischer Geschichte an ihm vorübergezogen. Erreicht es den Punkt, wo der Lichtstrahl von 1667 angelangt ist, so hat es schon zwei Jahrhunderte, bei dem Bilde von 1567 drei Jahrhunderte Geschichte erschaut.

Ich sagte dir schon früher, daß ich mich gegen einen Sternhaufen wandte, der links von der Capella stand. Dieser Sternhaufen ist unvergleichlich weiter entfernt als die Capella, obwohl er, von der Erde aus gesehen, neben ihr zu stehen scheint, weil die beiden Lichtstrahlen nebeneinander herlaufen. Diese scheinbare Nähe

ist nur eine Folge der Perspektive. Um dir eine Idee von der wahrscheinlichen Entfernung dieser entfernten Welt zu geben, kann ich dir sagen, daß sie die gleiche Ausdehnung besitzt, wie die Milchstraße. Man muß sich also fragen, in welche Entfernung man diese letztere versetzen müßte, damit wir sie so wie diesen Nebelfleck sehen könnten. Mein geehrter Freund Arago hat, wie du weißt, die Berechnung gemacht, die er jedes Jahr bei seinen Vorträgen im Observatorium wiederholte, und die man nach seinem Tode veröffentlichte. Man müßte annehmen, die Milchstraße sei in eine Entfernung versetzt, die 334 mal größer ist, als ihre Länge. Da nun das Licht 15 000 Jahre braucht, um die Milchstraße von einem Ende zum andern zu durchlaufen, so folgt daraus, daß es nicht weniger als 5 000 000 Jahre braucht, um von dort her zu kommen. Ich bin mit dem Strahl der Erde bis in die fernsten Regionen gegangen, und wäre mein geistiges Auge vollkommener gewesen, so hätte ich nicht nur die zurückschreitende Geschichte von zehn und hunderttausend, sondern von fünf Millionen Jahren unterscheiden können.

Ich: Kann denn der Geist aus eigener Kraft auf diese Weise die unermeßlichen Himmelsräume durchschreiten?

Lumen: Aus eigener Kraft — nein; wohl aber, wenn er die Naturkräfte zu Hilfe nimmt, vor allem die Anziehungskraft, die sich mit einer Schnelligkeit fortpflanzt, die unvergleichlich größer ist, als die des Lichtes. Die Astronomen halten diese Fortpflanzung für eine fast plötzliche. Wenn es mir möglich war, die Ereignisse aus einer solchen Entfernung deutlich wahrzunehmen, so geschah dies nicht durch die optische Gesichtswahrnehmung, die du kennst, sondern durch ein viel feineres psychisches Verfahren. Die Ätherschwingungen, aus denen das Licht besteht, besitzen, wie du weißt, kein eigenes Licht, leuchten, wie du weißt, nicht durch sich selbst. Man braucht kein leibliches Auge, um sie wahrzunehmen; der unter ihrem Einfluß vibrierende Geist vermag dies eben so gut und oft besser als der vorzüglichste optische Apparat. Man nennt das psychische Optik. So durchmißt z. B. die Anziehungskraft in unmeßbar kurzer Zeit die 148 000 000 Kilometer, die die Erde von der Sonne trennen, während das Licht dazu 493 Sekunden braucht.

Ich: Wie lange brauchtest du, um zu dieser entfernten Welt zu gelangen?

Lumen: Ich sagte dir schon, daß es im Weltenraum kein Zeitmaß mehr giebt. Ob ich ein Jahr oder eine Stunde dazu gebrauche, ist vor der Unendlichkeit genau dasselbe.

Ich: Ich dachte das auch, denn die physikalischen Schwierigkeiten scheinen mir unendlich groß. Erlaubst du mir nun, dich noch mit einer seltsamen Idee, die mir gerade durch den Kopf fährt, zu behelligen?

Lumen: Ich erzählte dir das alles ja, um deine Ansichten darüber zu vernehmen.

Ich: Ich frage mich also, ob die gleiche Umkehrung der Reihenfolge der Ereignisse wie für das Auge auch für das Ohr stattfinden könnte. Ob wir z. B. zuerst das Ende eines Gespräches vor seinem Anfang hören könnten, wie wir ein Ereignis in umgekehrter Reihenfolge vor uns sehen. Es ist dies sicher eine müßige, scheinbar lächerliche Frage, aber da wir nun einmal bei den Paradoxen sind, warum nicht dabei verweilen?

Lumen: Der Widerspruch ist nur ein scheinbarer. Die Gesetze des Schalls sind, wie seine Effekte, ganz andere als die des Lichts. Die Schallwelle durchläuft nur 340 Meter in der Sekunde; trotzdem ist es klar, daß, wenn wir mit einer Schnelligkeit, die größer ist als die der Schallwellen, den Raum durchdrängen, wir auch den von den Lippen eines Sprechenden ausgehenden Ton in umgekehrter Reihenfolge vernehmen würden. Rezitierte dieser z. B. einen Alexandriner, so würde ein Hörer, der sich mit der angeführten Schnelligkeit von ihm entfernte, im Augenblick, wo er den letzten Versfuß vernommen, nacheinander die elf vorhergehenden in umgekehrter Reihenfolge hören. Was die Theorie selbst betrifft, so giebt sie Anlaß zu der merkwürdigen Beobachtung, daß die Natur es doch hätte einrichten können, daß die Schallwellen nicht 340 Meter in der Sekunde durchliefen, und daß ihre von der Dichtigkeit und Elastizität der Luft abhängige Geschwindigkeit eine andere und zwar eine langsamere, viel langsamere wäre, als

sie ist. Warum z. B. durchläuft der Schall in der Luft nicht nur einige Centimeter in der Sekunde? Wenn dem so wäre, weißt du, was daraus folgen würde? Die Menschen könnten im Gehen nicht mehr mit einander sprechen. Nehmen wir an, zwei Freunde plauderten zusammen. Der Eine geht einen Schritt, zwei Schritte vorwärts, entfernt sich vielleicht einen Meter von dem anderen, und wenn der Schall nun mehrere Sekunden brauchte, um diesen Zwischenraum zu durchlaufen, so resultierte daraus, daß, anstatt die fortgesetzte Rede seines Freundes zu hören, der Spaziergänger in umgekehrter Reihenfolge den Schall der vorhergehenden Sätze wieder vernehmen würde. Woher kommt es, daß man während des Gehens nicht sprechen kann, und Dreiviertel der Menschen sich nicht hören?

Diese Betrachtungen veranlassen mich, dich auf ein sehr bemerkenswertes Thema aufmerksam zu machen, mit dem man sich bisher noch wenig beschäftigt hat. Ich meine das Adaptionsvermögen des menschlichen Organismus an seine irdische Umgebung. Die Art und Weise, wie der Mensch sieht, hört, seine Empfindungen, sein Nervensystem, seine Gestalt, sein Gewicht, seine Dichtigkeit, sein Gang, seine Funktionen, mit einem Wort alles wird regiert und bedingt durch die Beschaffenheit eures Planeten. Keine eurer Handlungen ist vollständig frei und unabhängig, der Mensch ist die, wenn auch unbewußte, folgsame Resultante der organischen Kräfte der Erde. Die menschliche Seele ist allerdings keine Funktion des Gehirns, sondern sie existiert durch sich selbst und genießt dadurch eine gewisse Freiheit; diese Freiheit ist aber vollständig an die Fähigkeiten der Seele, an ihre Macht und Energie gebunden, sie wird bestimmt je nach den Ursachen, die sie bestimmen. Derjenige, der bei der Geburt eines Menschen genau wüßte, welche Fähigkeiten die Seele dieses Menschen besitzt, und unter welchen äußeren Umständen sein Leben sich abspielen wird, könnte im voraus die Geschichte dieses Lebens in allen Einzelheiten niederschreiben. Aber der menschliche Organismus ist das Produkt unsrer Erde. Der Mensch ist nicht in Folge einer göttlichen Laune, eines Wunders, oder einer unmittelbaren Schöpfung so, wie er ist. Seine Form, seine Gestalt, sein Gewicht, seine Sinne, sein ganzer Organismus ist bedingt durch die Beschaffenheit eures Planeten, durch die Atmosphäre, in der ihr atmet, durch eure Ernährung, durch die Dichtigkeit der irdischen Stoffe u. s. w. Der menschliche Körper ist anatomisch nicht anders als der eines höheren Säugetieres, und wenn du auf den Ursprung der Arten zurückgehst, so findest du allmähliche Veränderungen, die den unumstößlichen Beweis liefern, daß alles Leben auf der Erde von der Molluske bis zum Menschen nur die Entwicklung eines einzigen genealogischen Stammbaums ist. Die menschliche Körperform stammt von der tierischen ab. Der Mensch ist der Schmetterling, der sich aus der Larve der paläontologischen Zeitalter entwickelt hat.

Daraus folgt natürlich, daß das organische Leben auf den andern Welten verschieden ist von dem der euren, und daß die Menschheit, die dort wie hier das Ergebnis der treibenden Kräfte jedes Planeten ist, auch in ihrem Bau ganz verschieden von der der Erde ist. So existieren z. B. auf den Welten, wo man nicht ißt, weder Verdauungsorgane noch Eingeweide. Auf den Welten mit starken elektrischen Kräften besitzen auch die Geschöpfe einen elektrischen Sinn; auf anderen sind die Augen den ultra-violetten Lichtstrahlen angepaßt und haben keine Ähnlichkeit mit den euren. Sie sehen nicht, was ihr seht, und sehen, was ihr nicht seht. Die Organe stimmen überein mit den Funktionen, die sie auszuüben haben.

Ich: Wir sind also nicht der unbedingte Typus der Schöpfung, und die Schöpfung selbst ist nur ein fortgesetztes Werden. Eine Folge der thätigen Kräfte.

Lumen: Die Seelen befinden sich in gleichem Falle. Auch sie sind so verschieden wie die Körper. Damit die Seele als ein unabhängiges, selbständiges Wesen existiere, sich die Erinnerung an ihre Identität bewahren und unsterblich sein kann, muß sie schon in diesem Leben von ihrer wirklichen Existenz überzeugt sein, sonst ist sie gleich nach dem Tode nichts mehr als unmittelbar vorher, nichts mehr und nichts weniger als jedes andere Zentrum einer unbewußten Kraft, das wie ein unsichtbarer Hauch im Kosmos verschwindet.

Viele Menschen rühmen sich, nur die Materie anzuerkennen, ohne indes zu wissen, was sie sagen, da sie ja diese garnicht kennen. Diese Menschen und die noch viel zahlreicheren, die überhaupt nicht denken, sind nicht unsterblich, weil sie kein Bewußtsein ihrer Existenz haben. Nur die Geister, die ein wirklich geistiges Leben führen, sind fähig, unsterblich zu sein.

Ich: Giebt es denn viele solche?

Lumen: Die Morgenröte naht sich wieder und ruft mich zurück in den Weltenraum, der von geheimnisvollen, für eure Augen unsichtbaren Dingen bevölkert ist, wo die Geister, die Spuren vergangener Existenzen, die Ruinen zerstörter und die Geschichte zukünftiger Welten wieder finden. Es wäre ja auch überflüssig, dieses Gespräch durch Einzelheiten zu verlängern. Mein Zweck war, dir zu zeigen, daß, um eine der euern völlig entgegengesetzte Welt und ein dem euren entgegengesetztes Lebenssystem zu sehen, man sich nur mit einer Geschwindigkeit, die größer als die des Lichtes ist, von der Erde zu entfernen braucht.

Bei diesem Aufschwung der Seele zum unerreichbaren Horizont der Unendlichkeit findet sie die Lichtstrahlen wieder, die seit Millionen und Millionen von Jahren von der Erde und den andern Planeten ausgegangen sind; und indem man die Planeten von dieser weiten Entfernung aus beobachtet, kann man den Ereignissen ihrer vergangenen Geschichte mit eignen Augen beiwohnen und bis zum Ursprung der Welt zurückgehen.

Eine solche Fähigheit muß für dich ein neues Licht auf die überirdischen Regionen werfen. Ich verspreche dir die daraus gezogenen metaphysischen Konsequenzen baldigst mitzuteilen, wenn du, wie ich hoffe, den wissenschaftlichen Wert dieser überirdischen Studie genügend anerkannt hast.

# Allerlei.



**Unglücksfälle bei Stapelläufen.** Das erschreckende Unglück, das sich neulich beim Stapellauf des englischen Kriegsschiffes 'Albion' zu Blackwall ereignete und fast vierzig Menschenleben dahinraffte, ist nicht das erste und größte dieser Art, das sich auf englischen Werften zugetragen hat. Weit größere Dimensionen nahm der Unglücksfall an, der im Jahre 1883 beim Stapellauf der 'Daphne' auf der Werft der Gebrüder Stephen zu Govan vorfiel. Im Vergleich zur 'Albion' war die 'Daphne' ein verschwindend kleines Schiff; während jenes 13500 Tons Deplacement besitzt, hatte dieses nur 500 Tons. Dennoch kostete sein Stapellauf, oder vielmehr der Versuch, es vom Stapel zu lassen, 124 Menschen das Leben. Das Unglück ereignete sich in folgender Weise. Alles war in sorgfältigster Weise für den Stapellauf vorbereitet, die Bahn, auf der das Schiff herabgleiten sollte, der sogenannte Schlitten war geglättet und geschmiert. Auf dem Schiff selbst befanden sich, wie das immer der Fall ist, die an dem Bau beteiligten Arbeiter, etwa zweihundert Menschen. Kaum hatte nun die 'Daphne' den Schlitten verlassen, als sie sich zum Entsetzen aller Zuschauer auf die Seite legte und sofort sank. Trotz aller Anstrengungen gelang es doch nur, den kleineren Teil der Leute zu retten, die übrigen kamen in den durch das plötzliche Sinken des Schiffes aufgeregten Fluten um.

Ein anderer Zwischenfall, der glücklicher Weise keine ernsteren Folgen nach sich zog, ereignete sich, gleichfalls zu Blackwall, beim Stapellauf des Kriegsschiffes 'Benbow'. In ähnlicher Weise wie bei dem neulichen Unglücksfall wurde damals auch durch eine große Wasserwoge eine am Ufer erbaute Tribüne fortgerissen. Auf dieser befanden sich etwa zweihundert Personen, doch da das Wasser an jener Stelle nicht tief war, kamen alle glücklich mit dem Leben davon; einige Quetschungen und ein mehr oder minder tüchtiger Schnupfen waren die einzigen Folgen des unliebsamen Unfalls.

Von denjenigen englischen Seeleuten, die neulich dem Stapellauf der 'Albion' beiwohnten, will jetzt übrigens jeder das Unglück vorausgesehen haben. Bekanntlich ereignete sich dabei der merkwürdige Zwischenfall, daß die bei der Zeremonie der Schiffstaufe gegen den Bug des Fahrzeugs geschleuderte Sektflasche nicht beim ersten Wurf zerbrach; die abergläubischen Matrosen sehen dies jetzt als ein Vorzeichen jener schrecklichen Katastrophe an und sind auch geneigt, dem neuen Schiff wenig glückliche Fahrten zu prophezeien.

Verantwortlicher Redakteur Paul Schettler, Berlin-Charlottenburg. — Verlag der Romanwelt, G. m. b. H., Berlin W. 50, Rankestr. 28.
Verantwortlich für den Inseratenteil Heinr. Lürßen, Gräfenhainichen. — Druck von Herrosé & Ziemsen Gräfenhainichen.




# Der Gerichtstag zu Serranowo.

Von

**Erich Peterson.**

(Nachdruck verboten.) (Übersetzungsrecht vorbehalten.)

Weder der Herr Oberförster Raschke, noch seine sämtlichen Revierförster, selbst die ältesten Waldheger wußten sich nicht zu erinnern, daß jemals im ganzen Schoppauer Forst soviel Holz gestohlen worden sei, als im letzten Monat. Diese unerfreuliche Zunahme war aber nur dem elenden kleinen Dorf Serranowo zuzuschreiben. Freilich, die Leute aus den anderen Dörfern stahlen ja auch, aber doch nur ihr gewohntes, althergebrachtes Quantum, wie das schon ihre Väter und Großväter gethan hatten. Da wurden denn einmal ein paar alte Weiber ohne Erlaubnisschein beim Reisigsammeln ertappt, oder ein andermal in der Nacht eine kleine Fuhre mit frisch geschlagenem Holz angehalten, aber dabei blieb es auch, und wenn schon gestohlen wurde, so wurde doch wenigstens nicht der Wald dabei ruiniert. Aus Serranowo, das ganz an der äußersten Ecke des weiten Schoppauer Forstes liegt, zwischen einigen Hügeln versteckt an dem stillen Serranowosee, durch den der kleine rasche Lebafluß hindurchfließt, liefen dagegen jetzt täglich Berichte über nie dagewesene Forstfrevel ein. Reisig zu sammeln, fiel dort überhaupt niemandem mehr ein, die größten Zweige wurden einfach mit der Axt vom Baum geschlagen, ganze Wacholdersträucher samt den Wurzeln ausgerissen oder gar die besten Stämme niedergeschlagen. Es war ein Jammer; gerade in seinem schönsten Teile wurde der Wald beraubt und verwüstet durch die frechen Kassuben aus Serranowo, so daß der Oberförster Raschke jeden Tag ärger über den angerichteten Schaden fluchte. Ganz besonders aber fluchte der Förster Behrend, dem der Bezirk Serranowo zugeteilt war; er fluchte allerdings weniger aus Ärger über die Beschädigung des königlichen Eigentums, wenn er auch äußerlich sehr entrüstet that, sondern mehr darüber, daß er jetzt so viele Arbeit hatte. Noch niemals hatte er bisher so viele Nächte durchwachen müssen, wenigstens nicht draußen im kalten Walde, sonst war das wohl schon öfter der Fall gewesen, und noch niemals hatte er so wenig Erfolg dabei gehabt. Es gelang ihm ja freilich noch immer oft genug, einen Kassuben, der sich zum Dilettanten in der praktischen Forstwissenschaft berufen glaubte, bei der Ausübung dieser Liebhaberei zu überraschen, aber zur selben Zeit wurden dann viel-

leicht an drei anderen Stellen die besten Stämme abgeholzt, — man konnte doch nicht überall sein. Aber so sehr er sich auch über dies alles ärgerte, es fiel ihm doch niemals ein, dem Grunde nachzuspüren, der eine so unerfreuliche Zunahme der Forstdiebstähle veranlaßt hatte.

Dieser Grund aber war in einem merkwürdigen und höchst wichtigen Ereignis zu suchen, das sich am letzten Feste, am Tage 'Aller Heiligen' in Serranowo zugetragen hatte. An diesem Tage war nämlich nichts Geringeres geschehen, als daß sich sämtliche Männer des Dorfes in feierlicher Weise den Schnaps abgeschworen hatten. — Man müßte eigentlich meinen, daß hier hinten in der Kassubei, wo Schnaps und Schnupftabak zu den unentbehrlichsten Lebensmitteln gehören, der Verzicht auf den ersteren Stoff zu den Unmöglichkeiten zu rechnen ist. Das ist aber nicht der Fall; von Zeit zu Zeit wird eine ganze Gegend von plötzlichen Temperenzgelüsten ergriffen, das 'Schnapsabschwören' wird zur Mode, die jeder mitmachen muß. Gerade jetzt waren in Serranowo alle Umstände sehr günstig für Mäßigkeitsideen. Ganz in der Nähe, in Miloschewo und Starrahutta, hatte man vor kurzem den bedeutungsvollen Schwur abgelegt; in Bukowin und einigen anderen Dörfern war bereits der Termin hierzu festgesetzt, und so sprach man auch in Serranowo bereits davon. Schließlich gab ein wunderbares Ereignis den Ausschlag, das dem alten Stanislaus Prabzinski widerfuhr. Dieser Prabzinski war eine in Serranowo sehr angesehene Persönlichkeit, obgleich er der einzige war, der keine Besitzung hatte. Von dieser hatte schon sein Vater fünfhundert Morgen in der Kreisstadt unter die Leute gebracht; er selbst hatte dann schleunigst den Rest zu Gelde gemacht und vertrunken, worauf er wieder nach Serranowo zurückgekehrt war. In dem alten baufälligen Hause, das ihm noch übrig geblieben war, hatte er dann den ersten und einzigen Industriezweig ins Leben gerufen, dessen sich das Dorf rühmen konnte. Er begann nämlich Körbe zu flechten, und diese Beschäftigung verschaffte ihm bald bei allen Förstern den Ruf des gefährlichsten Wurzelreißers. Ein solcher Wurzelreißer ist der schlimmste Feind des Waldes; er gräbt rings an den Bäumen herum die Erde auf, um die schmiegsamen Wurzeln, die sich vortrefflich zum Korbflechten eignen, abzuschneiden oder einfach herauszureißen, was natürlich das Eingehen des Baumes zur Folge hat. Dieser Industrielle war also eines Tages mit einem geborgten Gaul und einem ihm gehörigen klapprigen Wagen, der hoch mit Körben bepackt war, nach dem Dorfe Brobnitz gefahren, um die gesamte Ladung an den dortigen Gastwirt zu verkaufen. Das Geschäft war bald besorgt. Prabzinski hatte darauf gleich ein Viertel des erlösten Geldes im wahrsten Sinne des Wortes flüssig gemacht, was ihn in eine sehr angeregte Stimmung versetzte und bis zum späten Abend aufhielt. Als man ihm schließlich in ziemlich unverblümter Weise andeutete, daß keine Getränke mehr vorhanden seien, wenigstens für ihn nicht — an welchem bedauerlichen Umstande übrigens nur eine leidige Verfügung des Herrn Landrat schuld sei —, schickte er sich brummend zur Rückfahrt an. Er war erst eine kurze Strecke vom Dorfe entfernt, als ihn plötzlich ein heftiges Verlangen nach einer Prise zur Aufrüttelung der erschlafften Lebensgeister befiel. Er zog also seine ansehnliche Dose hervor, aber bei seinem schwankenden Gemüts- und Körperzustande entglitt sie sogleich seinen Fingern und fiel zur Erde nieder. Fluchend hielt Prabzinski den Wagen an und kletterte herunter, um auf dem Boden nach seiner Dose zu suchen. Dies dauerte geraume Zeit; Prabzinski hielt mit lallender Zunge einen Monolog hierüber. Allein dies kleine Mißgeschick war ihm zu seinem Glück widerfahren, denn kaum hatte er sich mit der gefundenen Dose in der Hand schwerfällig wieder erhoben, als sich seinen Augen eine höchst wunderbare Erscheinung darbot. Prabzinski sah nämlich keinen Geringeren als den Teufel. Er kam recta via vom Himmel herunter; wahrscheinlich war er dort hinausgeworfen worden. Um keinen Schaden davonzutragen, hatte sich Beelzebub zu dieser Fahrt eine bequeme Reitgelegenheit ausgesucht; wie Prabzinski ganz genau sah, ritt er auf einem großen, weiß glühenden Gegenstand, der mit großem Krach mitten auf der Chaussee niederfiel, ungefähr an der Stelle, wo sich Prabzinski befunden hätte, wenn er nicht durch seine Schnupf-

tabaksdose angehalten worden wäre. Auf welche Weise der Herr der Finsternis dem heftigen Anprall aus dem Wege gegangen war, und wie er seinen Sitz verlassen hatte, vermochte Prądzinski indessen späterhin niemals anzugeben, denn gleich nachdem er des Wunders ansichtig geworden, war er in höchster Eile und gräßlichster Angst nach Brodnitz zurück geeilt. In der Schenke, wohin ihn seine schwankenden Beine gewohnheitsmäßig trugen, waren nur noch wenige Gäste anwesend, zwei Waldheger, die mit dem Wirte Karten spielten. Diese drei Leute, die bereits der verderblichen Aufklärung anheim gefallen waren und die Existenz des Teufels leugneten, waren zuerst einstimmig der Ansicht, daß Prądzinski sich im höchsten Stadium des Delirium befinde und die Erscheinung, von der er unter angstvollem Wimmern berichtete, nur eine in diesem Zustande nicht ungewöhnliche Phantasie sei. Man wollte ihn deshalb einfach hinauswerfen und die Thür hinter ihm abschließen, höchstens noch vorher ein Werk der Barmherzigkeit üben und sein Haupt einige Zeit lang unter der Pumpe erfrischenden Wassergüssen aussetzen. Da Prądzinski aber unter den heiligsten Schwüren versicherte, die Erscheinung sei Wahrheit gewesen, und jammernd bat, man möge ihm doch wenigstens Pferd und Wagen suchen helfen, entschlossen sich die drei endlich dazu, ihn nach der Stelle, an der sich das Wunder ereignet haben sollte, zu begleiten. Man versprach ihm aber eine nachdrückliche Tracht Prügel für den Fall, daß man nichts vorfände, was seine Erzählung rechtfertige. Doch man fand wirklich etwas. Mitten auf der Chaussee lag ein großer, dunkler Gegenstand; beim Scheine einer mitgenommenen Laterne erkannte man, daß es ein gewaltiger Stein war. Prądzinski behauptete, er hätte anfangs weißglühend ausgesehen; der Schenkwirt wollte den Stein berühren, mußte aber schnell die Hand zurückziehen, — er war noch brennend heiß, Prądzinski konnte also recht haben. Lange standen die vier um den seltsamen Stein herum. Prądzinski betete, die anderen nicht; dafür schüttelten sie aber die Köpfe und stellten allerlei Mutmaßungen an, wie der Stein wohl hierher gekommen sei. Zu einem bestimmten Resultat kamen sie jedoch nicht, und deshalb schickten sie sich lieber an, dem armen Prądzinski seinen durchgegangenen Gaul zu suchen, der jedenfalls nicht weniger erschrocken sein mochte als sein Führer und Lenker. Pferd und Wagen waren erst nach längerer Zeit gefunden. Prądzinski wurde hinten auf das Fuhrwerk hinaufgepackt, der Gastwirt hatte unterdessen seinen Hausknecht herbeigeholt, und dieser fuhr dann mit dem armen Wurzelreißer, der in seinem augenblicklichen Zustande unmöglich den Weg nach Hause gefunden hätte, nach Serranowo ab. —

Die Prądzinska wunderte sich nicht wenig, als sie in dieser Nacht plötzlich aufwachte und ihren Mann vor ihrem Lager stehen sah, — so etwas war seit langer Zeit nicht mehr vorgekommen. Als sie ihn aber näher ansah, erkannte sie, daß ihn etwas ganz Ungewöhnliches zu ihr geführt haben müsse. Prądzinski sah auch ganz ungewöhnlich aus. Die Pelzmütze, die sonst stets sein Haupt bedeckte, hatte er verloren; wirr hing ihm das graue Haar um Stirn und Schläfen, seine eingefallenen, vom Schnaps geröteten Backen zitterten, die Zähne klapperten, und seinen langen Bart hatte er vollständig mit dem Schmutz der Straße bedeckt, als er nach der Schnupftabaksdose gesucht hatte. Diese selbst hielt er noch immer seit dem Abenteuer krampfhaft in der linken Hand. War Frau Prądzinska schon durch diesen Anblick ihres Herrn Gemahls bestürzt, so erschrak sie noch mehr, als sie schließlich das ihm zugestoßene Ereignis erfuhr. Da sie jedoch sofort einsah, daß sie ganz unmöglich den Rest der Nacht ruhig verbringen könnte, ohne die Kunde von dem Geschehenen weiter zu verbreiten, warf sie sich schnell ihren bunten Rock über, zog ihren Gemahl mit sich und alarmierte die nächsten Nachbarn, um diesen die Geschichte zu erzählen. Am nächsten Morgen war dann das ganze Dorf über den Vorfall unterrichtet. Alles eilte zu Prądzinski, und dieser mußte in unaufhörlicher Wiederholung genau über die Geschehnisse der Schreckensnacht berichten. Zum Schluß gab er dann jedesmal die Erklärung ab, er fühle sich durch dieses erschütternde Erlebnis bewogen, zum Herrn Pfarrer zu gehen und sich den Schnaps ab-

zuschwören. Einige ältere Leute fanden diesen Gedanken sehr vernünftig und schienen auch nicht abgeneigt zu sein, Prabzinski Gesellschaft zu leisten; von anderer Seite aber, namentlich von den jungen Männern, wurde warnend hiervon abgeraten. Bald entspann sich eine lebhafte Debatte für und gegen den Temperenzschwur, die das Interesse des ganzen Dorfes in Anspruch nahm, und über die man schließlich fast das Erscheinen des Teufels vergaß. —

In Brodnitz hatte das Vorkommnis inzwischen eine nicht weniger große Aufregung erzeugt, und während der nächsten beiden Tage war der merkwürdige Stein unaufhörlich von Bewohnern des Dorfes umlagert. Unterdessen hatten die beiden Waldheger, die Prabzinski an jenem Abend begleitet hatten, die Sache dem Oberförster berichtet. Dieser hatte sie der Direktion des Provinzialmuseums mitgeteilt, und am dritten Tage erschien in Brodnitz ein Wagen, dem einige Herren mit langen Mänteln und großen Brillen entstiegen. Sie ließen sich zu dem Stein führen, besahen ihn von allen Seiten, klopften mit einem Hammer kleine Stücke von ihm los, maßen ihn und stießen eine Eisenstange in die Erde, um zu sehen, wie tief er in diese eingedrungen sei. Schließlich wurde auf ihre Anordnung der Stein ganz herausgegraben, mit vieler Mühe auf einen Lastwagen hinaufgeladen und am nächsten Tage davongefahren, damit er später unter der Bezeichnung 'Meteorstein, niedergefallen am dreizehnten Oktober 1875 auf der Brodnitzer Höhe' im Provinzialmuseum prange. — — —

Damit war die Angelegenheit für Brodnitz und die nächsten Dörfer erledigt. Allzu große Beunruhigung hatte der Vorfall hier überhaupt nicht hervorgerufen; der Herr Pfarrer hatte sich bemüht, den Leuten die Sache zu erklären, die Lehrer hatten darüber in den Kneipen gesprochen, einige hatten etwas davon verstanden, viele glaubten etwas zu verstehen, den meisten wurde es aber schließlich gleichgiltig, und allmählich vergaß man den Vorfall ganz. Nur in Serranowo sollte er eine dauernde Wirkung hinterlassen. Prabzinski hatte seinen Vorsatz, sich den Schnaps abzuschwören, durchaus nicht aufgegeben, er hatte im Gegenteil immer mehr Anhänger gefunden; die wenigen, die an dieser Mode keinen Gefallen fanden, mochten sich auch nicht ausschließen, und so hatte man schließlich allgemein den ersten November, als den Tag 'Aller Heiligen', zur Ablegung des bedeutungsvollen Schwures bestimmt. Mit nagelneuen Mützen, frisch geschmierten Stiefeln und sauber ausgebürsteten Pelzen, das kleine polnische Gebetbuch in der Hand, waren sie wie gewöhnlich den eine halbe Meile weiten Weg zum nächsten Kirchdorf gewandert, und dort hatten sie dann nach dem Gottesdienst vor dem Herrn Pfarrer das feierliche Gelübde abgelegt. Einige hatten nur auf drei, andere auf sechs Monate, wieder andere auf ein, ältere Leute auf zwei und drei Jahre, Prabzinski als der einzige auf Lebenszeit, keiner aber auf ewig dem Genuß von Schnaps entsagt. — —

In der Kassubei, ebenso wie auch wohl in anderen Gegenden, ist es Sitte, daß alle Feierlichkeiten in der Kirche beginnen und in der Schenke enden. Davon wurde auch diesmal keine Ausnahme gemacht. Nachdem die Serranowoer von der Kirche zurückgekehrt waren und ihr Mittagsmahl beendet hatten, fanden sie sich allmählich alle in der Schenke bei dem alten Gastwirt Oppel ein. Dieser hatte jetzt in seinem Lokal eine zeitgemäße Veränderung vorgenommen. Von dem großen Regal, das hinter dem Schenktisch stand, waren alle die roten, blauen, gelben und andersfarbigen vierkantigen Flaschen samt allen großen und kleinen Schnapsgläsern verschwunden, um dafür einer Menge Weinflaschen und desgleichen Gläsern Platz zu machen. Oppel hatte diesen Wein sofort an demselben Tage bestellt, da die Majorität der Asketen über die Minorität der Trinker den Sieg davon getragen hatte. Dieser sogenannte Rotwein wurde zwar auf dem sehr hübsch bunt ausgeführten Etikett als aus einem ganz unbekannten Château herkommend bezeichnet, aber das war eine Lüge — er entstammte nur den Gauen Westpreußens. Er wird in den kleinen Städten der Kassubei von einzelnen ingeniösen Leuten fabriziert und ist überhaupt nur für die Kassubei und solche Leute bestimmt, die auf Schnaps verzichtet haben. — Sich dem Genuß beider

Getränke hinzugeben, wäre wohl auch nur einzelnen Leuten möglich, deren Körper eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende Widerstandsfähigkeit besitzt. — Aus welchen Bestandteilen sich dieses Wein genannte Produkt zusammensetzt, darüber kann man nur Vermutungen anstellen, da das Rezept Geheimnis der betreffenden Fabrikanten ist. Doch stimmen die meisten Meinungen darin überein, daß Blaubeersaft und Kartoffelspiritus bei der Verfertigung eine Hauptrolle spielen; von einzelnen Seiten wird auch behauptet, daß zur Bereitung edlerer Sorten von manchen Fabrikanten Brombeersaft verwendet wird. Sicher aber ist es, daß der erste Zusammensteller dieses Präparats damit eine für die ganze Kassubei hochwichtige Erfindung gemacht hatte, denn mit der Verbreitung dieses Weins nahm auch die Mode des Schnapsabschwörens in hohem Maße zu, und immer mehr tugendhafte Seelen fanden sich, die zur Buße statt des gewohnten Schnapses den neuen Wein tranken. Und wie Kenner versichern, soll dies auch thatsächlich eine Buße sein, da der Wein in seinen Nachwirkungen eine schwere Kasteiung des Körpers bildet. —

Diesen Wein hatte sich Oppel also angeschafft, und er machte gute Geschäfte damit. In der großen Gaststube waren alle Tische dicht besetzt und unaufhörlich wurde nach Joseph, dem Hausknecht, gerufen, damit er neue Flaschen herbeibringe. Zu Anfang war alles noch in feierlicher Stimmung, dann wurde man nach und nach immer gesprächiger, und schließlich wurde die Fröhlichkeit allgemein. Als es aber spät in der Nacht ans Aufbrechen ging, kratzte sich mancher Zecher bedenklich den Kopf: die Geschichte war doch ziemlich teuer. Der Wein kostete zwar pro Flasche nur sechzig Pfennige, aber um seine Wirkung recht zu spüren, mußte man ihn in bedeutend größeren Quantitäten als früher den gewohnten Schnaps zu sich nehmen, und das ergab dann eine für einen armen Kassuben allzu hohe Rechnung. Jeder Entschluß, sein Leben zu bessern, ist eben nicht leicht ins Werk zu setzen, — das mußten jetzt auch die Serranowoer einsehen. Jetzt galt es, Geld für Wein zu schaffen, wenn man nicht meineidig werden und den geleisteten Schwur brechen wollte. Glücklicher Weise war es bald Winter, und die Stadtleute kauften gern und ohne lästige Fragen Holz, wenn man es ihnen nur billig anbot. So dachte man in Serranowo, und das sollte schlimme Folgen für den Wald haben. Zum Segen für den Fiskus war Serranowo bis jetzt noch das einzige im Schoppauer Forst gelegene Dorf, dessen Bewohner sich den Schnaps abgeschworen hatten, aber es war trotzdem schon schlimm genug.

Gleich in den ersten Tagen nach dem Feste machte der Förster Behrend einige unliebsame Entdeckungen. An einzelnen Stellen des Waldes, wo noch niemand an Abholzen gedacht hatte, begannen sich die Baumreihen zu lichten, in den Schonungen wurden bedeutende Verwüstungen bemerkbar, und einmal waren sogar zwei Klafter bereits fertig geschlagenen und aufgeschichteten Holzes spurlos verschwunden. Nach Schoppau zum Oberförster wurde vorläufig nichts davon berichtet; da wurden gewöhnlich bloß die Fälle zur Anzeige gebracht, bei denen man gleichzeitig die Attentäter ermittelt hatte. Der Schaden wurde aber täglich größer; es mußte etwas geschehen, angezeigt mußte doch jemand werden, das verlangt man von jedem tüchtigen Forstbeamten. Deshalb ließ sich der Förster Behrend eines Abends, nachdem er am Nachmittag tüchtig ausgeschlafen und gut gespeist hatte, von seiner Frau ein frisches Paar dicker wollener Strümpfe geben, zog sich seinen wärmsten Rock an, stopfte seine kurze Pfeife mit dem geschlossenen Deckel und marschierte in den Wald hinaus. Da sich hier, wenn auch in weiten Abständen zerstreut, fast die Hälfte der Bewohner Serranowos befand, mußte ein so energisches Vorgehen natürlich unter allen Umständen von einigem Erfolge begleitet sein, und Behrend konnte am nächsten Morgen dem Oberförster drei Holzfrevler zur Anzeige bringen. Von nun an opferte er in jeder Nacht seinen Schlaf. Gern that er es ja nicht, aber einigermaßen mußte doch dem Herrn Oberförster gegenüber der im Walde angerichtete Schaden erklärt werden, da er ja leider nicht verhütet werden konnte. Die meisten Kerle konnte er freilich nicht abfassen, besonders da der Aufseher Stenzel, den man ihm

seit einigen Wochen zur Hilfe gegeben hatte, ihm nicht viel nützen konnte. Der kannte noch die wenigsten Leute aus Serranowo, und wenn er wirklich einmal einen Unbefugten im Gehölz antraf und aufschreiben wollte, gab ihm der Kerl einfach einen falschen Namen an; eine halbe Meile mit ihm zum Schulzen zu wandern und ihn von diesem rekognoszieren zu lassen, ging doch nicht an. — Trotz alledem konnte Behrend seinem Notizbuch doch eine ganze Reihe Namen von Holzdieben einverleiben, und die in der Oberförsterei Schoppau über Forstfrevel geführte Liste erhielt von ihm täglich einen neuen Zuwachs.

Nur den Wurzelreißer Prądzinski konnte er zu seinem Ärger nicht abfassen. Der infame Kerl verwüstete den ganzen Wald; die Prądzinska und ihre Tochter mußten den ganzen Tag sitzen und Körbe flechten, und er ging dazu Wurzeln ausgraben. Es war ja auch nicht schwer für ihn, unentdeckt zu bleiben. Wenn die anderen einen Baum absägten oder gar mit der Axt fällten, wurde ihnen das durch die Stille des Waldes weithin vernehmbare Geräusch leicht zum Verräter; Prądzinski aber konnte seine Wurzeln ohne solchen Lärm herausziehen. — — Morgen nun sollte die Liste der Waldfrevler geschlossen und an das Amtsgericht der Kreisstadt geschickt werden. Die meisten Serranowoer standen, wenn auch jeder von ihnen mindestens zehnmal gestohlen hatte, doch wenigstens einmal auf dieser Liste, und nur Prądzinski fehlte. Er hoffte auch, nicht mehr hineingeschrieben zu werden, wenn er auch für diesen letzten Tag einen Hauptkoup vorbereitet hatte. Er verfertigte nämlich jetzt zur kommenden Weihnachtszeit in größerer Anzahl kleine Körbchen, die aus den feinsten Wurzeln zierlich geflochten und hübsch lackiert wurden. Leider war ihm das Arbeitsmaterial ausgegangen, die Zeit drängte, und deshalb mußte er baldigst Ersatz schaffen. Das konnte aber nur am Tage geschehen; die dünnen Wurzeln, die er brauchte, ließen sich im Dunkeln nicht unversehrt herausziehen. Schon gestern hatte Prądzinski die Strunken zweier abgeschlagener Bäume gekauft und deren Wurzeln ausgezogen. Das machte er meistens so, — an einem Tage kaufte er Wurzeln und am nächsten stahl er zehnmal so viel; auf diese Weise glaubte er am besten bei einer zufälligen Haussuchung sein Eigentumsrecht an etwa vorhandenen Wurzeln beweisen zu können. — Er fuhr also heute nach dem Essen, ungefähr um die Zeit, wo der Förster Behrend seinen Mittagsschlaf zu halten pflegte, mit einem kleinen Handwagen in den Wald. Nach tüchtiger zweistündiger Arbeit war der Wagen gefüllt; oben auf die Wurzeln packte Prądzinski etwas schlechtes Reisig, um der Ladung ein harmloses Aussehen zu geben, und machte sich dann wieder auf den Heimweg. Er hatte schon eine ziemliche Strecke zurückgelegt, als ihm plötzlich der Hilfsaufseher Stenzel begegnete. Dieser kannte Prądzinski und dessen Gefährlichkeit noch nicht. Er glaubte nur einen harmlosen alten Kassuben, der Reisig gesammelt hatte, vor sich zu sehen, und fragte nach dem Erlaubnisschein. Prądzinski konnte einen solchen nicht aufweisen, er mußte also notiert werden. Der Aufseher fragte nach dem Namen. Prądzinski überlegte, ob er einen falschen Namen nennen sollte; aber nein, es war noch heller Tag, der Beamte konnte ihn späterhin wieder erkennen, außerdem, — was machte er sich aus der Strafe für das bißchen Reisig! ‘Stanislaus Prądzinski’, sagte er also ruhig. Stenzel notierte den Namen, warf einen flüchtigen Blick auf den Wagen und schrieb dann hinzu: ‘Knüppelholz dritter Klasse unbefugt gesammelt’. Dann ging er nach der Försterei, um die Sache gleich zur Anzeige zu bringen.

Der Förster Behrend, der eben ausgeschlafen hatte, war sehr erstaunt. Es freute ihn freilich, den Namen ‘Prądzinski’ zu hören, aber daß der Kerl nur Reisig gesammelt haben sollte, war doch zu unwahrscheinlich. Man mußte der Sache auf den Grund gehen. In wenig umschreibender Weise sprach er Stenzel seine Mißbilligung darüber aus, daß er den Wagen des Malefikanten nicht näher auf seine Ladung hin untersucht habe, dann machte er sich schnell auf den Weg und ging in den Wald, um hier Prądzinskis Übelthaten nachzuspüren. Nach einstündigem Suchen hatte er die Stelle entdeckt, wo Prądzinski seiner Thätigkeit nachgegangen war; — die ganze Erde hatte der Schuft aufgewühlt, mindestens sechs

Bäume würden wieder eingehen. — Sofort eilte der Förster nach Serranowo, um bei dem unverbesserlichen Wurzelreißer Haussuchung abzuhalten. Dazu mußte er sich aber erst den Dorfschulzen als Zeugen holen. Dieser Herr war von Amtswegen zu dieser Begleitung verpflichtet, —nur wenn er selbst gestohlen hatte und bei ihm Haussuchung abgehalten wurde, vertrat ihn einer der Gemeindeschöffen. Es bedurfte zu einem solchen Gange gewöhnlich sehr umständlicher Vorbereitungen, was auch heute der Fall war. Zuerst, als er vernahm, daß es zu Prądzinski gehen sollte, der sein intimer Freund war, fluchte er kräftig und erklärte, er sei bedauerlicher Weise krank, er könne nicht mitkommen, man möge einen Schöffen holen. Als Behrend dies, um die Sache zu beschleunigen, auch wirklich thun wollte, zeigte er sich jedoch plötzlich von unerwarteter Bereitwilligkeit. Er werde sofort kommen, nur die Stiefel müsse er anziehen, — Katharina, die Tochter, sollte sie bringen, schnell, ganz schnell! Die Stiefel waren aber nicht zu finden, man suchte überall, sogar auf dem Boden und hinten auf dem Hof, mindestens eine Viertelstunde lang, während der Förster ungeduldig wartete. Endlich entdeckte man sie, sie hatten unter dem Stuhl gestanden, auf dem der Schulz saß. Ein schlechter Schuhmacher mußte diese Stiefel gebaut haben, wie lange mußte man sich quälen, ehe man sie angezogen hatte. — Dann dauerte es aber nicht mehr lange, bis der Schulz marschfertig war; Katharina mußte ihm nur noch einen Hosenknopf annähen, den Rock abbürsten und den Stock suchen, dann konnte man aufbrechen. Nach einer mühseligen Wanderung, während welcher der Schulz sehr von einem ganz unerwartet auftretenden Asthma, an dem er bisher noch nie gelitten, gequält wurde, langte man bei Prądzinski an. Dieser schien sehr überrascht zu sein; — eine Haussuchung bei ihm, der heute nur ein wenig schlechtes Knüppelholz gestohlen, was übrigens, wie er zerknirscht versicherte, nie wieder der Fall sein sollte. Behrend kümmerte sich nicht um seine Reden, er ging sofort hinten auf den Hof nach der alten, baufälligen Remise, wo Prądzinski seinen Wagen stehen hatte. Der war bereits geleert; in der einen Ecke des Stalls war das zum Hausgebrauch bestimmte Reisigholz aufgeschichtet, — ein Teil davon sei dasjenige, das er heute gesammelt, erklärte Prądzinski demütig. Der Förster durchsuchte den ganzen Stall genau, nirgends war eine Spur von Wurzeln zu finden. Man begab sich in das Haus, in die Stube, wo die Prądzinska und ihre Tochter beim Korbflechten saßen. Ein ungeheurer Vorrat von Wurzeln fand sich hier vor, es seien dieselben, die er gestern gekauft, versicherte Prądzinski. Der Förster untersuchte sie näher, sie waren noch ganz frisch, aber es war keine Spur von Erde an ihnen zu entdecken. Hatte Prądzinski sie heute erst herausgezogen, so mußte er sie bereits gereinigt haben, — warum hatte auch dieser niederträchtige Schulz soviel Zeit vertrödelt! Trotzdem war es aber klar, daß Prądzinski den größten Teil dieser Wurzeln erst heute gestohlen haben konnte; er hatte ja gestern nur zwei Baumstrunken gekauft, diese Wurzeln hier rührten aber mindestens von acht Bäumen her. — Es wurde also ein Protokoll in diesem Sinne aufgenommen, das der Schulz widerstrebend mit großer Schwerfälligkeit unterzeichnete. Prądzinski protestierte lebhaft dagegen, er wollte nur wegen Reisigsammelns angezeigt werden. Das half ihm jedoch nichts, der Förster verließ das Haus und beeilte sich, noch am selben Abend die Anzeige von dem Wurzelraub der Oberförsterei Schoppau zu übermitteln. — — —

So wurde Prądzinski also doch noch als letzter auf die Liste geschrieben; dann wurde dieselbe geschlossen und dem Königlichen Kreisgericht eingeschickt. Eine Woche verging; man hatte unterdessen weiter gestohlen, und die neue Liste begann sich auch bereits zu füllen, da brachte eines Tages der Postbote, auf dessen Tour Serranowo lag, außer seiner gewöhnlichen Mappe noch eine zweite mit, die er auf dem Rücken trug. Fast in jedem Hause kehrte er ein, und überall lieferte er Vorladungen ab zu dem für den dritten bis fünften Dezember festgesetzten Gerichtstag. Am selben Abend war die Schenke von Kassuben vollständig gefüllt, jeder hatte seine Vorladung, die er den ganzen Tag über mühselig durchstudiert, mitgebracht. Man verglich die Papiere unter einander, berechnete die

mutmaßlich zu zahlenden Geldstrafen und überlegte, ob man sich vielleicht nicht doch noch herausreden könnte. Die einen lamentierten und lärmten dabei, die anderen nahmen die Sache ruhig wie ein unvermeidliches Übel hin, — im ganzen aber wurde ungeheuer viel Temperenzwein dabei verbraucht.

* * *

Es war am Abend des zweiten Dezember. Beim Gastwirt Oppel war alles in voller Thätigkeit. Schon seit zwei Tagen wurden der große Saal, in dem die Gerichtskommission ihre Sitzungen abhielt, und die zwei Zimmer für die beiden Herren, den Kreisrichter und den Aktuar, seinen Protokollführer, tüchtig geheizt. In dem kleinen Zimmer, das hinter der Gaststube lag und für gewöhnlich verschlossen war, war bereits alles für die Ankunft der Herren vorbereitet; hier standen in einem Schränkchen die feinen Liqueure aus dem Danziger 'Lachs' und die guten Zigarren, beides den Herren zur freien Verfügung gestellt. — Es war ein altes Privilegium des Gasthofes, daß hier der Gerichtstag abgehalten wurde; Oppel schätzte sich dies zur hohen Ehre, und diese Ehre brachte ihm auch der großen, bei dieser Gelegenheit sich ansammelnden Gästezahl wegen einen guten Gewinn. Schon heute war das Gastzimmer vollständig überfüllt, Joseph, der Hausknecht, hatte hier viel zu thun. Oppel lief unterdessen, in einem feierlichen schwarzen Rock, bedeckt mit einer kleinen Sammetmütze, geschäftig hin und her, sah bald in der Küche nach dem Abendbrot, das dort für die Herren schon bereitet wurde, und lief dann wieder vor die Thür, um nach den Erwarteten auszuschauen. Es war schon spät am Abend: endlich ließ sich von der Höhe des Berges, an dem sich die Landstraße herunterzieht, das Rollen eines Wagens vernehmen. Oppel eilt ins Gastzimmer zurück und ruft nach Joseph; unter den Gästen tritt eine tiefe Stille ein, — man weiß, die 'Gerichtskutsch' ist angekommen. So wird nämlich die Equipage genannt, welche die beiden Gerichtspersonen von der Kreisstadt nach Serranowo befördert und bereits seit fünfzehn Jahren von demselben Fuhrherrn gestellt wird. Diese 'Gerichtskutsch'' hält also vor der Thüre. Die Lichter am Wagen und die Laterne vor dem Hause lassen erkennen, daß das Gefährt den ehrwürdigen, alten Namen 'Kutsche' vollauf verdient; es ist eine ehrwürdige Kutsche, die sich durch ihr Alter bei alt und jung in allen Dörfern, die sie auf ihrer Fahrt passiert, eine große Volkstümlichkeit und Beliebtheit erworben hat. Sie ist solide und einfach gebaut; zwischen vier gewaltigen Rädern hängt in einigen Federn, die eher brechen als sich biegen, ein großer unförmlicher Kasten, der aussieht wie ein Sarg, in dem die Gerechtigkeit begraben liegt. — Während Joseph die in der Kälte dampfenden Pferde hält, springt Oppel auf diesen Kasten zu, öffnet die darin befindliche Thür, zieht sein Mützchen und ruft ein freundlich-höfliches „Guten Abend, Herr Kreisrichter! — guten Abend, Herr Aktuar!" hinein. —

„N' Abend, n' Abend, Oppel," tönt eine etwas heisere Stimme aus dem Innern des Wagens. „Verdammt kalt, — — warten Sie, ich muß mich erst aus dem Fußsack rauswickeln, — ah, — so." Ein tiefes Stöhnen folgt hierauf, und dann klettert ein kleiner dicker Herr mit etwas gerötetem Gesicht, in dem eine dicke Nase und darunter ein schwarzer ausgegangener Zigarrenstummel prangen, aus dem Wagen heraus. Das ist der Herr Kreisrichter Kapf, und die lange Gestalt im schwarzen Überzieher, die ihm folgt, sein Begleiter, der Aktuar Thiele.

Kapf schlägt die Arme über einander, um sich zu erwärmen, der Aktuar reibt sich die Hände und trippelt fröstelnd umher. Jetzt kommt Joseph näher heran. „Na, Friedrich, auch da? Guten Abend!" ruft der Kreisrichter, der Joseph stets mit diesem Kollektivnamen aller Hausknechte benennt. Joseph lüftet die Mütze, lächelt etwas verlegen und klettert dann in den Wagen hinein. „Auf der Rückseite, — oben im Netz," ruft Kapf ihm nach. Man hört Joseph schwer keuchen, und dann schiebt er durch die Thür einen langen umfangreichen Sack hinaus. Dieser Sack ist gefüllt mit Gesetz, Chikane und den Nachthemden sowie dem Frisierzeug des Herrn Kreisrichters, — er wird der 'Aktensack' genannt. „He, nicht werfen, meine Flasche mit Zahnwasser ist darin,"

ruft Kapf, als Joseph die moderne Pandorabüchse mit elegantem Schwung hinausbefördern will. Endlich liegt der Sack sicher am Boden. „Unterm Sitz," ruft Kapf weiter, „steht der Topf vom Gänseschmalz, vorne liegt die Büchse vom marinierten Aal, — sehn Sie 'mal nach, Friedrich, irgendwo muß auch 'ne Butterschüssel sein. — Übrigens, wie ist es mit den beiden Schinken, — schon aus dem Rauch 'raus, Oppel?" —

Der Herr Kreisrichter pflegt nämlich bei dem Gastwirt die verschiedensten Bedürfnisse seines Haushalts zu decken, da er hier ungleich billiger als in der Stadt kauft; auf der Rückfahrt gleicht deshalb die 'Gerichtskutsch'' stets einem Fouragewagen.

Oppel bejaht, und während Joseph weiter auspackt, begeben sich die Herren in das Haus, wo sie im Gastzimmer bei ihrem Durchgang ehrfurchtsvoll von allen Kassuben begrüßt werden. Hinten in dem kleinen Zimmer ist es hübsch warm und gemütlich. Die altertümliche Wanduhr, die in der Ecke steht und von Kapf jedesmal von neuem bewundert wird, tickt ihren gewohnten Gang, die Hängelampe wirft ihren hellen Schein auf den gedeckten Tisch, und auf diesem summt unter der Spiritusflamme in dem kleinen Messingkessel das Wasser zum Grog. Die Herren entledigen sich ihrer Mäntel, Kapf steckt sich eine Zigarre an und eine zweite in die Tasche, die er nachher im Schlafzimmer rauchen will. Er raucht überhaupt sehr viel in Serranowo, — weil die Zigarren so gut sind sagt er, — weil sie nichts kosten, sagen manche anderen Leute. — Dann klagt er über kalte Füße; Joseph soll im Wagen nach den Filzschuhen des Herrn Kreisrichters suchen. Er findet sie aber trotz vieler Mühe nicht; endlich spricht der Aktuar Thiele die Vermutung aus, daß sich die Schuhe vielleicht auch im Aktensack befinden. Das ist auch der Fall. Der Kreisrichter freut sich darüber, er zieht sie an, und dann kommt das Abendessen. Die Herren speisen lange, dann ordnen sie im Saale die Akten, und nachdem sie noch bei einer Zigarre und einem Glas Grog gesessen, begeben sie sich zur Ruhe.

(Schluß folgt.)

# Leile.

## Novelle

von

**Otto Stoeßl.**

[5]



Der Winter ging unter zahllosen Liebeswanderungen hin. Leile und Hermann gingen durch die Stadt und über Land. In ihnen war ein heiteres Blühen, eine große Freudigkeit. In der Stadt gingen sie auf dem weichen Schnee wie auf Teppichen in einem wunderbaren Schlosse. Sie sahen zusammen die köstlichen Bilder der Museen, sie erlustigten sich in den verzauberten winterlichen Gärten Schönbrunns an den lachendsten Küssen, warfen Schneeballen wie Kinder und stritten miteinander vor den ein wenig affektierten Statuen, oder sie waren ernst vor dem nachgeahmten römischen Triumphbogen, dessen zerbröckelte Pforten sie erstiegen, wie ein Cäsar mit irgend einer kleinen erbeuteten Zauberin.

Oft aber fühlte Leile etwas wie Schauer oder Furcht aufsteigen, denn Hermann war von herrschsüchtigem und eigenmächtigem Wesen, sein Wille war durch keinerlei Klugheit oder Rücksicht gebändigt, also Laune, dabei nicht von zarter, sondern robust befehlerischer Art der Äußerung, Leile wie seine Beute betrachtend. Er liebte sie wie ein kostbares und zierliches Spielzeug und war doch voll Verdruß, wenn sie ihren gleichfalls

energischen, aber klugen Willen gegen seinen setzte. Durch ihre ruhige, ein bißchen überlegene Art brachte sie ihn oft genug außer sich, dabei schien er sie zu beherrschen; in Wahrheit aber lenkte sie ihn, jedoch nur mit dem ruhigen Bewußtsein des Rechten und Passenden.

Seine Stimme machte weniger Fortschritte, als er gehofft hatte. Es war nicht so leicht, ein großer Sänger zu werden, als sich danach zu sehnen oder es sich einzubilden. Er sang rauh, die Töne waren unförmlich und gehorchten weder seinem Gefühl noch seinem Verstand; er wußte sie weder weich noch einschmeichelnd anzusetzen, und nur ein derber, breiter Vortrag gelang ihm, indes er sich einen bezaubernden, sanften, lockenden gewünscht hätte. Dazu kam seine unbesiegbare Faulheit und Unthätigkeit in den andern Dingen, die ihm nicht etwa im einzelnen quälend zum Bewußtsein kam, sondern nur als üble Laune und arges Mißbehagen sich äußerte. Er war an der Universität inskribiert für Kunstgeschichte, hörte aber weder Vorlesungen, noch arbeitete er etwas, las auch zu Hause nichts Ordentliches, sondern gab höchstens seine Stunden, spielte Klavier, sang seine Übungen und ärgerte sich, daß er nicht weiter kam. Die Mutter, die ihn zu Ruhm und besserem Gelingen gern weitergepeitscht hätte, kannte in natürlicher Eifersucht kein anderes Mittel, als indem sie Leile als dauerndes und unerbittliches Hindernis für ihn hinstellte, zugleich seine Eitelkeit anstachelnd, daß er, dem nicht eine, sondern eine ganze Menge der schönsten Weiber angehören würden, als einem berühmten Künstler, nun sich mit einem kleinen, eigentlich armseligen Geschöpflein dauernd verbinde, die er nur jetzt, keine Frauen kennend, die erhabene Schönheit des Wechsels und der Neuheit nicht achtend, für voll nehme. Sie werde immer nur das kleine Mädchen bleiben, ihn aber werde das Weib einst locken und ergreifen, dann stünden ihm große Kämpfe bevor, und Leile, die gleichaltrige, werde dann schon verblüht sein, wenn er in das schönste und kräftigste Mannesalter getreten.

Mit diesen und ähnlichen, anscheinend wohlgemeinten, in Wahrheit quälenden und ungerechten Vorwürfen, die die heuchlerische Gestalt von Ratschlägen annahmen, verwirrte sie den armen Jungen bis zu einem ungerechten Zorn. Seine schlechte Laune schlug in unbegründete Wut um, sein Unbehagen fand nun einen Boden, Wurzel zu schlagen. Er nahm seine Liebe selbst nicht ernst und meinte fast, es sei nur seine unbestimmte Sehnsucht nach dem Weibe, die ihn zu Leile geführt, als dem ersten Frauenwesen, das zierlich seinen Weg gekreuzt, ja oft meinte er, durch ein listiges, frevelhaftes Spiel gefangen worden zu sein.

So kam er dann zu Leile. Sie erriet es gleich, wenn er so mißgestimmt war. Dann sprach er nichts, kaute an seinem Schnurrbart, und wenn sie, um ihn aus seinem argen Gemütszustand herauszujagen, mit einem innern Beben leise Scherze vorbrachte, brummte er meist irgend etwas Unverständliches, war aber so hilflos, daß er ihr meist am Schluß die Reden der Mutter eingestand, um so seine eigenen gleichen Befürchtungen zu decken. Und sie lächelte dann immer überaus traurig und meinte, sie hielte ihn doch garnicht, gut, es sei also nur ein Spiel, sie wolle fortgehen, wann es ihm beliebe, übrigens auch wann es einmal ihr beliebe, und sie halte ihn doch von nichts und niemand ab, nicht einmal von den schönsten Weibern. Er möchte nur die Welt erobern, ihr wär' es wahrhaft lieb. Dann sah er wohl seine äußerste Thorheit und seinen kläglich unselbständigen Sinn ein, und seine Laune, sein Zorn schlug in ebenso heftige Leidenschaft und Zärtlichkeit um, sei es, daß er sein Unrecht durch doppelte Liebe gut machen oder seine Zweifel überküssen oder seine Stetigkeit und Beständigkeit sich selbst beweisen wollte.

Dann ergriff er sie mit einem fast wilden Lachen und hob sie zu sich empor, preßte sie an sich.

Und langsam sah Leile etwas Neues in sich emporwachsen, etwas, das ihr furchtbar und unerhört schien. Sie spürte seinen Körper ganz an ihren gepreßt, sie wußte, daß er ihren Busen an seiner Brust fühlen mußte, sie fühlte ihr ganzes Wesen aufglühen und schauerte in ihren Gedanken vor dieser neuen Leidenschaft, die sie ebensowenig begriff als beherrschte. Nur, daß sie niemals so geküßt, oder an solche Küsse gedacht, wußte sie . . .

Wenn sie dann, von sanfter Müdigkeit erfüllt, nach Hause kam, schlich eine leise, süße Trauer über sie und in Gedanken erneute sie oft die Umarmungen, in denen sie gewesen. Dann fühlte sie nochmals diese Inbrunst seiner Küsse auf ihren Lippen, sie fühlte diese ganze neue Glut durch ihren Leib emporsteigen und das Erröten ihrer heißen Wangen. Dann wurde sie sich wie durch einen Schrecken oder durch einen Zauber fremd und ihres Körpers bewußt, sie spürte die feine Wölbung ihrer Brust und die Linien ihrer Glieder. Die Kleider beengten sie, und mit seufzender Freude legte sie abends die engen, hochgeschlossenen Gewänder ab, bis sie frei war. Dann fühlte sie sich hochatmend ruhig und schauerte wieder vor dem Fremden, Neuen, das sie fürchtete und begehrte, weil sie es ahnte.

Zu dieser Zeit, etwa um den Februar herum, erhielt sie einmal am Abend folgenden kurzen Brief des Fräuleins Münchreiter aus Riva:

„Meine liebe, liebe Leile!

Edi hat sich täglich vorgenommen, Ihnen und Hermann zu schreiben. Erst ging es ihm wunderbar, er war so froh. Seit gestern aber ist er schwer erkrankt, heute hat er das Bewußtsein verloren. Die Ärzte fürchten. Gestern hat er mich noch gebeten, Ihnen zu schreiben, Sie vielmals zu grüßen. Es heißt, er hat Gehirnlähmung. Ich will es noch nicht glauben. Ihre alte Freundin

Münchreiter."

Es traf Leile furchtbar. Wie eine Strafe, die an ihr vollzogen, war dieser Brief. Sie fühlte eine dunkle Schuld, die sie, ihrem leichten, unbeschwerten Wesen folgend, auf sich geladen, als sie Edi geküßt und dann ebenso leicht verlassen hatte, als sie ihn an sich geschlossen.

„Ich habe eine Pflicht auf mich genommen, als ich ihn küßte. Ich mußte es wissen, daß ihm dies mehr und anderes bedeute als mir; kein Kinderspiel, sondern das Aufglühen eines neuen Feuers. Mit den Flammen habe ich gespielt. Und ich habe damals solche Sehnsucht nach Küssen gehabt. Nach den seinen? Ich weiß es nicht, aber mich anzuschmiegen, zu küssen und nicht allein zu sein. Daß man doch nicht lieben kann, ohne Geliebten! Was war er mir? Ein Freund? Er hat so hübsches, blondes, gescheiteltes Haar gehabt und so gute blaue Augen und er war so unerfahren. Ich hab' ihn das Küssen lehren müssen und wußte es doch selbst nicht recht. Schlecht war alles und doch nichts Schlechtes, was ich wollte. Aber da es geschehen ist und da anderes geschehen ist, ist es wie eine Sünde geworden. Ich habe mich befleckt. Ich bin nicht rein ... O und wann wird die unselige Sehnsucht verlöschen. Warum kann und will ich nicht allein sein, warum muß ich lieben, warum bin ich geboren, um nie mir selbst zu genügen? Sollte es denn wahr sein, daß wir nicht leben können, ohne zu lieben. Das hieße, niemals ganz sein, niemals sich selbst Erfüllung und Glück bedeuten, immer es in anderen suchen. Und ich fühl es, wie ich mich selbst verderbe.

„Hab ich den Edi geliebt ... Nein, bloß die Liebe, die Liebe habe ich geliebt, weil ich allein war, und weil meine Arme ein Haupt begehrt haben, es zu umschließen, weil meine Lippen sich zu was anderem gut dünkten, als zu sprechen und zu essen. Was hab' ich von ihm wollen? Ihn? Ihn? Nein, weil er so sanft, so still, so bescheiden war, habe ich ihn geliebt, weil ich dachte, er könne nie rauh und roh werden. Die Ruhe, die Bläße, die Stille, den Frieden ...

„Ich bin jetzt anders als ich war, ich habe mich selbst verloren, aber ich habe mich nicht wiedergefunden, das werde ich wohl nie. Ich bin ja ganz steuerlos, ganz ohne Maß, ich habe gar kein Ziel. Gar kein Land liegt vor mir, alles ist eine Laune. Ja, aber ich bin wieder garnicht launenhaft, denn dann wüßte ich von meinem Willen. Aber ich gehorche Trieben, von denen ich nichts und nichts weiß ... Wie wenn einem kalt ist und man sich einhüllt, .. oder wenn es glüht, die Decke abwirft. Mir ist es oft, als hätte ich mich entblößt. Als sei ich schamlos und schlecht. Und doch bin ich es wohl nicht.

„Jetzt aber liebe ich Hermann. So hab' ich doch gewußt, warum ich den Edi im Stich ließ. Aber ich fürchte, ich wußte es doch nicht. Lieb' ich denn den Hermann oder nur seine andern Küsse? Er macht mich ganz trunken. Ich bin müde und doch rasend. Es ist wie ein schnelles

Laufen. Aber ich schäme mich ... Denn ich thue nicht, was ich will. Alle Gedanken gehen von mir, nur Glut oder Frost ist da ... In seinen Umarmungen ist mir wohl. Alle Glieder strecken sich nach der Liebe wie nach der Sonne. Nach Hermann. Und doch — vielleicht liebe ich nicht ihn, sondern bloß die Liebe wie eine Sonne, unter der man wächst und blüht. Was ist Hermann? Ich küsse ihn eben bloß anders als Edi ... Aber ich küsse ihn um der Küsse, nicht um seiner selbst willen. Aber ich möchte doch nicht jeden küssen ... Aber sein Gesicht ist schön, es hat einen männlichen Ausdruck, aber erschreckt mich oft, weil er so wild ist. Es ist nichts Feines, Stilles in ihm. Das war Edi ... o ich begehre, ich weiß nicht was, ich will lieben, ich weiß nicht wie ... Und in einem finde ich nie alles ... ich habe den Edi geküßt, dann kamen andere Jahreszeiten über mich, der blasse März verging und ich küsse den Hermann ... Aber ob ich einen andern überhaupt lieben kann, selbst aufhören, weil ich er geworden bin, weil ich aufgegangen bin, verhaucht wie ein Rauch in der Luft ... Das wäre Liebe! Aber ich bin wohl schamlos und pflichtvergessen, daß ich damals den Edi geküßt hab', heute den Hermann. Den Edi hab' ich ja verlassen, betrogen. Und er war so gut. So bin ich von ihm weggegangen, wie man von einem Laden weggeht, wo man etwas nicht bekommt, es wo anders zu suchen. Es ist, als ob ich herum ginge, wo bekomme ich die schönste Liebe, dauerbar und schön gefärbt, hübsch bunt möchte ich sie haben und sie soll nie aus der Mode kommen, immer gut zu Gesichte stehen, im Winter warm, im Frühling zart wie ein Schleier und nicht verblassen oder zerreißen oder sonstwie abgetragen und schäbig werden. Aber ich bekomme sie nirgends. Ich trage nur das und jenes und bilde mir ein, es ist die Liebe ... Die Liebe aber ist wie die Wahrheit im Märchen. Hinter den sieben Bergen. Ich geh' mir die Füße wund, ich beschmutze mir meine müden Füße, ich verliere meine Seele, ich gebe sie für das bunte Tüchlein Liebe her, das ich mir nehme, weil es mir gerade zu Gesicht steht, und mein Körper friert oder erstickt vor Hitze.

„Der arme Edi, jetzt muß er sterben Gerade jetzt ... wo er so viel gehofft, noch alles erwartet. Und gerade nach meiner Untreue ... Das war das erste, was er sterben sah, darüber. war er wohl sehr traurig und ging selber weg ... Vielleicht ist es gut. Vielleicht hätte jeder Tag seine Sehnsucht gehöhnt, beschmutzt, vielleicht wäre ihm jeden Tag etwas weggestorben. Jetzt soll ich mich wohl darüber tröften, daß ich ihn betrogen habe. Und ich bin doch nicht gar so verworfen oder schlecht, aber jeder Wunsch, jeder Mensch, jedes Ding hätte ihn heuchlerisch an sich gelockt, von ihm genommen, was es gerade an ihm begehrte, ihn geküßt wie ich und ihn verraten wie ich.

„Aber wenn er seine Hoffnungen und Wünsche hätte sterben sehen müssen, das wäre häßlich und arg gewesen. Der Arme, Arme muß sterben, gar so früh sterben ..."

Sie weinte leise in ihre Kissen.

„Aber dem Hermann will ich treu und gut bleiben. Das ist meine Pflicht. Er hat mich so lieb." Sie fühlte sich eng umschlossen von seinen Armen und wild geküßt, sie preßte ihre weiße, strahlende, nackte Brust an ihm ... Sie schlief ein ... Sie träumte, sie wolle immer den Schlag seines Herzens schlagen hören ... Aber sie hörte ihn nie. Sie horchte ... Sie neigte ihr Ohr über seine Brust, sie hörte es nicht ... Endlich! Endlich! Nun hörte sie einen unruhigen, wilden Schlag ... Schon freute sie sich, daß sie sein lautes Herz vernehme ... Da spürte sie, daß es ihr eigenes war, das stürmisch schlug und dem keines in der Welt antwortete ...

Unter Thränen erwachte sie ...

* * *

Am Tage darauf kam die Nachricht von Edis Tod. Er wurde nach Hietzing zum Begräbnis übergeführt. Mit seinem Sarg reiste das Fräulein Münchreiter zurück. Leile dachte unablässig an ihn. Immer mußte sie sich jenen Tag vorstellen, wo sie vom Frühling miteinander gesprochen hatten, wie er ohne Dauer sei, und wie der Atem ihn nicht erschöpfen könne, ihn nicht austrinken, und das Auge nicht und die

Sinne nicht. Und wie sie ihn geküßt. Das war poetisch, dachte sie und fühlte ein bitteres Lächeln ... Sie hatte zum Leichenbegängnis einen Kranz bestellt und ein schwarzes Kleid. Sie wollte wenigstens um den Edi trauern, als um den verlorenen März, als um eine Zeit des Frühlings, die sie nicht ausgetrunken, deren sanften Atem sie nicht erschöpft, weil allzufrüh die spätern Blumen gekommen waren. Man brachte ihr einen Kranz, aus dunkeln Lorbeerblättern und weißen Tubarosen und weißen Narzissen stillen Duftes ... Man sammelte sich unten im Trauerhaus ... Dort stand schon der Sarg mit blauem Sammet gedeckt und darin weiße Sterne eingestickt. Blau und weiß ist ja die Farbe für die Kinder und Unvermählten. Die Träger standen schon herum, brennende Windlichter in den Händen. Dann war das Fräulein Münchreiter da und die paar andern Anverwandten des Edi, ganz schwarz, die Frauen in dichten Schleiern und sehr gebeugt. Auf der einen Seite des Zimmers standen die Männer, auf der andern die Frauen ... Es war ganz still ... Man hörte nur hier und da das leise Schluchzen einer Weinenden, oder den Schritt eines Neuankommenden. Aber es war doch wie ein stilles Murmeln im Zimmer, es war als ob alle die üblichen Totengedanken hinüber und herüber flatterten und einer dem andern zuflüstere, ob er auch wirklich ihm ähnlich sehe und sein Bruder sei. Es waren die gewöhnlichen Gedanken bei einem Leichenbegängnis.

Wenn sich so viele Menschen bei einem Sarg zusammenfinden, vereinigt sie der Tote zu einer eigentlich gedankenlosen Masse. Der Tod einigt Lebende, die sonst so mannigfach sind, wie das Leben selbst. Hier werden sie ihrer Selbstsucht eigentlich entledigt und die gleiche Pflicht der Trauer läßt sie an sich vergessen und bloß des gleichmachenden Todes denken, der einen von ihnen wegnahm. So tragen auch ihre Gedanken eine schwarze, verwandte Tracht. Aber wie hinter den Kleidern die Gestalten verschieden sind, so treten hinter der Mode der Trauerstimmung die eigensten Gedanken hervor ... Es sind eben Lebende ... Und verschieden auf das Leben gedacht. Sie können sich vom Irdischen nicht lösen. Vielleicht ist jeder so aufrichtig, einen Augenblick des reinen Schmerzes zu empfinden, aber er kann ihn nicht festhalten, nicht einmal vor der Bahre, gleich tönt anderes mit und die Gedanken verweben sich und schlingen Faden um Faden ... weitab von dem Tod, von dem sie ausgegangen. So leiten sie vom Sterben hinüber zum Leben und zu dessen kleinsten Sorgen. Einer sieht den andern. Schon denkt er an das Gesicht des andern, an dessen Dasein, an dessen Beruf und Charakter, an sein eigenes Wesen, an sein Kleid, und ob er gut aussieht, oder seine Sorgen fallen ihm ein, ist er glücklich, so überströmen freudige Gedanken die Trauer, ist er bekümmert, so verwechselt er das fremde Leid bald mit dem eigenen.

Die Frauen nahmen auf den bereitstehenden Stühlen Platz. Leile saß vom Fräulein Münchreiter entfernt, sie sah sie ganz tiefgebeugt und trostlos sitzen. Ihr war alles weggenommen ... Leile fühlte: Edi! Edi! ... Und so oft sie den Namen fühlte, kam die wahre und aufrichtige Trauer warm über sie ... Der große Schmerz, der glücklich macht ... Sie bebte ... Sie spürte Thränen. Dann war sie glücklich, so innig zu weinen, sie freute sich, daß sie den großen Schmerz empfinde. Sie fühlte immerfort: Edi! Edi! wie eine Nachtigall schluchzend auf einem Ton trillert ... Aber gleich war sie wieder eitel und bewußt sich ihrer Thränen, ja ihres Leides zu freuen. Es befreite sie nicht von sich selbst, und dies allein konnte doch die wahre Trauer sein, aber dann müßte man wohl fast selber sterben ... Sie sah auf den Sarg ... Sie hatte ihren Kranz zu andern Kränzen gelegt. Bald bedeckte ein schöner Hügel von stark duftenden Blumen den blauen Sammet. Der Rauch der Wachslichter, der starke Odem des Weihrauches, den ein Ministrant von Zeit zu Zeit in einer Schale schwang und streute, und der Geruch der Blumen schwelten wie ein starker, dicker, zäher Strom zusammen und die Luft schien bläulich . . ob das Fräulein meinen Kranz bemerkt hat, ob sie mich sieht, dachte Leile; unbewußt trat sie ein wenig vor, um gesehen zu werden, dann ärgerte sie sich wieder, solches denken zu können ... Dann suchte sie ihr Taschentuch ... Ihr war

heiß im Zimmer ... Und immer wieder zwang sie sich, Edi! zu denken, um dem Schmerz treu zu bleiben, wenigstens in dieser Stunde.

Die Minuten verrannen langsam und schwer und zäh. Fast hielt schon das Schweigen nicht mehr an. Man hörte ein Scharren der Füße ... Als sei das Leben selbst ungeduldig, so lang bei Tod und Todesgedanken zu verweilen. Man wartete auf den Priester ...

„Daß der aber so lange warten läßt, was er nur treibt.“

Dann betrachtete Leile die Trauergäste ... In den Gesichtern lag ordentlich der Ausdruck der Einförmigkeit, etwas gezwungen Starres, wie ein Scheintod, zu dem sich alle zwangen, die am liebsten laut geredet hätten ...

„Warum läßt man nicht jeden laut seine eigene Qual und Sorge klagen, dann wäre ein aufrichtiger Schmerz bei Begräbnissen,“ dachte Leile ...

Drüben sah sie Hermann stehen. Was der wohl dachte. Er hatte geweint. Sie sah die Spur der Thränen auf seinem Gesicht und freute sich darüber ... Fast hätte sie gelächelt. Aber er hatte nicht viel Dauer, der Schmerz, ein paar Augenblicke konnten ihn mit hundert andern Gedanken umringen. An was er jetzt sann? Sein Gesicht war ruhig, unbeweglich, wie von Stein, so stand er, schwarz gekleidet, den Cylinder in der Hand.

Wie ihm dieser Hut paßt, ich hab' ihn noch nie im Cylinder gesehen ... Woran er jetzt denkt ... Ob er mich gesehen hat. Vielleicht denkt er, wann er mich nach dem Begräbnis sieht, wann er mich küßt ... O es ist furchtbar, furchtbar ... Das Leben ... Er hat mich seinem Freund weggeküßt. Alles ist schwank ... Wir sind verächtlich, wie das Gras, das wir treten ... Und bin ich denn ihm treu, wenn ich mit häufigen Gedanken an meiner Liebe zweifle, wenn ich nur bereue, daß ich Edi um seinetwillen aufgegeben ...

Dann wieder zwang sie ihre Gedanken zur Ruhe und dachte: Edi! Edi! wie man von Eins bis Hundert zählt, um einzuschlafen in wachen Nächten, oder wie man bloß auf den Gang der Uhr horcht, aber langsam, unerbittlich tauchen wieder die Gedanken auf und durchkreuzen einander und verwirren das Gefühl, dessen Herrschaft man sich unterjochen will.

Dann sah sie sich um. Das Zimmer war ganz ausgeräumt. Die Tische waren fort, das Klavier. Die Bilder an der Wand waren geblieben und der große, altertümliche Schrank mit dem eingelegten Holz, die alten steifen Porträts waren mit Flor behängt ... Sie dachte, wie sie wohl aussähe. Ob sie blaß von ihren Thränen, oder ob sie das Rot ihrer Wangen verriete, daß sie jung und glücklich sei und blühe, wo ein Toter da war, ein verwelkter, ein blasser, vor dem es sich nicht zieme, mit roten Wangen und Lebensgedanken zu verweilen ...

Endlich kam der Priester. Ein behäbiger, gemütlicher alter Herr mit weißem Meßgewand.

Es ging wie ein Seufzen der Erlösung durch die Reihen der Anwesenden. Nun begann er seine Gebete zu lesen. Mit gleichförmiger, gleichgiltiger Stimme las er sie ab, etwas singend. Der Ministrant antwortete. Dazwischen hörte man das Schluchzen der Frauen; langsam flossen die lateinischen Formeln mit mildem, weichlichem Ton, so ohne Schmerz, so ohne Klage, nur still-fromm und ein wenig feierlich, wegen der Fremdheit, bloß die andere, unverständliche Sprache machte das Erhabene der Totenfeier aus, als werde von den Dingen des dunkeln Jenseits in dunkeln unbekannten Worten geredet ...

Dann brach man zum Friedhof auf.

Die Bahre wurde vorangetragen. Ihr folgten die Männer, die Frauen. Nun achtete schon niemand mehr auf das große Leid. Die frische, kalte, trockene Winterluft führte es weg; die Augen hatten wieder etwas zu sehen, da war jeder Baum am Weg, jeder Begegnende, jedes Haus, an dem der Zug vorüberging, jeder Schritt selbst das Leben, das ruhige, bleibende Leben, das den Tod und den Toten vergessen machte.

Am Friedhof wurde nach kurzem Gebet der Sarg versenkt ... Nur als die erste Scholle niederfiel, zuckte der Schmerz in allen auf ... Das Fräulein Münchreiter stand vor dem Grab, und jeder trat auf sie zu, schüttelte ihr die

Hand und sprach sein Beileid aus. Sie stand wie eine Bettlerin vor einer Thür, Almosen zu empfangen. Und jeder nahm mit Mühe ein finsteres Antlitz an und bemühte sich um ein paar schickliche Thränen, um sich dann befreit fortzuschleichen, zu seinem Leben, das ruhig und gelassen weiter trieb, von keinem Tod aufgehalten in seinem Gang.

* * *

Leile hing sehr an den Küssen Hermanns, an seinen wilden Umarmungen, sie schmiegte sich an ihn wie an das Leben selbst, das sie nicht entbehren konnte, wonach sie sich unter großer und beständiger Angst dennoch sehnte. Und in aller Liebe war sie doch allein und dieses schmerzliche Gefühl brachte sie zu leisen, quälenden Zweifeln an der Liebe selbst, wie die vom Leben enttäuschten Denker an der Würdigkeit des Daseins verzweifeln. Hätte man ihr lächelnd gesagt: ‘Leile, eigentlich bist du ein dummes, kleines Mäderl, das sich unverstanden fühlt’, so wäre sie bekümmert gewesen, und sie kam sich undankbar gegen das Leben vor, das ihr soviel Küsse und Liebe entgegentrug und doch von ihr schmerzlich und feindselig empfunden wurde. Einige Dichter haben jenen Typus des unverstandenen Weibes geschaffen und sind fast belächelt worden, und eigentlich haben sie eine große, allgemeine, selbstverständliche Wesenheit auf einen einzelnen Fall angewendet, wo er sich gerade zeigte, und vergaßen, daß alles unverstanden ist, die Welt selbst und die Menschen einer dem andern; Mann und Weib. Unverstanden bleibt eines dem andern, unbegreiflich wie fremde Sterne. Denn was erkennt einer an dem andern, und was liebt er? Liebt der Mann des Weibes ganzes Wesen, die ganze Welt ihrer Seele, oder vielmehr nur eine einzelne Linie ihres Selbst, eine Erfüllung seines Willens, seiner Begierde! was er an ihr sucht und zu finden hofft, seine Laune liebt er in ihr. Hier eine Art zu gehen, dort den sanften Schwung der Schulter oder der Brust, einen Zug der Lippen oder den Klang der Worte und deren silbernen Tonfall oder ihr Lächeln, oder einen schrägen, lauernden, listigen oder verheißenden Blick, oder wie sie offen und vertrauend ihn ansieht, der ihr Feind ist. Dies oder jenes liebt er an ihr, seine Liebe ist eine Willkür und Deutung ihres Wesens, nicht dieses selbst. So ist jedes in einer unendlichen, unbegrenzten, ununterbrochenen Einsamkeit. Indes aber andere in der Hast und Not des Lebens die Wut nach den Tiefen des eigenen Selbst vergessen können, sind die meisten Frauen durch die Neigung und Art, durch die übliche Ordnung immer mit sich allein und ihre Gedanken kreisen um das eigene Ich. Sie sind in der Welt allein in einer wundervollen und drohenden Einsamkeit. Es ist, als ruhten ihre Hände im Schoß, und als schweifte ihr Blick über eine fremde Erde weithin.

So war Leile ganz und unrettbar in das eigene Wesen gebannt. Aus jedem Baum, aus jedem Ding, aus jedem Duft und jeder Farbe, aus allem und allem blickte ihr das dunkle Auge der Einsamkeit entgegen. Früh wußte sie um sich, um ihren Körper, um ihren Blick, um ihre irrenden Gedanken, um ihre Bewegungen und Ruhe. Und wie die Körper von Jünglingen sich früh in der Schönheit angestrengter Bewegungen üben, so war ihre Seele geübt in den wunderlichen Bewegungen der Betrachtung, des Sinnes. So weiß sie nur selbst um sich, nur sie fühlt ihr ganzes Wesen, und wie sie von allem abgetrennt und fern ist, was um sie, bei ihr ist. Aber sie empfindet eine große Furcht vor dieser Einsamkeit, sie begehrt das Leben, wie sie den freien Atem will, ihr Körper will sich anschmiegen, ihr Körper will lieben, indes die Gedanken, wie dunkle Falter, weit ab in andere Gärten irren. So gehorchte ihr ganzes Wesen dem Dasein und dem Willen zum Leben, indes ihre Empfindungen von andern Wünschen bewegt und getragen waren, denen die Wirklichkeit, nie eine Erfüllung gewähren konnte. Eigentlich war sie wohl nichts weiter als ein launenhaftes, flatterndes Wesen, das Märchenhaftes vom Wirklichen begehrte, vom Gewöhnlichen das Wunder. Früh war ihr die Sehnsucht um das Wesen gelegt worden. Ihre ersten Kinderjahre fielen in die Zeit, wo ihr

Vater draußen an einem kleinen Bauernort von Oberösterreich Stationsvorstand war. Sie lebten dort in einem Bauernhause, unter allen alten, bäuerischen und seltsamen Sitten. Abends, wenn die Eltern schon zu Bett gegangen waren, schlich sie sich auf ihren Zehen, im bloßen Hemdlein hinunter in die Gesindestube, zu den Knechten und Mägden. Inmitten der derb gedielten Stube blakte eine trübe Öllampe. Man saß um einen viereckigen Tisch. Die Mägde spannen noch. Sie netzten noch mit befeuchtetem Finger den Faden, indes sie die Spindel drehten; die Knechte schnitten Holz, oder banden Reiser. Da horchte sie auf die grauen, fabelhaften Geschichten, die breit erzählt wurden, oder auf die derben oder schauerlichen Lieder, die gesummt wurden. Meist saß sie auf dem Schoß der alten Marie, die als Köchin dem kleinen Liebling immer ein Häuflein Rosinen und Mandeln vorbereitete, daß es in den grusligen Schauern doch einen angenehmen Trost habe. Da hörte sie gar Mannigfaches. Es wurden die alten Märchen erzählt, so ernsthaft und gläubig, wie allbekannte Wahrheiten. Jeder war schon einem Prinzen begegnet, oder einer Hexe, deren Augen wie Feuerräder waren, oder einer Fee, oder einem verzauberten Bären, jeder hatte schon aus einem alten Weidenbaum graue Jungfern steigen gesehen, die sich in den Nebelfeldern im Tanz und unter Gesängen wiegten. Dazwischen kamen die derben Abenteuer des Tages, — unter den Wundern erschienen sie selbst grauenhaft oder wie Märchen, unter ihnen die Fabeln wieder alltäglich. Ein Mord, in der Nachbarschaft begangen, wurde erzählt, oder die Liebesabenteuer eines Burschen, oder wie eine arme Magd verführt worden und schwanger, dann sich verlassen sah und in den Sumpf ging, sie mochte als trauriges Irrlicht weiterleben. Dies alles hörte Leile und sah es mit staunenden, sinnenden Augen und bereitete allem wunderbare Farben. Und sie sah das Scherzen der Knechte mit den Mägden, wie einer die andere umfaßte, ihr einen Kuß raubte, oder die Brust suchte, oder unter dem Tisch den Füßen der Dirne begegnete. Das alles sah sie, kindlich wußte sie von allem nichts, aber später besann sie sich auf alles, jeder kleinste Zug trat vor sie und sagte ihr vieles. So war in ihrem Verstande Leben und Traum ineinander gewirkt und untrennbar, so nahm sie das eigene Dasein wie eine Märchenwirklichkeit, in der sie natürlich und doch in Träumen wandelte. So kam das große, kindische Abenteuer ihres Lebens über sie, und sie genoß es wie ein Märchen und doch voll Qual, wie einen schweren Traum, denn sie war selbst hineinverstrickt, und indes sie sonst teilnehmend, doch nicht beteiligt, zugesehen, stand sie nun inmitten und alles hatte Beziehung zu ihr und jeder Kuß war ein Stück Schicksal. So hatte sie Freude am Abenteuer und Angst. Es war, als empfinde sie ein lebhaftes Märchen, aber als litte sie an der Not und Qual, es selber durchzuleben . . . So wuchs allmählich der Frühling heran. Im März machte sie einmal an einem Sonntag mit Hermann einen großen Ausflug. Sie fuhren mit der Westbahn bis Purkersdorf, von da wollte sie zur 'Baunzen', einem kleinen Waldgasthaus.

Sie gingen den Waldweg durch das schmale Thal, das bei jeder Krümmung im Anblick wechselte. Die Sonne hatte das milde Rot des ersten Frühlings, schon hatte sie den Mittag weit überschritten, der ganze Westen hatte ihren purpurnen Schein, über dem Scheitel war der Himmel strahlend weiß, ohne Wolke, gegen Osten von leisem, zartem Blau. Die Berge waren ganz scharf und klar, die Ruten der noch unbelaubten Stämme richteten sich starr auf und schienen bläulich überhaucht, wie in der Ferne in blauen, zarten Hügeln zu verschwimmen. Sie gingen durch das junge Holz. Durch einen Buchenwald. Noch war kein Stamm belaubt. Nur hier und da kamen sie an einem Kornelkirschbaum vorüber, der mit seinen zarten, gelben Blütenbüscheln ganz bedeckt war. Die Stämme aber waren ganz steif und nackt, sie schimmerten alle von der Sonne und leuchteten fast purpurn von dem jungen Saft, dessen Kreisen man zu sehen glaubte, und wie er in den Ästen in die feinen Knötchen der Blätterknospen feucht ausbrach. Sie gingen auf dem alten Laub, das grau und reich den Boden bedeckte. Hier und da erschien im Dickicht ein Stern einer frühen

Blüte, Küchenschellen mit den haarigen Kelchen, oder Leberblumen oder ein gelbes Nest von Primeln.

Sie gingen feierlich. Ihre Schritte waren leicht, wunderbar getragen durch die frische und doch schon durchwärmte Luft der freien Felder und Höhen. Es war der Anbruch eines schönen Monats, sie lebten den ersten Frühling in ihrer Liebe ... Es war ihnen heute ein Fest ... Jeder Kuß schien Neues, Verheißendes zu bedeuten ... Leile schmiegte sich in Hermanns Arm, und wenn sie hier und da stehen blieben und er sie ansah, meinte sie in seinem Blick ein tieferes Leuchten zu sehen und in sich selbst andere Ahnungen emporsteigen. Umschloß er sie dann, so fühlte sie seinen ganzen Körper dicht an ihrem ...

(Schluß folgt.)

# Der Sohn.

## Erzählung

von

**M. Krestowski.**

[4] Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Adolf Garbell.



Hätte nur ein Schatten von Verdacht in Iwànowitsch Raum gefunden, so würden Lisawétas Irreden während des Fiebers ihn aufgeklärt haben.

Er entsann sich noch deutlich, wie sie in ihren Phantasien vom Bette aufsprang und im Tone der Verzweiflung mit sich selbst sprach:

„Mein Gott, mein Gott! Was habe ich gethan, was habe ich gethan! ..."

Ihr Gesicht drückte dabei soviel Kummer und Entsetzen aus, daß er beinahe weinte, wenn er mit ansah, wie sehr sie litt.

Zuweilen, wenn sie des Kindes Gewimmer hörte, das aus dem benachbarten Zimmer zu ihr drang, fuhr sie zusammen, ihre Augen nahmen einen Ausdruck der Furcht an und öffneten sich weit; sie zeigte dann auf die Thür und flüsterte ihm zu:

„Das Kind, ... hörst du, das Kind! Wozu ist dieses Kind da? Ich brauche es nicht, ich brauche das Kind nicht! ... Gieb es mir, ich werde es verstecken ... Nein, erwürgt es lieber, erwürgt es, damit es nicht da sei, garnicht da sei! ... Das ist noch ein Kind ... Es begreift nichts ... Das ist Sünde und Tod, Tod, der Tod selbst ..."

Dabei ergriff sie fieberhaft die Bettdecke, die sie für das Kind zu halten schien, preßte sie mit zitternden Händen in ein Knäuel zusammen, bemühte sich, es unter ihr Kopfkissen zu verstecken und erbebte dann vor Schreck wie eine Verbrecherin, die eine entsetzliche That begeht, und während alledem schaute sie zur Seite, als ob sie fürchte, es könne sie jemand beobachten ... Nach einer Minute schienen ihre Gedanken dann von dem Schrecklichen abgewandt zu sein, das ihr vorgeschwebt hatte. Sie lachte ... und glühend vor Fieberhitze, mit wirren Haaren und ausgetrocknetem Munde umarmte sie Pjoter Iwánowitsch leidenschaftlich, nannte ihn ‘ihren Teuersten, ihre Liebe,’ küßte ihn, wie sie ihn nie zu küssen pflegte, solange sie noch gesund war, spielte mit seinen Haaren, sprach von Liebe und veranlaßte ihn, zu sagen, daß auch er sie leiden-

schaftlich liebe. Dann freute sie sich lachend vor Entzücken, wenn er ihr unter Thränen dieselben Worte wiederholte, die sie selbst ihm zugeflüstert hatte. Und er — welch ein Thor! — sprach damals ihre Worte nach, ohne zu begreifen, daß sie in ihrem Fieber ihm gerade dieselben Worte vorsprach, durch die jener sie verführt hatte! Durch ihre Krankheit und die Furcht, sie zu verlieren — denn ihr Ende wurde von Tag zu Tag erwartet — war er so niedergeschmettert, daß er fast nichts verstand und die Tage wie einen schrecklichen Traum durchlebte.

Nach fünf Tagen kam sie zum Bewußtsein und äußerte den Wunsch, das heilige Abendmahl zu empfangen. Man schickte nach dem Batjúschka. Aus ihrem Zimmer mußten sich alle entfernen. Pjoter Iwánowitsch eilte ins Empfangszimmer, setzte sich in einen dunkeln Winkel und brach in Weinen aus. Bis dahin hatte er noch immer gehofft, daß sie genesen würde; als aber jetzt der Batjúschka mit feierlich strengem Gesichtsausdruck die heiligen Sakramente nach ihrem Zimmer trug, da begriff er, daß keine Hoffnung mehr vorhanden sei, daß sie sterben müsse.

Schluchzend rang er die Hände und sagte: „Mich, Gott ... Mich, aber nicht sie ..."

Endlich jedoch trat der Batjúschka zu ihm ins Empfangszimmer. Er hob den knieenden Pjoter Iwánowitsch auf, der fühlte, wie die ihn aufhebenden Hände zitterten, bemerkte, wie das Gesicht des Batjúschka, das sonst von rosiger Farbe und gutmütig war, jetzt blaß aussah und einen strengen Ausdruck angenommen hatte, und der schreckliche Gedanke, daß alles schon zu Ende sei, durchzuckte ihn.

„Beten Sie!" erwiderte der Geistliche und wies ihn auf das Bild des Erlösers hin, — „beten Sie, und Gott wird Sie stärken und Ihrer Frau gnädig sein!"

Was weiter gefolgt war — dessen erinnerte sich Pjoter Iwánowitsch nicht, denn er war damals hingefallen und hatte das Bewußtsein verloren. Als er aber aus der Betäubung erwachte und nach Lisawéta Andréjewna fragte, antwortete man ihm, daß sie noch lebe und es ihr anscheinend besser gehe.

---

## XVIII.

Und dann geschah das, was er immer für ein großes Wunder der göttlichen Gnade gehalten hatte. Lisawéta Andréjewna starb nicht! Nachdem sie das heilige Abendmahl empfangen hatte, erholte sie sich und wurde gesund. Ihre Genesung ging langsam von statten, doch schritt sie jeden Tag sichtlich fort.

Ungefähr zwei Wochen, nachdem sie zum Bewußtsein und allmählich auch zu Kräften gekommen war, entschloß sich Pjoter Iwánowitsch, ihr ihren Erstling zu zeigen. Bis dahin hatte es der Doktor nicht gestattet, aus Furcht, sie aufzuregen. Behutsam nahm er das Kind aus der Wiege, preßte es an sein Herz und brachte es zum erstenmale zu seiner Mutter.

Als Lisawéta Andréjewna ihn mit dem Kinde auf der Schwelle erblickte, bebte sie am ganzen Körper, und in ihren Augen blitzte zu seinem Kummer wieder jener erschreckte, verwirrte Ausdruck auf, den er so oft während der ihrer Niederkunft vorangegangenen Zeit an ihr bemerkt hatte.

Aber sie bezwang sich sogleich, warf einen schnellen Blick auf das Heiligenbild und lächelte dem Kind entgegen. Pjoter Iwánowitsch legte in freudiger Erregung vorsichtig seinen Sohn neben seine Frau hin und sagte leise:

„Küsse ihn, Lisa, und segne ihn!"

Gehorsam bekreuzte sie das Kind, neigte ihren Kopf zu ihm nieder, und ein Strom von Thränen brach plötzlich aus ihren Augen ... Gierig preßte sie ihre Lippen auf die kleine Stirn und konnte sich einige Minuten lang nicht von ihm losreißen. Es war, als ob die Mutterliebe in ihr mit einemmale erwacht wäre und sie nun ganz erfaßt hätte.

Pjoter Iwánowitsch begriff, was in ihrer Seele vorging, und er freute sich darüber, obgleich ihre Thränen ihn beunruhigten. Als er seine Befürchtung aussprach, schüttelte sie leise mit dem Kopfe, erfaßte seine Hand und küßte sie wiederholt.

„Küsse auch du ihn! ... Hier auf derselben Stelle!" sagte sie leise und noch immer weinend.

Und plötzlich richtete sie an ihn dieselbe Frage ...

„Wirst du ihn lieb haben? ...“ sagte sie leise, halb schüchtern, halb verlegen.

„O Gott!“ hatte er freudig aufgeschrieen, „wen sollte ich denn sonst lieben! Habe du ihn nur lieb, ich ... ich ... liebe ihn schon lange.“

---

## XIX.

Jetzt begriff er den Sinn dieser schüchternen, verlegenen Frage: „Wirst du ihn lieb haben?“ sehr wohl. Sie wußte es ja besser als irgend jemand, wie wenig Anrecht dieses Kind auf ‘seine’ Liebe hatte, und in ihren Worten war wohl eher ein Flehen um diese Liebe denn eine Frage danach enthalten.

„Mein Gott, sie hat ja soviel gelitten!“ sagte er zu sich selbst, „hat schwer mit sich gekämpft und beinahe ihre Sünde mit dem Leben bezahlen müssen! Muß ich nicht alles vergessen, alles verzeihen und ‘ihn’ weiter lieben, wie sie mich damals darum gebeten, und wie ich selbst es versprach? Hat sie nicht durch ihre Leiden, durch ihren Kummer, durch diese ihre schreckliche Krankheit — ihre Schuld vor mir gebüßt? Wenn Gott selbst ihr verzieh, indem er ihr auf wunderbare Weise das Leben wiederschenkte, vielleicht gerade deshalb, damit sie ihre Sünde bereuen und wieder gut machen könnte, wie soll ich sie verurteilen, ich elender, nichtiger Mensch, der ihr möglicherweise, wenn auch ohne Absicht zu dieser Sünde die Veranlassung gegeben!“

Bestürzt und aufgeregt durch diesen neuen Gedanken unterbrach er sich selbst, und für einige Augenblicke schien es ihm, als ob er Wahrheit und Beruhigung gefunden hätte, die er seit dem gestrigen Tage vergebens suchte. Ist denn mein Sohn oder der, den ich dafür zu halten gewohnt bin, ein anderer, weil ich jetzt weiß, daß er nicht mir gehört? Ist er dadurch schlechter geworden? Ist er nicht derselbe liebende, ehrliche und gute Mensch, auf den ich so lange Jahre und noch gestern stolz war?! ... „Ja,“ antwortete er traurig sich selbst, „er ist kein anderer geworden er ist derselbe geblieben, verändert haben sich nur meine Gefühle für ihn, die nicht mehr die früheren bleiben konnten, deshalb aber ist auch er selbst für mich ein anderer geworden. Wie ich es auch wünschen, wie mich bemühen mag, das zu vergessen, was ich in Erfahrung gebracht, und ihm der frühere zu bleiben — ich kann es nicht mehr! Ihr kann ich verzeihen, aber in ihm kann ich nicht mehr die Quelle jenes Glückes sehen, das ich bis jetzt in ihm gefunden habe. Man kann verzeihen, doch vergessen nicht, und eben darin besteht das Unglück! Hätte sie mich damals zu sich gerufen und gesagt: ‘Ich bin schuldig vor dir, es ist nicht dein Kind, aber liebe es, als ob es das deine wäre, wenn du mir vollständig verzeihen willst!’ — ich hätte ihr verziehen, ich schwöre es! Und ich hätte das Kind aus ihren Händen wie mein eigenes empfangen und es nicht weniger lieb gehabt! Damals hätte ich ihr verzeihen können! Für ihre Leiden schon, ja für die Wahrheit allein hätte ich ihr verziehen. Niemals hätte sich meine Liebe, meine Achtung, mein Vertrauen zu ihr dadurch verringert, denn dann hätte ich begreifen können, daß ihre Sünde nicht ein einfacher Fehltritt eines leichtsinnigen Frauenzimmes gewesen, sondern auch in ihren eigenen Augen eine wirklich schwere Schuld, über die sie selbst marternde Qual empfand. Weshalb hat sie sich durch einen so unwürdigen Betrug um die schöne, aufrichtige Reue gebracht! Und sie hat mich dann ruhig weiter hintergangen, systematisch, Tag für Tag, jahraus, jahrein, ihr ganzes darauf folgendes Leben hindurch, ganze 26 Jahre hintereinander! Ist ihr denn nie der Gedanke aufgestiegen, daß ihr Betrug früher oder später an den Tag kommen könnte, und hat sie denn nicht begriffen, welch’ schrecklichen, durch nichts mehr gutzumachenden, durch nichts zu verringernden Kummer sie mir dadurch für die Zukunft bereite?! Warum ist sie nicht darauf gekommen, daß es mir immerhin leichter gewesen wäre, unmittelbar durch sie diesen Kummer zu erfahren, schon allein deswegen, weil sie es verstanden hätte, ihn zu mildern und mich zu trösten in der Zeit des ersten Schmerzes!?“ ...

„Ja, ja, ich weiß es," sagte er, wie wenn er zu einem anderen spräche, der mit ihm streite, „ich weiß, was man mir erwidern wird! Man wird mir sagen, daß sie, da sie es mir nicht sogleich gestanden, später gegen ihren Willen schon nicht mehr imstande war, sich mir zu entdecken. Aus Mitleid für mich! Aber hat sie denn dieses Mitleid empfunden, als sie mir untreu war und hinter meinem Rücken sich mit jenem anderen küßte?! Sie war doch kein naives, unerfahrenes Mädchen mehr, das sich selbst und die Welt noch nicht kannte; sie war damals schon gegen dreißig Jahre alt und hatte genau gewußt, was eine Frau in solchem Falle aufs Spiel setzt; sie hatte auch wissen können, welche Schande und welchen Kummer sie mir durch diese Untreue bereite! — Wo war denn damals ihr Mitleid für mich, oder wo ihre Furcht vor mir, die sie später verhindert haben könnte, mir die Wahrheit zu gestehen?! Nun gut! Nun gut! Ich will gerecht sein! Sie war jung und unbewußt in Bezug auf sich selbst, ein leidenschaftliches Weib, und hatte sich unwillkürlich von diesem hübschen, talentvollen Manne hinreißen lassen, der in sie verliebt war! Nehmen wir an, daß dies für sie um so natürlicher war, da sie als Weib vordem noch niemals geliebt hatte! Mich, der ich zwar gutmütig, aber unschön und uninteressant war, hatte sie doch nicht leidenschaftlich lieben können; zudem mochte ich ihr in den ersten sieben Jahren unseres Ehelebens gehörig zum Überdruß geworden sein. Nun, gewiß, das alles ist sehr einfach und natürlich, wenn man sich und andere rechtfertigen will! Aber — gestatten Sie! Sie hatte doch gesehen, wer ich war, als sie mich heiratete, ich hatte sie ja nicht per Gewalt genommen! Sie hatte gewußt, daß ich nicht hübsch, nicht interessant, ja sogar langweilig war, und dennoch hatte sie eingewilligt, mich zu heiraten, und nicht nur eingewilligt, sondern auch auf meine schüchterne Frage: ‘Lieben Sie mich, Lisanka?’ ohne zu zaudern etwas verlegen aber ruhig geantwortet: ‘Ich liebe Sie!’

„Wovon hatte sie sich bei dieser Antwort leiten lassen? War es schon damals ein Betrug? Sie war ja nicht mehr sechzehn Jahre alt, sondern volle zwanzig, konnte ihre Gefühle schon unterscheiden, konnte wissen, was dieses ‘ich liebe’ bedeute, und wozu es verpflichte!

„Weshalb hatte sie denn auf meinen Antrag nicht einfach mit einer ehrlichen Absage geantwortet, weshalb mir nicht von vornherein gesagt: ‘Nein, ich fürchte, daß ich Sie zu wenig liebe, es ist besser, wenn wir unser Leben nicht für immer aneinander ketten’!?

„Hätte sie so geantwortet — und ich hätte sie bennoch dazu überredet und geheiratet, so wäre die Verantwortlichkeit für alle Folgen dieser Heirat auf mich allein gefallen, und niemand könnte ich beschuldigen, da ich dann freiwillig und bewußt die ganze Gefahr einer solchen Ehe auf mich genommen hätte. Sie hatte es aber nicht gewagt, mir so zu antworten, weil alle um sie, die verschiedenen Tanten und Freundinnen, ihr zuflüsterten: ‘Laß dir den Bräutigam nicht entgehen . . . laß ihn dir nicht entgehen! . . .’ Und da hatte sie gefürchtet, wenn sie mir so antworte, würde ich ihr wirklich entgehen, und es deshalb vorgezogen, mir nicht die Wahrheit zu sagen! Aber was hat sie denn damals bei sich selbst gedacht? Sich selbst konnte sie ja nicht belügen, sich selbst mußte sie es ja eingestehen, daß sie mich nicht nur nicht liebe, sondern daß ich ihr als Mann sogar widerwärtig war!

„Ich erinnere mich sehr wohl, daß sie in jenen ersten sieben Jahren, wenn auch keine schlechte Gattin, über die ich mich ernstlich hätte beklagen können, so doch als Weib mehr denn kalt gegen mich war! Ich suchte mir das damals durch ihr Temperament, ihre Schüchternheit und Erziehung zu erklären, murrte nicht dagegen und schenkte ihren Worten, daß sie mich liebe, aufrichtigen Glauben. Was sollte das nur heißen, was? . . . Sie selbst hatte ja die Wahrheit gekannt! Hatte sie mich denn nur für eine gewisse Zeit genommen, nur ‘vorläufig’, bis sich ein anderer, ein Besserer, Jüngerer, Interessanterer finden würde, den sie selbst lieb gewänne?! Oder hatte sie mich nur aus Mitleid genommen, da sie fühlte, wie heiß ich sie liebte, und wie eine solche Antwort von ihr mich hätte betrüben können? Was wäre aber der Kummer über solche Antwort gegen den Schmerz

gewesen, den es mir bereiten mußte, daß sie mich, ohne mich zu lieben, geheiratet hatte! Man wird mir vielleicht sagen: ‘Sie hat Sie geachtet, hat Sie für einen gutmütigen, braven Menschen gehalten, von dem sie geliebt wurde, und konnte hoffen, daß sie mit der Zeit auch . . . Sie liebgewinnen werde!’ Aber hatte ich denn dafür, daß ich ein guter Mensch war und sie aufrichtig liebte, diese Lüge verdient? . . . Verdient, daß sie mich durch ihre erste Antwort belog und später ihr ganzes Leben hindurch so schrecklich hinterging? Mich dünkt, es wäre einfacher gewesen, wenn sie mit mir, den sie für einen guten Menschen hielt, der sie liebte, mehr Mitleid gehabt hätte, als mich zu hintergehen, mich zu heiraten und während unseres ehelichen Zusammenlebens immerfort zu belügen! Man kann mir vielleicht erwidern und mich überzeugen wollen, daß zu einer Heirat dergleichen Liebe nicht nötig sei; aber das haben die erdacht, die selbst so verheiratet sind und sich verheiratet haben, um ihre Ehen zu rechtfertigen. Die einen sprechen so, weil sie nie ernstlich darüber nachgedacht haben und den Worten anderer Glauben schenken, die anderen, weil sie selbst so zu heiraten gedenken oder ihre Kinder so verheiraten wollen.

„Aber das ist Unsinn, Unsinn! Aus solchen und ähnlichen Ansichten entsteht dann später allerlei Familienunglück! Freilich giebt es Fälle, daß Leute, die ohne Liebe geheiratet haben, sich später so aneinander gewöhnen, daß sie wie ein Herz und eine Seele zusammen leben, — doch diese Fälle sind selten und man darf sie nur als Ausnahmen betrachten. Als Grundgesetz der Ehe müßte tiefe, dauerhafte Liebe zueinander gelten, die nicht nur auf ein bis zwei Jahre reicht, sondern für ein ganzes langes Leben, für das sich die Menschen miteinander verbinden . . .

„Gewiß, sie hat viel, sehr viel durch ihre spätere Liebe zu mir wieder gut gemacht. Es wäre schwer gewesen, eine bessere Frau zu finden, und sie hat mich während der letzten 25 Jahre wirklich geliebt, vielleicht aus Mitleid, daß sie mich so grausam hintergangen und dafür, daß sie mich immer zu hintergehen beschlossen hatte! Sie liebte mich — jetzt verstehe ich — von dem Augenblick an, wo sie zu sich kam und das Abendmahl zu nehmen wünschte. Aber als ich ihr zum erstenmal ‘sein’ Kind brachte (Pjoter Iwánowitsch zuckte bei dem Gedanken vor Schmerz und Entsetzen zusammen) und sie begriff, wie ich dieses ‘sein Kind’ liebe, empfand sie wieder Reue, Scham und Mitleid für mich, so daß sie nicht anders konnte, als sich mir mit ganzer Seele hingeben und vielleicht um so mehr, da sie in dieser neuen Liebe zu mir Buße und Verzeihung suchte . . .

„Aber, mein Gott, mein Gott! Wer vermag es mir zu sagen, was zwischen ihnen damals vorgefallen ist! —

„Wie hat er sie erobert — mit Gewalt, mit List oder durch die Liebe? Wofür hat sie ihm damals dieses schreckliche Wort ‘Schuft’ zugeschleudert? Ihre Beziehungen zu einander haben doch augenscheinlich viel früher begonnen, was hat denn in ihr eine solche Umwandlung bewirkt, daß sie ihn plötzlich für hassenswert erachtete? Und dann am anderen Tage, als sie von ihm Abschied nahm, diese leidenschaftlichen Thränen . . .

„Ja,“ sagte er mit Bitterkeit zu sich selbst, „sie ist nicht mehr, die mir das alles erzählen könnte, und so wird es für mich ein ewiges Geheimnis bleiben! Aber was liegt daran! Nicht die Einzelheiten sind für mich von Wichtigkeit, sondern das Faktum selbst, nicht die Geheimnisse ihrer Beziehungen, sondern das, was diesen Beziehungen gefolgt ist, und was sich durch nichts mehr ändern läßt! Das ist für mich wichtig und darin besteht das ganze Entsetzliche!“

---

## XX.

Inzwischen war es Tag geworden, und auf den heruntergelassenen Fenstervorhängen spielte der rosige Widerschein des Sonnenaufgangs. Pjoter Iwánowitsch hielt es stets nicht länger im Bette aus; er hatte sich zwar an alles erinnert, worauf er sich nur irgend besinnen konnte, und diese Erinnerungen erschienen ihm mehr als genügend, um seine letzten Illusionen zu zerstören, und dennoch drängte es ihn leidenschaftlich mit einer Art krankhafter Gier, immer neue Beweise zu suchen. In den Sachen seiner Frau mußte er

irgend einen wirklichen, unumstößlichen Beweis ihrer Untreue, ihres Betruges finden, etwas in der Art eines Zettels oder Briefes, vor welchem Faktum alle seine Erwägungen erblassen würden. Vorsichtig und leise, aus Furcht, Ssergéi Petrówitsch zu wecken, der in dem benachbarten Zimmer schlief, kleidete er sich an und trat in das Eckzimmer, den Lieblingsaufenthalt seiner Frau, das ihr bei ihren Lebzeiten als Kabinett, Boudoir und Empfangszimmer diente. Dort stand der Schreibtisch, ihre Toilette von altertümlicher Façon aus Mahagoniholz und ihre Chiffonniere, in der sie Geld und ihre wenigen Kostbarkeiten, die sie besaß, aufbewahrte.

Wenn es Pjoter Iwánowitsch besonders schwer und öde ums Herz war, pflegte er hierher zu kommen und sich ihrem nunmehr leeren Sessel gegenüber zu setzen; dann war es ihm, als sehe er auf dem hellen Grunde des Fensters ihre gebeugte, ihm so sehr bekannte Silhouette, an der er sich noch jeden kleinsten Zug, jede Strähne ihres ergrauten Haares vergegenwärtigte . . . Heute aber dachte er nichts und suchte nichts in all den Dingen, die ihn sonst so sehr an sie erinnerten.

Er dachte nur, daß, wenn etwas übrig geblieben und von ihr aufbewahrt sei, es sich gerade hier in diesem Zimmer befinden müsse. Aus Furcht, durch ein unvorsichtiges Geräusch irgend jemandes Aufmerksamkeit zu erregen, schloß er die Thür und begann die Schiebladen aus der Toilette seiner Frau herauszuziehen. Er schämte sich vor sich selbst, daß er hier herumstöberte wie irgend ein fremder Mensch in böser Absicht. Bei jedem Geräusch fuhr er ängstlich wie ein Dieb zusammen und sah sich um, denn seine zartfühlende, gerade Natur lehnte sich gegen sein Thun, gegen diese Nachforschungen auf; aber er besaß nicht mehr die Kraft, davon abstehen zu können, der leidenschaftliche Wunsch, etwas zu 'finden', erfaßte ihn immer mehr und spornte ihn dazu an.

Alle Fächer der Toilette und des Tisches durchstöberte er, fand aber nichts! Was seine zitternden Hände gierig ergriffen, waren immer alte Rechnungen, angefangene Arbeiten, Wollknäulchen, Futterale und andere Kleinigkeiten, die ihm noch gestern so viele Erinnerungen wachgerufen hätten, die er aber heute ungeduldig und ärgerlich zur Seite warf.

Endlich öffnete er eins der Schubfächer der Chiffonniere und fand es ganz mit Briefen angefüllt. Eine heftige Erregung durchbebte ihn, und er beeilte sich, das Fach vollends herauszuziehen.

„Hier, hier!“ rief er beinahe freudig aus.

Die Briefe waren sorgfältig geordnet, in Päckchen gebunden, und auf jedem war von der Hand Lisawéta Andréjewnas bemerkt, von wem und in welchem Jahre sie sie empfangen hatte.

Einige Blätter waren bereits durch den Einfluß der Zeit gelb geworden, und die Schrift war verblaßt. Pjoter Iwánowitsch erkannte darin seine eigenen, wenigen Briefe, die er ihr während ihrer seltenen und kurzen Trennung von einander geschrieben hatte; es fanden sich auch Briefe von ihren Eltern und Tanten, die meisten aber zeigten jene kleine, feste, perlenartige Handschrift, bei deren Anblick früher sein Herz so freudig zu schlagen pflegte.

Er nahm sie heraus, breitete sie auf seinem Schoße aus, wählte diejenigen Päckchen, in denen die Briefe noch mit unsicherer, kindlicher Hand geschrieben waren, sah sie lange an, ohne sie zu entfalten, ohne sie zu lesen, und aufsteigende Thränen trübten seinen Blick.

Nach einigen Minuten raffte er sich auf, erinnerte sich, wozu er hierher gekommen, und setzte seine Nachforschungen mit nervöser Spannung fort. Er suchte lange und sorgfältig, ohne das kleinste Fach zu übergehen, fand aber dennoch nichts. Es war entweder alles längst vernichtet, oder es hatte nie existiert. Wozu sollten sie auch Briefe miteinander gewechselt haben, da sie ja in einem Hause, unter demselben Dache lebten? Vielleicht später, nachdem er abgereist war? Nein, später hatten sie sicher keine Briefe mehr miteinander gewechselt, es war alles zwischen ihnen zu Ende . . . Zudem würde sie das nachher nicht mehr gestattet haben, ihre Stimmung war eine andere geworden . . . Auch ihre Vorsicht hätte sie daran gehindert . . . Pjoter Iwánowitsch that es beinahe leid, daß er nichts

gefunden hatte; es ärgerte ihn, obgleich seine frühere Überzeugung dadurch nicht schwankend wurde. Diese Vorsicht und Verstecktheit, mit der seine Frau es verstanden hatte, ihren ganzen Roman durchzuführen, ohne irgend ein Beweismittel zu hinterlassen und ohne sich während ihrer ganzen, ferneren Lebenszeit jemals durch irgend etwas zu verraten, empörte ihn beinahe und steigerte seine Bitterkeit.

Er wollte schon alles an seinen Platz zurücklegen, als ihm plötzlich die gestrige Äußerung Ssergéis einfiel, daß er ihnen von Natmájeff oft geschrieben hatte, während er sich dessen nicht so ganz entsinnen konnte.

Er suchte die Briefe seines Sohnes aus der Zeit, wo er zur Akademie übergegangen war, heraus und begegnete beinahe schon im ersten dieser Briefe dem Namen 'Natmájeff'. Fast mit Ekel warf er sie von sich und schloß das Schubfach.

„Ich wußte es . . . wußte es!" sagte er zu sich selbst, „ich hätte es sicher nicht vergessen oder unbeachtet lassen können, wenn sie mir nur einmal von ihm vorgelesen hätte . . . Sie hat sich noch immer nicht entschließen können, in meiner Gegenwart laut 'seinen' Namen zu nennen, und nur das Gefühl der Mutter, die selbst die Briefe ihres Sohnes liebte, war stärker in ihr als die Vorsicht, und darum hat es ihr leid gethan, sie zu vernichten, obgleich es ihr sicher klar gewesen ist, daß sie in ihnen ein gewichtiges Beweismittel zurückließ."

Er schloß alle Fächer wieder, setzte sich mechanisch auf einen Stuhl nieder und saß so einige Zeit, ohne sich zu bewegen, fast ohne zu denken.

„Ja, was soll ich jetzt machen . . . Was soll ich thun?" fragte er sich selbst.

In fünf Tagen wollten sie nach dem Kaukasus abreisen; der Gedanke daran schreckte ihn jetzt. Immer mit ihm zusammen sein, sich immer beherrschen und verstellen und immer an dasselbe denken und denken zu müssen! . . .

Das Schlimmste aber war, daß er schon beinahe eingewilligt hatte, später nach Petersburg überzusiedeln und dort mit ihm zusammen zu leben.

Was sollte er jetzt zu seiner Entschuldigung sagen, wodurch es erklären, daß er plötzlich einen Plan aufgab, auf den er früher so freudig eingegangen war? Sollte er ihm die ganze Wahrheit sagen? Doch bei diesem Gedanken erbebte er unwillkürlich in heftigem Erschrecken. Nein, nein! „Alles, nur das nicht! Weshalb denn?! Ihm die Wahrheit sagen, das heißt, ihn vielleicht in ebensolche Leiden stürzen, wie ich selbst sie jetzt durchlebe! Schon angesichts der teuren, für mich so schönen, wenn auch trügerischen Vergangenheit, die mir dieser Mensch vom Tage seiner Geburt an unbewußt geschenkt hat, muß ich für ihn Mitleid haben und ihn schonen. Und wie auch meine Frau vor mir schuldig sein mag, so habe ich doch kein Recht, sie vor ihrem eigenen Sohne zu beschimpfen! Nein, Gott mit ihm! Mag er leben, ohne etwas zu ahnen! Wozu ihm das Leben verbittern? Mag wenigstens er, der an nichts die Schuld trägt, glücklich und ruhig sein! . . . Gewiß, meine Weigerung, an der Reise teilzunehmen, wird ihm einigen Kummer verursachen; er hat es so aufrichtig gewünscht! Aber in seinen Jahren trägt man alles leicht! Er hat früher ausgezeichnet ohne mich gelebt und wird es wieder thun . . . Das Leben, das während der Jugendzeit so freigebig und dienstfertig zu sein pflegt, wird ihm Trost und neue Liebe schenken, und er wird später vielleicht sogar zufrieden sein, daß er sich nicht an einen langweiligen Alten gekettet hat!"

„Und ich?" fragte er sich gramvoll, „und ich? . . . Bei wem werde ich bleiben . . . Allein? Jetzt schon ganz und für immer allein? . . . Dann erst werde ich vollständig einsam sein . . .!" Er trat ans Fenster und schaute lange auf das gegenüber liegende Ufer, auf die schief gewordenen Grabkreuze der Bauern, die sich von der Kirche aus den Abhang des Hügels hinab erstreckten.

War es denn lange her, daß er jede freie Minute sich dorthin begab, um wenigstens an ihrem Grabe weilen zu können?! . . . Mit Bitterkeit wandte er sich vom Fenster ab. Der Anblick selbst dieses Grabes war nunmehr für ihn vergiftet . . .

„Was ist mir denn noch geblieben?" fragte er sich, entsetzt von der fürchterlichen Leere, die sich nach allen Seiten hin vor ihm aufthat. Und in seiner stets ergebenen, stets ruhigen Seele gewann plötzlich eine Empörung Raum.

Was hatte er denn gethan, um eine so schreckliche Strafe zu verdienen? Wofür war ihm alles genommen, alles zertrümmert, alles besudelt und das, was er so geliebt, woran er so geglaubt hatte, in bloßen, grausamen Spott über ihn verwandelt worden?

„Was habe ich gethan? Zeige mir, o Gott, was ich gethan habe!" schrie er auf, den brennenden, vorwurfsvollen Blick zum Himmel erhebend.

Aber die Gewalt dieser empörten Gedanken, die plötzlich seine Seele erfüllten, machte ihn verwirrt. Er fürchtete sich davor. Schwer ließ er den Kopf auf die Brust sinken und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Oder ist das eine Prüfung . . . Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen! Weshalb nicht? Es kann ja sein! Sechzig Jahre habe ich friedlich, ruhig, glücklich gelebt, ohne großes Leid und ohne Not zu erfahren, ohne einen anderen Kummer als in der Jugend den Tod von Vater und Mutter, im Alter den Tod meiner Frau und damals ihre schreckliche Krankheit!

„Bin ich denn besser, würdiger als die übrige Menschheit? Als die Millionen, die ihr Leben in Kummer, Armut und Leiden zubringen? . . . Jedem werden seine Leiden und seine Freuden zu teil . . . Das ist ein einfaches Naturgesetz . . . Und je mehr Freuden einem Menschen zuteil werden, desto heftigeren Kummer muß er vielleicht später erfahren, zum Ausgleich der Leiden der übrigen Menschheit . . . Und ich habe mehr Freude als Kummer erfahren . . ."

In Nachdenken versunken saß er in seinem Sessel, in ganz gekrümmter Haltung, den grauen Kopf tief gebeugt. „Nun, was hilft's? O Gott! Es läßt sich nicht mehr ändern!" sagte er endlich ergeben, „dein Wille geschehe . . . Deine Wege sind unerforschlich . . . und ich — ich bin dein Knecht! . . ."

Seine Ergebenheit jedoch war eine kalte, schwere, erzwungene; er ordnete sich im Bewußtsein seiner Machtlosigkeit unter, im Bewußtsein des allgemeinen Schicksals der Menschheit. Er fühlte jedoch nicht mehr die Rührung, die er früher empfunden; und die heißen Thränen des Gebetes, nach denen alles so einfach, so klar und deutlich erscheint, die sogar damals an ihrem Grabe seinen Kummer erleichtert hatten, — in seinem erstorbenen Herzen konnten sie nicht mehr aufsteigen! . . .

---

## XXI.

Es waren schwere Tage über Pjoter Iwánowitsch hereingebrochen. Wenn er über sich, über seine Vergangenheit und seine Zukunft nachdachte, so fürchtete er sich, und eine solche Verzweiflung ergriff ihn, daß er nicht wußte, wohin er vor sich selbst, vor seinen Gedanken fliehen sollte. Dachte er aber an seine Frau und seinen Sohn, so war es ihm, als ob sie beide für ihn nicht nur gestorben, sondern vor seinen Augen getötet wären, als ob er dabei gestanden und ihren Feinden geholfen hätte, sie festzuhalten. Wenn er allein blieb und sich nicht zu beherrschen brauchte, gab er sich weinend seiner Verzweiflung hin oder suchte jene Ahnungslosigkeit zurück zu rufen, die ihm während vieler Jahre die Möglichkeit des Glückes neben seiner Frau und seinem Sohne gegeben hatte.

Sobald jedoch Ssergéi Petrówitsch mit dem Gesicht, der Stimme und den Manieren Ratmájeffs vor ihm stand und Pjoter Iwánowitsch sich beherrschen mußte, um zu hören, was er sprach, um ihn anzusehen und ihm zuzulächeln, sah er wieder ein, daß eine Rückkehr zu seinem früheren Empfinden unmöglich, daß sein Sohn für ihn gestorben sei, ja sogar mehr, als selbst seine Frau, da er niemals für ihn existiert hatte . . .

Wenn Pjoter Iwánowitsch noch einen Wunsch hatte, so war es jetzt nur der — allein zu bleiben; er meinte, es würde ihm dann schon deshalb leichter sein, weil er nicht jede Minute zu lügen und sich zu verstellen brauchte.

Mit Bitterkeit erinnerte er sich jetzt, wie ungeduldig er vor zwei Wochen den Sohn erwartet, die Tage und die Stunden bis zu seiner Ankunft gezählt hatte, und er fühlte, daß er jetzt mit eben derselben krankhaften Ungeduld seine Abreise erwarte . . .

Lange konnte er sich nicht entschließen, Sergéi Petrówitsch zu sagen, daß er nicht mit ihm reisen würde. Endlich am Abend vor der Abreise, als

man schon die Koffer packte, teilte er es ihm mit.

Ssergéi Petrówitsch wollte dem anfangs keinen Glauben schenken, als er sich aber schließlich davon überzeugte, war er so betroffen, daß er dem Vater beinahe zürnte. „Sag' mir einer, was soll das heißen?!" brauste er auf, stieß ärgerlich den Koffer von sich, ließ vom Packen ab und begann, erregt im Zimmer auf und ab zu gehen. Pjoter Iwánowitsch saß mit einem starren, traurigen Lächeln dabei und suchte sich durch sein Alter, seine Kränklichkeit und die Beschwerlichkeit so langer Reisen zu rechtfertigen. Ssergéi Petrówitsch aber hörte nicht darauf und glaubte nicht an eine seiner Ausreden.

In den letzten Tagen hatte er unwillkürlich empfunden, daß zwischen ihm und dem Vater gleichsam etwas zerrissen sei. Es herrschte nicht mehr die frühere Herzlichkeit zwischen ihnen, und zuweilen erschien es ihm, als ob der Vater die Einsamkeit suche, ja, seine Anwesenheit wie eine Last empfinde. Ssergéi Petrówitsch hatte dies dem erneuten Schmerz um die Entschlafene zugeschrieben, der unter dem ersten Eindruck des Wiedersehens mit ihm scheinbar erloschen gewesen; er hatte gehofft, daß diese tiefe Schwermut auf der Reise von selbst verschwinden werde, und deshalb hatte ihn die unerwartete Mitteilung des Vaters erst am Abend vor der Abreise, betroffen und traurig gemacht.

Als sich der erste Sturm des Unwillens in ihm gelegt hatte, dachte Ssergéi Petrówitsch unwillkürlich darüber nach, wie groß die Liebe seines Vaters zu der entschlafenen Mutter sein müsse, da er sich nicht einmal entschließen konnte, ihr Grab zu verlassen . . . Denn nur so konnte er sich des Vaters Weigerung, zu reisen, erklären. Diese tiefe Liebe rührte ihn, erfüllte ihn mit Bewunderung, obgleich er sie andererseits nicht begriff, und er empfand Mitleid mit diesem vom Kummer niedergeschmetterten Greise. Er trat an ihn heran, sagte ihm, daß er bereue, ihm gezürnt zu haben, lehnte, ihn umarmend, des Vaters Kopf an seine Brust und streichelte ihn einige Minuten schweigend und zärtlich, wie man mit einem Kinde thut. Pjoter Iwánowitsch fühlte plötzlich sein Herz von der früheren Zärtlichkeit erfüllt, und Thränen brachen aus seinen Augen.

„Ist es nicht einerlei . . ." sagte sich Pjoter Iwánowitsch, indem er sich freudig an das schwache Aufblitzen der alten Liebe klammerte, „ist es nicht einerlei . . . ob er mein ist, oder nicht?! . . . Kann ich ihn nicht dennoch ebenso lieben?! War es mir doch eben, als ob ich dasselbe wie früher für ihn empfände . . . Vielleicht ist es nicht ganz in meinem Herzen erstorben . . . Mein Gott, mein Gott! Wenn dem so ist, weshalb beraube ich mich seiner dann freiwillig?! Weshalb, weshalb?! . . . Vielleicht ist diese quälende Bitterkeit nur von kurzer Dauer . . . Vielleicht wird das alles schwinden, und ich werde ihn, den Fremden, lieben, wie ich einen eigenen Sohn lieben würde . . . Vielleicht!" Aber bald kam wieder der Zweifel: „Nein, nein, das ist doch wohl nur eine Aufwallung für einige Minuten und nicht jene tiefe, grenzenlose Liebe, die früher mein ganzes Wesen beherrschte . . . Nach jener würde mich diese nicht befriedigen können . . . Ich könnte nicht so plötzlich dazu übergehen, sondern ich müßte mich sowohl an sie, an diese neue Liebe, gewöhnen, wie an ihn, der ebenfalls für mich eine neue Person ist Vielleicht könnte er mir dann nach Jahren, nach langen Jahren meinen früheren Sohn ersetzen! Aber sind mir noch diese vielen Jahre vom Leben übrig geblieben? . . . Wird es mir noch möglich sein, mich daran zu gewöhnen?!!"

* * *

Ssergéi Petrówitsch war abgefahren . . . Lange stand Pjoter Iwánowitsch, der ihn begleitet hatte, mit unbedecktem Kopf auf der Treppe und schaute dem dunklen, sich immer mehr entfernenden Punkte des Tarantas nach.

„Leb' wohl, leb' wohl!" sprach er vor sich hin, „leb' wohl!" Und schwere, stille Thränen überströmten sein Gesicht.

Gierig lauschte er den in der Ferne verklingenden Glocken; als aber der Klang erstorben war und der Punkt zum letztenmal hinter dem Hügel auftauchte und dann für immer verschwand, stürzte Pjoter Iwánowitsch mit ausgebreiteten Armen einige Schritte vorwärts und fiel zu Boden . . .

Ende.

# Der Krebs.

## Naturwissenschaftliche Plauderei

von

**Dr. Fritz Bernhard.**



Wie fremd steht doch der Mensch den Tieren gegenüber! Wie wenig weiß er im allgemeinen von den intimen Lebensvorgängen selbst der Geschöpfe, mit denen er täglich in Berührung kommt! Er mißbraucht den Namen der Gans als Sinnbild der Dummheit, dem Esel hat er den Vorwurf der Trägheit angeheftet und den Fuchs verherrlicht er als einen Ausbund von Schlauheit. Ja, selbst seinen treuesten Gefährten, den Hund, würdigt er so tief herab, daß er seinen Namen als Schimpfwort verwendet. Genau so berechtigt ist es, den Krebs als 'Rückschrittler' zu bezeichnen und daraufhin Ausdrücke und Begriffe wie 'Krebsgang' und dergleichen zu bilden. Die notwendige Voraussetzung dafür wäre doch mindestens, daß der Krebs ebenso gut rückwärts wie vorwärts geht. Aber kein Gedanke daran! Der schmackhafteste aller Panzerträger wandert genau so geradeaus, d. h. seiner eigenen Nase nach, wie alle andern Tiere. Nur in Fällen größter Gefahr schnellt er sich durch einen Schlag seines Schwanzes wie ein Pfeil rückwärts durch das Wasser. Ist aber die Gefahr vorüber, dann verzichtet er sofort wieder auf diese ungewöhnliche Art der Bewegung, die ersichtlich durchaus nicht als ein Rückwärts*schreiten* bezeichnet werden kann.

Auch seine dunkle Farbe genügt keineswegs, den Krebs als Rückschrittler zu bezeichnen. Eher müßte man ihn als einen verkappten 'Roten' ansprechen. Denn wenn er unter der Einwirkung kochenden Wassers genötigt wird, 'Farbe zu bekennen', erstrahlt er alsbald im schönsten Rot. Und diesen 'Roten' findet niemand ungenießbar. Im Gegenteil, der Mensch sollte noch gefunden werden, dem nicht vor einer Schüssel abgekochter Krebse das Wasser im Munde zusammenliefe.

Doch halt! Eine Ausnahme giebt es. Das sind die Unglücklichen, bei denen der Krebsgenuß eine Art von Nesselfieber hervorruft, einen unangenehmen Ausschlag, der tagelang anhält und mit sehr lästigem Brennen und Jucken verbunden ist. Eine ähnliche Erscheinung tritt bekanntlich bei manchen Personen nach dem Genuß von Erdbeeren auf. Welch ein Glück wäre es doch, wenn der Alkohol bei allen Menschen ähnliche Folgen zeitigte! Oder wäre damit die Menschheit zu fortwährendem Jucken und Kratzen verurteilt? Schon möglich!

Leider ist der Krebs in allen zivilisierten Ländern schon vom einfachen Nahrungsmittel zur teuren Delikatesse emporgestiegen. Noch vor etwa zwanzig Jahren konnte man in Ostpreußen ein Schock der größten, schönsten Krebse für acht bis zehn Groschen, d. h. für dreißig bis vierzig Pfennige nach heutigem Gelde kaufen. Heute kann man dort das Zehnfache bieten, aber vergeblich, denn Krebse giebt's in den meisten Gewässern östlich der Elbe überhaupt nicht mehr. Mitte der siebziger Jahre nämlich begann der Exporthandel sich des Krebses anzunehmen. Und damit begann ein gewissenloses Ausplündern der Seen, wie es rücksichtsloser nicht gedacht werden kann. Tausende von Schock gingen *täglich* aus dem Seengebiet per Eilzug nach Berlin und von da über Köln nach Paris.

Die Wasserwirtschaft liegt überhaupt bei uns noch fürchterlich im argen. Der einfache Grundsatz, daß man säen muß, um zu ernten, der von privaten Fischzüchtern und Vereinen schon lange angewendet wird, ist auf den großen fiskalischen Gewässern noch völlig unbekannt. Ja, wenn es ginge, möchte man sogar noch die geringen Schutz- und Schonvorschriften abschaffen. „Unsere Voreltern," so lautet diese sonderbare Logik, „haben keine Schonzeit gekannt, und was gab es damals für Fische und Krebse."

Sehr richtig! Aber wie hat sich seitdem die Kunst des Fischfangs gehoben, und wieviel rücksichtsloser werden jetzt die Seen ausgebeutet! Die gesetzlichen Vorschriften sind nicht imstande, dieser Ausbeutung Maß und Ziel zu setzen, sie sind nicht einmal geeignet, wertvolle Fischarten während der Laichzeit zu schützen. Ebenso unzureichend ist der Krebs geschützt. Tausend gegen eins könnte man wetten, daß die wenigen Gewässer in Norddeutschland, die noch Krebse führen, in zwanzig Jahren völlig ausgeplündert sein werden, wenn dieser Ausbeutung, die durch die hohen Preise hervorgerufen worden ist, nicht alsbald ein Ziel gesetzt wird.

Was die Habsucht der Menschen übrig gelassen, vernichtete die Krebspest. Mitte der siebziger Jahre etwa trat diese fürchterliche Krankheit von Frankreich aus ihren verheerenden Zug über Deutschland nach dem Osten an. Sie arbeitet schnell und sicher. In wenigen Wochen ist der ganze Bestand eines großen Gewässers völlig vernichtet. Im Jahre 1887 z. B. lieferte der 253 Quadratkilometer große Spirdingsee in Ostpreußen täglich noch tausende Schock großer Krebse. Als die Krebsfänger im folgenden Jahr wiederkehrten, fanden sie nicht einen Schwanz mehr. Nur wenige Seen in Mecklenburg sind von der verheerenden Seuche verschont geblieben.

In den letzten Jahrzehnten, seitdem die Wissenschaft sich der Erforschung der Seen und Flüsse zugewandt hat, sind übrigens noch zwei solcher Invasionen zu verzeichnen. Während die Krebspest von Westen in die deutschen Gewässer eindrang, kam von Osten über die russische Grenze eine kleine Muschel eingewandert. In kurzer Zeit hatte sie die Seen und Flüsse besetzt und drang nach Westen vor. Ende der achtziger Jahre war sie am Rhein angekommen. Jetzt wird sie wohl auch schon Frankreich erobert haben. Die meisten Leser werden die kleine, beinahe herzförmige Muschel kennen, die überall an den Steinen haftet und das Baden an vielen Stellen zur Unmöglichkeit macht. Es ist unzweifelhaft, daß dieser kleine Eroberer dem Fischbestand Schaden zufügt. Namentlich die Maräne, die in geräuchertem Zustand zu den feinsten Delikatessen gehört, ist seitdem in rapider Abnahme begriffen. Das kommt wohl daher, daß ihre Laichstellen nunmehr von dieser kleinen Muschel besetzt sind.

Bekannter ist die zweite Invasion, das Eindringen der sogenannten Wasserpest, der Elodea canadensis. Wer es nicht selbst mit eignen Augen gesehen hat, kann sich schwer vorstellen, mit welch rasender Schnelligkeit dieses Kraut sich vermehrt. Es wächst so schnell, daß es in kleinen Flüssen den Wasserabfluß nahezu völlig hemmt. Seichte Seearme und Buchten wachsen so total zu, daß kein Kahn durchdringen kann, an Fischerei ist natürlich garnicht zu denken. Wie ein Wall steht die grüne Masse im Wasser; auf ihrer Oberfläche wandern die Enten gemütlich hin und her. Ob die Elodea dem Fischbestand genützt oder geschadet hat, ist schwer zu entscheiden. Sie gewährt einerseits vielen Fischarten sichern Schutz und reichliches Futter, andererseits aber ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie in manchen Seen an dem Verschwinden zweier Fischarten, des Stints und des Zanders, in entscheidender Weise mitgewirkt hat. Diese Wasserpest ist aus Amerika eingeschleppt worden; sie verlangt einen stark kalkhaltigen Boden und geht zurück, sobald der Kalkgehalt erschöpft ist.

Über die Ursachen der Krebspest tappte man bis vor kurzem noch völlig im Dunklen. Erst ganz neuerdings hat man den Bacillus entdeckt, der als Erreger der Krankheit anzusehen ist. So besagte wenigstens dieser Tage eine kurze Zeitungsnotiz. Ob man daran irgend welche Hoffnungen knüpfen darf? Schwerlich! Denn wenn es auch gelingen würde, nun ein Heilserum zu konstruieren, wie sollte man damit die noch vorhandenen Krebsbestände schützen? Jeden Krebs einzeln impfen? Das käme auf die Methode jenes Spaßvogels von Apotheker hinaus, der einer Kundin riet, jedem gefangenen Floh ein Atom seines vorzüglichen Insektenpulvers in das geöffnete Maul zu streuen.

Selbst wenn es sich herausstellen sollte, daß die von der Seuche verschonten Gewässer etwa durch eine eigentümliche chemische Zusammensetzung des Wassers gegen die Seuche geschützt sind, wäre noch nichts gewonnen. Denn wie sollte man in

großen Seen diese chemische Mischung des Wassers herstellen und erhalten? Doch darf man darum nicht verzagen. Die Wissenschaft schreitet so schnell vorwärts und überwältigt so schwierige Probleme, daß sie die krebsessende Menschheit auch eines Tages mit einem unfehlbaren Mittel gegen die Krebspest überraschen kann. Wenigstens halte ich es für möglich, daß man früher oder später wenigstens dazu gelangen wird, Krebse trotz der Pest in Teichen zu züchten.

Bis dahin muß man sich damit trösten, daß diese Krankheit, die die Seen mehrmals hintereinander heimsucht, allmählich einen endemischen Charakter annehmen und dabei viel von ihrer Furchtbarkeit verlieren wird. Jetzt aber heißt es, mit allen Kräften an die Wiederbesetzung der entvölkerten Seen zu gehen. Man kann sich leicht vorstellen, welch eine große Summe von Einnahmen jetzt den zum Krebsfang Berechtigten verloren geht.

Es ist dabei keineswegs gleichgiltig, mit welchem Material man die Seen besetzt. Es ist vielmehr von höchster Wichtigkeit, dem Mahnruf, den Dr. W. Dröscher in Schwerin (Mecklenburg), einer unserer besten Kenner des Krebses, gegen den galizischen Sumpf- oder Teich-Krebs erhebt, den weitesten Wiederhall zu geben. Er schreibt in seinem vorzüglichen Buche ‘Der Krebs und seine Zucht’, das einem Auftrage des ‘deutschen Fischereivereins’ seine Entstehung verdankt, Folgendes:

„Der ganze Körper des Astacus leptodactylus (so heißt der galizische Krebs) ist schwächer als beim Edelkrebs von gleicher Größe. Der Körper zeigt eine geringere Entwicklung der Muskulatur namentlich an dem Hinterleibe (Schwanz) und besonders auffallend an den Scheeren; die Gliedmaßen sind nämlich länger und dünner, als beim Edelkrebs, welcher im ganzen plumper und kräftiger, aber weniger behende und beweglich ist, als der lebhaftere, aber weniger kräftige galizische Krebs. Am leichtesten und auffälligsten werden beide Krebsarten an der Länge und Gestalt der ersten großen Scheerenfüße unterschieden. Diese sind bei Astacus leptodactylus sehr lang, schmal und leicht. Dabei sind die Scheeren des galizischen Krebses in den meisten Exemplaren viel schmaler und dünner als beim gleich großen Edelkrebs und enthalten infolgedessen nur schwache und wenig fleischige Muskeln. In der geringeren Entwicklung der Muskulatur namentlich der Scheeren und des Schwanzes liegt, wie leicht ersichtlich, ein großer Nachteil unserem Edelkrebs gegenüber. Auch in der Färbung unterscheiden sich beide Krebsarten auf sehr leicht erkennbare und charakteristische Weise. Während die in verschiedenen Nuancierungen schwankende Färbung unserer Edelkrebse stets eine gleichmäßige ist, zeigt der galizische Krebs meist einen hellgrünlichen Grundton, der mit dunkleren, kleineren und größeren Flecken und Marmorierungen bedeckt ist. Namentlich an den Scheeren tritt diese Marmorierung deutlich hervor.“

Es liegt also die Gefahr vor, daß unsere von Krebsen entblößten Gewässer mit einer minderwertigen Krebsart bevölkert werden, die sich später durch den Edelkrebs nicht mehr verdrängen läßt. Diese Gefahr ist umso größer, als der galizische Krebs von zahllosen Händlern in allen möglichen Tonarten als schnellwachsender, sich stark vermehrender ‘Riesenkrebs’ empfohlen wird. Daß er mehr Junge produziert als unser Edelkrebs, scheint festzustehen, aber das gleicht trotzdem seine Minderwertigkeit nicht aus. Es wäre wünschenswert, daß die Regierung die von Dr. Dröscher erhobene Warnung befolgte und in den fiskalischen Gewässern nur Edelkrebse als neuen Besatz zuließe. Aber darauf ist kaum zu hoffen, da die Fürsorge der Regierung sich anscheinend auf ein Abwarten, ob nicht die Krebse sich wieder von selbst vermehren werden, beschränkt!

So liegen denn die zahllosen großen und kleinen Seen Ostpreußens und Westpreußens verödet da, und kolossale Summen, die früher mit dem Krebsfang verdient wurden, gehen verloren, Summen, die für jene armen Gegenden noch eine ganz besondere Bedeutung haben.

Der Krebs läßt sich leicht auf die verschiedenste Art fangen. Namentlich in der Zeit nach der Häutung nimmt er jeden Köder an, nur nicht faules, stinkendes Fleisch. Es wäre Zeit, endlich

mit dem Märchen aufzuräumen, das dem Krebs im Wasser eine ähnliche Rolle zuweist, wie den wilden Hunden und Hyänen im Morgenlande, das Vertilgen von Aas und faulenden Stoffen. Das ist völlig unrichtig, und jeder Fischer kann es bezeugen, daß Reusen mit überständigem Köder von den Krebsen geradezu gemieden werden. Am liebsten nimmt er einen frischen Fisch oder einen abgezogenen Frosch.

Als kleine Jungen brachten wir die Sommerferien in einer Försterei zu, die unmittelbar an der Inster, einem der Quellflüsse des Pregels, liegt. Eines Tages ließ ich meine Angel im Fluß liegen und ging ins Haus frühstücken. Als ich zurückkam, saß die Angel in einem Uferloch fest. Ein Fisch hatte angebissen und sich müde gezappelt. Diesen günstigen Moment hatte ein mächtiger Krebs benutzt, den Fisch ergriffen und in sein Loch unter dem überhängenden Ufer gezogen. Er ließ seine Beute nicht los, als ich stärker und stärker die Angel anzog. Erst als er dem nassen Element entzogen wurde, ließ er los und plumpste ins Wasser zurück. Als findiger Kopf beschloß ich diese Entdeckung auszunutzen. Mit Unterstützung der allzeit hilfsbereiten Tante, die dazu ein Filethemd Onkels opferte, wurde ein Käscher, der an langer dünner Stange saß, hergestellt. Aus Stöcken und Bindfaden wurden schnell Angeln konstruiert und mit einem abgezogenen Frosch als Köder besteckt. Mit gewaltiger Erwartung ging ich zu meinem ersten Krebsfang aus. Kaum hatte ich die acht oder zehn Angeln ausgelegt, als ich an der Bewegung einer Schnur merkte, daß unten was los sein mußte.

Langsam und vorsichtig hob ich die Angel an, bis ein dunkler Klumpen im Wasser sichtbar wurde. Nun schnell mit dem Käscher runter gefaßt: Drei große Krebse waren gefangen. Von nun an wurden täglich mindestens ein Schock Krebse gefangen, denn auf der ganzen langen Strecke, wo die Inster durch die Königliche Schoreller Forst fließt, war sie seit Menschengedenken nicht auf Krebse untersucht worden. Sie blieb auch lange Jahre noch von der Krebspest verschont und lieferte noch reiche Erträge, als die masurischen Seen schon jahrelang verödet waren.

Mit der Zeit vervollkommneten sich meine Fangapparate ganz gewaltig. An die Stelle der primitiven Angel trat ein Netzteller, dessen Rand aus dickem Draht bestand. Innen in der Mitte des Netzes war ein Stein und darauf der Köder befestigt. Vom Rand führten drei Schnüre empor, die sich oben in einem Schwimmer aus Holz oder Borke vereinigten. Diese Teller wurden dann an Stellen, wo das steile Ufer Krebslöcher vermuten ließ, in den Fluß versenkt und nach einiger Zeit mit Hilfe einer Stange, deren Spitze in einen Haken auslief, gehoben. Der Stein bauschte dabei das Netz des Käschers zu einem Beutel, aus dem die Panzerträger nicht entweichen konnten.

Ach, was habe ich dabei für herrliche Stunden verlebt! Wenn nach einem heißen Sommertage die Abendkühle herniedersank, trat ich meine Expedition an, meistens von ein paar jüngeren Forstbeamten begleitet. Der Rucksack barg die nötigen Erfrischungsmittel. An der nächsten Waldecke, an einer mächtigen Eichengruppe wurde Halt gemacht und ein Feuer entzündet, dessen dichter, durch übergelegte Tannenäste erzeugter Qualm die Mücken verscheuchen mußte. Dann wurden die Teller mit Köder beschickt und ausgeworfen. Und während einer von uns den 'Dienst' besorgte, lagerten die andern am Feuer und erzählten sich Jagdgeschichten mit vielem Jägerlatein.

Wo sind die schönen Zeiten hin! Auch die Inster hat ihren Krebsreichtum auf weite Strecken eingebüßt, aber nicht durch die Pest. Im Juni des Jahres 1896 zog an einem heißen Tage ein starkes Gewitter auf, dem ein fürchterlicher Wolkenbruch folgte. Schon nach einer halben Stunde trat der kleine Fluß über seine Ufer und wälzte seine trüben Fluten hunderte von Fuß breit über die herrlichen Wiesen.

Die Heuernte war vernichtet, denn das mit Schlamm überzogene Gras ist nicht mehr als Viehfutter verwendbar. Aber noch etwas Schlimmeres war passirt. Überall auf dem Ufer lagen unzählige Krebse verendet. Der trübe, zähe Schlamm, den das Wasser von den Ackerflächen mitgerissen hatte, hatte ihre Atmungsorgane verstopft; vergeblich waren die Krebse ihrem eigentlichen Element entflohen, sie mußten elendiglich zu Grunde gehen.

In den meisten kleineren Flüssen werden die Teller auch von den Berufsfischern zum Krebsfang benutzt. In den Seen verwendet man Reusen, die aus leichten Holzstäben gefertigt sind. Sie sind an beiden Seiten offen und gestatten dem Krebs durch eine sich trichterförmig verengernde Öffnung den Eingang nach dem Innenraum, wo der Köder befestigt ist, natürlich so, daß er von außen nicht erreichbar ist. Je zwei Mann werfen am Abend in kurzen Abständen zwei bis drei Schock solcher Reusen aus. Ganz früh bis Sonnenaufgang müssen die Reusen wieder gehoben werden, denn so eng auch der Ausgang ist, der Krebs zwängt sich doch hindurch. Ist der Fang gut, dann kann jede Reuse zwanzig bis dreißig Krebse enthalten. Nun denke man sich, was die zahllosen Seen Ostpreußens von diesen schmackhaften Krustentieren lieferten, als sie noch nicht von der Krebspest heimgesucht waren!

Die amüsanteste Art, Krebse zu fangen, ist doch die mit Fackellicht. Sie ist allerdings verboten und daher nur auf geschlossenen Gewässern, die der staatlichen Aufsicht nicht unterstehen, möglich, wird aber auch auf kleinen abgelegenen Seen geübt, die der vielgeplagte Aufseher sehr selten revidiert. In meinem Elternhause rüsteten wir uns allwöchentlich ein- auch zweimal zu einer solchen Expedition. Fettes Kienholz wurde in fingerdicke und handlange Stückchen zerspalten und damit ein alter Sack gefüllt. Die männlichen Teilnehmer der Expedition bekleideten sich mit uralten Hosen und Röcken, die schon hundertmal dem gleichen Zweck gedient hatten, die weiblichen mit einem Unterrock ähnlicher Qualität.

Mit Dunkelwerden ging die Reise los. Der Stärkste trug den Sack mit Kien, die andern an einer dicken Schnur um den Hals einen Beutel zum Aufbewahren der Krebse. An einer geschützten Waldecke wurde Halt gemacht und in dem Feuerkorb, einem Drahtgeflecht, das mit einem Eisenstab an einer Holzstange befestigt ist, der Kien in Brand gesetzt. Dann geht der Fang los. In der Mitte schreitet der Feuerträger, zu beiden Seiten die Fänger. Vom Licht geblendet sitzen die Krebse im seichten Wasser auf klarem Grunde unbeweglich. Aber man muß sich hüten, falsch zuzufassen, sonst schnellt sich der Krebs mit einem heftigen Schlag seines Schwanzes pfeilschnell rückwärts davon ins tiefe Wasser. Der Griff muß stets von der Schwanzseite den Krebs decken, faßt man ihn anders, dann bekommt man unfehlbar mit seinen starken Scheren zu thun.

Ab und zu steht auch ein großer Schlei oder Hecht im dünnen Röhricht des Ufers. Dann reicht der Kienträger den vorsorglich mitgeführten Speer einem der Fänger, der Lichtspender leuchtet dem Fisch dicht über dem Wasserspiegel in die Augen, ein scharfer Stoß — der Schuppenträger sitzt am Eisen. Nicht selten trifft man auch einen Aal an, doch gelingt es selten, diesen schlauen Räuber zu erbeuten.

Im Morgengrauen wird Schluß gemacht. Jeder Fänger entleert seinen Beutel, um den Fang zu zählen, noch einen Schluck aus der Flasche, dann schlumpt die nasse Gesellschaft heimwärts.

Man kann den Krebs auch am Tage aus seinen Schlupfwinkeln unter Steinen, Baumwurzeln oder aus den von ihm selbst gegrabenen Uferlöchern herausholen. Dabei hat man stets den Biß der scharfen Scheren auszuhalten und meistens reißt man dem Krebs einen oder beide dieser wertvollsten Körperteile ab. Man kann dabei auch mal an eine Wasserratte geraten und dann setzt es tüchtige Bisse, die jedem die Lust an dieser Art von Krebserei gründlich verleiden.

Leider muß ich dieser Schilderung hinzufügen: Tempi passati! Und wer weiß, wie lange es dauern wird, bis unsere Seen wieder so viel Krebse beherbergen, daß sie einen nennenswerten Ertrag liefern. Privatleute und Vereine können wohl viel thun, aber um tausende von Quadratkilometern Wasser mit Saatkrebsen zu besetzen, dazu reicht Einzelkraft nicht aus, da muß der Staat eintreten. Und je eher sich die in Betracht kommenden Behörden dazu entschließen, desto besser! Denn jedes Jahr bedeutet einen ganz gewaltigen Ausfall von Einnahmen für die Anwohner der verödeten Gewässer.

Auch ist der Krebs nicht so leicht zu vermehren, wie der Fisch. Vollends die Art, wie man dem Fisch Rogen und Milch abstreicht, künstlich befruchtet und aus den Eiern die jungen Fischlein

erbrütet, die Art ist beim Krebs durchaus nicht anwendbar. Die jungen Krebse schlüpfen nur aus, wenn sie mit dem Muttertier vereinigt bleiben. In der zweiten Hälfte des Oktober und den November hindurch findet die Begattung statt; eigentlich paßt dieser Ausdruck für den Vorgang nicht recht. Denn das Männchen, das das Weibchen meist unter großer Kraftanstrengung auf den Rücken werfen muß, heftet seine dickflüssige, klebrige und kalkige Samenflüssigkeit, die im Wasser bald erhärtet, dem Weibchen von außen an die Brust. In diese Masse sind die Spermatozoen, die Fortpflanzungskeime, eingebettet. Erst einige Tage nach diesem Vorgang beginnt das Weibchen mit der Ablage der Eier. Vorher schlägt das Weibchen den Schwanz ein und scheidet, nach der eingehenden Schilderung Dr. Dröschers, in den dadurch entstehenden Hohlraum aus zahlreichen Drüsen des Hinterleibes eine große Menge eines hellen, gelatinösen, klebrigen, im Wasser unlöslichen Schleimes ab; „in diesen Schleim gelangen nun die aus den weiblichen Geschlechtsöffnungen austretenden 2 bis 3 mm großen, dunkelbraun bis tiefweinblau gefärbten Eier; sie passieren die Schleimmasse und werden zu 8 bis 12 Stück in Traubenform an die Schwimmfüßchen des Hinterleibes befestigt. Der gelatinöse Schleim hat nicht nur die Aufgabe, die Eier den Schwimmfüßchen anzuheften, er vermittelt auch zu gleicher Zeit die eigentliche Befruchtung der Eier, die einen von der vorausgehenden Begattung genau zu trennenden Akt darstellt. Der Schleim hat nämlich die Fähigkeit, die Kittmasse, in der die männlichen Samentierchen fest eingeschlossen liegen, aufzulösen und so die Samentierchen zu befreien; letztere werden jetzt durch die beständig hin und her schwingende Bewegung der Schwimmfüßchen durch die ganze Schleimmasse verteilt und verursachen dadurch eine milchlich weiße Trübung derselben . . . dadurch werden die Samentierchen in Berührung mit den Eiern gebracht und auf diese Weise die Befruchtung der letzteren vermittelt.“

Nun beginnt für das Krebsweibchen eine schwere Zeit, die etwa sechs Monate bis zum Ende des Juni dauert. Es zieht sich in sein Loch zurück und hält mit den kleinen Schwimmfüßen die daran befestigten Eier in fortwährender Bewegung. Würde das nicht geschehen, dann würden die Eier in dem sauerstoffarmen Wasser des Loches zu Grunde gehen oder vom Schlamm und andern Unreinlichkeiten zerstört werden. Die Ende Juni aus dem Ei schlüpfenden etwa drei Millimeter langen Jungen gleichen den alten fast vollständig, nur das Kopfbruststück ist stärker, der Schwanz dünner als bei den erwachsenen Krebsen.

Viele Fährlichkeiten haben die kleinen Geschöpfe zu bestehen, bis sie zu einer brauchbaren Größe heranwachsen. Die eigene Mutter verschmäht es nicht, einige ihrer Nachkommen zu verspeisen, und zur Zeit des Schalenwechsels, wenn die neue Haut noch butterweich ist — daher der Name: Butterkrebse — werden sie von vielen Fischen, namentlich Barschen, mit Vorliebe gefressen. Nach meiner Beobachtung läßt es der Butterkrebs dabei an der nötigen Vorsicht fehlen, denn bei dem nächtlichen Krebsfang bei Kienlicht wurden recht oft weiche Krebse gefangen, die munter zwischen den anderen herumspazierten, anstatt im sicheren Versteck das Erhärten ihres Panzers abzuwarten.

Der Schalenwechsel bedeutet für den Krebs die Perioden des Wachstums. Nach der zusammenfassenden Darstellung Dröschers häuten sich die jungen Krebse im ersten Sommer fünfmal. Bis zum Juli des folgenden Jahres erfolgt noch ein dreimaliger Schalenwechsel, im zweiten Lebensjahr soll sich der Krebs noch fünfmal häuten. Dann nimmt die Zahl der Häutungen ab. Größere männliche Krebse häuten sich jährlich nur zweimal, einmal im Sommer, das zweite Mal im Herbst. Die weiblichen Mutter-Krebse sollen sogar nur einmal ihr Panzerkleid abwerfen und zwar kurz, nachdem die Jungen sie verlassen haben. Es ist ein schwieriges und wahrscheinlich auch nicht ganz schmerzloses Geschäft, dem der Krebs sich unterziehen muß. Unter der alten Schale bildet sich allmählich eine neue lederartige Haut, und darüber ein dickflüssiger zäher Schleim, der die alte Decke lockert und das Abstreifen erleichtert. An der Häutung beteiligen sich auch die zarteren Körperanhänge, wie Augen, Fühler und Kiemen, sogar die innere Auskleidung des Kaumagens. Mit vieler Mühe streift das Tier

die alten Schalen, die dabei teilweise zertrümmert werden, ab. Ohne zu fressen bringt es dann zehn bis zwölf Tage zu, während dessen die neue Schale erhärtet.

Infolge dieser eigentümlichen Vorgänge ist das Wachstum des Krebses ziemlich langsam. Wer Gelegenheit hatte, die von dem Krebshändler Micha auf der Berliner Gewerbeausstellung 1896 ausgestellte, nach Jahrgängen geordnete Kollektion von Krebsen zu sehen, wird erstaunt gewesen sein, wie klein ein Krebs im Alter von 6 bis 7 Jahren noch ist. Nach einer von Dr. Dröscher aufgestellten Tabelle, die auf zahlreichen Messungen beruht, wird der Edelkrebs im sechsten Lebensjahre 11,3 bis 12 cm lang, d. h. von der Kopfspitze bis zur Schwanzspitze gemessen, und 57 bis 78 Gramm schwer. Nach zwei Jahren hat der Krebs 12,5 bis 13,4 cm Länge und 93,5 bis 113 g Gewicht erreicht.

Wie alt mögen dann die mächtigen Exemplare von 18 bis 20 cm Länge gewesen sein, die früher zahlreich in den masurischen Seen gefangen und 'Pariser' genannt wurden, weil sie bis nach Paris verschickt wurden, um dort die Gaumen und Zungen der französischen Feinschmecker zu ergötzen. Den Bedarf, auch den der deutschen Küche, deckt jetzt Galizien mit seinem minderwertigen Material und Finnland sowie Schweden mit prächtigen Edelkrebsen. Aber wenn die Krebspest auch die dortigen Gewässer verwüstet? Dann wird der Handel neue Bezugsquellen erschließen, aber der Preis des beliebten Krustentieres wird so steigen, daß nur recht wohlhabende Leute sich seinen Genuß gönnen können. Und die Gefahr liegt thatsächlich vor. Es ist also eine Frage, die empfindlich das Nationalvermögen berührt, ob man sich in Norddeutschland aufraffen wird, um die verödeten Gewässer noch rechtzeitig mit neuen Krebsen zu besetzen, solange noch Edelkrebse zu billigen Preisen erhältlich sind. Geschieht das nicht, dann werden bald die Eltern ihren Kindern von einem Krustentiere erzählen können, das einstmals die herrlichsten Gerichte lieferte, wie Krebsschwänze in Dillsauce, oder die köstliche Krebssuppe oder gar ein Ragoût fin.

# Allerlei.



**Frauenberufe in Amerika.** Einen interessanten Überblick über die von amerikanischen Frauen ergriffenen Berufe giebt eine Statistik, die kürzlich von der 'Association of Collegiate Alumnae', einem Verein ehemaliger Besucherinnen der amerikanischen Frauenhochschulen, über die Berufsverhältnisse seiner Mitglieder veröffentlicht wurde. Der Verein zählt nominell zweitausend Mitglieder; von diesen antworteten auf die behufs der statistischen Erhebungen an sie gerichteten Anfragen 451, so daß man also annehmen kann, daß ein großer Teil der übrigen Frauen nach Absolvierung der Schule es doch vorgezogen hat, auf Selbständigkeit zu verzichten und einem Manne die Hand zu reichen. Unter den erwähnten 451 — eine immerhin noch überraschend große Zahl — Frauen, die einen selbständigen Beruf ergriffen hatten, befanden sich: 169 Lehrerinnen, 47 waren in Bibliotheken beschäftigt, 28 waren Stenographinnen, 22 Krankenwärterinnen, 19 hatten sich dem Journalismus gewidmet. Von den übrigen hatte sich eine der Astronomie zugewandt, eine andere war Annoncen- und eine dritte Versicherungsagentin geworden; der Rest verteilte sich auf Telegraphistinnen, Korrekturleserinnen in Buchdruckereien und eine Anzahl Frauen, die eine der verschiedenen Künste ausübten. Daß die verschiedenen, in den 'Vereinigten Staaten' praktizierenden weiblichen Ärzte in obiger Statistik nicht aufgeführt sind, liegt wohl daran, daß sie nicht Mitglieder der 'Association' sind und ihre Ausbildung an anderen Stellen erhalten haben.

Was den Verdienst anbelangt, den amerikanische Frauen in ihrem Beruf erzielen, so ist derselbe im Durchschnitt ein guter. Ungefähr ein Drittel der erwähnten 451 Frauen verdient im Monat zwei bis dreihundert Mark, ein Sechstel hundert bis zweihundert, ein zweites Sechstel drei bis vierhundert, und das letzte Drittel vier- bis achthundert Mark. Zwei der Damen brachten es sogar auf 1200 Mark im Monat.

Daß die vielseitigen amerikanischen Frauen übrigens auch viele Erfinder unter sich zählen, zeigt die amerikanische Patentliste, in der nicht weniger als 3468 von Frauen herrührende Erfindungen eingetragen sind.

**Das sonnigste Land Europas** ist Spanien. Dort giebt es in einem Jahre durchschnittlich dreitausend Stunden, in denen man sich am hellen Sonnenschein erfreuen kann; Italien hat deren 2300, während in Deutschland die Sonne an 1700 und in England, dem Lande der Nebel nur an 1400 Stunden scheint, also um die Hälfte weniger als in Spanien. Das ist erklärlich, ist doch Großbritannien das regenreichste Gebiet Europas, da die jährliche Regenmenge im schottischen Hochland 8890 und im englischen Tieflande 6000 Millimeter beträgt. Ein Vergleich mit den Niederschlagsverhältnissen anderer Länder zeigt, wie kolossal diese Regenfälle sind. Die Mark Brandenburg, die doch auch nicht gerade regenarm ist, hat nur 548, Mecklenburg 504 und das Elsaß, die regenreichste Gegend Deutschlands, 1360 Millimeter jährlicher Niederschlagsmenge. Im Gebiet der Alpen ist der Bernhardin mit 2564 Millimetern der regenreichste Punkt, in Italien ist es Mailand mit 966 Millimetern. Was Frankreich anbetrifft, so hat dort Paris im Jahre 579, das Städtchen Joyeuse an der Rhone 1241 Millimeter Regenmenge. Bei weitem am meisten regnet es also in England, und ein wahres Dorado für Schirmmacher muß London sein, denn dort giebt es in einem Jahre nicht weniger als 178 Regentage.

Verantwortlicher Redakteur Paul Schettler, Berlin-Charlottenburg. — Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin W. 50, Rankestr. 28.
Verantw. f. d. Inseratenteil H. Lürßen, Gräfenhainichen. — Druck von Herrosé & Ziemsen, Gräfenhainichen.

JAHRGANG V. BAND II. 52. HEFT




# Der Gerichtstag zu Serranowo.

Von

**Erich Peterson.**

(Nachdruck verboten.) (Übersetzungsrecht vorbehalten.)

Als im Schenkzimmer die Ankunft der Gerichtskutsche bekannt geworden, war, wie erwähnt, eine große Stille eingetreten; erst nachdem der Kreisrichter und der Aktuar hindurchgegangen waren, belebte sich das Gespräch wieder. Das Thema desselben bildete natürlich der morgen beginnende Gerichtstag. Jeder zog seine Vorladung aus der Tasche hervor, die er seit Empfang beständig darin herumgetragen und jeden Tag neu durchstudiert hatte, wodurch das Papier eine andere Farbe angenommen und sich mit Fingerabdrücken und Weinspuren bedeckt hatte. Von neuem buchstabierte man die Citationen durch und knüpfte daran verschiedene Prognosen über den wahrscheinlichen Verlauf des morgigen ersten Termins, der für die Holzdiebe aus Serranowo angesetzt war.

In einer Ecke saßen an einem kleineren Tisch drei Männer in schweren Sorgen. Jeder hatte seine Flasche Similiwein und das respektive Glas vor sich; in der Mitte des Tisches befand sich ein Gegenstand, der augenscheinlich der ausgehöhlte Strunk eines kleineren Baumstammes und oben mit einem schweren Deckel versehen war. Das war eine Tabaksdose, gefüllt mit dem nationalen Schnupftabak der Kassubei, der den Namen Kachelinski führt, weil er für den Hausbedarf gewöhnlich in höchst primitiver Weise in einer alten Kachel zerrieben wird. Die abnorme Größe dieser Dose wird jedem Unbefangenen auffallen, man findet sie aber allgemein so in den Wirtshäusern der Kassubei. Früher hatte man auch kleinere Dosen im Gebrauch, aber diese wurden zu oft von den Gästen aus Versehen in die Tasche gesteckt, und deshalb konstruierte man Büchsen von einem solchen Umfang, daß sie selbst der geschickteste Eskamoteur nicht unbemerkt hätte hinaustragen können. — Der eine von den drei Männern ist der bekannte Prądzinski, der finster in die vor ihm liegende Vorladung starrt. Die beiden anderen heißen Dombrowski und Czerwinski; sie müssen morgen ebenfalls auf dem Gerichtstag erscheinen und unterhalten sich augenblicklich hierüber, während Prądzinski beharrlich schweigt. Dombrowski ist vom Förster Behrend eines Morgens nach sechs Uhr mit einem Baumstamm angehalten worden. Da der Förster der

Meinung ist, der Stamm sei noch in der selben Nacht abgeschlagen worden, soll Dombrowski den sechsfachen Wert des gestohlenen Baumes als Strafe erlegen, während ein am Tage verübter Holzfrevel nur das Vierfache kostet. Dombrowski findet diese Strafe ungerechtfertigt und räsonniert über den Förster. Czerwinski ist es ähnlich ergangen; er ist zwar bescheiden gewesen und hat bloß Knüppelholz genommen, — wenigstens damals, als ihn der Förster gesehen, was er sonst noch gethan hat, weiß man nicht. Da er aber mit seiner Frau und seinen Kindern im Walde angetroffen ist, hat man ihm auch eine höhere Strafe angerechnet und seine Gattin ebenfalls zum Termin geladen; außerdem hat der Förster behauptet, Czerwinski habe Knüppelholz erster Klasse gesammelt, während dieser sagt, es sei nur dritter gewesen. Dieses ist nämlich um die Hälfte billiger als das andere.

Dombrowski schimpft und setzt auseinander, in welcher Weise er sich morgen verteidigen werde. Czerwinski hört ihm trübsinnig zu; endlich nimmt er eine gehörige Prise, wozu er sich eines kleinen hölzernen Löffels bedient, und sagt dann: „Hilft dir ja alles nichts, was Behrend sagt, ist die Hauptsache.“

Dombrowski weiß das allein, er nickt dazu und versinkt in tiefes Nachdenken, wobei er mit dem Zeigefinger im Schnupftabak herumrührt. Das thut er gewöhnlich so. Früher, als noch die kleinen Tabaksdosen existierten, hatte er noch eine andere Gewohnheit, die nämlich, beim Nachhausegehen gleich die ganze Dose mitzunehmen; noch jetzt pflegt er beim Aufbruch stets in Gedanken die Hand nach dem großen Tabaksbehälter auszustrecken und dann jedesmal schmerzlich zu seufzen. Nachdem er eine Weile gerührt, kommt ihm plötzlich eine Idee. „Du, man müßte ihm was schicken,“ sagt er zu Czerwinski.

Dieser horcht auf. „Dem Förster?“ fragt er, — „was denn?“ Dombrowski rührt weiter in der Dose. „Hm — irgend was — — — Zigarren.“ —

Czerwinski nimmt wieder eine Prise, dann stößt er Prądzinski an, der von seinem Papier aufsieht. „Du, wir wollen Behrend Zigarren schicken — hörst du?“ —

Prądzinski hört und versteht auch. „Ihr wollt ihm Zigarren schicken,“ sagt er langsam, „na, thut's doch.“

„Ach, du mußt aber auch was zugeben.“

Prądzinski protestiert dagegen. „Ich will nich', was geht's mich an; ich habe ja nichts davon gesagt, laßt mich in Ruh'.“

Eine kurze Stille folgt hierauf. Dann fängt Dombrowski wieder an. „Müssen aber gut sein,“ brummt er. —

Czerwinski nickt dazu. „Von Oppel — hinten aus'm Schrank,“ meint er und deutet nach dem kleinen Zimmer, wo sich die beiden Gerichtspersonen aufhalten. „Was mögen sie kosten?“

Dombrowski zuckt mit den Achseln, er kann darauf keine Antwort geben. Czerwinski stößt Prądzinski an: „Du, was kosten die Zigarren?“

„Was weiß ich, so frag' doch!“

Czerwinski ist unschlüssig, er fragt Dombrowski: „Du, soll ich fragen? Es darf doch aber eigentlich keiner merken, — nich' wahr, Prądzinski, es darf doch keiner merken, na nich'?“

„Ach, wer soll's merken.“ —

Czerwinski will aber nicht fragen, er sucht erst Dombrowski dazu zu überreden; als ihm das nicht gelingt, geht er doch hinter den Schenktisch zu Oppel. Nach kurzer Zeit kommt er wieder. „Drei Thaler,“ sagt er, „verflucht teuer, geht nich'.“ —

„Müßt jeder anderthalb Thaler geben,“ mischt sich Prądzinski ungefragt ein, trotzdem er vorher erklärt hat, daß ihn die Sache nichts anginge.

Czerwinski schüttelt traurig den Kopf; Dombrowski aber ärgert sich, er deckt auf einmal energisch die Tabaksdose zu und wendet sich dann an den Wurzelreißer.

„Kannst ebenso gut was geben wie wir, komm, jeder giebt 'nen Thaler.“

„Nein, laß' mich in Ruh!“

Jetzt fängt Czerwinski an zu bitten. Prądzinski will sich auf nichts einlassen, endlich erklärt er sich bereit, einen Achthalber, das heißt fünfundzwanzig Pfennige, zu opfern. Da aber dieser unbillige, fast höhnische Vorschlag beinahe zur Folge hat, daß die andern den Plan fallen lassen, sucht er

wieder einzulenken und, bietet eine Mark an, er zieht dabei schon den Geldbeutel hervor. Dombrowski will aber darauf nicht eingehen. Endlich legt Prądzinski eine Mark, ein Fünfzigpfennig-, vier Zehnpfennig- und zwei Fünfpfennigstücke auf den Tisch, die beiden anderen fügen zu gleichen Teilen den Rest hinzu, und dann wird die ganze Summe Czerwinski anvertraut, der damit zu Oppel geht, um eine Kiste Zigarren zu kaufen.

Als er mit der Kiste zurückkommt, belegt Prądzinski sie sogleich mit Beschlag, obgleich er am wenigsten gegeben hat. Er besieht sich auf das eingehendste das Etikett, buchstabiert die Aufschrift daran, wiegt sie dann prüfend in der Hand und macht schließlich den Vorschlag, sie zu öffnen und den Inhalt näher zu untersuchen. Das geschieht. Man besieht sich die Zigarren, Prądzinski riecht sogar daran: dann will er sie zählen, um zu sehen, ob es auch genau hundert sind. Da die andern aber fürchten, daß hierdurch die Verpackung leidet, wird er daran verhindert; ebenso wird auch sein Vorschlag, einige Zigarren zu probieren, abgelehnt und die Kiste darauf wieder zugemacht. Dann überlegt man, wie das Präsent dem Förster übermittelt werden soll. Dieser wohnt etwa eine Viertelmeile von Serranowo entfernt, dicht bei dem Abbau Serranowerhütte. Man beschließt, daß alle drei sich zusammen bis zu letzterem Punkt begeben sollen, dann soll Czerwinski allein sich bis zum Forsthause schleichen, hier heimlich die Kiste auf den Hausflur stellen und dann schleunigst wieder verschwinden. Noch etwa eine halbe Stunde bleiben die drei sitzen, dann brechen sie auf, um ihren Beschluß auszuführen.

Der Förster Behrend hatte eben sein Nachtmahl beendet. Er hatte wie gewöhnlich kalten Hammelbraten gegessen, welche kräftige Speise man in jedem Forsthause der dortigen Gegend an den meisten Tagen der Woche antrifft. Viele Leute behaupten, dieser Hammelbraten sei eigentlich Rehbraten; das kann aber nicht der Fall sein. Die Förster müssen alles von ihnen geschossene Wild an die Oberförsterei abliefern; wenn sie selbst etwas davon haben wollen, müssen sie es sich kaufen. Das thut aber keiner, und darum muß es mit dem Hammelbraten wohl seine Richtigkeit haben. — Behrend hatte also gegessen und sich dann angeschickt, die zu seinem Amt gehörigen Schreibereien zu erledigen. Plötzlich schlug draußen auf dem Hof der Hund an. Der Förster horchte auf, — wer kam denn da noch so spät? Vorsichtig wurde die Hausthür aufgeklinkt, dann wurde ein leises Scharren längs der Wand vernehmbar. Behrend stand auf, um nachzusehen, wer da draußen wäre, da wurde aber auch die Hausthür schon wieder zugeschlagen. Der Förster schüttelte den Kopf, ging nach der Thür und sah in den Hausflur hinaus: niemand war zu sehen; er ging weiter und öffnete die Hausthüre, — vor dem Hause konnte er auch keinen Menschen bemerken. Er ging wieder in's Zimmer zurück, nahm die Lampe und leuchtete in den Hausflur hinaus, — aha, da lag ja etwas, dicht an der Wand, ein kleines Paket, eingewickelt in einen alten Sack. Behrend hob es auf und brachte es in die Stube. Er wickelte die Umhüllung ab: eine neue und, dem Gewicht nach zu urteilen, auch gefüllte Zigarrenkiste kam zum Vorschein. Der Förster setzte seinen Fund auf den Tisch und betrachtete ihn erstaunt. Das war ihm noch nie passiert, daß man ihm heimlich etwas geschickt hatte. — Ob wohl gute Zigarren in der Kiste waren? Diese Frage interessierte ihn ebenso sehr wie die, von wem das geheimnisvolle Paket herrühre. Geraume Zeit saß er still da und starrte auf die Kiste. — Verdammt, daß auch gerade morgen der Gerichtstag sein mußte, wo er als Zeuge zu erscheinen hatte! Man müßte natürlich die Kiste abgeben, — beim Oberförster. — Wenn man nur wissen könnte, was für eine Sorte Zigarren darin ist, — schlechte hatte er allein genug. — —

Als Behrend soweit in seinen Gedanken gekommen war, bemerkte er, daß die Kiste schon einmal geöffnet worden sei. Das war gut, nun konnte man sich wenigstens den Inhalt ansehen. Er zog sein großes Taschenmesser hervor und hob den Deckel auf. — Ah, wirklich, eine gute Zigarre, famoser Geruch, — ein bißchen schwer schienen sie zu sein, aber ein Förster kann schon etwas vertragen. Ja, — aber er konnte sie doch nicht behalten; — — schade, sehr schade

um die vortrefflichen Zigarren. Wenn man wenigstens wüßte, wer sie da draußen hingelegt hatte; vielleicht wollte sich nur ein guter Freund einen Scherz machen, weshalb gleich an einen Bestechungsversuch denken! — Behrend griff nach seinem Notizbuch und sah sich die Namen der von ihm angezeigten und zu morgen vorgeladenen Serranowoer an. Eine ganze Menge Namen: Dombrowski, Lipinski, die alte Klebba, Czerwinski, Cochaneck und so weiter, ganz zuletzt noch Pradzinski. — Ob es wohl einer von denen gewesen war? Aber nein, die Kerle sind ja viel zu geizig dazu, solche guten Zigarren würden sie schon überhaupt nicht kaufen.

Wieder sah Behrend sich die Zigarren an, ein schönes Erzeugnis der Tabaksindustrie! Bißchen dunkle Farbe — maduro —, die seinigen sahen viel heller aus, beinahe strohgelb, ein miserables Zeug. Und er holte aus der Schublade des Tisches die Kiste hervor, die er sich erst gestern aus Schoppau mitgebracht hatte, um die beiden Sorten zu vergleichen. Er nahm je eine Zigarre aus den beiden Kisten heraus, dieselbe Form hatten sie ja so ziemlich, aber die Farbe stimmte nicht überein, — einen besseren Geruch würden die anderen auch wohl entwickeln als seine. — Ganz in Gedanken hatte der Förster mit der Spitze des Fingernagels von der guten Zigarre die Spitze abgekniffen; er erschrak beinahe, als er das bemerkte. Schnell, wie um einen Schaden gut zu machen, schob er seine eigene intakte Zigarre in die Lücke, sie paßte ganz gut hinein. Er überlegte noch einen Augenblick, dann zündete er die andere über der Lampe an. — Wirklich, ein feines Kraut; wenn man das doch immer haben könnte. Behrend rauchte sonst Pfeife, nur am Sonntag Zigarren, wenn er nach Schoppau oder Brodnitz fuhr, um dort in der Schenke mit anderen Kollegen Karten zu spielen. — Er überlegte eine Weile und zog dann vier weitere Zigarren aus der neuen Kiste heraus, dafür vier andere von den strohgelben hineinsteckend. So, die würden für nächsten Sonntag reichen. Wenn er aber acht Zigarren hätte, würden sie für zwei Sonntage reichen. Und er nahm acht. Darauf wurde er neugierig, ob wohl noch mehr von seinen Zigarren in die andere Kiste paßten. Der Versuch mußte gemacht werden. Es ging ja schwer, die schlechte Sorte war doch ein bißchen dicker, aber, schließlich paßten sie doch, wenn man sie etwas zusammendrückte. Und er setzte diesen Versuch fort, bis es schließlich nichts mehr zu probieren gab. Äußerlich sah die Kiste Zigarren genau so aus, wie vorher; obenauf in der ersten Lage prangten die guten dunklen, unten hielten sich die anderen in dem beschämenden Gefühle ihrer geringeren Qualität verborgen. — — — — — — —

Der folgende Tag war angebrochen. Es war ungefähr acht Uhr früh, aber draußen war es noch dunkel, und es wehte ein schneidend kalter Wind. Eben war ein Wagen vor dem Oppelschen Gasthofe vorgefahren, der Herr Oberförster war angelangt. Er kam immer früh, um noch ein Stündchen mit dem Herrn Kreisrichter zusammen sitzen zu können. Die drei Herren, Kapf, Raschke und der Aktuar, saßen in dem kleinen Zimmer. Hier war es recht behaglich: die Fensterladen waren noch geschlossen, im Ofen brannte ein tüchtiges Holzfeuer, und auf dem Tisch stand die blankgeputzte Kaffeemaschine. Oppel hatte extra für die Herren Waffeln zum Kaffee backen lassen, ganz warm wurden sie hereingebracht, alle fünf Minuten eine frische Lage von der Pfanne; der würzige Geruch von Zimt und frischem Backwerk erfüllte den Raum. Die Herren sprachen nicht viel. Man redete etwas vom Wetter, von der Jagd, wovon die beiden Gerichtspersonen aber nichts verstanden, der Kreisrichter erzählte einige Neuigkeiten aus der Stadt und fragte schließlich den Oberförster, ob er nicht zwei Hasen bekommen könne, die er mit nach Hause nehmen wolle. Das machte er jedesmal, wenn er in Serranowo war, außer in der Schonzeit; er that freilich immer so, als wollte er das Wild kaufen, aber er bekam es doch zum Präsent. —

Zu neun Uhr war der erste Termin angesetzt. Die alte Wanduhr hatte schon drei Viertel auf Neun geschlagen, als der alte Oppel eintrat und dem Herrn Oberförster mitteilte, der Förster Behrend wünsche ihn zu sprechen. Raschke wunderte sich, was sein Untergebener ihm wohl zu sagen habe, und ließ ihn herein rufen. Behrend

trat ein, in seiner besten Uniform, die er nur an Gerichtstagen, zu den hohen Festen, Kindtaufen und ähnlichen feierlichen oder vergnügungsreichen Gelegenheiten anlegte; unter dem Arm trug er eine Zigarrenkiste.

„Na, lieber Behrend, was ist denn los?“ fragte Raschke. Behrend trat an den Tisch, legte die Kiste auf eine Ecke desselben und sagte in dienstlichem Tone: „Ich erlaube mir, Herr Oberförster, Meldung zu machen, daß diese Kiste gestern Abend in meinem Hause niedergelegt worden ist, von wem, weiß ich nicht.“ —

„Ist die Möglichkeit,“ sagte der Oberförster erstaunt, „was ist denn drin?“ —

„Zigarren, Herr Oberförster.“

„Was, wirklich Zigarren!“ — Raschke hatte das garnicht einmal erwartet. „Zeigen Sie doch 'mal her, wollen den Krempel 'mal ansehen.“ Er öffnete die Kiste. Kapf, den die Sache ebenfalls interessierte, weil es sich um Zigarren handelte, warf ebenfalls einen Blick hinein. „Scheint ja 'ne ganz gute Sorte zu sein,“ meinte er.

Raschke wunderte sich immer mehr. „Können Sie sich garnicht denken, wer Ihnen das Paket hingebracht haben mag?“ fragte er den Förster.

„Ich habe gar keine Vermutung, Herr Oberförster,“ entgegnete dieser und schilderte dann, auf welche Weise er die Kiste gefunden. Diese Schilderung erstreckte sich bis zu dem Punkt, wo Behrend die Kiste öffnete und die Zigarren darin sah; die auf dieses Geschehnis folgenden historischen Vorgänge wurden nicht mehr berührt.

Der Oberförster hörte aufmerksam zu und dachte dann nach. Von irgend einem Kassuben kam das Präsent wahrscheinlich, da der Kerl aber die Sache anonym ins Werk gesetzt hatte, lohnte es garnicht, viel Aufhebens davon zu machen; man konnte ja schließlich unter der Hand Untersuchungen anstellen, aber davon brauchte Behrend nichts zu wissen.

„Na, schön, ich danke Ihnen, lieber Behrend,“ sagte der Oberförster also; „ich werde sehen, was wir mit der Kiste anfangen.“ — Und dann stand er auf und ging an den Wandschrank, um sich einen 'Kurfürstlichen Magenbittern' einzugießen. Er hatte eigentlich keinen Appetit darauf, er that es nur, um Behrend auch einen anbieten zu können.

Als der Förster die Stube verlassen hatte, wurde der Vorfall weiter erörtert. Zunächst wurden die Zigarren noch einmal geprüft; Kapf entdeckte, daß es ganz dieselben seien, die Oppel für die Gerichtstage in Vorrat hatte. Die Kiste mußte also wohl auch von ihm stammen. Der Oberförster wollte sofort bei dem Gastwirt Erkundigungen einziehen, Kapf bestimmte ihn jedoch, noch zwei Tage damit zu warten, bis die sämtlichen Forststraffachen erledigt seien; man müsse die Leute ganz unbefangen aburteilen, meinte er. Dann wurde noch die Frage aufgeworfen, was mit der Kiste geschehen sollte. Der Kreisrichter schlug dem Oberförster vor, sie zum Besten der Forstkasse öffentlich versteigern zu lassen, und dieser hielt dies auch für das Richtigste. Damit war die Angelegenheit vorläufig erledigt, und da es inzwischen halb zehn geworden war, begaben sich die drei Herren in den Gerichtssaal.

Dieser Saal, in dem sonst die Tanzvergnügungen abgehalten wurden, war in geeigneter Weise für die Gerichtssitzungen hergerichtet. Die kleine Estrade, auf der an Tanztagen drei Individuen, die ein Musik genanntes Geräusch produzierten, mit Mühe ihren Platz behaupteten, war fortgeschafft worden; dafür hatte man zwei große Tische hingestellt. Auf dem einen waren große Berge von Akten aufgehäuft, an dem andern nahm der Gerichtshof Platz: in der Mitte der Kreisrichter, rechts von ihm der Oberförster in seiner Eigenschaft als Forstpolizeianwalt und auf der anderen Seite als Protokollführer der Aktuar, auch Pan Dolmacz von den Kassuben genannt, weil er nötigen Falles als Dolmetscher zu fungieren hat. Ein Gerichtsdiener war nicht da, Oppel besorgte aus Liebhaberei alle Funktionen eines solchen. Der Aktuar überreichte ihm einen Zettel, und mit diesem begab er sich in die Schenkstube, um die zum ersten Termin — Forstdefraudationen im Belauf Serranowo, angezeigt vom Förster Behrend — Geladenen aufzurufen. Er rief würdevoll und feierlich: Prosper Dombrowski, Kasimir Zuchi-Lipinski, Josepha Klebba, Prosper Cochaneck, Leo Czerwinski und Maria Czerwinska, und so weiter, eine ganze

Reihe Namen, zuletzt Stanislaus Przbzinski. — Alle Aufgerufenen treten in den Saal ein. Kapf hat das seit längerer Zeit so angeordnet, er will nicht, daß die Leute so lange in der Schenkstube warten, es riecht sonst nachher im Gerichtssaal zu unangenehm. Sie nehmen alle auf einer langen Bank an der einen Wand Platz, an der anderen Seite sitzt auf einem Stuhl der Förster Behrend. Dombrowski, als der zuerst Aufgerufene, tritt vor die Schranken des Gerichts; er sieht etwas melancholisch drein.

Die Verhandlung beginnt. Kapf sucht in der einen Westentasche herum und fördert endlich aus deren Tiefen das unscheinbare Fragment eines Bleistifts zu Tage. Dann reicht ihm der Aktuar das erste Aktenstück, er wirft einen Blick darauf, brummt „also Dombrowski," und beginnt dann: „Sie haben am dreizehnten November im Belauf Serranowo, Jagen Nr. 13, einen Baum gefällt und versucht, denselben nach Hause zu transportieren, wobei Sie aber um 6 Uhr 28 Minuten morgens vom Förster Behrend betroffen wurden. Geben Sie das zu?" —

Dombrowski schweigt, er sieht auf die Pelzmütze, die er in der linken Hand hält.

„Na!" sagt Kapf.

Dombrowski sammelt sich zum Reden; er fängt an, mit dem Zeigefinger der Rechten in seiner Mütze herumzurühren und bejaht dann die Frage des Richters. Dieses erfreuliche Geständnis erfolgt indessen nicht sofort; er stellt die Sache zuerst nur als möglich hin, er vermöge sich nicht mehr genau zu erinnern, — erst als Kapf den Zeugen Behrend aufrufen will, giebt er positiv zu, ja, er habe den Baum genommen.

Der Aktuar malt mit großen Buchstaben das Wort 'zugestanden' in sein Protokoll. Kapf wirft einen fragenden Blick auf den Oberförster, dieser macht einen schwachen Versuch, sich zu erheben, und spricht: „Ich beantrage Schadenersatz und achtfache Strafe." —

Der Kreisrichter sieht in das vor ihm liegende Aktenstück und wendet sich dann wieder an den Oberförster: „Achtfach? — das kann doch nicht stimmen, es war ja nicht nachts, hier steht doch 6 Uhr 28 Minuten." —

Raschke erklärt: „Um diese Zeit wurde er vom Förster getroffen, gefällt muß er den Baum aber schon vor sechs haben."

„Ach so, dann war es also noch in der Nacht," meint Kapf und will eben das Urteil fällen, als Dombrowski trübselig die Erklärung abgiebt, es sei nach sechs gewesen.

Der Kreisrichter sieht auf den Förster Behrend. Dieser steht auf und sagt aus: „Es muß vor 6 Uhr gewesen sein, Herr Kreisrichter; als ich Dombrowski traf, hatte er schon eine Viertelstunde Wegs zurückgelegt, das Absägen des Baums und das Ausschlagen der Zweige hat aber auch mindestens eine halbe Stunde erfordert." —

„Na also, Mann, was wollen Sie denn?" sagt Kapf etwas entrüstet zum Angeklagten, doch dieser stellt ohne weitere Begründung die feste Behauptung auf, sechs Uhr sei schon vorüber gewesen. Der Kreisrichter will die Sache näher untersuchen. „Geht Ihre Uhr richtig?" fragt er den Förster.

„Ganz genau, Herr Kreisrichter."

„Wie weit ist der Weg, den Dombrowski zurückzulegen hatte?"

„Ein und ein halb Kilometer."

Jetzt mischt sich Dombrowski wieder ein; er könne sehr schnell gehen, versichert er, außerdem habe er eine vorzügliche scharfe Säge gehabt, an dem Baum seien auch nur wenige Zweige gewesen.

Kapf nimmt sein Bleistiftfragment und rechnet:

| | | |
|---|---|---|
| $1\frac{1}{2}$ Kilometer Weg | 15 | Minuten, |
| Fällen des Baums, in Anbetracht der scharfen Säge nur | 10 | „ |
| Zweige ausschlagen | 10 | „ |
| Summa | 35 | Minuten. |

„Sie haben also genau um 7 Minuten vor 6 Uhr angefangen, den Baum zu fällen, die Übertretung ist also nachts geschehen."

Jetzt ist die Sache kritisch für Dombrowski geworden, doch plötzlich setzt er den Gerichtshof in großes Erstaunen durch ein ganz unerwartetes Geständnis. Er sagt nämlich, er habe den fraglichen Baum bereits am Tage vorher um Mittag abgeschlagen, am nächsten Morgen, als ihm der Förster begegnet, habe er ihn bloß abgeholt.

„Aber Mann, was faselten Sie denn vorher von Ihrer scharfen Säge, etcetera?“ fragt Kapf sehr erstaunt. „Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?“

Dombrowski erklärt einfach, er habe nicht daran gedacht.

Kapf wendet sich an den Oberförster: „Kann die Sache wahr sein?“ —

Raschke glaubt das nicht, der Kerl lügt sicher, um nicht die achtfache Strafe bezahlen zu müssen. „Was meinen Sie dazu, Behrend?“

Der Förster ärgert sich. Als er damals Dombrowski abfaßte, hat er den Baumstamm garnicht daraufhin angesehen, ob er frisch abgeschlagen sei. Er muß also zugeben, daß Dombrowski unter Umständen recht haben kann.

Der Kreisrichter hat nach der Uhr gesehen und mit Schrecken bemerkt, daß beinahe eine halbe Stunde verflossen ist; wenn das so weiter geht, kann man in der Nacht Mittag essen.

„Also gut, sagen wir, Übertretung am Tage geschehen, fertig! Vierfache Strafe. Schadenersatz?“

„Zwei Mark,“ sagt der Oberförster.

„Was Sie sagen,“ ruft Kapf erfreut, „das Holz ist ja außerordentlich billig.“ —

„Ja, ich will Jagen Nr. 13 ausholzen lassen, um Bauholz zu ziehen.“ —

„Ach, wissen Sie, da könnten Sie 'mal so freundlich sein und mir' ne Fuhre Holz besorgen. Das ist ja dann 'ne billige Sache; die Kohlen werden jetzt verdammt teuer, meine Frau klagt schon immer darüber.“ — — —

Nach diesem kleinen Intermezzo werden die Verhandlungen wieder aufgenommen. Ein gewisser Zuchi-Lipinski kommt an die Reihe, der ganz unverschämt gestohlen hat. Der Kerl kann nicht deutsch verstehen, kein einziges Wort, wie er dem Pan Dolmacz versichert. Kapf erinnert sich aber, daß der Delinquent vor sechs Monaten, als er freilich nicht wegen Holzfrevel angeklagt war, sondern eine Erbschaft zu erheben hatte, ein allerdings nicht tadelloses, aber doch gut verständliches Deutsch gesprochen habe, und giebt ihm dies mit Hilfe des Aktuars zu verstehen. Lipinski vermag den auffälligen Mangel an Sprachkenntnissen nicht zu erklären, er schweigt. Der Kreisrichter wird ärgerlich und läßt den Förster Behrend seine Aussagen machen, der Thatbestand wird dadurch vollständig aufgeklärt, zu Ungunsten Lipinskis, dieser wird verurteilt und muß, da er noch eine längere Unterhaltung mit Pan Dolmacz anknüpfen will, energisch aufgefordert werden, den Saal zu verlassen.

Josepha Klebba wird aufgerufen. An den Tisch tritt ein altes Weiblein heran in einem roten Staatsrock und einem schönen weißleinenen Kopfputz, demselben Galakostüm, in dem sie zur Beichte geht. Die Klebba wird beschuldigt, ohne Erlaubnisschein Reisig gesammelt zu haben, und sie giebt dies ängstlich sofort zu.

„Aber Frauchen,“ fragt Kapf, „warum haben Sie sich denn nicht 'nen Schein aus der Oberförsterei geholt? Der hätte fünf Pfennige gekostet, und die Sache wäre in Ordnung gewesen.“

„Ach, gnädiger Herr,“ erwidert die Alte, „die zwei Meilen nach Schoppau und zurück kann ich an einem Tag nicht mehr schaffen, — ich hab' ja bloß das vertrocknete Holz genommen.“

„Na, es wird schon nicht so schlimm werden, Frauchen,“ tröstet der Kreisrichter.

Der Oberförster räuspert sich. „Ich beantrage zwanzig Pfennige Schadenersatz für Knüppelholz dritter Klasse und vierfache Strafe.“ —

„Also eine Mark,“ murmelt Kapf und schreibt das Urteil. Die Klebba seufzt. Der Oberförster redet ihr zu. „Na, Klebba, so schlimm ist die Sache nicht; Sie brauchen's diesmal nicht zu bezahlen, können dafür einen halben Tag im Forst arbeiten. Behrend, geben Sie ihr irgend eine Arbeit, kann ja 'nen Klafter Holz aufschichten oder so etwas.“ —

Josepha Klebba freut sich darüber, der Kreisrichter hat unterdessen das Urteil ausgefertigt, der Aktuar ein Protokoll aufgenommen, und der Prozeß Klebba ist erledigt. Die Akten werden zu einem Bündel zusammengebunden und beiseite gelegt. Dieses Bündel ist garnicht so klein, man bedenke doch, wieviel Schreibmaterial solch ein großer Prozeß erfordert. Da ist zuerst die Anzeige an das Kreisgericht, dann die Vorladung, die Zustellungsurkunde, das Protokoll und endlich das Urteil. Ach, und was käme noch alles hinzu, wenn die Klebba ihre Geldstrafe bezahlen müßte und nicht könnte: ein Exekutionsauftrag, ein

Armutsbericht oder ein Pfändungsprotokoll, eine Quittung und wer weiß noch wie viele Urkunden.

Eine weitere Stunde vergeht, während welcher das Gericht angestrengt bemüht ist, einen Zentner schönes Papier in Makulatur zu verwandeln. Dann wird das Ehepaar Czerwinski aufgerufen, die Anklage lautet gefährlich genug: bandenmäßiger Holzfrevel. Kapf sagt kurz: „Geben Sie zu, Knüppelholz gesammelt zu haben?“ — Die Antwort ist nicht so lakonisch abgefaßt. Czerwinski hält es für nötig, vorerst einige Aufklärungen über seine finanziellen Verhältnisse zur Zeit, als er den königlichen Forst bestahl, zu geben. Er beginnt mit einer jammervollen Klage über schlechte Ernte und will dann die Kosten aufzählen, die ihm die Erziehung seiner Kinder verursache. Prosper, der älteste, habe gerade damals, als er das Holz sammelte, ein Paar Stiefel gebraucht, — was übrigens eine grobe Lüge ist, denn der Junge geht barfuß; Vronka, die jüngste, nämlich Veronika, sei erst —

Doch der Kreisrichter macht dem Lamento bald ein Ende. „Schon gut, wissen wir alles; Sie haben also Holz gesammelt, und Ihre Frau und Ihre Kinder haben dabei geholfen.“

Czerwinski macht ein unschuldiges Gesicht. „Die Kinderchen? — Ach, gnädiger Herr Kreisrichter, wo werden denn die Kinderchen Holz sammeln, sie heben bloß mal 'nen Kienapfel auf und spielen sich damit.“

„Na, aber Sie sind doch jedenfalls dabei gewesen?“ wendet Kapf sich an die Czerwinska. —

Diese schweigt, sie steht zum ersten Male vor Gericht. Ihr Herr Gemahl antwortet für sie; sie habe auch nicht Holz gesammelt, sie habe nur auf die Kinderchen aufpassen müssen.

Das will der Kreisrichter aber nicht glauben, er wendet sich an den Zeugen: „Herr Behrend, wie war die Sache denn?“ Behrend erhebt sich: „Die ganze Familie hat Holz gesammelt, Herr Kreisrichter, Knüppelholz erster Klasse.“ —

Czerwinski erhebt jetzt ein gewaltiges Protestgeschrei. Es sei nur Knüppelholz dritter Klasse gewesen, ganz miserables Holz, vertrocknete und verfaulte Zweige, selbst zum Verbrennen zu schlecht. Er sagt zwar nicht, daß der Förster lüge, aber er deutet in etwas unklarer Weise an, daß Irren menschlich sei. Behrend muß wieder Auskunft geben, er bestätigt nochmals, das entwendete Gut sei Knüppelholz erster Klasse gewesen.

„Nehmen Sie das auf Ihren Diensteid?“ fragt Kapf.

„Jawohl, Herr Kreisrichter!“

„Na also, dann ist die Sache vollständig klar, ist ja weiter garnichts darüber zu reden.“ —

Der Oberförster stellt seinen Antrag, das Ehepaar Czerwinski wird danach verurteilt und verläßt in sehr gedrückter Stimmung den Saal. — —

Ein paar weitere Fälle werden erledigt. Oppel, der den Verhandlungen beigewohnt, hat sich inzwischen erhoben und leise den Saal verlassen. Bald darauf wird aus dem Korridor das Klappern von Tellern hörbar. Kapf zieht die Uhr, aha, es ist ja bald Mittagszeit. Man arbeitet schneller, endlich kommt der letzte Fall heran, — Stanislaus Prądzinski.

Der Wurzelreißer tritt langsam an den Tisch heran, ihm ist etwas unbehaglich zu Mut; alle andern Angeklagten sind bereits abgefertigt, er steht ganz allein noch vor den Schranken des Gerichts.

„Na, da wären wir ja wieder, Herr Prądzinski,“ sagt Kapf gemütlich, wie er es immer am Schluß der Sitzung zu sein pflegt. „Also beschuldigt, am 21ten Oktober die Wurzeln von ungefähr sechs Bäumen gewaltsam herausgezogen zu haben. Beweis: vorgenommene Haussuchung. Na, was sagen Sie denn dazu?“

„Es stimmt sich nicht, gnädiger Herr Kreisrichter.“ —

„Ja, es sind doch aber Wurzeln bei Ihnen gefunden worden. Hier ist ja das Protokoll über die Haussuchung, da: Heute am 21ten Oktober habe ich im Beisein des Schulzen Wnuk-Lipinski bei dem Korbmacher Stanislaus Prądzinski eine Haussuchung abgehalten, — — — — und Kapf liest die ganze Schreiberei vor.

Prądzinski hört andächtig zu, als wenn der Pfarrer die Messe liest. „Ja, habe ich die Wurzeln aber doch gekauft,“ sagt er dann.

„Was, gekauft! Wie hängt denn das zusammen?“ — Der Förster antwortet: „Prądz-

zinski hat freilich am Tage vorher die Wurzeln zweier abgeschlagener Bäume gekauft, aber in seinem Hause fand sich eine bedeutend größere Menge von Wurzeln vor." —

Der Angeklagte antwortet hierauf sehr demütig, er habe die Wurzeln wirklich nicht gestohlen, die beiden Bäume hätten so viele gehabt. Außerdem brauche er garnicht so viel Wurzeln, seine Frau habe das Reißen und könne nicht Körbe flechten. —

Kapf unterbricht plötzlich die Verhandlung. „Ah, Körbe, da fällt mir etwas ein. Können Sie mir vielleicht einen langen schmalen Korb mit Deckel machen, was würde der wohl kosten?"

„Zwei Achthalber, gnädiger Herr Kreisrichter," antwortet Prabzinski sehr diensteifrig.

„Die Sache ist nämlich die," wendet sich der Kreisrichter an den Oberförster, „ich will mir von Oppel ein paar Hühner mitnehmen, ich halte mir doch in meinem großen Garten welche. In der letzten Zeit sind mir sechs Stück drauf gegangen, grad' die besten Legerinnen. Ich glaube, Pips soll's gewesen sein, was macht man denn dagegen?"

Herr Raschke weiß das nicht, doch Behrend kann Auskunft geben. „Karbolwasser oder bloß warmes Wasser, Herr Kreisrichter, und damit den Schnabel und namentlich die Nasenlöcher abwischen."

„Na sehn Sie, — so einfach; schade, daß man das nicht früher gewußt hat, man kann doch auch nicht um jeden Quark den Tierarzt rufen. — Na also, Sie können den Korb machen."

Prabzinski nimmt diese Bestellung gern entgegen. — Man tritt wieder in die Verhandlung ein. Prabzinski bleibt dabei, alle in seinem Hause vorgefundenen Wurzeln auf ehrliche Weise erworben zu haben; was er unter 'ehrlicher Weise' versteht, sagt er freilich nicht. Eine bestimmte Aussage dem gegenüber kann der Förster Behrend nicht machen, ihm erscheint es nur zweifelhaft, daß die große Menge vorgefundener frischer Wurzeln nur von den beiden Baumstrunken herrühren soll, die Prabzinski gekauft. Der Kreisrichter und der Oberförster erörtern diesen schwierigen Kriminalfall. Raschke traut Prabzinski nicht, der Kerl hat sicher gestohlen; Kapf ist ja auch nicht gerade felsenfest von der Unschuld des Angeklagten überzeugt, aber ihm scheinen die Beweisgründe nicht ausreichend. Der Oberförster ist lange unentschlossen, aber schließlich, als draußen gerade wieder die Teller klappern, neigt er sich auch dieser Ansicht zu; es ist wahr, die Sache läßt sich nicht genau untersuchen.

Er stellt also keinen Antrag und behält sich nur vor, Prabzinski zum nächsten Gerichtstag wegen des vom Aufseher Stenzel bemerkten Reisigdiebstahls zur Anzeige zu bringen. Die Strafverfügung gegen Stanislaus Prabzinski wird aufgehoben, und dieser entfernt sich in sehr gehobener Stimmung. Der Gerichtshof erhebt sich ebenfalls, der Saal wird der Akten wegen fest verschlossen, und man begiebt sich zum Mittagessen. — —

In der Schenkstube waren noch einige Gäste anwesend. Auch die alte Klebba war noch da, Oppel hatte ihr heute früh einen Topf Kaffee und jetzt ein Stück Fleisch verabfolgen lassen. Sie war gerade mit ihrem Essen fertig, als der Förster Behrend nach aufgehobener Sitzung eintrat, um einen Kümmel zu trinken. Schnell eilte sie auf ihn zu und fragte: „Herr Förster, wennher soll ich denn arbeiten kommen?"

Behrend überlegte eine Weile, dann antwortete er: „Ja, Klebba, ich weiß noch nicht genau; gehen Sie doch mal zu meiner Frau, die muß nächstens wieder Wäsche haben, fragen Sie, wann Sie kommen sollen." —

Czerwinski und Prabzinski waren auch noch da, sie saßen hinten in einer Ecke und zankten sich. Czerwinski nämlich war der festen Meinung, die gestern dem Förster hingestellte Kiste habe seinen beiden Kumpanen sehr viel, ihm aber nicht geholfen, und deshalb verlangte er jetzt von Prabzinski einen Teil des für das Geschenk verausgabten Geldes zurück. Dieser erkannte natürlich die Berechtigung einer solchen Forderung nicht an, und beide stritten sich so lange, bis sie der Hunger zum Mittagessen nach Hause trieb. Czerwinski nahm, um sich wenigstens etwas schadlos zu halten, in einem Stück Papier, das er vom Kreisblatt abgerissen, ungefähr ein

Viertelpfund Schnupftabak aus der bekannten Dose mit.

An diesem Tage arbeitete das Gericht nicht mehr; man fuhr nach Schoppau zum Oberförster auf die Jagd. Ein Paar Gamaschen und sonstige zur Ausübung des Waidwerks bestimmte Kleidungsstücke fanden sich für den Kreisrichter auf dem Boden des Aktensacks vor. — —

Am nächsten Tage wurde ebenfalls in Forstsachen verhandelt; eine Menge Leute aus den verschiedenen Bezirken des Schoppauer Forstes war erschienen, und es gab viel Arbeit. Die Sitzung wurde nicht sehr zeitig eröffnet, man war am vorigen Abend zu spät zurückgekommen. Kapf hatte zwei Hasen mitgebracht, die er aber nicht allein geschossen. Am dritten und letzten Tage kamen die Zivilprozesse an die Reihe. An diesem Morgen fand auch die vorher angekündigte Versteigerung der herrenlosen Kiste Zigarren statt. Es waren nur wenig Bieter erschienen; Kapf erstand das Versteigerungsobjekt für einen Thaler, er hatte sich schon vorher darauf gefreut, billige Zigarren nach Hause mitnehmen zu können. Czerwinski und Prydzinski waren auch auf der Auktion erschienen, Dombrowski kümmerte sich nicht darum, er war augenblicklich zu sehr beschäftigt, denn er wollte die Gelegenheit benutzen und noch während des Gerichtstages, wo der Wald nur schlecht beaufsichtigt war, eine große Fuhre Holz stehlen, um die ihm zudiktierte Strafe bezahlen zu können. Die beiden anderen aber sahen mit heimlichem Grimm zu, wie die teuren Zigarren in den Besitz des Kreisrichters übergingen. Sie hatten es zuerst garnicht geglaubt, daß das dieselbe Kiste sein könne, und selbst als der Augenschein sie hiervon überzeugt hatte, konnten sie sich ein solches Wunder durchaus nicht erklären; daß der Förster sich das Rauchen abgewöhnen wolle, konnten sie doch nicht annehmen. Es kam deshalb sogar zu einem neuen Streit zwischen beiden, der diesmal von Prydzinski hervorgerufen wurde. Dieser behauptete nämlich, Czerwinski trage die Schuld daran, daß der Förster die Zigarren nicht behalten habe, er müsse das Paket schlecht hinbesorgt haben, und da es so seinen Zweck verfehlt habe, verlangte er von dem Kompagnon sein Geld zurück. Dies hatte eine längere Auseinandersetzung zur Folge, die den ganzen Vormittag in Anspruch nahm und Oppels Vorrat an Fuselwein um fünf Flaschen verringerte. — —

Der Herr Kreisrichter war beim Mittagessen sehr aufgeräumt, und zwar aus drei Gründen: erstens, weil Oppel zu dieser Abschiedsmahlzeit ein ganz vortreffliches Essen hatte auftragen lassen, zweitens, weil nun die schwere Arbeit in Serranowo bald beendigt war, und drittens, weil er wieder einmal so viele wohlfeile Einkäufe gemacht hatte. Die Prydzinska hatte bereits den bei ihrem Gatten bestellten Korb abgeliefert, in dem fünf prächtige Hennen von Oppel mitgenommen werden sollten; die beiden Gratishasen hingen noch draußen am Fensterkreuz, die zwei Schinken waren sehr gut geräuchert, und außerdem war auch noch die Kiste mit den so billig erstandenen Zigarren da. Über diese freute er sich besonders, und als man nach dem Essen noch eine Weile zusammen saß, holte er sie herbei, um sie sich einmal näher anzusehen. „Doch eine merkwürdige Geschichte," meinte er zu dem Oberförster, der heute hier freilich nichts mehr zu thun hatte, aber doch zur Gesellschaft herübergekommen war. „Sie glauben also, daß einer von den Holzbefraudanten dem Förster die Kiste gebracht hat?" —

„Ganz sicher, wer sollte es sonst gewesen sein."

„Hm, — was das wohl nützen sollte? Sonderbar, daß sich der Kerl zu solcher Ausgabe entschließen konnte, die Kassuben haben's doch wahrlich nicht dazu übrig. — — — Ja, wie gesagt, meine alte Sorte, die Kiste stammt entschieden von Oppel, wir müssen doch nachher 'mal fragen. — Probieren Sie doch 'mal!" —

Er reichte die Kiste dem Oberförster hinüber. Dieser bemühte sich vergeblich, aus einem der beiden, von gelben Seidenbändern umschnürten Bündel eine Zigarre herauszuziehen. „Die sitzen ja furchtbar fest," sagte er, „man zerreißt fast das Deckblatt." —

„Schneiden Sie lieber das Band entzwei," rief Kapf.

Das geschah, Raschke holte sich eine Zigarre heraus, blickte aber etwas verwundert auf die

entstandene Lücke. „Die scheinen ja unsortiert zu sein, da unten liegt eine ganz helle.“ —

„Das wäre unangenehm,“ äußerte der Kreisrichter etwas verstimmt, „ich bin mehr an die dunkeln gewöhnt, zeigen Sie doch 'mal. — — — — Wirklich, da liegt ja ein ganz gelbes Ding, das sieht ja ganz gefährlich aus.“ Er nahm die verdächtige Zigarre heraus und untersuchte sie vermittelst des Gesichts- und Geruchssinnes. — „Solch' ein Skandal, wie kommt denn das Zeug hier rein, das ist ja westpreußisches Gewächs.“

„Vielleicht sind noch mehrere von der Sorte drin.“

„I, den Teufel auch,“ rief Kapf ganz erschreckt. Er schnitt auch das zweite Band durch, entfernte die obere Lage der Zigarren und die gelben, halb zerdrückten Stellvertreter kamen zum Vorschein.

Der Oberförster lachte. „Das sollen die guten Oppelschen Zigarren sein! — Wer weiß, wo die herstammen? Ich dachte mir doch gleich so etwas, wo wird denn ein Kassube so teure Zigarren fortgeben. Übrigens sehr raffiniert gemacht, schlau sind die Kerle doch.“ —

Kapf war innerlich wütend, er ärgerte sich über den verlorenen Thaler, aber er ließ es sich nicht merken. Er lachte etwas gezwungen: „Ja, ja, wirklich sehr raffiniert, aber ich möchte doch wissen, wer der verdammte Kerl gewesen ist, wir müssen doch 'mal Oppel fragen.“ —

Dieser wurde gerufen und bekundete, vor einigen Tagen habe er allerdings eine solche Kiste verkauft, an wen doch gleich? — Ja, richtig, Czerwinski sei es gewesen, es sei ihm noch aufgefallen, daß der soviel Geld ausgab.

„Also Czerwinski, — allein, oder waren noch andere dabei?“ fragte der Oberförster.

„Gekauft hat er die Zigarren allein, aber er saß mit Dombrowski und Prabzinski an einem Tisch.“

„Dann sind's also die drei gewesen, solche Kerls!“ lachte Raschke.

Kapf wollte das nicht glauben. „Der Czerwinski ist's allein gewesen, höchstens war noch der Dombrowski dabei. Wie sollte denn Prabzinski darauf kommen, hatte doch gar keine Veranlassung dazu.“

„Na, wer weiß, vielleicht hat er doch Furcht gehabt.“

„Aber ich bitte Sie, es lag doch nichts gegen ihn vor, wir haben die Sache doch untersucht.“

Der Oberförster war nicht so leicht zu überzeugen, Kapf aber blieb dabei, Czerwinski sei der Hauptthäter gewesen. „Solch ein niederträchtiger Kassube, muß natürlich die feinen Zigarren für sich behalten und sein ekelhaftes Zeug hineinquetschen. Doch ein gemeines Gesindel, diese Wasserpolacken!“ — Er konnte sich garnicht beruhigen, eigentlich müßte man Czerwinski wegen versuchter Bestechung belangen, meinte er. Schließlich sah er sich noch einmal seine streng duftenden Havannas an und tröstete sich mit dem Gedanken, daß sie immerhin noch zum Verschenken geeignet seien.

An diesem letzten Nachmittag gab es nicht mehr viel zu thun, es war nur noch eine sogenannte Supplikantenstunde angesetzt. Der Aktuar begab sich in den Gerichtssaal, um hier Klagen oder sonstige Eingaben entgegenzunehmen, die am nächsten Gerichtstag zur Erledigung kommen sollten. Der Kreisrichter brauchte nicht dabei zu sein, nur wenn ein Testament hinterlegt werden sollte, mußte er gerufen werden. Kapf blieb also mit dem Oberförster zusammen; als es nach vier Uhr dunkel wurde und der Aktuar noch immer nicht fertig geworden war, ging er hinüber, um zu sehen, wieviel Supplikanten denn noch abzufertigen seien, er wollte nicht zu spät nach Hause fahren. — Der Aktuar war noch sehr beschäftigt, ein ganz unerwarteter Fall lag vor. Prabzinski und Czerwinski waren erschienen, sie wollten sich gegenseitig verklagen. Seit heute Morgen hatten sich die beiden gezankt, und da sie den Gegenstand nicht öffentlich verhandeln konnten, wollte jetzt jeder dem andern einen Prozeß anhängen. Czerwinski war derjenige, von dem Prabzinski das Pferd geborgt hatte, als er damals mit seinen Körben nach Brodnitz fuhr und auf der Rückfahrt den Teufel sah; er behauptet, jener Vorfall habe dem Pferde Schaden verursacht, es leide seither am Dummkoller. Prabzinski dagegen erklärt, der Gaul habe ihm, als er aus plötzlicher Angst durchging, seinen Wagen beschädigt, und verlangt seinerseits Schaden-

ersatz. — Der Aktuar versucht die beiden Parteien vergeblich zu beruhigen, sie wollen durchaus klagen. „Lassen Sie die Leute doch machen, Herr Aktuar, sie wollen's ja nicht anders," sagt der Kreisrichter, nachdem er eine Weile zugehört und Czerwinski nicht gerade sehr sanft angeblickt hat.

„Aber Herr Kreisrichter, man kann doch solcher Dummheit wegen nicht klagen." —

„Ist ja vorläufig ganz gleich, wir werden's ja nachher untersuchen. Wenn sie durchaus ihren Prozeß haben wollen, na, meinetwegen, Geld genug scheinen sie ja übrig zu haben."

Dann wendet er sich an Czerwinski, holt aus der Tasche eine von den strohgelben Zigarren und überreicht sie dem erstaunten Kassuben. „Da, Sie rauchen doch, — werden wohl 'ne ähnliche Sorte haben — oder haben Sie sich jetzt an was Besseres gewöhnt?" —

Czerwinski bedankt sich unterthänigst und beschließt innerlich, die Tabaksrolle zu Schnupftabak zu zerreiben.

Unterdessen hat der Aktuar die beiden Klagen zu Protokoll genommen, Prabzinski und Czerwinski bringen je ein schönes Kreuz darunter an und können dann gehen. Damit ist der Gerichtstag beendet. Joseph wird gerufen, er muß den großen Aktensack aufhalten, der Aktuar packt die Papierbündel hinein, und Kapf holt sein Nachtzeug, um es obenauf zu legen. Dann wird der vollständig gefüllte Sack geschlossen und Joseph zum Fuhrmann geschickt mit der Bestellung, daß die Gerichtskutsche binnen einer Stunde fertig zur Abfahrt vor der Thür des Gasthofs stehen soll. — —

Unterdessen trinkt man noch mit dem Oberförster Kaffee, und Kapf erzählt diesem, daß Prabzinski und Czerwinski sich verklagt haben. Dann werden die Vorbereitungen zur Abfahrt getroffen. Die fünf Hühner werden in ihren Korb gesperrt, die Schinken eingewickelt und die Hasen vom Fensterkreuz genommen, da fällt es dem Kreisrichter noch ein, den Oberförster an das bestellte Holz zu erinnern. — Zufällig befindet sich der Förster Behrend vorn in der Schenkstube; er wird gerufen, und Raschke trägt ihm auf, das Holz für den Herrn Kreisrichter in den nächsten Tagen zu besorgen.

„Nächste Woche ungefähr, Herr Behrend," fügt Kapf hinzu; „eine große Fuhre schönes Brennholz, tüchtige Scheite." —

Behrend verspricht, die Sache zur Zufriedenheit zu erledigen und entfernt sich wieder. Dem Kreisrichter kommt ein Gedanke, die Kiste mit Malefizzigarren steht noch auf dem Tisch, den — er eilt damit dem Förster nach. „Ach, bester Herr Behrend, Sie werden doch immerhin viel Mühe mit dem Holz haben, — darf ich mir gestatten, Ihnen zum besten Dank für Ihre Freundlichkeit einige Zigarren anzubieten."

Behrend will zuerst höflich ablehnen, aber Kapf drängt ihm die Kiste auf und entfernt sich schnell, — er muß also schon mit dem Präsent abgehen.

Die alte Gerichtskutsche ist inzwischen langsam angerollt gekommen. Der Kreisrichter und der Aktuar ziehen ihre Mäntel an, Oppel kommt und präsentiert ihnen einen 'Kurfürstlichen Magenbittern', — der Kälte wegen. Dann verabschiedet man sich vom Oberförster, draußen ist es zu windig dazu. Joseph schleppt die Bagage heraus, Kapf überwacht die Einladung derselben. Die Hühner könnten draußen frieren, deshalb wird der Korb mit denselben, da der Herr Aktuar nichts dagegen hat, sorgfältig oben im Netz des Wagens angebunden; dafür kommt der Aktensack, dem die Kälte nichts schadet, nach außen auf die Decke des Wagens, ebenso die Hasen und die schweren Räucherschinken. Noch ein paar Töpfe mit Schmalz, Butter und so weiter werden eingepackt, dann ist alles in Ordnung. Die beiden Herren steigen in den Wagen. „Glückliche Fahrt!" wünscht Oppel.

„Danke schön, Oppel," sagt Kapf; „also nach Neujahr kommen wir wieder. Vergessen Sie nicht, die beiden Gänsebrüste räuchern zu lassen; gut in Papier einwickeln, damit sie nicht schwarz werden." —

Dann wird der Schlag der Kutsche zugeschlagen, durch die trüben Scheiben sieht man nur noch die beiden glühenden Zigarren der Herren. Der Kutscher klappt mit der Peitsche, die Pferde ziehen an, und schwerfällig rollt die alte Gerichtskutsche von dannen. Die verrosteten Federn geben einen leisen, knirschenden Ton von sich,

die Räder knarren, wie ein alter Mensch schwankt der Wagen dahin, durch die holperige Dorfstraße, auf der kleinen Holzbrücke über den Lebafluß und dann langsam den steilen Berg hinan, bis er oben auf der Höhe im Dunkel der anbrechenden Nacht verschwindet. —

Ende.

# Leile.

## Novelle

von

**Otto Stoeßl.**

[6]

(Nachdruck verboten.) (Übersetzungsrecht vorbehalten.)

Nach zwei Wegstunden etwa waren sie dort. Man konnte schon im Freien sitzen. So bestellten sie ihr Essen und schauten über den waldigen Kessel, in dem das Gasthaus lag, über die dunkeln, starren Höhen in der Nähe und bis zu den fernen, blauen Hügeln weithin, und über die Wiese, die aufzugrünen begann. Es waren schon einige Leute draußen. Ein paar junge Mädchen schon in lichten Frühjahrskleidern und Hüten und junge Männer in schwarzem Sonntagsanzug, ein paar behäbige rauchende Bürger und ein paar feierlich ungeschickt angezogene Mütter mit kleinen vor Wonne kreischenden Kindern, die sich herumbalgten und tollten.

Im Gartensalon spielte ein Klavierspieler zum Tanz auf, und man sah einige Paare sich schwingen, hier und da ging eines der Mädchen hinein auf einen Walzer, ein anderes kam mit hochgeröteten Wangen und heftig atmend, glückstrahlend am Arm ihres Tänzers, oder allein heraus.

„Leile, magst du auch tanzen?"

Erst verneinte sie, sie traute sich doch nicht recht ... Dann sah sie eifriger hin.

So war es schon über sechs Uhr geworden. Die Sonne stand schon hart an den westlichen Bergen und der Himmel dunkelte schon mit stärkerem Blau, ja die freie Mondsichel, die früher ganz blaß oben gestanden war, wandelte schon heller. Endlich führte Hermann Leile in das Gartenhaus. Sie legte die Jacke ab. Sie trug eine helle Sommerblouse aus gelber Seide, am Hals offen mit einem Spitzenkragen, sie legte auch den Hut ab. Langsam schmiegte sie sich in Hermanns Arm. Der Klavierspieler begann die 'Donauwellen', diesen sonderbaren traurigen und wollüstig müden Walzer, der dennoch einer wehmütigen, wiegenden Lebenslust voll ist, die sich in den letzten abendlichen Tänzen wiegt, ehe die Sonne stirbt, den Becher der Freude mit traurigem Lächeln bis auf den letzten Tropfen schlürft, so lang noch der Wein glüht, die Freude liebt, so lang sie noch brennt. Und alles unter einem sanften wiegenden, gewellten, hinströmenden Fluß der Töne, wie Stromwogen im Silberschein der bleichen Mondnächte. Es ist etwas unendlich reizendes in diesem Walzer ...

Leile begann erst ganz langsam sich zu wiegen, sie setzte erst wie prüfend ihre Füße, als trete sie auf sprödes Eis, Hermann umfaßte sie erst lose, dann schlang er allmählich seinen Arm fester um sie, die andere Hand, die ihre rechte hielt, streckte er weit aus, nach altväterischer Art, um so recht sich zu wiegen. So machten sie erst eine langsame, feierliche Runde, dann wuchsen sie vertrauter zusammen, ihre Blicke, die erst einander nicht begegnet, tauchten nun tief ineinander, und ernst, ohne Lächeln, fast schmerzlich süß hingen sie einer im Arm des

andern, ein Körper an dem des andern, und Gedanke an Gedanke ... Allmählich wurde ihnen warm und fröhlich, zugleich nahm das Tempo des Klavierspielers zu, so tanzten sie, Aug' unablässig in Aug', eng umschlossen. So schwebten sie. Sie wurden eins ... Sie spürten die Glut in ihren Wangen emporsteigen, das Feuer in ihre Augen, wie ein starker Wein war ihnen der Klang. So schienen sie zu eins zusammenzustreben im Tanz und zugleich von der Erde weg in schwebenden Gebärden, als wüchsen ihnen Flügel. So atmete ihr Körper heiß und doch frei, so schwoll die Sehnsucht mit diesen wogenden Klängen und wuchs, indes sie aneinander hingen und eins waren, der Tanz schien alles zu erfüllen und alles zu erwecken. Mehrmals wollte der Klavierspieler schließen, aber sie tanzten immer weiter, so daß er immer wieder von vorn begann. Leiles Kopf hing nun lächelnd an Hermanns Schulter, ein wenig rückgebogen, die Locken zitterten im Tanz um ihre Schläfen, und ihre Wangen waren rosig, die Lippen leise geöffnet, die weißen Zähne leuchteten hervor. So lag sie wehrlos und hingegeben in den Armen Hermanns.

Ihr war es, als schwebe sie licht und hüllenlos, von aller Erdengestalt befreit und dennoch voll Lust des Körpers aufwärts, aufwärts ...

Endlich glitten sie atemlos von einander ... Alle andern Paare waren schon fortgegangen. Auch sie brachen auf ... Ihnen war schwül. Leile zog ihre Jacke gar nicht mehr an. So kamen sie den Weg zurück, der nun im hellen Schein des Mondes und der Sterne lag, mit schwarzblau schimmernden Höhen.

Noch schienen ihre Füße zu schweben, noch lag ihnen der Tanz in allen Gliedern ...

Nun umfaßte sie Hermann wie beim Tanz, er umschloß sie, als wolle sein ganzer Körper den ihren umhüllen ... Seine Hände umfaßten ihren Leib, dann strichen sie mit dunkler, willenloser Gebärde den ganzen, schlanken Körper entlang ... Dann streichelten sie das glühende Gesicht, dessen dunkle Augen brannten. Und seine Lippen küßten ihr Haar, irrten über ihre Stirne, über ihre Augen, über ihre zuckenden Lippen, über ihren Hals ... Ihren Nacken, der ein wenig frei war, küßte er mit rasenden Küssen und seine Hände umschlossen sie fest, und liebkosend suchten sie den Hals ... Da schrak Leile wie unter einem Blitz. Ein wildes Schluchzen brach und bebte durch ihren ganzen Körper, sie war ganz durchschüttelt und gepeitscht von diesem Schmerz.

Und Hermann selbst weinte jauchzend und küßte sie. Sie ging still und wortlos, gesenkten Hauptes weiter neben ihm. Erst als sie schon fast in Purkersdorf angelangt waren, blieb Hermann stehen, und als er bittend die Arme ausbreitete, ließ sich Leile küssen. Um ihren Mund schwebte ein irres, schmerzliches Lächeln und die Augen brannten unter feuchtem Schimmer.

Aber sie sprach kein Wort mehr an diesem Abend und von verhaltenen Thränen bebten ihre Augenlider und Lippen, wie im Schmerz um ein Gestorbenes.

* * *

Leile fühlte sich von jenem Tage Hermann entfrembet und doch mehr an ihn gezwungen als je vorher. Es war ihr, als habe er ihr ganzes Wesen gespürt, an das Innerste ihrer Seele gegriffen, so hatte sie bisher neben ihm her gelebt und ein ganzes Reich für sich gepflegt und verschlossen, nun flammte seine Begierde hinein und drohte ihr. Ja, sie selbst war sich fremd gewesen, nun leuchtete ein grelles, brennendes Licht in alles. Nichts konnte in blassen, leisen Träumen bleiben, nichts konnte sich verhüllen und verbergen. Es gab nichts, wofür nicht die gemeinen Worte in ihre Ohren und in ihren Verstand träufelten, wie Gift. Und wieder konnte sie sich von ihm nicht lösen, aus Scham, weil er um sie wüßte. Nun erkannte sie ihre Begierde, die sie an ihn trieb, wo sie zugleich voll Angst und Entsetzen darüber war, daß dieses neue, furchtbare Leben der Körper begann und in ihnen beiden wild aufstrebte. Sie sah keine Rettung vor sich selbst. Sie mochte entfliehen, aber ihre Füße wollten sie nicht tragen, ihre Scham, ihre Angst riefen ihr: geh, geh! aber ihr Wille folgte nicht. Ihre Lippen konnten die

Küsse nicht entbehren, ihr ganzes Wesen sehnte sich nach diesen drohenden Umarmungen, die es fürchtete und wollte. Nun wußte sie, was ihr immer feindlich, fremd an Hermann gewesen, ja, dies hatte sie verachtet, diese Lippen, die im Kuß sich so fest an ihre saugten, diesen seinen Verstand, der nicht ihre Gedanken sammelte und emporführte, sondern betäubte; er sprach zu ihrem jungen, begehrenden Körper, ihre Seele ging ihn freilich nichts an. So fühlte sie sich verderbt, wie von einem Übel befallen, dem sie nicht entrinnen konnte, und die reinen, geistigen Kräfte waren ihr entfremdet und alle nur den dunkeln Trieben untergeordnet. Sie sah sich bis auf den Grund. Es war wie ein gefrorener See. Man sieht die klare Fläche und darunter breiten sich dunkle, verwirrte Geflechte von Algen und schlammigem Tang aus und trüben das feste Blau des Eises ... So wuchs das Drohende in ihr empor. Aber sie hatte keine Kraft zu Zorn und Widerstand, keine Stärke zur Wut, keine Energie, sich loszureißen, denn alles war doch ein süßer, lieblicher, bebender Taumel, alles doch ein schmeichlerischer Reiz. Sie zürnte jedem Glied ihres Körpers, und doch liebte sie es, sie spürte die Wallung ihrer zarten Brust und deren rosig aufblühende Knospen in den Gedanken der Liebe, und wieder hätte sie den trauernden Frauen gleich ihren Busen mit wilden Schlägen schlagen mögen, als sei er schuld an dem heraufdunkelnden Verderben, das ihr die Welt und die eigene Klarheit trübte.

Und nun liebte sie Hermann garnicht mehr. Wenigstens oft schien es ihr so. Denn sie kannte ihn zu gut. Er war nicht mehr über ihr, nein sie konnte ruhig auf ihn hinabsehen ... Aber sie konnte von ihm nicht mehr lassen. Er war mit ihrem Wesen verbunden, es war wie eine allzu stolze Scham, wer um ihren Körper auch nur in einem Augenblick gewußt, durfte nicht von ihr, als könne er sie verraten. Seine Kühnheit war sein Recht geworden. Und sie fürchtete sich nun vor der Liebe ... Sie wollte nicht mehr lieben, denn sollte sie noch einmal dies erleben — — So bebte ihre Mädchenhaftigkeit und kämpfte. Oft sagte sie sich: ich liebe ihn ja nicht mehr, warum sage ich es ihm nicht, warum schreibe ich es ihm nicht, warum verlasse ich ihn nicht. Davor graute ihr aber. Ihr graute davor, allein zu sein ... Ihr Körper ohne Umarmungen, ihre Lippen ohne Küsse, niemand, der zu ihr sprach, niemand, an den sie sich schmiegen konnte. Sie hätte dies oft Hermann sagen mögen, dann schien er ihr aber wieder so unschuldig, wie er lächelnd, freudig, neben ihr herging, liebend und im festen Glauben an ihre Liebe. Was hatte er ihr denn gar gethan. Er hatte sie begehrt. Ja, wozu war sie denn da? Wozu bestimmt? Bloß um in ihren Träumen zu fabeln? Er war ihr Feind. Jetzt sah sie die sonderbare Geschichte dieses Jahres, wie alles ein Kampf war. Sie hatte lächelnd widerstrebt, ganz unbewußt, langsam waren ihre Sinne aufgewacht und streckten sich empor, um ihre Seele zu bezwingen. Der Feind in ihr selbst war erweckt worden und mit Hermann verbündet. Es gab keine Rettung. Und fort von allem. Ja, fort! wenn kein Gedanke davon weg konnte, wenn sie ganz gefesselt war an dieses Dasein, an dieses Denken, dies Begehren, dies dumpfe Ahnen und Wollen!

Dann kam wieder die schlaffe Enttäuschung. Das also war das Wunderbare, dies war die Liebe, das Glück ... Nun sah sie, daß alles ein blinder Zufall ist. Daß der Zufall die Wesen aneinanderführt, entflammt, ihre Leidenschaften entkettet, alle ihre guten und heißen Kräfte entbindet, eins dem andern zutreibt, bis eins sich vom andern enttäuscht und traurig wegwendet. Hermann aber ging neben ihr und sah nichts, er spürte ihren Küssen nichts an, vielmehr freute er sich, daß sie, willig seine Leidenschaft ertragend, sie zu teilen schien.

Es war im Juni. Hermann wollte mit seinen Freunden eine Vergnügungsfahrt unternehmen, irgend einen lustigen Ausflug. Auch Leile freute sich darauf. Man beschloß also, am nächsten Samstag sich beim Franz Josephsland zu treffen, zu einer Kahnfahrt. Denn dies war ja in der Stadt das hübscheste und seltenste Vergnügen.

Zur festgesetzten Stunde erschien Leile mit ihrer Schwester und Hermann an der Reichs-

brücke, bald fand sich auch Stephanie ein und Willi und mit ihm noch 'der Spanier,' ein junger Jurist, der nebenbei Litteratur trieb und Gedichte machte und sich auf sein spanisches Gesicht à la van Dyck etwas einbildete, weil er ein rotes Spitzbärtlein trug und mit einer gewissen langweiligen Art ein bißchen gewagte Witze machte. Willi hatte vorsorglich für Bier und Wein gesorgt. Sonst hatte jedes etwas zum Essen mitgebracht, man wollte gegen Abend landen und ein Picknick veranstalten. Der Spanier war der einzige Fremde in der Gesellschaft, darum hatte er zum Essen nichts mitbringen müssen, er hatte nur eine große Düte Bonbons und drei wunderschöne Rosen, eine weiße, eine gelbe, eine rote. Leile bekam die purpurne, die blonde Stephanie die gelbe und Marianne, oder wie alle sie riefen, 'Mitzi' die weiße. Der Spanier wurde Mitzi zugeteilt, indes sich Willi um Stephanie, Hermann um Leile bemühte. Alles war in Frühlingskleidern, die Mädchen trugen leichte, helle Blousen, Leile eine aus rosa Seide mit einer vielgefältelten Krause um den Hals, Mitzi eine lichte, weiße mit drei Falten — diese strahlende Seide stand gut zum nachtdunkeln Haar, — und Stephanie trug eine rote. Der Spanier war besonders elegant; englisches Ruderhemd, kurze Hosen, Ledergamaschen, eine blaue, gestrickte Matrosenmütze. Hermann war in seinem gewöhnlichen, netten, aber unfeinen Anzug, Willi trug seinen braunen und sah sehr traurig aus. Stephanie kümmerte sich wenig um ihn.

Das Boot stand schon bereit. Die zwei, der Spanier und Willi, sollten rudern, Hermann, der sich wegen seiner Stimme nicht anstrengen durfte, steuern. Stephanie saß am Spitz, die beiden Schwestern auf der Mittelbank. Unter heiterm Lachen stieß man das Boot ab. Sie fuhren durch das Uferdickicht, eine Weile ging es mühsam durchs Weidengebüsch, bis sie endlich im freien Arm der Donau waren. Der Himmel strahlte. Weithin sah man das Kahlengebirge, von der Stadt nur ein paar nahe Züge. Drüber das Grau der dumpfen Atmosphäre, über den Scheiteln aber die heiterste Luft. Das Wasser selbst flirrte in der Sonne, es warf und löste sich in schimmernden Kreisen, es war von weitem rosig anzusehen, um das Boot spielte es grün, ganz weit glänzte es wie Silber, und trotzdem alle wußten, daß sie in einem toten Arm fuhren, hatten sie doch den Eindruck der Erhabenheit, wie von einem See, so ruhig war es und weit. Die Ufer waren dicht umbuscht. Möven hoben sich aus den Ufersäumen. Sie flogen hoch hinauf, dann streiften sie wieder fast die Flut ... Das Boot ging gelassen durch das Wasser, neben den plätschernden Wellen und dem hellsten Gelächter der drei Mädchen, die einander die Wassertropfen ins Gesicht spritzten und jubelten. Hier vergaß Leile all ihren Kummer ... Jugend! ... Wo war ihr Schmerz? Und wenn Hermann sie, stolz auf ihre Schönheit, freudig anblickte, liebte sie ihn wieder, wie sonst.

Willi ruderte still. Er fühlte unendliche, schöne Gedanken aufsteigen und sich in seiner Seele zu Bildern und Gestalten formen. Er dachte an das Gymnasium und an Homer, an die schöngebordeten Schiffe des Odysseus, an die Nymphe, die ihn im Sturm errettet, an die Namen des Meeres, das weinfarbene, das purpurne, das duftschimmernde, das drohende, das glatte ... An alle Bewegungen und Wunder dachte er und an die rudernden Griechen. An die Möwen, die über den Schiffen fliegen. Und er sah die drei Mädchen, strahlend, die blühenden Rosen an der Brust, ihr Gelächter flog auf, wie Ketten von Vögeln aus dem Gebüsch.

Mitzi, Leile, Steffi.

Er liebte Steffi. Wie ihr Haar golden in der Sonne glänzte. Sie mochte ihn nicht ... Oft haßte er sie und empfand eine grenzenlose Wut über sie, weil sie mit einer solchen rohen Dreistigkeit und ohne alle Umschweife ihm immer wiederholte: Ich mag dich nicht. Dennoch ging sie mit ihm, weil sie sich gern unterhielt; sie ließ sich ins Theater führen, oder in Gesellschaft, aber dann nahm sie ganz gelassen Abschied, und er brauchte nicht einmal zu fragen, der Blick schon sagte: ich mag dich immer nicht. Und Leile saß still, in sich versunken da. Ihre Augen blickten ins Weite und sahen doch nichts, sie sahen in sich hinein. Ihr Mund war zu tiefem

Atem halb geöffnet. Ihr Haar — sie trug den Strohhut auf ihrem Schoß — flatterte ein bißchen im Wind ...

Und Hermann redete und der Spanier tauschte Witze mit ihm und Steffi und Mitzi.

Leile sah zu Willi herüber ... Er war blaß und traurig-still. Und wieder kam ihr Edi in den Sinn ... „Der ist mir weggestorben, der war anders zu mir, den hab' aber ich nicht lieb gehabt."

Sie besann sich, wie Stephanie Willi behandelte, und ein grenzenlos trauriges Gefühl der Schuld stieg in ihr auf um den armen Edi.

Hermann aber lachte gutmütig zu ihr herüber: „Was philosophierst du denn wieder, Kleine?" ...

Endlich landete man in einer Bucht, gerade der untergehenden Sonne gegenüber unter breitschattenden Erlen.

Die Mädchen sprangen ans Land. Man band das Boot fest und brachte den ganzen Mundvorrat ans Land. Die drei Mädchen richteten nun alles her. Ein mitgebrachtes Tischtuch wurde ausgebreitet. Auf einem Teller wurde das kalte Fleisch ausgelegt, in einer runden Schachtel war eine Torte. Dann große Erdbeeren in einer Düte, dann Käse und Butter in großen Weinblättern, dann goldener Wein, den man in kleine Gläser schenkte.

„Einer muß rauchen wegen der Mücken ..." meinte Hermann.

„Ja, meinetwegen," sagte der Spanier, „aber ich habe Hunger, also werde ich beides gleichzeitig abhalten." Er zündete seine englische Holzpfeife an und aß dazwischen Schinken, Butterbrot, Wurst. „Dann werde ich mich erholen an einer Zigarre meines Vaterlandes, an einer echten Puerto-Rico ..."

„Sie kostet nämlich $3\frac{1}{2}$ Kreuzer, ..." ergänzte Hermann.

Man aß tapfer, man wehrte den Mücken, man trank, sogar Brüderschaft, man scherzte. Die drei Mädchen lachten und zwitscherten wie lustige Vögel ... Und Hermann war wieder in derber, guter Laune. Er bemühte sich besonders um Stephanie, die ihm schön that, denn er sah stattlich aus ... Willi war ein wenig traurig, aber ruhig, bemüht, heiter zu sein mit den andern. Darum sprach Leile mit ihm ... Alle fühlten sich aber unsäglich wohl, es lag über ihnen ein goldenschimmernder Himmel, eine abendlich milde Luft, und der Glanz drang ihnen ins tiefste Wesen, und wunschlos freudig fühlten sie sich ... Sie gingen am Uferweg auf und nieder.

Einmal kam Hermann zu Leile und ging ein wenig Arm in Arm mit ihr. Als er sie küßte, fühlte sie Thränen aufsteigen, und doch war sie glücklich, sie liebte ihn wieder ...

Dann ging der Mond auf.

Plötzlich sagte Leile zu Willi: „Fahren wir noch ein bißchen allein herum." Und ehe die andern etwas merkten, hatten sie das Schifflein losgebunden und fuhren hinaus ... Nun war das Wasser blauschimmernd. Die Sonne war untergegangen. Nur ein glühes Rot stand mehr drüben, im Osten war schon der Mond heraufgekommen. Das Wasser lag still da, wie Stahl schimmernd ... Es gluckste um die Ruder.

So fuhren sie langsam hin ...

Willi sah Leiles helle Gestalt am Kiel. Sie saß ihm zugewandt, von ihrem Gesicht nahm er nichts als dessen sanftes Rund wahr und das dunkle Haar, das im Winde flatterte. Und die dunkle Rose an ihrer Brust ...

Sie dachte ... 'Warum können wir beide uns nicht lieben, die beide in der Liebe verloren sind und in ihr treiben, in eine Strömung verloren, die uns fortraubt; wohin, wohin ... vielleicht wäre uns ein Friede, Ruhe, Träumen ... das Wunder ... Dann lächelte sie bitter: der denkt jetzt gewiß an Stephanie wie ich an Hermann ... Und doch sind wir so allein ... Und wozu versuchen, wozu suchen.'

Dann begann Willi leise zu sprechen, es war, als ob er zu sich allein spräche, als ob er sich selbst tröstete ...

Er redete von dem Schimmern des ruhig gleitenden Wassers, es beschwichtige und ströme gelassen, wie milde Worte über den Schmerz der Menschen, er sprach von den Ährenfeldern am Land, von den blaudämmernden Bergen, von den rauschenden Wäldern, von den Schmetterlingen auf den Wiesen, von der allheilenden Natur, von

den Gedichten, von der Kunst. Alles könne Trost sein und doch sei nichts und nichts ein Trost.

„Wir selbst, Fräulein, sind unsere Feinde. Wir wüten gegen uns selbst, und wenn wir unglücklich sind, rächen wir die Unthaten der andern an uns selbst.

„Wir sind wie Boote mit eingelegten Rudern; wohin treiben wir denn? Was ist unser Verstand und Wille? Aber, was sage ich Ihnen denn das alles, Sie wissen nichts davon, Sie schauen mich nur gut an und glauben mir, weil ich es Ihnen sage. So muß ich sentimental werden. Und warum das alles, weil die Steffi mich nicht mag und ich das dumme Ding anbete wie eine Königin Ich kann sie erheben und vernichten, wenn ich will, aber nur in Versen. Hätt' ich nur ein Stück von ihr in meiner Faust. Aber so ... Alles ist ein dummes Gerede ... Sind Sie mir nicht böse ...“

Leile hätte ihm fast gesagt, daß sie ihn wohl verstehe. Nun beugte er sich eifrig vor und ruderte stumm wieder ans Ufer, von dem sie sich schon allzuweit entfernt hatten. Leile löste still von ihrer Brust die Rose und hielt sie ins Wasser. Es netzte kühl ihre Finger. Dann ließ sie die Rose treiben.

Sie kehrten zurück, wo schon die ganze Gesellschaft ungeduldig wartete. Man bestieg zur Rückkehr das Boot. Nun war die Nacht ganz heraufgekommen. Alle fühlten ihre schwarze Stille aufziehen und schwiegen, jeder mit seinen Gedanken allein. Nur ab und zu machte der Spanier eine kurze Bemerkung ...

Endlich bat man Hermann, er solle etwas singen, es sei so schön, still und feierlich.

Er ließ sich erbitten und sang das folgende Lied; es hatte eine getragene, schwermütige Melodie, absichtlich einförmig und gleichen Atems, aber von ratloser Leidenschaft und tiefstem Schmerz, der zugleich die tiefste Lust ist. Sei es, daß er ein wenig erregt war, oder daß die Nacht der Stimmung des Liedes nachhalf, er brachte dessen wollüstiges Leid heraus. Es lautete so:

„Hörst du, die Nacht ist mit uns her,
Laß still uns durch die Wiesen gehn,
Ich spür', mein Herz schlägt stark und schwer,
Die Bäume rauschen, die Nebel wehn.

Ich fühl' den Atem dieser Welt,
Der grauen Wiesen Wehmutlaut,
Und wie sie dunkle Sehnsucht hält
Mit schwarzen Augen, schweigt und schaut.

Laß still uns durch die Felder gehn,
Ich hör', dein Herz schlägt stark und bang,
Laß uns in die traurigen Nächte sehn,
Ein dunkel atmendes Leben entlang.

Wir sind uns fremd, wie der Baum dem Weg,
Und dennoch eins, wie die Wurzel dem Grund,
Wir sind uns fern, wie die Tiefe dem Steg,
Und dennoch sehnt sich Mund zu Mund.

Und laß mir schweigend deine Hand,
In diesen Nächten ist die Ruh,
Der dunkle Himmel ist vermählt dem Land,
Wir zwei sind eins, und ich bin du ...“

Als das Lied verhallt war, landeten sie. Und flüsternd gingen sie gegen die Stadt zu, von dem Glück des Frühlingstages voll, von einem Glück, das dunkelte und schwer wurde, wie die Nacht, und von so tiefem Atem, daß es schon Schmerz war, und eine verhaltene Angst ...

* * *

Leile ging allein an einem Oktobertag durch den Garten von Schönbrunn. Wie schön war doch der Herbst. Es war an einem Vormittag. Der Park war ganz ausgestorben.

Die Bäume waren noch belaubt, aber nicht mehr reich und schwer, sondern zart, so daß man schon das Gewirr der Äste wahrnahm. Der Himmel war einförmig grau, aber die Welt farbig, wie unter der glühenderen Sonne. Die Bäume, die Blüten, die Wege, alles schien zu blühen. Es war, als wollte sich die spröde Natur in ihren letzten Tagen ganz den Blicken wegschenken, und jedes Auge sollte noch einmal ihre untergehenden Wunder trinken. Sie stirbt. Jeder Baum muß den Schmerz des Vergehens frostig in seinen Gliedern spüren, die kühlen Winde und die wärmelosen Tage und das Fallen seines Laubes, das Sterben seiner Blätter, ihr welkes Hinsinken. Aber er weiß nicht, daß er nun seine letzte, vollste Schönheit erreicht hat; seines Wesens höchsten Stand. Es ist, als wüßte Feld und Weg nicht, wie erhaben sein Sterben ist, es wünschte sonst das ganze Spiel der Jahreszeiten

nicht, nur diesen einen Tod, dieses rasend-trunkene Vergehen. Mit Rosen auf den Wangen und mit leidenschaftlichen Gluten stirbt Baum und Kraut. Die Stille ist groß, nur die Blätter rascheln und summen auf der Erde, wie flüsternde Ehrfurcht. Die welken Blätter spielen auf dem Kies. Gelbe Blätter, glatte, hellfeurig glühende Blätter, oder rostbraune, oder verdorrte, ganz tote, graue oder lustige, die nicht stillliegen können, sondern beben, tanzen müssen, wie in wirbelnder Freude des Sterbens ... Es geht gar kein Wind, und doch fallen immer neue von den Bäumen. Ganz langsam flackern sie zu Boden, von selbst sich abstreifend von ihrem Ast, wie ein schwindender Tag sich abschüttelt von der Reihe, wie eine Frucht abfällt. Sie fallen wie Flocken. Ganz leise, lustig oder wie Schmetterlinge, so bunt, so still, aber sie sinken bald zur Erde, bis sie irgend ein Windstoß wieder aufhebt und wirbelt. Sie landen dann irgendwo in einem Winkel. Aber selbst in ihrem Vergehen und Vermodern ist Duft. Duft, Schönheit ... Ein leiser, tiefer Geruch der reichen, verströmenden, ausgegossenen, verschwendeten Säfte liegt schwer und regungslos da. So üppig ist der laute Geruch der Rosen nicht, wie dieser stille, leise, ein wenig schmerzliche Duft des Welkens im September, Oktober. Alles haucht ihn aus, wie glühende Grüße an das zu verlassende Leben. Von überallher bebt er, wie ein schönes, ruhiges Lächeln. Wer stirbt so schön? Es ist, als wollte Baum und Strauch die große Lehre sagen, vom unbekümmerten Leben, das sich gehorchen soll, sein Gewebe ruhig auswirken und enden lassen, wie es bestimmt ist, und dann still hingehen und noch einen letzten Duft verschwenden und verhauchen.

Die Bäume sind schön, wie nur im ersten Frühling, nun sind sie freigebig und unverschlossen. Im Frühling scheinen sie bloß auf sich bedacht, etwas starr Verschlossenes, Herbes, Eckiges haben sie, bei allem Reichtum; sie hegen jedes Blatt, sind neidisch auf jede Knospe, jeden Tropfen Saft und Mark nützen sie aus zu neuem Stengelgrün und Blattgewirr, jetzt aber sind sie weise geworden und geizen nicht mit sich. Ihre Kraft ist unverloren, mögen also die Blätter hingehen, möge sich die starre, dunkle Nacktheit ihrer Äste zeigen, möge alles hinschwinden, noch stehen sie stark. Darum sterben die Blätter so höchst wundervoll. Es ist, als würde jedes eine Blüte. Da steht ein Strauch. Man kennt seinen Namen nicht. Früher war sein Aussehen wie das jedes andern grünen Strauchwuchses. Jetzt ist sein Laub erhaben geworden, jedes Blatt purpurn, er trägt Rosen, aber keine vollen, schweren, trächtigen, sondern schwanke, hauchzarte, die im Winde bebend schaukeln und glühen, wie aus Scham vor ihrer eigenen, späten Schönheit, und als fürchteten sie ihre Kühnheit, so hervorzuscheinen.

Oder da ist ein Tulpenbaum, mit den großen, breitgerundeten Blättern, der leuchtet wie gelbes Feuer. Er blüht aus. Und die Buchen werden rostbraun, wie Kastanien, die Kastanien dunkelgelb wie Ocker. Und alles webt und rauscht, die Natur ist trauerlos, stets ihrer erneuten Schönheit bewußt. Trinkt mich mit euren Blicken, fühlt mich mit euren Gefühlen, tragt mich, die Köstliche, in euren Seelen ... Und in den nun dunkleren Nischen des Astwerks stehen die unwandelbaren, bleichen Götterfiguren von Schönbrunn. Ewig bleiben ihre Bewegungen die gleichen. Ein schlanker Jüngling, der seine Geliebte stürmisch emporhebt, ein Schauspieler, der seine Maske in der Hand hält und sinnend betrachtet. Eine üppige Frau mit steinernen Blumengewinden in den Händen, oder eine Flötenspielerin mit süßem Lächeln. Ihre Gebärden alle sind unwandelbar, von Herbst und Sommer unverändert. Still stehen sie da ...

Und vorn im Gartenparterre der Blumen der Neptun. Die weißen Rosse, die sich vorwärts tummeln, hoch gebäumt gegen die Brandung zu stürzen. Vor ihnen aber ist kein wildes Meer, nur das gelassene, sanfte Rasenparterre von Schönbrunn und weit drüben die graue Stadt ...

Leile ging und ging.

Dann war ein stiller Platz. Wie ein Platanenblatt fünffingrig liefen die Alleen in ihn ein, mündend in seine Ruhe. In der Mitte lag ein Wasserbecken, ganz bedeckt und überwebt von welkem Laub, durch welches das Wasser schwarz hervorstarrte, in der Mitte war eine Brunnenfigur, grau und doch wie heiter! Eine Najade, der

üppige Leib lendenabwärts in einen Fischschwanz schließend, die volle Brust, das lächelnde Haupt zurückgebogen, mit scherzendem Blick einen Eros streifend, der zu ihren Füßen spielt und zu ihr aufschaut.

Leise rauschen die Blätter. Immer neue fallen weich, leise, flackernd nieder und vermehren die Scharen der welken Blätter am Boden. Und der holde Geruch ihres Sterbens liegt still und lächelnd in den Lüften ...

Sieht die Leile das alles?

Sie hatte es verlernt, um sich zu sehen, sie war es müde, um sich zu schauen. Sie wußte, daß diesen Blicken, dieser Sehnsucht niemand antwortete, und daß sie allein war. Sie hatte Hermann sehr geliebt, in ihn alle Schönheit hineingetragen, und allen Wunsch danach. Sie hatte Küsse geerntet. Und dann, spät, hatte sie erkennen müssen, daß keine Sprache ihnen gemeinsam war, nicht Wunsch noch Wesen, und keine Brücke gab es zwischen ihnen als die durstigen Küsse. Ihr Körper war durstig geworden, diese Liebe zu trinken, welche ihr Verstand mit bitterem Lächeln verachtete. Und doch gab es keine Trennung davon, kein Aufhören, kein Mut zum Ende. So blühen in ihr täglich neue, schmerzvolle Blüten auf, Wünsche, schon müde, ehe sie geboren, Sehnsuchten, schon verzichtend, ehe sie vom Leben verraten worden. Hermann aber ist der gleiche, er liebt sie sehr und staunt über sie. Ein dumpfes, fremdes Staunen. Oft denkt sie an andere, oft hofft sie von anderen andere Liebe, aber sie ist früh verbittert. Solle sie sich denn wieder und wieder weggeben, all ihr armes Wesen weggeben und nichts gewinnen als eine Enttäuschung. Sie verblutet sich in ihren Wünschen und Träumen, Leile das Kind, das nicht sondern gelernt hat das Leben der Seele von dem rohen Wirklichkeitsdasein des Körpers, nicht sondern Himmel von Erde, Tag von Nacht. Ihr eigenes Wesen ist schuld.

So blüht sie aus. Bald wird sie still sein, wird ruhig küssen, sich küssen lassen, gewähren, alles gewähren, sich nicht freuen und ganz gelassen sein und nur jenen gleichen Zug des unbewußten Schmerzes um die Lippen haben, wie ihre Mutter.

Aber sie weiß nicht, daß mancher herrlicher Wesen Dasein und Seele wie die Bäume im Herbst ist, die sterbend erst ihre reichsten Blüten tragen, jedes Blatt wird Rose, die im Vergehen und Verlöschen den süßesten Duft durch die Stille sendet.

Ende.

# Nunziata

Von

**G. Zuppone-Strani.**

Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von M. Nolte.



Je näher der verhängnisvolle Tag heranrückte, desto übellauniger und verdrießlicher wurde Nunziata; man durfte sie nicht einmal mehr ansehen, sie schalt den lieben langen Tag unaufhörlich. Die Gerechtigkeit! Um Geld sei sie feil, gekauft und verkauft würde sie heutzutage, — und wie sollte es wohl anders sein? Hatten nicht all diese exkommunizierten, dem Teufel verfallenen Italiener mit ihrem Einzug in das Königreich Sicilien alle Gottesfurcht verscheucht! Hielten nicht diese selben Italiener in Rom sogar den Papst gefangen, noch dazu bei Wasser und Brot, den armen alten Mann! Ja freilich, die Herrensöhne, die Bisogni und die Satriani,

die nahm man nicht zu Soldaten. Warum? Weil sie Geld hatten wie Heu. Ja, die schickten nicht vergebens jedes Jahr die vielen, mit Geschenken beladenen Maultiere nach Catanzaro.

Als der Hauptmann der Carabinieri, welcher in Briatico der Aushebung der Rekruten vorstehen sollte, Gast bei meinem Großvater wurde, hörte Nunziata plötzlich auf, von den 'Italienern' so schlecht zu reden. Sie zeigte sich sogar dem Hauptmann gegenüber, — der doch ein echter Piemontese vom alten Schrot und Korn war, — sehr zuvorkommend und diensteifrig. Nunziata war aus Briatico gebürtig, aber bei weitem schlauer als ihre meisten Landsleute wußte sie doch, daß die Welt weder in Pizzi, noch in Monteleone noch in Tropea zu Ende ist, kurz, daß sie größer ist als ganz Calabrien und sich einerseits bis nach Neapel ausdehnt (sagte man nicht: „Sieh Neapel und stirb"?) und andererseits bis Messina, wohin sich meine Tante verheiratet hatte, die, wie Nunziata sagte, eine 'gute Partie' gemacht hatte. Für unsere alte Magd waren 'Die Italiener' Leute von 'draußen', mit andern Worten waren alle Beamten und Militärs der neuen Regierung wahre Feinde Gottes, die den guten König 'Franceschello' umgebracht hatten und jetzt auch noch den heiligen Vater selbst den Hungertod sterben ließen. Der Hauptmann mit seiner raschen, kurzen Redeweise galt der Nunziata doppelt und dreifach für einen Italiener, aber sie machte ihm trotzdem den Hof und zwar aus den eigennützigsten Beweggründen.

* * *

Eines Abends beim Nachtisch, als sie zwischen dem Eßzimmer und der Küche geschäftig hin und her eilte, rief mein Großvater sie heran und löste ihr die Zunge.

„Höre, Nunziata! Warum wirfst du dich dem Herrn Hauptmann nicht zu Füßen? Wenn er will . . .?"

„Sie haben recht, mein lieber junger Herr, der gnädige Herr Baron allein kann mir helfen!"

Durch einen gütigen Blick unseres Freundes ermutigt, begann die Alte ihn anzuflehen, wie man zum lieben Gott fleht. Ihr Mann war verunglückt und hatte ihr zwei Söhne und eine Tochter hinterlassen; diese mit Mühe und Arbeit groß zu ziehen, hatte ihr selbst fast das Leben gekostet. Der älteste Sohn, der Unglückliche — sie wollte kein härteres Wort gebrauchen — kaum daß er das Alter erreicht, wo er hätte verdienen können, was thut er? Statt daran zu denken, die arme Waise von Schwester an den Mann zu bringen, verheiratet er sich selbst! Und nun kommt das neue Italien und will den zweiten zum Soldaten nehmen, den guten Jungen, der keinen Heller verdient, den er nicht flugs der Schwester Sabejuzza nach Hause bringt. Möchte doch der Herr Baron Gnade üben und ihr den armen Jungen lassen!

Der Hauptmann versuchte ihr die Sachlage klar zu machen. Den ältesten Sohn einer Witwe, das ging wohl an, den ließ man als Ernährer und Stütze der Familie frei vom Dienst, aber beim zweiten Sohn verlangte es Gesetz und Gerechtigkeit, daß er diente. Die Gerechtigkeit? Nein, diese Gerechtigkeit konnte Nunziata schlechterdings nicht verstehen. Ließ man den Familien eine Stütze, ja oder nein? War Ciccio diese Stütze, ja oder nein? Ihr, die jetzt bei einer so guten Herrschaft diente, würde es ja nie am Nötigen fehlen; aber es handelte sich in erster Linie um ihre Tochter Sabejuzza, die keinen Dienst annehmen konnte, und für die doch eine Mitgift beschafft werden mußte.

„Ich kann nichts da bei machen," entschied der Hauptmann. „Sagen Sie Ihrem Sohn, er solle recht tief in die Urne hinunter greifen. Vielleicht erwischt er dann eine hohe Nummer und wird einstweilen zurückgestellt. Wenn Sie Glück haben . . ."

„Ich, Glück! Ach, gnädiger Herr, auf mir lastet der Fluch von meinem Seligen her, seitdem habe ich kein Glück mehr! Ich bin wie der Seemann im Unglück, nach welcher Richtung ich die Segel setze, immer schläft mir der Wind ein."

Der Hauptmann bekam Lust, die Geschichte der Nunziata und ihres Mannes zu hören, und in der Hoffnung, ihn zu rühren, erzählte sie mit bekümmerter Miene.

* * *

Sehen Sie, gnädiger Herr, mein Seliger war nicht schlecht, aber Candeloro und der Cicolio, die ihm sein Geld abgewinnen wollten, verführten ihn mir und machten ihn jeden Abend betrunken im Wirtshaus bei der Cecia. Und ich — ich hörte ja den ganzen Tag lang meine drei armen Würmer vor Hunger auf dem Strohsack weinen! — wenn er dann abends heimkehrte, gab ich ihm viel böse Worte. Und doch, hatte er vielleicht Schuld, wenn seine Genossen ihn, den Betrunkenen, ausraubten? Endlich ging uns gar das tägliche Brot aus ... Da wurde ich Waschfrau. Ein elendes Leben, gnädiger Herr, das dürfen Sie glauben, den halben Tag im Wasser und die andere Hälfte im glühenden Sonnenbrand. Dabei verdiente ich blutwenig, und wenn mein Seliger heimkehrte, verzeih' mir's Gott, war ich immer diejenige, welche Streit anfing. Wenn er betrunken war, hatte mein Mann eine harte Hand, ... einmal hat er mir den Arm gebrochen.

Was ich Ihnen jetzt erzähle, geschah an einem Tage im Jahre, wo in Pizzo alles in Sengen und Morden aufging, wo die Soldaten bis nach Briatico kamen, und wir es nur Don Filippo Satriani verdankten, daß wir nicht alle umgebracht wurden. Meine Kinder hatten den ganzen Tag nichts gegessen, und er hatte mich die ganze Nacht geschlagen. Bei Tagesgrauen rief ihn der Schiffer Alfonso Prostamo zum Fischzug, sie wollten mit ihrem Fahrzeug weit hinaus. Er wollte mir erst noch wieder zu Kopfe gehen, aber ich verkroch mich unters Bett. Er stieß heftig mit einem Besenstiel darunter und war wütend, daß er mich nicht erreichen konnte; ich schrie, wie wenn mir der Tod an der Kehle säße, und die Kinderchen auf dem Bett weinten kläglich. Als er endlich ging, sprang ich auf, und ganz sinnlos vor Wut schrie ich ihm nach: Wenn unser Herrgott mich erhörte, solltest du ewig im Meer bleiben und zur Hölle fahren, wohin du gehörst!

Verstehen Sie das, gnädiger Herr? Nicht wahr, eine Frau, die ihrem Manne den Tod wünscht, der kann auf Erden nichts Gutes mehr widerfahren! Kann ich wohl je wieder auf Glück hoffen?

Morgens war das Wetter prächtig, aber um die zweiundzwanzigste Stunde machte sich der Südwest auf, erbarm' es Gott! Als hinter Stromboli all die schweren, schwarzen Wolken aufstiegen, kehrte die ganze Fischerflotte um und segelte in aller Eile heim. Heilige Jungfrau! Wo war nur das schmucke Boot des Schiffers Alfonso geblieben? Ein Sturm raste, als wolle er Bäume und Häuser fortreißen, und eine See ging, wie man sie seit Menschengedenken nicht böser und wilder erlebt hatte. Lieber Gott, waren das Wellen! Bergehoch! Und sie tosten und brüllten wie tausend Ochsenherden! La Roccchetta war ganz von Schaum und Gischt bedeckt, nicht allein der Felsen, sondern auch der Turm, und Sie wissen ja, ob der hoch ist! Der Fels selbst schien bersten zu wollen und stöhnte und ächzte, als schlösse er alle armen Seelen des Fegefeuers in sich.

Meine Gefühle können Sie sich vorstellen, nachdem ich am Morgen im Zorn meinem Mann jenen bösen Wunsch nachgeschleudert hatte! Ich ging wie eine Nachtwandlerin umher, ganz betäubt und mutlos, kaum daß ich noch atmete. Ganz Briatico war in Aufregung. Sie sehen's ja, Briatico ist Hauptort des Kreises, aber es ist nicht groß; auf jenem Schiff befanden sich sechs Familienväter — ein Unglücksfall hätte den ganzen Ort in Trauer gestürzt.

* * *

Gegen die erste Stunde sah man das Fahrzeug endlich um die Spitze von Safò auftauchen. In Briatico war keine Seele mehr, alle standen erwartungsvoll am Strand und spähten aus. Das Schiff blieb draußen auf dem Meer, um der Brandung zu entgehen; erst als es bei der Rochetta angekommen war, richtete man den Kurs aufs Land. Die sechs Männer saßen halbentblößt auf den Ruderbänken, stemmten die Füße ein und ruderten mit aller Kraft. Langsam, langsam kamen sie näher. Alle sagten's, noch vier Ruderschläge und sie waren am Lande; zwei Männer standen schon bis an die Knie im Wasser, bereit, im richtigen Moment den Herankommenden ein Tau zuzuwerfen, an dem dann wohl Hunderte hilfbereiter Hände gezogen hätten.

Aber plötzlich rührte sich trotz verzweifelter

Anstrengungen der Ruderer das Boot keine Handbreit mehr: die Gegenströmung hatte es ergriffen! Oh, mein Gott, welch furchtbare Sache! Den ersten Augenblick erkannten wir den Grund nicht, als er uns klar wurde, fühlte ich mich verloren. Es überlief mich kalt. Heilige Mutter Gottes, wie wurde mein böser Wunsch erfüllt! Ich taumelte hin und her wie eine Trunkene; man suchte mir Mut einzusprechen, aber ich hatte die feste Überzeugung, daß alles vergebens sein würde. Es wurde mir schwarz vor den Augen, und ich sank zu Boden, im Arm noch Ciccio und Sabejuzza umklammert haltend. Die armen Kinder weinten und wußten selbst nicht warum, während ich in Todesangst aufs Meer starrte.

Wegen des Sturmes und der Dunkelheit der Nacht konnte man keine Hand vor Augen sehen. Don Peppino Satriani ließ auf der Höhe der Rocchetta ein riesiges Feuer anzünden, welches nicht allein den Strand, wo es schwarz von Menschen war, sondern auch das Meer von der Brace bis zur Spitze von Safò erhellte. Heilige Mutter Gottes, war das ein furchtbarer Anblick! Der Sturm türmte die Wogen himmelan, und zischend spritzte der weiße Schaum über dem Donnergetöse. Das leichte Fischerfahrzeug wurde erst bis zu den Wolken empor gehoben und versank dann wieder in die Tiefe, daß es fast verloren schien. Die Rocchetta mit ihrem Feuer, um das der Dampf und Gischt unheimlich lohte, glich einer riesigen Fackel, die Meer und Land in Brand zu setzen drohte.

Es fing an zu regnen, aber wer achtete darauf? Man hatte ganz anderes zu denken! Alle paar Minuten zerriß ein zackiger Blitz die schwarzen Wolken, fast gleichzeitig krachte der Donner, und der Regen ging in Strömen nieder. Alle meinten, nach dem Regen müsse der Wind nachlassen, und das Meer ruhiger werden, aber der Sturm schien nur noch zu wachsen. Auf dem Lande hatte man schon ganz den Mut verloren, wie mochte es erst denen im Schiff ums Herz sein! Zwei Ruder waren schon abgebrochen, es blieben nur noch vier; das Heck des Boots hielt sich in richtiger Lage auf dem Wasser. Am Heck stand nämlich mein Mann und ruderte wie ein Verzweifelter; mit seinen Riesenkräften arbeitete er für zehn, und das Ruder bog sich in seiner Hand wie eine schwanke Weidengerte. O Herr des Himmels, so ging es nicht lange mehr! Das Ruder mußte ja brechen! Ich weiß nicht, ob Sie es wissen, gnädiger Herr, aber die Ruder stehen immer paarweise: bricht eins ab, so sind zwei untauglich: zwei Ruder weniger — das hieß in diesem Falle sicherer Untergang!

„Achtung! Vorsehen!“ riefen ihm alle vom Strande zu. Um Christi Barmherzigkeit willen, da rollte eine Woge heran, höher noch als die Rocchetta, und trug das Boot bergehoch hinauf wie eine Nußschale. Das Ruder! ... entzwei! Mein Mann schrie und drohte dem davonschwimmenden Stücke einen Augenblick nach. Dann brach er in lautes Gelächter aus. Was für ein furchtbarer, ein entsetzlicher Mut? Lachen, wenn man dem Tod ins Auge schaut! ... Plötzlich lud er sich den Ruderstumpf auf die Schulter und lief an die Spitze des Boots. Lieber Gott, sei ihm gnädig! Vom Strande her riefen sie ihm zu: „Halt! Halt!“ — O ich Unglückliche! Er hatte sich kopfüber ins Meer gestürzt.

Am Strande rannten alle hin und her wie Wahnsinnige; aber Hilfe konnte man ihm ja nicht bringen! Er tauchte wieder auf! Er galt für den besten Schwimmer in Briatico, und es waren ja nur einige wenige Meter Entfernung, wenn die heilige Mutter Gottes ihm helfen wollte! ... Er kam näher ... noch näher! Er schwamm wie ein Verzweifelter und hielt sich an dem Ruderstumpf über Wasser und rang den Wellen immer mehr ab. Briatico schien das Fischerfahrzeug und die Gefahr, in der es schwebte, ganz vergessen zu haben. Alle ermunterten ihn, riefen ihm zu: „Mut!“ Auf ihn waren aller Augen gerichtet, für ihn schlugen angstvoll alle Herzen, es schien, als wolle man ihn mit Blicken ans Land ziehen. Bald merkte man jedoch, daß er nicht näher kommen konnte. „Die Gegenströmung,“ sagten jene. — O, gnädiger Herr, die Gegenströmung! Nein, die Gegenströmung war's nicht — ich war's mit meinem frevelhaften Wunsch ... ich gottloses

Weib, ich, ich gab ihm den Tod! Können Sie sich's denken, wie mir ums Herz war? Mit aller Hartnäckigkeit arbeitete er, kämpfte wütend mit den Wellen mit verzerrtem Antlitz und starrenden Augen ... Vergebens! Die Gegenströmung war stärker als er. Verloren! Verloren! — Don Peppino Satriani fluchte laut: Gott bewahre, war der verloren; ein Tau, rasch ein Tau! Der junge Herr befestigte an das eine Ende einen seiner Stiefel an den Ösen; nun wurde das Tau am andern Ende festgehalten, und der junge Herr warf meinem Seligen den Stiefel zu. „Hurrah!" riefen die Umstehenden. — Ja, das Tau reichte, und nun fuhr man fort es ihm zuzuwerfen; aber es war schwierig: der Stiefel fiel bald zu weit rechts, bald zu weit links. „O schnell, schnell, macht schnell!" Schon sah man es deutlich, mein Mann konnte nicht mehr, er spannte nur noch all seine Kräfte an, um den gewonnenen Vorteil zu behaupten. Der Ruderstumpf, der ihm fortwährend gegen die Brust stieß, hatte ihm eine große Wunde beigebracht; als er einmal nach dem Tau griff, sahen wir seine Brust blutüberströmt! O lieber Gott, lieber Gott, welch ein schrecklicher Anblick ... O Gott, lieber Gott, hilf mir vergessen!

Plötzlich stürzte sich Don Peppino auf den jungen Herrn und schlug ihn zornig. O der Ruchlose, er hatte mir meinen Mann erschlagen! Der Stiefel hatte ihn das letztemal gerade auf den Kopf getroffen. — Ja, freilich, jetzt war's aus, und er war verloren! Der Ruderstumpf entglitt seiner Hand, er machte keine Schwimmbewegungen mehr, die Wellen rissen ihn schon mit fort. Don Peppino, blind vor Wut, stürzte nun selbst bis an die Brust ins Wasser und versuchte, dem Ertrinkenden das Tau noch einmal zuzuwerfen ... Ach, ich Unglückliche! Es erreichte ihn schon nicht mehr.

Von Briatico her erklang die Totenglocke, der Priester kam mit dem Allerheiligsten beim Schein einiger Windfackeln auf den Strand herab. Alle knieten nieder, ich war mehr tot als lebendig. Mein Seliger hatte keine Kräfte mehr, eine Welle bedeckte ihn, und während der Priester ihn mit dem Allerheiligsten segnete, zog ihn eine zweite Welle vollends herab. Einen Augenblick tauchte er wieder auf, hob die Hand, wie um die Kinder zu segnen, und verschwand auf ewig.

* * *

Während sie erzählte, war die Alte auf einen Stuhl gesunken und starrte beim Reden unausgesetzt ins Leere, gleichsam als sähe sie die ganze Scene wieder vor sich.

„Wir haben ihn nicht einmal in geweihter Erde bestatten können," schloß sie, „das Meer hat ihn nicht wieder hergegeben. Und ich lebte mein Leben weiter auf dieser Erde wie eine Verlorene mit dieser Sünde auf dem Gewissen und verzehrte mich vor Kummer und Herzeleid. Wollen Sie sich nun noch überzeugen, was für Unglück ich habe? Denken Sie nur: während der Nacht beruhigte sich das Meer, und Schiffer Alfonsos Fahrzeug wurde mit allen an Bord gerettet! Ja, ja, es ist mein Fluch, mein frevelhafter Wunsch gewesen, der hat Schuld! Und meinen Sie nun noch, daß ich mit einem solchen Fluch, mit einer solchen Sünde auf der Seele noch jemals Glück haben könnte? O nein, gnädiger Herr, das kann ich nicht, darum, wenn der liebe Gott Ihnen das Herz rührt, haben Sie Mitleid mit mir!"

Obgleich wir diese unheimliche Geschichte bei uns im Hause schon oft gehört hatten, war sie uns noch nie so ergreifend erschienen. Nunziata hatte in ihrer schlichten aber kräftigen Volkssprache weniger einen Vorgang erzählt, als vielmehr uns die Katastrophe vor Augen geführt, daß wir sie miterlebten. Während ihrer Erzählung war draußen ein Gewitter ausgebrochen, welches zu der düsteren Stimmung noch beitrug. Still saßen wir alle da und blickten vor uns nieder; die Alte hielt die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich. Sie bot einen herzzerreißenden Anblick, die Unglückliche, die sich so fest einbildete, durch ihr rasches, böses Wort ihres Mannes Tod verschuldet zu haben; man begriff so gut, daß ihr nichts jemals wieder diese Qual aus dem Herzen lösen, diese Last von der Seele nehmen könnte. Selbst der Hauptmann war

tief gerührt; um sich Haltung zu geben, öffnete er das Balkonfenster und blieb trotz des heftigen Regens ein Weilchen daran stehen. Um der Sache ein Ende zu machen, befahl mein Großvater abzuräumen.

* * *

Am folgenden Tage fand die Auslosung der Rekruten statt; Ciccio jedoch, Nunziatas Trost, Sabejuzzas Stütze, ein kräftiger junger Mensch von zwanzig Jahren mit einer eisernen Gesundheit, kam frei. Ein Soldat weniger, ein Bauer mehr — gegen die großen Gesetze der Gleichheit wurde vielleicht gefehlt, aber unbekümmert darum gingen sie ihren Gang.

# Kinderspiele in Afrika.

Von

**Dr. Karl Weule.**



Die Zeit des Murmelspiels ist für dieses Jahr unwiederbringlich vorbei, und auch 'Himmel und Hölle' mit seinen grotesken Sprüngen und den garnicht geringen Anforderungen an die Treffsicherheit der jugendlichen Hand verschwindet langsam aus dem Kinderleben, wie es sich alljährlich um die Zeit des aufblühenden Lenzes auf den Plätzen und den weniger belebten Bürgersteigen der Städte abspielt. Auch die Kleinen haben ihre Moden, in der Kleidung sowohl wie im Spiel, mit dem Unterschied jedoch, daß jene von den Großen diktiert werden, dieses dagegen das unbestrittene Eigentum der heranwachsenden Jugend selbst ist. Mag demgemäß die Tracht unserer Kinder in einem Tempo wechseln, das an Raschheit dem Modenwechsel der Erwachsenen nur wenig nachsteht — ihr Spiel bleibt in seinem Gesamtbild vom Wechsel der Zeiten fast unberührt. So fremdartig dies im ersten Augenblick klingt, so wahr ist es dennoch. Es ist richtig, in keinem Monat des Jahres sind die Spiele unserer Kleinen die gleichen; in bunter Reihe folgen Murmeln und Kreisel, Haschen und Versteckspiel, Reifen und Sprungstrick und wie die zahllosen Vergnügungsapparate des jugendlichen Gemütes alle heißen mögen, auf einander; was aber das Bemerkenswerte dabei ist, das ist der ewige Kreislauf aller dieser Spiele, vom Murmel im Lenz bis zum Drachen auf dem Stoppelfelde im Herbst. Er wiederholt sich Jahr für Jahr; und wenn auch mit dem Fortschreiten der Kultur manches Spiel von der Bildfläche verschwindet, manches neue auftaucht; wenn der Spielschatz der Kleinen durch Erfindungen und Kulturfortschritte, die auch auf die kindliche Phantasie nicht ohne Eindruck bleiben können, wie dies in so hohem Grade mit dem Dampfwagen zum Beispiel der Fall ist, bereichert wird — im großen und ganzen ist das Kind in seinem Spiel konservativ, und unbekümmert um den Flug der Zeiten belustigt es sich auf dieselbe Weise, wie vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden. Nicht ohne Grund betont denn auch einer unserer ersten Ethnographen, Edward B. Tylor, den hohen ethnologischen, ja kulturhistorischen Wert des kindlichen Spiels; ist doch mehr als eins von ihnen geeignet, in der Gegenwart noch auf die ferne Vergangenheit manch trefflich Schlaglicht zu werfen.

Ebenso wichtig und interessant, wie nach der historischen Tiefe hin, ist eine vergleichende Betrachtung des kindlichen Spiels nach seiner gegenwärtigen Verbreitung über die Erdoberfläche. Diese in ihrer gesamten ungeheuren Ausdehnung in den Kreis der Betrachtung zu ziehen, würde

den Rahmen dieses Blattes bei weitem überschreiten; hingegen ist es möglich, wenigstens das eine oder das andere größere Gebiet im Hinblick auf das Kinderspiel kurz zu betrachten.

Afrika ist das Land der Kontraste. Dieses Junkersche Wort bewahrheitet sich für den Erdteil, von welcher Seite man ihn auch betrachten möge; es gilt sogar für die Art seiner Erschließung und Durchforschung. Auf der einen Seite die dem Volumen nach ungeheuerste Litteratur, die je ein geographischer Begriff gezeitigt hat, auf der anderen dagegen das fast völlige Fehlen alles dessen, was man Volkskunde nennt im Gegensatz zur Völkerkunde. Die wenigen Forscher, die sich mit jener befaßt haben, sind in Afrika zu zählen; sie bilden die Ausnahme zu der Regel. Afrika ist eben immer das Land der Dauermärsche gewesen und ist es gewissermaßen auch jetzt noch; denn wenn nicht feindselige Eingeborne oder ein tückisches Klima den Forscher von dannen treiben, so ist es die Sorge um den täglichen Unterhalt einerseits, oder aber eine Art Durchquerungswut anderseits, die ihn ruhelos von Ort zu Ort jagt, ohne ihm Zeit, Gelegenheit und Muße zu lassen, den intimeren Seiten des Volkslebens sein Augenmerk zuzuwenden. So fließen bei aller Reichhaltigkeit der ethnologischen Quellen die Angaben über das Kinderspiel im allgemeinen recht spärlich; sie wollen gesucht sein und gehen auch dann nur selten über Angaben allgemeiner Natur hinaus.

Bei dem zum leichten Lebensgenuß neigenden Temperament des Negers macht ihm die Erziehung seiner Kinder nur wenig Sorge. Der Vater verspürt überhaupt keine pädagogischen Neigungen und kümmert sich demnach garnicht um die Erziehung seiner Sprößlinge; wie so vieles andere bürdet er auch diese Pflicht dem schwachen Geschlecht auf. Aber auch die erzieherische Thätigkeit der Mutter ist nicht sehr umfassend; sie sorgt sich um die Kleinen nur, so lange die Natur es erfordert, das heißt, bis das Kind der Brust nicht mehr bedarf und laufen kann. Ist diese schwierigste aller Künste erst erlernt, dann erfreut sich das Negerkind einer beneidenswerten Freiheit; es ist völlig sich selbst überlassen und kann thun und treiben, was ihm beliebt. Daher zeichnet sich denn auch die schwarze Jugend durch eine Frühreife aus, die manchmal zu lächerlicher Blasiertheit ausartet, die aber immer eine erstaunliche Selbständigkeit in sich schließt. Illustriert wird diese durch einen Fall, der sich während des ostafrikanischen Aufstandes ereignete, den Leutnant v. Behr in seinen ‘Kriegsbildern aus dem Araberaufstande’ mitteilt. Es war unmittelbar nach den Kämpfen mit den Mafiti an der Küste, in einem Teile von Usaramo. Weit von den Dörfern entfernt, stießen mehrere deutsche Offiziere von der Schutztruppe in völlig unbewohnter, wüster Gegend auf eine ganze Anzahl kleiner Kinder, die fast verhungert am Wege lagen oder sich mühsam weiter schleppten. Viele von ihnen waren auf die roheste Weise mißhandelt und durch Speerstiche verwundet. Den Offizieren fiel sofort die Ruhe und das Verständnis der Kinder auf; nicht eins weinte oder war traurig. Sie erzählten, daß ihre Eltern von den Mafiti erschlagen worden seien und sie nichts zu essen hätten und zum Bwana mkubwa (Wissmann) wollten. Über das Wie und Wo waren sie sich allerdings nicht klar, aber dennoch war die Geistesgegenwart dieser Würmer, von denen manches kaum das vierte Lebensjahr erreicht hatte, ganz erstaunlich. Da ist Paul Reichards Frage ganz gerechtfertigt, wie sich wohl unsere Kinder in solcher Lage benommen haben würden. Mit Recht betont dieser treffliche Kenner afrikanischer Verhältnisse die Wichtigkeit der langsamen Geistesentwickelung, wie sie gerade der weißen Rasse eigentümlich ist, für den hohen Stand unserer Kultur. Die Negerkinder haben, sobald sie über das früheste Kindesalter hinaus sind, nichts mehr von anmutend schöner Kindlichkeit. Sie wissen alles, was Erwachsene wissen; nur besitzen sie deren Erfahrungen nicht, auch nach unseren Begriffen gar keine Naivetät. Dabei sind sie längst nicht so unartig, wie der gänzliche Mangel an Erziehung und Beaufsichtigung seitens der Eltern erwarten läßt. Ganz im Gegenteil sind Handlungen und Unarten, die besonders strafwürdig erscheinen, selten; nach Reichards Ansicht wirkt die Freiheit, die die Kleinen in so ausgedehntem Maße genießen, geradezu beruhigend auf das Gemüt; nicht ein-

mal das bei unseren Kindern so beliebte Necken kennen sie. Sie sind schon mit dem siebenten oder achten Jahre geistig fast ganz reif. Daher spielen denn auch Negerkinder nie so, wie unsere Kleinen; sie sind nicht imstande, sich derart ins Spiel zu vertiefen, daß für sie viele Stunden lang die Außenwelt nicht existiert; dazu ist ihr Geist viel zu fahrig und unruhig. Außerdem fehlt ihnen auch die Anregung zum Spielen.

Dennoch ist das Negerkind nicht ganz arm an Mitteln und Wegen, sich die Zeit zu vertreiben und die Phantasie zu bethätigen. Mit unserem jungen Nachwuchs hat es die Vorliebe für das 'Buddeln' im Sand, das Errichten von Dämmen und sonstigen Kunstwerken primitivster Architektur und das Formen von allerlei Figuren gemein. Auch das Patschen in den Pfützen und Lachen ist eine Bethätigung jugendlichen Thatendurstes, die von den kleinen Negerjungen ebenso freudig und hingebungsvoll geübt wird, wie die Tiefenmessungen seitens unserer kleinen Burschen in den Rinnsalen und Gossen der Straßen, mit dem einzigen Unterschied jedoch, daß es bei jenen nichts verschlägt, wenn sie über und über besudelt heim kommen, sind sie in puncto Kleidung ja meist noch paradiesischer gestellt als ihre Herren Erzeuger. Ein kühles Bad oder eine kräftige Waschung bringt gegebenenfalls leicht alles wieder ins Reine.

Die goldene Freiheit und Ungebundenheit der Negerjugend ist jedoch nicht unterschiedslos. Zwar verleben auch die kleinen Mädchen ihre ersten Jahre in fröhlicher Aufsichtslosigkeit, die sie eifrig benutzen, um in der Nachahmung des Mehlreibens, im Kneten von Thon und Lehm und im Formen von Miniaturtöpfen aus jenen Materialien sich auf ihren künftigen Hausfrauenberuf vorzubereiten.

Sobald sie indessen groß genug geworden sind, um die ersten Handreichungen zu verstehen, werden sie bei der Mehrzahl der Volksstämme unerbittlich herangezogen, ihre geplagten Mütter zu unterstützen; sie helfen kochen, kneten den Thon zur Töpferei, schlagen Palmkerne auf, warten die kleineren Geschwister, holen Holz und Wasser, kurz, üben sich gezwungenerweise in all den Künsten, die der verheirateten Frau späterhin das Leben so sauer gestalten. Werden sie größer, so folgen sie der Mutter aufs Feld, um unter deren Leitung den Feldbau, der fast überall in Afrika das keineswegs beneidenswerte Privileg der Frauen ist, zu erlernen. Ganz so rosig also, wie es den Anschein hatte, sind demnach die Jugendjahre wenigstens des Negermädchens nicht; doch ist im Auge zu behalten, daß die kleinen Beschäftigungen weder körperlich noch geistig sehr anstrengend sind, noch daß sie den ganzen Tag in Anspruch nehmen — im Verhältnis zu unseren kleinen Töchtern hat es das junge, von keinem Schulzwang bedrückte Negerfräulein wahrlich noch gut.

Die sonstigen, spezifisch weiblichen Spiele sind nicht sehr zahlreich. Allgemein verbreitet ist natürlich die Puppe; ferner das Wühlen und Bauen im Sand, das Formen von kleinen Töpfen und das Anlegen von kleinen Beeten und Gärten nebst dem Bau winziger Hütten. Dagegen wird von Bewegungsspielen nicht allzuviel berichtet. Bei den Basuto in Südafrika vergnügen sich die kleinen Mädchen mit Springen über einen geschwungenen Riemen, mit einem unserem Sautreiben ähnlichen Spiel, dem Bauen von Kraalen aus Sand, hauptsächlich aber mit Tanzen, jener Kunst, in der im Grunde genommen das Belustigungsbedürfnis des Negers sich erschöpft. Rückt der Sommer vor, so bauen sie sich aus einem dann hochgeschossenen Unkraut kleine Hütten. Noch einseitiger sind die Belustigungen der kleinen Yaundemädchen im Hinterlande von Kamerun. Selbst die kurze Zeit, die ihnen nach den der Mutter geleisteten Handreichungen vom Tage noch bleibt, verwenden sie für gewöhnlich nicht zu munteren Bewegungsspielen, höchstens, daß es zu einem Ringelreihen oder einem Tänzchen kommt. Dafür lernen aber alle die Flöte spielen, ein etwa zwei Fuß langes Stück eines hohlen Pflanzenschaftes, das sie nach G. Zenkers Zeugnis recht melodiös zu blasen verstehen. Fehlende Töne bringen sie dabei mit dem Munde hervor, doch so, daß man das Fehlen nicht merkt. Ab und zu flicht die Bläserin gelungene Recitative ein, die vom Chor wiederholt und mit Händeklatschen begleitet werden. Flötenspiel begleitet fast alle Tänze, die trotz ihres echt afrikanischen, nicht immer dezenten Charakters der graziösen Bewegungen nicht ermangeln.

Wie schon erwähnt, ist die Puppe, diese Kosmopolitin, in Afrika überall vertreten. Mit ihrer zivilisierten Gefährtin hat sie den Umstand gemein, in tausend Graden der Vollkommenheit, das heißt der Ähnlichkeit mit dem menschlichen Vorbilde, vorzukommen, wenn auch andrerseits nicht geleugnet werden kann, daß sie sich im allgemeinen auf einem niedrigeren Niveau bewegt als unsere heimische Puppe. Am höchsten steht sie zweifellos bei den Kaffern, wo ihre Hülle aus Leder besteht, deren Inneres mit Spreu ausgefüllt ist; die Augen sind durch ein weißes Lederfleckchen dargestellt. Auch in den Puppen des Nyassagebiets vermag man mit einiger Phantasie noch die menschliche Figur zu erkennen; dann aber geht es schnell bergab, über die Strohpuppe der Suaheli zu dem mit Lappen umwickelten Holzstück der A=Lur am Albert=See und des Sudan, in dem selbst die regste Kinderphantasie schwerlich etwas Menschenähnliches erkennen kann.

Ungleich besser gestellt als die weibliche Jugend ist der Negerknabe in Bezug auf das Spiel. Ihn holt weder der Vater noch die Mutter zu Handreichungen herbei, sondern ungehemmt und schrankenlos steht es ihm frei, sich den Kameraden zu widmen. Es ist klar, daß genau wie bei uns in den ersten Lebensjahren kaum Unterschiede im Spiel der Geschlechter bestehen; in buntem Durcheinander sieht man Knäblein und Mägdelein bald beim sangbegleiteten Ringeltanz, bald beim frohbewegten Haschenspiel, oder aber bauend, grabend und formend im feuchten Sand oder im weichen Thon. Schon hierbei indessen macht sich der Unterschied geltend, daß im Gegensatz zum Töpfe formenden Mädchen der Knabe die Nachbildung von allerlei Getier bevorzugt. Der Entwicklung des menschlichen Geistes entsprechend, sucht er zunächst das nachzuformen, was ihm am geläufigsten ist, oder aber, was ihm am meisten imponiert. So sind die Söhne der viehzüchtenden Völkerschaften die geborenen Darsteller für Rind und Ziege im ganzen Osten und Süden des Erdteils, während die Kinder der Jägerstämme je nach deren Wohnsitz den Elefanten oder das Rhinozeros nachzubilden versuchen; so fertigt der kleine Araberjunge in Kanem und Borku im Tsadebecken mit Vorliebe kleine Thonkamele an, und so versteift sich der kleine braune Bornumann förmlich auf das stolze Pferd seines Heimatlandes. Man muß gestehen, die kleinen Künstler sind garnicht so ungeschickt, wie man glauben sollte. Zwar in den Proportionen stimmen ihre Skulpturen niemals; stets sind, eine Folge des brüchigen Materials, die Beine zu plump und zu kurz, oder aber der Kopf ist zu klein oder zu groß; aber dennoch erkennt man sofort, was die Figuren darstellen sollen. Merkwürdiger Weise werden die kleinen Kunstwerke manchmal mit einer gewissen Pietät behandelt. So berichtet Emin Pascha von den Lattuka östlich vom obern Nil, daß man von Kinderhänden stammende Nachbildungen von Rindern, Ziegen und Menschen beinahe in jeder Hütte findet, wo Kinder sind. Meist jedoch werden die Tage der Figuren gezählt sein, bevor sie noch entstanden sind; Kind bleibt eben Kind, einerlei ob unter dem Äquator oder unter dem Polarkreise, und die Zerstörungssucht steht selten hinter dem Schaffungstrieb zurück. Eine klassische Beleuchtung erfährt diese Thatsache in dem Verfahren, wie es der bekannte Missionar Theophil Hahn bei Knaben der Nama=Hottentotten in Deutsch=Südwest=Afrika einst belauschte. Mit großer Sorgfalt und viel Geschmack und Kunstsinn formten die kleinen hellbraunen Männer eine bedeutende Anzahl südafrikanischer Zugochsen in Thon nach, worauf sie die Teile eines Ochsenwagens schnitzten, den sie schließlich auch kunstgerecht zusammensetzten und mit dem Zugvieh bespannten. Groß war nun zwar das allgemeine Vergnügen, doch dauerte es nicht lange; denn plötzlich erfaßte den einen der Spielkameraden die Zerstörungswut, und mit den einem echten Kindergemüt entspringenden Worten: „Ach, die können den Wagen doch nicht bergan ziehen,“ ergriff er eine Peitsche, ebenso alle anderen, und nicht lange dauerte es, so waren unter den Schlägen der kleinen Wüteriche die Zugtiere wieder zu dem geworden, woraus sie hervorgegangen.

Den größten Raum im Leben des Negerknaben nehmen, genau wie bei uns, die Bewegungsspiele ein. Bei den viehzüchtenden Völkerschaften ist es Pflicht der Knaben, die Herden zu hüten, eine Beschäftigung, die zu den

mannigfachsten Belustigungen Zeit und Muße läßt; ebenso folgen sie bei den Ackerbauern den Eltern aufs Feld, um dort zu spielen; und schließlich verleitet bei den Jägervölkern der Beruf der Alten die Jugend von selbst dazu, den Vätern nachzueifern. Bewegungsspiele giebt es demnach in großer Menge und Mannigfaltigkeit in Afrika, mit der Maßgabe jedoch, daß sie ihrem Charakter nach sich fast immer an die vorherrschende Beschäftigungsart des Volkes anlehnen

Über den ganzen Erdteil südlich der Sahara als Spielzeug verbreitet ist Bogen und Pfeil. Das kann nicht Wunder nehmen in einer Zeit wie die Gegenwart, wo die Herrschaft dieser Waffen auch bei den Großen noch nicht gänzlich überwundener Standpunkt ist. Wie aber wird es in etlichen Jahrhunderten sein, wo der Bogen als Angriffswaffe in Afrika ebenso lange verschwunden sein wird, wie bei uns jetzt die Armbrust der Vergangenheit angehört? Sicherlich wird auch dann noch der Negerknabe mit seinem stumpfen Vogelpfeil in den Wald ziehen wie jetzt; aber sein kindliches Schießgerät wird dann genau ebenso ein rudimentärer Kulturbestandteil sein, wie es der Flitzbogen unserer Knaben jetzt ist — die Erscheinung wird dann ein weiterer Beleg zu dem Wort Tylors sein, nach dem ein Spiel den ersten Gebrauch, dessen Nachahmung es ist, lange zu überleben pflegt.

So ganz unbeleckt von der Kultur ist übrigens auch der Negerknabe nicht mehr. Jahr für Jahr gelangen in unsere ethnographischen Museen Kinderspielzeuge, die im Gegenteil einen bedeutsamen Fortschritt auch Jungafrikas auf diesem Gebiet der Völkerkunde offenbaren, hölzerne Nachbildungen von Gewehren, oft neuester Konstruktion, die dem Scharfsinn der Zukunft Afrikas alle Ehre machen. Doch das sind nur vereinzelte Erscheinungen; die große Masse ist konservativ, und noch heutzutage schwingt der Wanyamwesi-Knabe seinen kleinen Bogen genau ebenso wie vor einem Menschenalter, trotzdem auch damals schon das Schießgerät des Weißen die kleinen Krausköpfe zu schöpferischen Thaten anspornte. Recht hübsch weiß David Livingstone das Kinderspiel in Unyanyembe, der zentralen Landschaft Unyamwesis in Deutsch-Ostafrika, in seinen 'Letzten Reisen' zu schildern: „In manchen Teilen des Landes ist es auffällig, daß die Kinder so wenig Spielzeug haben; das Leben scheint für sie schon eine ernste Aufgabe zu sein, und ihre Vergnügungen bestehen darin, daß sie die Arbeiten der Erwachsenen nachahmen, indem sie Hütten bauen, kleine Gärten anlegen, Bogen und Pfeile, Schilde und Speere machen. An anderen Orten trifft man wiederum Kinder, die außerordentlich erfindungsreich sind und allerlei hübsches Spielzeug haben, auch schießen sie Vögel mit ihren kleinen Bogen und richten gefangene Hänflinge zum Singen ab. Sie sind sehr geschickt, Sprenkel und Fallen für kleine Vögel anzufertigen, wie in der Bereitung des Vogelleims. Ebenso machen sie aus Schilf kleine Spielflinten mit Hahn und Lauf und stellen den aus letzterem kommenden Rauch durch Asche dar; ja, sie versteigen sich sogar zur Herstellung von Doppelflinten aus Thon, bei denen der Rauch durch Baumwollenflocken nachgeahmt wird." Wir sehen, der Neger ist auch schon in der Jugend gelehrig und steht darin unseren Kleinen sicherlich nicht nach; und wie es hier ist, so finden wir es auch anderswo im dunklen Kontinent, nur, daß in manchen Regionen das Spiel der Kleinen einen ernsteren Hintergrund hat. So harmlos wie der Wanyamwesi-Knabe wird der Sohn des Buschmanns nie spielen; dazu ist das Milieu, in dem er vom ersten Tage an gelebt und geatmet hat, zu düster. Zwar ist auch, kaum daß er laufen kann, ein toter Vogel die Zielscheibe seines Pfeils, den ihm der Vater gemacht hat, aber, wer da weiß, wie der Buschmann lebt, der fühlt auch, daß dieses Spiel des Kleinen nur wenig gemein hat mit dem gleichartigen Treiben anderer Kinder — es ist der bitterlich notwendige Drill für den großen Kampf ums Dasein, der keinem Erdensohn so schwer gemacht wird, wie gerade dem Paria Südafrikas. Welches aber sind auch die Erfolge einer solchen Schule! Berühmt ist der rote Pfadfinder der Prärien, und bewundert wird der Spürsinn des Beduinen; sollten aber beide wohl, dem Buschmann gleich, befähigt sein, die Flugrichtung der Biene aus deren auf die Erde gefallenem Kot zu ersehen? —

Wie schon einmal bemerkt worden, ist der Neger der Mann des heitern Lebensgenusses, ein

Moment, dessen Abglanz natürlich sich auch in seinem Jugendleben wiederspiegeln muß; der Buschmann wie dessen sanftere Ausbildung, der Hottentott, gehören eben nicht zur schwarzen Rasse und mögen darum auch im Kinderspiel ein ernsteres Bild gewähren. Bei den echten Negerstämmen walten die Szenen vorwiegend heiteren Charakters vor, jenen ähnlich, wie Livingstone sie bei den Wanyamwesi beschreibt. Den Spielplan dieses großen Stammes ergänzt übrigens Stuhlmann, der Begleiter Emin Paschas auf dessen letzter Reise, in folgender Weise: „Die Knaben machen bisweilen ein Kriegsspiel im Walde oder werfen sich gegenseitig kleine cylindrische Holzstückchen zu, die mit Stöcken geschlagen werden, nach Art unseres Ballspiels; oder auch je zwei verschränken ihre Arme und ein dritter setzt sich obenauf, wozu gesungen wird. Seltener werden Figuren aus Thon geknetet oder Miniaturhäuser gebaut.“ Ähnlich schreibt G. Zenker von den Yaundeknaben: „Sie treiben sich den ganzen Tag spielend auf den Plätzen des Weilers herum und ziehen, mit einer leichten Armbrust bewaffnet, jagend im Walde umher oder angeln am nahen Bach. Nur der Hunger treibt sie in die elterliche Behausung zurück. Ihre Spiele sind mannigfaltig; Haschen und Ringeltanz ꝛc. sind die beliebtesten. Charakteristisch ist auch das folgende Spiel: Es bilden sich zwei Parteien, beide mit zugespitzten Holzstäben bewaffnet. Die eine Partei rollt der anderen eine faustgroße, runde Frucht zu, letztere versucht mit ihren Speeren die im vollen Lauf befindliche Kugel zu treffen. Gelingt ihr das, so hat sie das Recht, die Kugel zu rollen. So in früher Jugend geübt, werfen sie in späteren Jahren den Kriegsspeer mit großer Sicherheit auf ziemliche Entfernungen. In den Mittagsstunden üben sie die Trommelsprache, und es giebt Knaben von noch nicht acht Jahren, die schon alles verstehen.“

Würde man auf diese Weise den ganzen Erdteil durchwandern, so würde man das Bild des Kinderspiels lokal zwar verschieden finden, im großen Ganzen jedoch den Grundzug walten sehen: wie die Alten sungen u. s. w. Es ist ein unbewußtes Anstreben körperlicher Gewandtheit und Sicherheit in allen Lebenslagen, das aus den Spielen der schwarzen Jugend spricht, eine im Hinblick auf die nur dem Augenblick lebende Natur des Negers immerhin bemerkenswerte Thatsache. Stamm für Stamm durchzugehen, würde viel zu weit führen; nur soviel sei bemerkt, daß Afrika seine wirkliche Turnkunst hat, die sich bei den Lattuka z. B. in Wettlaufen, Springen und Klettern äußert, bei den mehrfach genannten Nama aber sogar zu einer förmlich systematischen Gymnastik sich entwickelt hat. Dort treibt man nach Missionar Endemanns Zeugnis während der Jugend eigentlich nur gymnastische Übungen. Solange der Kraal am Fluß oder bei tiefen Gewässern liegt, wird fleißig geschwommen, und sogar Frauen und Mädchen verstehen sich ganz ausgezeichnet auf allerlei Kunststücke im Wasser. Zureiten der jungen unbändigen Ochsen, denen statt des Gebisses einfach ein Pflock durch die Nase gesteckt wird behufs Befestigung des Zaumes, macht sie schon früh zu gewandten Reitern. Als Sattel dient der gefaltete Kaross (Fellmantel), um den ein Gurt geschnallt ist. Zum Ringen, Springen, Voltigieren über Büsche, Laufen auf den Händen, wobei oft zwei sich mit den Füßen boxen und einander niederzuwerfen suchen, findet sich tagtäglich auf dem Felde hinter den Herden die beste Gelegenheit. Dabei werden durch häufige Jagdzüge die Sinne geschärft bis zu einem Grade, der den Nama zu unerreichbarer Sicherheit im Spurschneiden emporsteigen läßt. Auch die Yaunde haben ihre Ringkämpfe, an denen nicht nur Männer und Knaben, sondern auch Frauen und Mädchen sich beteiligen, und bei denen es einesteils sehr fröhlich, anderenteils aber auch mit einer gewissen Würde und unter Beachtung ganz bestimmter Kampfregeln zugeht. Mehr als jedes andere Mittel sind sie geeignet, bei dem Volk jene klassischen Gestalten zu erzeugen, die bis jetzt noch die Bewunderung jedes Europäers hervorgerufen haben.

In wenig Worten sei noch einiger anderer, in Afrika gängiger Knabenspiele gedacht. In vorderster Reihe steht natürlich der Tanz, der sich dort bekanntlich nicht an den Unterschied der Geschlechter bindet, und dem die Herren Jungens mit ebenderselben Begeisterung frönen wie ihre Eltern und Schwestern. Dazu gehört ferner das

harmlose Vergnügen des Versteckspiels, das von den A-Lur berichtet wird, und das Murmelspiel, das bei den Lattuka sich findet; als Kugeln dienen die Früchte verschiedener Bäume. Auch der Kreisel fehlt in Afrika nicht; im Osten hat er eine ähnliche Gestalt, wie bei uns die gestielten Holzkreisel primitiver Art; im Westen des Erdteils werden dagegen mit Vorliebe Naturprodukte zu dieser Art von Spielzeug benutzt, Schneckenhäuser, ja, sogar große Bohnen.

Bis jetzt haben wir das spielende Negerkind stets als harmloses und unschuldiges Wesen kennen gelernt; daß es jedoch ebensowenig grausamer Regungen und häßlicher Züge entbehrt, wie jeder andere mangelhaft erzogene kleine Weltbürger, lehrt die Schilderung, die Missionar Endemann von den Belustigungen der kleinen Basutoknaben in Südafrika giebt. „Die Knaben werden, sobald sie dazu fähig erscheinen, zum Hüten der Schafe und Ziegen angestellt, während die Mädchen die kleinen Geschwister warten und beaufsichtigen. Die Hütejungen vergnügen sich im Felde mit Fechtübungen, zu denen Schild und Stöcke dienen; sie üben sich auch im Werfen mit Wurfkeulen, stellen Jagden nach Hasen und kleinem Wild an, stellen Sprenkel auf und legen Leimruten u. s. w. Als Vogelleim dient die Frucht einer auf der Akazie wachsenden Mistel, die einen sehr klebrigen Stoff enthält. Mit diesem werden Grashalme bestrichen und diese dann an Büschen befestigt, sodaß die kleinen Vögel, die sich darauf setzen, hängen bleiben; oft werden die armen Tierchen bei lebendigem Leibe gerupft. Ebenso grausam ist man gegen die Heuschrecken, die man lebendig auf eine Rute spießt und so reihenweis zum Braten aufs Feuer legt." Einmal sah der genannte Missionar, wie Knaben einen Igel gefangen und ihm einen Bindfaden ans Bein gebunden hatten. Sie ließen das Tierchen ein wenig laufen, dann rissen sie es an dem Bindfaden wieder zurück; an diesem brutalen Spiel hatten sie ihr größtes Vergnügen. Ebensowenig zu billigen wie diese unschönen Basutostreiche, ist der Gebrauch, den die Söhne der Wagogo, eines nicht gerade in gutem Ruf stehenden Volkes an der großen Karawanenstraße von Bagamoyo nach Tabora, von ihren Kinderbogen machen, oder besser machten, als ihnen noch nicht die deutsche Herrschaft mit der Station Mpapua auf der Nase saß. Wie Paul Reichard berichtet, zeichneten sich noch in der ersten Hälfte der achtziger Jahre die Wagogo den Karawanen gegenüber durch ein nichts weniger als liebenswürdiges Benehmen aus, ein Verhalten, an dem sich neben den Alten auch die Jugend rege beteiligte. Der letzteren bereitete es z. B. stets einen Hauptspaß, auf die meist nackten Körper der ermüdeten Karawanenträger ihre stumpfen Vogelpfeile abzuschießen, und „wenn die Sehne auch nur ein ganz klein wenig gespannt wird, so schmerzt es doch," fügt der Reisende hinzu.

Bevor wir von dem spielenden Negerkinde scheiden, sei noch eines Momentes gedacht, das gerade in ethnologischer Beziehung recht interessant ist, nämlich der Rolle des Kinderspiels in der Sage. Bestimmte Quellen liegen nur von den Sulu vor, bei denen die Rolle unseres Till Eulenspiegel durch den Knaben Uthlakanyana ausgefüllt wird. Von diesem losen Schelm erzählt die Sulusage eine ganze Reihe lustiger Streiche, von denen der mit dem 'kochen spielen' noch nicht der schlechteste ist. Uthlakanyana ist von den Menschenfressern gefangen worden und soll von deren Mutter gekocht werden. Während nun die Riesen weggegangen sind, überredet Uthlakanyana die alte Mutter, mit ihm 'Selbanderkochen' zu spielen. Das Spiel sollte mit ihm beginnen. Die alte Hexe willigte sogleich ein. Er war aber darauf bedacht, das Wasser am Kochen zu hindern, und nachdem er eine Zeitlang im Topfe gewesen, bestand er darauf, daß die Alte nun ihrerseits den Vertrag erfülle. Er legte sie hinein und setzte den Deckel darauf. Sie schrie: „Nimm mich heraus, ich bin zu Tode gebrüht!"

„Nein," rief er, „das bist du nicht. Wärest du zu Tode gebrüht, so könntest du nicht schreien." So ward sie gekocht und schrie nicht mehr.

# Allerlei.



**Die Tricks der Fahrraddiebe.** Die Fahrraddiebe haben wieder einmal eine gute Saison gehabt; die in unerhörter Anzahl bei den Polizeibehörden eingegangenen Anzeigen von Fahrraddiebstählen beweisen, daß diese wackere Zunft fleißig bei der Arbeit gewesen ist. Das einträgliche Geschäft ist ein internationales; überall, wo es nur Radfahrer giebt — und wo ist das heute nicht der Fall —, ganz besonders aber in Paris, New-York, Berlin und London werden auch Fahrräder gestohlen. Namentlich ist es die englische Metropole, in der der Fahrraddiebstahl blüht, und gerade die englischen Fahrraddiebe sind es, die bei ihren Unternehmungen mit einer gewissen Genialität zu Werk gehen.

So dürfte z. B. der weibliche Fahrraddieb eine wohl nirgends als in London anzutreffende Spezialität sein. Eine große Anzahl wertvoller Fahrräder sind ihm in diesem Sommer bereits zum Opfer gefallen, und die Ähnlichkeit, die alle verschiedenen Diebstähle in der Ausführung mit einander hatten, läßt annehmen, daß sie immer von ein und derselben Person unternommen wurden. Die betreffende Dame pflegte dabei in folgender Weise vorzugehen. Im chiken Bloomer-Kostüm radelt sie in einer wenig belebten Straße auf und ab; sieht sie einen einzelnen Radfahrer sich nähern, so steigt sie ab, bringt schnell einem der Reifen ihres Rades eine Verletzung bei und thut dann so, als ob sie mit großer Mühe beschäftigt sei, den Pneumatik wieder in Ordnung zu bringen. Natürlich wird in neun unter zehn Fällen der inzwischen herangekommene Radfahrer, wenn er die einzelne Dame in ihrer Hilflosigkeit bemerkt, sofort absteigen und ihr galant seine Dienste anbieten. Die Dame nimmt das freundliche Anerbieten freundlich lächelnd mit Dank an; der Radler zieht sein Reparaturwerkzeug hervor und beginnt, den durchbohrten Luftreifen wieder sorgfältig zu verkleben. Da, während er so eifrig beschäftigt ist und nicht Acht geben kann, nähert sich die Dame seinem Rade, schwingt sich mit einem gewandten Sprung hinauf und jagt durch die stille Straße davon. Der entsetzte Radfahrer wird zwar einige kräftige Alarmrufe ausstoßen, kann aber der Durchgängerin nicht folgen, da ja der eine Reifen des in seinen Händen verbliebenen Rades luftleer ist. Daß dieses selbst alt, ganz abgenutzt und fast ganz wertlos ist, ist natürlich selbstverständlich.

Eine ganz andere Taktik befolgt eine Bande, die nur gemeinschaftlich arbeitet und sich ausschließlich an größere Vereine heranmacht. Ihr Geschäft ist aber mit ziemlich bedeutenden Unkosten verknüpft, denn zu jedem Raubzuge lassen sich die Mitglieder dieser sauberen Vereinigung elegante Sportsanzüge anfertigen, die genau denen des Vereins gleichen, gegen den ihr Unternehmen gerichtet ist. Mit diesen angethan, begeben sie sich, nachdem sie sich aus den Sportsblättern über das Ziel des nächsten Ausflugs des betreffenden Vereins unterrichtet haben, am selben Tage auf den gleichen Weg. Der Verein hat unterwegs vielleicht in einem Wirtshause Rast gemacht; sämtliche Fahrräder sind vor demselben an der Straße aufgestellt. Auch die Pseudovereinsmitglieder langen bald an diesem Punkt an; ganz harmlos bewegen sie sich vor dem Hause, treffen unter den vorhandenen Maschinen ihre Auswahl und fahren dann mit unverdächtiger Gemächlichkeit davon, indes die Eigentümer der betreffenden Fahrräder ahnungslos sich im Innern des Gasthauses erquicken. — Da die Sache indessen allmählich bekannt wurde und man mehr auf die eleganten Vereinsherren zu achten begann, kam diese Art der Fahrraddiebstähle bald in Abnahme, und es begannen sich wieder die Einzeldiebstähle zu mehren. Auf die unverfrorenste Weise verfuhr dabei ein Gauner, dem man das Verschwinden von nicht weniger als dreißig teuren Fahrrädern in einer Saison zuschreibt. Dieser 'bicycle snatcher' pflegte sich in der Nähe von Restaurants oder anderen Lokalitäten aufzuhalten, an denen Radfahrer abstiegen. Hier machte er sich an die aufgestellten Räder heran und brachte einem davon — natürlich immer dem besten — scheinbar wie aus Versehen, indem er daran stieß, daß es umfiel, oder that, als ob er es beiseite stellen wollte, irgend eine geringfügige Beschädigung bei. In höflichster Weise entschuldigte er sich dann bei dem Eigentümer und erbot sich sofort, den Schaden in einer in der Nähe belegenen Reparaturwerkstatt wieder gut machen zu lassen. Der Radfahrer ging darauf natürlich stets ein, brachte sein Rad in Begleitung des Fremden nach der betreffenden Reparaturwerkstatt und kehrte dann, da er es dort ja in Sicherheit wußte, wieder nach seinem Restaurant zurück, um die Beendigung der Reparatur abzuwarten. Inzwischen eilte dann der höfliche Fremde nach der Werkstatt zurück, erklärte, daß sein 'Freund' das Rad sofort brauche, und nahm es, nachdem er die geringen Kosten bezahlt, in Empfang, um damit auf Nimmerwiedersehn zu verschwinden. Man vermutet, daß in den meisten Fällen der betreffende Fahrradschlosser mit dem Diebe unter einer Decke steckte, ja man hat sogar Grund zu der Annahme, daß die Gauner eigens, um ihren Geschäftsbetrieb großartiger zu gestalten, ein Lokal für ihre sogenannte 'Fahrradreparaturwerkstatt' mieteten.

Die meisten der gestohlenen Fahrräder gelangen, da sie ja mit größter Leichtigkeit unkenntlich gemacht werden können, niemals wieder in den Besitz ihrer Eigentümer zurück; es bleibt also den Radfahrern nur übrig, die größte Achtsamkeit auf ihre Räder zu beobachten, aber je vorsichtiger sie verfahren, desto mehr werden auch die Fahrraddiebe ihren Geist anstrengen, immer neue und ingeniösere Tricks zu ersinnen.

**Die Arbeit des Herzens.** Die Kontraktionen dieses nicht mehr als faustgroßen Organs stellen eine recht beträchtliche Arbeitsleistung dar. Beim erwachsenen Menschen thut ein normales Herz in der Minute durchschnittlich siebzig Schläge, das macht in der Stunde viertausendzweihundert, an einem Tage 100800 und in einem Jahre 36 Millionen 792000 Schläge. Das Herz eines Menschen, der achtzig Jahre alt geworden ist, hat also dreitausend Millionen Male pulsiert und damit eine Arbeit vollbracht, die an einem Tage kaum das größte Pumpwerk bewältigen könnte. Da nämlich zweiunddreißig Herzschläge erforderlich sind, das gesamte im Körper enthaltene Blut zum einmaligen Kreislauf zu bringen, werden in achtzig Jahren durch jene dreitausend Millionen Kontraktionen 1128 Millionen Pfund Blut durch die Herzkammern gepumpt. — — — Sehr bequem muß diese unwillkürliche Arbeit das Herz eines Mannes, Edward Lewis aus Chikago, leisten können, der kürzlich verschiedenen medizinischen Gesellschaften vorgestellt worden ist. Das Herz dieses Mannes besitzt nämlich eine abnorme Größe; es ist dreimal so groß wie bei anderen Menschen, denn während es nach der rechten Seite zu die Ausdehnung eines gewöhnlichen Herzens um drei Zoll übertrifft, reicht es an der linken Seite bis an die Rippen heran. Die Schläge dieses Herzkolosses sollen mehrere Meter weit vernehmbar sein. Trotz dieser Abnormität, für die sich bis jetzt noch keine Erklärung hat finden lassen, befindet sich Lewis bei vollkommener Gesundheit.



Verantwortlicher Redakteur Paul Schettler, Berlin-Charlottenburg. — Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin W. 50, Rankestr. 28.
Verantw. f. d. Inseratenteil H. Lürßen, Gräfenhainichen. — Druck von Heroſé & Ziemſen, Gräfenhainichen.

# Inserate.

**Bei der Redaktion sind folgende Bücher u. Broschüren eingegangen:**

**Max Kaufmann**, Heines Liebesleben. Zürich, Albert Müllers Verlag. (Das Buch ist mit viel Liebe zur Sache geschrieben und giebt ein gutes Bild von Heines leidenschaftlicher Natur, wenn auch vielleicht manche Liebelei unnötig hereingezogen ist Besonderer Nachdruck wird darauf gelegt, dass die Leidenschaft Heines auch durch alle späteren noch hindurchklingt bis an sein Ende. Das 'rote Sofchen' hätte etwas ausführlicher behandelt sein dürfen, da sie ohne Zweifel eine der interessantesten der vorgeführten Frauen ist.)

**Ferdinand Avenarius.** Stimmen und Bilder. Neue Gedichte. Verlag bei Eugen Diederichs. Florenz und Leipzig. 1898. (Nur ein Beispiel aus dem Band:

Waldeskampf.

Und sei er herrlich anzusehn,
Ich mag jetzt nicht im Laubwald gehn
Dies heisse Prangen
In Gelb und Rot,
Dies wilde Verlangen
In Todesnot:
Hier noch ein Ringen
Mit frischem Grün,
Dort ein Umschlingen
In krankem Blühn —
Ein Taumel am Tage,
Der prahlt und lacht
In wüstem Gelage,
Und Frost in der Nacht.
Betäuben, Berauschen
In letzter Not —
Ich mag's nicht belauschen,
Ich wünsch ihm den Tod!

Es ist noch viel so Schönes in diesem Werk eines Dichters.)

**Schulte vom Brühl.** Die Frau des Nadscha. Posse mit Gesang in 3 Akten, Wiesbaden. (Diese Posse ist keine Posse; es ist überhaupt nichts Komisches darin zu entdecken, hingegen um so mehr — — Streuen wir Rosen in diesen Abgrund.)

**Paul Hervieu.** Im eigenen Licht. Roman. Aut. Übers. a. d. Französ. v. A. L. Paris und Leipzig, Verl. v. Albert Langen 1895. (In Briefen führt Hervieu eine Reihe von Lebensschicksalen vor, unter denen der

Ehebruch einen breiten Raum einnimmt. Die Individualitäten sind gut auseinander gehalten, aber so bedeutend erscheint das Werk nicht, um eine Biographie des Autors vorgesetzt zu erhalten. Maupassant, Bourget u. A. erreicht er noch nicht.)

## Allerlei.

**Merkwürdige Stöcke.** Der frühere Präsident der Vereinigten Staaten, Mr. Grover Cleveland, der die größte und kostbarste Spazierstocksammlung besitzt — nämlich 780 Stück, — hat u. a. einen Stock aus kunstvollem Hornmosaik, in welchem Hornteile von jeder gehörnten Tiergattung enthalten sind, die in Texas jagdbar ist. Ein anderer Stock, der 'Andrew-Jackson,' hat in winzigen, aber deutlich lesbaren Buchstaben das Vaterunser eingeschnitzt und außerdem zwölf demokratische Wahlsprüche. Den kostbarsten Stock der Welt aber besitzt, wie die bekannte illustrierte Zeitschrift, das 'Universum' (Verlag von Phil. Reclam jun. Leipzig) mitteilt, der Dr. Hale in Newyork. Dieser Stock hat einen drei Pfund schweren Griff aus achtzehnkarätigem Golde, in den 65 Diamanten eingelassen sind. Eine goldene Schlange mit Augen aus Rubinen umwindet den Stock, in dessen Griff überdies ein goldener Chronometer enthalten ist, dessen Deckel weitere 24 Diamanten zieren. Der kostbare Stock ist auf fünf Millionen Dollars geschätzt worden. Da er aber neueren Nachrichten zufolge nicht mehr als 100 000 Dollars gekostet haben soll, so wäre auch er noch nicht einmal der kostbarste aller Stöcke, sondern das wäre dann der mit riesigen, auf dreihunderttausend Dollars bewerteten Diamanten geschmückte Spazierstock des Maharadschah von Baroda in Indien. Eine große und kostbare Stocksammlung besitzt auch der Prinz von Wales. Sie besteht gegenwärtig aus 170 Stück, darunter befindet sich einer aus einem Aste jener Eiche, in deren dichtem Gezweig Karl II. 1651 Schutz vor seinen Verfolgern fand. Die Königin Viktoria hat sich seiner zur Stütze bedient. Ein anderer Stock dieser Sammlung ist aus dem Holze eines der Pfeiler der berühmten alten Londoner Brücke geschnitzt. Die meisten aber sind indischen Ursprungs, zum Teil mit Schriftzeichen versehen und im übrigen wahre Wunder der Holz- und Elfenbeinschnitzerei. Auch Fürst Bismarck dürfte, da ihm zu Geburts- und allen möglichen Erinnerungstagen u. a. auch zahlreiche Spazierstöcke verehrt worden sind, eine Sammlung von einigen hundert Stück haben. Darunter ist einer, der durch einen Druck zu

einem handfesten Sessel umgewandelt werden kann und doch noch lange nicht so viel wiegt, wie jene neunpfündigen Knüttel der amerikanischen Gigerl, der ‘dudes.’ Daß man mit Spazierstöcken alle möglichen nützlichen und unnützen Dinge zu verbinden resp. in ihnen unterzubringen versucht hat, wie Pfeifen, Spritzen, Degen und Dolche, elektrische Lampen, Schreibzeug, Schirm, chirurgisches Verbandszeug, u. s. w. u. s. w., ist eine alte Geschichte. Anfangs der dreißiger Jahre erfand der Fürst Pückler-Muskau einen Stock, in dessen Innerem ein Lorgnon verborgen war. Den thörichten ‘Spritzstock,’ aus dem nach Druck auf eine Feder Wasser oder irgend eine andere Flüssigkeit hervorspritzte, erfand der neapolitanische Prinz Melissano. Den chirurgischen Spazierstock, der in seinem Innern alle für kleinere Operationen erforderlichen Instrumente nebst Karbol, Sublimat ꝛc. enthält, erfand der Oberarzt des Szegediner Krankenhauses, Dr. G. Goldschmidt. Ein Stock, der in seiner Höhlung ein Regendach verbirgt, kam schon zur Kongreßzeit 1814 auf. Bekannt geworden sind auch die ‘Barmeciden-Stöcke,’ benannt nach einem im Théâtre français ausgepfiffenen Trauerspiele von Laharpe, ‘Die Barmeciden.’ Diese Stöcke ließen, wenn man ihren Knopf berührte, einen durchdringenden Pfiff ertönen. Sie sind indes sehr bald so gründlich verschwunden, daß ein Sammler für ein Barmecidenstöckchen vergebens zwanzigtausend Franken bot. Der Stock mit der elektrischen Glühlampe im Knopf, die sofort leuchtet, wenn der Stock etwas schräg gehalten wird, ist mit das neueste in der Stockindustrie, von Herrn von Bohwinkel in den Handel gebracht. Und einen andern ‘elektrischen’ Spazierstock hat jüngst ein Pariser Ingenieur konstruiert. Wenn man mit dem Ende dieses Stockes einen Angreifer berührt und gleichzeitig auf den Knopf drückt, erhält der Berührte einen elektrischen Schlag, der ihn für mehrere Minuten betäuben soll. Das wäre das Ideal eines Stockes zum Schutze gegen Überfälle in unsicheren Großstadtstraßen.

**Der Beweis.** „Ist Georg schon aus der Schule gekommen?“ fragt die Hausfrau das Dienstmädchen.

„Ja, Madame,“ ist die Antwort.

„Wo ist er denn?“

„Ich hab’ ihn nicht gesehn.“

„Ja, woher weißt du denn, daß er zu Hause ist, wenn du ihn nicht gesehn hast?“

„Weil die Katze sich unter dem Küchenschrank versteckt hat.“

# Inserate.

Bei der Redaktion sind folgende Bücher u. Broschüren eingegangen:

**Richard Bredenbrücker.** Kein Sommer ohne Wetter. Warum der Hauser der Wabi nimmer zugeht. Berlin, Schall & Grund. (Mit demselben wundervollen Humor und feinen Verständnis der Bauernseele geschrieben, die man an Bredenbrücker gewohnt ist; daher bildet auch dieses Werk eine glückliche Insel im Ozean der Gebirgsgeschichten. Der Effekt der ersten Novelle, der die glückliche Wendung herbeiführt, theatert vielleicht ein bischen zuviel.)

**Bertha v. Suttner.** Schach der Qual. Ein Phantasiestück. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verl. 1898. (Frau v. Suttners Tendenzen sind ja genügend bekannt. Auch in diesem Buch behandelt sie in etwas anderer Form ihre Lieblingsthemen, den Weltfrieden, die Vivisektion u. s. w. Neu scheint hingegen ihr Interesse für die Duchoborzen im Kaukasus zu sein, deren Schicksale sie schildert. Die ganz oberflächliche Verquickung des Ganzen mit einer Liebesgeschichte ist nicht glücklich zu nennen.)

**August Gotthard.** Juliana oder die Macht der Liebe. Trauerspiel in einem Aufzug. Dresden, Leipzig und Wien. E. Piersons Verlag. 1897. ('Oder' ist immer gut. Die Technik des Werkchens ist fast naiv zu nennen. Über den Bau der Verse wäre manches zu sagen, wenn z. B. aus Wäldern Wälderen gemacht werden, 'damit es langt'. Auch der 'des Eifers angemess'ne Lohn' wird von manchen nicht angenehm empfunden werden. Und sollen Sätze, wie 'Und es war eine Nacht! — —' tragisch wirken?)

**Otto Schewe.** Arthur Freyer. Roman. Zwei Teile. Berlin 1897. Im Selbstverlag. (Die Arbeit ist weder künstlerisch noch gedanklich reif. Vor allem ist es unerfindlich, warum die Novelle — denn eine solche ist es und kein Roman —, die im ganzen 112 Seiten umfasst, auch noch in zwei Teile zerlegt wurde. Man bekommt fast den Eindruck, dass die Geschichte wegen ein paar aus dem Ganzen herausfallenden Abschnitten geschrieben ist, in denen der Verf. seine persönlichen Ansichten über Sozialismus, Kritik u. s. w. urbi et orbi verkündet.)

v.

# Allerlei.

**Das Ibsenwerk.** Am Tage, da Henrik Ibsen sein siebzigstes Lebensjahr vollendet, ist der Grundstein zu einem monumentalen Werk gefügt worden, das Zeugnis ablegen wird, wie das litterarische Deutschland seinen nordischen Meister zu ehren weiß. Ibsens Verleger, S. Fischer, verwirklicht im Verein mit Dr. Paul Schlenther, Georg Brandes, Julius Elias den Plan einer deutschen Gesamtausgabe.

Auf neun Bände ist sie berechnet. Sie soll kritisch mustergiltig werden. Eine freie deutsche Nachdichtung, die doch treu die charakteristische Eigenart des Originals wahrt.

Für die Bühnenaufführungen wird damit auch der vom Dichter allein anerkannte maßgebende Text gegeben werden.

Völlig neu werden die Versdramen und die Gedichte übertragen. Dies schöpferische Nachdichten hat der junge hochbegabte Christian Morgenstern übernommen.

Jedem einzelnen Bande wird eine historisch-litterarische Einteilung vorangehen. Für die historischen Dramen schreibt sie Georg Brandes, für die modernen Paul Schlenther. Schlenther liefert auch am Schluß des Werkes eine Biographie Ibsens.

Das groß angelegte Werk soll in neun Bänden erscheinen.

Zuerst ist jetzt der zweite Band herausgekommen, der die dramatische Frühzeit Ibsens darstellt und entwicklungsgeschichtlich hervorragend interessant ist durch die Veröffentlichung zweier bisher nur dem Titel nach bekannt gewordenen Werke, des Hünengrabs und des balladesken Schauspiels Olaf Liljekrans, das die Stimmung altnordischer Balladen dramatisch verdichtet.

Nach diesem Band erscheint im Herbst sogleich der neunte Band, der das neueste Werk, an dem der Unermüdliche jetzt arbeitet, bringt. Zum Schluß der Ausgabe kommt der erste Band mit der Biographie, dem Vorwort, Briefen, Prosaschriften und Reden.

Das Ibsenwerk ist überaus vornehm und würdig ausgestattet. Es ist ein Musterstück moderner deutscher Bücherkunst in seiner gediegenen, geschmackvollen Einfachheit, mit seinen edlen Lettern und dem feinfühlig gestimmten Einband. Otto Eckmann hat ihn entworfen. Er hat sich für diese Aufgabe verständnisvoll von der ihm eigenen spielenden Grazie emanzipiert und eine markige Umrahmung geschaffen, die an die Motive nordischer Architektur gemahnt. Die Buchstaben, die sie einschließt, gleichen gemeißelten Runen. F. P.



## Pensionate u. Institute.

### Aufruf zu einem Bürgerdenkmal.

Bewohner von Molmerswenda, dem abseits der großen Landstraße im Harz gelegenen Geburtsdorfe des Dichters **Gottfried August Bürger**, haben schon seit Jahren an der Verwirklichung des Planes gearbeitet, ihrem berühmten Landsmann ein wenn auch nur bescheidenes Denkmal zu setzen. Aber ohne Verbindungen mit der litterarischen Welt, nur auf ihre eigene Kraft angewiesen, haben sie sich bisher der Erfüllung ihres berechtigten Wunsches nicht erfreuen können. Deshalb haben die angesehensten Bürger der jenem Ort am nächsten gelegenen Stadt Sangerhausen, Mitglieder der Litterarischen Gesellschaft daselbst, auf Wunsch der Molmerswender gern die Aufgabe übernommen, weitere Kreise für die Idee zu interessieren und vom Minister des Innern die Genehmigung erwirkt, zur Einsendung von Beiträgen für den erwähnten Zweck Aufrufe zu erlassen und die eingehenden Beiträge entgegenzunehmen.

Gerade jetzt, da 150 Jahre seit der Geburt Bürgers verflossen sind, scheint der Zeitpunkt gekommen, alle Verehrer des Vaters der deutschen Ballade, des Gründers einer neuen deutschen Lyrik, des Dichters der 'Lenore' und des 'Lieds vom braven Manne' um ein Scherflein zu bitten für einen einfachen Denkstein; und die wackeren Bewohner des kleinen Harzortes, die ihrer Heimat reichbegabten Sohn ehren wollen, dürfen wohl darauf rechnen, daß ihnen die Unterstützung der Berufenen nicht fehle.

Die Beiträge wolle man an den Kassierer Bankdirektor U. **Schmidt**, Sangerhausen, Georgenpromenade, freundlich gelangen lassen und die Einsendungen mit der Bemerkung 'Für das Molmerswendaer Bürger-Denkmal' versehen. Exemplare des Aufrufs zum Zweck weiterer Verbreitung ist der Schriftführer, Gymnasial-Direktor Prof. Dr. **Danne hl**, Sangerhausen zu liefern bereit; sonstige Auskünfte erteilt jederzeit gern der Vorsitzende, Schriftsteller **Arthur Rehbein** in Sangerhausen. Quittung über die Eingänge und Bericht über die Verwendung der ganzen Summe erfolgt nach Abschluß der Sammlung.

Der große Krahn in Hamburg vermag die Last von 300000 Pfund zu heben. Er würde also ein Bataillon Infanterie in Kriegsstärke (1000 Mann) mit vollständigem Gepäck und Waffen bequem in die Lüfte tragen.

# Inserate.

Bei der Redaktion sind folgende Bücher u. Broschüren eingegangen:

**Marcel Prévost.** Eine Pariser Ehe. Aut. Übers. a. d. Franz. v. F. Gräfin zu Reventlow. Paris, Leipzig, München. Verl. v. Albert Langen. 1898. (Prévost hat sich als ein sehr fruchtbarer Schriftsteller erwiesen; da ist es nicht zu verwundern, wenn nicht alle seine Werke auf gleicher Höhe stehen. Die 'Pariser Ehe' jedoch zeigt alle seine Vorzüge: Feine Beobachtung, leichte u. elegante Sprache, Klarheit auch an etwas heiklen Stellen, ohne verletzend deutlich zu werden. Das gute Gelingen dieses Wurfes ist wohl hauptsächlich dem zuzuschreiben, dass Prévost sich auf das Gebiet, das er gut beherrscht, beschränkte und von tieferen psychologischen Problemen fernhielt.

Die Übersetzung ist gewandt, die Ausstattung des Bandes geschmackvoll.) M.

**Marcel Prévost.** Liebesbeichte. Aut. Übers. a. d. Franz. v. F. Gräfin zu Reventlow. Paris, Leipzig, München. Verl. v. Albert Langen. 1898. (Der Verf. zeigt uns einen Mann, dessen Natur im Zwiespalt mit seinen Prinzipien liegt, und der schliesslich sich durchringt und der profanen Liebe entsagt um ein Thatenmensch zu werden. Diese Lösung kann freilich nicht überzeugen, da sie nicht von innen heraus kommt, sondern auf einen rein äusseren Einfluss, fast nur auf Überredung beruht. Man ahnt am Schluss des Buches, dass der Held bei der ersten Gelegenheit — und später noch oft — rückfällig wird. So leicht ist der Schritt nicht vom dekadenten Gefühlsmenschen zum Asketen. Das Ganze wirkt stark konstruiert.

Die Übersetzung ist auch hier als gut gelungen zu bezeichnen.) M.

## Allerlei.

**Der reisende Deutsche.** Eine gelegentliche, dafür aber um so drastischere Kritik des reisenden Deutschen lesen wir in einem Bericht des in Kairo erscheinenden 'Ägyptischen

V.

Kuriers' über Fremdenverkehr in Ägypten, der übrigens in diesem Frühjahr mehr Deutsche als je aufweisen soll, so daß man 'in den letzten Monaten der Saison in den Straßen und Hotels wohl ebensoviel deutsch wie englisch sprechen' hört. Der Bericht fährt fort: „Auch äußerlich beginnt der Deutsche zu zeigen, daß er sich nach und nach an das Reisen gewöhnt. Während früher der deutsche Tourist auf Sehweite bereits zu erkennen war, hat er jetzt seine Eigentümlichkeiten zum großen Teile abgelegt, und wer die deutsche Touristenwelt der letzten Jahre aufmerksam beobachtet hat, muß zugeben, daß sie an Gediegenheit des äußeren Erscheinens den andern Nationen keineswegs nachsteht. Gestalten, wie früher, die selbst an empfindlich kalten Winterabenden mit indischem Korkhelm und wallendem Sonnenschleier majestätisch durch die Straßen schritten und sich außerordentlich malerisch vorkamen, die zu Esel in langen schwarzen Konfirmationsröcken, mit schwarzem Hut und Glacéhandschuhen durch die Wüste nach den Kalifengräbern oder dem versteinerten Walde ritten, oder, wenn im Hotel alles im Frack erschien, sich im Flanellhemd und bestaubten Reiseanzug zur Tafel setzten, wird man jetzt vergeblich suchen."

**Ein gefahrbringender Strom** ist der Huangho oder gelbe Fluß in China. In den letzten hundert Jahren hat er dreimal sein Bett verändert; seit zweitausend Jahren neunmal. Sein Bett liegt höher als das umliegende Tiefland und muß daher durch sehr massive Uferbauten eingedämmt werden. Als im Anfang der fünfziger Jahre die Taipingrebellion ausbrach, wurde die Überwachung der Dämme vernachlässigt, die 64 000 Arbeiter erfordert; und die Folge war ein großer Dammbruch und Ablenkung des Flußlaufes nach dem Golf von Petschili hin. Die großen Überschwemmungen, die sehr verheerend sind (1868, 69, 72 und 74 waren die größten in diesem Jahrhundert), fordern unzählige Menschenopfer. So schätzt man die Zahl der im gelben Fluß während der letzten drei Jahrhunderte umgekommenen Menschen auf mehr als zehn Millionen.

**Löwenbräu.** Die bekannte Münchener Löwenbrauerei hat eine Monographie ihres Instituts erscheinen lassen. Aus der kleinen Braustätte, die bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts den Namen 'Braustätte an der Löwengrube' (eine Straße in München heißt 'Löwengrube') führte, und die im Jahre 1568 nur 30 Eimer Bier braute, 1744 noch nicht mehr als 420 Eimer, ist seit 1872 ein Aktienunternehmen

geworden, das einen Absatz von einer halben Million Hektoliter aufweist. Davon werden zwei Drittel in München selbst vertilgt. Das für den Export bestimmte letzte Drittel kommt in mehr als 80000 Stückfässern auf 100 der Brauerei gehörigen Eisenbahnwagen zur Versendung. Allein die Transportkosten auf der bairischen Staatsbahn betragen für das versandte Bier und die zum Verbrauch kommenden Materialien über eine Million Mark. Der tägliche Wasserverbrauch beträgt 4 Millionen Liter, wofür die Brauerei, obwohl sie das für Kühlzwecke notwendige Wasser aus eigenen Brunnen entnimmt, noch 70000 Mark jährlichen Wasserzins an die Stadt München zahlt. Beschäftigt sind in der Brauerei 6—700 Personen. Die Ausgaben für Löhne betrugen 1873 auf den Hektoliter Bier nur 95 Pfennig, heute bereits 1,60 Mk. Der von der Brauerei angelegte Pensions- und Unterstützungsfonds der Arbeiter und deren Hinterbliebenen hat die Höhe von 369154 Mk. erreicht. Wenn man bedenkt, daß neben Löwenbräu noch eine ganze Reihe ähnlicher Großbetriebe der Biererzeugung in München existieren, wie Spaten, Pschorr, Augustiner u. s. w., dann kann man sich einen ungefähren Begriff machen von der gewaltigen wirtschaftlichen Bedeutung des Münchener Bieres!

Ein **industrieller Künstler** ist der englische Maler Whistler. Er hat für den Vertrieb seiner Bilder eigens eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung gegründet. Diese Gesellschaft schickt ihren Reisenden zu den verschiedenen Kunsthändlern, Direktoren von Gemäldegalerien und privaten Sammlern, um ihnen die Bilder und Entwürfe Whistlers in allen Größen, aber „zu festen Preisen" anzubieten. Auch Plakate hat die Firma anfertigen lassen: Apoll und Merkur in brüderlicher Umarmung, daneben die sämtlichen dem Künstler verliehenen Medaillen und die Unterschrift: 'Whistlers Bilder sind die besten'. Alle Aufträge werden prompt ausgeführt, Stücke, die keine Kopien erhalten sollen, mit einem Preisaufschlag von 25 %. Schließlich hat der geschäftskundige Mann, der dabei ein wirklicher großer Künstler ist, im Inselreich einer der bedeutendsten, auch eine Abteilung für Photographien, Andenken und Autogramme eingerichtet.

**Ein Berufener.** Mutter (klagend): „Es ist schrecklich mit dem Kinde, mit allem ist es unzufrieden!"

Vater (Journalist): „Was wird das mal für ein Kritiker werden!"

# Inserate.

## Büchertafel.

Der Simplizissimus (Verlag von Albert Langen, München) steuert scharf und schneidig mit frischem Südwind weiter. Die vielen Krisen, die er überstand, haben ihn nur noch zäher und widerstandsfähiger gemacht und seine Galle gemästet. Er steht jetzt, am Anfang seines dritten Jahrgangs, fester denn je in seinem Ruhm, das verwegenste Witzblatt Deutschlands zu sein. Kein Witzblatt eigentlich, vielmehr ein Trutz-, Mahn- und Warnblatt, das seine zündenden erbarmungslos scharfen Strahlen rücksichtslos ohne Ansehen der Person schleudert. Ein Spiegel menschlicher Narrheit am Ende des Jahrhunderts, ein unschätzbares Kulturdokument für den kommenden Historiker.

Der bitterböse, stachlige Thomas Theodor Heine führt immer noch den tollen Tanz an mit höhnischem Peitschenknallen. Ihm folgen die Ironiker des Philisteriums J. B. Engel und Bruno Paul, der elegante Thöny mit seinen feschen Gesellschaftsausschnitten. Als Gäste finden sich die Pariser Forain und Steinlen ein.

Auch der Text bietet stets etwas Originelles, das man anderwärts vergebens sucht. So die letzte Novelle von Wolzogen „Der Peperl" (eben auch als Buch mit andern amüsanten Stücken zusammen bei Langen in München erschienen), die in ihrer Groteske, ihrem verblüffenden Humor und dem prachtvoll behandelten Münchener Dialekt unwiderstehlich wirkt.

Ach lieber Südwind blas noch mehr. F. P.

## Allerlei.

**Pilzzüchterei im Eisenbahntunnel.** Vor etwa fünfzig Jahren unternahm es die Nordbritische Eisenbahngesellschaft, in einer Tiefe von 60 Fuß unter den Straßen der schottischen Hauptstadt Edinburg einen Eisenbahntunnel zu bauen. Als der Tunnelbau bis zu einer Länge von 3 000 Ellen vorgeschritten war, machte eine andere inzwischen eröffnete Eisenbahnlinie außerhalb der Stadt ihn überflüssig, und so wurde er garnicht zu Ende geführt, sondern blieb unvollendet und unbenutzt liegen, bis

v.

vor nun zehn Jahren die Firma R. u. J. Paton in Glasgow auf die ingeniöse Idee kam, den alten Tunnel für die — Pilzzucht zu verwerten. War doch infolge der völligen Lichtlosigkeit und der gleichmäßigen Temperatur der Platz dazu wie geschaffen. Der Erfolg der einzigartigen Unternehmung war ein vollständiger. Die 'Schottische Pilzgesellschaft', die inzwischen daraus hervorgegangen ist, beherrscht heute den englischen Pilzmarkt. Sie unterhält in dem Tunnel 800 Pilzbeete von 36 Quadratfuß Fläche, verbraucht jährlich etwa 40000 Liter Pilzbrut und erzielt Monatserträge bis zu 5000 Pfund Pilzen. Während vor Begründung dieses Unternehmens England noch den größeren Teil seines Bedarfs an Pilzen aus dem Auslande beziehen mußte, ist der Verbrauch ausländischer Pilze jetzt bis auf kaum ein Hundertstel des gesamten Bedarfs herabgesunken. Wozu so ein alter Eisenbahntunnel schließlich noch gut ist! Welche Zukunfts-Perspektiven, wenn die Luftschiffahrt die Eisenbahnen und damit den Sankt-Gotthard- und all die anderen berühmten Riesentunnels überflüssig gemacht haben wird!

**Trommelsprache.** Über die Trommelsprache der Dualaneger finden wir eine interessante Abhandlung in den 'Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten' (Verlag von E. S. Mittler und Sohn, Berlin). Eine Trommelsprache, heißt es dort, giebt es zwar bei verschiedenen Völkern des Kamerungebietes, doch ist die der Duala wohl am meisten ausgebildet. Trotzdem die Mehrzahl der jungen Leute sich mit diesem eigenartigen Verständigungsmittel vertraut zu machen sucht, bilden sich doch nur wenige zu vollkommenen Kennern der Trommelsprache heran. Diese werden zuweilen zur Austrommlung längerer Nachrichten engagiert und hierfür gewöhnlich mit einem Kru, d. i. 12 Mark entschädigt. Bei einem Todesfall versammeln sich auf dem Hofe des betreffenden Hauses zwei bis drei solcher Trommler, die nach Diktat eines der Hinterbliebenen die ganze Lebensgeschichte des Verstorbenen austrommeln. Der Trommler bringt auf seinem Instrument nur zwei verschiedene Töne hervor. Durch deren verschiedene Folge und wechselnden Takt drückt er die verschiedenen Sprachfiguren — Worte oder ganze Sätze — aus. Auch der Europäer muß die Dienste dieser professionellen Trommler oft in Anspruch nehmen. Der Kaufmann, der seine Ausstände einziehen will, läßt die säumigen Schuldner durch die Trommel mahnen; wenn der kaiserliche Richter die Flußläufe aufwärts nach dem Innern geht, um Recht zu sprechen, befindet sich in der Regel auf dem Regierungsfahr-

zeug ein der Trommelsprache kundiger Dolmetscher.

Auch bei den Streitigkeiten der Eingebornen spielt die Trommel eine große Rolle. Wer einen anderen auf der Trommel schimpft, kann verklagt werden und hat dann, weil die Beleidigung eine weithin gehörte war, eine weit höhere Strafe zu gewärtigen, als hätte er seinen Gegner durch gesprochene Worte beleidigt.

**Ist ein gewaltsamer Tod schmerzvoll?** Die Chirurgen beantworten die Frage mit nein. Große körperliche Verletzungen sind fürs erste selten schmerzvoll. Die durch sie hervorgerufene Nervenerschütterung ist meist so stark, daß sie die Partien des zentralen Nervensystems, die der Sitz des Schmerzgefühls sind, entweder außer Funktion setzt oder gar ganz zerstört. Es ist, wie wenn ein Blitz in eine Telegraphenleitung fährt und den Aufnahmeapparat zerstört, so daß die Endstation außer stand gesetzt wird, von dem Blitzschlag Notiz zu nehmen. Am empfindlichsten sind übrigens die Hautnerven, und daher wirken tiefgehende Verwundungen nicht schmerzvoller als oberflächliche Verletzungen. Bei chirurgischen Operationen ist der erste Einschnitt, der die Hautgewebe zerschneidet, meist der schmerzvollste Teil; wenn die Operation dann tiefer geht, das Fleisch und die Knochen durchsägt, soll man nur die Empfindung von etwas Kaltem haben, das durch die Glieder geht. Andererseits sind sehr schmerzvoll solche Verletzungen, die das Atmungsvermögen unterbrechen und Erstickungsangst hervorrufen, also alle Verwundungen an der Kehle, an Herz und Lunge.

**Diamantenfunde in Südafrika.** In den letzten achtzehn Jahren sind in sämtlichen Diamantengruben gegen 8000 Kilogramm Diamanten gewonnen worden, die einen Wert von über 1120 Millionen Mark repräsentieren. Bekanntlich befinden sich die Diamantenfelder Südafrikas im West-Griqualande, zwischen den Flüssen Vaal und Orange. Der erste Diamant wurde 1867 in der Nähe des Städtchens Hopetown auf dem Acker des Farmers Jakob gefunden. Dieser Fund veranlaßte eine allgemeine Wanderung nach dem neuen Diamantenlande; überall, wo man das kostbare Mineral vermutete, entstanden rasch anwachsende Zeltstädte. Im Anfange beschränkte man sich darauf, die Diamanten von der Oberfläche des Bodens abzusuchen, erst später begann man mit der systematischen Anlage von Gruben. Die ersten befanden sich in Du Toitspan und auf der Farm Bultfontein; erst im Jahre 1876 wurden die bekannten Gruben am Kimberley angelegt, deren Ausbeutung so ergiebig war, daß Kimberley in kurzer Zeit aus einem bloßen Zeltlager zu einer Stadt von 29000 Einwohnern anwuchs.

# Inserate.

Bei der Redaktion sind folgende Bücher u. Broschüren eingegangen:

**Das Tierreich.** Bearbeitet von Dr. L. Heck, Paul Matschie, Professor Dr. v. Martens, Bruno Dürigen, Dr. Ludwig Staby und E. Krieghoff. Erscheint in 120 Lieferungen zum Preise von je 10 Pf. und umfaßt ca. 140 Druckbogen mit 1455 Abbildungen und 12 Tafeln in feinstem Farbendruck. Auch zu beziehen in 4 gehefteten Halbbänden zum Preise von je 3 Mk. oder in 2 hochfeinen Leinenbänden zum Preise von 15 Mk. Verlag von J. Neumann in Neudamm. (Wie wir schon beim Erscheinen der ersten beiden Lieferungen anzeigten, haben sich in diesem Werke eine Anzahl hervorragender Zoologen vereinigt, um eine Darstellung des gesamten Tierreiches in der Weise zu liefern, dass nicht nur eine, wenn auch noch so anschauliche und durch prächtiges Illustrationsmaterial unterstützte, Beschreibung der hervorragenden Arten gegeben wird, also eine bloss erzählende Zoologie, sondern zugleich eine auf den Ergebnissen der modernen Forschung beruhende Darstellung der Entwicklung des Baues und der Lebensgeschichte der einzelnen Tierspecies. Es liegen jetzt die Hefte 3—9 vor, in denen die im besten Sinne populär vorgetragene allgemeine Einleitung durch das Kapitel über Zelle und Gewebe zu Ende geführt wird, um sodann auf die Schilderung der ersten Stämme des Tierreiches überzugehen: Urtiere, Pflanzentiere, Sterntiere und Wurmtiere werden in diesen 8 Heften von Dr. Ludwig Staby behandelt. Den Wurmtieren namentlich, die ja für die Allgemeinheit ein erhöhtes Interesse haben, weil die gefährlichsten Parasiten, wie Bandwurm und Trichine, zu ihnen gehören, ist ein breiter Raum gewährt. Desgleichen den Pflanzentieren, deren farbenprächtigste, wie Seerose, Seenelke, Seefeder, Edelkoralle, Seeigel und Seestern, in einer vortrefflichen Farbendrucktafel zur Anschauung gebracht werden. Die Tafel hätte nur nicht bereits in die Lieferung 3 eingeklebt sein sollen, zu den Urtieren, sondern erst in die Lieferung 6 oder 7, zu denen sie gehört.)

V.

Geschichte der Weltlitteratur nebst einer Geschichte des Theaters aller Zeiten und Völker. Herausgegeben von Julius Hart. Erscheint in 40 Lieferungen zum Preise von je 30 Pf. und umfaßt ca. 120 Druckbogen mit 825 Abbildungen und 16 Tafeln in feinstem Farbendruck. Auch zu beziehen in 4 gehefteten Halbbänden zum Preise von je 3 Mk., oder in 2 hochfeinen Leinenbänden zum Preise von 15 Mk. Verlag von J. Neumann in Neudamm. (Von diesem ausgezeichneten Werk liegen jetzt 2 weitere Doppellieferungen vor: 17—20, in denen der erste Band zum Abschluss gebracht wird durch die Schilderung des Zeitalters der Kreuzzüge, der mittelalterlichen Lyrik, des nationalen Epos, der internationalen Roman-, Legenden-, Novellen-, Schwänke- und Fabeldichtung des Mittelalters und schliesslich der byzantinischen und der slavischen Welt zwischen dem vierten und vierzehnten Jahrhundert. Die Geschichte der kleinen slavischen Litteraturen, der Bulgaren, Serben, Kroaten, Polen, Südrussen etc. wird, weil in weiteren Kreisen gänzlich unbekannt, vor vielem anderen interessieren. Auch diesen Lieferungen hat der Verleger durch zahlreiche Abbildungen, Reproduktionen von Handschriften, Namenszügen, Gemälden u. s. w. die glänzendste Ausstattung beigegeben. — Übrigens teilt die Verlagsbuchhandlung mit, dass sie von diesem Werke wie von dem vorstehend angezeigten 'Tierreich' die erste Lieferung auf Verlangen umsonst und portofrei versende, um jedermann in die Lage zu setzen, sich selbst über diese beiden trefflichen Werke ein Urteil zu bilden.)

## Allerlei.

**Weibliche Vornamen im Mittelalter.** Wenn mit der Sprache sich auch naturgemäß die deutschen Vornamen verändert und nach dem jeweiligen Geschmack an Verbreitung abgenommen oder zugenommen haben, so haben sich doch einige weibliche Namen seit langer Zeit ziemlich unverändert erhalten und gleicher Beliebtheit erfreut. Das ist besonders mit dem jetzt wieder so sehr verbreiteten Namen Else der Fall. Nach einer im Jahre 1385 in Frankfurt a. M. vorgenommenen Zählung fand sich dieser Name unter 1662 weiblichen Personen 300 mal. Beinahe jede fünfte Frauensperson hieß also Else. Katharinen gab es 192; als drittverbreitetster — 101 mal — wird der jetzt ganz unbekannte Name Gude

angeführt. Der Name Margarete muß dagegen damals nicht als geschmackvoll gegolten haben; er findet sich, ebenso wie Lene, nur einmal, Hedwig dreimal, Christine sechs, Anna elfmal. Weitaus die größte Anzahl der damals gezählten Namen ist jetzt jedoch vollständig verschwunden. Neben den bekannten: Hartmudis, Heidindrud, Irmengard, Isengard und Ortrun, die uns von Zeit zu Zeit durch die historischen Romane ins Gedächtnis gerufen werden, finden sich auch ganz fremd klingende, etymologisch interessante Namen, wie Biegel, Damburg, Huse, Osterlind, Nese, Zyse &c. Auch einige charakterisierende Vornamen finden wir vertreten. So gab es unter den erwähnten 1662 Frauenspersonen 12 Engel, 3 Demut und — ein für das damalige Frankfurt recht bedenklicher Mangel — nur eine Reynheit.

**Die Gabel**, die man gewöhnlich für eine Errungenschaft der neueren Zeit hält, scheint bedeutend früher im Gebrauch gewesen zu sein, als gemeinhin angenommen wird. In einem Grabe zu Pästum hat man eine fünfzinkige Gabel gefunden, deren eine Zinke abgebrochen war. Diese Gabel, die jetzt im Museo nazionale zu Neapel aufbewahrt wird, beweist also, daß die fuscinula bereits bei den Alten, wenn auch nur wenig, benutzt worden ist. Aus dem Mittelalter haben wir nur wenige Nachrichten über die Gabel. In Frankreich scheint sie zuerst unter Karl V. aufgekommen zu sein: wenigstens wird in einem aus dem Jahre 1379 stammenden Inventarium des königlichen Hofhalts eine Gabel erwähnt. Das uns heute unentbehrliche Eßgerät fand aber damals nicht in weiteren Kreisen Eingang; noch unter Heinrich VII. galt die Gabel als ein Luxusgegenstand. In England fand sie unter Jakob I. Aufnahme, in Spanien später. Wann sie in Deutschland eingeführt worden ist, darüber ist leider nichts Näheres bekannt. Doch scheint das schon früh der Fall gewesen zu sein; wenigstens findet sich in einem von einer Äbtissin des Klosters Hohenstein im Elsaß ums Jahr 1195 verfaßten Buche, dem hortus deliciarum, auf der Darstellung einer gedeckten Tafel neben dem Messer auch die Gabel vor. — Daß es der Gabel nicht leicht wurde, sich einzubürgern, beweist der Umstand, daß sie sogar die rabiem theologorum entflammt hat. Im Jahre 1581 brach in dem französischen Kloster St. Maur ein Streit zwischen den alten und den jungen Mönchen über den Gebrauch der Gabel aus. Die ersteren hielten es für sündhaft, Fleisch anders als mit Hilfe der Hände zu essen; — die jüngeren jedoch waren fortschrittlicher gesinnt und plaidierten für Einführung der Gabel. Sie haben damit ja auch Recht behalten.

# Inserate.

## Allerlei.

**Worcester-Sauce.** Die bekannte und pikante 'Lea and Perrins Sauce', die von der Firma C. Wheeby Lea in Worcester bereitet wird, hat ihren Fabrikanten ein gewaltiges Vermögen eingebracht. Vor kurzem ist Mr. Lea gestorben und hat 22420000 Mark hinterlassen. Eine ähnlich hohe Summe hinterließ bereits der schon vor längerer Zeit verstorbene Partner des Mr. Lea. Und beide haben diese Millionen einzig und allein der Sauce zu verdanken gehabt. Sie besaßen dereinst einen kleinen Apothekerladen in Worcester und erhielten das Recept zu der später so berühmt gewordenen Sauce von dem verstorbenen Lord Sandys, der es in Indien zufällig notiert hatte. Zuerst sollen sie es ein paar Jahre lang, wie die Londoner Zeitung 'Chronicle' erzählt, haben liegen lassen, ohne zu ahnen, daß es einmal Millionen repräsentieren könnte. Als später alle Welt von der Sauce zu sprechen begann, erschien eines Tages in dem Laden der Firma Lord Sandys und forderte scherzhaft seinen Anteil an dem Gewinn. Mr. Perrin, der grade zugegen war, antwortete gelassen: Gewiß, wenn der Lord sich hinter den Ladentisch stellen und seinen Anteil am Vertriebe des Fabrikats leisten würde.

**Das Gold des Meeres.** So nennt man wohl den Bernstein. Aber auch wirklich metallisches Gold enthält das Meerwasser, wenn es sich auch nur in minimalen Spuren nachweisen läßt. Nach den Untersuchungen des englischen Gelehrten A. Liversidge finden sich in der Tonne Meerwasser 6 Milligramm Gold, die einen Wert von 1,668 Pfennigen haben. Angenommen, daß die durchschnittliche Tiefe der Ozeane vier Kilometer beträgt, so würden sich in einer Wassermasse von einem Quadratkilometer Oberfläche nicht weniger als 24000 Kilogramm Gold befinden. Der Goldgehalt der gesamten Ozeane würde demnach die Summe von 5838 Billionen Mark betragen. Hätte man diese Masse Goldes in einem Würfel beisammen, so müßte dieser eine Seitenlänge von 718 Metern haben. Gelänge es, dieses Gold darzustellen, und wollte man es unter die 1600 Millionen Bewohner der Erde gleichmäßig verteilen, so würde jeder die Riesensumme von

$3^1/_2$ Millionen Mark erhalten. Dazu käme noch auf den Kopf die Summe von einer drittel Million Mark an Silber. Denn der Wert des im Meerwasser enthaltenen Silbers — 19 Milligramm sind im Kubikmeter vorhanden — würde sich auf 530 Billionen Mark belaufen. Übrigens hat man sich in der That vor einiger Zeit mit dem Plan getragen, diesen aufs feinste verteilten Goldgehalt des Meeres auszunutzen. In der Gegend einer starken Meeresströmung wollte man eine Reihe von Silberplatten aufhängen, um mit Benutzung eines durch diese hindurchgeführten elektrischen Stromes das Gold auf elektrolytischem Wege aus dem Wasser zu gewinnen. Dieses Projekt ist aber späterhin wieder im Sande verlaufen.

**Vom jungen Mond.** Bekanntlich stimmt die Rotationsdauer des Mondes mit seiner Umlaufszeit um die Erde überein, d. h. er braucht, um sich einmal um seine Achse zu drehen, dieselbe Zeit, die sein Lauf um unseren Planeten in Anspruch nimmt. Schon lange haben die Astronomen der Ursache nachgeforscht, die dieser auffallenden Langsamkeit unseres Trabanten zu Grunde liegen könnte. Eine wahrscheinliche Erklärung zu finden, ist dem englischen Kosmologen G. H. Darwin, einem Mitgliede der berühmten Naturforscherfamilie, gelungen. Seiner Theorie nach hat der Mond früher viel schneller um seine Achse rotiert; die jetzige Übereinstimmung zwischen Rotationsdauer und Umlaufszeit ist derselben Ursache zuzuschreiben, die auf der Erde Ebbe und Flut hervorruft. Die Anziehungskraft des Mondes bewirkt, daß die gesamte Wassermenge der Erde sich in 24 Stunden zweimal in der Richtung von Osten nach Westen verschiebt. Da die Erde gleichzeitig von Westen nach Osten, also in umgekehrter Richtung, sich um sich selbst bewegt, stößt die Flutwelle gegen die Küsten des Festlandes und verzögert so die Drehung der Erde. Wegen der im Verhältnis zur Größe des Erdballs nur sehr kleinen Menge des Wassers ist diese Verzögerung indessen so minimal, daß sie überhaupt nicht genau berechnet werden kann. Anders war das dagegen bei dem Monde, als dieser noch mit Wasser bedeckt war, oder gar, als er sich noch in glühend-flüssigem Zustande befand. Da die Erde den Mond an Masse um das achtzigfache übertrifft, mußte ihre Anziehungskraft damals auf dem Trabanten eine ungeheure Flutbewegung verursachen. Der Mond konnte dieser Bewegung seiner geringeren Größe wegen nur eine sechsfach kleinere Kraft als die Erde entgegensetzen, und deshalb verlangsamte sich seine Bewegung allmählich so weit, bis seine Umdrehung und sein Kreislauf um die Erde sich in derselben Zeit vollzogen. Von diesem Augen-

blick an konnte natürlich eine Ebbe- und Flutbewegung nicht mehr stattfinden.

Auf gleiche Weise ist wahrscheinlich auch die Umdrehungsgeschwindigkeit der Mars- und Jupitertrabanten verlangsamt worden. Der italienische Astronom Schiaparelli will sogar durch diese Theorie die Bewegung des Merkur und der Venus erklären. Daß Merkur sich in derselben Zeit um die Sonne und um seine eigene Achse bewegt, scheint festzustehen; daß das auch bei der Venus der Fall ist, behauptet indessen nur Schiaparelli allein, während andere Astronomen annehmen, daß Venus ihre Umdrehung in etwa 24 Stunden, also ebenso wie die Erde, vollzieht. Daß diese Frage bisher noch unentschieden ist, liegt an der großen Schwierigkeit der Beobachtung der Venus. Da nämlich der Planet von einer vollständig mit Wasserdampf erfüllten Atmosphäre umgeben wird, ist es unmöglich, seine Oberfläche zu beobachten, und man hat so nicht den geringsten Anhalt dafür, ob er seine Umdrehung schnell oder langsam vollendet.

**Zivilisation und Sehschärfe.** Daß die Kulturarbeit die Sehschärfe des menschlichen Auges herabsetzt, dürfte wenig bestritten werden. Auf je niedrigerer Zivilisationsstufe ein Volk steht, desto schärfer finden wir dort den Gesichtssinn ausgebildet. Im russischen Heere sind 80 Prozent der Soldaten Analphabeten, die meisten davon besitzen eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende Sehschärfe. Noch mehr ist das bei ganz unzivilisierten Völkerschaften der Fall, bei den Negern und besonders bei den Indianern. Alexander von Humboldt erzählt, daß sein Begleiter Bonpland, als er einen Aufstieg nach dem Vulkan Pinchincha unternahm, noch auf vier geographische Meilen vor den bei Humboldt zurückgebliebenen Indianern wahrgenommen wurde. Setzen wir die normale Sehfähigkeit gleich 1, so erhalten wir folgende Zahlen für die durchschnittliche Sehschärfe auf verschiedener Kulturstufe stehender Völker: Indianer 5, Sudanneger 3, russische Garde $1^3/_4$, deutsche Artillerie $1^2/_5$, Infanterie $1^1/_{10}$; — bei den im letzteren Truppenteil freiwillig eingetretenen Leuten betrug die Sehschärfe nur 0,95. In Hinsicht auf die verschiedenen Berufszweige ergibt sich folgende Abstufung der Sehschärfe: Landleute, städtische Arbeiter, Feuerwehrleute, Schneider, Schriftsetzer, Studierende, Musiker. Die Musiker haben also die schlechtesten Augen, wahrscheinlich sind sie dafür mit den besten Ohren entschädigt.

# Inserate.

## Allerlei.

**Wie Kuba beinahe an Frankreich gekommen wäre.** Vor 61 Jahren war Spanien des Besitzes Kubas überdrüssiger als jetzt. Am achten Januar 1837 bot die Königin Christine von Spanien der französischen Regierung Kuba, Portoriko und die Philippinen-Inseln zum Kauf an. Der Preis sollte 40 Millionen Realen, ungefähr 16 Millionen Mark, betragen. Das Geschäft kam aber wegen der Sparsamkeit des Königs Ludwig Philipp, der durchaus etwas vom Preise abhandeln wollte, und der Unnachgiebigkeit des spanischen Gesandten Campuzano nicht zustande. Der König war bereit, für Kuba dreißig Millionen Realen zu geben; die übrigen zehn Millionen für Portoriko und die Philippinen waren ihm jedoch zu viel. Nach langer Verhandlung rief er endlich aus: „Nicht mehr als sieben Millionen, sonst kann der Kontrakt ins Feuer geworfen werden!" — Der hierdurch in seinem Stolz verletzte spanische Bevollmächtigte sprang hierauf auf, ergriff ohne ein weiteres Wort den vor dem König liegenden Kontrakt, zerriß ihn und warf ihn in das Kaminfeuer. Natürlich wurden die Verhandlungen sofort abgebrochen, und Spanien behielt vorläufig die Perle seiner Kolonieen. — Wie lange noch?

**Die Toten.** Von den 1600 Millionen Bewohnern der Erde stirbt durchschnittlich in jeder Sekunde einer, an einem Tage also 86400 und in einem Jahre ungefähr 31 Millionen Menschen. Zieht man die allmähliche Vermehrung des menschlichen Geschlechts in Betracht, so kommt man zu dem Schluß, daß seit zehntausend Jahren nicht weniger als 200 Milliarden menschlicher Körper zu Staub geworden sind. Alle die Sauerstoff-, Wasserstoff-, Kohlensäure- und Stickstoffmoleküle, welche jene Körper gebildet hatten, entstammten der Erde; sie sind wieder zur Erde zurückgekehrt, um neuen Lebewesen die Nahrung zu geben. Die ganze Erdoberfläche ist gedüngt mit den Überresten jener unzähligen Organismen, welche einst gelebt haben. Mit jedem einzigen unserer Schritte treten wir auf die Reste von Toten, mit jedem Bissen, jedem Schluck nehmen wir zu uns, was schon tausende Male gegessen und getrunken ist, mit jedem Atemzug

V.

ziehen wir die Luft ein, die vor uns schon viele andere erquickt hat. Wir leben von unseren Vorfahren, wie einst unsere Nachkommen von uns leben werden.

**Die Rasse der Samojeden** stirbt allmählich aus. Während sie früher in den weiten Niederungen des Ob und Jenissei ihre Wohnsitze hatten, sind sie jetzt von tatarischen Stämmen bis an die Küste des 'Weißen Meeres' gedrängt worden. Der Einfluß Europas, der Verkehr und Handel mit Rußland beschleunigt nur den Untergang des jetzt nur noch ungefähr 15 000 Seelen zählenden Volkes. Der Schnaps, der in großen Massen von russischen Geschäftsleuten eingeführt wird und die Hauptrolle bei dem auf Tausch basierten Handel spielt, hat eine vollständige Degeneration des Volksstammes verursacht. Daß sich der Samojede dessen wohl bewußt ist, geht daraus hervor, daß er jeden Fremden mit dem Namen 'Lusa', d. h. 'böser Geist' bezeichnet.

Der Name des Volkes lautet eigentlich 'Chasowa', d. h. Menschen. An Stelle dieses Namens, der nur beim Volke selbst im Gebrauch ist, haben die Russen aus 'sam' (selbst) und 'jed' (Fresser) das Wort Samojeden gebildet, das also so viel bedeutet als 'Selbstfresser'. In früheren Zeiten herrschte nämlich bei ihnen die Sitte, daß alte, schwache Leute sich schlachten und von ihren Kindern verzehren ließen. Sie waren dabei der Ueberzeugung, nach diesem angenehmen Tode als russische Kaufleute aufzuerstehen. Ein russischer Kaufmann erschien ihnen nämlich als das glücklichste Geschöpf dieser Erde.

Der Samojede ist von kleiner Statur und zeigt im übrigen den vollständigen Mongolentypus. Die Kleidung der Männer und Weiber ist nicht sehr verschieden. Die Frauen teilen ihr Haar in zwei Büschel, die mit bunten Bändern und Perlen durchflochten werden und, künstlich verlängert, fast bis zum Boden herabreichen. Gewöhnlich trägt eine Frau in ihrem Haar über ein Pfund, meistens blaue, Glasperlen mit sich herum. Die Stellung der Frau ist eine ganz untergeordnete; sie gilt dem Mann als unreine Person und darf sich nur an bestimmten Stellen des Zeltes aufhalten. — Die Samojeden verehren eine höchste Gottheit, die Num genannt wird; sie wird nicht dargestellt, dagegen giebt es Bilder der untergeordneten Götter und bösen Geister, die primitiv aus Holz geschnitzt und in höchst geschmackloser Weise mit Renntierblut bemalt sind. Wie sich unsere Leser übrigens erinnern werden, gab die im Heft 42 des vorigen Jahrganges erschienene, prächtige Novelle 'Teneko, der Samojede' ein treues Bild des Nomadenlebens jenes aussterbenden Volks der sibirischen Tundra.

**Der Ursprung des Wortes Kaviar.** Wovon der Name dieser beliebten Delikatesse herkommt, hat man bisher noch nicht genau feststellen können. Man vermutet jedoch, daß er von dem Namen der Stadt Kaffa abgeleitet ist. Kaffa, früher auch Theodosia, heute Feodosia genannt, ist ein Seehandelsplatz an der Südostküste der Halbinsel Krim. Das alte Theodosia war ursprünglich eine Kolonie der Milesier, wurde aber im zweiten Jahrhundert v. Chr. vollständig zerstört. Im dreizehnten Jahrhundert legten die Genuesen in derselben Gegend eine Stadt an, die sie Kaffa nannten und die durch ihren ausgebreiteten Handel bald emporblühte. Von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts an wurde hier ein großer Handel mit eingesalzenem Fischrogen nach Konstantinopel, Griechenland und Italien getrieben. Namentlich im letzteren Lande war der Kaviar sehr beliebt; in einer alten Abhandlung wird erwähnt, daß er am päpstlichen Hofe zuerst unter Pius II. im Jahre 1458 eingeführt worden sei. Es liegt also die Annahme nahe, daß das Wort Kaviar ursprünglich eine italienische Bezeichnung für den aus Kaffa-Theodosia stammenden Fischrogen war.

**Eine lustige Wahlbeeinflussung.** In der Schweiz sollte die letzte Volksabstimmung über den Eisenbahnankauf seitens des Staats entscheiden. In einer kleinen Ortschaft des Kantons Aargau, mit einer Wählerschaft von 108 stimmfähigen Bürgern, ist der angesehenste Einwohner an dem Projekt sehr interessiert, und er entwickelt eine lebhafte Propaganda, die darin gipfelt, daß er seinen Mitbürgern einen Hektoliter Wein verspricht für den Fall, daß sich in der Wahlurne kein einziger Stimmzettel mit „Nein" befinde. Die wackeren Gemeindewähler, denen es ganz egal ist, ob die Eisenbahnen verstaatlicht werden oder nicht, die sich aber einen guten Gratistropfen nicht gern entgehen lassen, verabreden also, einmütig mit „Ja" zu stimmen. Wie groß indes ist ihre Enttäuschung, als das Ergebnis der Abstimmung verkündet wird: nur 107 Zettel lauten auf „Ja," einer jedoch auf „Nein"! Der schlaue Wahlmacher, der Versprecher des Freudentrunkes, hatte als einziger gegen seinen eigenen Antrag gestimmt, um — das versprochene Faß Wein behalten zu dürfen.

Für die bevorstehenden Reichstagswahlen hier und dort gewiß auch in deutschen Landen nachzumachen!



# Inserate.

## Allerlei.

**Die Buccomancie.** So nannte man in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts einen jetzt fast ganz in Vergessenheit geratenen Zweig der Physiognomik, die Kunst, aus der Form des Mundes auf den Charakter und die geistigen Fähigkeiten einer Person zu schließen. Der Erfinder oder Entdecker der Buccomancie war Wilhelm Rogers, ein damals in Paris lebender, sehr beliebter Zahnarzt. Seine Beobachtungen hat er in einer Schrift zusammengefaßt, die bei der Akademie der Wissenschaften zu Paris hinterlegt ist. Diese Ausführungen, die übrigens deutlich verraten, daß Rogers auf seine Theorie recht eingebildet war und sich mit Lavater, Gall und anderen berühmten Physiognomen vergleichen zu können glaubte, sind teilweise recht interessant. Über die Form des Mundes sagt Rogers unter anderem folgendes. Ein runder Mund, von Grübchen begrenzt, zeigt Gutherzigkeit an; ein scharf geschnittener, eckiger Mund ist ein Zeichen von Klugheit und Verschlossenheit. Je kleiner der Mund, desto größer ist die Furchtsamkeit des betreffenden Individuums; ist er etwas zugespitzt, so bezeichnet er Schlauheit und List, ist er dagegen ganz platt, so kann man mit Sicherheit auf großes Phlegma schließen. Ein großer, breiter und plumper Mund verkündet Aufgeblasenheit und Heftigkeit.

Der Form der Lippen hat Rogers ganz besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Große, wohl geformte Lippen, sagt er, sind gutmütigen und offenherzigen Menschen eigen; dicke, fleischige Lippen lassen auf Sinnlichkeit und Faulheit schließen. Der Geizhals hat dünne, schmale Lippen. Eine Unterlippe, die in der Mitte etwas gefurcht ist, bezeichnet ein frohes Gemüt und Neigung zu gutmütigem Spott. Wenn die Lippen fest geschlossen sind und eine gerade Linie bilden, besitzt die betreffende Person Kaltblütigkeit, Fleiß, Sorgfalt und Ordnungsliebe; sind sie dagegen nach beiden Seiten zu etwas gesenkt, so ist sie eitel und hochmütig. Ein sanft geschlossener Mund verkündet Überlegung und Gerechtigkeit, ein offenstehender Dummheit. Von Lippen, welche die zweimalige Länge des Auges besitzen, behauptet Rogers,

daß sie einem Idioten angehören. Für ein anderes, ebenso sicheres Zeichen von Dummheit sieht er übrigens auch die von der Nase nach der Oberlippe sich hinziehende Furche an, falls diese vollständig regelmäßig verläuft.

Da Rogers Zahnarzt war, hat er natürlich auch die Zähne nicht vergessen. Weiße, saubere und regelmäßig gewachsene Zähne, die beim Sprechen sichtbar werden, ohne ganz aufgedeckt zu sein, sind ein Zeichen von Liebenswürdigkeit und Güte. Sieht man beim Öffnen des Mundes die Zähne ganz und vielleicht noch das obere Zahnfleisch, so darf man viel Phlegma vermuten. Kleine Zähne bekunden Kraft, Mut und Geistesgegenwart, große dagegen verraten Furchtsamkeit. Auch viel Überflüssiges enthalten die Ausführungen des gelehrten Zahnarztes. So beschäftigt er sich auch mit der Gestalt der Wangen und versichert, daß volle, runde Backen ein lebhaftes, fröhliches Temperament, magere dagegen Melancholie andeuten. Wenn Rogers damit auch, freilich nur sehr bedingt, Recht haben mag, so erzählt er doch ganz unnötiger Weise, daß Kummer die Wangen mager und runzlich macht. Von diesem Überflüssigen abgesehen, verdienen seine Ausführungen immerhin einige Beachtung, und Rogers war seiner Zeit wegen seiner Theorie der Buccomancie sehr angesehen.

**Wieviel wiegt eine Fliege?** Nicht mehr als 35 Milligramm beträgt im Durchschnitt das Gewicht dieser Insekten, so daß also erst 28 Fliegen zusammen ein Gramm wiegen. Auf ein Gewicht von einem Pfund kommen daher 14000 Fliegen. Das Bein einer Fliege wiegt nur 0,9 Milligramm, ein Flügel 2,5 Milligramm. Derartige Wägungen können natürlich nur mit den feinsten Instrumenten vorgenommen werden, wie sie das Normaleichungsamt zu Berlin besitzt. Die große Hebelwage dieses Instituts ist ein Wunderwerk der Mechanik. Sie markiert bereits das minimale Gewicht von 9/100 Milligramm; — so viel würde ungefähr der zehnte Teil eines Fliegenbeins wiegen. Aber selbst wenn auf jeder Seite der Wage ein Zentner liegt, würde eine einzige Stubenfliege, die sich auf eine Seite setzte, die Wage zum Ausschlag bringen.

**Die Ruhe des Weltalls.** Die Schnelligkeit, mit der sich Planeten und Sonnen durch den Weltraum bewegen, ist für uns fast unfaßbar; wir können kein irdisches Maß zum Vergleich heranziehen. Der Flug einer Kanonenkugel erscheint, mit dem Lauf der Sterne verglichen, nur als Ruhe. Die Erde legt auf ihrer Bahn

um die Sonne täglich 643000 Wegstunden zurück, in einer Sekunde also 29450 Meter; sie eilt 1100 mal schneller dahin, als ein Blitzzug, der in der Stunde hundert Kilometer durchfährt. Der uns nächste Stern, der Stern Alpha im Centauren, legt jährlich 744 Millionen Meilen, der zweitnächste, ein Stern aus der Gruppe des Schwan, täglich eine halbe Million Meilen zurück. —

Trotz der rasenden Schnelligkeit, mit der die Weltkörper durch den Raum sausen, ist diese Bewegung im Verhältnis zu den Entfernungen der Gestirne doch unendlich langsam zu nennen; — sie ist so langsam, daß ein weit außerhalb unseres Milchstraßensystems befindlicher Beobachter keine Veränderung in diesem wahrnehmen würde. Folgendes Beispiel wird diese etwas unwahrscheinlich klingende Behauptung beweisen. Wenn man alle Gestirne, deren Abstand bis heute gemessen worden ist, in einen Rahmen von der Ausdehnung von Berlin zusammenfassen wollte, und die Sonne durch einen genau im Mittelpunkt der Stadt befindlichen Punkt bezeichnet würde, so dürfte sich der Punkt, welcher die Erde darstellt, nur in einem, Jupiter in fünf und Neptun etwa in dreißig Centimeter Entfernung von der Sonne befinden. Setzte man nun diese Punkte in ihre entsprechende Bewegung, so müßte die Erde ein Jahr brauchen, um ihre Bahn von einem Centimeter Halbmesser zu durchlaufen, Jupiter 12 Jahre, um die seinige von fünf Centimetern, und Neptun 165 Jahre, um die von 30 Centimetern zu durchmessen. Selbst unter dem Mikroskop wären diese Bewegungen nicht wahrnehmbar, und man kann also wohl von einer fast völligen Ruhe in der Unermeßlichkeit des Weltalls sprechen.

**Eine Frauen- und Männersprache** giebt es bei den Kariben. Der Wortschatz dieses ehemals über ganz Westindien, jetzt nur auf die Insel Trinidad und einen kleinen Teil des südamerikanischen Festlandes beschränkten Volksstammes beträgt ungefähr 3000 Wörter; davon sind etwa 400 doppelt, die einen für die Männer, die anderen für die Frauen bestimmt. So heißt z. B. der Stamm der Kariben in der Männersprache „Kalinago,“ in der Frauensprache „Kaliponan.“ Man nimmt an, daß diese Frauensprache ursprünglich einem anderen Stamm angehörte, der später von den Kariben bis auf die Frauen vernichtet wurde.

## Allerlei.

**Etwas Etymologie.** Seit dem Mittelalter, von der Zeit des ersten Verkehrs Europas mit dem Orient an, haben sich in der deutschen Sprache viele Wörter eingebürgert, die aus orientalischen Sprachen stammen. So rührt zum Beispiel das Wort Kattun von dem arabischen al-koton (Baumwolle) her. Gleichfalls aus dem Arabischen werden ferner abgeleitet: Admiral von amir-ulma (Befehlshaber des Wassers), Amulett von hamulat (das, was getragen wird), Arsenal von dar-sanah (Haus der Betriebsamkeit) und Elixir von el-iksir (Stein der Weisen). Aus dem Persischen stammen folgende Wörter: Syrup von scharab (Trank), Algebra von djaraba (verbinden), Alkoven von al kubbatu (Wölbung), Karaffe von garafa (schöpfen), Alkohol von al kohl (Augenschminke), Magazin von machsan (Scheune), Mumie von mûm (Wachs) und Tasse von tassah (Napf). Ganz unverändert aus dem Persischen ins Deutsche genommen ist das Wort Tarif, welches ursprünglich die Bedeutung 'Anzeige' hatte.

Viel Interessantes bietet die sogenannte Volksetymologie. Man bezeichnet hiermit die Umdeutung oder Zurechtlegung eines für das Sprachgefühl des Volkes nicht mehr unmittelbar verständlichen Wortes, wodurch es einem andern, scheinbar verwandten Wort ähnlich wird.

So machten im letzten französischen Kriege deutsche Soldaten aus Mont Valérien das ihnen geläufigere Baldrian oder auch Buldrian; aus Mairie wurde Marie, und aus Mars la Tour Marsch Retour gebildet. Viele dieser Umdeutungen haben sich vollständig eingebürgert, wie Maulwurf aus Moldwurf (von mold, Erde) Friedhof statt Freithof, Armbrust von dem mittelalterlich lateinischen arcabulista, und Felleisen von dem französischen valise.

Auch in anderen Sprachen haben wir Beispiele für diese Assimilationen. So ist der spätlateinische Name Honorius aus dem germanischen hunjareiks entstanden; das englische crawfish (Krebs) hat sich aus dem französischen écrevisse entwickelt.

In origineller Weise haben die Türken das deutsche Wort 'Fertig!' das auf den orientalischen Bahnen

V

allgemein von den deutschen Beamten angewendet wird, zur Bereicherung ihres Sprachschatzes verwandt. Da es im Türkischen keine Bezeichnung für 'Schaffner' giebt, hat man die türkische Endung tschi, welche bedeutet, daß jemand ein Geschäft betreibt, zu Hilfe genommen und Schaffner einfach mit 'fertiktschi' übersetzt.

**Moderne Wetten in Indien.** Ein von den Engländern in Kalkutta leidenschaftlich ausgeübter Sport ist es, auf den Regen zu wetten. Die Spieler versammeln sich an einer Zisterne und machen die Frage, ob diese durch den nächsten Regen gefüllt werden wird, zum Gegenstand ihrer Wetten. Da Indien zur Zeit des Hochsommers nur bei plötzlich auftretenden und schnell verlaufenden Gewittern Niederschläge erhält, sind die Wetten bald entschieden. Sie werden gewöhnlich nach folgender Methode vorgenommen. Auf dem Dach des Hauses, bei dem sich die Zisterne befindet, ist ein Observationsturm errichtet, in dem sich stets einige Leute aufhalten, die gegen ein Gehalt von drei- bis vierhundert Rupien den Horizont beobachten und von aufsteigenden Regenwolken sofort Meldung machen. Je nach den Angaben dieser Beobachter, die von den Spielern sorgfältig notiert werden, schwankt die Höhe der Einsätze. Meistens wagen diejenigen Spieler, die auf das Leerbleiben der Zisterne wetten, höhere Beträge als ihre Gegner, die ja auch gewöhnlich weniger Chancen für sich haben; selbst in der regenreichsten Zeit sind Wetten von 75 gegen 1 keine Seltenheit.

Die eingegangenen und zum Austrag gebrachten Wetten werden prompt am nächsten Tage erledigt, trotz der großen Summen, um die es sich meistens dabei handelt. Oft werden ganze Vermögen verspielt oder gewonnen. So hatte im vorigen Jahre ein höherer Kolonialbeamter das Glück, mit einem Schlage 75000 Rupien (ungefähr 144000 Mark) zu gewinnen. Er hatte sich allerdings auch in sorgfältigster Weise auf seine Wette vorbereitet. Seine Agenten in Uluberia, Burdwam und anderen in der Nähe Kalkuttas gelegenen Städten hatte er beauftragt, auf jede Veränderung des Wetters zu achten und ihm von einem heranziehenden Gewitter sogleich Mitteilung zu machen. Eines Tages erhielt er von einem dieser Agenten ein Telegramm, daß soeben ein Gewitter über Burdwam nach Kalkutta zu gezogen sei. Sofort wettete er auf Regen; er setzte tausend Rupien, und da der Himmel in Kalkutta noch völlig unbewölkt war, fand sich ein Partner, der 75000 Rupien dagegen setzte. Zwei Stunden später brach

das Gewitter über Kalkutta aus, die Zisterne füllte sich, und der vorsichtige Mann hatte seine Wette glänzend gewonnen.

**Die Farbe des Meerwassers.** Wie sich unsere Leser erinnern werden, teilten wir im 27. Heft des vierten Jahrgangs mit, daß es einem Engländer, Dr. Spring, gelungen sei, eine Erklärung für die blaue Farbe des Meerwassers zu finden. Er behauptete, daß die verschiedenartige — in südlichen Gewässern oft tiefblaue, im Norden hellere, teilweise ins Grüne spielende — Färbung des Meeres und einzelner Seen nur durch eine verschiedenartige Erwärmung des Wassers hervorgerufen werde. Er suchte dies dadurch zu beweisen, daß er in eine lange abgekühlte Glasröhre erwärmtes Wasser hineingoß; dieses erschien anfangs fast undurchsichtig, und erst beim allmählichen Ausgleich der Temperatur nahm es eine immer größer werdende Helligkeit an. —

Dieser Theorie des Dr. Spring gegenüber haben nun zwei andere englische Physiker, J. Tyndall und Lord Rayleigh, behauptet, daß die blaue Farbe die Folge einer physikalischen Verunreinigung des Wassers sei. Das Sonnenlicht, sagen sie, trifft im Wasser auf minimale Teilchen fester Substanzen; dadurch werden die kürzeren Lichtwellen viel vollkommener zurückgeworfen, als die längeren. Da nun die kürzesten Strahlen im Sonnenlicht die blauen, die längsten die roten sind, werden bedeutend mehr blaue als rote Strahlen reflektiert. Außerdem werden aber, wenn das Wasser klar ist, vom Sonnenlicht beim Eindringen in das Wasser die roten und gelben Strahlen teilweise absorbiert, und also vorwiegend blaues Licht zurückgeworfen. Ist das Wasser dagegen getrübt, so treffen die Lichtstrahlen auf größere feste Substanzen und dringen deshalb nicht so tief ins Wasser ein, wodurch die Absorption der gelben und roten Strahlen eine geringere wird. Infolgedessen wird das weiße Licht nur grün gefärbt, und auch die blauen Strahlen werden nicht so stark reflektiert. — Durch diese Theorie läßt sich sehr leicht der Umstand erklären, daß in der Nähe sandiger Küsten, wo das Wasser naturgemäß größere feste Substanzen enthält, die grüne Farbe vorherrscht; ist die Küste dagegen felsig, so bleibt das Wasser reiner und erscheint deshalb blau gefärbt.

**Aus dem jüngsten Goldlande.** „Nun, du scheinst da oben allerlei üble Erfahrungen gemacht zu haben?"

Zurückgekehrter Klondiker: „Schreckliche, sag' ich dir. Es gab Zeiten, in denen wir nichts hatten als Geld.

# Inserate.

## Allerlei.

**Der Maria Theresienthaler.** Die sogenannten Maria Theresien- oder Levantinerthaler bilden bekanntlich in einzelnen Teilen des Orients, namentlich in Kleinasien, Syrien und Arabien, das einzige gangbare Zahlungsmittel. Sie wurden zuerst im Jahre 1753 geprägt, nach einer zwischen der Kaiserin Maria Theresia und dem Kurfürsten von Bayern abgeschlossenen Münzkonvention. Da Österreich damals einen lebhaften Exporthandel nach der Levante unterhielt, kam die neue Münze dort bald in Umlauf, und da sie sorgfältiger als die der anderen Staaten und genau nach den gesetzlichen Bestimmungen hergestellt war, wurde sie allgemein vorgezogen. Nach kurzer Zeit zahlte man infolgedessen schon Agio auf den Maria Theresienthaler, das zeitweise bis 15 Kreuzer pro Stück betrug. Dies veranlaßte bald einen lebhaften Thalerhandel nach der Levante; namentlich waren es französische Kaufleute, die große Mengen ausländischen Silbers in den österreichischen Münzstätten zu Thalern ausprägen ließen und dann über Marseille und Genua die beliebte Münze nach Kleinasien brachten. Um den Gewinn aus diesem Thalerhandel im Lande zu behalten, verbot jedoch das österreichische Finanzministerium den Thalerexport und konzessionierte ihn nur zwei von einander unabhängigen Gesellschaften, der 'Baron Friesschen Thalerhandlungskompagnie' und der 'K. K. privilegierten ausländischen Silberhandlung,' die ihren Sitz in Augsburg hatte. Beide machten gute Geschäfte; Baron Fries exportierte z. B. in den Jahren 1763—66 über vier Millionen Thaler. Dann aber trat ein Rückgang im Thalerhandel ein, der hauptsächlich dadurch veranlaßt wurde, daß die türkischen und griechischen Kaufleute allmählich auch die in den anderen Staaten des Münzbundes — namentlich in Nürnberg und anderen Reichsstädten — geprägten Thaler annahmen, da sie einsahen, daß diese den in Österreich selbst hergestellten vollkommen gleich waren. Dies hatte zur Folge, daß das Wiener Finanzministerium die mit den beiden Kompagnien geschlossenen Verträge nicht mehr erneuerte und es wieder jedem Privatmann gestattete, ausländisches Silber in den österreichischen Münzstätten zu Thalern ausprägen zu lassen. In

V.

der That übte auch diese Maßregel einen günstigen Einfluß auf den Thalerexport aus.

Nach dem Tode Maria Theresias war man genötigt, die für den Verkehr mit dem Orient bestimmten Thaler mit dem Bildnis der Kaiserin weiter prägen zu lassen, da sie sonst nicht von den Kaufleuten der Levante angenommen wurden. Man hat auch heute noch nicht davon abweichen können, und wenn der Maria Theresienthaler auch einzelne Teile seines früheren Absatzgebietes verloren hat, so herrscht er doch in Westafrika, namentlich in Sansibar, Massaua etc. als einziges Zahlungsmittel. In den Jahren 1868—95 wurden nicht weniger als $43^{1}/_{2}$ Millionen, 1896 allein $6^{1}/_{2}$ Millionen Levantinerthaler geprägt. Die Maria Theresienthaler müssen mit äußerster Sorgfalt hergestellt werden, da sie sonst leicht von den mißtrauischen Eingeborenen Afrikas nicht angenommen werden. Fehlt z. B. auf dem Bildnis der Kaiserin nur ein einziger Stern am Diadem des Kopfschmuckes, so weist jeder Neger die Münze als minderwertig zurück.

**Beispiele von der Lebenszähigkeit der Pflanzen** giebt der berühmte Astronom Flammarion, dessen interessantes Werk 'Lumen' unsere Leser gegenwärtig kennen lernen, in seinem berühmten Buch 'Urania.' Er sagt dort:

'Ich weiß einen Ahorn, welcher auf dem Schutt einer alten Mauer und einige Meter von der guten Erde des Wassergrabens langsam abstarb und in der Verzweiflung eine Seitenwurzel trieb, damit den ersehnten Boden errreichte, sich hineingrub und so festen Fuß darin faßte, daß er, der unbewegliche, unmerklich sich verpflanzte, seine alten Wurzeln verdorren ließ, und wieder auferstanden und umgestaltet auf dem befreienden Boden fortlebte. Ich weiß Ulmen, welche die Erde unter einem fruchtbaren Felde auszusaugen drohten, deren Wurzeln man den Lebensunterhalt durch einen breiten Graben entzog, und die ihre noch unverletzten Wurzeln unter dem Graben hindurch zu treiben suchten: es gelang ihnen, und zum großen Erstaunen des Gärtners kehrten sie zu ihrem immer gedeckten Tisch zurück. Ich weiß einen heldenhaften Jasmin, der sich achtmal durch die Löcher einer Bretterwand drängte, die ihm das Licht nahm, und den ein neckischer Beobachter wieder nach der Dunkelheit zurückdrehte, in der Hoffnung, die Ausdauer dieser Pflanze endlich zu brechen; aber es gelang ihm nicht."

**Die größten Goldklumpen.** Daß Gold in größeren Stücken, den sogenannten Nuggets, gefunden wird, gehört bekanntlich zu den Seltenheiten, und ein solcher Fund wird in den Goldgräberdistrikten stets als ein großes Ereignis gefeiert. Australien kann

sich des Vorzugs rühmen, den bisher als größten bekannten Goldklumpen in seinem Boden beherbergt zu haben; er wurde im Jahre 1852 gefunden, wog 248 Pfund und hatte einen Wert von ungefähr 296 000 Mark.

Der zweitgrößte Nugget, im Gewicht von 150 Pfund, der sich durch außerordentliche Reinheit auszeichnete und nur eine geringe Menge weißen Quarzes beigemischt enthielt, wurde am 18. November 1854 in Kalifornien von dem Goldgräber Oliver Martin gefunden. Der glückliche Digger, der dadurch mit einem Schlage in den Besitz eines Vermögens von etwa 160 000 Mark gelangte, machte seinen Fund auf merkwürdige Weise. Mit einem Gefährten hatte er an einer abseits von den Goldgräberlagern gelegenen Stelle, die der Ausbeutung wert erschien, eine Mine angelegt. Nach kurzer Zeit jedoch erkrankten beide am Fieber. Flower, Martins Gefährte, der schon durch den Mangel an Lebensmitteln geschwächt war, erlag der Krankheit. Martin, obgleich selbst ganz erschöpft, wollte seinen Kompagnon wenigstens in würdiger Weise bestatten und schickte sich an, am Fuße eines Baumes ein Grab zu graben. Für diese Arbeit belohnte ihn ein gütiges Schicksal durch die Entdeckung jenes, unter den Wurzeln des Baumes verborgenen Goldklumpens, des größten, der jemals von einem amerikanischen Goldgräber gefunden worden ist.

Bei der Seltenheit derartiger Funde ist es um so merkwürdiger, daß ein anderer Kalifornier, namens Daniel Hill, sogar zweimal in seinem Leben je einen großen Nugget entdeckt hat, die ihm zusammen 125 000 Mark einbrachten. Er war aber diesem Glück nicht gewachsen, fing an zu trinken und starb bald nach seinem letzten Goldfund am Delirium. Unter den zahlreichen Anekdoten, die über merkwürdige Goldfunde in den Kreisen der Goldgräber erzählt werden, ist folgende wohl am erwähnenswertesten. Zwei kalifornische Tramps, d. h. Landstreicher, hatten sich in einen Eisenbahnzug eingeschlichen, um auf bequeme und kostenlose Weise so lange mitzufahren, bis man sie entdecken und dann an der nächsten Station hinauswerfen würde. Man verfuhr aber rücksichtsloser mit ihnen. Als man die beiden unbefugten Passagiere bemerkte, ließ man den Zug einfach halten und setzte beide mitten in einer ganz verlassenen öden Gegend ab. Mißmutig machten sich die armen Reisenden auf den Weg, um wieder in bewohntere Strecken zu gelangen, aber die unfreiwillige Fahrtunterbrechung war ihr Glück: nach kurzer Wanderung fanden sie zufällig, offen am Boden liegend, einen Nugget, den sie für das — für ihre Verhältnisse recht stattliche — Sümmchen von 11 000 Mark verkaufen konnten.

# Inserate.

## Allerlei.

**Wirkungen des spanisch-amerikanischen Krieges.** In den 'Vereinigten Staaten' macht sich der Einfluß des Krieges teilweise in recht amüsanter Weise bemerkbar. So hat sich, seit die Zeitungen die ersten Nachrichten vom Kriegsschauplatz brachten, plötzlich eine sehr erhöhte Nachfrage nach Spirituosen bemerkbar gemacht, und zum Nutzen der 'American Spirits Manufacturing Company' steigt der Alkoholkonsum noch von Tag zu Tag. Allerdings läßt sich diese merkwürdige Erscheinung leicht erklären; es ist ja natürlich, daß die amerikanischen Kannegießer beim Studium ihrer Zeitungen und nachherigen Meinungsaustausch ihre Kehlen tüchtig anfeuchten müssen; — außerdem ist Schnaps ein treffliches Mittel zur Anfeuerung des Muts und des Patriotismus. Gleichzeitig macht sich — namentlich unter den jüngeren Leuten — ein starkes Verlangen nach schönen, dicken Schnurrbärten geltend; man ist des glattrasierten Gesichts, das man in den besseren Kreisen Amerikas sonst allgemein bemerkt, überdrüssig und wünscht sich einen starken Schnurrbart, um einen recht heldenhaften Eindruck machen zu können. Die Fabrikanten von Bartwuchsmitteln und Schnurrbartwichse machen natürlich gute Geschäfte dabei. Englische Blätter, die diese originellen Wirkungen beobachtet haben wollen, erwähnen dabei, daß auch im deutsch-französischen Kriege die Nachfrage nach Schnurrbärten sehr groß gewesen sei. Auf das Sammelwesen übt der Krieg auch eine belebende Wirkung aus; bei den amerikanischen Damen ist es jetzt zur Manie geworden, die Knöpfe der verschiedenen amerikanischen Uniformen zu sammeln. — — In Spanien hat der Konflikt mit den 'Vereinigten Staaten' namentlich bei den unteren Volksschichten einen furchtbaren Haß gegen alles Amerikanische erregt, der sich jüngst in ziemlich lächerlicher Weise bethätigt hat. In Barcelona sah sich nämlich die Polizei genötigt, am dortigen Kolumbusdenkmal eine starke Wache aufzustellen, um das Monument vor den Angriffen des Pöbels zu schützen, der seine Wut an dem Standbild des unschuldigen Entdeckers des verhaßten Amerika auslassen wollte.

**Ein merkwürdiges Experiment.** Bekanntlich werden auf der Netzhaut des menschlichen Auges die Bilder

V.

der äußeren Gegenstände nur in umgekehrter Stellung projiziert; daß wir trotzdem alles in richtiger Stellung sehen, ist eine Thatsache, die bisher noch nicht genau begründet werden konnte. Da die Meinungen der Physiologen hierüber weit auseinander gehen, hat kürzlich ein englischer Gelehrter, George Stratton, einen originellen Versuch zur Entscheidung dieser interessanten Frage unternommen. Er ließ sich eine Maske anfertigen, die an Stelle der Augenöffnungen mit Glaslinsen versehen war; beim Tragen dieser Maske erschienen sämtliche Objekte umgekehrt, trotzdem sie nun eigentlich auf der Netzhaut sich in richtiger Lage befanden. Nachdem Stratton seine Maske jedoch mehrere Wochen stetig getragen, hatte er es gelernt, wieder in richtiger Stellung zu sehen; sobald er sie aber abgenommen hatte, erschien ihm wieder alles auf dem Kopfe stehend, und es dauerte geraume Zeit, ehe der normale Zustand zurückkehrte. Man darf also daraus schließen, daß nur die Erfahrung uns befähigt, die Gegenstände in ihrer richtigen Stellung zu sehen, ebenso, wie sie uns bei der Abschätzung der Größenverhältnisse und Entfernungen unterstützen muß.

**Giftige Fische.** Ein englischer Gelehrter, Professor James Brunton, berichtet über zwei Fische, den Trachinis draco und den Scorpoena scropha, die mit einem Giftstachel bewaffnet sind, der dem der Giftschlangen ähnlich ist und ein sehr scharf wirkendes Gift enthält. Der Trachinis draco hat im allgemeinen das Aussehen einer Forelle. An jeder der beiden Kiemenspalten befindet sich ein Stachel, der mit einer etwas tiefer liegenden Giftdrüse in Verbindung steht. Diese ist klein und zerfällt in farblose Zellen, die das Gift, eine durchsichtige Flüssigkeit, enthalten. Im Innern des Stachels befindet sich ein dünnes Häutchen, das den Giftkanal auskleidet und die Spitze des Stachels verschließt. Beim Eindringen des Stachels in eine Wunde wird die Membran zurückgeschoben, so daß das Gift herausfließen kann. — Einen ganz ähnlichen Giftapparat besitzt der zweite Fisch, der Scorpoena. Im Aussehen unterscheidet er sich dagegen sehr von dem Trachinis draco; er besitzt einen kurzen, gedrungenen Körper mit einem plumpen, unförmlichen Kopf. — Das Fleisch beider Fische ist dagegen wohlschmeckend und bekömmlich.

**Papst Leo XIII.** hat den päpstlichen Stuhl bereits länger inne als die größte Zahl seiner Vorgänger. Von den 252 früheren Päpsten haben nur elf mehr als zwanzig Jahre regiert, Leo XIII. aber bereits 21 Jahre, trotzdem er erst im sieben-

undsechzigsten Lebensjahre das Pontifikat erhielt. Langlebigkeit ist aber in seiner Familie traditionell; sein Bruder, der im vorigen Jahre starb, hat ein Alter von fast 93 Jahren erreicht. In diesem Jahre begeht der Papst seinen achtundachtzigsten Geburtstag; es ist ferner das sechzigste Jahr, seitdem er seine erste Messe las, und das fünfundfünfzigste seit seiner Salbung zum Bischof. Der Papst hat seit seiner Wahl 121 Kardinäle sterben sehen, und von den Kardinälen, die ihn im Jahre 1878 wählten, sind nur noch zwei am Leben: Kardinal Martel, der 1806, und Kardinal Canassa, der 1800 geboren ist.

**Ägyptische Märkte.** Ägypten wird bezüglich des Markthandels binnen kurzem selbst die Großstädte Europas überholt haben. Die ägyptische Regierung hat beschlossen, an allen größeren Plätzen des Landes, etwa 120 an Zahl, besondere Gebäude zur Abhaltung der Märkte und Messen anlegen zu lassen. Diese Etablissements sollen weit reichlicher ausgestattet werden als unsere sogenannten Markthallen. Gleich diesen werden sie eine bestimmte Anzahl von Buden oder Ständen enthalten, die an Kaufleute und Gewerbetreibende vermietet werden können; außerdem aber soll speziell für den Viehhandel ein vollständig abgeschlossener Platz mit verschiedenen Unterabteilungen, Wasserleitung u. s. w. reserviert werden, der in hygienischer Beziehung unter strengste Kontrolle gestellt wird. Jeder dieser Marktplätze wird außerdem noch eine besondere humanitäre Einrichtung enthalten, zu der sich die europäischen Städte wohl niemals emporschwingen werden; es sollen nämlich große Zelte angelegt werden, in denen Arme unentgeltlich aufgenommen und verpflegt werden.

**Eine vielsprachige Schule.** In keiner Schule der Welt dürften wohl soviel verschiedene Sprachen gesprochen werden, wie in der 'deutschen Schule' zu Kairo. Nach dem offiziellen Bericht über das letzte Schuljahr wurden von den 108 Kindern, welche das Institut besuchten, folgende Sprachen mit Leichtigkeit verstanden und gesprochen: Arabisch von 91, französisch 7, deutsch 54, englisch 27, italienisch 16, griechisch 4.

Von den Kindern waren 65 Knaben und 43 Mädchen. Nach der Nationalität verteilen sich die Kinder wie folgt: 29 deutsch, 20 österreichisch, 12 englisch, 11 italienisch, 10 schweizerisch, 6 französisch, 6 ägyptisch, 5 amerikanisch, 3 griechisch, 3 türkisch, 2 armenisch, 1 belgisch. Dem Glaubensbekenntnis nach waren: 59 evangelisch, 23 katholisch, 12 israelitisch, 9 mohammedanisch und 5 griech.-orthodox.

# Inserate.

## Allerlei.

**Orte ohne Steuern.** Mit Vergnügen wird jeder Steuerzahler erfahren, daß es in den an Abgaben so reichen Staaten Europas doch noch einige Ortschaften giebt, in denen — wenn auch nicht die Staats-, so doch wenigstens die Gemeindesteuern zu den unbekannten Dingen gehören. Ein solch glücklicher Ort ist z. B. das bayerische Städtchen Klingenberg am Main. Die Gemeinde besitzt dort bedeutende Thongruben, deren Ausbeutung so reichliche Erträge abwirft, daß davon nicht nur alle Ausgaben der Stadt bestritten werden, sondern auch noch jeder der eingesessenen Bürger jährlich einen kleinen Anteil vom Überschuß erhalten kann. Dasselbe ist der Fall bei der im Spessart gelegenen Stadt Orb; hier bilden die städtischen Forsten und ergiebige Salinen eine reiche Einnahmequelle, die die Bewohner der Stadt von Gemeindeabgaben frei macht und ihrem Ort sogar den Luxus elektrischer Beleuchtung gestattet. In Chamarat, einer kleinen französischen Ortschaft, sah man sich kürzlich ebenfalls genötigt, den Steuererheber zu pensionieren. Ein reicher Einwohner des Städtchens starb, ohne Angehörige zu hinterlassen, und vermachte sein gesamtes Vermögen seiner Vaterstadt unter der Bestimmung, daß von den Zinsen die Gemeindeausgaben bestritten werden sollten. Da letztere nicht sehr beträchtlich sind, bleibt jährlich noch ein ansehnlicher Überschuß übrig; man verwendet diesen zur Veranstaltung eines großen Festmahls zum Gedächtnis des wohlthätigen Erblassers, an dem namentlich die ärmeren Bürger teil nehmen.

**Eines der kolossalsten Bildwerke der Erde** — eine Darstellung Buddhas — befindet sich zu Kamakura, einer der alten Hauptstädte Japans. Es ist aus Kupfer, Zinn und Gold hergestellt; die Zeit und die Unbilden des Wetters haben das Metall mitgenommen, das sich teilweise mit einer dichten Moosschicht bedeckt hat; nur an den Stellen, wo die betenden Gläubigen das Heiligtum berühren und küssen, hat das Metall seine glänzende Farbe behalten. Die Dimensionen des Werks, das Kopf und Brust des Gottes darstellt, sind ungeheure. Seine Höhe beträgt 50

Fuß, der Umfang des Kopfes 97 Fuß. Die Stirn und die Schläfen messen — von Ohr zu Ohr — 19 Fuß, das Gesicht, vom Kinn bis zum Haupthaar, 10 Fuß. Jedes Auge mißt 4, die Ohren je 6½, die Nase 4 und der Mund etwas über 3 Fuß. Auf dem Haupt zählt man 830 Locken. Die Augen sind aus reinem Gold hergestellt und wiegen je 30 Pfund. Das ungeheure Bildwerk, das ungefähr ums Jahr 1195 errichtet wurde, bildet gleichzeitig einen Tempel; in seinem Innern befindet sich ein vierzig Fuß hoher Raum, in dem ein kostbarer Altar steht. Jährlich wallfahrten Millionen Buddhisten aus Indien, Tibet, China, Korea und Japan selbst nach Kamakura, um an dem Heiligtum zu beten.

**Wieviel Zeitungen giebt es auf der Erde?** Über 43 000 Zeitungen werden insgesamt auf der Erde herausgegeben; davon erscheinen 5410 täglich. Die meisten Zeitungen haben die ‘Vereinigten Staaten’, nämlich 17 000, dann folgt Deutschland mit 6000, Groß-Britannien und Frankreich mit je 4000, Japan 2000, Italien 1400, Spanien 850, China 50 und Persien 6. Würde jemand auf sämtliche täglich erscheinenden Blätter abonnieren, so hätte er, vom Porto abgesehen, jährlich 140 400 Mark Abonnementsgelder zu zahlen. Würde er täglich 6 Stunden lesen und auf jede Zeitung nur fünf Minuten verwenden, so brauchte er zur Lektüre aller Nummern eines Tages genau 2 Monate, 15 Tage und 50 Minuten. Wollte er alle Blätter der Welt in dieser Weise lesen, so würde dies 1 Jahr und 218 Tage erfordern. — 81 verschiedene Sprachen sind in den Zeitungen vertreten; in Deutschland erscheinen Zeitungen in acht verschiedenen Sprachen. Die größte Sprachverschiedenheit repräsentieren die Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie, in den Zeitungen in dreizehn verschiedenen Sprachen erscheinen: in deutscher, französischer, italienischer, polnischer, ungarischer, tschechischer, griechischer, romanischer, serbischer, slowakischer, kroatischer, ruthenischer und slowenischer Sprache. Außer diesen bezieht man in Deutschland aus dem Auslande noch Zeitungen in russischer, spanischer, portugiesischer, holländischer, schwedischer, neugriechischer, vlämischer, bulgarischer, lateinischer, rumänischer, romanischer, armenischer, finnischer, norwegischer, türkischer und persischer Sprache. Am meisten verbreitet sind die französischen Zeitungen, die außer in Frankreich noch in 15 anderen Staaten gelesen werden; dann folgen die englischen, die außer in England in 13, und dann die deutschen Blätter, die außer in der Heimat noch in 10 anderen Ländern gehalten werden.

**Die belebteste Brücke der Welt** ist die 'London Bridge' in der englischen Hauptstadt, das wichtigste Bindeglied zwischen der 'City' und 'Southwark'. Sie wird täglich von mehr als 200000 Personen und 20000 Gefährten aller Art passiert. Die winzigen Partikelchen von Leder und Eisen, die die Schuhe der Passanten und die Räder der Wagen auf der Brücke zurücklassen, füllen mit dem zu Staub zermalmten Granit des Pflasters täglich drei bis vier Karren. Man hat berechnet, daß durch den riesenhaften Verkehr in einem Jahre ein Granitblock von 25 Kubikfuß abgenutzt und in Staub verwandelt wird.

**Zolas Romane** sind bis jetzt in 2 Millionen 39000 Exemplaren erschienen. Davon entfallen auf 'La Débacle' 190000, auf 'Nana' 182000, 'Lourdes' 143000 u. 'L'Assommoir' 136000 Exemplare. Die kleinste Auflageziffer haben 'Exellence Rougon' mit 30000, 'La Conquête de Plassans' mit 33000 und 'Le ventre de Paris' mit 40000 Exemplaren. Von 'Paris', dem letzten Roman Zolas, sind bereits 100000 Bände verkauft worden.

**Das britische Weltreich.** Das gesamte britische Reich mit allen seinen Kolonien, das an räumlicher Ausdehnung nur von Rußland übertroffen wird, ist 53 mal größer als Frankreich und 52 mal größer als Deutschland. Es überragt die 'Vereinigten Staaten' drei und ein halbes Mal, den europäischen Kontinent dreimal an Größe, denn es umfaßt 11 Millionen englischer Quadratmeilen. Es nimmt den fünften Teil der Erdkugel ein, wird von dem fünften Teil der Menschheit — nämlich 350 Millionen — bewohnt, erstreckt sich über vier Erdteile und enthält 10000 Inseln, 500 Kaps und 2000 Flüsse. Nach neueren statistischen Aufstellungen besitzt das britische Reich von den Pferden der Erde den zwölften, vom Rindvieh den vierten und von den Schafen den dritten Teil.

## Inserate.

### Allerlei.

**Kriege ohne Kriegserklärung.** In Hinsicht auf den gegenwärtigen spanisch-amerikanischen Krieg, bei dem die Feindseligkeiten ohne offizielle Kriegserklärung begannen, ist die Thatsache interessant, daß von allen Kriegen, die in den letzten beiden Jahrhunderten geführt worden sind, nur zehn durch eine formelle Kriegserklärung eingeleitet wurden. Dabei ist die formelle Aufhebung des Friedenszustandes ein uralter Gebrauch bei den meisten, selbst den unzivilisiertesten Völkern. Die Kriegserklärung wurde gewöhnlich durch eine symbolische Handlung ausgedrückt. So schickten die Athener einen Widder in das Gebiet der Feinde, zum Zeichen, daß dieses Weideplatz werden sollte; die Perser verlangten durch einen Boten Erde und Wasser zum Zeichen der Unterwerfung; die Franken schossen einen Pfeil in das Gebiet der Gegner ab.

**Züchtung von Krokodilen.** Im Heft 30 des ersten Jahrgangs der 'Romanwelt' berichteten wir, daß die Regierung von Florida in den 'Vereinigten Staaten' eine dreijährige Schonzeit für Alligatoren und Kaimans festgesetzt habe. Man sah sich zu dieser Maßregel veranlaßt, um das völlige Aussterben dieser durch Vertilgung von Ungeziefer nützlichen und ihres Leders wegen sehr geschätzten Tiere zu verhüten. Sehr vermehrt scheinen sich in dieser Schonzeit die unheimlichen Bewohner der Flüsse der nordamerikanischen Südstaaten indessen nicht zu haben, wenigstens sind jetzt einige spekulative Köpfe auf die Idee gekommen, die schätzenswerten Raubtiere direkt zu züchten. Man verfährt dabei in folgender Weise. Die in Schlamm- und Erdlöchern vergrabenen, stets in größerer Anzahl beisammen liegenden Eier werden gesammelt und an sonnigen Plätzen zusammengetragen, wo man das Auskommen der Jungen überwacht. Diese werden dann in kleinen Teichen oder abgeschlossenen Buchten aufgezogen; mit größter Sorgfalt hegt und füttert man die dem Menschen so wenig liebenswürdig entgegenkommenden Bestien so lange, bis sie ihre volle Größe erreicht haben. Dann aber macht ein wohlgezielter Flintenschuß ihrem Dasein ein Ende; Leder und Zähne werden zu guten

Preisen verkauft, das Fleisch giebt ein billiges Öl her und kann dann noch als vorzügliches Futter für Schweine und Hunde verwandt werden.

**Ein Mann, der seinen eigenen Grabstein überlebt hat,** ist das englische Parlamentsmitglied James Roche, der Abgeordnete für die Grafschaft Kerry. Er ist in Besitz einer Photographie eines Grabsteins, der mit einer auf seinen Tod bezüglichen Inschrift versehen ist. Er kam auf folgende Weise dazu. Vor ungefähr dreißig Jahren war er als Gouvernementsbeamter in Indien thätig und nahm in dieser Eigenschaft an einer Expedition zur Unterdrückung eines Aufstandes der Eingeborenen teil. Nach einem Gefecht wurde er vermißt. Man vermutete, daß er gefallen sein, und da man in dem verstümmelten Körper eines Getöteten seine Leiche zu erkennen glaubte, setzte man diesen in feierlicher Weise bei und schmückte das Grab mit einem Stein, der den Namen 'James Roche' trug. Der Betrauerte war aber noch am Leben; er war in die Gefangenschaft der Aufständischen geraten, wurde nach einigen Monaten frei gelassen und hatte dann das ganz besondere Vergnügen, sein Grab und seinen eigenen Grabstein zu sehen. — Ein ähnlicher Fall wird von einem Mr. Bradshaw berichtet, der erster Offizier an Bord eines großen englischen Ozeandampfers ist. Als er vor kurzem sich auf einer größeren Reise befand, gelangte durch einen Irrtum die Nachricht nach seiner Vaterstadt, daß er über Bord gefallen und ertrunken sei. Zu seinem Andenken brachte man in der Kirche eine Gedenktafel an, und als der Seemann nach glücklicher beendeter Reise dort zum erstenmal wieder den Gottesdienst besuchte, konnte er — zwar mit großer Verwunderung, aber doch mit einigem Stolz — das zu seiner Ehrung bestimmte Erinnerungszeichen wahrnehmen.

**Die Hamletsage im Original.** Wie die meisten Shakespeareforscher, namentlich Hebler, nachgewiesen haben, hat der große englische Dramatiker den Stoff seines 'Hamlet' einer Erzählung des dänischen Geschichtsschreibers Saxo Grammaticus entnommen. Der dänische Historiker starb ums Jahr 1204; seine Schriften waren in lateinischer Sprache abgefaßt und wurden später teilweise von dem Franzosen Belleforest in seine Novellensammlung 'Histoires tragiques' übernommen. Von dieser Sammlung wurde im Jahre 1564 eine englische Übersetzung begonnen, die aber erst 1596 vollständig beendet war. Doch waren schon vorher die Übertragungen einzelner Erzählungen in England bekannt; eine davon, 'The Hystorie

of Hamblet, Prince of Denmarke', ist von Shakespeare für sein tief sinniges Drama — allerdings mit sehr freier Benutzung des Stoffs — verwandt worden. In der alten Sage führt Hamlets Vater den Namen Horvendile; sein Oheim heißt nicht Claudius, sondern Fengon, seine Mutter Geruth. Fengon bringt seinen Bruder öffentlich um; Geruth weiß also darum, als sie sich mit ihrem Schwager vermählt. Hamlet simuliert Wahnsinn, um der Tyrannei des verhaßten Stiefvaters zu entgehen; er unterliegt jedoch den Lockungen eines verführerischen Weibes, das der König in seine Nähe gebracht hat, um zu sehen, ob Hamlets Wahnsinn echt oder erheuchelt sei. —

Im dritten Kapitel der Novelle macht Fengon einen zweiten Versuch, Gewißheit über Hamlets Krankheit zu erhalten. Er beauftragt einen seiner Räte, sich im Zimmer der Königin hinter den Vorhängen zu verbergen und ein Gespräch zwischen Geruth und ihrem Sohn zu belauschen. Der Prinz bemerkt jedoch den Verräter und ersticht ihn. — Man sieht, daß Shakespeare jene Szene, die den Tod des Polonius darstellt, genau dem Saxo Grammaticus entnommen hat. — Im vierten Kapitel beschließt der König, Hamlet beiseite zu schaffen; er sendet ihn und zwei Gefährten mit einem geheimen Brief nach England. Der Brief enthält die Bitte an den englischen König, Hamlet sofort nach seiner Ankunft töten zu lassen. Auf der Reise jedoch, während seine Gefährten schlafen, öffnet Hamlet den Brief und fälscht ihn, derart, daß der König beauftragt wird, die beiden Begleiter des Prinzen hinrichten zu lassen. Dies geschieht; Hamlet kehrt nach Dänemark zurück, setzt das Königsschloß in Brand, erschlägt seinen Stiefvater, erläßt darauf eine Proklamation an die Dänen und wird zum König gewählt. Dann geht er wieder mit einem Heere nach England und besiegt und tötet hier den König. Als Sieger kehrt er darauf nach dem Vaterlande zurück, begleitet von zwei englischen Frauen, die sein Herz gewonnen haben. Durch den Verrat einer dieser beiden Geliebten fällt er schließlich. — So erzählt Saxo Grammaticus; man sieht, daß Shakespeare bei seinem 'Hamlet' mit dem Stoff freier als gewöhnlich geschaltet und sich namentlich in Bezug auf den Ausgang seines Dramas garnicht an die Angaben des dänischen Geschichtsschreibers gehalten hat.

# Inserate.

## Allerlei.

**Tiere als Trunkenbolde.** Die Temperenzler suchen ihre Mäßigkeitsideen immer durch einen Hinweis auf die Natur zu unterstützen; da die Tiere ohne Alkohol existieren können und auch garnicht das Bedürfnis danach empfinden, sagen sie, so ist es unnatürlich, daß der Mensch allein geistige Getränke zu sich nimmt oder zur Anregung braucht. Die Apostel der Enthaltsamkeit sind aber mit dieser Behauptung im Unrecht: es giebt auch unter den Tieren ganz gehörige Trinker, und ein tüchtiger Rausch ist dort garnicht selten.

Die Besitzer von Menagerien und die Aufseher in den Zoologischen Gärten werden es bestätigen können, daß besonders die Elefanten jede mögliche Gelegenheit benutzen, um zu einem guten Trunk zu kommen. Schnaps lieben sie ganz besonders, und wenn ein Elefant etwas träge ist oder sich bösartig zeigt, ist es das beste Mittel, ihm einige Liter Whisky zu geben. Am besten ist es, ihm diesen in sein Trinkwasser zu gießen; mit Behagen nimmt dann der dickhäutige Zecher den kalten Grog zu sich, und wenn er seinen Rausch ausgeschlafen hat, ist er wieder vollständig beruhigt. — Bären und Affen sind große Biertrinker, verschmähen aber auch den Schnaps nicht. Hunde sind ebenfalls große Liebhaber von Alkohol; haben sie sich erst einmal an geistige Getränke gewöhnt, so können sie sie kaum noch entbehren; — es hat Hunde gegeben, die man dies Bedürfnis stets nach Belieben befriedigen ließ, und die deshalb am Delirium tremens zu Grunde gingen. Auch die Vögel sind nicht alle mäßig; Hühner, Papageien, auch Krähen in der Gefangenschaft trinken gern von Zeit zu Zeit einen kleinen Schnaps.

Auch bei Tieren niederer Gattungen finden wir dasselbe Bedürfnis; die Natur selbst bietet den Insekten verschiedene Arten geistiger Getränke. Ein Beispiel dafür ist die Weinpalme — Mauritia vinifera, gewöhnlich auch Toddybaum genannt, — deren Rinde von verschiedenen Käferarten angebohrt wird und dann einen süßen, stark alkoholhaltigen Saft absondert, der sehr berauschend wirkt. Den Indianern Südamerikas liefert dieser Baum

den sogenannten Palmwein. Auch einige fleischfressende Pflanzen sondern einen derartigen Saft ab; das Insekt, das durch diesen angelockt wird, ist dann allerdings verloren und fällt der Pflanze zum Opfer. Die Temperenzler werden sagen, daß dies die gerechte Strafe für eine solche Trunksucht sei, und wenn sie auch nicht recht damit haben, daß die Tiere überhaupt nicht Alkohol zu sich nehmen, so steht es doch fest, daß auch im Tierreich der Genuß geistiger Getränke oft sehr verderbliche Folgen hat. In Heft 24 des dritten Jahrgangs der 'Romanwelt' erwähnten wir in der Notiz 'Tiere als Verbrecher' die Thatsache, daß Bienen, denen man ein Gemisch von Honig und Schnaps giebt, hierdurch nach kurzer Zeit sich zu regelrechten Räubern entwickeln. Sie werden ihrer Arbeit überdrüssig und greifen, um sich Nahrung zu verschaffen, in ganzen Kolonnen benachbarte Bienenstöcke an, die sie dann vollständig ausplündern. Die Verkündiger des Mäßigkeitsgedankens würden also viel richtiger handeln, wenn sie gerade diese abschreckenden Beispiele aus dem Tierreich zur Propaganda benützten.

**Kostbare Hundehalsbänder.** Hundeliebhaber sind gewöhnlich sehr geneigt, hohe Ausgaben für das Wohl ihrer Lieblinge zu machen, am weitesten darin scheint aber ein englischer Gentleman gegangen zu sein, der im Jahre 1806 in London ein Halsband im Wert von 550 Pfund Sterling, d. h. 11000 Mark herstellen ließ, um damit den Nacken seines edlen Rassehundes zu schmücken. Das Halsband bildete einen starken, schweren Reif aus reinem Gold, ohne weitere Verzierungen. Ein silbernes Halsband wurde 1832 von Lady Mackin für ihr kleines Schoßhündchen gekauft; vier Diamanten, die es schmückten, gaben ihm den Wert von 4000 Mark. In Frankreich war es vor einigen Jahren Mode, den geliebten Vierfüßlern Armbänder um die Vorderfüße zu legen, während den Hals ein entsprechendes kostbares Band zierte. Der Preis für die 'Armbänder' schwankte zwischen 40 und 1000 Mark, ein Halsband kostete ungefähr 400 Mark, doch wurde der Preis gewöhnlich durch angebrachte Edelsteine bedeutend erhöht. Ob sich wohl solche gut situierten Hunde in ihrem Schmuck behaglich gefühlt haben?

**Zur Geschichte der Knöpfe.** Erst seit verhältnismäßig neuerer Zeit bedient man sich der Knöpfe als Befestigungsmittel. Den Griechen und Römern war dieser jetzt unentbehrliche Artikel überhaupt unbekannt; erst im vierzehnten Jahrhundert kam er auf, aber er galt nur als Zierat und die notwendige Ergänzung des Knopfs,

das Knopfloch, fehlte noch vollständig. Erst allmählich verdrängte der Knopf das alte Befestigungsmittel, die Nadel; seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts begann man ihn zuerst in größeren Mengen zu produzieren, und zwar wurden die ersten Stahlknöpfe in Birmingham angefertigt. Jetzt werden alle möglichen Stoffe in der Knopffabrikation verwandt: die verschiedensten Metalle, Porzellan, Horn, Knochen, Schildpatt, Perlmutter, Holz, Kokosnußschale, Glas, dann vor allem Elfenbein und in neuerer Zeit auch Papier, Celluloid und Ölpappe.

**Yankee-Humor.** In Texas, erzählt der groteske Yankeehumorist, lebt ein Mann, der ist so dünn, daß er von der linken Seite seines Schnurrbarts zwei überzählige Haare abschneiden mußte, damit er nicht die Balance verliere.

* * *

Yankee-Nimrod erzählt einer Lady, wie er im indischen Dschungel einen Tiger trifft. „Ich sehe, wie er aus dem Dickicht bricht, sich zum Sprunge duckt —“ Die Dame: „Oh — und was thaten Sie da —?“ Der Yankee: „Ich photographierte ihn!“

* * *

„Mama, darf ich hinausgehen, spielen?“ fragt Klein-Johnny. — Die Mama: „Nein, du hast still zu sitzen, wo du bist.“ — Pause.

Klein-Johnny: „Mama, darf ich in die Küche gehen?“

Mama: „Nein, ich wünsche, daß du ganz ruhig sitzt.“ — Pause.

Klein-Johnny: „Mamachen, darf ich nicht auf dem Flur sitzen und Marmeln spielen?“

Mama: „Schon zweimal hab' ich dir gesagt, daß du zu sitzen hast, wo du sitzst, und zwar ganz still, hast du verstanden? Ich meine immer ganz genau das, was ich sage.“ — Pause

Klein-Johnny: „Ma—ma, darf ich wachsen?“

* * *

Wie kann man gratis ein Gebiß eingesetzt erhalten? Der Yankee-Humorist antwortet: „Steige über einen Zaun, hinter dem eine bissige Dogge ist, und gieb der einen Klaps.“

* * *

## Hinweis.

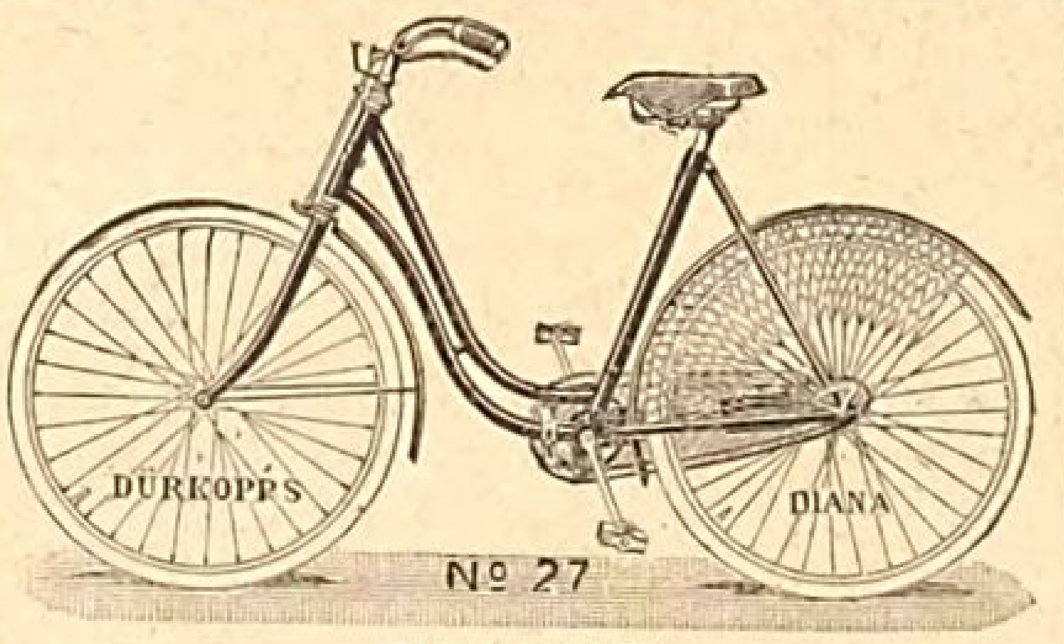
Der Gesamtauflage unserer heutigen Nummer liegt ein Prospekt über die patentierten pharmaceutischen Präparate der chemischen Fabrik von **Valentiner & Schwarz** in Leipzig-Plagwitz bei, den wir der besonderen Beachtung unserer Leser empfehlen.

## „Fortschritt ist das Losungswort des Zeitalters“.



**Unerreicht!**






**Diana 27.**

*Luxusrad im wahren Sinne des Wortes!*

# Dürkopp's Fahrräder

**Kurbellager:** ausziehbar mit excentrischer Kettenbewegung am Kurbellager.

**sind allen voran!**

*General-Vertreter:*
***Rich. Rochlitz,***
***Berlin S.,***
*Prinzenstr. 34.*

---

## Oesterreichs offizielles Armeerad!

ist das

# Waffenrad Steyr

der

**Oesterreichischen Waffenfabrik-Gesellschaft**

## „STEYR“.

***Generalvertretung***
*für Berlin sowie für die Provinz Brandenburg und Mecklenburg*
***Fritz Hofmann,***
***Berlin C.,*** *Königstr. 61.*

Das **Waffenrad** wird von Mitgliedern des **Allerhöchsten Kaiserhauses** benutzt, unter andern von:

Ihrer kaiserl. und königl. Hoheit Frau Kronprinzessin-Witwe Stephanie.
„ „ „ „ „ „ Erzherzogin Elisabeth.
„ „ „ „ „ „ „ Augusta.
„ „ „ „ „ „ „ Isabella.
„ „ „ „ „ „ „ Maria Josefa.
Seiner „ „ „ „ Herrn Erzherzog Franz Ferdinand d'Este.
„ „ „ „ „ „ „ Franz Salvator.
„ „ „ „ „ „ „ Friedrich.
„ „ „ „ „ „ „ Josef.
„ „ „ „ „ „ „ Heinrich Ferdinand.
„ „ „ „ „ „ „ Karl.
„ „ „ „ „ „ „ Leopold v. Toscana.
„ „ „ „ „ „ „ Otto.



# Inserate.

## Allerlei.

**Der erste Distanzfahrer.** Natürlich ist es ein Bewohner des sportliebenden Großbritannien, der sich rühmen kann, als erster Radfahrer eine längere Fahrt unternommen zu haben. Es ist dies ein schottischer Schmied, Namens Kirkpatrick Macmillan, der im Juni 1842 auf seinem Fahrrad — damals noch Velociped genannt — den 198 Kilometer langen Weg von dem Orte Tornhill in der schottischen Grafschaft Dumfries nach Glasgow machte, um seine dort wohnenden Brüder zu besuchen. Leider ist es nicht bekannt, wieviel Zeit diese Fahrt in Anspruch genommen hat; es ist schade darum, da Macmillan doch gewissermaßen damit den ersten Rekord für Dauerfahrten aufgestellt hat. Amüsant aber ist die Thatsache, daß der wackere Distanzfahrer auch gleichzeitig der erste Radler sein dürfte, der eine Polizeistrafe erhalten hat, und zwar für eine Übertretung, deren sich noch heute sehr viele Radfahrer schuldig machen. In der schottischen Hauptstadt angekommen, fuhr der brave Schmied nämlich ganz gemütlich auf dem Fußweg; das war nun nicht so schlimm und in Rücksicht auf die Beschaffenheit der damaligen Fahrräder gewiß zu verzeihen. Er hatte aber das Unglück, dabei ein Kind umzustoßen, und wurde deshalb arretiert und auf die Polizeiwache gebracht. Genau verbürgt wird dies durch den 'Dumfriesshire Courier', in dessen Nummer vom 13. Juni 1842 sich folgende Notiz findet:

„Am 11. Juni wurde in Glasgow ein Gentleman, der angab, aus Tornhill in Dumfriesshire zu kommen, auf die Gorbals-Polizeiwache gebracht; er war mit einem Velociped auf dem für Fußgänger bestimmten Trottoir gefahren, hatte dadurch die Passanten belästigt uud schließlich sogar ein Kind umgefahren. Da dieses aber unverletzt geblieben war, wurde die Übertretung nur mit einer Geldstrafe von 5 Schilling bestraft."

Das Fahrrad, dessen sich Macmillan zu seiner Fahrt bediente, mag ungefähr in den Jahren 1838 bis 1840 gebaut worden sein; es gehört zu den ersten, aus einer Umwandlung der Draisine entstandenen Niederrädern, die bereits Tretmechanismus und

V.

Übertragung aufwiesen, später aber wieder durch die Hochräder verdrängt wurden. Eine ganz gleiche Maschine, wie die des schottischen Tourenfahrers, ist im Museum der Stadt Dumfries ausgestellt.

**Wieviel Geld lassen die Amerikaner in Europa?** Nicht weniger als 25000 Yankees begeben sich jährlich auf die Reise nach dem alten Kontinent, um besonders England, Frankreich und Deutschland zu besuchen. Die meisten halten sich ungefähr ein Vierteljahr in Europa auf; die Kosten der Reise sind für den einzelnen natürlich je nach der Größe des Geldbeutels sehr verschieden, aber im Durchschnitt kann man rechnen, daß jeder Amerikaner für Schiffs- und Eisenbahnfahrten, Hotelrechnungen und Einkäufe gegen 4000 Mark ausgiebt. Für alle diese Besucher Europas ergiebt das die Totalsumme von 100 Millionen Mark. England und Frankreich erhalten den Löwenanteil von dieser Summe; je 40 Millionen Mark bleiben in diesen beiden Ländern. In Frankreich sind es besonders die fashionablen Badeorte und vor allem Paris, die den Hauptanteil an dem Gewinn haben. Die amerikanischen Damen pflegen das meiste Geld in den großen Pariser Modemagazinen zu lassen, die Herren dagegen geben viel Geld bei den Herrenschneidern, den 'Tailors' in London aus. In Deutschland sind es neben Berlin besonders Hannover, Dresden und Weimar, die von Besuchern aus der neuen Welt aufgesucht werden.

**Wieviel Rasierseife verbraucht England?** England, das Land der glattrasierten Gesichter, konsumiert von allen Ländern der Erde wohl die meiste Rasierseife; nicht weniger als 762 Kilogramm davon werden an einem Tage im ganzen Königreich von den bartlosen Herren verbraucht. Das ist kein Wunder; England hat ungefähr 17 Millionen männlicher Einwohner, davon sind 10 Millionen über zwanzig Jahre alt, und etwa sieben Millionen von den letzteren pflegen sich zu rasieren. Es kommt also im Durchschnitt auf den einzelnen Mann täglich nur ein Viertel Gramm Rasierseife. — — Nehmen wir an, daß jeder rasierende Englishman in einem Jahre 7,50 Mark für sein Rasierzeug ausgiebt, so ergiebt das die Gesamtzahl von 52½ Millionen Mark. Wir können ferner rechnen, daß von den sieben Millionen Männern, die auf Bartschmuck verzichten, etwa vier Millionen sich allein rasieren; brauchen sie dazu jedesmal vier Minuten, so ergiebt das in einem Jahr, wenn sie auch durchschnittlich nur 180 mal zum Schabemesser greifen, gegen 48 Millionen Stunden. Zehn Stunden bilden einen Arbeitstag, der wieder in

England den durchschnittlichen Wert von 4 Mark hat; die vier Millionen Engländer, die sich allein rasieren, verlieren also dadurch in einem Jahre zusammen 19 Millionen 200000 Mark. Noch teurer kommen die übrigen drei Millionen weg, die einen Barbier in Anspruch nehmen müssen; erstens zahlen sie insgesamt 135 Millionen Mark in einem Jahre für das Rasieren, und sodann verlieren sie auch — wenn jeder jährlich zwanzig Stunden beim Barbier zubringt — 60 Millionen Stunden, was wieder — den Arbeitstag von zehn Stunden ebenfalls zu vier Mark gerechnet — einen Verlust von 24 Millionen Mark bedeutet. Addiert man alle diese Summen, so findet man, daß das Rasieren den Engländern in einem Jahre nicht weniger als 230 Millionen 700000 Mark kostet. Das ist eine, selbst für das reiche England, sehr respektable Summe, und unsere Nachbarn jenseits des Kanals, die ja so gute Rechner sind, bekehren sich vielleicht zur Ästhetik des Vollbarts, die dem Nationalreichtum so viel zuträglicher ist, als die des glattrasierten Kinns.

**Was London trinkt.** Die Einwohner Londons sind tüchtige Trinker. Täglich werden in der englischen Hauptstadt nicht weniger als 24750 Liter Wein konsumiert. Zusammengegossen würde diese Masse Weines ein quadratförmiges Gefäß füllen, dessen Seiten je 52 Fuß lang sein müßten; Die Tiefe müßte einen Fuß betragen. Spirituosen aller Art — Rum, Kognak, Liqueur, vom feinsten Schnaps bis zum elendesten Fusel herab — werden täglich in der stattlichen Menge von 72000 Litern eingenommen. Am meisten von allen Getränken ist natürlich der Thee beliebt; die fünf Millionen Bewohner der Riesenstadt brauchen an einem Tage nicht weniger als 70000 Pfund Thee zur Bereitung ihres Lieblingsgetränkes. Übrigens wird in England durchschnittlich fünfmal mehr Thee als Kaffee getrunken; die Amerikaner dagegen ziehen den Kaffee vor, den sie in achtfach größerer Menge als Thee konsumieren.

### Für Radfahrerinnen

ist ein guter Puder absolut unerläßlich. Der ihnen entgegenwehende Wind macht die Gesichtszüge hart und unschön, der Staub dringt in die Poren und macht die Haut unrein. Nichts schützt das Gesicht der Radfahrerin vor diesen Unannehmlichkeiten besser als Leichnerscher Fettpuder oder Hermelinpuder; wer einen sehr fetten Teint hat und stark schwitzt, nehme Leichners Aspasiapuder. Der Erfolg ist sicher, und man erreicht gleichzeitig, daß die Haut geschmeidig bleibt und jenen natürlich rosigen Hauch erhält, wie er nur der Jugend eigen ist.

# Inserate.

## Allerlei.

**Was die alten Araber aßen.** Der arabische Naturforscher Al Djahez, der im zehnten Jahrhundert lebte, hat eine interessante Schilderung der arabischen Küche jener Epoche hinterlassen. Seinen Ausführungen nach war Hundefleisch damals eines der beliebtesten Nahrungsmittel; junge Hunde galten ebensoviel wie heutzutage bei uns junge Hühner oder Kapaunen. Besonders bevorzugt wurde auch Katzenfleisch, und man schrieb ihm die Kraft zu, gegen Zauberei und Augenkrankheiten zu schützen. Heuschrecken und Skorpione wurden von den arabischen Gourmets leidenschaftlich gegessen; in einer Art von Buttersauce serviert, galten sie als ganz besondere Delikatesse. Al Djahez erzählt, daß er einst auf einer Reise von Bassora aus zu einem anderen Stamm gekommen sei und dabei zu seinem größten Erstaunen bemerkt habe, daß hier das delicieuse Gericht ganz unbekannt war. Er erzählt alsdann weiter, daß er auf dieser Reise seinen Freund, den Dichter Roobah, besucht und diesen gerade angetroffen habe, als er eine gebratene Ratte verzehrte; der Reisende ließ sich dann auch bei dem Gastfreunde nieder und man trug ihm Eidechsen auf. — — Trotz des beinahe religiösen Kultus, mit dem die Araber das Pferd umgaben, mußte auch dieses ihnen einen guten Braten liefern; indessen verfielen nur die Zuggäule dem Roßschlächter, nicht die Reitpferde. ‘Pferdefleck’ war ein beliebtes Gericht; die Därme wurden mit Reis gefüllt und gekocht, — vielleicht haben sie im Aussehen unseren Blutwürsten geglichen. Schildkröten, Schnecken und verschiedene Mollusken standen auch auf dem Küchenzettel, besonders aber Schlangen. Namentlich war es die sogenannte schwarze Schlange, die einen besonderen Leckerbissen bildete; die Feinschmecker hielten darauf, daß die Tiere gleich nach der Zeit der Häutung gefangen wurden, da dann das Fleisch weicher und zarter war. — —

Man sieht also, daß die alten Araber ungefähr denselben kulinarischen Genüssen frönten, wie noch heute die Chinesen. Merkwürdig ist es nur, daß sich ihr Geschmack inzwischen vollständig verändert hat, denn von Schlangenbraten, Pferde-

därmen und ähnlichen schmackhaften Gerichten weiß heutzutage kein arabischer Gastronom etwas. Das läßt hoffen, daß in Zukunft sich auch im Reich der Mitte allmählich ein etwas kultivierterer Küchenzettel einbürgern wird, und vielleicht findet man nach einigen Jahrhunderten auf der Speisekarte eines Pekinger Speisehauses dieselben Gerichte wie in den eleganten Restaurants von Paris oder Berlin.

**Wer hat Amerika entdeckt?** Bekanntlich ist Kolumbus nicht der erste Entdecker Amerikas gewesen; schon vorher haben die als kühne Seefahrer bekannten Normannen den Weg nach dem Erdteil im fernen Westen gefunden: 982 setzte der Normanne Erik Raudi nach Grönland über und gründete dort eine Kolonie, die später zwei Städte, sechzehn Kirchen, zwei Klöster und hundert Weiler umfaßte. Aber auch den Normannen ist der Ruhm, Amerika entdeckt zu haben, genommen worden. Der dänische Archäolog Karl Christian Rafn behauptet in seinem Werk 'Antiquitates americanae', daß mindestens schon im achten Jahrhundert auf Florida ein aus Europa herübergekommener Volksstamm gewohnt haben muß; die Spuren, die man vom Kulturleben dieses Volkes gefunden hat, und die übrig gebliebenen Schriftreste beweisen, daß Irland die Heimat des auf irgend eine Weise nach Amerika verschlagenen Stammes gewesen ist. Diese Thatsache scheint auch den Gelehrten früherer Jahrhunderte bekannt gewesen zu sein; wenigstens erwähnt der arabische Geograph Mohamed Edrisi, der im Jahre 1099 zu Ceuta geboren wurde und auf Anregung Rogers II., Königs von Sizilien, eine Weltkarte und dazu eine Beschreibung der verschiedenen Erdteile verfaßte, in diesem Werk auch einen neuen Kontinent im Westen, den er Groß-Irland nennt. Demnach wären also vorläufig, ehe nichts anderes bewiesen wird, die Irländer die ersten Europäer, die das amerikanische Festland betreten haben. Daß den Asiaten Amerika bereits viel früher bekannt gewesen ist, ist als feststehend zu betrachten; bereits vor 1300 Jahren bestand ein Verkehr zwischen China und Amerika, das von den Chinesen 'Fusang' genannt wurde und als ein schönes, kultiviertes Land von großem Reichtum, in dem weder Gold noch Silber Wert hätten, von dem Buddhistenpriester Swei Schan geschildert wird. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß die Chinesen unter Fusang Mittelamerika verstanden haben; ob ihnen auch die anderen Teile des großen Kontinents bekannt gewesen sind, hat man bisher nicht feststellen können.

**Eine unerschöpfliche Goldmine.** Unter der Überschrift 'Das Gold des Meeres' brachte die 'Romanwelt' vor kurzem eine Notiz über den Goldgehalt des Seewassers; wie sich unsere Leser erinnern werden, teilten wir dabei mit, daß bereits vor einiger Zeit von spekulativen Köpfen der Vorschlag gemacht worden sei, dem Meere auf elektrolytischem Wege seinen ungeheuren Goldgehalt zu entziehen. Jetzt ist dieser Plan verwirklicht worden. Ein amerikanischer Unternehmer hat zu North Lubec im Staate Maine an der Küste des atlantischen Ozeans die erste Anlage zur Gewinnung des Seegoldes errichtet. In der Nähe des Strandes hat man eine künstliche Lagune gegraben, die sich während der Flut mit Wasser füllt, während sie zur Zeit der Ebbe trocken liegt. Das eindringende, resp. abfließende Wasser wird dabei durch eine enge Schleuse geleitet, die einem großen galvanoplastischen Apparat gleicht. Es sind in ihr nämlich eine große Anzahl Silberplatten aufgehängt; durch diese wird ein elektrischer Strom geleitet, wodurch sich auf den Platten eine Legierung von den verschiedenen im Seewasser vorhandenen Metallen niederschlägt. Aus dieser läßt sich dann das Gold mit Leichtigkeit ausscheiden. Das Unternehmen ist ein sehr gewinnbringendes. Zur Lieferung des elektrischen Stromes sind 114 Accumulatoren aufgestellt; jeder derselben kostet täglich eine Mark, während er ungefähr fünf Mark einbringt. Das macht einen jährlichen Gewinn von ungefähr 140000 Mark, und da der Zufluß von frischem Meereswasser unbegrenzt ist, ist es garnicht ausgeschlossen, daß in künftiger Zeit ähnliche Anlagen an den Küsten aller Meere sämtliche Goldgruben in Kalifornien oder Klondyke überflüssig machen.

**Schilda in Irland.** Ein englisches Witzblatt erzählt von einem Bach in einem Städtchen Irlands. Darin befindet sich ein Stein mit der Aufschrift: „Wenn dieser Stein nicht mehr aus dem Wasser hervorsieht, ist es gefährlich, den Bach zu passieren."

**Das größte Problem.** Dame: Nicht wahr, bei so einer Nordpolexpedition sind sehr viel Probleme zu lösen?

Nordpolfahrer: Jawohl, sehr viele.

Dame: Und welches ist das wichtigste Problem?

Nordpolfahrer: Zurückzukommen, meine Gnädige.

**Das diskrete Bild.** „Sag mal, hältst du es für schicklich, das Bild dieses jungen Herrn in deinem Ankleidezimmer aufzustellen?" fragt eine Lady ihre Freundin.

„Aber er sieht ja weg," antwortet diese.

## Inserate.

### Allerlei.

**Helgoland unter deutscher Verwaltung.** In der Londoner Zeitschrift 'The Contemporary Review' finden wir einige interessante Bemerkungen über die Veränderungen auf Helgoland, die der Übergang der Insel in deutschen Besitz zur Folge gehabt hat. Die Auslassungen des betreffenden englischen Politikers sind nicht sehr schmeichelhaft für die deutsche Regierung.

„Man kann nicht behaupten," sagt er, „daß die neue Verwaltung von Segen für die kleine Insel ist. Für die nicht mehr als 2000 Köpfe zählende Bevölkerung hat man einen umständlichen Verwaltungsapparat konstruiert; man hat es für nötig gefunden, Helgoland eine besondere Polizeibehörde zu geben, und ihre Vorschriften und Verordnungen beengen Eingeborene und Gäste in gleicher Weise. Der Besuch der Insel hat deshalb schon bedeutend nachgelassen; besonders die Gäste aus Hamburg, die früher immer auf Monate herüberkamen, halten sich jetzt nur noch einige Tage zum Baden auf. Das alles ist ein Zeichen für die unpraktischen Ideen der deutschen Beamten und kontrastiert stark mit jenen guten alten Tagen, da Helgoland noch britischer Besitz war, und nicht mehr als sechs unbewaffnete britische 'bluejackets' die staatliche Gewalt auf der in jedem Sommer von Badegästen überfüllten Insel vertraten."

Man wird begreifen, daß der freie Engländer auf die Verwaltungskunst des preußischen Polizeistaates schlecht zu sprechen ist, wenn man auch sagen muß, daß er darin mindestens zu weit geht, in gutem Glauben das offenbare Märchen hinzunehmen, den Eingeborenen von Helgoland sei es verboten, sich in größeren Gruppen am Strande aufzuhalten. Die Beschränkung der Koalitionsfreiheit auf die biederen Bewohner des kleinen Nordseeeilandes auszudehnen, dazu dürften sich unsere Behörden selbst in den reaktionärsten Zeitläuften kaum entschließen.

**Der erste Wald in Ägypten.** Die Dattelpalme war bisher der einzige größere Baum, der in Ägypten in größerer Anzahl vorkam; andere Baumarten fanden sich nur vereinzelt. Man vermutete deshalb, daß die klimatischen und Bodenverhältnisse

dem Fortkommen anderer Bäume nicht günstig seien, doch hat sich jetzt das Gegenteil herausgestellt. Ein Engländer, Mr. Birdwood in Kairo, hat den Versuch gemacht, in der Nähe der ägyptischen Hauptstadt einen Wald heranzuziehen, und dieser Versuch ist ihm gelungen. Er ließ aus Ceylon, Indien und Australien Schößlinge von 110 verschiedenen Baumarten, die besonders gutes Bauholz geben, nach Ägypten schaffen und in der Nähe von Gizeh anpflanzen. Als die Bäumchen etwas herangewachsen waren, bepflanzte man damit einen größeren Komplex bei Tell-el-Kebir, ganz nahe bei Kairo, und jetzt erhebt sich dort ein stattlicher Wald von etwa 200000 Stämmen. Dieses Ergebnis ist für Ägypten sehr erfreulich, denn einerseits kann durch weitere Anpflanzungen, deren Möglichkeit ja nunmehr erwiesen ist, gutes und billiges Bauholz im Lande selbst produziert werden, andererseits aber werden größere Forsten einen günstigen Einfluß auf das Klima ausüben. Schon jetzt macht sich in Kairo eine Veränderung des Klimas bemerkbar, die nur dem Heranwachsen des neuen Waldes zuzuschreiben ist. Seit Menschengedenken hat es — Niederschläge sind in Oberägypten ja überhaupt sehr gering — in Kairo nicht mehr geregnet; im letzten Winter aber hat es dort viermal Regen gegeben, einmal sogar vierundzwanzig Stunden lang.

Unter diesen Umständen wird vielleicht die ägytische Regierung dem Beispiele Mr. Birdwoods folgen und weitere Forsten anlegen; in einigen Jahrzehnten dürften dann die herangewachsenen Wälder und die jetzt in großer Anzahl angelegten Kanäle das Landschaftsbild Oberägyptens vollständig verändern.

**Was die englische Flotte kostet.** Zwanzig Mark in jeder Sekunde kostet der Nation der Seefahrer die Unterhaltung ihrer Riesenflotte. Die Summe erscheint ungeheuer, wenn man bedenkt, daß auf diese Weise in jeder Stunde ein Kapital verschlungen wird, das dem jährlichen Gehalt eines Botschafters oder Ministers gleichkommt. An jedem Tage giebt Großbritannien durchschnittlich 25290 Pfund (505800 Mark) für den Bau von neuen Schiffen aus; 257320 Mark werden täglich an Gehältern gezahlt, und die Verpflegung und Bekleidung der Mannschaften beansprucht 75860 Mark. Für Pensionen werden 120000 gezahlt, während die Armierung der Fahrzeuge 116700 Mark kostet. Die Unterhaltung eines einzigen Schlachtschiffes kostet 190000 Mark mehr, als die Gehälter der neun englischen Kabinettminister zusammen betragen. Die Maschinisten eines Schiffes allein beziehen wöchentlich 1820 Mark Besoldung. — — Das sind nur die

für Friedenszeiten erforderlichen Unterhaltungskosten, im Kriegsfall würden sich diese natürlich erheblich steigern.

Die gesamte englische Kriegsflotte besteht aus 632 Schiffen; davon sind 61 sogenannte 'Schlachtschiffe', 157 Kreuzer, 15 dienen zur Küstenverteidigung, und die übrigen 399 Fahrzeuge umfassen Kanonenboote, Torpedoboote, Torpedobootzerstörer u. s. w. Von allen diesen Schiffen sind nur 95 vor dem Jahre 1880 gebaut worden; die anderen 537 sind erst in den letzten achtzehn Jahren vom Stapel gelassen, ein Beweis dafür, daß dem britischen Volk keine Ausgabe für die Stärkung seiner Seemacht zu hoch ist.

**Reiche Frauen.** Die größten weiblichen Kapitalisten sollen, wie die englische Zeitschrift 'Lady's Realm' versichert, folgende sechs Damen sein: Señora Isidora Cousino, die Besitzerin großer Bergwerke in Südamerika, die ein Vermögen von 40 Millionen Pfund Sterling — also über 800 Millionen Mark — ihr eigen nennt, Frau Harriet Green mit 11 Millionen Pfund, die Baronin Burdett-Coutts und die Marquise de Roda mit je vier Millionen, Miß Garrett und die russische Großgrundbesitzerin Madame Woleska mit je zwei Millionen Pfund, — also immerhin noch 40 Millionen Mark Vermögen.

Das tägliche Einkommen, dessen sich diese Damen erfreuen, beläuft sich bei Madame Cousino auf 98 620 Mark, Frau Green 27 120 Mark, Baronin Burdett und Marquise Roda je 9860 Mark, Fräulein Garrett und Madame Woleska je 4920 Mark. In jeder Sekunde nimmt also die südamerikanische Señora 1 Mark und 14 Pfennige ein, Frau Green 31 Pfennige, die beiden adligen Damen je 12 Pfennige, Fräulein Garrett und ihre russische Glücksgenossin aber nur je 5 Pfennige. — Würden die Damen ihre Vermögen zu einem einzigen Kapital zusammenthun, so würde dieses die ungeheure Summe von 56 Millionen 700 000 Mark jährlicher Zinsen bringen, und wenn dann die weiblichen Großkapitalisten sich mit einer — immerhin noch stattlichen — Revenue von 400 000 Mark begnügen würden, so würde der verbleibende Rest noch ausreichen, um 18100 bedürftigen Personen ein jährliches Einkommen von 3000 Mark auszusetzen.

**Die moderne Loreley.** Ein Museumsbesucher steht vor der Marmorbüste einer Loreley, die 'kämmt ihr goldenes Haar'. Nachdem er das Bildwerk eine Weile betrachtet, geht er kopfschüttelnd von dannen und murmelt: „Nee, Männeken, det is nich naturgetreu. Sie hat ja nich den Mund voll Haarnadeln."

## Büchertafel.

**Meyers Konversations-Lexikon.** V. Aufl. 18. (Ergänzungs- und Register-) Band. Leipzig, Bibliographisches Institut. (Schon die Ergänzungsbände der vierten Auflage dieses Monumentalwerks des Wissens waren die unentbehrlichen Nachschlagebücher für den, der sich über all die neuen Dinge und Fragen unterrichten wollte oder musste, die seit dem bereits jahrelang zurückliegenden Abschluss des Hauptwerks in erdrückender Fülle aufgetaucht waren; und je weiter der Abstand von diesem wurde, um so wichtiger und inhaltreicher wurden die Ergänzungsbände und schliesslich fast wichtiger als das Hauptwerk selbst. Sie gaben ein getreues und zuverlässiges Spiegelbild des Fortschreitens auf allen Gebieten der Entwicklung und Forschung, stellten eine jährlich erscheinende Kulturgeschichte grössten Stils dar. In unserer immer schnelllebigeren Zeit, in der sich die Ereignisse auf allen Gebieten des Lebens und des Wissens so rasch und massig häufen, dass bereits wenige Jahre, geschweige denn Jahrzehnte das bedeuten, was früher erst einer ganzen Reihe von Generationen sich als Entwicklungsepoche, als markanter Zeitabschnitt darstellte, wird zu einem so gewaltigen Sammelwerk, wie es das Meyersche Konversations-Lexikon ist, ein Ergänzungsband schon notwendig, nachdem kaum der letzte Band des Hauptwerks herausgegeben ist. Wie notwendig er wurde, wird ersichtlich aus Artikeln wie: Agrarfrage, Arbeiterschutz, Arbeiterversicherung, Arbeiterwohnungen, Arbeitseinstellungen, Gewerkvereine, Handwerkerfrage, Lebenshaltung [eine bedeutsame soziologische Studie!], Lebensversicherung, Bund der Landwirte, Bürgerliches Gesetzbuch, Reichsbörsengesetz, Börsensteuergesetz, Gewerbegesetzgebung, Ferienkolonien, Blutserumtherapie, Immunität, Infektionskrankheiten, Frankfurter System [der Reformgymnasien], Volkshochschulen, Röntgenstrahlen, Acetylen, Fahrrad-Wettrennen, Luftschiffahrt, stenographisches Einigungssystem etc.

Dass die Geschichte der einzelnen Länder und der Kolonien, die Ergebnisse neuer Volkszählungen,

V.

die neuesten Phasen der Litteratur- und Kunstentwicklung bis zum Tage des Abschlusses dieses Bandes, also bis zum Jahre 1898 weitergeführt wurde, ist selbstverständlich. Unter den 580 Abbildungen, Karten und Plänen ragen als besonders schön hervor die Farbentafeln: Prachtfische der südlichen Meere, Luftspiegelungsgewässer in der Wüste, Mitternachtsonne im Treibeis, Mondnacht in den Tropen, Tropenwald, Pilzblumen, Wolkenformen, die beiden Doppelblätter zur Geschichte der Uniformen, die Karten der Nebelflecke und die Garnisonkarte von Mitteleuropa. — Das Register von Namen und Gegenständen, die im Hauptwerk nicht als selbständige Stichwörter vorkommen, aber innerhalb anderer Artikel behandelt sind, ist eine wundervolle Einrichtung, die auch Dinge schnell zu finden gestattet, nach denen man sonst erst eine Reihe von Artikeln nachlesen muss, was ausserdem bereits eine Menge fachmännischen Wissens unter Umständen voraussetzt. Dies Register vermehrt das Lexikon um nahezu 30000 Nachweise! Ein Gesamtverzeichnis der 1144 Beilagen des Werkes [Illustrationstafeln, Karten, Stadtpläne] beschliesst den Band.)

## Allerlei.

**Das Land der Nebel** ist bekanntlich England, aber auch das der Bronchialkatarrhe. Von den 500000 Todesfällen, die man in England und Wales durchschnittlich im Jahre zählt, rühren nicht weniger als 95000 von Erkältungskrankheiten her, nämlich von Kehlkopfkatarrhen, Lungenentzündungen, Bräune u. s. w. Nächst diesen sind am meisten Erkrankungen des Nervensystems vertreten, an denen jährlich 48000 Menschen sterben; Störungen der Blutzirkulation, namentlich Herzkrankheiten, fallen jährlich 47000 Engländer, der Schwindsucht 44000 zum Opfer. Fast die Hälfte aller Todesfälle in England sind also auf das Konto jener vier Krankheiten zu setzen.

Nach den neusten, längere Zeit hindurch ausgeführten statistischen Aufstellungen sterben von einer Million Menschen jährlich 147700 Personen. Die meisten davon fallen schon in frühem Alter den Kinderkrankheiten zum Opfer, nämlich 48000 dem Scharlachfieber, 25000 dem Keuchhusten und 18400 den Masern. 30000 Menschen sterben am Typhus, 7500 an der Schwindsucht, und 7000 an Rose und anderen Hautkrankheiten; die gleiche Anzahl rafft der Rheumatismus dahin, während 2700 Schlaganfällen und 1200 der Gicht erliegen. Nur 900 Personen sterben an Altersschwäche. Die Zahl der

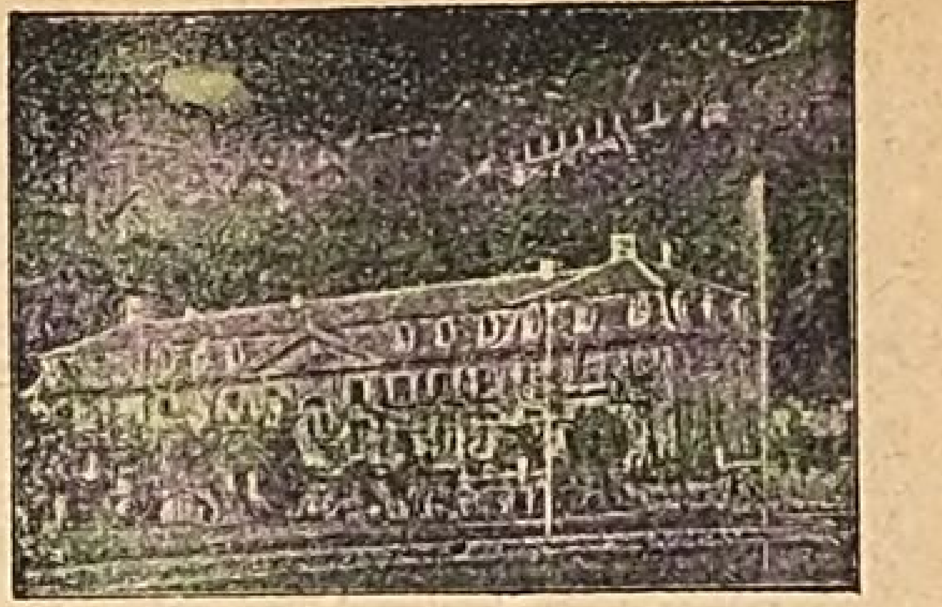
an Schwindsucht Sterbenden ist also im Verhältnis nicht so sehr groß; das erklärt sich dadurch, daß Lungenkrankheiten in den südlicheren Gegenden mit wärmerem Klima viel weniger vorkommen und nur bei uns einen so bedeutenden Prozentsatz ausmachen.

**Eine vielsprachige Versammlung.** Im Januar dieses Jahres fand in Rom zu Ehren des sechzigsten Jahrestages der ersten Messe des Papstes eine Versammlung von verschiedenen Mitgliedern der katholischen Mission statt. Die Reihe der Vorträge wurde durch einen englischen Priester eröffnet, der in einer längeren Rede darauf hinwies, daß derartige Konvente früher in der Epiphaniaswoche jedes Jahres stattgefunden hätten, und daß man jetzt aus Anlaß des seltenen Gedenktages diesen Brauch erneuert habe. Dann folgten Ansprachen in hebräischer, chaldäischer, syrischer, arabischer, koptischer, armenischer, chinesischer, malabarischer, persischer, türkischer, französischer, deutscher, polnischer, portugiesischer und holländischer Sprache; die nächsten Vorträge wurden in alt- und neugriechischer, lateinischer, italienischer, gälischer, slavonischer, albanesischer, rumänischer, norwegischer und ungarischer Sprache gehalten, zum Schluß erhielten die bei den Zulus und den Kaffern wirkenden Missionare das Wort. Im ganzen konnte man in dieser merkwürdigen Versammlung also 28 verschiedene Sprachen hören.

**Brennendes Eis.** Der Doniphan-See in der Nähe von Atchison in Kansas kann im Winter an einzelnen Stellen in Brand gesetzt werden; durchbohrt man dort die Eisdecke und nähert der Öffnung ein offenes Licht, so schlägt alsbald eine mannshohe Flamme empor, die ungefähr ein bis zwei Minuten lang brennt. — Diese merkwürdige Erscheinung wird veranlaßt durch aus dem Boden des Sees hervorsteigende Gase, die sich im Winter unter der Oberfläche des Eises ansammeln und dort mehr oder minder große 'Blasen' bilden. Wer diese Stellen aufzufinden weiß, kann sich leicht für kurze Zeit ein warmes Feuer verschaffen, und in der That benutzen auch die Schnee- und Schlittschuhläufer diese Eigentümlichkeit des Doniphan-Sees, um sich an den von der Natur gespendeten Feuern die Hände zu wärmen.

**Die neue Kapiteleinteilung.** Der vielumschwärmte Dichter Schönbart schreibt seine Selbstbiographie. Statt der üblichen Kapiteleinteilung überschreibt er die einzelnen Abschnitte seiner 'Wahrheit und Dichtung' mit: „Erstes Weib“, „Zweites Weib“, „Drittes Weib“ u. s. w.





# Inserate.

## Büchertafel.

**Kurd Laßwitz, Auf zwei Planeten,** Weimar, Verlag von Emil Felber. Zwei Bände. (Kurd Lasswitz, dessen geist- und phantasievolle naturwissenschaftliche Märchen in weitesten Kreisen bekannt geworden sind, nähert sich in diesem Roman der durch den Franzosen Jules Verne begründeten Gattung von naturwissenschaftlich-phantastischen Romanen, die der deutschen Litteratur bisher gefehlt haben. Doch während Jules Verne gewöhnlich ein paar physikalische Fakten oder bereits aufgestellte Theorien zu Hilfe nimmt und diese nur ins Ungeheure erweitert, um seine wunderbaren Reisen, Entdeckungen und Erfindungen ins Werk zu setzen, finden wir bei Lasswitz neue und eigenartige Hypothesen, die überzeugend wirken und Anspruch auf wissenschaftlichen Wert haben.

Mit der spannenden, aktuellen Schilderung einer Ballonexpedition zur Entdeckung des Nordpols setzt das interessante Buch ein: drei Forscher sind dem Beispiel des kühnen Schweden Andree gefolgt. Ein günstiger Wind führt ihr Luftschiff dem Ziele, dem Pol zu, allein sie finden diesen Punkt bereits von unbekannten Wesen besetzt, die Bewohner des Mars sind bereits vor Jahren auf unserm Planeten gelandet und haben auf dessen Nord- und Südpol Kolonien angelegt. — Die Durchsichtigkeit der Atmosphäre auf dem Mars hatte seine Bewohner frühzeitig zu vorzüglichen Astronomen gemacht; Jahrtausende lang war die glänzende Erde, die 'Ba', wie Lasswitz sie in der Sprache der Martier nennt, ihr ersehntes Ziel gewesen. Endlich gelang es ihnen, das Geheimnis der Gravitation zu lösen; sie entdeckten, dass die Gravitation ebenso wie das Licht, die Wärme, die Elektrizität sich in Form einer Wellenbewegung durch den Weltraum und die Körper fortpflanzt. Ein Körper, der das Licht vollständig durch sich hindurchgehen liesse, wäre durchsichtig, unsichtbar wie die Luft; ein Körper, der die Wärmewellen hindurchlässt, bleibt kalt; ein Körper, durch den die Gravitationswellen hindurchgehen, wäre also schwerelos. Nachdem die Martier diesen Stoff gefunden, begannen ihre Expeditionen

nach der Erde. Auf den beiden Polen legen sie Stationen für ihre Raumschiffe an; die bewohnten Teile der Erde zu besuchen, ist ihnen noch nicht möglich, da sie einerseits nicht an die grössere Schwerkraft der Erde gewöhnt sind, andererseits aber ihre Raumschiffe nur für den luftleeren Raum gebaut und für Bewegung in der Atmosphäre der Erde ungeeignet sind. —

Über der nordpolarischen Erdstation der Martier angelangt, verunglückt der Ballon; zwei der Reisenden werden von den Martiern gerettet und auf der Station verpflegt. Beim Anbruch des Winters verlassen alle Kolonisten die Erde; ihre Raumschiffe nehmen die ersten Menschen zum Mars mit. Auf die Beschreibung dieser Fahrt durch den Weltraum folgen interessante Schilderungen des Mars, seiner Bewohner und deren Kulturlebens. Beachtenswerte sozial-ökonomische Betrachtungen sind hier eingeflochten. Auch auf unserm Nachbarplaneten gab es Jahrtausende lang erbitterte soziale Kämpfe; die fortschreitende Technik der Martier aber steuerte schliesslich der Not der Massen; ihre Wissenschaft ermöglichte es ihnen, die Kraft der Sonnenstrahlen direkt in ihren Dienst zu stellen, und Eiweissstoffe und Kohlenhydrate aus Fels und Boden, aus Luft und Wasser ohne Vermittlung der Pflanzenzelle zu gewinnen. Dadurch wurde jedem die Sicherheit der notwendigen Lebenshaltung gegeben, und man konnte auf jede Utopie der Nivellierung des Vermögens verzichten. Ein stehendes Arbeitsheer von sechzig Millionen Personen — für beide Geschlechter gilt die einjährige Dienstpflicht — unterhält den Riesenbetrieb der technischen Verwaltung des ganzen Planeten, zu der das Verkehrs-, das Bewässerungswesen und die Raumschifffahrt gehört. Die Gemeinsamkeit dieser Verwaltung hält die 154 Staaten des Mars als untrennbares Ganzes zusammen, während im einzelnen die Verfassungen der verschiedenen Staaten sehr mannigfaltig sind. Vollständige Freizügigkeit und Erwerbsfreiheit garantiert indessen, dass kein Staat seine Machtbefugnis missbraucht, da er sonst riskiert, sehr bald seine Einwohner zu verlieren. Die gemeinsamen Angelegenheiten der Staaten ordnet der Zentralrat, der dem Bundesparlament unterstellt ist. —

Viel Interessantes bieten auch die phantastischen, aber stets hypothetisch richtigen Ausführungen über die wunderbaren Erfindungen der auf der höchsten Stufe der Kultur stehenden Marsbewohner. Ein geistvoll ersonnener Apparat ist das Retrospektiv, mit dem die Leser

der Romanwelt theoretisch schon aus den Erzählungen Flammarions vertraut sind; mit Hilfe der Gravitationsstrahlen fängt es das von den Planeten ausgestrahlte Licht auf, bringt es zurück und gestattet dadurch, jedes im Weltall vorgefallene Ereignis, gleichviel zu welcher Zeit es stattgehabt, im Projektionsbilde wieder darzustellen. — Kriegswerkzeuge von schrecklicher, unwiderstehlicher Wirkung, die Repulsitgeschosse und Telelytrevolver, sowie der undurchdringliche Nihilitpanzer finden ihre Anwendung in dem Kriege, den die Martier zur Unterwerfung der Erde unternehmen. Amüsant erwähnt sind alle die kleinen Bequemlichkeiten, die den Martiern ihre vorgeschrittene, rastlos arbeitende Technik gewährt: elektrisch geladene Platten, die, über den Kopf gehalten, mit einem Schlage besser als jeder Kamm das Haar ordnen, zahllose Automaten, den verschiedensten Zwecken dienend, Beleuchtungsapparate von wunderbarer Vollkommenheit, ideale Verkehrsmittel, deren Kraftquelle die Sonne selbst bildet u. s. w. Kurz, das Buch ist die vollkommenste Zukunftsutopie, die in den letzten Jahrzehnten geschrieben wurde. Es ist bei all seinen stolzen Phantasien aus der Welt der Technik ein starker Appell an die Moral: seid einig! lautet sein Ruf an die Menschheit.)

## Allerlei.

**Männer erröten leichter als Frauen.** In einem neuen englischen Werk über Kriminalpsychologie finden wir diese interessante Thatsache auf Grund ausgedehnter statistischer Erhebungen festgestellt. Man hat junge Verbrecher beim Verhör beobachtet und gefunden, daß von männlichen Personen 44 Prozent nicht erröteten, während einer viel größeren Anzahl, nämlich 81 Prozent, der weiblichen Verbrecher die Schamröte fehlte. Übrigens pflegen Frauen leichter an den Ohren als den Wangen zu erröten.

Dies dürfte ein neuer Beweis für die von der Lombrososchule aufgestellte Behauptung sein, daß der Mann in der That feiner organisiert und leichter nervös erregbar ist als die Frau. Alle die Schriftsteller, die gewöhnt sind, die Heldinnen ihrer Werke schamhaft erröten zu lassen, werden also künftig richtiger verfahren, wenn sie uns erzählen, wie sich das Antlitz des Helden mit lebhafter Röte bedeckte.

**Der heilkundige Schuster.** Ein Schuster, der zugleich als Kurpfuscher sich erheblichen Zuspruches erfreute, hing an seine Thür ein Schild mit der Aufschrift: „Hier wird alles geheilt, Körper wie Sohle.“

# Inserate.

## Büchertafel.

„Zeitschrift für Bücherfreunde, Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen," Heft 3. (Bringt aus der Feder von Eduard Fuchs eine ausführliche Bibliographie der über Lola Montez veröffentlichten Karikaturen, ziemlich der ersten politischen Spottbilder, die in Deutschland auftauchten, und von denen die meisten heute so gut wie verschollen und verloren sind. Eine Anzahl von ihnen wird in wohlgelungenen Facsimiles reproduziert. So u. a. der berühmte 'Engelsturz', eine Lithographie in Grossfolio, die Ende Februar 1848 anonym und ohne Angabe des Druckers erschien. Das Blatt ist eine ebenso gute wie geistvolle Parodie auf das bekannte Rubenssche Bild. Die in den Höllenschlund gestürzte Lola wird von dem Gendarmeriehauptmann Bauer getragen; Bauer ist derselbe, unter dessen Schutze sie am 9. Februar in die Theatinerkirche zu München flüchtete, als sie vom Volke bedroht wurde. An Lolas Kleid klammert sich der Student Peissner, während einige andere Alemannen, den Pass nach Leipzig in der Hand, voranstürzen. Rechts sieht man den an seinen Chokoladenpaketen erkenntlichen Bonbon- und Chokoladefabrikanten Mayrhofer, der Lola Montez täglich mit Bonbons und Konfekt beschenkte, links einige Offiziere aus Lolas Gefolgschaft und den Redakteur des Morgenblattes, der mit Lobhudeleien auf Lola Montez ständig sein Blatt füllte und zu ihren ergebensten Presslakaien zählte. Oben in den Wolken stehen die Studenten mit gezückten Schlägern und die bekanntesten Professoren, der Rektor Thiersch und andere an dem Schlusskonflikt beteiligte Personen. In der Mitte hält der bayerische Löwe das Wappenschild, und im Hintergrunde jubelt die Bürgerschaft. Ein zweites Spottbild zeigt Lola als Bacchantin auf dem Korpshunde der Alemannia; darunter stehen die Worte:

Die Tochter der Wildnis.
Zwei Seelen — und kein Gedanke!
Kein Herz, doch viele Schläge!! —

Auch dieses Blatt ist von äusserster Seltenheit. Geistreich ersonnen ist die Karikatur 'Lola im Nachen Charons'. Lola befindet

sich hier in guter Gesellschaft; auch ein hermelingeschmückter, unschwer erkenntlicher Unterweltsbewohner befindet sich, Arm in Arm mit einem neapolitanischen Lazzaroni, in der Barke. Gut gezeichnet ist die Cajetansche Lithographie 'Lola Montez verkauft in New-York die Hüte und Stiefel ihrer geschiedenen Gatten'. Im Reitkostüm, den Rock durch die mit der Reitgerte bewehrte Hand geschürzt, bietet Lola ein paar Stiefel zum Verkauf aus. Weitere Stiefel und Hüte sind in einer unabsehbar langen Reihe aufgestellt; hinter Lola wartet dienstbereit ein schwarzer Groom. Die Kauflustigen sind in zahlloser Menge erschienen. Im Hintergrunde erblickt man das Meer, auf dem zwei Dampfer sichtbar werden. Die Reitpeitsche ist das Attribut der Lola; sie kehrt auf allen Karikaturen wieder. Von den ausländischen Spottbildern auf die spanische Abenteuerin sind die von Cham, Nadar, Bertall und Emy am interessantesten. Auch von diesen bringt die 'Zeitschrift für Bücherfreunde' Reproduktionen. Es ist ein günstiges Zeichen der Zeit, dass das Interesse für die politische Karikatur wieder aufzuleben beginnt; gerade im Kampfe der Meinungen ist das versöhnlich stimmende Element des Humors nicht hoch genug anzuschlagen.

**Kaisenberg, M. v.** Die Memoiren der Baronesse Cecile de Courtot. Leipzig, Schmidt & Günther. Preis: 7,50, geb. 10 Mk. (Der Herausgeber dieses Buches erzählt, dass er das Glück gehabt, in der Rumpelkammer eines alten Gutes unter Urväterhausrat versteckt eine Sammlung interessanter Dokumente zu finden: die Briefe der ehemaligen dame d'atour der Prinzessin von Lamballe, der Baronesse Cecile de Courtot, und ausser ihnen noch ein Urgrossmuttertagebuch aus der Zeit der Revolution und des ersten Kaiserreichs.

Wie weit diese Dokumente echt sind, wie weit eine liebenswürdige Fiktion vorliegt, soll hier nicht untersucht werden, jedenfalls ist der Ton der Zeit vortrefflich erreicht, eine Fülle interessanter, geistvoller Kulturgenrebilder zieht vorüber. Feine Miniaturen zierlicher Frauenköpfe erfreuen; das Familienleben, Gewohnheiten, Formen, die Gefühlswelt der Zeit entwickeln sich interessant.

## Allerlei.

**Die Pflanzen als Retter der Menschheit.** Wie sich unsere Leser erinnern werden, brachte die Romanwelt in Heft 26 dieses Jahrgangs eine Notiz über eine neue eigenartige

Entdeckung des bekannten Physikers Lord Kelvin, nach welcher die gesamte Menschheit in nicht allzu langer Zeit aus Mangel an Sauerstoff zu Grunde gehen sollte. Der berühmte englische Naturforscher hat jetzt einige nähere Erklärungen über diese beunruhigende Nachricht veröffentlicht, in denen er folgendes ausführt. Als die Erde aus dem feuerflüssigen in den festen Zustand übergegangen war, sagt er, fand sich nur sehr wenig Sauerstoff in freier Form, d. h. in der Atmosphäre vor, dagegen bedeutend mehr Kohlensäure und Wasserdampf. Dies beweist die üppige Vegetation, die in jener Zeit die Erde bedeckte, denn bekanntlich brauchen Pflanzen vor allen Dingen Kohlensäure, deren Gehalt an Kohlenstoff sie aufspeichern, während der in der Kohlensäure enthaltene Sauerstoff frei wird. Der Pflanzenwuchs der Erde hat also allmählich den jetzt in der Luft vorhandenen Sauerstoff frei gemacht, während der Kohlenstoff in den mächtigen Kohlen-, Torf- und Petroleumlagern aufgespeichert wurde. Seitdem man nun aber angefangen hat, diese drei pflanzlichen Produkte als Heiz- resp. Brennmaterial zu benutzen, wird durch den Verbrennungsprozeß der Sauerstoff wieder der Luft entzogen; der Kohlensäuregehalt der Luft wird also von Tag zu Tag stärker werden und allmählich animalisches Leben unmöglich machen. Und aus diesem Grunde, sagt Lord Kelvin, muß die Menschheit in vierhundert Jahren den Erstickungstod sterben, denn so lange nur noch wird es dauern, bis durch das ständige Verbrennen von Kohle der Sauerstoffgehalt der Luft aufgezehrt ist.

Diese Prophezeiung klingt nicht recht tröstlich, doch giebt Lord Kelvin wenigstens gleich ein Mittel an, wie das drohende Unheil abzuwenden wäre. Man müßte einfach, schlägt er vor, jenen Prozeß wiederholen, der sich schon einmal in der Jugendzeit unserer Erde abgespielt hat, und überall durch richtige Forstkultur das Heranwachsen einer reichlichen Vegetation begünstigen; die Bäume und Pflanzen würden alsdann schon den nötigen Sauerstoff für die Menschheit produzieren. Natürlich müßte man in diesem Fall nicht allein Waldbäume, denn diese würden den Raum für Ackerbau fortnehmen, sondern besonders Obstbäume und Nährgewächse anpflanzen. Sollte es also einmal nötig sein, das Mittel des englischen Gelehrten anzuwenden, so würden wir einer Ära der niedrigen Kornpreise und des billigen Obstes entgegengehen.

# Inserate.

## Büchertafel.

**Forbach, Herbert** (Cl. Nast): Arme Anna Feodorowna! Die Hexe. Zwei Dorfgeschichten. Illustriert von E. Klein. Verlag von Karl Krabbe, Stuttgart. Preis 1 Mk. (Dorfgeschichten im besten Sinne, in denen kein einziger unechter Ton ist. Die weite russisch-litauische Ebene steigt vor uns auf mit ihrer tiefen Melancholie, das armselige russische Dörfchen in seiner trostlosen Weltabgeschiedenheit, in dem gleichwohl die Urleidenschaften des Menschenherzens heimisch sind wie in der grossen Welt. Das arme, als Hexe verschriene Bettlerkind wird von dem reichen Bauernburschen, nachdem er sie genossen, verraten und verlassen, weil er sich 'standesgemäss' mit einer wohlhäbigen Bäuerin verheiraten will. Der verträumten jungen Hofmagd hat's der vornehme Gutsherr angethan, dass sie ihm ergeben ist wie das Käthchen von Heilbronn ihrem Wetter von Strahl. Und als er zur Residenz zurückkehrt, dem fernen 'Pieter (Petersburg) mit den schönen, den klugen Frauen,' da ist's um die kleine Dorfblume geschehen, mit der der grosse Herr in der Langenweile seines entlegenen Landsitzes ein paar schwüle Sommertage anmutig vertändelt hat: Die Peitsche fällt klatschend auf die Rücken der roten Rosse nieder, die Glöckchen der Troika läuten an, und das Dreigespann rast in die stille Steppe hinaus, deren Melancholie die Verfasserin so wundersam in dies hübsche Büchlein zu bannen wusste. Der Zeichner hat die Stimmungen sowie den eigenartigen Charakter von Land und Leuten gut getroffen.)

**Bang, Hermann.** Am Wege. Berlin, S. Fischer. (Das Dumpfe des täglichen niederen Thuns, das sich schwer auf die Seelen legt und jeden Aufschwung des Gefühls lähmt, das monotone Allerlei der Tretmühle des Daseins, das Marionettenhafte der Lasttiere des Lebens weht uns aus diesem Buche an.

Bang hat hier einen Höhepunkt seiner feinen indirekten Kunst erreicht. So unsentimental, so absichtslos ziehen diese Bilder vorüber in ihrer stumpfen Flächenwirkung, grotesk, voll bitterer Komik, voll

schneidender innerer Ironie und so tief schmerzlich, dass man wie erstarrt vor dem Buch sitzt und über die Welt weinen möchte.

Man denkt an manche Bilder Vallotons aus seiner neuen Mappe, die nur durch die Wirkung ihrer Linie an kleinen Augenblicksbildern voll grausamer Laune und Desillusion die grässliche Komik und die schlechten Spässe des Lebens zum Ausdruck bringen. F. P.

## Allerlei.

**Kostbare Schreibmaschinen.** Wohl die wertvollste Schreibmaschine der Welt ist diejenige, die sich im Besitz des chinesischen Vicekönigs Li Hung Chang befindet. Sie wurde von der bekannten Hammond Company hergestellt und mußte, dem Charakter der chinesischen Schrift entsprechend, die keine Buchstaben, sondern für jedes Wort ein besonderes Schriftzeichen hat, mit 1800 verschiedenen Typen versehen werden, die sämtlich einzeln in mühevoller Handarbeit hergestellt wurden. Die Maschine ist deshalb von enormen Dimensionen und soll gegen 20 000 Mark gekostet haben. — Überhaupt macht sich jetzt das Bestreben geltend, die Schreibmaschine namentlich für den Verkehr in denjenigen Sprachen zu verwenden, deren Schriftzeichen besonders kompliziert sind, und die fortgeschrittene Technik unserer Zeit ermöglicht es auch, derartige Typen herzustellen. So hat kürzlich eine amerikanische Fabrik für einen Missionär auf Madras einen 'Typewriter' konstruiert, der 240 verschiedene Zeichen der Telugu-Sprache, jedes eine besondere Silbe darstellend, druckt. Dieselbe Firma hat neulich einem englischen Gelehrten, der sich diesen Luxus gestatten konnte, eine Schreibmaschine mit hebräischen Lettern geliefert; Maschinen mit griechischen und russischen Buchstaben werden schon seit längerer Zeit verfertigt.

Nicht der komplizierten Konstruktion, sondern der kostbaren Ausstattung wegen wertvoll sind die der Königin von England und dem Zaren gehörigen Schreibmaschinen, deren einzelne Teile teils aus weißem Email, teils aus Gold hergestellt sind; die Tasten bestehen aus Elfenbein. Gegenwärtig ist die Schreibmaschine schon an allen Höfen Europas in Gebrauch, und auch bei den orientalischen Potentaten beginnt sie sich einzubürgern; der Khedive von Ägypten besitzt eine, und sogar der König von Siam hat bei seiner Europareise den Auftrag zur Herstellung eines solchen Instrumentes für ihn gegeben.

Wie die meisten wertvollen Erfindungen hat auch die Schreibmaschine ihrem Erfinder wenig eingebracht. Nach dem Vorgang des

Engländers Mill im Jahre 1714 und des Dänen Malling-Hansen, der eine sogenannte Schreibkugel erfand, konstruierte Latham Sholes die erste brauchbare Schreibmaschine, die in der Remingtonschen Gewehrfabrik ausgeführt wurde. Er verstand es aber nicht, seine Erfindung auszunutzen; sein Landsmann Densmore, der mehr Geschäftsmann war, als er, kaufte sie ihm für 48000 Mark ab; das war alles, was er an seiner Schreibmaschine verdiente, die jetzt anderen Leuten Millionen einbringt.

**Nicht jede Kugel trifft.**

„Nun adjö, Lowise, wisch ab das Gesicht,
Eine jede Kugel, die trifft ja nicht;
Denn träf' jede Kugel apart ihren Mann,
Wo kriegten die Könige ihre Soldaten
dann" . . .

sagt Willibald Alexis, und die letzten Kriege haben es auch bewiesen, daß nur die wenigsten Kugeln ihr Ziel finden. Im Krimkrieg wurden von den Russen ungefähr 45 Millionen Schüsse abgegeben, während sich auf der Seite der Gegner 48000 Tote fanden. Von je 932 Schüssen brachte also nur einer eine tödliche Verwundung hervor; jene 48000 verderblichen Schüsse hätte ein einziges Regiment in etwa einer Stunde abgeben können. — Die Briten trafen im selben Kriege etwas besser als ihre Gegner, auf 15 Millionen Schüsse kamen 21000 getötete Russen; es war also immer der siebenhundertste Schuß tödlich. Die Franzosen aber feuerten am besten; auf je 590 Schüsse kam ein gefallener Gegner.

Im deutsch-französischen Feldzuge wurden von deutscher Seite von der Infanterie 20 Millionen, von der Artillerie 340000 Schüsse abgegeben. Auf diesen Hagel von Geschossen, der, wenn jedes einzelne Projektil sein Ziel gefunden hätte, hingereicht hätte, eine ganze Nation auszurotten, kamen 80000 Tote auf französischer Seite. Es befand sich also unter 254 Schüssen ein todbringender; das beweist, daß deutsche Soldaten doch erheblich besser zu feuern verstehen, als russische, die, trotzdem sie im Durchschnitt eine viel schärfere Sehkraft besitzen, doch nur auf 932 Schuß einen Treffer zu verzeichnen haben.

**Yankee-Humor.** „Wie ist es möglich, daß Sie bei all Ihrer Armut ohne Schulden durchkommen?"

„Sehr einfach: mir pumpt keiner was."

* * *

„Entschuldigen Sie, aber mir ist, als müßten wir uns kennen. Sind Sie nicht ein Bruder oder ein naher Verwandter Major Gibbs?"

„Nein, der bin ich selbst."

„Ach, wirklich? Darum die Ähnlichkeit!"

* * *

# Inserate.

## Büchertafel.

**Guy de Maupassant** „Das Brillanthalsband und andere Novellen." Kleine Bibliothek Langen Band XVIII. Umschlagzeichnung von F. von Reznicek Preis Mk. 1.— eleg. geb. Mk. 2.— (Es erübrigt, über den Meister der fein pointierten Novelle Rühmendes zu sagen. Die vorliegende Sammlung giebt einige der charakteristischsten Stichproben dieser Erzählungskunst, die, in ihren Problemen oft an das bloss noch Pikante haarscharf streifend, dennoch stets künstlerisch wirkt, weil sie das Leben zwar scharf und unerbittlich, aber immer in meisterhafter, geist- und stimmungsvoller Darstellung schildert. Die Übersetzung der Novelle ist einwandfrei, die Ausstattung trefflich, wie es die Bändchen dieser internationalen Langenschen 'Kleinen Bibliothek' stets sind.)

## Allerlei.

**Die Langlebigkeit der Diplomaten.** Trotz seines beispiellos arbeitsvollen, an Mühen und Aufregungen reichen Lebens ist es Fürst Bismarck doch beschieden gewesen, das hohe Alter von über 83 Jahren zu erreichen. Von neuem wird dadurch der Blick auf die Thatsache gelenkt, daß gerade hervorragende Politiker trotz ihrer aufreibenden Thätigkeit sich der größten Lebensdauer erfreuen; ja, es scheint fast, als ob gerade mit der Fülle der Arbeit auch die Energie des Körpers gestählt und das Leben verlängert wird. Die meisten der preußischen Premierminister sind erst in hohem Alter gestorben. Ludolf Camphausen, der 1890 starb, hat ein Alter von 87 Jahren erreicht, der Freiherr von Manteuffel starb zehn Jahre jünger. Stein, der geniale Reformator, starb 74, Hardenberg, der das begonnene Werk im Geiste Steins fortführte, 72 Jahre alt. — — Fürst Hohenlohe steht bekanntlich jetzt im neunundsiebzigsten Lebensjahre.

Der älteste englische Diplomat ist Gladstone gewesen, er erlebte 88 Jahre. Lord John Russel wurde 85, Palmerston 80 und Beaconsfield 75 Jahre alt. Pitt der Ältere er-

v.

reichte ein Alter von 70, der Jüngere aber nur ein solches von 47 Jahren. Von den jetzt lebenden englischen Politikern ist der älteste Sir William Harcourt; er zählt 71 Jahre. Lord Salisbury ist 71, Chamberlain 62 und Lord Roseberry 51 Jahre alt.

Von den französischen Staatsmännern hat Thiers es auf 87 Jahre gebracht; Grévy ist 84 Jahre alt geworden. Im gleichen Alter befindet sich jetzt der greise Jules Simon.

Von den österreichischen Diplomaten hat der berühmte Graf Kaunitz das höchste Alter erreicht: er starb wie Bismarck im dreiundachtzigsten Jahre. — Crispi, der Freund des verblichenen Altreichskanzlers, steht gegenwärtig auch bereits im neunundsiebzigsten Lebensjahre.

**Ein neuentdecktes Zwergvolk.** Schon den Alten war die Existenz von Zwergvölkern bekannt; die Sage von den Pygmäen, von denen bereits Homer erzählt und die nach Aristoteles am oberen Nil wohnen sollten, weist auf ein solches Volk hin. — Einer der ersten Reisenden, der zuerst in neuerer Zeit mit einem afrikanischen Volksstamm in Berührung kam, war der Franzose Du Chaillu; er stieß im Jahre 1864 in Äquatorialafrika auf das Volk der Obongo, die er als Menschen von schmutzig gelber Hautfarbe und ungefährer Größe von 1,33 Meter beschreibt. Das Vorhandensein dieses Stammes, der zerstreut in kleineren Dörfern lebt, wurde später durch die Mitglieder der deutschen westafrikanischen Expedition bestätigt. Auch die Buschmänner, deren Größe im Durchschnitt 1,44 Meter beträgt, sowie einige Stämme auf Madagaskar sind zu den Zwergvölkern zu rechnen. —

Man war bisher allgemein der Ansicht, daß derartige Zwergvölker, die von einer Seite als Reste einer Urrasse, von anderer nur als degenerierte Stämme angesehen werden, sich nur in Afrika, aber nicht in den anderen Kontinenten vorfänden. Allerdings traf schon Alexander v. Humboldt auf seiner südamerikanischen Reise vielfach die Sage von einem Zwergvolk an, das in den Quellgegenden des Orinoko wohnen sollte. Da er aber das Gebiet nicht selbst aufsuchen konnte, hielt der berühmte Naturforscher diese Angabe nur für ein bloßes Gerücht. Jetzt hat sich dies indessen als wahr herausgestellt.

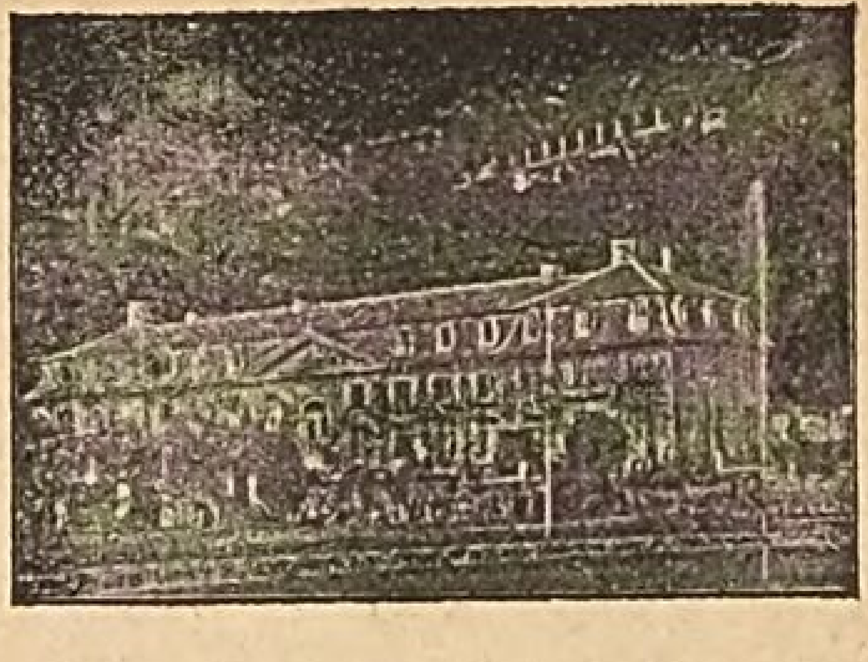
Wie der 'Stein der Weisen' berichtet, hat nämlich der Bostoner Forscher Sullivan an den Quellen des Rio Negro, eines Nebenflusses des Amazonenstroms, ein bisher unbekanntes Zwergvolk entdeckt. Die Männer dieses Stammes sind nicht größer als vier Fuß acht Zoll, die Weiber noch kleiner; die rotgelbe Hautfarbe

und das Haar weisen auf eine Verwandtschaft mit der indianischen Rasse hin. Von besonderer Schönheit müssen diese kleinen Leute freilich nicht sein, denn nach der Beschreibung des genannten Geographen besitzen sie einen vorn wie hinten sehr stark gebauten Rumpf, dazu aber sehr dünne Arme und Storchbeine.

**Der Emir von Afghanistan.** In der englischen Zeitschrift 'Pearsons Magazine' finden wir einen Brief des Fräulein Dr. Lilly Hamilton, der Leibärztin Abdur Rahmans, des Emirs von Afghanistan, der verschiedene interessante Nachrichten über die Lebensgewohnheiten dieses asiatischen Despoten enthält. Seine größte Liebhaberei, erzählt Fräulein Hamilton, ist der Gartenbau, doch offenbart er hierbei einen etwas sonderbaren Geschmack, denn er pflanzt mit Vorliebe japanischen Kürbis der glänzend gelben Farbe dieser Früchte und Mohrrüben ihres Blätterwerks wegen. Ganz besonders liebt er stark duftende Blumen, die er immer in seiner Nähe haben muß. — Große Sorgfalt verwendet Abdur Rahman auf seine Toilette, wobei er einen übermäßig peinlichen Farbensinn zeigt; er trägt keinen Shawl und kein Taschentuch, das nicht zu der Farbe seines Anzugs und dem Raum, in dem er sich aufhält, paßt. Er hat es auch nötig, sich elegant zu kleiden, denn seine Statur ist keine besonders imposante; obgleich er über fünf und einhalb Fuß groß ist, erscheint er doch infolge seiner ungewöhnlichen Beleibtheit sehr klein. Er ist beinahe ebenso breit als hoch, sagt der weibliche Arzt von ihm. —

Im Residenzschloß zu Kabul kann niemand sein Tagewerk nach der Uhr verrichten; der Wille oder die Laune des Herrschers ist allein maßgebend. Der Emir erhebt sich selten vor neun Uhr, fällt es ihm jedoch einmal ein, früher aufzustehen, so muß alles in Bereitschaft sein. Seine Mahlzeiten hält er nicht zu bestimmten Tageszeiten ab; er ißt, wenn er Appetit verspürt, und da das oft mitten in der Nacht der Fall ist, müssen in der Küche ständig einige Köche auf Wache sein und die Feuer ohne Unterlaß unterhalten werden. Die Schädlichkeit dieser unregelmäßigen Mahlzeiten hat ihm seine europäische Leibärztin nie klar machen können. — An den Fortschritten der europäischen Kultur nimmt der Emir regen Anteil; über alles ihm Unklare oder Unverständliche sucht er sich zu unterrichten, und sein größter Wunsch ist es, daß alles, was jetzt aus Europa nach Afghanistan exportiert wird, künftig in seinem eigenen Lande hergestellt werden möge.





## Inserate.

### Allerlei.

**Die Eroberung Habanas.** Schon einmal hat Spanien die Perle seiner westindischen Besitzungen gegen Feinde angelsächsischer Rasse verteidigen müssen, und zwar im Jahre 1762, als es sich an dem Kriege Frankreichs gegen England beteiligte. Interessante Mitteilungen über die Eroberung der Stadt Habana haben sich in den hinterlassenen Papieren des Admirals Keppel vorgefunden, der damals die Expedition gegen die spanisch-westindischen Besitzungen leitete. Der Krieg war am vierten Januar 1762 erklärt worden, aber erst am fünften März konnte die Flotte nach Beendigung aller Zurüstungen von Portsmouth absegeln. Bei Barbados sammelte sich das ganze Geschwader, das schließlich auf 27 Linien- und 20 kleinere Schiffe anwuchs; dazu kamen nicht weniger als 156 Schiffe für den Truppen-, Fourage- und Munitionstransport. Am sechsten Juni langte man vor Habana an und begann sogleich zwischen den Mündungen der beiden Flüßchen Bocca Nao und Coseimar mit der Ausschiffung von Truppen. Die spanische Flotte war nicht imstande, dies zu verhindern, da sie im Hafen von Habana durch ihr eigenes Manöver festgehalten wurde; man hatte nämlich, um den Engländern den Eingang zu sperren, in der Einfahrt drei Schiffe versenkt, ohne zu bedenken, daß man sich selbst dadurch die Ausfahrt unmöglich machte. Der Angriff der Engländer richtete sich zuerst gegen das unsern Lesern aus dem Roman 'Cuba insurrecta' bekannte Fort Morro. Die spanische Verteidigung leistete Außerordentliches, während in den Reihen der englischen Truppen, die an das Klima, besonders da es gerade die Regenzeit war, noch nicht gewöhnt waren, das Fieber mit unerhörter Heftigkeit wütete. So befanden sich zu einer Zeit in den Baracken nicht weniger als viertausend Soldaten und dreitausend Seeleute, die am Fieber darniederlagen. Erst nachdem man Verstärkungen von Jamaika und vom amerikanischen Festlande herzugezogen hatte, wurde Fort Morro am dreißigsten Juli erstürmt. Doch die Spanier versuchten trotzdem noch, Habana zu halten, und so begannen die Engländer, die Stadt zu beschießen. Das Bombardement dauerte

vier Tage, dann erfolgte die Übergabe Habanas, das bis zum nächsten Jahr in den Händen der Engländer blieb, bis es mit dem Friedensschluß wieder an Spanien zurückfiel. Der Feldzug, der vom siebenten Juni bis zum achten Oktober dauerte, hatte 560 Mann, die im Kampf fielen, und 4708, die durch Krankheiten dahingerafft wurden, gekostet. Von Interesse wird es jetzt sein, diese Sterblichkeitsziffern mit denen des jüngsten Krieges zu vergleichen.

**Die englischen Schiffswerften** haben fast allen seefahrenden Nationen der Erde Schiffe für ihre Kriegsflotten gebaut und erhalten noch ständig neue Aufträge von den verschiedenen Regierungen, ein Beweis für die Leistungsfähigkeit englischer Werften und die Güte ihrer Arbeit. Japan hat den größten Teil seiner Kriegsfahrzeuge aus England bezogen: vier Schlachtschiffe, vier Panzerkreuzer, sieben gedeckte Kreuzer, ein Kreuzer, ein Torpedokanonenboot, fünf Torpedobootzerstörer und acht Kanonenboote mit einer Raumverdrängung von zusammen 97 505 Tons sind auf britischen Werften für das asiatische Inselreich gebaut worden. In der deutschen Kriegsflotte befinden sich drei Panzerkreuzer, ein Torpedokanonenboot und fünf Torpedoboote, die aus England stammen, mit insgesamt 26 271 Tons Deplacement. Spanien hat gleichfalls eine große Anzahl Fahrzeuge aus England bezogen, nämlich zwei Schlachtschiffe, drei gedeckte Kreuzer, zwei Kreuzer, ein Torpedokanonenboot, vier Torpedobootzerstörer, neun Torpedoboote und zweiundzwanzig Kanonenboote mit zusammen 31 621 Tons. Von anderen Staaten haben namentlich die amerikanischen Republiken, wie Argentinien, Brasilien, Chile, Peru, Mexiko, sowie auch San Domingo und Haiti ihre Schiffe in England bauen lassen; selbst Siam hat einen Kreuzer und ein Kanonenboot aus England bezogen, und sogar die kleine Negerrepublik Liberia besitzt ein englisches Kanonenboot von 150 Tons.

Auch in diesem Jahre werden eine große Anzahl Schiffe für fremde Nationen auf den britischen Werften gebaut; so sind für Japan acht Schlachtschiffe und Kreuzer, und ebensoviel Torpedobootzerstörer im Bau, Deutschland hat einen Torpedobootzerstörer, China und Chile je zwei Kreuzer, Portugal und Brasilien je einen Kreuzer und Österreich vier Torpedoboote bestellt.

**Eine uralte Wasseruhr** befindet sich in der ägyptischen Galerie des Britischen Museums'. Dieser Zeitmesser, der als Vorläufer der im Mittelalter gebräuchlichen Stundengläser zu betrachten ist, wird aus einer großen Vase von schwarzem

Basalt gebildet, die nach dem Boden zu kegelförmig zugespitzt ist; an der Innenseite sind zwölf Marken, kleine Einschnitte, angebracht, während sich im Boden einige kleine Löcher befinden, die durch genau passende Stöpsel verschlossen werden konnten. Wurden diese nach Füllung des Gefäßes mit Wasser entfernt, so markierte das allmählich abfließende Wasser zwischen je zwei Zeichen einen bestimmten Zeitraum, der ziemlich genau eine Stunde betragen haben dürfte, denn Versuche haben ergeben, daß eine einmalige Füllung der Vase zwölf Stunden ausreichte. Eine ägyptische Erfindung dürften diese Wasseruhren indessen nicht sein; man nimmt vielmehr an, daß sie zuerst bei den Römern in Gebrauch waren und erst mit der römischen Invasion nach Ägypten gelangten. —

Mehr als Wasseruhren kamen jedoch früher die Sonnenuhren als Zeitmesser in Betracht, die ja auch noch heute teilweise Verwendung finden. Eine merkwürdige Sonnenuhr hat sich jüngst ein Botaniker in Glasgow konstruiert. Er ließ rings um sein in einem großen Garten liegendes Haus eine Anzahl Fichtenbäume anpflanzen, derart, daß zu den verschiedenen Tageszeiten der Schatten jedes Baumes auf einen bestimmten Teil des Gebäudes fällt. So wirft der 'Ein Uhr-Baum' seinen Schatten in das Speisezimmer, gerade wenn dort das Lunch eingenommen wird, und der 'Fünf Uhr-Baum' verschattet das Zimmer, in dem man sich zum 'five o'clock tea' versammelt. Diese Baumuhr erinnert an die bekannte Blumenuhr Linnés; der berühmte Botaniker hatte im botanischen Garten zu Upsala ein Beet mit verschiedenen Blumenarten bepflanzen lassen, die jede zu anderen Tageszeiten ihre Blüten zu öffnen pflegten; ein tüchtiger Pflanzenkundiger konnte sich also jederzeit durch einen Blick auf diese freundliche Uhr mit ungefährer Sicherheit über die Tageszeit unterrichten.

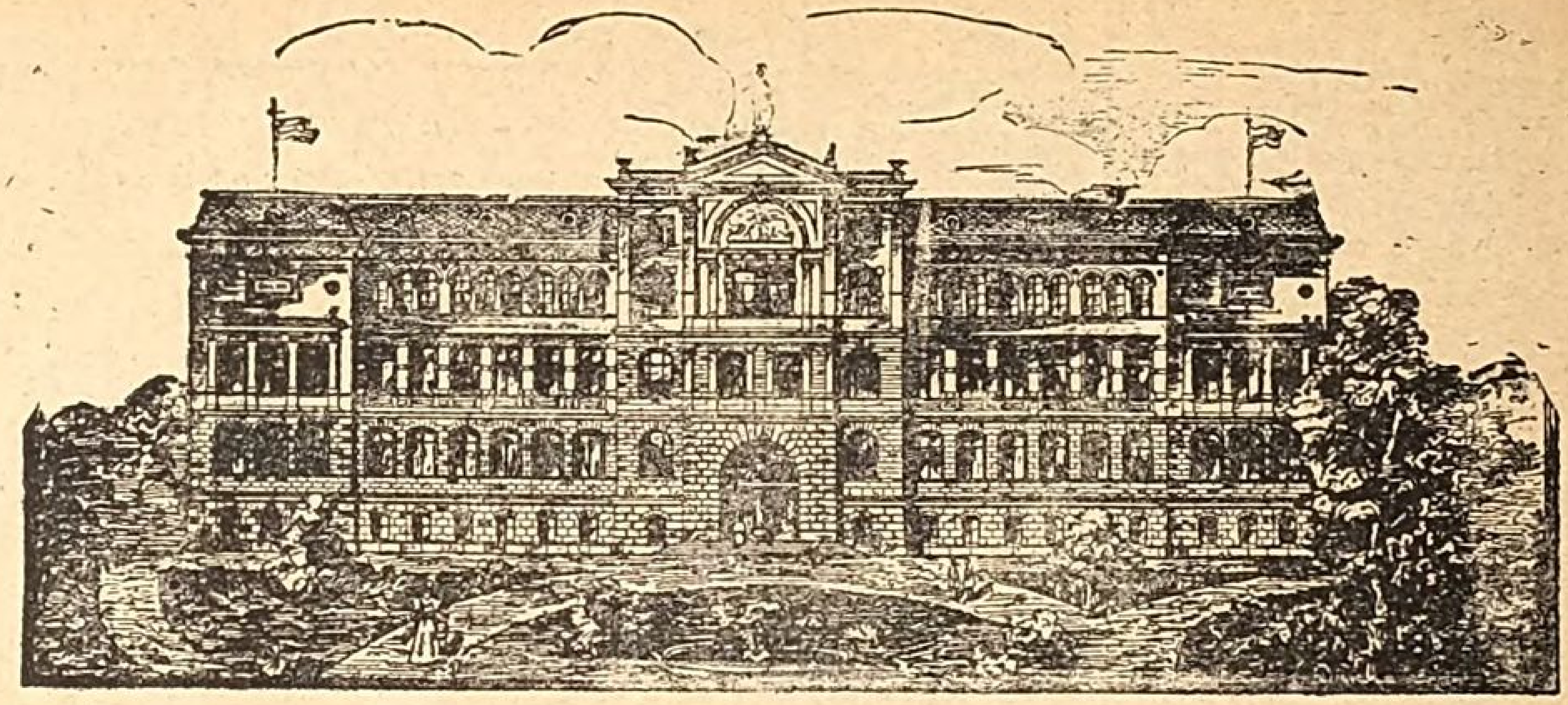
**Die sonderbare Note.** In einer Orchesterprobe bläst der erste Hornist an einer Stelle fortgesetzt eine falsche Note. Endlich wird der Dirigent wütend und ranzt den Bläser an: „Was zum Teufel blasen Sie da immer für'n Unsinn!"

„Ich blase," antwortet er trocken, „was dasteht."

„Unsinn, wie kann der falsche Ton in den Noten stehn. Zeigen Sie mal her."

Der Dirigent nimmt das Blatt und sieht an der kritischen Stelle allerdings einen notenartigen Punkt. Plötzlich aber ruft er: „Sehn Sie nicht, daß das keine Note ist, sondern nur eine tote Fliege?"

„Ganz egal," meint der wackere Hornist, „sie ist da, und ich blase sie."



# Inserate.

## Allerlei.

Die Steinkohlenproduktion der Erde beträgt in einem Jahre insgesamt 574½ Millionen Tons; gegen 217 Millionen davon werden allein in England gewonnen, doch nur 37 Millionen nach anderen Ländern ausgeführt. In den 'Vereinigten Staaten' werden jährlich 169 Millionen Tons Steinkohle gewonnen; danach kommt Deutschland mit 85 Millionen Tons. Von den anderen Ländern kommen noch Frankreich mit 28 und Belgien mit 21 Millionen Tons in Betracht. In allen Steinkohlengebieten der Erde sind insgesamt 1½ Millionen Menschen beschäftigt, die schwarzen Diamanten ans Tageslicht zu fördern; die beim Grubenbau sich trotz aller Vorsichtsmaßregeln doch immer noch ereignenden Unglücksfälle raffen von je tausend Bergleuten in einem Jahre durchschnittlich drei bis vier dahin, sodaß also je 1½ Millionen Zentner geförderter Steinkohle immer mit dem Opfer eines Menschenlebens bezahlt werden müssen.

Die jährlich produzierte, ungeheure Kohlenmenge wird natürlich zum größeren Teile nicht zu Heizzwecken, sondern für die verschiedenen maschinellen Zwecke verwandt. Es sind ganz gewaltige Summen, mit denen einzelne Betriebe in dieser Hinsicht rechnen müssen. So verbrauchen die deutschen Eisenbahnen in einem Jahre 3 Millionen 973674 Tonnen Steinkohle, — lediglich als Feuerungsmaterial, eine Summe, die um so größer erscheint, wenn man bedenkt, daß ganz Berlin mit seinen anderthalb Millionen Einwohnern in der gleichen Zeit nur 2 Millionen 113044 Tonnen benötigt. — Die neuen schnellen englischen Kreuzer brauchen an einem Tage bei durchschnittlicher Geschwindigkeit von einundzwanzig Knoten in der Stunde über dreihundert Tonnen Kohlen, bei siebzehn Knoten zweihundertfünfzig und bei elf Knoten nur fünfundsiebzig Tonnen. Wie sehr die Transportkosten die Preise der Steinkohlen erhöhen, das zeigen die auf den verschiedenen englischen Kohlenstationen üblichen Preise. Ein Dampfer z. B., der von Spithead abfährt und dort für die Tonne Steinkohlen fünfzehn Shilling zu bezahlen hatte, muß in Las Palmas bereits siebzehn Shilling dafür geben; in Simonstown (in Südafrika, nahe bei Kapstadt) kostet die Tonne be-

reits neunundbreißig Shilling, in Mauritius aber gar fünfundvierzig, und in Colombo auf Ceylon, wo sie wieder etwas billiger ist, siebenundzwanzig Shilling.

Eine Hauptausgabe im jüngsten spanisch-amerikanischen Kriege bildete für die beiden kriegführenden Mächte natürlich der kostspielige Kohlenvorrat für die Kriegsschiffe, besonders, da die Spekulation die Kohlenpreise in die Höhe trieb. So mußten, während die Flotte der 'Vereinigten Staaten' jährlich 138318 Tons Steinkohlen zum Preise von durchschnittlich sechs Dollars braucht, amerikanische Schiffe jetzt in einzelnen südamerikanischen Häfen den dreifachen Preis bezahlen.

**Radfahrsport und Vereinsleben.** England, das Land, wo der Radsport entschieden am verbreitetsten ist, weist trotzdem nicht die größte Anzahl von Radfahrervereinen auf, es wird vielmehr von Deutschland beträchtlich darin übertroffen, denn bei uns giebt es nicht weniger als 2150 Radfahrervereine, während sich in Großbritannien deren 1435 finden. Das dürfte vielleicht darauf hindeuten, daß bei der Gründung solcher Vereine neben dem sportlichen Interesse auch die sogenannte Vereinsmeierei, die ja besonders in Deutschland zu Hause ist, eine Rolle spielt. Nächst Deutschland und England ist es Österreich-Ungarn, das die meisten Radfahrervereine hat, nämlich 650; dann folgen Frankreich mit 225 und Italien mit 172, darauf die Schweiz, trotzdem deren Berge der Ausübung des Radsport nichts weniger als förderlich sind, mit 65, und Belgien mit 32 Vereinen. In den skandinavischen Ländern giebt es zusammen 25, in Spanien und Portugal zusammen 15 und in Rußland ebenfalls 15 Radfahrerklubs. Das ebene Holland aber weist, im Gegensatz zur bergigen Schweiz, nur 10 Vereine auf; die phlegmatische Natur des Holländers muß also wohl kein rechtes Vergnügen am Radeln finden.

**Der erste aus Aluminium hergestellte Artikel** war eine kleine Kinderklapper, die einst für Lulu, den kaiserlichen Prinzen von Frankreich angefertigt wurde. In der That konnte sich damals auch nur ein Prinz ein solches Spielzeug leisten, denn der Preis des Aluminiums betrug in jenen Jahren noch über zweitausend Francs pro Kilogramm. Napoleon III., der jenes Spielzeug für seinen Sohn herstellen ließ, ist es überhaupt zu verdanken, daß jetzt der Preis des leichten Metalls bis auf fünfzehn Francs pro Kilogramm gesunken ist. Er war es, der, in richtiger Erkenntnis der vorzüglichen Verwendbarkeit des neuen Metalls, dem Chemiker Deville die Mittel zu Versuchen einer leichteren Darstellung des Aluminiums ge-

währte, und im Jahre 1855 erschienen die ersten Barren des 'Silbers aus Lehm' auf der Pariser Weltausstellung. Von da an nahm die Aluminiumindustrie einen großen Aufschwung, besonders in Frankreich, wo es hauptsächlich zu Salindres bei Alais hergestellt und in Nanterre an der Seine verarbeitet wird. Da es der Technik wohl noch gelingen wird, die Gewinnung des in ungeheuren Mengen in der Thonerde enthaltenen Aluminiums noch mehr zu vereinfachen und dadurch den Preis noch bedeutender herabzusetzen, so steht dem glänzenden Metall seiner vielseitigen Verwendbarkeit wegen noch eine große Zukunft bevor.

**Die meisten Hundertjährigen** von allen europäischen Ländern hat das kleine Serbien, das unter seinen zwei Millionen Einwohnern 575 zählt, die älter als hundert Jahre sind; von je 3478 Menschen hat dort also einer die Aussicht, mehr als hundert Geburtstage zu feiern. Danach bietet Irland die meiste Aussicht, ein hohes Alter zu erreichen: unter je 8218 Personen befindet sich hier ein Hundertjähriger. Darauf folgt Spanien mit 1 von 42394, dann Norwegen mit 1 von 108695, England mit 1 von 171823, Frankreich mit 1 von 178403 und Schweden mit 1 von 250000. In Deutschland giebt es merkwürdiger Weise noch viel weniger Methusalems als in den anderen Ländern; unter 705128 Menschen giebt es bei uns nur einen, der mehr als zehn Dezennien erlebt. Das kleine Dänemark aber zählt auf seine zwei Millionen Einwohner nur zwei Hundertjährige, und in den Bergen der Schweiz findet man überhaupt keine Personen, die sich eines Alters von über hundert Jahren erfreuen. Schiller hat also vom Standpunkt des Statistikers aus nicht recht, wenn er sagt: „Der Hauch der Grüfte steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte."

Richter: „Sie sind überführt den Herrn überfallen, niedergeschlagen und bis auf eine goldne Uhr ihm alle Wertsachen geraubt zu haben. Was haben Sie dazu zu sagen?"
Gefangener: „Hatte er auch noch eine goldne Uhr bei sich?"
Richter: „Ja."
Gefangener: „Dann bitte mich auf Unzurechnungsfähigkeit hin untersuchen zu lassen."

Gast: „Kellner, zwei weiche Eier, nicht länger als zwei Minuten kochen."
Kellner: „Jawohl, mein Herr in einer halben Sekunde sind sie da."

# Inserate.

## Allerlei.

**Der Sport in Fürstenhäusern.** Die meisten europäischen Monarchen pflegen einen Teil ihrer freien Zeit der Ausübung irgend eines Sports zu widmen. Daß unser Kaiser, in so vielseitiger Weise er sich auch in seinen Mußestunden beschäftigt, vor allen Dingen ein eifriger Lawn-Tennisspieler und unermüdlicher Jäger ist, dürfte bekannt sein. Ein ebenso großer Waidmann ist auch König Humbert von Italien, der aber auch gleichzeitig ein rastloser Bergsteiger ist; sein größtes Vergnügen bildet die Gemsenjagd, und er verbringt auf dieser ganze Wochen in den Bergen, mit einer ärmlichen Bauernhütte als Nachtquartier vorlieb nehmend. Seine Gemahlin Marguerita teilt gleichfalls seine Vorliebe für Bergpartien, und es giebt wenige Berge in Italien, die sie nicht erstiegen hat. — Der junge Herzog der Abruzzen, der Neffe des Königs, ist dagegen mehr auf dem Wasser zu Hause; mit seiner prachtvollen Jacht 'Bona', einem der ausgezeichnetsten Rennschiffe, ist er Sieger bei vielen Segelregatten auf dem Mittelländischen Meer gewesen. Er hat größere Reisen unternommen, in Nordamerika die schwierige Besteigung des St. Eliasberges ausgeführt und soll jetzt sogar eine Nordpolexpedition planen.

Der Zar von Rußland ist ein vielseitiger Sportsman; er ist ein enragierter Radfahrer, ein ausgezeichneter Schütze, wenn auch weniger Jäger, und versteht sich, ebenso wie sein verstorbener Vater, sehr gut auf's Boxen. — Die junge Königin von Holland treibt besonders im Winter eifrig Sport; sie ist nämlich eine vollendete Schlittschuhläuferin, radelt außerdem gut und soll auch sehr gern tanzen. Die Königin-Regentin von Spanien lebt zu zurückgezogen und ist zu sehr darauf bedacht, möglichst wenig aufzufallen, als daß sie Freundin irgend welcher Sportsübungen sein könnte; man sagt aber, daß sie früher ausgezeichnet mit dem Florett umzugehen verstanden habe. Ihr Sohn, der junge König, hat bis jetzt nur eine große Vorliebe für das Drachensteigenlassen bekundet. — Am dänischen Königshofe, im Gegensatz zum englischen, wo überhaupt jede Sportsübung vertreten ist, bei dem greisen Königspaar, ist der Sport natürlich nicht

zu Hause; der König liebt es aber, weite Ausflüge zu unternehmen, begleitet von seinen Lieblingshunden, zwei prachtvollen Doggen. Seine Gemahlin, die 'Schwiegermutter Europas' hat zu Pinsel und Palette gegriffen und malt vorzugsweise Bilder, die Gegenstände aus der biblischen Geschichte behandeln. Der kleinste aller europäischen Monarchen endlich, der Fürst von Monako, ist ein bekannter Weltreisender. Auf seiner für längere Fahrten ausgerüsteten Jacht hat er größere Reisen im Dienst der Naturwissenschaft unternommen, die ausgezeichnete wissenschaftliche Resultate hatten.

**Wieviel Sauerstoff verbraucht ein Radfahrer?** Über diese allgemein, namentlich aber vom ärztlichen Standpunkt aus interessante Frage sind neuerdings eingehende Untersuchungen angestellt worden. Die Fahrten wurden auf einer Lehrbahn, also einer völlig ebenen Fläche unternommen; ein an der Lenkstange des Rades angebrachter Gasmesser registrierte den Sauerstoffverbrauch des betreffenden Fahrers. Aus den später vorgenommenen Analysen der dem Apparat entnommenen Gasproben ergab sich das Resultat, daß der Radfahrer bei dem mäßigen Tempo von fünfzehn Kilometer in der Stunde bei jedem Meter zurückgelegten Wegs 4,8 Kubikzentimeter Sauerstoff verbrauchte. Bei noch geringerer Geschwindigkeit, stündlich neun Kilometer, betrug der Sauerstoffverbrauch nur 4,5, bei schnellerer Fahrt, etwa 21,5 Kilometer in der Stunde, dagegen 5,76 Kubikzentimeter pro ein Meter Weg. Versuche, die gleichzeitig an Fußgängern unternommen wurden, zeigten, daß ein nicht im glücklichen Besitz eines Fahrrades befindlicher Mensch gerade doppelt soviel Sauerstoff verbraucht als der Radler. Ein Fußgänger nämlich, der sechs Kilometer in der Stunde marschiert — dies mag etwa einem Radfahrertempo von fünfzehn Kilometer entsprechen —, braucht 9,8 Kubikzentimeter Sauerstoff pro ein Meter Weg. Bei nur 3,6 Kilometer Marsch in der Stunde betrug der Verbrauch 8,3, bei 8,6 Kilometer dagegen 16,34 Kubikzentimeter Sauerstoff. Thatsächlich verbraucht ja nun allerdings der Radfahrer, wenn man den Energieumsatz in der gleichen Zeit ins Auge faßt, doch mehr Sauerstoff, als ein Mensch, der auf Schusters Rappen angewiesen ist, denn bei dem am meisten in Betracht kommenden Tempo von sechs Kilometer für den Fußgänger und fünfzehn Kilometer für den Radfahrer finden wir, daß der letztere 72 Liter Sauerstoff in der Stunde, der erstere aber nur 59 Liter benötigt. Um also die Strecke von neun Kilometern mehr zurückzulegen, muß der Rad-

fahrer 22 Prozent Kraft mehr aufwenden. —

Bei diesen Versuchen wurde auf derselben Bahn gleichzeitig die seltsame Thatsache festgestellt, daß kein Radfahrer imstande ist, geradeaus zu fahren, wenn er nichts sieht, als den Boden unter sich. Sämtliche Radler, die sich diesem Versuch unterzogen, machten Schwankungen nach rechts oder links und würden wieder an den Ausgangspunkt zurückgekommen sein, wenn sie die Fahrt längere Zeit fortgesetzt hätten. Über die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung ist man noch nicht im klaren, vielleicht ist sie darauf zurückzuführen, daß die eine Seite des Gehirns mehr Blutzufluß erhält als die andere, oder daß überhaupt nur die eine Seite die Bewegung leitet.

**Die Kaffeeproduktion** der Erde ist beständig in der Zunahme begriffen. Ein deutliches Bild von dem allmählichen Anwachsen des Kaffeekonsums geben folgende Zahlen. Im Jahre 1893 wurden in Europa 271 498 Tons Kaffee, in den 'Vereinigten Staaten' 248 117, zusammen also 519 615 Tons verbraucht. Im Jahre 1894 stieg der Konsum in Europa auf 272 191, in Amerika auf 258 822 Tons; 1896 auf 291 150, beziehungsweise 267 880 Tons. Im vorigen Jahre hatte die neue Welt die alte bereits überflügelt, denn Amerika konsumierte 318 170, Europa aber 305 150 Tons Kaffee. In Europa kommt der meiste Kaffee auf Deutschland, nämlich 136 390 Tons, wobei namentlich — trotz des vielgeschmähten Bliemchenkaffees — auf das Königreich Sachsen ein hoher Prozentsatz entfällt. Frankreich verbraucht jährlich 77 130, England aber nur 12 420 Tons. — Dafür wird hier aber auch viel mehr Thee getrunken; auf jeden Bewohner Großbritanniens kommen durchschnittlich im Jahre 2300 Gramm Thee. In Deutschland entfallen auf den Kopf nur vierzig, in den 'Vereinigten Staaten' 662, in Dänemark 168, in Rußland 200, in Holland 544, Portugal 54, Schweiz 45, Norwegen — ebenso wie in Deutschland — vierzig, Belgien siebzehn, Frankreich und Schweden dreizehn, Bulgarien, Rumänien und Österreich neun, und endlich in Spanien sieben Gramm Thee. Der wenigste Thee wird in Italien getrunken, wo auf die Person jährlich nur ein Gramm kommt; die tüchtigsten Theetrinker jedoch sind die Bewohner Ostfrieslands, von denen jeder durchschnittlich fünf Pfund Thee im Jahr verbraucht.

# Inserate.

## Allerlei.

Die Wirkungen der modernen Schiffsgeschütze sind erschreckend. Welche Zerstörungen ein einziger Schuß anrichten kann, konnte man jüngst im spanisch-amerikanischen Kriege an dem amerikanischen Kreuzer 'Baltimore' beobachten, der zu der vor Manila liegenden Flotte gehörte. Das Schiff erhielt von spanischer Seite einen Schuß; das Geschoß drang an der Steuerbordseite ein, etwa einen Fuß unter der Mitteldecklinie, riß die an der Decke befestigten Hängematten fort, verbog einen der eisernen Tragebalken vollständig, wurde dadurch abgelenkt und geriet, nachdem es eine starke, stahlgepanzerte Wand durchschlagen, in den Geschützraum. Hier beschädigte das Projektil eine kleinere Kanone, wobei zwei Offiziere und sechs Mann von der Bedienungsmannschaft verwundet wurden, brachte dabei einen kleineren Pulverbehälter zur Explosion und drang schließlich in schiefer Linie aufs Deck, wo es noch einen Ventilator zertrümmerte. — Die Spanier haben im letzten Kriege allerdings nur wenige solcher glücklichen Schüsse zu verzeichnen gehabt; eine Zusammenstellung der Verluste der beiden kriegführenden Staaten beweist das. Auf amerikanischer Seite sind 50 Matrosen getötet und verwundet worden, von Soldaten sind dreihundert gefallen und 1500 verwundet; verloren ist nur ein Handelsschiff, von Kriegsschiffen keins. Spanien dagegen hat einundzwanzig Kriegs- und ebensoviel Handelsschiffe eingebüßt; 1200 Matrosen wurden getötet, 1300 gefangen genommen. Vom spanischen Heere gerieten außerdem noch vor Santiago und Umgegend 4 Armeekorps mit etwa 12—15000 Mann in die Gefangenschaft der Amerikaner. —

Zum Kapitel der schweren Geschütze dürfte die Erwähnung interessieren, daß kürzlich in Cleveland eine Kanone fertiggestellt worden ist, die wohl die größte der Welt sein dürfte. Die Dimensionen dieses Geschützes, das zum Schutz des Hafens von New-York bestimmt ist, sind ganz gewaltige und übertreffen diejenigen der größten bisher von Krupp gegossenen Kanone bedeutend. Sein Gewicht ist nämlich zweitausend Pfund größer, seine Länge über vier Fuß, seine Tragweite drei und eine halbe englische Meile größer, sein Kaliber

aber ein halb Zoll kleiner als beim Kruppschen Geschütz. Das Rohr der neuen Kanone ist 49 Fuß 2 Zoll lang und wiegt 126 Tonnen, das Gewicht des Geschosses beträgt 2320 Pfund, das der Ladung 1500 Pfund. Das Geschütz besitzt eine Tragweite von sechzehn englischen Meilen; auf eine Entfernung bis zu zehn Meilen soll das Geschoß auch den stärksten Panzer eines Schiffes durchschlagen können. Sollte das thatsächlich der Fall sein, so würde die Herstellung solcher Riesengeschütze natürlich wieder eine Verstärkung der Schiffspanzerungen nötig machen, trotzdem diese schon jetzt eine fast unmögliche Dicke besitzen. So hat der Panzer eines erstklassigen Schlachtschiffes gewöhnlich eine Dicke von einundvierzig Zentimetern, die von der Wasserlinie an allmählich bis auf vierundzwanzig Zentimeter abnimmt. Die Panzertürme sind gewöhnlich durch achtunddreißig bis zweiundvierzig Zentimeter dicke Platten geschützt, die Panzerung des Decks ist durchschnittlich sechs und ein halb bis zehn Zentimeter dick.

**Eine merkwürdige Heilung.** Auf höchst sonderbare Weise hat jüngst der Doktor Michea, ein bekannter englischer Psychiatiker, einige seiner Patienten geheilt, die an Hypochondrie litten. Auf die Beobachtung zurückgehend, daß ein plötzlicher Schreck in manchen Krankheitsfällen eine unerwartete Heilung hervorbringt, griff er zu folgendem Mittel. Jeden Morgen setzte er sich hin und schrieb an die betreffenden Patienten anonyme Postkarten, die von den unerhörtesten Beleidigungen strotzten. Der wütende Ärger, den diese von unbekannter Seite herrührenden unliebenswürdigen Schreiben den Adressaten bereiteten, die Anstrengungen, den Urheber zu entdecken, die ungewohnte Aufregung, — das alles bewirkte, daß die Kranken ihren hypochondrischen Ideen bald viel weniger nachhingen. Es dürfte wohl nicht oft der Fall sein, daß Ärger eine so heilsame Wirkung ausübt. Beispiele dafür, daß durch heftiges Erschrecken das Befinden eines Kranken günstig beeinflußt wurde, finden sich dagegen in größerer Anzahl. So sollen am Rheumatismus leidende Personen, die einen Eisenbahnunfall mitmachten, von diesem Zeitpunkt an eine Besserung verspürt haben; bei Hysterie und Epilepsie erwiesen sich Schreckwirkungen gleichfalls als heilsam. Daß Taubstumme nach einem heftigen Schreck plötzlich von ihren Gebrechen befreit waren, ist eine verbürgte Thatsache. Bekannt ist auch die Erzählung des Herodot über den Sohn des Krösus. Dieser war stumm, als aber bei der Eroberung von Sardes ein feindlicher Soldat das Schwert gegen Krösus zückte, soll er — infolge der Aufregung und die Angst um das Leben

des Vaters, plötzlich ausgerufen haben: „Töte Krösus nicht!“ und damit den Gebrauch der Sprache wiedergefunden haben.

**Wo bleiben die Gebeine des Kolumbus?** Mit der Beendigung des unglücklichen Krieges und dem Verlust Kubas tritt an die Regierung Spaniens die Frage heran, was mit der Leiche Christoph Kolumbus' geschehen soll, die gegenwärtig in Habana ruht. Entschließt man sich dazu, die Gebeine des Entdeckers, um sie in spanischer Erde ruhen zu lassen, wieder nach dem Mutterlande überzuführen, so werden sie damit zum fünften Mal an einen anderen Platz gebracht werden. Als Kolumbus im Jahre 1506 in Valladolid starb, wurde er auch in dieser Stadt beerdigt; drei Jahre später jedoch brachte man die Leiche nach Sevilla und 1586 nach der Insel San Domingo. Hier hatte Kolumbus überhaupt zu ruhen gewünscht, doch das sollte ihm nicht beschieden sein, denn als im Jahre 1765 San Domingo an Frankreich fiel, wurden die Gebeine des Genuesers nach Habana transportiert und dort in der Kathedrale beigesetzt, wo sie aber nunmehr wahrscheinlich auch nicht mehr lange verbleiben dürften.

Noch weniger Ruhe als der große Seefahrer hat der Bildhauer Canova nach seinem Tode gefunden, dessen irdische Überreste überhaupt nicht an einer, sondern an drei verschiedenen Stellen sich befinden. Die rechte Hand des Künstlers ruht in einer roten Porphyrvase in der Akademie der schönen Künste zu Venedig, sein Herz in einer Alabastervase in der Kirche ai Frari und der übrige Körper zu Passagno in einem Marmorsarkophage, den Canova einst selbst für einen neapolitanischen Adligen geschaffen hatte. Noch ganz anders aber pflegt die Nachwelt mit den Gebeinen mancher Heiligen umzugehen. So ist z. B. der Körper der Katharina Benincasa, die um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts starb und als 'Katharina von Sienna' heiliggesprochen wurde, an nicht weniger als fünf Stellen in einzelnen Teilen zur ewigen Ruhe beigesetzt worden.

**Der moderne Gassenhauer.** Dichterkomponist: Wollen Sie meinen neusten Gesangswalzer verlegen? — Verleger: Ist Sinn in den Versen? — Autor: Nicht die Spur. — Verleger: Ist Witz darin? — Autor: Nicht ein Fünkchen. — Verleger: Und Musik? — Autor: Nicht ein Ton. — Verleger: Dann her damit, das ist's, was wir brauchen.



**Fahrrad-Welt-Laterne.**
Modell 1898.

Brennt mit Petroleum und Glimmer-Cylinder. **Anerkannt unerreicht an Leuchtkraft und Sturmsicherheit. In allen besseren Fahrradgeschäften käuflich.**
Alleiniger Fabrikant:
**J. Schwarz,**
Berlin N., Linienstrasse 154a.

# Viel Geld sparen

Sie durch direkten Bezug berühmter Marken.

**Kakao** Pfd. 135, 155, 170 Pf.
Hafermalz und Haferkakao Pfd. 90 Pf.
**Fein Chin. Thee** 1.50, 2 bis 2.50, 3 u. 4 Mk., hocharomatisch, kräftig.
**Vanille** Speisechokolade Pfd. 85, 95, 120, 140 Pf., vielfach prämiiert.
**gebr. Kaffee** Pfd. 1, 1.20, 1.30, 1.40, 1.60 Mk.

**F. Madaus, Halle a. S.**
☞ Versandhaus. ☜
Lieferant vieler Hotels, Caffees, Badeorte u. höchster Offizierkreise.
Versand von 5 Pfd. an. 9 Pfd. franko.

**Berlin's**
grösstes Spezialhaus
für
**Teppiche!**
**Gardinen!**
**Portièren!**
**Steppdecken!**
Stets besondere Gelegenheitskäufe.

Teppich-Haus **Emil Lefèvre**
**Berlin S.**, Oranienstr. 158.
Illustrierter Prachtkatalog 144 Seiten stark, buntfarbig, illustriert auf Wunsch gratis u. franko.
Offiziers- u. Beamtenvereine gewähre Rabatt!

# Technikum Altenburg

für Maschinenbau, Elektrotechnik u. Chemie.
*Elektrotechnisches und chemisches Praktikum.*
☞ **Lehrwerkstätte.** ☜
**Vorbereitung zur Einjährig-Freiwilligen-Prüfung.**
Programme kostenfrei.

**Dr. Matzdorff's** Anstalt für Gemütskranke männlichen Geschlechts.
**Bernau** bei Berlin
(a. d. Stettiner Bahn).
Gute Pflege u. Kost monatl. v. M. 75 an.
Prospekte gratis.

# Cleveland

*ist unstreitig das vollkommenste Rad der Jetztzeit.*

*The Lozier Mfg. Co.*
*Hamburg.*

**Inseraten-Annahme:**
durch alle Annoncen-Expeditionen sowie durch VITA, Deutsches Verlagshaus G. m. b. H. (Verlag der Romanwelt) Berlin W. 50, Rankestrasse 28.

Die Romanwelt

Die „**Romanwelt**“ erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

**Insertions-Gebühren**
für die 3gesp. Nonpareille-Zeile oder deren Raum 50 Pfg.




Druck von Herrosé & Ziemsen, Gräfenhainichen. — Umschlagpapier von Paul Herzberg, Berlin S W. 19.

Tichonov, Aleksej Alekseevič,

Nocturne Etude plein air. Aus dem Russischen

Berlin 1898